


S & F

Die neue Rundschau

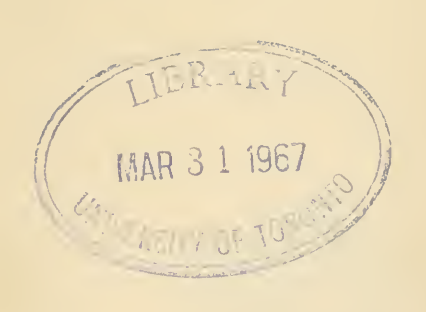
XVIIter Jahrgang der freien Bühne

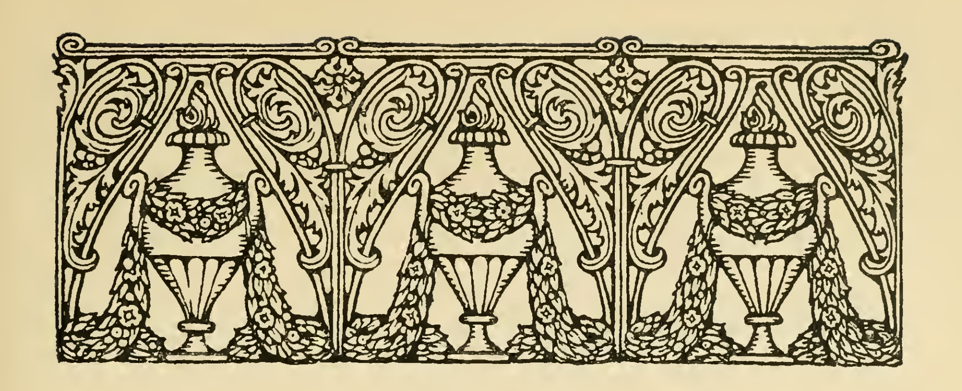
Erster Band

1906



Berlin / S. Fischer / Verlag





Inhaltsverzeichnis

Romane, Novellen, Dramen, Gedichte:

Aufsätze:

Briefe, Reisen, Memoiren:

Rundschau:

Seite

Schmuck des ersten Halbjahresbandes von Walter Tiemann





Drei Sonette/
von Gerhart Hauptmann

Aus Mittagsgluten klagen Windesklagen
Um heiße Mauern und in schwüle Räume.
Ich höre sie im Schlummer meiner Träume:
Ruhlose Stimmen, die am Herzen nagen:

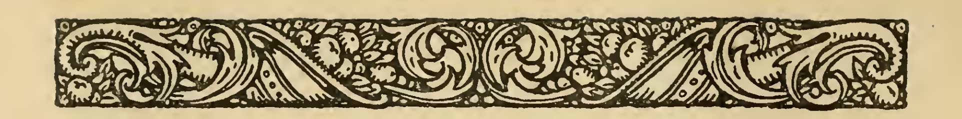
Gleich wie Verdammte, aus gestorb'nen Tagen,
Die etwas suchen und nicht können finden,
Um ihrer Schanden Male zu verbinden,
Und, ohne Antwort, immer wieder fragen.

Die heiße Luft aus Süd, die finst're Wolke,
Die schweigend über den Gebirgen türmet,
Erscheinet überfüllt mit diesem Volke!

Wo starrt der Fels, den dieses Heer bestürmet,
Von Kriegern, die mit bösen Stimmen greinen
Wie Kinder, die ein Vater nicht beschirmet

Und, statt zu kämpfen, Regentropfen weinen?





Die Lüfte grollen schwere Düsternisse.
Voll rauscht die Milch der Berge durch die Schlünde.
Erhab'nes murren dunkle Wolkenmünde
Und bleich und tropfend duftet die Narzisse.

Ich harre, was ein Leuchten mir verkünde:
Ob tot im Licht, von eines Cherubs Schwinge? —
Verstummen, oder daß ich neu erklinge
Im Jubelchor erfrischter Wiesengründe? —

Da, aus Erstickungs-Nächten frei gerungen,
Beginnt ein Tanz! glanzfiebernd drängt der Himmel
Sich in der Erde kranke Dämmerungen.

Das Ohr erbebt vom Götter-Kampf-Getümmel,
Doch dann, von goldnen Fäusten aufgerissen
Klafft weit ein Spalt: mich blendet Lichtgewimmel

Und Freude bricht aus allen Finsternissen.





Ich war, wo gelber Nebel drang, in Hallen
Der Götterbilder, die bewahrt der Britte.
Im Nebel fragend, lenkt ich meine Schritte,
Doch Schweigen fiel von den entthronten allen.

Was wollt ihr, Fremde, hier in unsrer Mitte? —
Dringt solchen Hauches Sinn aus toten Steinen,
Von euren Lippen Bilder oder meinen
Und ist es Drohung, Klage oder Bitte?

Würd ich in euch und ihr in mir geboren,
So müßten Gräber wahrhaft sich entriegeln:
Bis dahin bleibt der Liebe Lohn verloren.

Wenn Motten tanzend sich im Marmor spiegeln,
So tanzt in Ptah und Sechmet nur die Motte:
Doch ihr Geheimnis kann sie nicht entsiegeln.

Verschleiert bleibt und tot der Gott im Gotte.



Der letzte Kampf/ Roman von Otto Rung


da Clermont trat langsam zu dem Netze, das quer über die Bahn gespannt war. Ihr Partner kam ihr entgegen und verbeugte sich nonchalant:

„Es war mir ein Vergnügen, mit Ihnen zu spielen." Er gab einem Knaben Auftrag, die Bälle zu sammeln, wandte sich wieder zu ihr und sagte: „Ich sehe, Sie haben das Zeug, mit der Zeit eine gute Spielerin zu werden. Nur ist Ihr Schlag zu locker. Halten Sie den Arm beim Schlag gestreckt. Spielen Sie hart, fest und mit Passion."

Er warf seinen gelben Wollmantel über den Flanellanzug und ging rasch hinein.

Ida Clermont sah ihm nach: Er nahm sich lächerlich aus, wie er so, vermummt und gebückt, dem Pavillon zulief. Aber die Partie war verloren.

Härte, Festigkeit und Passion! Dazu mußte man es wohl bringen können. —

Die ausgedehnten Tennisplätze, von einem roten Bretterzaun umgeben, lagen so blendend weiß unter der flammenden Junisonne. Auf der kahlen, viereckig abgeschnittenen Fläche erhob sich isoliert der Pavillon mit seinem Sturzbadturm.

Diese öde Ebene, die das intensive Licht ausstrahlte — wie ein Spiegel des flammenden Himmels — irritierte Ida Clermont. Sie fühlte sich heiß, müde und mutlos.

Als sie kurz darauf nach dem Douchebade das Damenzimmer des Pavillons verließ, stand ihr Partner draußen im Schatten des schmalen Halbdaches, nickte ihr zu und schloß sich ihr an. Sie fand keinen Grund es zu hindern, daß er sie in die Stadt begleitete. Unruhig ging sie an seiner Seite, wortkarg wie er. Sie wußte, daß sie ihm außerhalb des engen Spielplanes wenig Interesse bot.

Und ängstlich sann sie nach, wie sie sich seiner Begleitung erledigen könne.

Sie kamen aus der Allee in das Korsoviertel, hierauf in eine breite und ganz stille Straße.

Ida Clermont blieb stehen und reichte ihrem Begleiter die Hand. „Adieu, Mr. Marshner. Ihr Geleit ist zu Ende." Und sie wies auf ein Tor, um ihm zu verstehen zu geben, daß dies ihr Ziel sei.

Marshner merkte sich das Haus, das ein großer herrschaftlicher Besitz war. Ein schönes Gitter aus Schmiedeeisen schloß das monumentale Tor. Und aufs neue betrachtete er seine Begleiterin: Ihr Antlitz erschien ihm nun unter dem weißen Schleier schön in seiner Blässe, kundig musterte er ihre Toilette von englischem Schnitte. Allem Anscheine nach war sie Lady, was er in diesem Lande, in welchem er als Fremder nur mit Schwierigkeit die Nuancen der Gesellschaft unterschied, niemals voraussetzte. Er war an eben diesem Tage im Klub diesem Fräulein vorgestellt worden ... An ihren Namen erinnerte er sich nun nicht mehr.

Sie ist ganz zweifellos Lady, dachte er, während er sie mit Gleichgültigkeit betrachtete.

Im selben Augenblicke ging es ihm auf, daß er Gegenstand einer ganz ähnlichen Musterung sei. Ein gewisses Unbehagen beschlich ihn.

Ida Clermont stand an die geöffnete Gitterpforte gelehnt und blickte kalt und ohne Neugierde auf diese sehr schöne, sehr regelmäßige Physiognomie. Sie fand seine Person untadelig und nicht ohne Noblesse. Mit Wohlgefallen erinnerte sie sich seines ungestümen Spiels; männlich war er, klug sicher nicht.

„Adieu!" Sie zog die Gitterpforte zu; aber während sie rasch durch das Tor ging, wußte sie mit Bestimmtheit, daß er stehen geblieben sei und ihr nachsehe; sie meinte auf ihrem Rücken seinen Blick zu fühlen.

Sie zauderte, war einen Augenblick unentschlossen, faßte sich aber dann rasch und bog links in den breiten weißen Treppenaufgang mit Smyrnaläufern und vergoldeten Geländern ein, der in die Stockwerke hinaufführte. Beim dritten Stockwerk blieb sie stehen und heftete gedankenlos den Blick auf das gelbe Messingschloß, das mitten an der hohen weißen Türe blinkte. Sie blies ein wenig in ihren Schleier hinein und begann langsam die Treppe wieder hinabzusteigen. Von dem Tore aus lief sie rasch in den geräumigen Hof. Hier sprang eine Fontäne, und der Wind sprühte kleine Wasserkristalle gegen ihren Schleier. Durch ein neues Tor gelangte sie in einen von Ställen umgebenen Hofplatz; sie lief weiter und wand sich durch einen winkeligen Korridor. Sie war hier wegkundig; oft benützte sie diesen heimlichen Schlupfweg. Neue düstere triste Hofräume tauchten auf mit spitzen Pflastersteinen, über denen die rissigen Mauern hingen. Diese Häuser machten den Eindruck gigantischer Kehrichtkästen: fetter Qualm glitt aus den kleinen schwarzen Kellerluken. Sie erreichte einen neuen engen, pechfinsteren Gang, in welchem dicke Weiber mit Wassereimern ihr den Weg versperrten. In einem langen schmalen Verschlag war Tür an Tür, alle ganz gleich aussehend. Und auf jeder der abgetretenen Steinstufen saßen dicht aneinander gedrückt kleine Kinder. Sie wandten ihre stummen skrophulösen Gesichter Ida nach, bis sie sie von einem neuen Korridor verschlungen sahen. Ein schmutziger zerlumpter kleiner Mann kam aus einem Keller herauf, machte Front gegen sie und raunte ihr obszöne Worte zu.

Ida ekelte die Begegnung mit diesem beschmutzten und widerwärtig fahlfetten Menschen. Sie hielt den Atem an, um den Gestank aus den rauchenden Abfallshöhlen nicht aufzunehmen. Dieser Durchgang mußte eben ertragen werden. Es hieß, untertauchen — und wissen, daß man sogleich in reiner Luft wieder heraufkam. Auf diese Art berührte der Jammer und das Elend nicht ihr Herz, der Gestank und der Anblick dieser unappetitlichen Menschen nicht ihre Sinne.

Diese Wesen, die in Kellern und Hinterstuben und schrägen Bodenkammern ihr unreines und lichtscheues Dasein verlebten, gingen sie nicht mehr an, als die Ratten, die sich zutiefst in den Kloaken dadrunten aufhielten. Man mußte es verstehen, seine Sphäre zu begrenzen.

Nun hatte sie es endlich hinter sich. Sie kreuzte einen engen und ziemlich dunkeln Hof, und benützte der Bequemlichkeit halber die Küchentreppe, die zum dritten Stockwerk führte. Hier wohnte sie in einem Pensionat, welches unter der Leitung ihrer Cousine, Cäcilie Clermont, stand.

Als Ida die niedere, wenig saubere Küche betrat, atmete sie tiefer; auch hier war sie noch nicht in reine Luft gelangt. Und sie machte sich klar, wie wenige Stunden des Tages — draußen auf den offenen Sportsplätzen — ihr das reiche Tageslicht, die frische und starke Atmosphäre gegönnt sei.

Auch hier gab es lange stockfinstere Korridore, eingesperrte alte Luft, in der, jedes für sich in einem kleinen häßlichen Stübchen, verkommene und beiseitegeschobene Menschen lebten, — diese traurigen Pensionärinnen, ältliche, einsame und verarmte Fräulein von patrizischem Geschlecht. Und wieder dachte sie, wie notwendig es sei, Kreis von Kreis zu sondern. Mit großen Schwierigkeiten war es ihr gelungen, ihre Freunde und Freundinnen von der Gesellschaft, in welcher sie täglich verkehrte, von diesem wenig präsentabeln, kargen Dritten-Stock-Haushalt fernzuhalten.

Im Korridor begegnete sie dem Dienstmädchen, das mit ihren Schlappschuhen dahergeschlürft kam, unaufhörlich vor sich hinmurmelnd. Ida fühlte ihren kognakriechenden Atem wie einen warmen Strom im Gesicht. Wie widerwärtig zu denken, daß die Luft, die sie jetzt einatmete, soeben von diesem schwammigen unreinen Munde ausgestoßen worden, der nun mit überstürzter Eile allerlei zum besten gab, was sie nicht zu hören verlangte. Das breite Gesicht bewahrte dabei seine maskenhafte Ruhe. Und Ida Clermont schien es, als sei das tägliche Beisammensein mit diesem häßlichen niedrigstehenden Geschöpfe für sie die größte aller Demütigungen in diesem traurigen, ungemütlichen Hause.

— Dieses Mädchen empfing Briefe, auf denen sie „Fräulein" genannt wurde. Des Nachts kamen Männer zu ihr. Oft hörte man diese Männer schweren Schrittes durch die Korridore der Wohnstube zugehen, die Klinke fassen, Streichhölzer anzünden.

Aus irgendeinem Grunde wurde dies geduldet.

Als aber das Mädchen nun erzählte, es sei ein Besuch gekommen, wurde sie aufmerksam und ängstlich; leise öffnete sie die Türe der Wohnstube.

Dadrinnen saß im Sofa nahe dem Fenster ein Mann. Es war ihr Bruder. Sie sah im Dämmerlicht das bleiche Oval des Antlitzes über dem roten Streifen des Uniformkragens — und in ihrer Vorstellung verwandelte sich dies Rot zu einem blutigen Hieb quer über seinen Hals.

Überrascht und bewegt trat sie auf ihn zu. Er erhob sich, ergriff ihre beiden Hände, lächelte ihr zu, nickte wiederholte Male. Ida setzte sich in den Lehnstuhl ihm gegenüber und betrachtete ihn lange. Und sie sagte ihm, wie froh sie sei, daß er heimgekommen. Sie sei so einsam gewesen, habe soviele Mißhelligkeiten, soviele Sorgen gehabt. Dann fragte sie ihn aus. Sie hatten ihn erst einen Tag später erwartet.

Er stand auf, und im Zimmer auf- und abschreitend, erzählte er lebhaft und mit vielen Unterbrechungen von der Heimkehr, von dem viele hundert Kilometer langen Distanzritt aus der Garnisonsstadt im südlichen Frankreich — nach Norden, durch die Schweiz und Deutschland. Fünfmal zwölf Stunden auf dem Pferderücken! Elsaß' Pappeln waren an ihm vorbeigejagt wie fliegende Fahnen. Straßen und Flüsse und unzählige, ganz gleich aussehende Dörfchen am Fuße der grünen Weinberge waren ihm vorübergeschwunden; Landschaften, Gemarkungen hinabgespült unter den Pferdehufen und hinter ihm zurückgeblieben. Natürlich hatte er seine Ankunft nicht auf den Tag bestimmen können. Nun aber sei er daheim. Es sei gut, daheim zu sein. Er sehne sich nach dem Dienst, nach den alten Kameraden. Und nach Ida. — Er neigte sich vor und betrachtete die Schwester mit Sympathie und Zärtlichkeit.

„Bin ich häßlicher geworden?" fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. Aber in Wahrheit schien sie ihm verändert. Er fand eine stetige nervöse Unruhe in dem schmalen, ein wenig bleichen Gesichte. Die Nasenflügel bebten ab und zu. Und in den dunkeln, etwas verschleierten Augen kamen und schwanden kleine scharfe aufmerksame Blitze. Er wandte sich mit einem Gefühle der Verstimmung von ihr ab und sah sich von neuem in der großen unbehaglichen Wohnstube um.

Auch hier war Unruhe, Mangel an Übereinstimmung, vieles was zu der nackten lichtblauen Tapete in grellem Widerspruch stand.

„Ja", sagte Ida. „Heimlich ist es hier nicht. Ich verstehe, daß du dich hier als Fremder fühlst. Du hast nicht einmal deinen Säbel und deine Handschuhe abgelegt."

Er erhob sich und löste das Säbelgehänge. Ida beobachtete lächelnd, wie achtsam und vorsichtig er die blinkende schlanke Waffe in die Ecke hinter den Bücherschrank stellte. Es war, als verwahre er sie in einem feinen, sicheren Etui. Sie fühlte sich bedrückt von dem Gedanken, daß er nun heimgekehrt sei zu dem ewigen Wind und Grauwetter dieses Landes, zu traurigen schwierigen Verhältnissen nach einem zweijährigen starken und reichen Leben unter Südfrankreichs Sonne, unter Menschen von einer wärmeren, dunkeln, wohl halbwilden Rasse.

Und er erzählte ihr mit Begeisterung von dem fremden Dienste, von St. Cyr und dem Garnisonsleben, von den Kameraden, ihren Extravaganzen und ihrem unverbrüchlichen Zusammenhalten, von dem Kasino und der Revue bei Châlons, endlich von der Reitschule in Seaumur. In diesem Lande empfand man die Bedeutung des Militärs! Da sah die Nation zu ihrer Armee auf als zu ihren Erlösern, ihrer Zukunft. Und das Zutrauen der Nation gab dem Heere Glanz und Größe; — trotz der Lügen, die die gekauften europäischen Zeitungen ausstreuten über die Korruption des Generalstabs und über diese ewige triviale Affaire. — — —

Ida nickte ihm zu. Er müsse weiter erzählen. Sie wünschte seine Stimme zu hören, die schön, tief und warm klang. Was er erzählte, interessierte sie wenig. Sie ließ sich bloß von dem Steigen und Fallen dieser Stimme einwiegen.

Und Leo erzählte weiter von den Tumulten aus Anlaß der Wahlen, als Max Regis an der Spitze eines Stabes Unruhstifter aus Algier eintraf. Er berichtete lebhaft von dem großen Militärchoc, an welchem er teilgenommen: das Geschäftsviertel war bedroht. Die Menge zerschmetterte die Fensterscheiben der jüdischen Geschäfte.

Nun erhielt die Eskadron Ordre zum Einhauen. Es wurde die Parole ausgeteilt: Flache Klinge gegen die Franzosen, scharfe gegen die Juden. Sie ritten der Menschenmasse entgegen, die augenblicks in Aufruhr kam und sich mit Geschrei und Lärmen dicht um sie drängte. Aus einem Lager wurden sie mit Konservenbüchsen bombardiert. Rote Fahnen tauchten vor den Nasen ihrer Pferde auf. Da fiel ein Revolverschuß. Und heraus fuhren die Klingen, im Lichtschein blinkend, und wirbelten in raschen Stößen herab. Die Kameraden schrien und juchheten und unterhielten sich famos; wo sie semitische Züge sahen, ließen sie die Klinge sausen. Und sie trieben die Bande weiter durch einen Engpaß der Straßen, einen großen schwarzen Klumpen, der rollte, wuchs, plötzlich barst und sich in einen gurgelnden Strom ergoß, der in zahllose Kloakenmünder zu versickern schien.

In den schmutzigen Straßenpfützen lagen zwischen Haufen von Pflastersteinen die Gefallenen: Männer mit ausgestreckten Armen wie Gekreuzigte und abseits eine dicke Dame mitten auf dem Trottoir. Sie lag auf dem Magen und sah aus wie ein gestrandeter Ballon.

Ja, nun war er wieder daheim, es war vorbei mit der Kavallerie, mit Remonte und Rassepferden — und mit den Taten.

Er schwieg nachdenklich, und bei der plötzlich eingetretenen Stille, die durch das Ticken der Stutzuhr noch mehr hervorgehoben wurde, fuhr Ida zusammen.

Abermals sah Leo Clermont sich in der Stube um. Stück für Stück fand er die alten Möbel des aufgelösten Heimes wieder: die Stutzuhr und die alten Stühle aus Eichenholz mit den in die hohen Rücken geschnitzten Lilien, Rosen und Tauben des Familienwappens. Das Goldleder war durch Wachstuch ersetzt worden. Dort entdeckte er auch den schweren perlmuttereingelegten Tisch aus gelbem Marmor. Im Winkel leuchteten die Goldblumen von den bauchigen Seiten der alten Rokoko-Schatulle.

Er begegnete Idas Blick. Wie wenig war übrig von dem reichen Hausrat aus ihrem gemeinsamen Heim, dem großen weißen Hofe, den Großvater für sein Geschlecht erbaut, eine Meile entfernt von dem Tumult der Hauptstadt. Nun schienen ihm die alten gebrechlichen Sachen hier zu liegen wie Wrackgut, achtlos umhergeschleudert in dieser kalten häßlichen Stube, dem gemeinsamen Zufluchtsort vieler gleichgültiger Menschen, die wohl selbst — jeder auf seine Weise — havariert und hier gestrandet waren. —

Da hingen auch an der Wand in verblaßten ovalen Rahmen sieben schwarze verschimmelte Familienporträts. Er betrachtete sie eines nach dem anderen. Er kannte von der Knabenzeit jedes einzelnen Geschichte: Der Stammvater Leo Clermont, Marquis von Frankreich, der während der Schreckensregierung einen Monat

in der Conciergerie gefangen gesessen, bis es ihm mit Beistand seiner Schwester geglückt war, in einem Reisewagen mit ihr gemeinsam über die Grenze zu entkommen. Sie waren später weiter gegen Norden gereist, und in dem fremden Lande, in dem sie Asyl fanden, erreichte das Geschlecht eine neue Blüte in dem Kaufmann Viktor Clermont, der hier abgebildet auf einer Schiffsbrücke stand, mit seinem Fernrohre einer Flotte schwerbelasteter Schiffe folgend. Er legte den Grund zu dem großen Vermögen, das in den beiden nächsten Generationen die Emigrantenfamilie zu einem der ersten patrizischen Geschlechter des Landes machte. Er spekulierte während des Kornkrieges à la baisse und hielt Kaperschiffe auf der Nord- und Ostsee. Und er kaufte Land, weil er der Ansicht war, ein Geschlecht müsse Land besitzen, um bestehen zu können.

Sein Sohnessohn, Ida und Leo Clermonts Vater, dessen Bild in Majorsuniform zunächst der Türe hing, war der letzte, der diese Ländereien besessen. Bei seinem plötzlichen Tode war das Besitztum sequestriert worden, und jedem der Kinder blieb bloß eine Leibrente von wenigen Hunderten, der Rest des mütterlichen Erbteils. Außerdem diese wenigen Möbel, die bei der Auktion allzu teuer zurückerstanden worden und nun hier standen, fremd und kümmerlich — an einer kahlen Wand.

Leo Clermont stand auf. Seine Freude, daheim zu sein, schwand. Er sah schwere Zeiten, lange Regentage, kleine unsichere Verhältnisse vor sich, die ihn hier erwarteten. Und bedrückt blickte er auf die Schwester, die mit gekreuzten Armen beim Fenster stand, die Stirne an die Scheiben gelehnt.

Sie starrte hinab in den tiefen düsteren Hof. Draußen im Tor war eine grüne Laterne angezündet. Ein blasser grüner Schein fiel über den Holzboden des Torweges. Ein Polizeimann ohne Mütze trat rasch aus einer Kellertüre in den Hof hinaus. Er hielt beide Hände vor das Gesicht, und das Blut rann zwischen den Knöcheln heraus. Er beugte sich über die Pumpe, die wie ein langer Darm aus der schmutzigen Mauer heraushing. Das Wasser plätscherte über seinen Mund.

Drei Fenster des Erdgeschosses waren durch Läden verschlossen. Von unten herauf drang heiseres Brüllen, stoßweise, mit regelmäßigen Pausen.

Ida Clermont gewahrte in dem breiten Hoffenster nächst den Läden das Frauenantlitz, das sich gewöhnlich um diese Zeit da zeigte, ein großes, schweres und breites Gesicht, das ihr so unnatürlich fett schien, so aufgeblasen wie ein Ballon. Nun hob es die matten Augen von dem Nähzeug, und Ida wußte, daß, solange sie hier am Fenster stehen bliebe, diese Augen nicht von ihr weichen würden.

Plötzlich flammten weiße Lichter im zweiten Stockwerk des Vorderhauses auf. Und zugleich war es, als senke sich der Hof um viele Ellen hinab in dichtes, sumpfartiges Dunkel.

Jetzt hörte sie die Pensionärinnen in den anderen Zellen mit den Türen schlagen. Das Dienstmädchen kam schlapfend heraus in den endlosen Korridor. Ida erkannte am Laut ihrer Schritte, daß sie eine Schüssel trage, und sagte ihrem Bruder, daß ihre Speisestunde da sei.



Vor Leutnant Clermont gingen zwei Tambours und ein Paukenschläger. Zwischen ihnen durch unterschied er die Bläser, deren Rücken im Takt der Musik schaukelten. Sie schienen einen Körper zu bilden, der sich vermöge langjähriger Routine sicher und bedächtig, ohne Schwanken im Schritt bewegte, rechtzeitig den Pferdebahnwagen ausweichend, mitten die Fahrbahn hinab.

Leutnant Clermont folgte gehorsam diesem Korps, sowie die Wachmannschaft hinter seinem Rücken mit ihm Schritt hielt. So wirkten sie alle im gleichen Takt wie die Teile einer Maschine. Mit Unbehagen kam es ihm in den Sinn, daß, bliebe er nun plötzlich stehen, diese schweren Transtiefel hinter ihm ihn zweifellos umstoßen und niedertreten würden.

Auf dem Fußdamm ging das Publikum im Takt mit, und allen voran sprang der bekannte gelbe Hund unter kurzem Gekläff. Jetzt rannte er einer Trambahn nach und vergaß die irritierende Musik; und ein paar Menschen am Fußdamm kamen aus dem Takt, um einer Dame nachzusehen, die sie zu interessieren schien.

Mit einemmal fühlte er sich wie unter einem starken Zwang. Wie lächerlich mußte er sich ausnehmen, wie er da ging, steif und feierlich, in Uniform mit Schnüren und blanken Knöpfen, einem Reglement folgend.

Es regnete dicht. Das Kerseyzeug der Soldaten verbreitete einen atemraubenden saueren Geruch. Da gingen sie und trampelten mit großen Stiefeln in den gelben Morast der Wagengleise. Die Trommel klang verschleiert und traurig. In diesem Lande regnete es immerzu — ohne Aufenthalt.

Er erinnerte sich eines Tages — eines der Châlons-Tage: — — —

Die Kürassiere zogen zur Hauptwache hinauf — eine halbe Eskadron mit Musikkorps und wehenden Standarten. Wie ein zitternder Nerv durchlief es diesen Ritt; die Bläser wiegten sich weich auf den tanzenden Pferden. —

Ein Regenschauer brach los. Der Hagel prasselte in Salven auf die blinkenden Messingkürasse. — —.

Hier ging man in trägem Marsch, ein Opfer dieser endlosen Nässe. Man sollte wahrhaftig lieber Halt kommandieren, abtreten lassen, es jedem selbst anheimgeben, sich nach Belieben zu unterhalten.

Er sah vor sich die Eskadron in kurzem Trab reiten, während die Tropfen von den geschulterten Säbeln sprühten und aus den Helmschweifen rannen. Klingend schlugen die Rosse ihre Hufe in den blanken Asphalt.

Und in einem Nu war der Guß vorbei. Die Sonne überströmte den Boulevard, und die nassen Kürasse flammten wie Feuerstöße über den blauschwarzen Pferderücken. Es klang wie Tambourins, wie sie so in der Sonne dahinritten.

Die abzulösende Wacheabteilung stand hinter dem Gitter. Leutnant Clermont befand sich Aug in Auge mit einem plumpen Sekondeleutnant mit roter Visage, der die nötigen Formalitäten herleierte und hierauf mit um die Stiefel klapperndem Säbel durch das Eisengitter der Wache hinausschlenderte. Die Türe knirschte hinter ihm ins Schloß.

Allein in der Wachstube zurückgeblieben, warf Clermont sich in das Ecksofa und verfiel aufs neue in trübe Gedanken.

Mit Unbehagen sah er sich wiederum in dieser Wachstube, vor diesem selben verschnitzelten Tisch, dieser dunkeln Alkove, die ihres Ungeziefers halber berüchtigt war, — dem Brette dort in der Ecke, an dem die Arrestschlüssel hingen. Hier saß man, fünfzehn Mann stark, und bewachte ein paar Schlüssel.

Müde und niedergeschlagen rief er sich die acht Diensttage zurück, die er seit seiner Heimkehr durchgemacht.

Schon den ersten Tag, als er sich bei seinem Kapitän meldete, war es ihm klar geworden, daß er einer schweren Zeit entgegengehe. Ein kümmerlicher und beklommener Mann mit hängendem Schnurrbart empfing ihn in der niedrigen Wohnstube, die von Pfeifenrauch und irgendeiner Kohlsuppe qualmte. Im Fenster stand ein Regiment billiger Zinnsoldaten nach strategischen Regeln aufgestellt — während das Kind, das in seinem Spiel unterbrochen worden, irgendwo in einer anderen Stube weinte und von Zeit zu Zeit kam und mit den Füßen an die Türe stieß. Der Kapitän kratzte gedankenvoll einen Fleck von dem Ärmel seines abgetragenen Schnürrocks.

„Ja, ja, es ist keine goldene Laufbahn, die militärische", sagte er. „Der Staat sorgt schlecht für seine Beamten. Das Avancement schwach, und dazu die Altersgrenze — — Kurz: die Nation ist ein schlechter Arbeitsgeber."

Das Avancement! — — Leo Clermont lehnte sich zurück. Auf diesen Punkt hieß es nun alle Aufmerksamkeit sammeln: Avancieren, das war die Sache! — Niemals stehen bleiben, immer weiter, am besten im Laufschritt, einmal voran kommen, den anderen zuvor, — darum handelte es sich!

Die Zerlumpten werden überholt; der Pöbel bleibt unten. — — Oder verhielt es sich in Wahrheit nicht so?

Durch das Fenster gewahrte er eine Dame, die aus dem tiefen Zitadellentor hervortrat, sich näherte, die Gittertüre öffnete. Die Schildwache trat ihr entgegen. Es war seine Schwester. Er erkannte ihre distinguierte Haltung, ihren festen, glatten immer raschen Gang.

Nun öffnete sich die Türe, sie trat ein, nickte kurz und setzte sich stumm ihm gegenüber. Sie wartete ab, daß er das Gespräch beginnen würde.

Und während der Bruder nun in forzierter Gesprächigkeit von dem Dienst zu reden anfing, von den neuen Kameraden und dieser Mannschaft stupider Bauern, die zu dressieren seine hoffnungslose Aufgabe war, gab sie, ihn mit Unruhe betrachtend, halb und halb die Absicht auf, bei ihm, sowie sie es vorhin beschlossen, Rat und Hilfe zu suchen. Aus seiner Rede erfaßte sie nur das eine, daß auch er vor schwierigen Verhältnissen stehe, ohne sonderliche Hoffnung durchzudringen, daß er niedergedrückt sei wie sie selbst. Und aufs neue kreisten ihre Gedanken um ihre eigenen Sorgen: die drückenden Schulden, die positive Unmöglichkeit, Geld zu beschaffen — Geld, um durch- und um weiterzukommen — in sichere, in mehr als sichere Verhältnisse.

Da brach Leo in seinen Mitteilungen ab und begann die Schwester eindringlich um ihre Verhältnisse und Pläne zu befragen.

„Du wunderst dich wohl", erwiderte sie, „daß ich in Pension bei dieser etwas sonderbaren Cäcilie Clermont wohne, die ihre Pensionäre abwechselnd anbetet und von ihnen angebetet wird, mehr oder bedeutend minder platonisch. Gegen mich ist sie gut gewesen, sie hat mich mit ihren Liebesbezeigungen verschont und mir es im übrigen selbst überlassen, mein Leben zu ordnen. Man muß beizeiten dazusehen, sein Leben zu ordnen. Meines ist noch Chaos.

Diese Wintersteins und die übrigen Gutgestellten der Familie erboten sich mir, mich der Reihe nach die Woche hindurch in Kost zu nehmen, bis ich mir eine Stelle als Gesellschaftsdame in einem adeligen Hause verschafft hätte. Ich dankte so höflich als möglich und erklärte, es sei meine Absicht, mich zur Volksschullehrerin auszubilden."

„Ja, das schriebst du", sagte Leo. „Es überraschte mich. Ich weiß, was es heißen will, das Volk heranzubilden. Zu unserem eigenen Verderben geben wir dem Volke dieselben Kenntnisse, die wir besitzen."

Ida lächelte. „Ich kam nicht einmal bis zur Berührung mit diesem Volke, das zu unterrichten, man sich beifallen läßt — wahrscheinlich aus einem mißverstandenen Gerechtigkeitsdrang. Aber ich war in der Tat vier ganze Wochen und vier Tage mit noch dreißig Leidensgefährtinnen in einen großen nackten Raum zusammengesperrt. Wir waren eine hübsche Versammlung; ich schäme mich noch heute in tiefer Seele, wenn ich an diese Tage denke. Da saßen wir auf harten Holzbänken und ließen uns von einem Wesen belehren, nicht Weib, nicht Mann, das uns haßte und das wir haßten. Da saßen wir — ein recht anmutender Anblick — unsoigniert und halb verhungert, vernachlässigt und kurzsichtig, alle in den Schatten gesetzt, ausrangiert, eine schäbige und kümmerliche Gesellschaft.

Einige von uns — ja es waren einzelne, die jahrelang kein Wort mit einem Manne gewechselt. Das drückt einem Weibe seinen Stempel auf. Es gingen Zettel von Hand zu Hand — mich ekelt noch, wenn ich an den Inhalt dieser Zettel denke. Einige unter uns — es gab etliche, die Schweigen beobachteten und mit einem unsicheren Lächeln umhergingen, das auf eine gewisse innere Harmonie deuten konnte. Sie wurden von allen beneidet — und von allen verachtet. Sie schmückten sich mit weißen Krägen und strichen das Haar über die Wangen hinab, bildeten eine eigene Gruppe und behielten ihr — mögliches Glück für sich selbst.

Es ist selbstredend nicht wahr, daß die Arbeit adelt. Das redet man den armen Teufeln ein, um sie aufrecht zu halten."

Leo nickte. „Nicht die Arbeit — die Tat adelt."

„Die Arbeit — die Tagfron, der Existenzkampf, sie adeln nicht; das ist nur ein kluger Kniff, auf den man verfallen ist. Das Streben und Mühen erniedrigt, degradiert. Ich wenigstens fühlte mich in jenen Tagen tief, tief erniedrigt. — Ich schämte mich. Wenn ich heimging, stahl ich mich durch Hintergäßchen und Schlupfwege. Ich habe manche kuriose Fuchsgänge hier in der Stadt aufgespürt. Ich

war verzweifelt und stumpf, verbittert und zugleich erstarrt. Ich schämte mich. Ich fühlte, wie ich sank, wie ich fiel, moralisch fiel, aus der Gesellschaftsschichte glitt, in der ich geboren bin, wie ich tiefer und tiefer stürzte. Es gibt viele Schichten da unten in der Gesellschaft. Ich sehe es in Perspektive vor mir — wie einen Brunnen — finsterer und nach unten zu immer schmutziger — in Spiralform.

Vier Wochen, viermal sieben Tage und noch vier Tage hielt ich diese Luft, diesen Schmutz, diese Plage, diese Schande aus. Dann stand ich eines Tages da und sollte bezahlen — meine Erniedrigung noch mit teuerm Gelde bezahlen — ganz neue Banknoten; es war mir ein eigener Genuß, diese neuen Scheine in der Bank gegen viele blanke Silbermünzen einzuwechseln. — Ich bezahlte nicht den ersten, nicht den zweiten des Monats. Ich konnte nicht. Dann blieb ich fort. Ich bin nun wohl in der Liste durch einen energischen Federzug gelöscht. Dann kaufte ich mir für diese blanken klingenden Silbermünzen einen modernen Hut.

Und nun fing ich an, um meine Position zu kämpfen.

Ich habe seinerzeit von den hochadeligen und hochvornehmen Häusern genug bekommen, von jenem geschlossenen aristokratischen Zirkel, in dem du wohl gut empfangen würdest, wo aber für mich nichts zu holen war. Es herrscht ein gefälliger und reiner Stil da oben; diese Menschen haben eine gewisse körperliche Anmut, die gewinnend ist. Für mich ist unter ihnen nichts zu erreichen. Ihre gute Zeit ist vorüber; sie schränken sich alle ein. Ich habe mir nun einen kärglichen Platz in einer großen Clique erkämpft, in der nicht wenig Schuftigkeit ist und geringe Anmut, aber viel Geld. Noch immer muß ich um meine Position ringen. Aber vielleicht reussiere ich dennoch zuletzt."

Sie schwieg einen Augenblick, hob dann die Schultern und sagte mit halber Stimme: „Du verstehst mich wohl, Leo. Wir sind von demselben Blute. Unser Blut brennt in derselben Qual. Wir ergeben uns nicht. Unser Geschlecht hat Ländereien besessen — zuerst in Frankreich — dann hier. Und es hat Macht besessen. Es war wohl ein Clermont, der um eine französische Provinz würfelte. Das berührt uns ja an und für sich nicht; ich habe für die Toten nichts übrig. Aber es bestimmt wohl dennoch unseren Willen und unser Leben."

„Ja", sagte Leo. „Wir haben gewissermaßen Verpflichtungen gegenüber unserem Geschlechte."

Ida lachte. „Verpflichtungen?"

Er nickte. „Nein — du hast Recht. Wir anerkennen an und für sich keine Verpflichtung. Aber es steht ein Gesetz über allem Willen — das Gesetz der Nerven und des Blutes."

Die Schwester betrachtete ihn mit Verwunderung und Sympathie.

„Ist es denn übrigens etwas so Feierliches," sagte sie, „daß wir um unsere Stellung kämpfen? Du — ja du bist freilich nur ein Leutnant — noch dazu von der Infanterie, ich ein Fräulein, das nichts besitzt als sein Äußeres. Darin liegt wohl nichts Feierliches, daß wir den Pöbel hassen, das Pack, die Parvenüs. Es

ist eine natürliche Sache. Wir ergeben uns nicht! Und ich bin sehr wenig genügsam. Stets seine Aufgabe erweitern — das ist die Sache!"

„Du kannst dies leicht", fügte sie nach einer Weile hinzu. „Du hast eine Uniform, hast Schnüre und Rang, die dich von der Menge unterscheiden. Du wirst für diese geschlossenen hochvornehmen Häuser eine Akquisition sein. Du kannst Karriere machen: kannst in die Garde kommen. Geh zu Baronin Winterstein. Sie vergißt es nicht, daß sie wie wir von einem Clermont abstammt. Ja freilich, du kannst es!"

Ihr Blick kreiste in der halbdunkeln Wachstube.

„Ach nein!" sagte sie. „Du kannst es dennoch nicht. Wie finster und unsauber ist es hier doch! — Und sieh!" sie wies hinauf, — „da oben auf dem Regal liegen in einer großen versiegelten Kiste, wie man mir erzählt hat, zweihundert scharfgeladene Patronen zum Gebrauch für die Wache."

„Ja, für den Fall, daß der Pöbel uns zu Leibe rücken sollte."

Sie lachte kurz. „Vergeht denn ein einziger Tag, ohne daß sie uns zu Leibe rücken? Drängen sie sich nicht um uns, reiben sie sich nicht an uns, wälzen sie sich nicht über uns mit Ellenbogenstößen und Fußtritten? Und doch läßt man das Siegel unerbrochen — das unlösbare Siegel. Man entschließt sich hierzulande nicht leicht, Siegel zu erbrechen.

Aber hätte ich dreißig Automaten in Gewehr hinter mir, wie du — ich denke wohl, ich bräche das Siegel eines Tages."

Er schüttelte zerstreut den Kopf.

„Du folgerst wie ein Weib," sagte er, „— unbeherrscht."

Von der Schildwache her scholl ein Ruf. Die Mannschaft regte sich drinnen in der Wachstube. Leo Clermont sprang vom Stuhle auf, suchte verwirrt nach seinen Handschuhen und eilte hinaus.

Ida stellte sich an das Fenster. Da draußen sah sie den Bruder vor der Front stehen, stramm, starr, den Säbel an Seite und Schulter gepreßt.

Und hinter ihm stand eine Reihe Männer in dicken blauen Röcken. Sie hatten häßliche Mützen tief in die Augen hinabgedrückt und hielten alle das Gewehr gerade vor sich hin. Bei einem gegebenen Signal drehten sich alle Gesichter blitzschnell zur Rechten. Ida spähte:

Draußen vor dem Gitter kam der Gegenstand dieser Honneurs daher: ein zivilgekleideter häßlicher alter Mann mit glattrasiertem Kinn, der schleppenden Schrittes näher kam, den aufgedunsenen Bauch vor sich hertragend. Er hob zerstreut die leeren Finger eines Handschuhs auf halbem Wege zum Hute und ging vorüber.

Die Mannschaft trat ab und kehrte in die Wachstube zurück, einander in die Fersen stoßend. Auch der Bruder trat ein und blieb vor Ida stehen.

„Vorgesetzter?" fragte Ida.

Er nickte: „Generalleutnant".

„Ich habe verschiedenes über ihn gehört", sagte Ida. „Er hat einen schlechten Ruf."

Leo nickte wieder.

„Und dennoch halten diese Automaten da draußen ihre ungeladenen Gewehre ihm zu Ehren vor ihre Mägen! — Und du selbst — —"

Sie betrachtete ihn ärgerlich: „Wieder das Siegel — das unerbrechbare Siegel."

„Man hat seine Charge", sagte Leo, „und ihr zufolge subordiniert man sich dem, der eine noch höhere Charge hat."

„Ich würde mir selbst keine Grenzen setzen", sagte Ida.

Und sie ließ ihren Blick auf ihm ruhen, ironisch, aber freundlich. Er wurde rot. Erst jetzt schwand die militärische Steifheit aus seinen Zügen.

„Ja", sagte er, „so ist es nun einmal. Wir sind Glieder einer Maschine. Aber es ist ein Schauspiel von großer und lebendiger Schönheit, wenn diese Maschine arbeitet. Disziplin ist eine Bedingung für die Einheit und Anmut der Form."

Die Schwester schüttelte das Haupt. Sie konnte diesem Räsonnement nicht folgen. Aber sie erkannte, daß der Bruder ihr weder Rat noch Hilfe zu bieten hatte. Sie erhob sich; ihre Zeit war knapp. Es gab so vieles, das nicht vergessen werden durfte. Sie mußte fort.

Nach der Dienstzeit kamen die Kameraden einer um den anderen auf die Wache. Sie verlangten Bier und Karten und begannen Tarok zu spielen.

Gordon Marshner und Ida Clermont fuhren auf ihren Rädern nordwärts.

Er sah bewundernd auf ihren Fuß hinab und auf ihr Knie, das in festem Rhythmus unter dem Kleide schwoll und wieder schwand.

„Die meisten Damen in diesem Lande", sagte er, „treten ihr Rad, wie sie eine Nähmaschine treten. Sie nicht."

„Ja, man kann es den Damen in unserem Kreise ansehen", entgegnete Ida, „daß ihre Großmütter oder Mütter an harte körperliche Arbeit in Küche und Haus gewohnt waren, an Treppenwaschen und noch ärgere Dinge."

Sie starrte während des Fahrens auf die blanke Lenkstange des Rades, auf den zitternden Ring des Vorderrades, der aus der Gabel herauszukriechen schien — ein unendlicher grauer Strom von Bewegung. Aus den vernickelten Speichen strahlte blendendes Licht. Und ihr schien es, als zittere die neue Maschine leicht unter ihrer Lenkung.

Sie vermißte eine Reitpeitsche und Sporen — — eingedenk jener Tage, als sie, dreizehnjährig, rittlings auf einem jungen Pferde mit ihrem Bruder aus den weißen Höfen des väterlichen Gutes hinausritt und dahinjagte über Wege, Gräben und Zäune und über die flache Gemeindewiese. — Und zugleich kam es ihr in den Sinn, daß das Rad noch nicht bezahlt war, und die Firma zweimal die Rechnung geschickt hatte.

Ihre Augen suchten die Marshners. Aber er wandte sich nicht um. Er schaukelte leicht in den Pedalen, während er eine Hand in der Tasche hielt. Schneeweiße Huntingtie um den hohen Stärkkragen, schottische Strümpfe; unter dem steifen gestutzten Schnurrbart hing das Pfeifchen hervor.

„Jawohl", dachte Ida, „er hat das giltige Gepräge. Nichts charakterisiert ihn als eben dies Gepräge: daß er zur Gesellschaft gehört. Man wird ihn überall empfangen auf dies Gesicht hin, diese vollkommenen Manieren, diese vollkommene Toilette. Er ist zugleich nonchalant und höflich. Von der angemessenen Kühle. Nirgends kann man einen Finger anlegen und klopfendes Blut, zitternde Nerven vernehmen."

Und es fiel ihr ein, daß sie sich wohl ebenso ausnahm, wenn es ihr beliebte, den Ton anzunehmen: ladylike, kühl und nonchalant. Hie und da war diese Rolle recht notwendig. Es galt zu variieren, stets auf der Hut zu sein und seine Attitude zu berechnen.

Bei diesem Anlasse war sie aufs neue vergessen oder übergangen worden. Durch Marshner, den sie ganz zufällig auf seinem Rade auf dem Boulevard begegnet, hatte sie von dem Match erfahren, der bereits vor einer Stunde im Golf-Klub begonnen. Er befand sich eben auf dem Wege dahin, hatte zu tun gehabt und sich verspätet.

Erstaunen und Zorn ergriffen Ida bei dieser Mitteilung. Niemand hatte ihr eine Verständigung zukommen lassen, obwohl sie Mitglied des privaten, sehr exklusiven Golf-Klubs war. Rasch gefaßt, erklärte sie jedoch resolut, daß sie selbst sich ebenfalls auf dem Wege nach dem naheliegenden Wäldchen befinde, wo der Match abgehalten wurde, und sie demnach miteinander fahren könnten. Sie berechnete den Vorteil, sich — uneingeladen — in Marshners Gesellschaft zu zeigen.

Sie fuhren die lange Chaussee entlang, die sich nahe beim See zwischen zwei Reihen Villen hinzog. Große und kleine Gärten neigten sich über die Böschungen. Längs der Seitenstraßen ragten mehrstöckige Häuser, einige kaum noch unter Dach, in verstreuten Karrees auf. Um sie her wimmelten die Villen; Bastarde jeder Stilart; sie schoben sich auf aufgeführten Dämmen in den See hinaus, türmten sich hintereinander landeinwärts. Jenseits der Eisenbahn liefen Alleen hellgestrichener und roter Mauerflächen in tiefer Perspektive.

Marshner befragte Ida um diese Villen und ihre Besitzer. Sie schüttelte das Haupt. Diesen und jenen kannte sie wohl. Sie nannte die Namen, erzählte, was sie von jedem wußte. Sie gehörten zur Gesellschaft und es kursierten diese und jene Geschichten über sie. Aber die anderen —? Es gab Tausende, von denen sie nichts wußte. Sie las die merkwürdigen Villennamen über den kahlen Loggien, vermochte aber keine Aufklärung zu geben. Es war nicht ihr Kreis. Es waren wohl Maurermeister oder Schlächter, oder Gemüsehändler oder Schornsteinfeger, die diese häßlichen Häuser gebaut hatten.

Und Schrecken ergriff sie über die ungeheure Menge eleganter und prahlender Wohnstätten, die im Laufe weniger Jahre hier emporgeschossen waren und sich brüsteten mit ihren Flügeln, Erkern und Türmen. Neue Emporkömmlinge wuchsen um sie her auf, neue Schichten verschoben sich, neue Namen bahnten sich Wege und wurden gangbar. Man sollte es sich wohl angelegen sein lassen, etwas

über sie alle zu erfahren, beizeiten auf seinem Posten zu sein, um sie nicht unvorbereitet eines Tages um sich zu sehen, auf gleichem Niveau, den Weg verdunkelnd in ihrer gleichgültigen Aufgeblasenheit. Welch ungeheuere Menge Geld häufte sich wohl zwischen diesen Krämerfingern, Silbergeld, das auf Trabrennbahnen und in Auktionslokalen klingelnd in diese gelblichfahlen Finger glitt, fettige Banknoten, die in den Hinterstuben der Marktkneipen an diesen Fingern kleben blieben. Das war ein Handeln, ein Spielen, ein Einkassieren rings um sie her. Und diejenigen, welche einkassierten, konnten Villen bauen, die eine häßlicher als die andere — skandalöse Miniaturmodelle der Lehnsgüter des Landes.

Sie hatten das Wäldchen erreicht, fuhren den Hauptweg entlang und gelangten, auf einen Seitensteig einbiegend, unter die uralten kolossalen Bäume, deren starre dunkelgrüne Kronen ihre Schleppe tief hinab in das gelb versengte Gras fallen ließen.

Eine Schar Rehe setzte in runden Sprüngen über den Weg.

Zwischen den Bäumen schimmerte das schmucke Jagdschlößchen durch — und nun auch die weitgestreckten grünen Flächen, die Ebene, auf der das Schloß aufragte und wo große Rudel von Rehen mit erhobenen Köpfen, Lende an Lende, umherliefen.

In kurzen Zügen atmete Ida Clermont die frische Waldluft ein. Eine Sekunde lang berauschte sie sich an dem reichen duftenden Ozon. Wie schön war es hier! Am Horizont blaute der Wald; er schien ihr wie ein ferner Ring aus einem seltsam duftigen Stoffe rings um das weite grüne Land geschlungen.

Aber sogleich riß sie sich los. Am Fuße des Schlosses erblickte sie Menschen — einen großen Haufen: die Clique. Viele saßen im Grase. Die Damen trugen alle Sportstracht und über die Blusen kurze rote Jacketts nach dem gleichen Modell, mit goldenen Schnüren und blanken Knöpfen. Ihre Röcke lagen über das Gras gebreitet wie aufgeschlagene Fächer.

„Sehen Sie!" sagte Ida. „Dort ist Beß Nelsson." Sie zeigte auf eine hohe schmächtige Gestalt, die ein wenig entfernt von der Gruppe stand. Der Kleiderrock, den sie mit der linken Hand hob, wand sich um ihr Bein — eine Treppe von Plissees. — „Beß Nelsson! Erinnert sie nicht an eine jener schlanken tropischen Muscheln? Aus dem Tüll des Kragens kriecht ihr Gesicht hervor wie eine kleine blasse kalte Schnecke, die in die Welt hinauswittert."

Sie stellten ihre Räder an die Einfahrt des Schlosses zu unzähligen anderen Rädern, deren Speichen auf dem dunkeln Fundament der Mauer wie Spinnwebstrahlen glänzten.

Aller Augen wandten sich ihnen zu, als sie sich näherten. Ida begegnete keiner Sympathie in diesen Mienen. Einzelne beugten sich zueinander und flüsterten.

Ja, da waren sie alle, und sie faßte jeden einzelnen ins Auge: Beß Nelsson wie immer in Begleitung ihrer beiden Freundinnen; Rose Wahl in einer großblumigen Seidenbluse, auch heute mit einem ungeheuren Hute, der warm violette

Schatten über das hübsche Madonnengesichtchen warf, und Maria Therese Kramer als Pendant, im Grase ausgestreckt und starr in die Sonne blickend.

Eben kam Herbert Höyer der Gruppe zugeschlendert. Er setzte sich still auf den schmalen Grasstreifen zwischen die beiden, lehnte sich zurück und legte den weißen weichen Strohhut über die Augen. Und Rose Wahls Arm, der dort ausgestreckt lag, wohin sein Nacken sich neigte, wich nicht zur Seite. Ein Stück weiter saß Olga Levysohn, und in ihren Schoß hatte Hugo Jacobs sein Haupt zurechtgelegt. Auch er blickte unverwandt in die Sonne; sie aber beugte ihr schmales mattgelbes Gesichtchen über ihn, und ihre schwarzen Wimpern blinzelten langsam und fest.

„Sehen Sie doch", sagte Ida, „Herodias' Tochter mit Johannes' Haupt im Schoße!" Und dies feine bleiche Haupt, das der schwarze Bart leicht beschattete, schien wirklich von seinem Körper isoliert und nur um dies eine Ding, in diesem schmalen weichen Schoße zu ruhen, in Wohlbehagen gesammelt.

Gordon Marshner lächelte zu diesem Gleichnisse. Sein Lächeln weckte Aufmerksamkeit und Unruhe. Jeder aus der Gesellschaft fürchtete, von ihm vor Ida Clermont lächerlich gemacht zu werden. Beß Nelsson nickte Ida freundlich zu, kam ihr entgegen und nahm ihren Arm. Sie erklärte, krank, nervös und überreizt zu sein, fingierte Fußschmerzen und stützte sich schwer auf die Freundin. Auch Maria Therese Kramer ging nun neben ihr her, mit affektiertem Unbehagen in der Miene. Sie neigte leicht den Kopf und deutete auf Rose Wahl und Herbert Höyer hin, deren Gesichter sich immer mehr näherten.

Beß Nelsson lächelte matt. Ihr Haar glänzte im Sonnenschein ganz albinoweiß. „Seht, auch Gordon Marshner ist engagiert," sagte sie. „Er sucht stets aus Instinkt die sichren Engagements. — Nun wieder diese französische Kokotte, mit der keine von uns konkurrieren kann."

Mr. Gordon stand für sich allein. Die Hände in den Taschen, betrachtete er seine Beinmuskeln, die sich unter den Strümpfen strafften. Aber nicht weit davon, mitten in einer Gruppe, hatte Madame Duchêne sich erhoben und winkte nun leicht mit ihrem Schirm aus feinen Spitzen. Er wandte ihr das Gesicht zu. Und Beß Nelsson beobachtete mit Interesse den kurzen Blitz, der von Blick zu Blick sprang. „Man ist offenbar auf der Hut", sagte sie, „und alliirt sich zu beiderseitigem Vorteil. Die unschuldigen Rehe betrachten uns mit Scham. Und ich, die ich dachte wir seien bloß des Sportes wegen hier!"

Sie wandte sich der Böschung zu und winkte. Ein kleiner Junge, der ein köcherähnliches Futteral auf dem Rücken trug, kam herbeigelaufen. Er löste das Futteral, das die vielen Spielgeräte des Golfspiels enthielt.

„Wir sind herausgekommen, um zu spielen," sagte Beß. „Die andern mögen spielen. Ich bin zu müde."

„Sehen sie nur," fuhr sie fort, „da kommt nun mein dummer Bruder herauf in voller Montur." Sie wies auf Oskar Nelsson, der eben in rotem Fuchsjägerrock aus dem Restaurant trat. Er hatte seine eigenen Keulen und sortierte sie sorgfältig. „Sieht er nicht aus wie der Diener in einem Affentheater?" flüsterte

die Schwester. Und sich an Ida wendend, bemerkte sie: „Ida, ich habe dich nun über vierzehn Tage nicht gesehen. Ich habe dich sehr vermißt."

Ida lächelte. Sie erinnerte sich, daß die Freundin sich bei ihren beiden letzten Besuchen hatte verleugnen lassen.

Man sammelte sich, um das unterbrochene Spiel wieder aufzunehmen und kam gruppenweise über den Rasen geschlendert. Einzelne Paare schossen rasch auf ihren Maschinen den Weg daher, der von der Einhegung zum Spielplatz führte. Sie flüsterten miteinander oder lachten oder stritten. Alle fast nannten sich beim Vornamen oder duzten sich sogar. Sie kannten genau ihren gegenseitigen Wert. Sie blinzelten einander wechselweise hinter dem Rücken der anderen zu. Alle waren jung, in sommerlicher Kleidung, alle elegant und scheinbar von demselben Typus. Sie kamen auf Ausflügen zusammen, im Winter auf meilenlangen Fußtouren über die morastigen Wege, im Sommer auf dem Rade. Oder sie trafen einander auf dem Sportplatze, spielten zusammen, segelten oder ritten gemeinsam. Sie verlobten sich untereinander, in der Regel heimlich, und in kürzeren Zeiträumen.

Rechtsanwalt Jacobs näherte sich Ida, die auf dem Startplatze, einem kleinen Sandhaufen mit der roten Flagge, stand und wartete, bis die Reihe an sie käme. Er grüßte und suchte ihre Augen. „Ich kenne nichts von diesem Spiele," sagte er. „Darf ich Sie auf Ihrer Bahn begleiten, sowie der Mond um seine Erdkugel kreist?"

Sie nickte, legte den kleinen weißen Ball aus hartem Guttapercha auf den festen Sandboden, stellte den Blick auf die Entfernung ein und berechnete den Schlag. Dann führte sie die Keule prüfend über die rechte Schulter, empfand während des Schlages die zitternde Geschmeidigkeit des Holzes, fühlte, indem sie den Ball traf, dessen raschen, elastischen Gegenstoß, sah, wie der Ball davonschlüpfte, weiterflog, just wie sie es gemeint, und niederfiel. Wie ein kleines weißes Ei lag er dreißig Ellen weit im Grase. Jacobs folgte ihr zu der Stelle. Er war ganz weißgekleidet. Ida kam es plötzlich in den Sinn, er sollte sich in Burnus und Turban kleiden. Seine Bewegungen waren zugleich geschmeidig und indolent, sein Antlitz gleichzeitig sonnenverbrannt und blutlos, feste durchsichtige Züge — wie Bernstein. Er stützte sich mit seiner ganzen Schwere auf einen dünnen elastischen Stock.

Die Spieler rückten in einer Art Wettlauf über die Ebene vor; sie gaben jeder halblaut die Anzahl ihrer Schläge an. Und die Bälle sprangen empor, flogen — fielen. Gräben und Straßen waren zu passieren. Es war ein lautloses, wenig heftiges Spiel, dem sich jedes still und eifrig mit großem Ernste hingab.

Jacobs betrachtete Ida. Dann suchte sein Blick zerstreut die Waldesränder, die wie ein luftiger Ring um die Ebene blauten. „Ich sehe kein Ziel," sagte er.

„Das Ziel", entgegnete Ida, „ist eine kleine rote Fahne weit da droben. Von hier aus kann ich es noch nicht unterscheiden; aber man hat mir die Richtung für meine Bewegung angegeben."

Jacobs nickte. „Gut. Wir alle werden ja nach blinden Zielen getrieben, arbeiten uns sogar instinktmäßig in die Richtung nach blinden Zielen. — Unablässig gewahren wir eine Richtung — und wir folgen ihr in Zweifel und Nöten — —"

„Sehen Sie," fuhr er fort. „Dieser Gordon Marshner folgt der Richtung der Bahn mit großer Energie. Er setzt einen Rekord." Und Ida sah weit vor sich Marshner den rechten Fuß fest in die Erde stemmen und die Keule schwingen. Der Ball flog; sie sahen ihn fliegen, verschwinden. Wieder fing der Spieler an zu laufen, und wieder schlug er. So rückte er mit jedem Stoß Hunderte von Ellen vorwärts.

„Er erreicht sein Ziel in amerikanischer Zeit," sagte Jacobs. „Man wird von ihm sagen, daß er zielbewußt spielt. Das ist ein Irrtum. Die Zielbewußten — spielen nicht. Unser Leben selbst — ist ja ein Nichtkennen, Nichtbewußtwerden des Zieles."

Ida lachte. „Sie philosophieren, Sie spielen nicht. Und dabei erreichen Sie nichts, als uns andere aufzuhalten."

„Oh doch," sagte er. „Was mich betrifft, so spiele ich wie Sie, nur auf einer anderen Bahn."

„Jawohl — ich habe sagen hören, daß Sie auf der Börse spielten — spekulierten." —

„Nein — ich negoziiere. Ich empfinde eine Richtung in der Bewegung des Marktes — und folge ihr in Zweifel und Angst. Gordon Marshner freilich, dieser Rekordmacher, zweifelt weder, noch ängstigt er sich."

„Ist es wahr, daß er sehr reich ist?" fragte Ida.

Jacobs nickte ernsthaft. „Die Chicagoer Firma, deren Hauptaktionär er ist, läßt jährlich für achtzig Millionen Dollars Schweine schlachten.

Auch dies ist ein Rekord."

„Das ist enorm," erwiderte Ida, während sie sich diese Zahl klar zu veranschaulichen versuchte.

„Zahlen imponieren," bemerkte Jacobs. „Das ist wohl auch die ganze Sache: durch Zahlen zu imponieren."

Rechts vor dem Schlosse waren eine Menge Menschen versammelt. Im Juli wurden hier die großen Wettrennen abgehalten. Hellgekleidete Damen und elegante Herren im Spazierdreß oder in Sportstrachten scharten sich auf dem Sattelplatz um vier oder fünf Landauer. Über den glänzenden Schirmen der Damen tauchten Reiter auf. Langsam bewegten sie sich vorwärts und ordneten sich in Linien; es waren lichtblaue Uniformen und buntscheckige Jockeyblusen.

Beß Nelsson spazierte daher, auf ihren Sonnenschirm gestützt und von Maria Therese Kramer gefolgt, die ihr den Feldstuhl trug.

„Sieh doch dort," sagte Beß Nelsson, „dies ist der private Reitklub der Offiziere und ihrer Schwestern und der vornehmen Freundinnen dieser Schwestern. Alle meine Ballkavaliere sind da oben in dieser vornehmen Gesellschaft, und als sie eben an mir vorbeiritten, wagten sie kaum mich zu grüßen."

Sie biß sich in die blutlosen Lippen. Dieser Ring, dieser enge, auserlesen aristo-

kratische Zirkel blieb ihr noch immer verschlossen. Sie hatte die hochmütigen und kaum sehr wohlhabenden Damen dieses Zirkels zu ihren Feten geladen und sogar in deren kleinen dunklen Entrees ihre Karte niedergelegt. Aber es blieb ein toter Reif zwischen ihnen und ihr. Und die Kavaliere des Zirkels, die dann und wann ihren Ballsaal kreuzten und die besten Partien über den Tanzboden schleppten und danach mit den Brüdern derselben auf deren Kosten die Nächte durchschwärmten, sie rechneten sie bei alledem nicht zu dem, was sie Gesellschaft nannten, und sie rieten ihren Schwestern ab, ihren Umgang zu suchen.

Und sie verwünschte im stillen den kleinen Schiffsproviantladen, mit Ölfässern, Laternen und Tauen gefüllt, den der Vater vor alten Zeiten in dem kleinen Schiffergäßchen beim Kanal offen gehalten, zunächst als Schild für die Riesenlager hinter und vor den großen Hafenkontors, in die das Geld aus den fremden Schiffen strömte — zu Hunderttausenden jährlich.

Oben auf der Straße erschien eine Staubwolke, hierauf ein kleiner roter Punkt, der wuchs und schnaufend näher kam; ein zweisitziger hochroter Wagen ohne Pferde; rückwärts unter seinen Schirmen pustete er Staub aus.

„Der Graf!" sagte Beß Nelsson und ging ihm entgegen. Graf Adam Kolbe hielt das Automobil an, stieg aber nicht ab. Lächelnd saß er da, die Hand fest um das Rad gelegt, und erklärte mit Stolz den Mechanismus. Beß Nelsson lehnte sich vor und sah ihm in das blonde feminine Gesicht. Er war einer der treuesten der Clique, der einzige treue von ihren fünf Grafen.

Aber Adam Kolbe hob die behandschuhte Hand und erklärte, weiter zu müssen. Er wurde zur Präsentation des Reitklubs erwartet und sei schon verspätet. Und der Wagen kam stoßweise in Bewegung. Auf dem Rücksitze saß wachstuchbekleidet der Chauffeur mit seiner Staubmaske, steif wie ein gepanzerter Ritter.

Beß Nelsson preßte die Hand fest um ihre Hüfte. Ohne Zweifel umschloß jener Zirkel eine recht schwüle und langweilige Atmosphäre. Der Ton war vermutlich steif, der Geschmack wenig extravagant, wie überall, wo das Geld rar und der Kredit karg war.

Sie beschloß plötzlich, ein Schmuckstück zu kaufen, das sie vor einigen Tagen bemerkt hatte, einen großen Saphir, von zwanzig Brillanten eingefaßt.

Oben auf der Rennbahn entstand Bewegung, und acht Reiter kamen in freier Karriere über die Ebene herab; sie nahmen die Hürden, die Reiter standen in ihren Steigbügeln und verschwanden oben im Walde, wie hüpfende rote und blaue Flämmchen. Nun waren sie wieder da und hielten an. Diskretes Händeklatschen tönte herüber.

Ein Offizier, der ein tänzelndes schwarzes Regimentspferd ritt, rückte seitwärts, dann vor, beugte sich und strich des Pferdes Lenden.

Nun ritt er über den Rasen hinab, und mit Erstaunen erkannte Ida ihren Bruder. Er ritt dicht an ihr vorbei, sah sie aber nicht. Ihm entgegen kam eine große, üppige, blonde Dame in blauer Reittracht. Sie nickte ihm zu, und sie ritten zusammen hinauf zu ihrer Gesellschaft.

„Das war mein Bruder," sagte Ida zu Jacobs, „und er ritt in Gesellschaft der Cousine meines Vaters, Freiherrin Stael-Winterstein, deren Mann Attaché in Berlin ist. Er erkannte mich nicht. Wir gehen jedes seine Bahnen und verfolgen jedes sein Ziel."

Und mit einem kurzen energischen Schlage trieb sie die Guttaperchakugel hinab in das kleine kantige Loch am Fuße einer roten Fahne: das Ziel.

„Was nun?" fragte Jacobs.

„Ziel!" sagte sie. „Nun muß ich weiter zu einem noch ferneren Ziele und dann zu noch zwei anderen der vierseitigen Bahn, bis ich meinen Ausgangspunkt wieder erreiche."

Er lächelte und betrachtete ironisch diese eifrigen Menschen, die ihre kleinen weißen Kugeln um die Wette von Ziel zu Ziel trieben, über Gräben und Wege, unerschütterlich ernst, aufmerksam erfüllt von ihrer Tätigkeit — und Gordon Marshner, dessen Bahn in Siebenmeilensprüngen der der andern voranflog.

Ida wandte sich zu ihm: „Sport ist etwas Scharmantes," sagte sie. „Man gibt seine Kraft hin — und gewinnt nichts als Points. — Aber es ist vornehm, in solcher Art zu vergeuden. Und es verleiht dem Körper neue Stärke, neue Schönheit."

Das Tor des Exerzierhauses öffnete sich, und der Zug marschierte heraus. Die Rekruten waren in weißen Drillichanzügen. Sie streckten die Beine im Marsch, sahen gerade vor sich hin und stemmten die steifen Finger an die Hosennaht. Ohne daß hinter den niederen schweißperlenden Stirnen eigentliche Gedanken sich bildeten, entstand in ihren Körpern das lebendige Gefühl, daß nun das Schlimme vorüber sei und etwas Behaglicheres bevorstehe. Bei einzelnen wuchs eine konkrete Vorstellung von Wohlgeschmack und Kühle hervor: das kalte Bier, das in grünen Flaschen bei dem Marketender unten hinter dem Turnhause in Kisten lagerte.

Als sie mitten auf dem Exerzierplatz angelangt waren, überraschte sie jedoch ein Kommandoruf: Halt! Im Nu standen ihre Muskeln stille. Leutnant Clermont gab dem Sergeant Befehl, zwei Glieder zu formieren. Dies geschah.

Leo Clermont betrachtete seine Leute, während sie auf ihre Plätze liefen. Ihre Gesichter erschienen ihm — unter der blendenden Sonne — zu idiotischem Grinsen verzerrt. Nun aber sah er sie reagieren. Einzelne schienen bloß verzagt, resigniert. Andere sandten ihm im Vorbeilaufen einen Blick zu, der stumme Raserei ausdrückte.

Er ließ den Zug in zwei umeinander kreisenden Ringen um den Exerzierplatz laufen, Mann hinter Mann. Die eben absolvierte anderthalbstündige Turn- und Fechtübung hatte ihn neuerdings von der Schwierigkeit der Aufgabe überzeugt, diese Individuen zu disziplinieren und dahin abzurichten, als Korps zu wirken und jeder für sich sein äußerstes Körpervermögen unter das gemeinsame Manöver einzuordnen.

Sie waren widerspenstig, stupid, ohne Ohr für Rhythmus, den Rhythmus des Gleichschrittes, den selbst wilde Stämme beim Marsche empfinden, den alle empfinden, die in Gemeinschaften, in Truppen, in Herden leben.

Diese Individuen kannten keinen Unterschied zwischen rechter und linker Hand, waren uneins über Richtung, Takt, ja sogar über die allgemeinen Sprachbegriffe. Es waren Proletarier, irgendwo tief unten auf dem Grunde der Großstadt daheim, wo die Menschen jeder für sich leben, isoliert, wenn auch Leib an Leib aneinander gequetscht. Sie hatten auch wohl wenig Gemeinsames über gewisse ursprüngliche Naturtriebe hinaus, denen ihr wortarmer, kaum artikulierter Jargon auch ausschließlich Ausdruck zu geben versuchte.

Er mochte sie nicht. Tag um Tag rang er vergebens mit diesem elenden Material. Er studierte sie einzelweise, fragte sie aus: Es waren Kellner aus niederen Kneipen, Obsthändler, Leute, die von gelegentlichem Erwerb lebten, darunter ein paar Kerle, die sich Artisten nannten, die aber unzweifelhaft Zuhälter waren. Und dieser riesengroße Flügelmann: Dunkel, stumm und verschlossen, von den Kameraden gemieden, ducknackig und schielend, ging er auch zumeist für sich selbst. Er schien weit vom Westen gekommen zu sein: einer derjenigen, die die Hauptstadt an sich saugt und mit Gleichmut in ihrem Bauche begräbt.

Leutnant Clermont sah auf die Uhr. Es war halb zwölf. Die Sonne stand fast im Zenit. Wie eine glühende Schale hing sie über seinem Haupte, trockene stechende Hitze ausstrahlend.

Der Sergeant stand im Zentrum des Kreises. Er feuerte sie an, ließ sie Tempo wechseln vom Lauf zum Marsch. Dabei schalt er sie. Es sei kein Takt in ihrem Marsche, sie kämen aus dem Schritt, schleppten die Beine beim Laufen hinter sich her.

Leo Clermont trat in den Kreis. Lächelnd faltete er die Augenlider halb über die Pupillen. Aller Augen wandten sich ihm zu. Die Mannschaft kannte ihren Leutnant und wußte, was sie nun erwartete. Er sah wieder auf die Uhr und gab dem Sergeant Befehl, Lauf zu kommandieren. Er war erbittert über ihren zähen, beharrlichen Widerstand. Es waren ja so wenige Manöver, die sie zu lernen hatten, in Wirklichkeit nur ein Prinzip: Gleichtakt. Sie brauchten eine Lektion.

Die beiden Kreise drehten sich um ihn, die Männer warfen die Füße im Lauf gestreckt vor sich hin und legten den Nacken zurück. Jetzt waren sie im Tritt, nur ein Takt war hörbar. So würde ihm dieses widerspenstige Material endlich doch gehorchen! Er stellte sich vor, er habe einen Rohstoff auf die Drehbank gespannt, der nun rundum schnurre und durch die Rotation fügsam würde —: ihre Bewegung hatte ein Zentrum bekommen, in ihren Bewegungen war Gleichheit und Gemeinsamkeit — sie glätteten, formten sich unter seiner Hand.

Dabei aber nahm er wahr, wie ihre Augen im Vorüberfliegen die seinen suchten, die seinen hüteten, wachsam und parat auf das Kommando: Halt! In ihrer Einbildung stand wohl noch immer das kalte Bier des Marketenders, und

sie litten alle Qualen und Entbehrungen des Durstes. Er sah sie im Geist sich über die Bierkisten stürzen, die Flaschen in die Luft schwenken und sich in die großen Fratzen stecken und hörte sie glucksen und lutschen. Oh gewiß! Sie leisteten noch immer allen Widerstand der Materie, der Rohmaterie!

Die Sonne brannte auf seinem Nacken. Wie eine Schnur schnitt die Mütze ihm in die Stirn. Seine Lippen und sein Gaumen waren trocken und schmeckten nach Staub.

Sie waren nun ungefähr eine Viertelstunde gelaufen. Das Stadium der Müdigkeit trat ein. Die Kreisbahn verschob sich, wurde ovaler, die einzelnen Glieder der Kette schlingerten, die Leute sanken tiefer ins Knie, nickten im Laufe, preßten die Ellenbogen an die Seite. Der Abstand zwischen den einzelnen wurde ungleichmäßig. Die Reihe glich einer Schlange, die vergebens nach ihrer Schwanzspitze zu schnappen sucht. Die Ursache war der lange Flügelmann, der seinen Lauf verlangsamte und hierdurch die Bewegung seiner Hintermänner hemmte. Leo ging auf ihn zu und versuchte, den Blick starr auf sein Gesicht geheftet, ihn anzutreiben. Er meinte, dies Rad sozusagen ringsum peitschen zu können, sowie man einen Kreisel treibt. Er rief dem Flügelmann einige kurze rasche Scheltworte zu. Aber dieser wandte den Kopf nach ihm um, und das kleine Tiergesicht, das fast stirnlos war, glich einer in ohnmächtiger Erbitterung geballten Faust.

Leo trat zum Sergeant und befahl, den Flügelmann antreten zu lassen. Der Rekrut trat aus der Reihe und stand vor ihm, das Antlitz nun in absoluter Stumpfheit gesenkt.

„Sie faullenzen," sagte Leo, „während Ihre Kameraden arbeiten." Und er gab Ordre, den Flügelmann für sich allein in einem Kreise laufen zu lassen, um und gegen die beiden anderen Kreise. „Abtreten!"

Dieser Widerstand mußte gebrochen werden! Sie mußten gebändigt, unter Disziplin und Uniform gezwungen werden — das war die elementare Dienstregel. Sie mußten sich diesem wirbelnden Rade unterordnen, diesem Rade folgen, das sich willig und blind irgendwo in der großen Staatsmaschinerie drehte. Gehorsam und blind, glatt und gleichmäßig ging diese große Maschine. Aus bestimmten festen Ursachen, ihren bestimmten sichtbaren Zwecken dienend. —

Die Kreise drehten sich, drehten sich ohne Unterlaß. Und wie ein Trabant um diese beiden Bahnen kreiste der einsame Läufer mit geducktem Nacken, den schweren Körper weiter hackend, als liefe er gegen einen reißenden Strom, den die entgegengesetzte Bewegung der beiden Kreise vor seinen Lauf staute. Bald aber fand er seinen Takt und lief seine Bahn dahin, schlingernd und schwerfällig, fast wie ein großes vierfüßiges Tier, das seinen Weg trabt.

Und die andern liefen. Leo roch ihren Schweiß, der in dunkeln Pfühlen durch das Drillichzeug sickerte. Ihr Stöhnen klang tief und rhythmisch. Einige waren grau und fahl wie die schmutzige Leinwand, die sie trugen, andere ganz rot; ihr Fleisch schien zu schmelzen und in großen hellen Tropfen herabzurinnen, als verwischte sich ihre ganze Physiognomie in einem zentrifugierenden Prozeß.

Und allmählich wurde ihre Bahn zu einem fest und genau geschlossenen, vielgliedrigen Ringe, der sich mit einem massiven harten Laute drehte. Die Laufenden sahen aus wie Schlafende. Ihre Augen waren erloschen, großen blassen Wasserblasen ähnlich, ihr Mund halb offen. Sie schienen sich, tief unter alles Bewußtsein versenkt, nur in diesen Kreisen zu bewegen, diesem ewigen Kreisen um ewig dieselbe Achse, als Ausdruck eines einzigen Willens, eines festen und tiefen mechanischen Prinzips.

Ihre Augen suchten nicht mehr die seinen. Schwer, schwer, Glied um Glied, doch in seltsam anmutiger Balance drehte sich das Rad rundum, knirschend und schnurrend, rundum — rundum.

Sie waren in seiner Hand — seinem Willen, seinem Gedanken untertan. Der Kreis war erreicht, der ewige Kreis. Er fühlte sich wie erstarrt. Vor seinem Bewußtsein lösten alle Einzelheiten sich auf zu einer breiten flimmernden Radfelge.

Die Sonne brannte, alles schien gepudert von feinem Quecksilberstaub. — Ohne Aufenthalt, seinem Willen zufolge! — —

Seine Hand war um den Säbelschaft geballt wie um ein Maschinenrad. In einem halben Nebel war es ihm als sei die Ebene, auf der er stand, schräg und abfallend, als sei die Bewegung eine doppelte, umdrehend und zugleich die schiefe Fläche hinabgleitend. — — —

Nun konnten sie nicht mehr innehalten, ehe er es ihnen befahl — wenn er später einmal beschloß, sie innehalten zu lassen.

Ein dumpfer Fall! In einem Nu war das Bild geborsten. Er suchte sich zu sammeln, zu sehen, sah nun auch, daß die Kreise dadrinnen noch weiterglitten, aber unterbrochen, strauchelnd über einen großen Klumpen, der dort auf der Erde lag, zappelnd, kämpfend.

Er sprang hinzu. Der Flügelmann lag auf dem Rücken, aber noch liefen seine Beine ohne Erdwiderstand, wie Schraubenschaufeln, die über die Wasserlinie gekommen sind. Vier Männer suchten vergebens ihn zu halten. Seine Hände waren geballt, der ganze Körper zuckte im Krampf, der Schaum um die zusammengebissenen Zähne spielte in Regenbogenfarben. Aber der lebende aufgerissene Blick verriet, daß er bei Bewußtsein sei, daß er litt und tobte im Kampfe mit seinem unlenksamen Körper, der immer noch dem Kommando gehorchend, lief und lief. — —

Leo riß die Augen von diesem Blicke los. Er wandte sich ab und gab Befehl, Wasser und eine Decke zu bringen. Ihn ekelte der Anblick dieses zappelnden Körpers, und er fühlte eine unklare Furcht bei der Begegnung mit diesem bewußten, erbitterten, racheerfüllten Blicke.

Er ließ abtreten.

(Fortsetzung folgt)



Franz Overbeck / Briefe an Peter Gast

Der 1905 verstorbene Professor Overbeck in Basel hat nach dem Ausbruch von Nietzsches Krankheit an den damals in Berlin und Venedig, jetzt in Weimar lebenden Musiker Heinrich Köselitz (alias Peter Gast) zahlreiche Briefe gerichtet und in ihnen später selber ein erhebliches Dokument für die Biographie des Freundes erblickt. Sie erstrecken sich über die vierzehn Monate (Jan. 89—März 90), da Nietzsche sich in Anstaltsbehandlung befand, und zeugen für Overbecks rührende Hingebung in der ersten Fürsorge für den Hilflosen und bei der Bergung des Nachlasses. Auch in dem merkwürdigen Zwischenfall, da der kurz nachher berühmt gewordene „Rembrandt-Deutsche" sich zu dem Versuche berufen glaubte, „der deutschen Nation einen großen Mann zu erhalten", bewährte sich Overbecks Umsicht und Besonnenheit. Ich veröffentliche den wichtigen Bericht, nach einer vom Verfasser selber noch beglaubigten Abschrift, mit gelegentlichen, den Inhalt unbeträchtlich einschränkenden Kürzungen. Carl Albr. Bernoulli.

Mein lieber Herr Köselitz! Basel, 11. Januar 1889.

Kaum sonst gegen jemand mehr als gegen Sie fühle ich mich durch die Verpflichtung zu sofortiger Mitteilung eines entsetzlichen Unglücks gedrängt. Ein paar hierher gerichtete Briefe konstatierten für mich den Ausbruch von Nietzsches Wahnsinn. Montag Abend reiste ich nach Turin, gestern früh habe ich ihn oder vielmehr einen nur für den Freund kenntlichen Trümmerhaufen von ihm dem hiesigen Irrenspital übergeben. Dort gilt sein Fall, zunächst durch den ungemessensten Größenwahn charakterisiert, aber durch wie vieles andere sonst! — als hoffnungslos. Ich habe kein ebenso entsetzliches Bild der Zerstörung gesehen. Aus vielen Gründen muß ich es heute bei dieser Mitteilung bewenden lassen. Welche Antwort auf Ihren bei meiner Rückkehr vorgefundenen Brief! Sie wissen jedenfalls, wie ich mit Ihnen traure.

Ihr herzlich ergebener Fr. Overbeck.

Mein lieber Herr Köselitz! Basel, 15. Januar 1889.

Die Ungeduld, die Sie aussprechen, kann ich mir nur zu gut denken, und es ist nicht um der Kunde, die ich davon erhalte, willen, wenn ich herzlichst dafür danke, daß Sie mir nicht verhehlen, Sie denken sich ohne Zweifel ebenso vollkommen aus, was mir hinderlich ist, um Sie zu befriedigen. Was Sie meine straffe Tätigkeit nennen, ist das Geringste davon, und meine Frau kann in diesem Augenblick selbst für Sie, für den sie die aufrichtigste und herzlichste Hochschätzung hat, nicht abkommen. Denn wir haben seit Sonntag Abend die arme Mutter im Hause. Das steigert die Aufregungen, die ich in diesen Tagen von meiner Frau nicht fernhalten kann, bis zu einem äußersten Maß, dessen Erträglichkeit ich ohnehin in einer peinlichen Schwebe lassen muß. Was ich selbst Ihnen in diesem Augenblick allein schreiben kann und mag, wird für Sie tausend Fragen offen lassen.

Erwünscht wird Ihnen zunächst ein einfacher Bericht über den Hergang der

Dinge sein. Vieles, was verschwiegen bleibt, ist mir nur durch die Not der Lage, in der ich handelte, aufgedrängt worden, und möchte ich zunächst von jeder dem Kranken befreundeten Seele fern halten, von Ihnen, mindestens für jetzt, zumal.

Bis um Weihnachten bin ich durch N.s Briefe über seinen augenblicklichen Zustand irregeführt worden, um die Weihnachtszeit häuften sich diese Briefe und zugleich verrieten Schrift und Inhalt schon in beunruhigender Weise besondere Exaltation. Auf das allerhöchste bedenklich machte mich ein übrigens in sich völlig verständiger Brief, der am 31. Dezember meinem vortrefflichen, auch von N. von seinen Basler Tagen her sehr geschätzten Kollegen Andr. Heusler zukam, ihm selbst höchst überraschend als erste ihm zukommende Kundgebung N.s aus der Ferne. Es handelte sich um eine Forderung für den Rückkauf seiner noch bei Fritsch verlegten Schriften. Ich selbst hatte durch jene kurz vorher empfangenen Briefe Veranlassung gehabt, mich dringend abratend auszusprechen, und zugleich meine aus diesen Briefen geschöpften Besorgnisse. Am selben 31. Dezember erhielt ich eine Antwort, die mich veranlaßte, jenen Plan mit Fritsch für erledigt zu halten, aber meine Besorgnisse in einer nichts weniger als überzeugenden Weise abwies. Am 6. Januar erhielt Jak. Burckhardt einen Brief, den er mir sofort mitteilte und den er mir einstweilen als das erste für mein Einschreiten entscheidende Dokument überlassen hat. Nun war es klar, zwischen diesem und dem vorhergehenden Briefe — wie ich später durch seinen Wirt konstatierte am 4. Januar — hatte sich Nietzsche selbst verloren. Er war nicht nur ein König, sondern Vater anderer Könige (Umberto u. a.) selbst bei seinem Begräbnis (dem seines Sohnes Robilant) gewesen usw., und das alles im Ton der Skurrilität eines Wahnsinnigen. In meiner ratlosen Verzweiflung schrieb ich sofort den allerdringendsten Brief, N. möchte sofort zu mir kommen, wie ich Tags darauf von dem zu Rate gezogenen Vorsteher unserer Irrenanstalt erfuhr, eine doppelte Torheit, deren mögliche Folgen ich an diesem Tage sofort durch die telegraphische Ankündigung meiner eignen sofortigen Abreise abschnitt. Denn darüber ließ mich Kollege Wille — so heißt jener Vorsteher — auf Vorlegung jenes Briefes an Burckhardt und einer am Montag Morgen von mir selbst erhaltenen kurzen Zuschrift von N., nicht im Zweifel, daß keine Zeit zu verlieren sei, und ich, wenn ich mich hier irgend verpflichtet fühle, sofort abreisen müsse. Und dafür bin ich ihm nun auch sehr dankbar, ob ich gleich damit dazu gedrängt wurde, mehr zu unternehmen, als ich durchführen zu können mir bewußt sein konnte. In der Tat, keine Stunde durfte ich später in Turin ankommen. Am selben Nachmittag — ich meine den meiner Ankunft, heute vor acht Tagen — wurde dort die Sache ein öffentlicher Skandal, der Wirt, dessen Auffindung für mich sich durch besondere Umstände verwickelte, war, als ich endlich wenigstens seine Frau vor mir hatte, eben auf der Polizei und beim deutschen Konsul — noch eine Stunde vorher war, wie ich schon konstatiert hatte, auf der Polizei nichts bekannt. — N., der schon tags vorher auf der Straße gefallen und aufgelesen worden, war nun davon bedroht, alsbald in ein privates Manicomio zu geraten und eben daran, von Aben-

teurern umgeben zu werden, die sich in Italien bei solcher Gelegenheit rascher als anderswo zusammenfinden mögen. Es war der letzte Moment, wo seine Fortschaffung ohne besondere Hindernisse außer seinem eignen Zustand noch möglich war. Ich übergehe die rührenden Verhältnisse, in denen ich N. als Pflegling seiner Wirtsleute — Inhaber eines Zeitungskioskes auf der Via Carlo Alberto — fand, auch sie mögen für Italien bezeichnend sein. Mit dem fürchterlichen Moment, wo ich N. wiedersah, bin ich wieder bei der Hauptsache, in ganz einziger Weise ein fürchterlicher Moment, und ganz anders als alles Folgende. Ich erblicke N. in einer Sophaecke kauernd und lesend — wie sich dann ergab, die letzte Korrektur von N. kontra Wagner — entsetzlich verfallen aussehend, er mich und stürzt sich auf mich zu, umarmt mich heftig, mich erkennend, und bricht in einen Tränenstrom aus, sinkt dann in Zuckungen aufs Sopha zurück, ich bin auch vor Erschütterung nicht imstande, auf den Beinen zu bleiben. Hat ihm sich in diesem Augenblick der Abgrund aufgetan, an dem er steht oder in den er vielmehr gestürzt ist? Jedenfalls hat sich nichts der Art wiederholt. Zugegen war die ganze Familie Fino. Kaum lag N. stöhnend und zuckend wieder da, als man ihm das auf dem Tisch stehende Bromwasser zu schlucken gab. Augenblicklich trat Beruhigung ein, und lachend begann N. vom großen Empfang zu reden, der für den Abend vorbereitet sei. Damit war er im Kreise der Wahnvorstellungen, aus dem er dann, bis ich ihn aus den Augen verloren, nicht wieder getreten ist, über mich und überhaupt die Personen anderer stets klar, über sich in völliger Nacht befangen. D. h., es kam vor, daß er in lauten Gesängen und Rasereien am Klavier sich maßlos steigernd, Fetzen aus der Gedankenwelt, in der er zuletzt gelebt hat, hervorstieß, und dabei auch in kurzen mit einem unbeschreiblich gedämpften Tone vorgebrachten Sätzen, sublime, wunderbar hellsichtige und unsäglich schauerliche Dinge über sich als den Nachfolger des toten Gottes vernehmen ließ, das Ganze auf dem Klavier gleichsam interpunktierend, worauf wieder Konvulsionen und Ausbrüche eines unsäglichen Leidens erfolgten, doch wie gesagt, das kam nur vor in wenigen flüchtigen Momenten, soweit ich dabei gewesen, im ganzen überwogen die Äußerungen des Berufs, den er sich selbst zuschreibt, der Possenreißer der neuen Ewigkeiten zu sein, und er, der unvergleichliche Meister des Ausdrucks, war außerstande, selbst die Entzückungen seiner Fröhlichkeit anders als in den trivialsten Ausdrücken oder durch skurriles Tanzen und Springen wiederzugeben. Dabei die kindlichste Harmlosigkeit, die ihn auch in den drei Nächten, in denen er schon tobend den ganzen Haushalt wach erhalten hatte, nie verlassen hatte, und eben diese Harmlosigkeit und die fast unbedingte Lenksamkeit, sobald man auf seine Ideen von königlichen Empfängen und Einzügen, Festmusiken usw. einging, machte wenigstens für den Reisebegleiter, den ich auf Willes strenge Anweisungen in Turin gesucht und mitgenommen, den Transport hierher zum Kinderspiel. Er fand, mit fast dreistündigem Aufenthalt in Novara, von Mittwoch 2.20 nachm. bis Donnerstag früh 3/4 8 statt, fing mit einer furchtbaren halben Stunde bei glänzendem Sonnenschein auf dem Turiner Bahnhof im Gewühl desselben an, auch Novara führte einige

Auftritte herbei, sonst fuhren wir drei allein, N. durch Chloral schlafsüchtig gemacht, doch immer wieder erwachend, aber höchstens zu lauten Gesängen sich steigernd, darunter in der Nacht das wunderschöne Gondellied N. f. Wagner, S. 7, dessen Herkunft ich später entdeckte, während mir beim Hören völlig rätselhaft war, wie der Sänger einen solchen Text noch zustande brachte bei übrigens völlig eigentümlicher Melodie. Auch die vor allem gefürchtete Überführung vom Bahnhof ins Spital am Morgen des 10. ging so gut wie vollständig nur unter den stillen Schrecken der ganzen Begebenheit für mich vonstatten. Eine Szene im Wartezimmer des Spitals (ich schicke voraus, daß N. noch keine Ahnung hat, wo er sich befindet, der Begleiter hat, um die Szenen in Turin zu vermeiden, vor dem Aussteigen dem Kranken eingeschärft, daß er zunächst inkognito Basel betritt, daher niemanden zu grüßen hat, sonst werde der Eindruck des späteren Einzugs gestört werden, und in der gesetztesten Haltung schreitet N. vom Coupé in die Droschke, wo er meist in einem Zustande großer Prostration kauert; ich schicke weiter voraus, daß die erste Begrüßung mit Wille, dem Direktor, stattgefunden hat und dieser hat sich auf einen Augenblick wieder aus dem Zimmer entfernt): Ich zum Reisebegleiter: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, daß ich Sie noch nicht vorgestellt" (ich hatte es in der Aufregung unterlassen). N. (der Wille von früher her hätte kennen müssen): „Jawohl! Er muß vorgestellt werden. Wer war dieser Herr?" (nämlich der eben wieder aus dem Zimmer getretene W.). Ich (nichts mehr als die Nennung des Namens scheuend): „Er hat sich uns noch nicht vorgestellt, wir werden es gleich erfahren." (Wille ist wieder eingetreten.) N. (in der verbindlichsten Manier seiner besten Tage und würdiger Haltung): „Ich glaube, daß ich Sie früher schon gesehen habe und bedaure sehr, daß mir nur Ihr Name nicht gegenwärtig ist. Wollen Sie —" W.: „Ich bin Wille." N. (ohne eine Miene zu verziehen, in jener Manier und im ruhigsten Tone, ohne jede Besinnung, fortfahrend): „Wille? Sie sind Irrenarzt. Ich habe vor einigen Jahren ein Gespräch mit Ihnen über religiösen Wahnsinn gehabt. Der Anlaß war ein verrückter Mensch Adolf Vischer, der damals hier (oder in Basel) lebte." W. hat schweigend zugehört und nickt beifällig. — Denken Sie sich, mit welchem starren Erstaunen ich — der ich die buchstäbliche Genauigkeit dieser sieben Jahre zurückliegenden Erinnerung zu erkennen in der Lage war — zuhörte. Und nun die Hauptsache: N. bringt diese vollkommen lucide Erinnerung nicht in die geringste Beziehung zu seiner eignen, augenblicklichen Lage, kein Zeichen verrät, daß ihn der „Irrenarzt" etwas angeht. Ruhig läßt er sich dem hereingetretenen Assistenzarzt mit der Verordnung eines Frühstücks und eines Bades fürs nächste übergeben und verläßt mit ihm auf erhaltene Aufforderung zu folgen ohne alles weitere das Zimmer, — deutlicher weiß ich Ihnen keinen Begriff von der vernichtenden Zerspaltung seiner Persönlichkeit. Seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen, auch nicht Sonnabend, als ich wieder hinauszog. Ich erhielt den Bescheid, daß sein Zustand sich nicht wesentlich verändert habe, viel Lärmen und Singen, Schlaf nur künstlich zu erlangen, vor acht Tagen soll ich nicht weiter ihn zu sehen

versuchen, es handle sich vor allen Dingen um Beruhigung. Am Donnerstag, da ich selbst noch halb von Sinnen war, mußte ich noch der Mutter schreiben. Die Ärmste kam am Sonntag Abend, sah gestern nachmittag ihren Sohn. Will nun von nichts anderem wissen (gegen Willes und meinen dringenden Rat), als ihn mit sich zu nehmen (eigentlich zu sich, woran aber ganz und gar nicht zu denken und was ihr verboten ist). Morgen erhalte ich von Jena Antwort, ob dort Aufnahme möglich. Heißt es ja, so ist Abreise der Frau Pastor mit dem Kranken und einem vortrefflichen, eigentlich von meiner Frau erfundenen Begleiter — Arzt und einst hier im Gymnasium N.s begeisterter Schüler – für übermorgen, Donnerstag abend, ins Auge gefaßt.

Nun noch ein paar wichtige Dinge. Ihre (—?) über Manuskripte und Briefe trifft nur für die Briefe zu. Davon raffte ich alles zusammen, wessen ich nur ansichtig werden konnte, gebe die Familienbriefe der Frau N., behalte den Rest und viele Briefe von Ihnen vorläufig bei mir, natürlich in strengstem Verschluß. An Geld fand ich einige 900 Franks, darunter 500 mir rätselhaft, nach N.s Angaben nur aus einer Gabe von Fräulein von S. herzuleiten. Ort und Art der Auffindung leistet für die Vollständigkeit keine Gewähr. Im übrigen beschränkte sich die sofortige Fortschaffung nur auf einen Koffer mit Kleidern und einigen Büchern. Bedenken Sie, daß ich nur 24 1/2 Stunden in Turin war. Ich habe aber Grund, Mißbrauch mit dem Zurückgebliebenen nicht zu besorgen. Sobald Frau N. zuhause ist, geht alles nach Naumburg. — Ferner, was soll bei Naumann werden? Er fragt heute an, nachdem er eine kurze und einfache Meldung der Hierherschaffung N.s erhalten hat. Ich antworte, daß ich mich erst mit Ihnen bespreche, an den er sich ohnehin, falls ich nicht genügend orientiert bin, wenden zu wollen erklärt, und gibt an, was fertig oder noch vorbereitet wird. Was soll aus der Götzendämmerung Ihrer Meinung nach werden? Ich war noch nicht imstande, das von T. mitgebrachte Exemplar zu lesen. Was N. kontra Wagner betrifft, so wäre ich, unbeachtet der herzlichen Dinge, die darin stehen — ich habe das Korrekturexemplar von T. mitgenommen — aufs Entschiedenste für Unterdrückung; von „Ecce homo" und „Umwertung" kenne ich nur die Absicht. Ich verhehle nicht, daß ich überhaupt für völlige Sistierung der Publikationen bin, der Philisterruf, den Sie besorgen und dem ich im übrigen, unvermeidlich wie er ist, mit Kaltblütigkeit entgegensehe, ist bei allem, was noch käme, übermächtig. Sollen wir überhaupt noch andere Freunde N.s zu Rate ziehen. Was tun? Schlagen Sie sich alle Gedanken über Ihr Fernbleiben aus Turin ja vollständig aus dem Sinn, es ist das keine banale Redensart von mir, hier war nichts mehr zu helfen. Ich habe bei W. düstere, düstere Dinge gehört, unter anderem, daß N. schon seit langem sich durch Chloral und neuerdings durch die neuesten Erfindungen der Art zerstört. Aber auch noch vieles andere, was W. nicht angeht, oder nicht mehr als andere, wäre zu sagen. Ich schriebe gleich heute gern noch manches von der Art, wie ich mir nach dem mir übersehbaren Material den Ausbruch der Katastrophe denke. Ich kann nicht mehr.

Ihr stets innig und aufrichtig ergebener Overbeck.

Könnten wir uns nicht im Frühjahr irgendwo sehen?

Mein lieber Herr Köselitz! Basel, 20. Jan. 89.

Allerdings ist viel geschehen, seit ich Ihnen schrieb. N. ist nicht mehr hier, Donnerstag abend ist er in Begleitung seiner Mutter, eines Arztes und eines Krankenwärters wieder weiter und muß, wenn alles gut gegangen ist, seit Freitag nachmittag in der Pflege des Prof. Binswanger in Jena sein. Mit der Wahl der Anstalt war Wille höchst einverstanden, — was zu ihr in erster Rücksicht geführt hat, sagen Sie sich selbst — nicht so mit der beschleunigten Abreise, wenn er auch nicht protestierte noch auch gegen die Beteiligung der Mutter am Transport. In beiden Stücken wollte eben diese von nichts anderem wissen, auch nichts von meinem Vorschlag, wenn sie etwas Förderliches tun wolle; allein voraus zu reisen, die Aufnahme ihres Sohnes in Jena einzuleiten und mir mindestens bis Frankfurt mit der für nötig befundenen Unterstützung die Begleitung des Kranken zu überlassen, von wo sich wohl jemand finden würde, unter Verwandten oder Freunden, der mich ablöste. Erlassen Sie mir alles weitere über den Jammer der vier Tage, die wir Frau Pastor N. bei uns hatten, und die Abreise, den gräßlichen, unvergeßlichen Moment, da ich N. gegen 9 Uhr über die grell beleuchtete Empfangshalle des Zentralbahnhofs, eng geführt von seinen beiden Begleitern, eiligen, aber doch schlotternden Gangs, in unnatürlich steifer Haltung, das Gesicht einer Maske gleich geworden, völlig stumm von der Droschke sofort in die bereit gehaltene Abteilung seines Waggons sich begeben sah. Ich habe allen Grund, kurz zu sein und Ihnen können alle diese Details verhältnismäßig gleichgültig sein, seitdem Sie sich über die Haupttatsache — sit venia verbo „beruhigt" haben.

Ich fühle alles, was sich in Ihnen gegen diese gebäumt hat und noch bäumt, auch gegen das, was ich getan, und nehme Ihnen wahrlich jene Briefe nicht übel, so dankbar ich Ihnen dafür bin, daß sie schließlich unterdrückt worden sind. Denn ich habe mir in diesen Tagen schon selbst nichts Gutes angetan, unter der Verantwortlichkeit meines Beginnens im voraus auf der Reise nach T. schwer gelitten, dann freilich unter dem Zwang des Erlebten und Erfahrenen mehr als aus mir selbst gehandelt, und hintennach plagt mich die Vorstellung weiter, daß ein weit echterer Freundschaftsdienst als den Armen dem Irrenhause zuzuführen, gewesen wäre, ihm das Leben zu nehmen, wie ich denn jetzt keinen anderen Wunsch habe, als daß es ihm bald genommen werde. Darüber jedenfalls fühle ich nicht die geringste Unsicherheit, und ich meine, niemand, der in diesen Tagen an meiner Seite gewesen wäre, würde anders empfinden. Mit N. ist es aus! Und ich habe dabei nicht einmal das Bedürfnis der Bestätigung des sachverständigen Urteils des Arztes, das auf eine Paralyse, die nur progredieren könne, lautet und, Momente der Beruhigung vorbehaltend, jede Heilung für ausgeschlossen hält. Urteilen Sie an einer Einzelheit selbst: N. hat nicht einmal mehr den Haß gegen mich fassen können, in den ich mich im voraus für die Freiheitsberaubung, deren ich mich schuldig machte, zu finden hatte; die letzten Worte, die ich von ihm gehört habe, bevor sich sein Wagen schloß, sind eine überschwängliche Bezeugung seiner

Freundschaft für mich gewesen. So weit ist es mit diesem Freiheitshelden gekommen, er denkt gar nicht mehr an die Freiheit.

Nun zu Naumann. Sind Sie gestern, wie ich allerdings lebhaft wünschte, bei ihm gewesen, und hat er Ihnen meinen letzten Brief vorgelegt, so werden Sie daraus erfahren haben, daß mich dieselben Dinge wie Sie zunächst interessieren: 1) der Text von Ecce homo, von dem ich nichts kenne; 2) Naumanns Forderungen. — Daß „N. kontra W." in der von Ihnen bezeichneten beschränkten Weise publiziert wird, ist ganz in meinem Sinne, nicht aber eine eigentliche Publikation: 1) weil ich — nicht aus einem mir gänzlich fernliegenden Zartgefühl für unser „Reich" — Konflikte der Schriften N.s in diesem Augenblick vollends mit der Polizei um jeden Preis vermieden sehen möchte, sie aber bei der Gattung von politischer Weisheit, die zur Zeit unser Deutschland regiert, um ein paar Stellen willen besorge über den Kaiser usw.; 2) weil die Darstellung hier und da etwas so Zerfließendes annimmt (z. B. S. 33), daß ich wenigstens mich des Verdachts nicht erwehren kann, es hätten dabei N. die Kräfte schon versagt — und daß diese Aufzeichnungen durchgängig aus N.s „älteren Schriften" stammten (laut Vorrede), ist ja um Stellen wie S. 15 f. willen nicht ganz streng zu nehmen. Dagegen, welches Unglück, wenn dieses Schriftchen mit allen seinen Herrlichkeiten — Schlußgedicht u. a. — ganz aus der Welt verschwände und sich nicht für eine spätere Zeit in halber Verborgenheit durch Druck fixiert erhielte! Also mit Ihrem Vorschlag ganz einverstanden. — Die GD. habe ich immer erst zu lesen angefangen, — Sie denken sich selbst in meine Lage, um sich dies zu erklären — was ich davon kenne, würde mir ein vollständiges und selbst ein halbes Todesurteil ungefähr unmöglich machen, ich würde mich selbst in den mir zufällig unter die Augen gekommenen Schluß von Nr. 51, S. 129 finden, obwohl ich schon gegen N. eine ähnliche und noch weniger extravagante Stellung im Fall Wagner in einem Briefe beklagt habe, meine, es sollte auch in dieser Sache Nr. 5 der „Sprüche und Pfeile" gelten und eine andere als nachteilige Wirkung mir nicht zu denken vermag, dagegen irgendwelchen Nutzen nicht, gesetzt auch diese Worte wären die inkarnierte Wahrheit Soll aber die GD. unter die Leute, so ist andererseits gerade unter den augenblicklichen Umständen Eile sehr wahrscheinlich geraten, wenigstens für die augenblickliche Wirkung, wenn anders auf diese Wert gelegt werden soll, hinter welchem Wert freilich für mich ein großes Fragezeichen steht. Die Hauptsache ist doch, daß durch Veröffentlichung der GD. das Dasein überhaupt gesichert wird — ob aber diese beschränkt oder nicht sein sollte, ich kann, wie gesagt, der Frage noch nicht Rede stehen. — Die „Umwertung aller Werte" betreffend, werde ich nun selbst nicht ruhig sein, bis sie in meinen Händen ist. Ich habe an sie in T. nicht gedacht, und wenn es der Fall gewesen wäre, hätte ich im Drange jenes Tages dem Gedanken, unter dem in letzter Zeit zumal in trostloser Weise angewachsenen Wust der Skripturen N.s sie zu finden, kaum Folge geben können. Gesucht habe ich, um sie zu entfernen, nur nach Erzeugnissen des Wahnsinns, das völlig Unleserliche liegen lassen, anderes an mich genommen. In dieser

Woche erwarte ich sämtliche noch in T. zurückgebliebenen Habseligkeiten N.s; Anweisung, niemand dazu zu lassen, ist aufs strengste gegeben, bei den Hausleuten selbst Mißbrauch der Manuskripte so gut wie ausgeschlossen, bleibt immer die Tücke des Zufalls, ich will froh sein, wenn alles hier ist. Auf Ihren Bericht über Naumann bin ich sehr gespannt, erwarte auch von ihm Antwort; Sie werden erfahren haben, daß ich mich auch an Heintze gewandt. Gegen die Mitteilung meines Berichtes an Fuchs habe ich nichts, weiteres durchaus vertrauensvoll in Ihre Hand legend. Ich habe auch an Gersdorff gedacht. Wer weiß, ob noch ein zweiter Bericht der Art zustande kommt, leicht jedenfalls nicht. Deussen hat die Nachricht mit Ihnen gleichzeitig erhalten, die Adresse fand ich unter den mir vorliegenden Briefen. Wie herzlich wünsche ich Ihnen auch in diesem schmerzlichen, düstern Augenblick Glück zur Lebensmitte.

Ihr stets aufs treueste ergebener F. Overbeck.

Mein lieber Herr Köselitz! Basel, 27. Jan. 89.

Diesen Brief hätten Sie schon eher, wenn Sie mich nicht durch die neulich gegebene Zusage gleich wieder zu schreiben veranlaßt hätten zu warten. Und auch noch etwas anderes wollte ich gern noch abwarten, um es Ihnen gleich noch mitteilen zu können, ich meine die Ankunft von Nietzschens Büchern und Manuskripten. Auf dieses und jenes noch länger zu warten, gebe ich heute auf, um die Verständigung über eine Frage nicht länger zu verzögern, die, wenn sie auch, Ihrem letzten Briefe zufolge, nicht geradezu dringend ist, doch auch nicht verschleppt werden darf und bei der ich nach eben diesem Brief doch auch nicht weiß, ob Sie sich von meiner Meinung in der Sache nicht wieder entfernt haben, nachdem wir — so habe ich wenigstens eine frühere Äußerung aufgefaßt — darin einander näher gewesen sind. Es verdroß mich schon, daß ich in meinem letzten Brief mein prinzipielles Bedenken gegen die Veröffentlichung von N. f. W. vergessen hatte — denn von dieser Veröffentlichung rede ich, — und ich hätte es vielleicht nicht vergessen, wenn die Voraussetzung unserer Übereinstimmung mir nicht so fest gestanden hätte, nämlich unserer Übereinstimmung in Hinsicht auf die Rätlichkeit einer im eigentlichen Sinne posthumen, jetzt also zu unterlassenden Publikation. Heute mag ich nun doch nicht verhehlen, daß ich durchaus nicht nur um der neulich allein ausgedrückten nebensächlichen Rücksichten willen gegen diese Publikation bin. Wie man auch über den „Fall Wagner" denke — in der Sache kann niemand herzlicher übereinstimmen als ich, der ich wirklich den Sieg Wagners für einen Unfall zumal unserer deutschen Kunst halte, — und wie hoch man die Fülle von Belehrung und Erhellung schätze, welche auch von diesem Büchlein die allgemeine Ästhetik erhält, — auf jeden Fall faßt N. die Probleme, die ihn beschäftigt haben, darin in einer sehr persönlichen Spitze auf. Diese Spitze würde durch jede fortgesetzte abgesonderte Behandlung des „Falls" nur akzentuiert worden sein, sie sind es jedenfalls durch „N. f. W.", schon durch den Titel und dies umsomehr, als das Schriftchen im ganzen doch nur schon Gesagtes wiederholt. Dieser letztere Umstand.

erleichtert es N.s Freunden sehr, das Schriftchen einstweilen zurückzustellen, aber sie können ihn darin nicht vertreten, nicht weil seine Sache eine schlechte wäre, sondern weil es der Natur dieser Sache nach unvertretbar ist, weil das Schriftchen eine Provokation ist, deren Lautwerden meiner Ansicht nach N.s Freunde nur hemmen können in einem Augenblick, wo er durch ein unseliges Geschick vom Kampfplatz sozusagen verschwindet. Das schafft doch allem Gegnerischen einen zu günstigen Boden. Eben darum möchte ich allem buchhändlerischen Interesse der Naumänner alles Dreinreden in dieser Sache abschneiden, und wäre die dabei angestellte Rechnung richtig, erst recht. Denn in diesem Augenblick ist N. vor jedem Gassenerfolg nur zu schützen, dessen Wertlosigkeit die höchst verdrießlichen Komplikationen, die er herbeiführen könnte, nicht lohnt. Ist doch, was von ihm schon ans Licht getreten ist, schon bekannt genug, um sich für die Nachwelt zu erhalten und auch dem etwa noch kommenden ihren Anteil zu sichern, so daß man ohne jeden abgeschmackten Katonismus den „Erfolg" des Tages für ihn gering achten kann, zumal wenn dieser durch die Umstände sehr zweideutig ausfallen könnte. Ich sehe also wirklich nicht ein, was verloren ist, — bis auf die mäßigen und, schon Ihren eigenen Angaben zufolge, zur Zeit ernstlichen Verlegenheiten nicht bereitenden Kosten — wenn es mit N. k. W. für jetzt bei der von Ihnen ins Auge gefaßten nur ganz beschränkten Veröffentlichung bleibt, und gegen jede weitere würde ich mein Votum abgeben. — Sie sagen nichts von der Götzendämmerung? Soll ich das dahin verstehen, daß sie sofort in die Welt ausgehen soll? Hiergegen hätte ich nun, nachdem ich sie gelesen, nichts. Denn wenn ich auch persönlich N. z. B. in der Genealogie der Moral lieber lese als in seinen „Erholungen", so sehe ich doch nicht ein, was selbst bei der außerordentlichen Ungunst des Augenblickes diesem wahrhaft erstaunlichen Füllhorn von Geist und Einsicht, da es bis aufs letzte bereit ist, sich auszuschütten, hiergegen in *entscheidender* Weise im Wege stehen soll. Tritt doch diese Schrift nirgends aus dem *bisherigen* Rahmen der N.schen Literatur heraus und ruft auch keine andern Leser an als die bisher von ihm erworbenen. Immerhin möchte ich die Publikation nun so wenig wie möglich verzögert wissen, damit sie noch erfolgte, ehe die schreckliche Wendung in N.s Schicksal eigentlich ins Publikum gedrungen ist, soll sie überhaupt jetzt erfolgen. Für die Zusage, den Ecce homo betreffend, danke ich natürlich ganz besonders. Was in der Turiner Kiste sich noch von in Betracht kommenden Manuskripten findet, wird Ihnen natürlich auch mitgeteilt. Leider ist diese Kiste noch nicht da, wie ich schon andeutete, obwohl sie, wie ich weiß, seit 8 Tagen unterwegs ist. — Ich schicke Ihnen mit diesem Briefe gleichzeitig die mir von Turin zugekommene Korrektur von „N. k. W." zu, die seit mehr als einer Woche bei mir liegt und im Gedränge dieser drangvollen Tage von mir vergessen worden ist. — Am Montag hatte ich von Frau Pastor N. selbst einen Bericht über die Reise nach Jena und gleich darauf auch einen des begleitenden Arztes. Es ist nicht ganz ohne traurige Komplikation gegangen, der ursprünglich nur für die Strecke bis Frankfurt mitgenommene Wärter mußte bis Jena mit. Dort ist

nun unser armer N., es ist entsetzlich zu sagen wo. — Viele herzliche Grüße von meiner Frau.

Ihr treu ergebener F. Overbeck.

Schreiben Sie mir doch auch ja alles, was Sie etwa von Ns. Befinden hören. Es ist mir schwer empfindlich, daß mit seiner Entfernung von hier der Faden des Zusammenhangs mit ihm, wie er so viele Jahre bestand, nun vollständig gerissen ist.

Mein lieber Herr Köselitz! Basel 4. Febr. 89.

Ihre heute empfangene Karte jagte mir zunächst keinen geringen Schrecken durch die Mitteilung ein, daß Sie „mir morgen das Manuskript von Ecce homo" schicken wollten. Dann meinte meine Frau, zu der ich mich aussprach, damit sei wohl die Urschrift gemeint, nicht ihre Abschrift, wie ich es verstanden und was mich eben in Schrecken gesetzt hatte. Jetzt halte ich selbst meine Interpretation, nach Ihrer Mitteilung vom 31. Jan. für unwahrscheinlich. Jedenfalls wünsche ich, daß sie falsch gewesen sei und Sie dabei geblieben seien, sich von dieser Arbeit für jetzt fernzuhalten. Ich weiß Ihre Gefahr zu schätzen, nachdem ich neulich unter N.s aus Turin angekommenen Papieren auf den ersten schon gedruckten Bogen von Ecce homo (mit Stempel Naum.s vom 15. Okt.) geraten bin, ihn am selben Abend gelesen und die Nacht unter der Qual eines wahrhaft unheimlichen Eindrucks dann kein Auge zugetan habe. Inzwischen hat sich auch der 2. Bogen gefunden, bei dem sich dieser Eindruck nicht wiederholte, aber mir selbst liegt durchaus nichts an sofortiger Fortsetzung dieser Lektüre und für Sie bin ich von ihrer augenblicklichen Schädlichkeit auf das Tiefste überzeugt. Ich hätte selbst neuerdings über N.s literarischen Nachlaß nicht so beständig mit Ihnen Rücksprache genommen, wenn ich nur in meiner Ratlosigkeit über den Stand der Dinge bei Naumann und bei dem dringenden Wunsch, dort nichts Ungeschicktes in diesem dunklen Augenblick geschehen zu lassen, sonst gewußt hätte, an wen mich wenden, ich meine an wen mit unbedingtem Vertrauen auf Kenntnis der Sachen und Anteil daran. Zeit ist in der Sache für jetzt ja nicht zu verlieren. Naumann selbst scheint in seiner ersten Mitteilung an mich an den sofortigen Weiterdruck von „E. h." nicht zu denken, und in der Tat ist für jetzt nicht daran zu denken, ja meiner Empfindung nach die Verzögerung dieser Publikation an und für sich gar nicht zu bedauern, so außerordentlich wertvoll sie später sein wird, wenn anders das Ganze, wie ich Sie verstehe, wirklich in einer mitteilbaren Gestalt vorliegt. Ist Ihnen bekannt, ob dieses Ganze wirklich eine Aufzeichnung der aus N.s Vorwort zu entnehmenden Zeit, d. h. der Zeit nach seinem letzten Geburtstage ist? Es wäre dann, wie mir scheint, das letzte, was N. seit dem noch zustande gebracht hätte, 7 Gedichte etwa ausgenommen (Ruhm und Ewigkeit, Letzter Wille, Zwischen Raubvögeln, Das Feuerzeichen, Die Sonne sinkt, Klage der Ariadne, Dionysos — letzteres nur angefangen), welche in einem sauberen Umschlag mit der Aufschrift „Dionysos-Dithyramben" vorliegen. Soweit ich bis jetzt sehe, ist alles andere

älter oder in geistiger Nacht geschrieben, vielfach in wahnsinnigen, absolut unleserlichen Schriftzügen. Von der „Umwertung aller Werte" insbesondere liegt vollendet in der Tat nur das erste Buch vor, ebenfalls in einem weißen Bogen zusammengehalten mit der Aufschrift

Der Antichrist

Umwertung aller Werte,

die 2. Zeile durchstrichen und durch die Worte ersetzt, die leider wieder den zynischen Akzent laut werden lassen, mit dem N. in seinen letzten Sachen in einem gewissen crescendo sich selbst, glaube ich, nicht minder Gewalt angetan hat (das hat er freilich nicht nur damit seit Jahren) als andern: „Fluch auf das Christentum", — wobei ich aber die Züge wiederzuerkennen glaube, wie sie sich auf den kurzen Manifesten zeigen, welche N., wie es scheint, am ersten Tage seines Wahnsinns nach den verschiedensten Seiten erlassen hat, auch an uns, Sie und ich. Von sonstigen Aufzeichnungen, die sich auf die Umwertung beziehen, erwähne ich nur noch ein einzeln für sich im Wust der sonstigen Skripturen verlorenes Blatt, auf welchem in sorgfältiger Ausführung, von einem rektangulären Rahmen umschlossen, sich titelartig aufgezeichnet findet:

„Umwertung aller Werte

Erstes Buch.

Der Antichrist. Versuch einer Kritik des Christentums.

Zweites Buch.

Der freie Geist. Kritik der Philosophie als einer nihilistischen Bewegung.

Drittes Buch.

Der Immoralist. Kritik der verhängnisvollsten Art von Unwissenheit der Moral.

Viertes Buch.

Dionysos. Philosophie der ewigen Wiederkunft." —

Überschriften, von denen mindestens die des 3. Buches kaum definitiv gemeint sein kann, wenn auch der Plan des Ganzen damit in definitiver Form vorliegen mag. Es finden sich aber auch ein paar andere Schemata der Art, welche jedoch auf geringere Geltung Anspruch zu haben scheinen. Sonst möchte nichts sich unter den mir vorliegenden Papieren finden, was zur Ausarbeitung des einen der 3 letzten Bücher des Werks gehören könnte. Was meines Wissens von N. allein als vollendet bezeugt ist, liegt auch allein so vor, vom Rest der Form noch nicht einmal ein Anfang. So urteile ich nach erster vorläufiger Orientierung unter den von Turin erhaltenen Blättern und Heften. Zu einem eindringenderen Studium bin ich zur Zeit nicht imstande, auch nicht zur Lektüre des Antichrists, dessen Kritik sehr ins Detail, auch in das des A. u. N. T.s eingeht, mit so gespanntem Interesse ich gerade hier lesen würde. Übermorgen ist es ein Monat, daß mich diese schreckliche Katastrophe stündlich beschäftigt, auch wo ich notgedrungen mit anderem zu tun habe; ich wundere mich, daß ich unter diesen Umständen wenigstens das Unerträgliche der Nervosität der ersten 14 Tage überwunden habe; damit sie nicht

wiederkomme, bin ich bis auf weiteres auch auf möglichste Enthaltung angewiesen, und ich habe Ihnen alle diese Details im Widerspruch mit der Diät, die ich Ihnen dringend rate, gegeben, um nur mit ein paar Hauptpunkten Ihrer Spannung entgegenzukommen und Sie damit zu bewegen, vorläufig auf die Zusendung irgendwelcher Manuskripte zu verzichten. Wie wäre es, wenn Sie die Durchsicht des ganzen Bestandes sich für einen Besuch bei uns aufsparten, zu dem Sie ja schon aus weniger ernstem Anlaß eingeladen und zwar unsererseits jederzeit willkommen sind, ich Sie aber insofern nicht sofort imstande, wenigstens insofern gern sähe, als ich daraus entnähme, daß Sie in Berlin Boden zu fassen Aussichten haben und nicht von heute auf morgen gehen können und mögen.

— Ich bin Ihr stets treu und aufrichtig ergebener Fr. Overbeck.

Mein lieber Herr Köselitz! Basel, 9. Febr. 89.

— Sie fragen mich, wie sich N. „in seiner Gefangenschaft benommen". Ganz und gar nicht wie ein Gefangener, wenigstens solange er hier war, und die Nachrichten aus Jena lassen mich jetzt an eine wesentliche Veränderung seines Zustandes nicht denken. In flüchtigen lichten Momenten hat er selbst vom Irrenhause, in dem er sich befindet, in der ruhigsten Weise gesprochen, dabei etwa angenommen, daß er nur auf kurze Zeit in dessen Pflege sei; einen Drang hinaus scheint er nie empfunden zu haben, kehrte vielmehr vom Spaziergang im Garten stets gern wieder in sein Zimmer zurück. Daß er je nach Schreibmaterial verlangt hätte, weiß ich nicht. Auf der Reise von Turin hierher ist es nie geschehen, leider, wie ich aus seinen Papieren entnehmen muß, wahrscheinlich im dunklen Bewußtsein der schon genügend erprobten Unfähigkeit zu schreiben. Von „Fremden" war viel die Rede, besonders von ihrem Erscheinen zu den bevorstehenden großen Empfängen, Namen hat er ganz flüchtig nur zwei oder dreimal genannt, darunter auch den Ihren in einem der vielen Momente, wo er von Musik sprach, bald welche hörte, bald hören sollte, und daß er selbst viel sang, habe ich, glaube ich, schon geschrieben. Das Klavier, das er in Turin zur Verfügung hatte, stand im Familienzimmer seines Wirtes und war kaum noch ein Instrument. Dort war es, wenn er einmal daran saß, nicht leicht, ihn wieder davon zu entfernen, woran ich alle Anstrengung wendete bei der sehr bald augenscheinlichen Schädlichkeit seiner musikalischen Divagationen darauf. Worauf sich aber unterwegs sein Verlangen ein paarmal am heftigsten richtete, war ein Spiegel, der natürlich hier nicht zu beschaffen war. In Turin war es eine meiner ersten Handlungen, den, welchen er vor sich auf dem Tisch hatte, und von dem er beständig Gebrauch machte, ohne daß er es merkte, zu beseitigen. Später fragte er wiederholt danach, war jedoch von diesem wie von jedem anderen Gedanken meist leicht zu zerstreuen. Doch von diesen Dingen kann ich Ihnen ja mehr mitteilen, wenn Sie Ihren als vielleicht so nahen in Aussicht gestellten Besuch ausführen, für welchen ich Ihnen meine Adresse — Sevogelstraße 68 — mitteile, damit Sie, für den Fall, daß ich je auf dem Bahnhof Sie zu holen verhindert sein sollte,

selbst sofort den Weg finden. Eben diese Aussicht veranlaßt mich, auf einen andern Punkt heute nicht weitläufig einzutreten, den übrigens noch nicht erledigt zu finden, mich überrascht und beunruhigt. Ich meine den Druck von Ecce homo, für den ich heute natürlich irgendeine Verantwortung zu übernehmen gar nicht in der Lage bin, selbst wenn ich geneigt wäre, an eine spätere Teilung mit Ihnen zu denken. Eben diese Neigung gewinne ich nun aber noch nicht aus den Gründen, die Sie noch an den Gedanken festhalten lassen: „das Buch müsse auf Leser treffen, die sich den Autor als lebendig und verantwortlich hinter jedem Satze denken", und die „Scheu vor N. müsse ausgenützt" werden. Allein dieser Autor ist in diesem Augenblick tatsächlich nicht da, und aller mögliche Vorteil, den man sich aus dem aufrecht erhaltenen Schein des Gegenteils versprechen könnte, würde mehr als aufgewogen durch die Wirkung der in jedem Augenblick möglichen Zerstörung dieses Scheins. Auch soll, wie Sie meinen, das ungeheure Versprechen des Buches keinen Sinn mehr haben, „wenn die Tatsache der Geistesstörung bekannt wird". Allein glauben Sie wirklich, daß sie noch so unbekannt ist, — hier ist sie es jedenfalls nicht, von hier dringt sie leicht weiter und überhaupt sind es der Kanäle zu diesem Weiterdringen schon viel zu viele — und gesetzt, es bestünde diese Unbekanntschaft, sie bestünde insbesondere noch in der doch auch noch nicht unmittelbar gegenwärtigen Zeit des Erscheinens des Buches, würde denn nicht gerade das Exorbitante des Buches ein stark sollizitierendes Moment sein können für das Bekanntwerden des bisher Unbekannten, mit anderen Worten, gerade eine höchst fatale ungefähre Gleichzeitigkeit des Bekanntwerdens des Buches und der Geistesstörung eintreten können? Was Sie zur Ergänzung meines eignen noch ganz unvollkommenen Eindrucks von Ecce homo mir mitteilen, kann mich nur in der Überzeugung bestärken, daß dieses Buch für den Augenblick verschwinden muß, daß eine Publikation in diesem Augenblick ein höchstwahrscheinlich unschätzbares Dokument in seiner Wirkung nur aufs äußerste gefährden könnte. Warum wollen wir uns nicht in die tatsächlich vorhandene Ungunst des Augenblicks für N.s Schriften finden, von der Sie mir doch selbst anfangs so durchdrungen schienen, und mit der Paradoxie eines daraus herauszuschlagenden Vorteils rechnen? Ginge es nach meinem Sinn, so geschähe sofort, was mir als schon geschehen gegolten hat, und das schon Gesetzte würde aus dem Satz genommen. Demnächst wäre mir das liebste, die Sache würde bis zu meiner vollständigen Information und unsrer persönlichen Besprechung aufgeschoben. Meinen Sie endlich, anders und allein handeln zu *sollen*, so kann ich nicht dawider sein und nur bedauern, aufrichtig bedauern, weiter nichts zu tun zu haben, als Ihnen eine Sache allein anheimzustellen, in der ich gern mit Ihnen verbunden wäre. —

Ihr aufrichtig ergebener Fr. Overbeck.

Lieber Herr Köselitz! Basel, 23. Febr. 1889.

Sie können sich denken, welch unliebsame Enttäuschung mir Ihr letzter Brief bereitet. Sie selbst hätte ich so gern wiedergesehen und nun muß auch auf münd-

liche Verständigung über diese und jene zwischen uns schwebende Frage verzichtet werden, während es brieflich damit schwieriger, mindestens umständlicher gehen wird. Glauben Sie nicht, daß in der Frage des sofortigen Drucks von Ecce homo sich mir das Für und Wider ganz entzieht. Unter anderm bin ich gar nicht beruhigt über das Schicksal von N.s literarischem Nachlaß, wenn uns, ich meine Ihnen und mir, die Entscheidung darüber entzogen ist. Auch haben wir bis jetzt nicht über Geheimhaltung oder Unterdrückung und Veröffentlichung überhaupt differiert. An jene habe ich nie gedacht, auch nicht bei jenem unheimlichen Eindruck vom Anfang von Ecce homo. Denn mag diese Schrift auch auf der Bahn liegen, die den Verfasser schließlich zum Wahnsinn geführt hat, mag selbst, da sich soviel am Ende auch von seinen anderen Schriften sagen läßt, dem Leser dabei ganz besonders schwindlig werden, was ich davon kenne, macht doch durchaus nicht den Eindruck des eigentlichen Wahnsinns, im Gegenteil, auch dies wenige ist mir als eine höchst bedeutsame Äußerung desselben Menschen erschienen, den ich seit langem kenne, und ich wundre mich nicht über die „sieben wichtigen Fingerzeige" zur Beurteilung der ganzen Literatur N.s, die Sie im Ganzen finden. Kurz, ich bin schon jetzt durchaus nicht geneigt, Unterdrückung dieser Schrift für das Richtige zu halten. Was ich aber nicht recht verstehe, ist, worauf sich Ihre Alternative: Jetzt oder Nie! gründet. Was ich besorge, ist die Kollision des Moments mit der Extravaganz der Schrift in der Öffentlichkeit. Mir scheint es richtiger zu sein, der Literatur N.s Zeit zu lassen, Boden zu fassen, was sie in aller Stille, auch nach dem, was geschehen ist, beständig kann und was auch kein wirklich langwieriger über mehr als ein paar Jahre sich erstreckender Prozeß zu sein braucht, bis dieser merkwürdige Kommentar dazu hervortritt. Halten wir es damit anders, so weiß ich nicht, ob bei der Aktualität des Wahnsinns Nietzsches nicht ein solcher Lärm entsteht, daß auch jener Prozeß empfindlich gestört wird und N.s Schriften überhaupt für eine längere Reihe von Jahren für das Publikum sich als Produkte des Wahnsinns verlieren. Auch überwinde ich es schwer, diesen Lärm (—) über den Verfasser sich erheben zu lassen. Da fragt sich also: Ist wirklich mit einem Aufschub der Publikation diese wirklich aufgegeben? Und eben das ist es, was ich noch nicht verstehe. Auf jeden Fall wiederhole ich meine Bitte um Mitteilung des Manuskripts, wenn Sie es entbehren können, damit ich mich in vollkommener Kenntnis der Sache entscheide, ob ich Ihnen die Verantwortlichkeit allein dabei überlasse, worin ich auch um meiner darin Naumann abzugebenden Erwägung willen vollkommen im Klaren sein muß. Mit diesem bin ich im übrigen nach einem gestern erhaltenen Briefe vollkommen im reinen. Die Obtusion des Dr. W. ist vollkommen beseitigt und die Angelegenheit des Drucks von N. k. W. vorläufig geschlossen, wobei Naumann dabei bleibt, für die gedruckten Exemplare, deren ich nun zwanzig habe und bis auf zwei oder drei zurückhalte, keinen Entgelt zu fordern und auch zum zweitenmale auf eine Regulierung der N.schen Rechnung verzichtet, nachdem ich bei dieser Gelegenheit auf diesen Verzicht zurückgekommen war und ihm das Zurückkommen darauf anheimgestellt hatte. Er zweifelt nicht

daran, daß der Fall Wagner und die Götzendämmerung in kurzem seine Kosten decken. Morgen schreibe ich ihm also, natürlich unter Einschärfung absolutester Diskretion, wie es mit N.s Nachlaß steht und daß über die Zukunft von Ecce homo wir, Sie und ich, eben verhandeln, womit nichts präjudiziert ist. Noch etwas: Was soll mit Zarathustra IV werden? Wissen Sie, welches N.s Gründe für die bisherige Sekretierung waren? —

Ihr stets treu ergebener Fr. Overbeck.

Mein lieber Herr Köselitz! Basel, 13. März 89.

Ihr letzter Brief hätte schon um verschiedener Anfragen willen, die er enthält, auf raschere Beantwortung Anspruch gehabt. Zu allem Übrigen habe ich eben auch noch eine außerordentliche Arbeit hinter mich gebracht. Um die Verantwortlichkeit, die mir aus der Vertagung des Drucks der Nietzscheschen Papiere in meiner Verwahrung (erwächst?) zu mindern und das 1. Buch der Umwertung gegen alle Möglichkeiten, so weit es bei mir steht, zu sichern, habe ich es eben vollständig abgeschrieben. Nun kann ich auch das Stück, wenn Sie es wünschen, mit größerer Ruhe auf die Reise schicken und werde es dann um weiterer Sicherheit willen mit meiner Abschrift tun, welche absolut wortgetreu ist, wenn Ihnen nicht am Original durchaus liegt. Die zwei einzigen, mir bisher unleserlich gebliebenen Wörter bekomme ich wohl auch noch heraus. Sie können sich denken, daß es dem Christentum dabei geht, wie dem Marsyas vom Apollo. Nicht zwar dem Stifter — Alle bisherigen Versuche, eine menschliche Figur aus ihm zu machen, erscheinen lächerlich abstrakt und nur als Illustration zu einer rationalistischen Dogmatik neben der Leistung N.s und die Art, wie dabei aus dem Originellen der Person auch das Menschliche der Person hervorspringt, — aber allem was folgt. Und hier kann ich denn freilich nicht anders als vieles maßlos heftig und von souveräner Ungerechtigkeit finden. Insbesondere scheint mir N.s Auffassung des Christentums so zu sagen zu politisch und die Gleichung Christ-Anarchist auf einer historisch sehr bedenklichen Schätzung dessen, was das Christentum der „Realität" nach im römischen Reich gewesen ist, zu beruhen. Die „buddhistische Friedensbewegung", welche nach N. ursprünglich Jesus eingeleitet hat, scheint mir doch auch das Christentum nach ihm, mag es das so Eingeleitete auch noch so sehr verzerrt haben, in höherem Maße geblieben zu sein, als N. annimmt. Bei alledem bleibt dieser „Antichrist" ein Denkmal ganz einziger Art, auch N.s eigene bis jetzt verstreut ausgesprochene Meinungen über den Gegenstand wesentlich verdeutlichend. — Von den von Ihnen in Ihrem letzten Briefe genannten Namen fehlen in der Tat auf meiner Liste Strindberg (dieser, weil mir seine Adresse ganz unbekannt), die Prinzeß Anna Dmitriewna (die mir jedoch in einem Briefe vorgekommen ist, den ich ihres Familiennamens wegen erst wieder hervorsuchen müßte) und der Fürst Urussow (von dem ich nichts weiß). Nun schrieb N. zuletzt, daß er auch an diese bisherigen Empfänger ein Exemplar von N. k. W. nur auf Verlangen schicken würde, sich verpflichtend es jedesmal mit der Notiz zu tun, daß

es sich nur um ein gedrucktes, nicht für die Öffentlichkeit bestimmtes Manuskript handle, sonst aber, was er noch von diesem Hefte habe, sorgfältig bei sich aufbewahre. Verständigen Sie sich also über weiteres mit ihm je nach Ihrer Bequemlichkeit und Ihrem Ermessen. Ich selbst habe von meinen 20 Exemplaren noch keines aus der Hand gegeben und werde nur Rohde und Gersdorff eines schicken und meinem in diesen Tagen nach Würzburg abgehenden Kollegen Volkelt auch eines einhändigen. —

Ihr stets treu ergebener Fr. Overbeck.

Mein lieber Herr Köselitz! Basel, 26. Sept. 89.

Ich antworte sofort, weil ich Ihr Schweigen nie mißverstanden habe und eben darum wohl weiß, daß ich Sie, wenn Sie einmal fragen, nicht warten lassen darf. Und günstig fügts sich, daß ich eben seit gestern erst in der Lage bin, über Nietzschens augenblicklichen Zustand Nachrichten zu geben, und zwar, so trostlos sie noch immer sind, die besten, die ich bis jetzt erhalten habe, die ersten, die von „Aussichten auf Genesung" nur überhaupt etwas laut werden lassen. Sie finden beiliegend, was Binswanger unter dem 23. d. M. aus Jena berichtet, in einer Abschrift. Das Original brauche ich hier, die Anfrage, auf die er Bescheid gibt, beruht auf besonderem Anlaß. Von N.s hiesiger Pension wurde der dritte Teil (der Staatsbeitrag) schon seit Jahren nur durch ein Versehen weiter bezahlt. Der am 1. Juli 85 abgelaufene Termin der ursprünglichen, auf 6 Jahre lautenden Bewilligung ist seiner Zeit einfach übersehen worden, und ist vor wenigen Wochen durch einen Beamten der Staatskasse wieder aufgestöbert worden. Die Meldung davon fand ich bei meiner Rückkehr vor bald 14 Tagen hier vor, samt der Anfrage, wie es mit dem Bedürfnis fernerer Auszahlung stehe. Dazu mußte ich vor allem wissen, was ich, wie gesagt, eben erst erfahren habe. — Zugleich erfuhr ich, daß kurz vorher, also erst im Juli, N. seine Mutter hatte wiedersehen dürfen und der Arzt mit der Wirkung dieses ersten Besuchs auf den Kranken sehr zufrieden war. Dieser hatte damals eine Periode überwunden, in welcher überhaupt jede Berührung mit anderen Menschen, auch den Kranken der Anstalt, unmöglich gewesen war, aber eine verhältnismäßige Aufheiterung des Geistes büßte er mit körperlichen Leiden und dem sonst völlig fehlenden Bewußtsein des Krankseins. Und was sollen wir zur möglichen „Genesung" sagen? Ich kann nicht ohne Grauen auch daran denken. — Kürzlich begrüßte ich meinen hiesigen Kollegen von der physiologischen Chemie wieder und fand ihn, der sich bis dahin ziemlich ablehnend gegen meine Hinweise auf N. verhalten hatte, von Götzendämmerung und Genealogie buchstäblich umgeworfen. Mähly hat auch zwei höchst panegyrische und jedenfalls gut gemeinte Aufsätze über Götzendämmerung und über „Fr. Nietzsche" überhaupt in der Münchner Allgemeinen und in der Gegenwart erscheinen lassen. All dies dient mir jetzt als köstliches Prognostikon, daß die furchtbare Katastrophe, die N. und uns getroffen hat, von seinem Nachlaß überwunden werden wird.

In stetem herzlichen Anteil Ihr ergebener Fr. Overbeck.

Mein lieber Herr Köselitz! Basel, 9. Jan. 90.

Was werden Sie sich nachdem, was inzwischen geschehen ist, bei Empfang meines gestern an Sie sozusagen im ersten Schrecken abgegangenen Briefes gesagt haben. Jedenfalls zunächst wie sehr ich Ihnen wiederum danke für so raschen Bericht, stürzt mich auch dieser wiederum in Not. Sie sind der einzige Mensch, dem ich in dieser Sache vertraue, — es mögen noch andere und gar nicht so ganz wenige da sein, welche Vertrauen verdienten, Herr Dr. Langbehn vielleicht insbesondere darunter, ich kenne sie nicht. — Sie wissen wohl, welch schweres Gewicht also auch Ihr zweiter Brief für mich hat, zumal nach der Gewähr, die mir der erste dafür gibt, wie sehr Ihre Augen auf der Reise nach D. offen waren. Ich kann im Ernste sagen, daß ich heute über Dr. L. anders denke als gestern. Dennoch bin ich außerstande, ohne weiteres nach der mir von Ihnen gegebenen Weisung zu verfahren. Ich denke nicht daran, für die Jenaische Anstalt einzutreten, denn ich bin aus Vorurteil gegen alle Anstalten der Art nie darüber ruhig gewesen, und deutete schon gestern an, daß ich durch ein paar selbst hier von Jena empfangene Eindrücke nicht ganz unvorbereitet bin, Ungünstiges davon zu hören. Jedoch frage ich mich bei den Greueln, die mir nun aufgedeckt werden, wie nur gerade N. sie hat aushalten können und, statt vollends „zugrunde zu gehen", was Sie unter der von Ihnen angenommenen Voraussetzung ganz richtig als die notwendige Folge hinstellen, sich nach allem, was ich sonst höre, mindestens in gewissem Sinne ganz zweifellos erholt hat. Daß der Fall in Jena mit dieser vollkommenen Rohheit behandelt wird, habe ich darum zu bezweifeln noch einen besonderen Grund, weil er, wie ich weiß, mindestens seit einem viertel Jahr nicht als ein verzweifelter betrachtet wird, damals jedenfalls ein endgültiges Urteil, das z. B. hier sofort mit großer Entschiedenheit abgegeben wurde, abgelehnt worden ist. Ferner hat die Diagnose des Dr. L. — N. infolge von Überarbeitung nervenermüdet — für jeden, der weiß, was N. im letzten halben Jahr vor der Katastrophe geleistet hat, etwas ganz Plausibles; aber was soll ich damit anfangen, wenn ich weiter höre, daß er Individuen kenne, die von einem viel schlimmeren Zustand wiederhergestellt wurden als dem N.s? Denn diesen Zustand kennt doch Dr. L. erst von einem Augenblick an, wo er von seinem schlimmsten Stadium schon offenbar sehr verschieden war, und Perioden der Aufhellung sind auch hier von den Ärzten von vornherein vorbehalten worden. Endlich hat auch der Plan des Hrn. Dr. L., soweit er mir nun erkennbar wird, — N. kommt in förmliche, nur private Pflege unter Aufsicht eines Wärters usw., — nichts Beunruhigendes, an sich kann sein Verlangen der Vormundschaft, sofern es ihn als den beherzten Mann zeigt, der die volle Verantwortlichkeit für sein Tun selbst wünscht, nur Vertrauenerweckendes haben. Dennoch ist dies ein Punkt, an welchem ich, soweit meine Mitwirkung dabei in Betracht kommt, besonderen Anstoß nehme. Ich komme unter allen angegebenen Erwägungen nun einmal über den Graben nicht weg, daß ich Herrn Dr. L. nicht kenne — meine gestern angedeuteten Eindrücke gebe ich bei der Schmalheit ihrer Grundlage, wie billig und ohne

Vorbehalt Ihrem Urteil für jetzt preis — und eben dieses Ihr Urteil das Eines Tages ist.

Was ich unter diesen Umständen tue, ist für jetzt Folgendes: Ich schreibe nach Jena an einen mir dort von der Zeit meines Privatdozententums her bekannten Arzt, nicht als solchen, sondern weil mir sonst niemand dort einfällt, an den ich mich dort in dieser Weise wenden könnte, mit der vertraulichen Anfrage, ob er mir, was ich von der Behandlung N.s erfahre — andere Namen als dieser bleiben natürlich ungenannt — als möglich bestätigen kann. Welchen Erfolg ich damit haben werde, weiß ich freilich nicht, da ich nichts über die Information meines Korrespondenten in dieser Sache weiß oder nur die ihm dafür zugebote stehenden Quellen, auch, ungeachtet alles persönlichen Zutrauens, das ich habe, doch nicht recht weiß, inwiefern Rücksichten der Kollegialität mir im Wege sein werden. Doch ist dies für mich ein kapitaler Punkt, der vor allem, soweit es für mich möglich ist, aufgestellt werden muß. Sodann schreibe ich an Frau Pastor N. und melde ihr, was ich von den Zuständen der B.schen Anstalt durch Sie und Dr. L. höre — ich habe Mühe, mich darein zu finden, daß ich von ihr so wenig davon erfahren haben soll, — sie auffordernd, wenn ihr etwas davon bekannt sei oder bei näherem Zusehen sich bestätige, wenn es sich um Dinge handelt, denen innerhalb der Anstalt nicht abzuhelfen ist, aufs ernsteste den Plan des Herrn Dr. L., N. in seiner Nähe in private Pflege zu geben, in Betracht zu ziehen, da er mir auf Grund des von Ihnen empfangenen und mir so und so mitgeteilten Eindrucks von der Persönlichkeit jenes Herrn solchen Betrachts durchaus würdig erscheine. Von der geforderten Vormundschaft sage ich aber weder in diesem ersten Briefe, noch ungefragt bis auf weiteres, d. h. bis ich etwa in der Lage bin, über die Person des Vormunds etwas aus mir zu sagen, auch in einem zweiten etwas; gefragt, begebe ich mich ausdrücklich jedes Urteils und verweise auf Sie. Dies tue ich schon, nur weil ich durch Sie schon so viel Teilnahme für den Plan des Dr. L. habe, daß ich ihm nichts in den Weg zu legen entschlossen bin, solange Sie mich nicht selbst anders berichten, und dafür zu tun nur unterlasse, wozu ich nach Lage der Umstände außerstande bin. Augenblicklich ist meine persönliche Meinung über die Absicht des Herrn Dr. L., die Vormundschaft betreffend, die, daß ich in der Forderung nur einen Gewaltstreich sehe, von dessen Notwendigkeit ich mich noch nicht zu überzeugen vermag, so daß ich auch dadurch bewogen bin, mich jeder Einwirkung auf die Entscheidung in dieser Sache zu enthalten. Auch hier begreife ich die Schwierigkeiten, welche Herr Dr. L. von der Mutter besorgt, ein gutes Stück ganz wohl, wie wohl jeder nähere Freund N.s sie begreifen wird, aber doch nicht vollständig. So kann ich mir doch kaum die Äußerung der Frau Pastor über ihre Gründe, ihren Sohn nicht zu sich zu nehmen, denken, ohne ihr darum die ernsteren zuzutrauen, die sie, nach meiner Kenntnis der Verhältnisse hätte, es zu unterlassen, gerade wenn N. im Zustande ernster Rekonvaleszenz ist. Sie hat wenigstens anders darüber früher gedacht, zu einer Zeit allerdings, wo die Ärzte gar nicht anders konnten, als ihr Veto einlegen.

Ist N. noch zu helfen, dann gewiß nur auf außerordentliche Weise, wird diese nur von der rechten Person unternommen. Was ferner auch geschieht, sollte sich die Unerträglichkeit der Jenaischen Behandlungen herausstellen, so hätte sich Herr Dr. L. durch die bloße Aufdeckung derselben schon den Anspruch auf den wärmsten Dank der Freunde N.s erworben.

Ich weiß nicht, wo ich die Zeit zu diesem Brief hernehme, behalte mir aber auch vor, jene andern erst morgen zu schreiben; in der Bedrängnis des vorliegenden weiß ich auch nicht, ob ich meine Hauptabsicht erreicht habe, nämlich, obwohl ich auf Ihren Brief weder einfach Ja noch einfach Nein zu sagen in der Lage bin, Ihnen doch völlig klar zu machen, wessen Sie sich in der L.schen Sache von mir zu versehen haben. Ich muß, wie es auch sei, schließen, und tue dies, indem ich nur noch die dringende Bitte hinzufüge, mich darin auf dem Laufenden zu erhalten.

Ihr treu ergebener Fr. Overbeck.

Mein lieber Herr Köselitz! Basel, 12. Jan. 90.

Die Briefe, die ich Ihnen ankündigte, sind geschrieben; der an die Frau Pastor allerdings, weil es früher durchaus nicht möglich war, erst gestern; doch auch da hauptsächlich, um mich meines Versprechens zu entledigen, und gar nicht mit dem Gefühl, zu spät zu kommen, eher mit dem, überhaupt etwas vollkommen Überflüssiges zu tun. Noch am Abend des 9., an welchem ich Ihnen zuletzt schrieb, erhielt ich einen Brief von Frau N., in der Hauptsache einen Jammerbrief, daß sie Herr Dr. Langbehn vertrieben habe, meldend, daß sie aus Anlaß eines Briefes von Ihnen soeben an den Herrn geschrieben und mit der Erklärung, daß sie „zu allem bereit" sei, angefragt habe, in welcher Art er ihrem Fritz beistehen wolle. Und darnach wird es wohl inzwischen auch gegangen, die Vormundschaftsfrage vielleicht insbesondere, soweit die Frau Pastor in Frage, keine so gar große Schwierigkeit gewesen sein. Dies ist im Grunde mein Gedanke schon, als ich Ihnen schrieb, gewesen. Jedenfalls wußte ich am besten, daß Frau N. an der Vormundschaft nicht unbedingt hing, da ich nicht ohne Mühe sie selbst abgelehnt habe, weil ich nicht im Besitz der Freizügigkeit bin, die eine Annahme, solange N. nicht in meiner nächsten Nähe war, gestattet hätte.

Immerhin hatte ich, ehe ich in dem Ihnen mitgeteilten Sinne nach Naumburg schrieb, noch einen Verdruß zu überwinden. Aus Frau N.s Brief ergab sich zu meiner großen Überraschung, daß ich in ihre Differenzen mit Herrn Dr. L. verwickelt war. Zu ihrer „Rechtfertigung" vor ihm erbat sie sich den Brief, in welchem sie „etwas über Binswanger hergebe", und ich habe ihr wenigstens die von ihr gewünschte Stelle daraus geschickt, genau wie auch Sie sie beiliegend finden. „Denn", hieß es, „von dem Brief und ihrer darauf bezüglichen Antwort, daß Sie (ich) sagten etwa: daß wir doch Prof. B. Dank schuldig wären, wir müßten doch zurückdenken, wie Fritz gewesen sei, ging seine mich so kränkende Weise an." Ich bemühe mich dabei gar nicht mehr zu verstehen als ich verstehen kann, nur ist gewiß,

daß ich in die damit angedeuteten Diskussionen gar nicht hineingehörte, da ich von ihnen selbst, geschweige denn von ihren Voraussetzungen nicht das geringste wußte, und ich frage mich nur, ob Herr Dr. L. mich im Verdacht hat, als hätte ich gegen ihn oder überhaupt mit irgendwelchem Eifer den Anwalt der Binswangerschen Anstalt bei Frau N. gemacht. Was zunächst den Herrn Dr. L. betrifft, so ist über ihn, dessen Name für mich zuerst in eben dem Brief auftaucht, aus welchem beiliegendes Blatt ausgezogen ist, gegen Frau N. und alle ihre Überschwänglichkeiten über diesen Retter von mir gar kein anderes Wort über ihn geäußert worden, das mehr und etwas anderes gewesen wäre, als ein gänzlich unangreiflicher und für den Verlauf der Dinge gleichgültiger Ausdruck meiner Freude über die sich eröffnende Aussicht, bis ich in der von Frau N. selbst hervorgerufenen Meinung, daß es auch mit Dr. L. nichts sei, überhaupt nichts mehr zu sagen Anlaß hatte, in welchem Stadium meiner Gedanken über ihn Ihr Brief mit der Naumannschen Einlage mir zukam. Insbesondere habe ich nicht einmal den Einfall gehabt, beiliegende Äußerungen der Frau P., ihr plötzliches Irrewerden an Binswanger mit Herrn Dr. L. in Verbindung zu bringen. Vielmehr meine oben von Frau P. gemeinte Rückäußerung war im allerstrengsten Sinne Antwort auf das, was auf beiliegendem Blatt zu lesen steht, das heißt weil noch nie von Frau N. eine Klage über die Anstalt laut geworden war, ich insbesondere durch sie von den Tatsachen, die mir seit dem Naumannschen Briefe dank Ihnen aufgedeckt wurden, noch keine Ahnung haben konnte, so habe ich in ihren beiliegenden Äußerungen nichts gefunden, was mir ihr plötzliches Wankendwerden ernstlich begründete. Denn an dem selbst, worüber sie besonders klagt, ist sie durch eigne Äußerungen nicht ohne Schuld, und was sie ihre „Widerlegung" Binswangers nennt, ist nach dem, was ich schon vor einem Jahre über diesen Punkt, allerdings mit laienhaftem Kopfschütteln, von sachverständiger Seite gehört habe, keine. Kurz, ich konnte weder, was sie vorbrachte, noch daß auch „Frau Rätin Pinder" oder N.s Schwester an der „Richtigkeit der Behandlung zweifelte" oder die Äußerung des „Inspektors der Anstalt" ernst nehmen und antwortete, wie ich es getan. Dabei war ich aber der Meinung, Frau N. gegen sich selbst zu vertreten, nicht aber eine eigne Ansicht, oder gar überhaupt die Binswangersche Anstalt, die gar nicht meine Wahl ist. Ich bin vor einem Jahre überhaupt der Ansicht gewesen, N. solle hier in meiner Nähe bleiben, habe insbesondere gegen die übereilte Art, wie N. von seiner Mutter mitgenommen wurde, gekämpft, verlangt, sie solle zunächst allein reisen und nach einem passenden Unterkommen in ihrer Nähe erst förmlich suchen und mich angeboten, selbst mindestens bis Frankfurt ihren Sohn dem Begleiter zuzuführen, den sie von Naumburg aus schicken zu können erklärte. Es half alles nichts, doch weil ich in der Hauptsache nicht den Schimmer eines Gedankens hatte, was ich persönlich hier für N. tun könne, und grade Binswanger hier bekannt war und an „kompetentem Orte" über ihn Erkundigung möglich war, ließ ich die Ärzte entscheiden und enthielt mich eines Protestes gegen N.s sofortige Unterbringung in Jena. Ermessen Sie daraus mein „Interesse" für die dortige Anstalt.

Ich wäre stets dankbar gewesen für ernste Auskunft, Bedenken gegen sie habe ich jedoch aus Frau N.s Berichten am wenigsten schöpfen können. Im Gegenteil, grade der Brief, den ich hier bespreche, verschaffte mir den beruhigendsten Eindruck, den ich überhaupt über diese Anstalt empfangen habe, und zwar durch die Art wie Binswanger, nach Frau N.s eigenen preisenden Worten, auf den Vorschlag eingegangen war, den Versuch mit den Spaziergängen des Herrn Dr. L. mit dem Kranken zu machen. Sie hielt mir namentlich die Vorstellung fern, die ich jetzt fassen soll; daß N. wie ein „Gefangener" behandelt wurde, schien mir ein Beweis, daß der Fall wirklich eine individuelle Behandlung erfahre. — Endlich hatte mir einmal Frau N. eine Äußerung B.s über Schriften N.s mitgeteilt, die mindestens, wenn die Gelegenheit, bei der sie gefallen, überhaupt gestattete, sie ernst zu nehmen, Gleichgültigkeit verriet. Ich begreife das nicht, ich meine, die Schriften N.s müßten für seinen Arzt in dieser Zeit von höchstem Interesse gewesen sein, nicht in dem gewöhnlichen Sinne, in dem sie gewissen Leuten als Ankündigungen seines Wahnsinns gelten, aber insofern dieser hereinspielt als Zeugnis, daß es damit eine ganz besondere Bewandnis haben müsse. Ich muß gestehen, daß sich für mich hieran allein auch jetzt und nur bisweilen ein Schimmer von Hoffnung auf Wiederherstellung knüpft, und auch an die Momente, denen als völligen Rätseln dicht neben den unzweideutigsten und grauenvollsten Äußerungen und Symptomen des Wahnsinns schon vor einem Jahre Hoffnung und Hoffnungslosigkeit bei mir gleich tief schwiegen, und die wohl auch in meinem ersten Ihnen mitgeteilten Berichte wiedergegeben sein werden.

Kurz (und es ist Ihret- und meinetwegen höchste Zeit an Kürze zu denken): daß N. augenblicklich so weit ist, wie er es ist, und daß ich von allem, was ich jetzt von der Anstalt B.s glauben soll, von der Frau Pastor geradezu nichts erfahren habe, sind Tatsachen, die ich auch jetzt für ein Urteil über diese Anstalt nicht ohne weiteres in den Wind schlagen kann — im übrigen ist und war sie mir stets sehr gleichgültig und hätte ich mehr zur Begründung meiner Schätzung, so würde ich mich auch bei der augenblicklichen Wendung der Dinge nicht so konnivent verhalten haben. Darum weiß ich aber nicht, was ich zwischen Frau N. und Dr. Langbehn zu tun gehabt habe, und wurde ich einmal genannt, so wäre ich Herrn Dr. Langbehn dankbar gewesen, wenn er sich persönlich an mich gewendet hätte, dann wäre mir vielleicht das Peinliche mancher Überlegung erspart worden, in die ich bei der Art, in welcher die ganze Sache nun an mich gekommen ist, gedrängt worden bin. Wie dem auch sei, mögen die nun wohl gefaßten Entschlüsse heilsam sein, was sie auch dann gewesen wären, wenn sie schließlich nichts anderes erzielt hätten, als Erleichterung des Zustandes, in dem N. sich augenblicklich befindet und ein Ende der Leiden, denen er etwa jetzt durch verkehrte Behandlung ausgesetzt ist. Ich hoffe bald von Ihnen wieder etwas zu hören.

Noch etwas, was heute früh passiert ist. Eine Anfrage des Herrn Dr. S. B. mit einem Artikel über N. „in Deutschland", im Auftrage des Redakteurs dieser Zeitschrift, ob ich geneigt wäre, aus Ineditis von N. darin etwas zu publizieren?

Woher nur die Spürhunde dieses Unternehmens wissen, daß ich etwas mit dergleichen zu tun habe? Nun da ist einfache Abwandlung, und nun gar in diesem Moment, leicht. Unter allen Umständen gälte mir keine andere Art der Publikation für N.s würdig, als bei seinem letzten, um ihn wirklich verdienten und mir auch durch den letzten mir von Ihnen mitgeteilten Brief wieder sehr schätzenswert erschienenen Verleger. — Ich hoffe, vielleicht schon morgen wieder etwas von Ihnen zu hören, heute ist Sonntag. Ich habe allenfalls Zeit zu solchem Brief, aber die Post ruht.

Ihr stets in Treue ergebener Fr. Overbeck.

Mein lieber Herr Köselitz!

Haben Sie abermals den herzlichsten Dank für die sehr reichhaltige Zusendung, deren Rücksendung ich heute beginne. Sie ergänzte in der willkommensten, ja auf das lebhafteste ersehnten Weise die vorausgegangene Karte. Ich sehe allerdings auch jetzt nicht anders noch klarer in die Dinge, wenigstens in die, auf welche es mir ankommt. Ich habe keine Veranlassung, mich in die Differenz zwischen Herrn Dr. L. und der Frau Pastor zu mischen, in welche ich von den Parteien — ich muß neuerdings an diesem Punkt festhalten — ohne mein Ahnen zwar hineingezerrt, in welcher ich aber von keiner jemals angerufen worden bin und angerufen zu werden auch kein Verlangen trage. Aus den neuesten Aktenstücken lerne ich wohl ein ganzes Bündel Fallbeile, mit denen bewehrt Herr Dr. L. in der Welt aufräumt, Professoren, Juden, Anstaltssystem usw., kennen — und unter einem davon befinde ich mich selbst. Dieses letztere stimmt mich lustig, unter anderem auch, wenn ich bedenke, welche Toleranz wir gegenseitig unsern Visitenkarten zu erweisen in der Lage sind: Kunsthistoriker, Schleswig-Holsteiner, Antisemit, — lauter Dinge, die bei mir das keckste Vorurteil wecken! Doch das sind Kindereien, fatal und im Ernst recht befremdend ist es mir, daß auch im gestern erhaltenen Briefhäuflein mit keinem Worte, was mir eine Hauptsache erscheint, zum Vorschein kommt, wie viel von dem mir neulich von Ihnen mitgeteilten eigentlichen Abscheulichkeiten der Behandlung in Jena wahr, und wieviel von dieser Behandlung überhaupt nicht lediglich Opfer des Fallbeils, „miserables Anstaltssystem" ist. Sie beruhigen mich damit, daß N. „trotz Binswanger" geistig erstarkt ist. Wie soll ich das akzeptieren, und ich glaube, Sie böten es mir auch nicht an, wenn Sie N. vor einem Jahr gesehen hätten. Dann frage ich mich aber auch, wie es mit dieser Erstarkung steht. Was die neuesten Dokumente offenbaren, beschwichtigt am wenigsten die lebhafte Besorgnis, mit der ich N. die bisherige Pflege verlassen sehe. — Ein einziges Mal soll N. divagiert haben — über R. Seumes Vater — dagegen über die abstraktesten Probleme seiner Metaphysik sich völlig klar mit Herrn Dr. L. unterhalten haben. Ich gestehe, daß ich gerade an der Stelle des Symptoms der Erstarkung gern etwas anderes sähe, was jetzt da steht, ist mir besonders unheimlich. Sie weisen mich ferner auf den einsichtsvollen Widerspruch, den N. beim Dr. L. finde und fragen mich, was es schadet, daß N. über das Dionysische zurecht-

gewiesen wird? Gewiß nichts, aber worüber ich vor Staunen mich nicht lassen kann, ist, daß in diesem Augenblick an solche Erziehung N.s gedacht wird. Und endlich ist es mir auch zu stark, daß der Doktor sich über Äußerungen N.s sogar in Dingen von der Mutter nicht eines besseren belehren lassen will, wo er gar nichts wissen kann, sie jedenfalls mehr als er weiß.

Und doch gebe ich dem Dr. L. das alles vor: er weiß, was er tun will, ich wüßte nichts anderes zu tun, als N. nötigenfalls in eine andere Anstalt zu versetzen, er hat einen Glauben, den ich ganz und gar nicht habe, und eben dieser ist von allem, was ich bis jetzt von ihm die Ehre zu kennen habe oder zu kennen meine, das einzige, was ich unbedingt respektiere, und da ich nicht weiß, wie viel er sich davon für sein Unternehmen um jeden Preis zu erhalten braucht, lasse ich mir diesen seinen Glauben zur alleinigen Richtschnur meines eigenen Verhaltens in der Sache dienen. Gelingt es ihm, so habe ich keinen Anteil daran, gelingt es ihm nicht, so denke ich nicht daran, ihm einen Vorwurf aus seinem Unternehmen zu machen, in der Meinung, daß in magnis voluisse sat est. Die Güte seines Glaubens vorausgesetzt, und für diese sind Sie mir gut. Und nur darum dieser ganze Brief. Wozu sonst, da es sich doch, — meine ich auch, daß zur Zeit noch härtere Arbeit zur Erreichung des nächsten Zieles bevorsteht, als der Sturm auf die Mutter — um entschiedene Dinge handelt, die ich selbst, wenn ich nach Ihrem Dazwischentreten den geringsten Willen dazu hätte, nicht mehr aufhalten könnte? Aber allerdings, ich habe das Bedürfnis, Sie nach wie vor wachsam zu wissen und mit mir darin einig, daß es sich, wie für Dr. L. nicht um die Mutter, so für uns auch nicht um ihn, sondern um N. handelt. Sonst müßte ich selbst den geringen, in meinen eigenen Augen lächerlich unerheblichen Anteil, den ich an der Förderung der Absichten des Herrn Dr. L. genommen habe, bedauern. Noch ein Punkt, der mich beunruhigt: der geringe Drang N.s, der sich aus allem, was ich erfahre, ersichtlich macht, nach der ihm zugedachten Befreiung, oder täusche ich mich mit diesem Eindruck? Jedenfalls ist Ihnen bei diesem ganzen Anlaß deutlich geworden, wie übel ich in dieser, meiner fernen Ecke mit N. gestellt bin, Sie wissen auch, worin ich des Zuspruches bedarf. Lassen Sie sichs nicht verdrießen, mich auf dem Laufenden zu erhalten, wobei ich auch etwas von erfreulichen Fortschritten Ihrer eigenen Angelegenheit zu erfahren hoffe.

Ihr stets treu anhänglicher Fr. Overbeck.

Mein lieber Herr Köselitz! Basel, d. 24. Jan. 90.

Endlich ein Lebenszeichen von Nietzsche! hätte ich beinahe gesagt, als ich gestern Ihre Karte von Jena erhielt. Sie stellte jedenfalls für mich in der eindringlichsten Weise einen Rapport wieder her, der seit einem Jahre nicht mehr bestand, nun wußte ich wieder etwas, und war was ich erfuhr nicht gleichgültig, oder unverständlich, oder gar unglaubwürdig. Ihr Wiedersehen rief mir nur allzu lebhaft, was ich selbst erlebt habe wieder in Erinnerung. Ich wünschte zur Unterhaltung des klaren Austausches zwischen uns, daß Sie mir aus Annaberg den

Brief schicken ließen, den ich Ihnen Sonntag schrieb und zugleich mit sämtlichen Einlagen Ihrer vorausgehenden Sendung nach Annaberg richtete. Sie ersahen daraus, in welch trauriger Weise Ihre jenaische Karte meinen Argwohn in Hinsicht auf das was mir von N.s „geistiger Erstarkung" gemeldet wurde bestätigt. N.s Allgemeinbefinden muß seit einem Jahre außerordentliche Fortschritte gemacht haben, lichte Momente mögen seine geistige Umnachtung häufiger und anhaltender unterbrechen; daß sein Zustand in dieser Hinsicht eine wesentliche Veränderung erfahren hat, ist mir noch nie wahrscheinlich gemacht worden und lassen mich Ihre Andeutungen durchaus bezweifeln. Anwandlungen im Jähzorn und was Sie „Erpichtsein auf Kleinigkeiten" nennen, fehlten selbst vor einem Jahre, erkannt hätte N. Sie auch damals und gerade so wie jetzt. Wozu das Alles? Um daran die dringende Bitte an Sie zu knüpfen, (—) auf keinen Fall eine Veränderung eintreten zu lassen, ehe Sie nicht das Bessere übersehen, das wirklich an die Stelle zu treten hat. Die Möglichkeit des Besseren bezweifele ich ganz und gar nicht: sachverständige ärzliche private Pflege und daneben ein hilfsbereiter und fähiger Mentor unseres Kranken wäre Besseres gewiß. Aber das Eine und das Andere sind rarissimae aves. Und ist Hr. Dr. L. der Eine dieser Vögel? Sie wissen es besser als ich. Auf jeden Fall und was auch beschlossen werden möge, so wird es mir eine unvergleichliche Beruhigung sein, daß Sie selbst in Jena gewesen sind. Inzwischen wünsche ich Ihnen von Herzen, daß Sie die entsetzlich traurigen Eindrücke dieser Lage nicht zu arg angreifen mögen.

Ihr stets treu ergebener Fr. Overbeck.

Mein lieber Herr Köselitz! Basel, 16. Febr. 90.

Am Donnerstag früh erhielt ich nach wochenlangem Spannen wieder Bericht den ersten der Frau Pastor in diesem Jahre, am Abend langte Ihre dankenswerte Zusendung an. Durch letztere erfuhr ich, wie Sie sehen werden, nichts Neues, durch den ersteren leider auch nicht oder doch kaum etwas Neues, jedenfalls höchst Unerfreuliches, auch als Bestätigung der Besorgnis, die ich wegen des Ihnen in diesen Tagen in Jena Auferlegten hegte. Was sie selbst auch zu befahren gehabt haben mögen, das Verfahren des Dr. L. mit Frau N., insbesondere das Dokument, das ihr zur Unterschrift unterbreitet worden ist, kann ich nicht anders als roh nennen. Und soll ich denn wirklich glauben, es sei ihre Meinung — Frau Nietzsche schreibt es — wenn L. die Vormundschaft verweigert würde, so sei ein Buch von seiner Hand „Der Fall Nietzsche" zu besorgen. In diesem Falle bliebe ja, schrieb ich Frau Nietzsche zurück, nichts anderes als die Verweigerung übrig, denn wie soll man einen Menschen, der solcher Gemeinheit fähig wäre, vertrauensvoll seine Aufgabe mit N. unternehmen lassen, wäre er auch sonst, was ich auch jetzt nicht bezweifeln will noch kann, dazu höchst befähigt? Ein „Fall Nietzsche" könnte am Ende auch da herauskommen. Unangenehm unklar wird mir nun überhaupt sein Plan, ich meine in Hinsicht auf seinen Ernst. Fast scheint es mir, als triebe er ihn selbst zum Scheitern an unerfüllbaren „Bedingungen". An wen

denkt Dr. L. z. B. bei den Freunden N.s die ihn während der Jahre „vertreten" sollen, und was denkt er sich dabei? Und wie hat er Ihnen zuletzt die Pistole auf die Brust wegen einer raschen Entscheidung mit seinem Briefe vom 31. Jan. gedrückt? Dieser liegt mir in Abschrift vor. Darin rieche ich (außer der Geschmacklosigkeit) die Unwahrheit in den Worten, er schreibe ihnen stets „mit der kaltblütigsten Ruhe eines Schachspielers". Trotz allem bin ich Frau N. gegenüber auch jetzt dabei geblieben, jeden wirklichen Rat meinerseits abzulehnen und sie auf Sie zu verweisen, wenn ich ihr auch meine höchst mißfälligen Eindrücke nicht verschwiegen habe noch meine Besorgnis in Hinsicht auf die Schwankungen der Ihrigen. Der Brief der Frau N., wenigstens was darin Fortsetzung eines unter ruhigeren Umständen schon 14 Tage früher begonnenen ist, ist ein verzweifelter Notschrei, darin wenigstens durchaus beredt und immerhin nicht ohne mich aufklärende Tatsachen, aber immerhin in Hinsicht auf den augenblicklichen Stand der Dinge höchst verworren. Und über alles dieses Langbehn geschickte höre ich neuerdings von der Hauptsache, N. selbst, nichts oder sehr wenig. Daß auf jeden Fall auch noch Gericht und Binswanger im Wege des Dr. L. liegen, ist mir unter den gegenwärtigen Umständen nicht unlieb. Unter diesen interessiert mich auch sein Buch sehr wenig, denn ich habe gegen diesen Zögling Rembrandts daneben zu starke Bedenken, und über diese könnte mich im Falle, um den es sich handelt, auch ein gedrucktes Meisterstück nicht bringen. Ein solches ist jedenfalls der Titel, und es war denn auch das erste, das meine Aufmerksamkeit erregte, als ich das Buch vor einigen Wochen unter den Ansichtssendungen unserer Bibliothek fand. Ich blickte flüchtig hinein und wurde frappiert, interessiert wenigstens nur in seltsamer Mischung der Eindrücke. Dann kam in der Allgemeinen Zeitung, die ich halte, ein von Dresden datierter Artikel darüber. Sofort sagte ich zu meiner Frau: Sollte nicht L. der Verfasser dieses Buches sein? Die mir erinnerliche Verherrlichung des Niederdeutschen und Schleswigholsteins insbesondere fiel mir auch noch ein. Ich kehrte also zu jenem Exemplare zurück, doch auch nur zu flüchtigstem Blättern. Meine Vermutung war am Tage der Ankunft Ihres Exemplares schon von Frau N. bestätigt worden. Inzwischen blätterte ich wieder im Buche; um es recht zu lesen, fehlt mir durchaus die Zeit, muß ich doch auch Rohdes mir neulich zugesendete Psyche, über den griechischen Seelenkult, die mich weit mehr anzieht, bis auf weiteres ganz liegen lassen. Soviel weiß ich auch von L.s Buch, ich mag es ganz und gar nicht. Es stehen gewiß tausend Wahrheiten darin, aber dann ganz gewiß auch eben so viele Dummheiten. Manches ist reine Simpelei. Ich schlage eben auf und gerate auf „Mommsen", was hier zu lesen steht, ist überhaupt trivial, simpelhaft der Passus über den Gebrauch der Antiqua im Deutschen, die Volkstümelei des Buches überhaupt in Simpelei ausartend. Dabei muß ich wieder über den Krieg lachen, den der Verfasser den Professoren macht: ich habe lange nichts in den Händen gehabt, was doktrinäreren Charakters wäre. Und ebenso in der Form: sehr gescheit und geschickt, doch auch hier ein steifer Stock, der gut tanzen gelernt hat. Und was mich vor allem in diesem Augen-

blick interessiert: das Ganze zu Nietzsche antipodisch, was, ich denke, auch der Erfolg des Buches zeigen wird. Sie rechnen wohl mit den Grundsätzen der Allopathie bei den Hoffnungen, die sie von dieser Behandlung hegen. Wie dem auch sei, ich kann nur immer mehr mein Amen zu dem, was ohnehin tatsächlich der Fall ist, geben: Erledigen Sie selbst ganz und nach eigenem guten Glauben diese Angelegenheit. Das Buch — ich denke Sie verstehen mich nicht so, als ob ich überhaupt verkennte, daß es ein bedeutendes ist — ist jedenfalls nichts was meine Zweifel beschwichtigen könnte. Ich weiß sehr wohl, daß ich in den Bedrängnissen, in welchen Sie augenblicklich leben, nicht auch noch an Ihre Zeit Ansprüche machen kann, dennoch bitte ich um Mitteilung über den augenblicklichen Stand der Sache, natürlich in allerkürzester Form.

Ihr stets ergebener Fr. Overbeck.

Mein lieber Herr Köselitz! Basel, 13. April 90.

— Von Nietzsche bin ich bis zur Übersiedelung in die neue Wohnung unterrichtet, hoffentlich hält sein Zustand längere Zeit an ohne durch eine jähe Katastrophe den wieder erstaunlich rosigen Illusionen seiner armen Mutter ihr Ende zu bereiten. Ihnen wird es, bis auf diese Besorgnis, wie mir immerhin eine Erleichterung sein, ihn außerhalb seines Kerkers in menschlicher Pflege zu wissen. Haben sie den Aufsatz von Brandes im Aprilheft der deutschen Rundschau schon zu Gesicht bekommen? Etwas sehr (—), immerhin einer der bedeutendsten Schritte, um N.s Schriften in der Öffentlichkeit zu fördern. Im Biographischen ist der Verfasser offenbar durch eigne Mitteilungen N.s, die wohl schon aus Zeit und Stimmung des Ecce homo stammen, irregeführt: die polnischen Grafen, der Anteil N.s am Kriege, sein Dienst bei der Kanone. Weit bedenklicher machte es freilich vor wenigen Wochen der biographische Aufsatz eines oder einer D. H. in der Frankfurter Zeitung (Jakob Burckhardt wenigstens behauptete, es müsse ein Frauenzimmer sein), welcher (nicht in feindseliger Absicht) ausbot, er stamme aus einer Familie, in welcher der Wahnsinn „seit Generationen" zu Hause sei, auch allerhand, mindestens zum Teil Verkehrtes, über die Bedeutung seiner Schwester und ihren Einfluß auf ihn, und das alles sollte auf Mitteilungen seiner Familie beruhen, welche aus nächster Nähe die Geschwister hätte aufwachsen sehen, auch nur ein geringer Teil dessen sei, was diese Quelle sonst geliefert habe und für jetzt noch beiseite bleiben müsse. — Ich kehrte nach unserem letzten Abschied recht niedergeschlagen heim. Unter Druck und Hetze jener Tage blieb manches, was ich noch gern mit Ihnen besprochen hätte, unberührt. — Ich wiederhole auf jeden Fall, wenn Sie noch an die Route über Basel denken, daß unser Gaststübchen stets zur Verfügung steht. Sie willkommen heißend, grüßt auch meine Frau und ich bin

Ihr stets treu ergebener Fr. Overbeck.





Der Kreuzweg im Lande Phokis/ aus Ödipus und die Sphinx/ von Hugo v. Hofmannsthal

Der Dreiweg im Lande Phokis. Waldige Gegend im Gebirg. Felsen und Bäume. Platanen, Ahorn. Quer über die Bühne führt eine Straße, von rechts herauf nach links wieder hinab. In der Mitte mündet in diese ein Hohlweg, steil herabführend.

Phönix, Ermos, Elatos; Andere links hinter Bäumen und Gebüsch. Dort auch ein Wagen und Pferde, unsichtbar.

Stimme von oben: Er ist im Hohlweg, er ist nah, ihr Männer!

Ermos: Wir wollen uns demütigen.

Elatos: Wir wollen
mit Staub der Straße unsre Stirn bestreu'n.

Ermos: Das erste seines Zorns ist fürchterlich,
wie Blitz und Donner. Phönix! — (Zieht ihn nieder.)

Phönix: Nicht sein Zorn
zermalmt mein altes Herz. Allein
ein Etwas, dessen Namen ich nicht weiß.
Ihr Götter, wendet ab — nicht von dem meinen,
vom Haupte dessen, der hier nahen wird —
ihr Götter, wendet ab!

(Stille.) (Ödipus kommt den Hohlweg herab, einen Stock in der Hand, bleich, verwildert, wie ein Flüchtiger, als wollte er rechts hinüber. Die Drei neigen ihr Haupt zu Boden. Ödipus, ohne sie zu erkennen, wie schlafwandelnd, taumelt vorbei.)

Phönix (aufspringend, angstvoll):
Sperrt ihm den Weg! werft euch vor seine Füße!

(Ödipus springt dumpf aufschreiend zurück, deckt sich den Rücken, hebt den schweren Stock.)

Phönix (vor ihm niedersinkend):
Hebst du den Arm wider dich selber, Herr,
und schlägst, was dein ist?

Ödipus: Ungetreue Diener,
ist dies der Weg von Delphoi gen Korinth?
Phönix: Dies ist ein Weg von Delphoi gen Korinth.
Ödipus: Ein krummer Weg! Und welchen hieß ich euch
durch eines Knaben, meines Boten, Mund
zur Heimkehr wählen?
Phönix: Den der stracks hinab
von Delphoi läuft ans Meer, so wie die Sehne
des Bogens.
Ödipus: Und warum dann find' ich euch
auf diesem Kreuzweg?
Phönix: In des Herzens Angst,
Herr, suchten wir nach dir und zählten nicht
die Berge noch die Täler, achteten die Nacht
wie Tag und Sternenlicht wie Sonnenlicht
und ließen nicht des Suchens ab bis hier,
da wir dich fanden.
Ödipus: Schlechte Diener heiß' ich,
die Unbefohl'nes tuen.
Phönix: Ödipus,
ich bin der Älteste und muß vor diese
hintreten, wenn du zürnst, und muß den Mund
auftun und sprechen: Herr, wie du an uns
getan, da wir zu Delphoi lagerten,
so hast du nie zuvor an uns getan.
Uns dünkte, eine fremde Faust zu fühlen
am Zügel und von ungewohnter Hand
das Joch auf uns gelegt. Denn stets warst du
mehr mit der Seele als mit Zaum und Stachel
der Lenker unsres Tuns — doch von Stund an,
da wir in dieser heil'gen Stadt herbergten,
wo das Orakel thront, da wurde hart
dein Mund und deine Rede flackerte
wie Feu'r im Wind und zu gehorchen wurde
da schwer, das vordem leicht gewesen war.
Am neunten Tage kamst du nicht mehr heim
zur Herberge. Wir harrten dein zur Nacht
vergeblich und das Bette, das wir dir
bereiteten, blieb leer.
Ödipus: Mein Bote kam.
Phönix (neigt sich):
Er kam. Und da er sprach: Aus meinem Mund

spricht Ödipus, mein Herr und euer Herr,
neigten wir uns. Allein aus seinem Mund
kam eine Rede, die für unser Herz
zu schwer war und zu dunkel. Die wir dein
Gefolge sind, wir sollten uns von dir
abtrennen, und die deine Treuen sind,
allein hinabziehn gen Korinth. Da sprachen
wir unter uns: Dies ist zu fremd, wir wollen
nicht glauben, daß dies seine Rede war.
Ödipus: Der Knabe trug in seiner Hand den Ring
und war bekräftigt.
Phönix (neigt sich): Darum fragten wir:
Was soll uns dieser königliche Ring,
den unser Herr noch nie vom Finger zog?
Da sprach er: Traget ihn hinab und wahrt
ihn gut, bis ihr vor Polybos, den König,
gelangt seid; diesem gebt den Ring und sprecht:
den schickt dir Ödipus, dein Sohn, er grüßt dich
und grüßt die Mutter, unsre Königin,
und grüßt Korinth, die Stadt, — denn dich, o König,
und deine Königin und deine Stadt,
die drei, die Vater ihm und Mutter ihm
und Heimat hießen, sieht sein Aug' nicht mehr.
Nicht wieder kehrt dir Ödipus, dein Sohn,
deß' sei der Ring dir Zeichen.
Ödipus: Treu und gut
sprach das mein Bote.
Phönix (schmerzvoll): Nein!
Ödipus: So heiß' denn ich,
ich Ödipus, ich euer Herr, dich Phönix,
dich Elatos, dich Ermos, und was noch
an niederm Dienstvolk bei den Pferden dort
und bei den Wagen lagert, aufzustehn
vom Boden hurtig und die Pferde flink
zu schirren vor den Wagen und hinab den Weg,
der wie der Pfeil vom Bogen stracks von hier
fliegt nach Korinth! Und wär' kein andrer Weg,
als den der Gießbach ausgefressen hat,
hinab dann durch des Baches Bett und käme
nicht Mann noch Pferd mit heilen Gliedern an —
gleichviel! Wer hieß euch lungern Tag und Nacht
in fremdem Land? wer hieß auf euren Herrn

euch pirschen wie auf Wild und mir den Wind
zu Abend abgewinnen und im Hohlweg
mich stellen? Sei's! nun sucht euch euren Weg!
Und wahret mir den Ring und wahret mir
im Hirn die Botschaft.

Phönix: Herr!

Ödipus: Leg Hand an, Alter!

(Da Phönix ihn am Kleide faßt):
Dort, alter Mann!

Phönix: Gebieter!

Ödipus: Dort!

Phönix: Nein! hier!

Ödipus (stößt ihn fort):
Gehorche, alter Diener!

Phönix: Herr, so schlag' mir
den alten Kopf an diesem Stein in Stücke!
Denn sieh, wenn du mir aufläd'st ohne Zucken,
was mir das Herz abdrückt, und mir den Mund
zubindest, daß ich gegen dich mit Stöhnen
dir nicht die Luft soll ekel machen, also
bin ich vor dir nichts anders als ein Tier.

Ödipus (bewegt die Lippen fast lautlos):
Ich muß.

Phönix (kniend): Wer dieses an mir tun kann,
daß er mich alten Mann hinunterschickt
zum alten Mann, den Knecht zu seinem König,
mit solcher Botschaft, die Tod gibt und Tod
zum Lohn nimmt, der darf mir als Botenlohn
auch einen Mantel nicht verweigern, und
ich heische einen steinernen von dir.
Faß' einen schweren Stein mit deiner Rechten
und einen mit der Linken, stein'ge mich
und häufe Steine rings um mich, dann hab ich
mein Grab um meinen Leib und brauche keinen,
der's in Korinth mir gräbt.

Ödipus (fast lautlos): Ich muß.

Phönix (aufstehend): O Kind —
Kind — du weißt nicht, was alt sein heißt.

Ödipus (Bewegung der Abwehr): Mein Vater
ist rüstig, viele Jahre sind vor ihm.

Phönix: Ja, wenn die Götter gut sind. Wie ein Baum
steht er und ist gewaltig. Willst du, Kind,

den Sturmwind spielen, der erbarmungslos
ihm in die Krone greift?

Ödipus: Erbarmungslos —
so greift's in uns.

Phönix: Laß deine Jugend, Herr,
nicht grausam sein, und wenn, so sei es gegen
die Feinde und nicht gegen uns, die Dein'gen.
Wär nicht dein Herz so jung, du hättest's nie
ersinnen können, über deinen Mund
wär's nie gekommen, denn wie kann das Herz
des Vaters und der Mutter dies ertragen
und nicht darüber bersten?

Ödipus: Phönix! Phönix!

Phönix: So schriest du, wie du ein Knabe warst,
oft aus dem Schlaf. Da weckte ich dich schnell —
dann war's ein Traum.

Ödipus: Nun kannst du mich nicht wecken,
denn nun träumt alles mit. — Daß ihr mich alle
erkannt habt! Alle rieft ihr meinen Namen...
So hab' ich mein Gesicht von damals?

Phönix: Herr,
drei Tage bist du fort von uns.

Ödipus (angstvoll): Drei Tage?
drei Tage, Phönix?

Phönix: Mein Geliebter, drei!

Ödipus (sieht ihn fremd an):
Im Grund, wer bist du, daß du so vertraulich
mir redest?

Phönix: Ich zu dir? wer ich dir bin?

Ödipus: Es ist mir nicht geläufig —

Phönix: Ewige Götter!
es ist ihm nicht geläufig, wer ich bin!

Ödipus (zögernd): Doch wohl —

Phönix: Doch wohl? Wer hat dich denn zuerst
gehoben auf den Wagen? dich gelehrt
an deine Füße die Sandalen schnüren?
dein Haar gekämmt? wer hat denn dein Gewand
Abend für Abend an den hohen Nagel
gehängt, und an der Kammertür den Riegel
dann vorgeschoben, und den kennst du nicht?

Ödipus: Die Götter impfen sonderbaren Saft
ins Blut: vor dem besteht nicht dieses Kinderzeug:

ich bin, der gestern war. Verstehst du mich?
Geh. Such' du dir den Knaben, den du liebtest.
Phönix: Er steht vor mir.
Ödipus: Halt' deinen Atem ein.
Mich widert die korinth'sche Luft aus deinem Mund.
Doch wenn dir Dienen Lust ist, geh und bring' mir
zu trinken.
Phönix (geht links hin).
Ödipus (steht wie in wachem Traum).
Phönix (kommt mit der Trinkschale).
Ödipus (sieht links hin. In verändertem Ton):
Ah! was haben sie mir dort,
dort! mit dem einen Pferde — an dem Wasser.
Der Schimmel geht ja lahm.
Phönix (nickt): Nyssia, die Stute.
Ödipus (will jäh hin): Nyssia, mein schöner Schimmel!
(Erstarrt sogleich. Schlägt dem Phönix zornig das Trinkgefäß aus der Hand.):
Freust du dich?
Was kümmert mich der Gaul! Seht ihr, wie ihr
nach Hause kommt. Mein Weg ist anderswo.
(Wendet sich zum Gehen.)
Phönix: Wo ist dein Weg?
Ödipus: Was kümmert's dich. Ich geh ihn
allein. (Geht nach rechts.)
Phönix (ihm nach): Ich laß' dich nicht!
Ödipus: Ei, fort!
(Stößt ihn.)
Phönix (in seinem Weg): Dies Haar
ist deines Vaters Haar, hier diese Hände
hebt deine Mutter zu dir auf. Wirst du
jetzt nach mir stoßen?
Ödipus: Frei den Weg!
Phönix: Hier geht
das Kind, das seinen Vater tritt und Steine
wirft nach der Mutter Herzen. Weicht ihm aus,
ihr Tiere dieses Waldes, auf, verkriecht euch,
die ihr in Höhlen wohnt, in Klüften horstet,
sonst werdet ihr zu Stein!
(Ödipus geht weiter, ungerührt, langsam, gebundenen Schrittes. Schon ist er rechts zwischen den Stämmen. Phönix, ins Herz getroffen, kehrt sich, starr, betender Haltung im Gehen.)
Ödipus (wendet sich, wie aus schwerem Traum heraus): O Phönix!

Phönix (links; wendet sich, steht bebend).

Ödipus (mit schwer arbeitender Brust, auf ihn zu, qualvoll):
Hilf mir, Phönix! (Er taumelt.)

Phönix (fängt ihn auf, küßt ihm Hände und Brust, legt ihn sanft hin).

Ödipus (richtet sich halb auf).

Phönix (kauert dicht bei ihm): Nun bist du's wieder!

Ödipus: Nicht suchen den, der war. Versteh' mich doch.
Versteh' doch, was mein Mund sich krümmt zu sagen.
Dann geh und laß mich. Fass' mich nur. Geredet
durch seine Priesterin, geredet hat
der Gott mit mir!

(Von der ungeheuren Anstrengung des Geständnisses erschöpft):
Mich dürstet. Bring' mir Wasser.

Phönix (will fort um Wasser. Besinnt sich):
Und bis ich wiederkomme, bist du fort.
Ich geh nicht weg. Ich halte dich.

Ödipus (matt): Mich dürstet.
Ich steh nicht auf. Ich rede immerfort
mit dir.

Phönix (nimmt die Schale, geht, mißtrauisch umblickend).

Ödipus (sich anstrengend): Ich rede ja mit dir. Hier bin ich.

Phönix (kommt zurück, hält ihm die Schale hin).

Ödipus (greift gierig nach der Schale, trinkt):
Nie wieder trink ich Wein. Schwarz war der Wein
und schwer wie Blut. Da tranken er und ich
ein jeder seinen Tod.

Phönix: Sprichst du von Lykos?

Ödipus: Das war der Anfang.
Mit meinen Händen schlug ich ihn. Sie fielen
wie Hämmer nieder, alle waren blutig
von seinem Blut, dann trugen sie ihn weg.
Warum nahm es den Weg durch seinen Mund?
Der Knabe war nicht schlimm — es wollte kommen:
im Wein verbarg es sich, da glitt es in den Knaben
und kräuselte ihm widerlich die Lippen ....
Wie nur?

Phönix: Du fragst?

Ödipus (heftig): Mir ist's entfallen.

Phönix: Herr!

Ödipus (faßt ihn): Ich will, daß du mir's wiederholst.

Phönix: Verschon mich!

Er redete zuerst herum und niemand
im Dunst des Weines gab viel Acht.

Ödipus: Um was
herum? Ich will es hören.

Phönix: Daß so mancher
nicht wisse, was für Blut in seinen Adern —
Du zürnst mir?

Ödipus: Weiter!

Phönix: Herr, du wirst mir zürnen!

Ödipus: Ich bitte dich. Mir ist's entfallen. Weiter!

Phönix: Er hob sich über'n Tisch und sah mit Fleiß
nach einer andern Seite.

Ödipus: Richtig! — Und ...

Phönix: Und sagte, daß man manchmal Findelkindern
auch auf den Stufen eines Thrones könne
begegnen.

Ödipus: Und da schlug ich schon auf ihn?

Phönix: Nein; doch du grubst die Nägel deiner Finger
so in den Tisch, daß man es hörte. Alle
verstummten, seine stieren Augen waren
auf dich geheftet, und er schrie: Du selber
Ödipus, sag mir, bist du denn der Sohn
des Polybos? —

Ödipus (steht jäh auf): Das Wort erschlug ihn schon?
Das bloße Wort? Den ganz lebend'gen Lykos?

Phönix: Du kannst dich ja nicht sehen, wenn der Zorn
dich schüttelt, daß du schwarz wirst wie der Tod,
dann weiß wie Schaum. Ich hab' dich so gesehn,
mich schaudert's in mein Mark.

Ödipus (läßt sich auf einen Stein hin): Das war der Anfang.
Von da an ging es schnell. Ich wusch das Blut
von mir und nahm ein anderes Gewand
und ging hinein — es war nicht Morgen noch,
da ich sie weckte. Wie sie leise schlafen,
die Eltern! Kaum, daß ich dem Bette nah war,
so hoben sie sich auf, der Vater, der
erkannte mich nicht gleich, die Mutter aber,
die Mutter — (schaudernd)
Nie mehr werde ich sie sehn! —
Dem Vater schwoll die Ader an der Stirn
vor Zorn, die Mutter hatte gleich die Augen
voll Wasser und, in ihrem Ehebette

halb aufgerichtet, schworen sie mir's zu,
daß ich ihr Sohn bin. Und dann sprachen sie
zugleich, die beiden, auf mich ein und tauschten
blitzschnelle, angst- und liebevolle Blicke,
und König Polybos, mein Vater, dessen Leib
ich nie berührt, der schlang zum erstenmal
im Leben seine beiden Arme fest
um meinen Hals und drückte meinen Kopf
an seine Brust, und über's Bette hin
ergriff die Mutter meine Hand.

Phönix: Da warst du
noch nicht erlöst, Unseliger?

Ödipus: Da ging ich
hinaus und fand nicht Ruhe, und ich dachte
an dies, wenn ich auf meinem Wagen fuhr,
an dies, indes ich jagte, und an dies,
indes ich aß und trank.

Phönix: So warst du krank?

Ödipus: Ich war nicht krank. Allein in mir war etwas,
das wollte sich nicht geben, bis ich nicht
gekommen wäre auf den Grund des Dinges.
So mußte ich dorthin, wo aus dem Schoß
der Erde Wahrheit bricht in Feuerströmen
und aus dem Mund der Priest'rin sich ergießt.
So fuhr ich gegen Delphoi. (Ihn schauderts.)

Phönix: Weh, was haben die
getan an diesem Kinde, die Priester!

Ödipus: Wie klein ist alles das, wie klein! Als stünd' ich
auf einem hohen Berg und säh' es tief
dort unten seine Straße ziehn wie Kinderspielzeug.
Was für ein kleines Leben lebst du, Phönix!

Phönix: Geliebter, welche Antwort gab der Gott
auf deine Frage, Ödipus?

Ödipus: Die Götter
antworten weise, wo wir töricht fragen.
Die Frage, die aus unsrem Munde geht,
verschmähen sie, und was im tiefsten Grund
des Wesens schläft und noch zu Fragen nicht
erwachte, dem mit ungeheurem Mund
antworten sie zuvor. Was war ich für ein Knabe,
daß ich hinging und vor mir her mit halb
bekümmertem halb frechem Herzen meine Frage

wie eine Fahne trug. Da faßte mich
der Gott am Haar und riß mich über'n Abgrund
zu sich.

Phönix (angstvoll): Sag, was sie dir getan im Heiligtum!

Ödipus: O, sie sind weise! So wie einen König
hielten sie mich, und wie ein Kind. Sie gaben
mir ein Gemach, in das von oben her
der Schein der Sterne schlug, als wären's Flammen.

Phönix: Hoch ragt der heilge Berg und nah den Sternen.
So nah den Göttern ist nicht gut zu wohnen.

Ödipus: Nicht gut zu wohnen? Wo die Gipfel rings
der Berge blühn im Licht und Nacht und Tag
auf heilgem Nacken tragen, wo aus Säulen
lebendger Zedern göttlich der Palast
in goldnem Rauch sich hebt, wo in dem Hain
einander Abend, Nacht und Tag umschlingen,
wo sich der Seele in der Opfernacht
die schwere funkelnde Milchstraße nieder
wie eine Wünschelrute biegt, und sie
die Seele dir, der eignen Kraft erschrocken,
hinuntertauchen in sich selber will
und spürt, hier ist kein Grund: dem Weltmeer ist
ein Grund gesetzt — ihr nicht —

Phönix: Die Priester, Knabe,
was sprachen sie zu dir?

Ödipus: Zu mir? Der Gott
sprach durch das Weib, in dem er wohnt, zu mir.

Phönix: Sie weihten dich?

Ödipus: Sie wußten meine Frage,
und weil ich nach dem Quell zu fragen kam
des Bluts in mir, so weihten sie mein Blut,
auf daß es sich dem Gott entgegenhübe
aus eigner Kraft —

Phönix: Wie weihten sie dein Blut?
zum Leben oder für den Tod?

Ödipus: Was kümmern
den Knecht die Bräuche! Da war Nacht und Tag
mir abgetan und weggewischt die Grenze
von Schlaf und Wachen, und bald auch die andre,
die zwischen Tod und Leben.

Phönix: Ödipus!

Ödipus: Im Tage mitten wurd' ich wach aus einem

Traum nach dem andern Traum und hatte immer
vergessen und mein Innres wurde immer
erneuert. Immer andre waren da
um mich, und ihre herrlichen Gestalten,
in Flammen ging die eine in die andre hin.
Ahnst du? Mit meinen Vätern hauste meine
schlaflose Seele.

Phönix: Wie, der Toten, die
du nie gesehen hast, entsannst du dich?

Ödipus: Nein, — sie entsannen sich des Enkels und
durchzogen mich, und es war mehr als Lust
und mehr als maßlose Begier, es war
die Lust und Qual von Riesen —

Phönix: Könige
und Götter, weißt du's nun!

Ödipus: Der Strom des Bluts,
das war die schwere, dunkle Flut, in der
die Seele taucht und findet keinen Grund.
Das war in mir. Nein, Phönix, das war ich!
Ich war ein wilder König, der erbarmungslos
ein Weib umschlingt in einer Stadt, die brennt,
und war auch der Verbrennende im Turm —
ich war der Priester, der das Messer schwingt,
und ich zugleich war auch das Opfertier.
Und ich verging nicht! Ich brach nicht in Stücke!
Der Blutstrom riß sich auf in seinem Bette
mit mir auf seinem Haupt und hub mich auf
zum Gott. Dann fiel er wiederum zurück —
da lieg' ich nun.

Phönix: Wie sprach der Gott zu dir?

Ödipus: So sprach der Gott zu mir: ich lag und hatte
die Augen zu und Dunkel war und rings
im Dunkel regte sich Lebendiges,
die Priester waren's, um mein Lager standen
sie schweigend, und im Dunkel stieg ein Duft
von fremden Kräutern auf, und ich sank tiefer
in mich —

Phönix: Du träumtest, Kind!

Ödipus: Frag' nichts! Ich träumte
den Lebenstraum. Wie ein gepeitschtes Wasser
jagte mein Leben in mir hin, — auf einmal
erschlugen meine Hände einen Mann:

und trunken war mein Herz von Lust des Zornes
Ich wollte sein Gesicht sehn, doch ein Tuch
verhüllte das, und weiter riß mich schon
der Traum und riß mich in ein Bette, wo
ich lag bei einem Weib, in deren Armen
mir war, als wäre ich ein Gott. In meiner Wollust
hob ich mich, ihr Gesicht, die meinen Leib
umrankte, wach zu küssen — Phönix! Phönix!
Da lag ein Tuch auf dem Gesicht, und stöhnend
von der Erinn'rung an den toten Mann,
die jäh hereinschoß, krampfte sich mein Herz
und weckte mich. Da war ich ganz allein. Mein Herz
war groß in mir und schlug. Da, in der Mauer
tat eine niegesehne Tür sich auf
und unten kroch ein Licht herein und dann
kam's auf mich zu, gerade auf mein Lager,
und leise glitt ein schleppendes Gewand
am Boden hin — so wie die Mutter kam es,
wenn sie ans Bett des Kindes tritt, so wie
die Braut zum Bräutigam, so trugen leise
die Füße es heran.

Phönix: Bei unsern Göttern —
wer?

Ödipus: Fragst du noch? Das Weib.

Phönix: Die Priesterin?

Ödipus: Nenn' keinen Namen! Weib und Mann kann sich
in eins verschränken: aus dem Weibe glühte
der Gott, aus den verzerrten Zügen schaute
der Gott, die Zunge bäumte sich im Mund
und lallte, doch es redete der Gott!

Phönix: Zu dir? — zu dir? —

Ödipus: So nah der Mund dem Mund
wie dein Gesicht dem meinen. Wie das Lallen
der Zunge in mein aufgerißnes Herz
hineinschnitt!

Phönix: Sag' es! sag' es! eh' dein Blut
aufs neu' erstarrt. Du stirbst mir in den Armen!

Ödipus: Ich leb' und trag' es! Und nun kommt's heraus:
so sprach der Gott aus dem verzerrten Mund
des glüh'nden Weibes: des Erschlagens Lust
hast du gebüßt am Vater, an der Mutter

Umarmens Lust gebüßt, so ist's geträumt
und so wird es geschehen.

Phönix: Fürchterlich!
Allein es war die Antwort nicht der Frage!

Ödipus: Wie, wahnsinniger Mensch?

Phönix: Du mußtest nun
die Frage tun.

Ödipus: Ich lag und sie glitt fort
ins Dunkle.

Phönix: Weh! da mußtest du ihr nach!

Ödipus: Ihr nach? Auf meiner Brust lag ja ein Berg,
ein Berg auf jedem Glied! Ihr nach?

Phönix: Unsel'ger!
Sie gab die Antwort nicht auf deine Frage!

Ödipus: O blöder Phönix, sie tat mehr als das!
Weh, welch ein Mensch du bist! Was war noch offen?
was war noch einer Frage wert? wo war
die Welt! Vom Lallen dieser Zung' hinunter
geschlungen! Was nach diesem Wort blieb denn
noch übrig als wir Drei: der Vater,
die Mutter und das Kind, mit zuckenden,
mit ew'gen Ketten des Geschicks geschmiedet Leib an Leib.

Phönix: Zweideutig war das Wort!

Ödipus: Für eines Knechtes Seele,
nicht für die meinige. Nicht zweimal redet
der Gott. Den er sich wählt, von dem wird er
begriffen. Schau nicht so voll dumpfer Angst,
sonst schweig ich und dein Aug sieht mich nicht wieder.
Sollt ich noch fragen, wie ein Weib beschwätzen
das Ungeheure? Sollt ich noch nicht wissen
am Grausens Abgrund, der in mir sich auftat,
am namenlosen Weh, von welchem Vater
und welcher Mutter da die Rede war?

Phönix: Das gräßliche Wort, du schlangst es hinab?
deine Seele warf es nicht aus?
Grau'nvoller! Liebster! es sitzt in dir?

Ödipus: Es fraß sich hinab ins Mark meines Lebens.
Da fand es Nahrung — nichts als Nahrung.

Phönix: Du bist rein, du bist gut,
nichts davon ist in deinem Blut —
nichts in deinem Sinn.
Ich kenne dein Atmen bei Tag und Nacht,

ich weiß dein Gesicht, wenn es einschläft und wenn es erwacht.
Siehst du nicht, daß ich ruhig bin
und dir ins Gesicht sehen kann?
Ödipus: Was weißt du von mir, was wußte ich selber davon,
bis die Stunde kam,
die mich aus meinem Kindertraum nahm?
Ich will dir jetzt etwas sagen:
du sollst es anhören und schweigen.
Phönix: Kind, sag es mir.
Ödipus: Du nennst mich Kind, doch ich denke, ich bin ein Mann.
Phönix: Ein Mann! und ein königlicher! Wer würde es zu leugnen wagen?
Ödipus: Hör es still an, und will dir's jetzt sagen:
ich habe noch kein Weib berührt.
Phönix: Wie soll ich das verstehn? Hast du nie eine begehrt?
Ödipus: Die Qual, die sie Sehnsucht nennen, kenn ich wohl.
Wie sanft erscheint mir jetzt dies Brennen, denk ich zurück.
Wie klein dies alles: Kinderleid, Kinderglück.
Ach, wenn ich mit meinen Jagdgefährten schlief in ihren Häusern,
meinst du, ich hörte nicht in der stillen Nacht
einen Kammerriegel zurückziehn,
und es war kein Seufzen aus junger Brust unter den Nachtgeräuschen?
Meinst du, mein eigenes Herzklopfen konnte mich täuschen,
daß ich nicht fühlte, wo etwas glühte im Dunkeln
und sich mir hingeben wollte —
aber es war, als läge ein Schwert auf der Schwelle.
Dann kam der Morgen, dann war alles wieder vorbei.
Phönix: Du Kind, was dich hielt, war Scham und Scheu
in deinem jungen Blut.
Ödipus: O nein: es ist ein Schwert dazwischen gelegen.
Und weißt du, warum? Meiner Mutter wegen.
Phönix: Was redest du da! Du bist trunken von einem Leid,
das grausam ein Gott dir angetan.
Deine Seele weiß nichts von dem, was aus deinem Munde geht.
Ödipus: Nicht so, wie du meinst. Ich rede zu dir von meinem Geschick.
Wenn du mich nicht verstehst, muß ich gleich schweigen.
Ich wollte dir zeigen, wie alles sich verknüpft:
damit mich doch einer begreift, wenn ich nicht mehr da bin.
Sieh, ich konnte den Blick der Unberührten nicht ertragen,
seit ich Mann genug war, ihn ganz zu verstehn.
Ich fühlte, sie konnten dem Tiefsten in meinem Verlangen nicht genügen.
Phönix: Wie? Die Jungen? Eine wie die andre rings im Land?
Ödipus: Keine. Ich hätte in ihren Armen nicht liegen können

ohne eine geheime tiefe Scham.
Wie soll ich dir das mit Worten sagen?
Wo ein Blick mich nicht bände bis in alle Seelentiefen,
wo nicht die Welt mir schwände,
wo nicht Ehrfurcht und Schauder mich ganz auflöste —
wie könnte ich mich da geben?
Und eine nehmen und nicht mich geben,
dies tun, und es wäre nicht ein Wirbel,
der mein ganzes Wesen in sich reißt —
dies Unsagbare tun frech, kalt und dreist,
an eine Brust mich drücken, wühlen in Haaren
und lauernd frech in mir mich bewahren —
wie ein abenteuerndes Tier eine nehmen und eine nehmen —
müßt ich mich da nicht vor dem Anhauch des Meeres zu Tode schämen?
vor dem Schatten, dem Licht, vor den Sternen, dem Wind,
vor der nackten Nähe lebendiger Götter,
deren Augen überall sind?
So hielt ich meinen Blick im Zaum
vor ihrem Leib und ihrem Haar, weil keine eine Königin war .....
Verstehst du nun, warum ich sagte: um meiner Mutter willen?

Phönix (sieht ihn an).

Ödipus: An meiner Mutter hatte ich gesehen, wie Königinnen gehn.
Wenn ich auf meinem Wagen gefahren kam
und sah sie gehn mit ihren Frau'n
zu heiligen Festen, hinab zum Fluß,
darin in flutenden Palästen
die Götter wohnen, unsre Ahnen —
und sie trug ihren Leib wundervoll schreitend
wie ein heiliges Gefäß.
Da stieg ich vom Wagen und kniete nieder,
zur Erde gebeugt, grüßte ich sie.
Und ich wußte: Kinder zeug ich einst mit einer,
die mit heiligen Händen im dämmernden Hain
darf Bräuche üben, die allen Wesen verboten sind, nur ihr nicht:
denn zu ihr reden aus dunkelnden Wipfeln im Abendwind
Götter, die ihre Väter sind.
Kinder zeug ich in einer solchen heiligem Schoß
oder ich sterbe kinderlos.

Phönix: Du guter Knabe, du reines Kind,
was fürchtest du, wenn so königlich deine Gedanken sind?

Ödipus: Des Gottes Wort! Begreifst du denn nicht? Ist deine Seele so dumpf?
Schaudert dich nicht?

Phönix: Kein Hauch des Bösen ist in dir. Was quälst du dich?
Ödipus: Bist du gefeit gegen die Mächte?
Weißt du, was für Mitternächte über uns noch hereinbrechen,
wo wir einander vorübertaumeln und erkennen einander nicht!
Wie in den Tod starrst du in mein Gesicht,
denn es hat eine Schlacht angehoben aus einem Gastmahl, bei dem wir saßen,
und nun rinnt das verwandte Blut in den Straßen
und die Frauen töten sich auf den Dächern,
um nicht zu sehen, wie sie sich würgen,
der Vater den Sohn, der Bruder den Bruder,
in dem Saal, in den Gemächern.
Phönix: Das sind gräßliche Nachtgesichte!
Ödipus: Das alles ist in meinem Blut.
Waren nicht Rasende unter meinen Ahnen?
Ließen sie nicht Ströme Blut vergießen?
Verschmachteten nicht ganze Völker in ihren Verließen?
Trieben sie nicht Unzucht mit Göttern und Dämonen?
Und wenn ihre Begierden schwollen wie Segel unter dem reißenden Sturm,
konnten sie da ihr eigenes Blut verschonen?
Und wer hat dies Rasen für immer in Ketten gelegt?
Wer hat zu diesen Dingen gesagt:
Ihr seid dahin und kommt nie wieder?
Phönix: Das sind uralte grausige Lieder.
Ödipus: Wer sie hört in seinem Blut, dem bringen sie ferne Dinge nah —
was längst geschah, kann wieder geschehn —
wer weiß durch wen?
Phönix: Du mußt fort! Bereit ist der Wagen, er trägt dich nach Haus!
Siehst du die Eltern, zergeht dein Wahn, zergeht das Grausen,
so wie ein böser Nebel zerfließt.
Ödipus: So wird es geschehen, sprach der Gott, den Weg zeigte er nicht.
Ich spür' den Weg.
Durch mein Wesen hindurch bahnt sich's den Weg
wie durch fließendes Wasser.
Phönix: Komm nur zu dir! Hätt' ich dich daheim in deinem Bette!
Ödipus: Lieber tot in der Bergschlucht und Geier über mir!
Phönix: Sohn meines Königs!
Ödipus: Ich dachte, meinen Vater zu bitten um einen Turm,
um ein Lager von Stroh und um schwere Ketten —
aber wie könnte das uns retten?
Ich läge in ihrer Näh' wie ein Dämon auf der Lauer,
und eines Tags wie fahler Schnee zerschmölze des Turmes Mauer,
oder es flöge ein Pfeil herein und ich würf' ihn durchs Fenster zurück

und er flöge meinem Vater ins Genick.
Da kämen sie zu Hauf und brächen mein Gefängnis auf
und ich sollte der Mutter die Botschaft bringen
und meine Arme fingen an sie zu umschlingen,
meine Lippen auf ihr zu weiden.

Phönix: Das sind wüste Träume! Wach doch auf — wie mußt du leiden!
Nichts davon ist in deinen Gedanken, deine Seele schaudert davor zurück!

Ödipus: Das sind keine Schranken;
es waltet durch uns hindurch wie durch leeren Raum.
Freilich, es klingt wie ein böser Traum!
Auch ist meine Mutter ja keine junge Frau mehr . . .
Meinst du, daß dies etwas wär', um sich daran zu klammern?
Aber wenn ich die Priesterin denke, ein Weib und doch kein Weib,
und das furchtbare Wohnen des Gottes in ihrem Leibe —
dann ist kein Ding auf der Welt, das mein Herz nicht für möglich hielte.
Fort die Hand, die mich hält!
Laß mich los! verloren ist, wer zaudert!

Phönix: Was willst du tun?

Ödipus: Ein einziges Opfer ist, das mir frommt:
es wird dargebracht ohne Aussetzen,
es wird genährt mit allen meinen Schätzen,
unaufhörlich fließt es hin, wie die Zeit von den Sternen rinnt.

Phönix: Was für ein Opfer, mein Kind?

Ödipus: Mein Leben.
Aber nicht mein Blut darf ich hergeben,
davor warnt mich ein inneres Grausen:
ich muß bleiben, aber ich darf nirgend hausen,
unstet, mit tiefster Einsamkeit umhangen,
ein Gefährte den stummen Tieren —
dann brauch' ich mein Selbst nicht zu verlieren
an das Unsagbare, an den lebendigen Tod.

Phönix: Wie kannst du einsam sein?
Das kann ich oder einer von den Knechten;
unser Gesicht kann werden wie der Tiere Gesicht,
wir können eins werden mit einem Stein,
unsere Haare wie Flechten und Moos,
unsere Hände können werden wie Klauen,
wir können, behangen mit Niedrigkeit,
uns in der weiten Welt verlieren
und schweifen mit den Tieren.
Aber du, der du ein König bist,
wo du des Weges fährst, erdröhnt die Erde,

sie drängen sich um deine Pferde,
alle wissen sie deinen Namen
und deine Väter, wohin du kommst, wandeln neben dir,
und aus den Flüssen heben die Götter, deine Verwandten, Haupt und Hände, —
steigst du zu Schiffe, rauschen die Wellen
und drängen sich üppig, dein Schiff zu tragen.
Du kannst nicht schweifen auf ödem Meer,
dein Segel bläht ein Wind und läuft als Herold vor dir her,
Sterne funkeln dir vertraulich wie dein Haus,
und die Länder heben die Brüste dir entgegen —
nicht Wildnis ist, wo du ziehst auf unbetretnen Wegen,
und der Strand, wo du landest, nicht öde: weil du ein König bist!
Ödipus: Recht sagst du das: dies alles werf ich hin!
Wär es weniger, wie käm es mir in den Sinn,
daß es könnte das Andere aufwiegen?
So aber wird es vielleicht genügen.
Phönix: Vergebliches Opfer, wem zur Freude? Deine Eltern versteint das Leid!
Ödipus: Ein grausiges Opfer ist es wohl. Wo ist ein König, der so opfert?
Phönix! Nie hab ich dich vor mir stehen sehn,
wie du jetzt stehst vor meinem Blick.
Und dort — die andern — wie sie dort um den Wagen geschart sind!
Wie kann ich lesen in ihren Mienen.
O Gott, solche hatte ich, mir zu dienen!
Mit angstvollen Herzen starren sie her,
ihre Hände sind von den Taten schwer,
die sie mit mir tun wollten
und die nun ungetan in den Abgrund rollten.
Siehst du die Pferde? Sie scharren den Grund
und heben die Nüstern und wittern nach mir.
Wie ihre Augen sprechen,
als wollte die dumpfe Seele daraus hervorbrechen.
Es sind keine gewöhnlichen Pferde.
Sie hätten mich wiehernd in Schlachten gerissen
und mitgekämpft und funkelnd nach meinen Feinden gebissen —
Sie wären mit mir durch fremde Flüsse geschwommen —
aber nun ist es anders gekommen.
Sie sollen den Pferden in die Zügel greifen und sie den Berg hinab schleifen,
wenn sie so zu ihrem Herren drängen,
wenn ihre dumpfen Seelen an dem so hängen,
der nicht mit ihnen fahren darf.
Nun aber fort, nun ist es genug!

Phönix: Das letzte Wort für den Herrn und die Herrin, wenn sie mich fragen
um ihr Kind!
Ödipus: Sie sollen sich keine Botschaft von mir erwarten,
nicht von den Fischern am Strand und nicht von den Pilgern, die kommen
über Land.
Was nicht sein kann, sollen sie nicht begehren
und nicht mit einem Vielleicht die Luft beschweren.
Mein Haus sollen sie sperren und ausleeren meine Truhen,
meine Hunde sollen sie forttun,
damit sie in der Nacht nicht nach mir heulen.
Ich hab mir einen Stock geschnitten, der bleibt bei mir,
sonst niemand, kein Mensch und kein Tier.
Ich werde kein Bett haben zur Nacht und wenn es dunkel wird kein Licht:
davon rede dem Vater und der Mutter nicht.
So allein ist nicht einmal ein Baum, nicht einmal ein Stein,
denn die Steine liegen doch einer beim andern,
immer liegen sie an gleicher Stelle, so heimlich ist ihnen,
so ruhevoll sind ihre Mienen,
als wäre jeder die Schwelle zu einem Vaterhaus.
Und die Bäume — hat jeder seine Gefährten,
sie klimmen zusammen nach oben,
ich fühle, wie sie ihr Leben loben
und mit den lebendigen Kronen
selig sind, daß sie hier wohnen
seit unzähligen Tagen,
die Wurzeln tief in den Felsen schlagen,
ausbreiten die zackigen Äste —
ja, das sind unaufhörliche Feste!
Aber wer schlingt seine Zweige in meine,
wer ruht nicht neben mir wie der Stein beim Steine?
Phönix (weint).
Ödipus: Sag meiner Mutter, und meinem Vater sag: einmal im Tag
zu dieser Stunde, wenn die Erde sich ängstlich regt,
weil die Nacht das schwere Dunkel auf sie legt,
da sollen sie sich erinnern, daß ich noch in der Welt bin,
da werd' ich irgendwo niederknien
und, wenn die Hände des Nachtwinds im Walde wühlen
wie Menschenatem schwer und beklommen,
da wird ihr Gesicht zu mir kommen.
Und manchmal, wenn auch nicht jeden Tag,
da werden sie's spüren im nächtigen Wind,
das wird sich regen und leise bewegen an dem Fenster, wo sie schlafen:

da sollen sie wissen, das ist ihr Kind.
Denn mein Beten wird mehr sein als ein Denken,
mein Lebensatem wird hier bleiben und das Nest behüten, meinen Leib,
aber meine Seele wird sich über das Nest emporschwingen
und über die Wälder und die Flüsse hindringen
wie ein glänzender Gott, wie ein seliger Schwan —

(Ein Windstoß)

Es kommt ein Sturm, — fort mit den Wagen, fort mit den Knechten!
Sie sollen nicht jagen, daß mir die Pferde nicht stürzen.
Sieh du nach dem Rechten! Leb wohl — lebt wohl!

(Er schreitet aufwärts ins Gestein.)

Phönix: Sie werden fragen, was du tatest, als ich dich ließ.

Ödipus: Sag ihnen, der Wind ist mein Gefährte und das Dunkel ist mein Haus.

Phönix: Mit solcher Botschaft tret' ich nicht vor sie!

Ödipus: Bist du, die Worte zu setzen, so blöde?
Sag ihnen, dem Sohn ist so wohl in der Öde,
du sahst ihn niederknien im wüsten Gestein
wie andre in einem heiligen Hain oder im seligen Lichten,
und sein Gebet verrichten.
Nun geh!

Phönix: Herr, laß deine Diener bleiben so lange, bis du gebetet hast!

Ödipus: Fort! eure Näh' ist mir zur Last!

Phönix: Sohn meines Königs!

Ödipus: Ein Ende! ein Ende!

Phönix: Noch einen Blick!

Ödipus: Willst du mich peinigen?
Seid ihr fort, dann bin ich frei,
dann betet mein Herz für mich und die Meinigen.

(Tiefes Dunkel, starke Windstöße.)

Phönix (links ab, schmerzvoll zurückschauend).

Ödipus (oben, wo der Hohlweg einschneidet, legt seinen Stab weg, kniet nieder. Die Diener, unten aus dem Gebüsch hervortretend, strecken die Arme nach ihm. Dann gehen sie. Der Wagen rollt ab).

Stimmen aus dem Sturm:
Die wir tote Könige sind,
wir thronen im Wind —
die wir gewaltig waren,
uns schleift der Sturm an den Haaren,
und dieser ist unser Sohn.

Ödipus (das Haupt zur Erde geneigt, die Hände ausgebreitet):
Erde, du mußt nun allein meine Mutter sein.
Die stillen Wolken, die lauten Winde sind meine Geschwister.

Ich hab alles fortgegeben,
nur daß ich dein Kind bin, das ist mein Leben.

Die Stimmen:
Unser Ringen und Raffen
hat ihn erschaffen.
Herz und Gestalt,
Begierden und Qualen —
er muß uns bezahlen,
daß wir mit Gaben
beladen ihn haben.
Er ist ein König und muß es leiden,
und wär' ein nackter Stein sein Thron:
er ist unsres Blutes Sohn.

Ödipus: Es redet nicht, es gibt keinen Schein,
doch irgendwie dringt es in mich hinein,
daß ich Vater und Mutter und Glanz und Welt
und alles, was das Herz erhellt,
nicht ganz vergeblich hingegeben habe.
Ich fühl' es um mich weben: ich werde noch leben.

(Stärkerer Sturm.)

Der Herold des Lahios (von rechts heraufkommend):
Böser Sturm, tückisches Dunkel, kaum seh' ich den Weg vor den Füßen!
Mußt du, fremdes Land, so häßlich den Herrn mir grüßen?
Steil die Straße — da liegt ein Stein, dort sperrt ein Baumstamm den Weg.

Ödipus (hebt betend die Hände).

Herold (ihm näher): Ein Mensch! Fort aus dem Wege! auf!
Den Weg gib frei! kannst du nicht hören?

Ödipus (aufschauend wie aus dem Traum):
Häßlicher Ton! Zorngeschrei!
Wenn einer betet, sollst du ihn nicht aufstören —
wenn seine Seele nicht mehr zu ihm zurückkehrt,
dann ist er schwer zu heilen!

Herold: Hörst du nicht den Wagen rollen, Nachtvogel du?
Du sollst dich trollen!

Ödipus: Einsamkeit, bleib' bei mir!

Herold: Aus dem Wege du!
Was räkelst du dich auf der Erde?
Bist du ein Hund, greif ich den Stein!

Ödipus (an der Böschung, sich aufrichtend):
Häßliche Geberde! widerlicher Mund!

Herold: Fort aus dem Weg — zum letztenmal!

Ödipus (mit Widerwillen): du Tier, nicht so laut!
Herold: Willst du, daß ich den Stock brauch?
Ödipus (bückt sich): Einen Stock hab ich auch!
Ich geh — nur warte — steh, — bis ich dort bin!
Komm mir nicht so nah!
Herold: Vorwärts da! Vorwärts — oder —
Ödipus: Nicht nach mir schlagen!
Herold: Nicht?
Ödipus: Du Tier, da nimm!
(Der Herold fällt dumpf hin.)
Ödipus: Still ist jetzt alles. Bist du tot?
(Es blitzt). Nirgends rot — ganz weiß wie der Stein —
mein Stock? — meine Hand?
(Der Wagen nahe, hat gehalten. Lahios, der Wagenlenker, die Diener von rechts.)
Der Wagenlenker (tastend): Hier ist der Weg.
(Ein Blitz.) Hier liegt der Herold — erschlagen!
Ödipus (hat den Stock fallen lassen, steht links, auf den Toten schauend.)
(Wütender Sturm.)
Diener: Herr, es sind Räuber — zurück auf den Wagen!
Lahios (in der Hand den Stachelstock): Mein Herold!
Der Herold (erkennt die Stimme, wälzt sich hin):
Mein Herr! bei dir sterben!
Lahios: Nicht sterben! Um Wasser!
Ödipus: Ein Quell ist dort.
Der Wagenlenker:
Gebieter, ihrer sind mehr als wir; sie lauern im Dunkel.
Ödipus: Ich bin allein.
(Ein starker Blitz.)
Lahios: Ah! faßt mir den Mörder!
Die Diener (leise):
Stricke vom Wagen, ihn zu binden!
Einer (weg).
Ödipus: Was wollt ihr tun! Ihr wißt nicht, wie es geschah.
Er schlug nach mir, er trat mir zu nah!
Lahios: Strauchdieb, still!
Mit deinem Atem schändest du noch dem Toten die Ruh!
Ödipus: Wenn er zu dir gehört, so drück ihm doch die Augen zu.
Lahios (bückt sich zu dem Toten): Zu mir hast du gehört;
die Jahre zählen dir nicht mehr — nicht wahr?
Ödipus: Laß mich dein Diener sein anstatt des Toten — ich bin jung!
Lahios (flüsternd zu den Dienern, die alle hinter ihm geschart sind. Einer geht Ödipus in den Rücken).

Ödipus: Ich will mich erniedern bei Tag und Nacht — ich schlafe vor deinem Bett auf der Erde —
ich betreue dir die Pferde — nimm mich mit!
Lahios: Du sollst mitgenommen werden,
aber gebunden an Händen und Füßen — so kommst du mit.
Ödipus: Was wollen die? (Deckt sich den Rücken an einem Baum.)
Lahios: Zugleich! — zu Dritt!
Einer (hebt hinter Ödipus' Rücken, wie es blitzt, die Schlinge).
Ödipus (ergreift blitzschnell den Stock vom Boden):
Ich? gebunden? Was willst du mir tun?
Lahios: Das sollst du erfahren: dein Blut ist zu jung
zur Sühne für dieses Blut, das alt und schwer war,
dein Haar ist kein Preis für dieses angegraute Haar,
und schick ich dich hier neben diesem schlafen,
so hieße das zu milde strafen.
So milde straf ich nicht.
Ödipus: Wohin willst du mich bringen?
Lahios: Ich will dein freches Gesicht leiden sehen,
aber im Tageslicht.
Deine Stimme soll dir versagen,
wenn sie dich Gebundnen mit Geiseln schlagen,
hinrichten laß ich dich auf einer Richtstätte,
wo Menschen sind: Greis und Mann, Weib und Kind.
Sie sollen im Kreise stehn und es vollstrecken sehn —
die Sonne soll hören dein Schrei'n.
Ödipus: Mit was für Mörderhänden greifst du in die Welt hinein?
Wer bist denn du?
Lahios: Ein alter Mann, der einen alten Mann hat müssen sterben sehn
wie einen Hund unter deinen Händen.
Aber du sollst zahlen!
Ich will dich hinunterschicken, behangen mit Qualen,
und bei den Toten wird er dir begegnen
und wird sich weiden und mich dafür segnen.
Ödipus: Deine Stimme ist Haß und Qual. Du hast nie ein Kind gehabt,
du bist von den Unfruchtbaren,
dein trauriges Weib, mit Staub in den Haaren,
ist Tag und Nacht vor den Göttern gelegen —
in dein Haus kommt kein Segen!
Laß mich vorbei, laß mich fort!
Lahios: Er will entspringen!
Ödipus: Wenn du wüßtest, wer ich bin, du hättest Mitleid mit mir.

Mein Leben ist bittrer als sein Tod.
Was weißt du in deinem alten Herzen von meiner gräßlichen Not?
Lahios: Willst du noch prahlen? — Faßt ihn doch, schleppt ihn her!
Ich will ihm zu trinken geben aus meinem Herzen den bittern Saft!
Ich trink' ihn seit Jahren, ich habe genug —
er soll ihn trinken in einem Zug!
Schnell, ihr Drei!
Ödipus: Ich will fort!
Lahios: Knechte!
Ödipus (vor sich): Kein Weg als dort!
Lahios: Hier steh' ich! (Er hebt den Stachelstock.)
Ödipus: Du Dämon, gib Raum! (Schlägt nach ihm.)
Lahios (stürzend:) Fahre mein Fluch in dein Herz!
Ödipus (läuft rechts ab).
Die Diener: Dort hinab! Ihn fangen, ihn töten, ihm nach!
(Stürzen ihm nach, ringen. — Sturm.)
Die Stimmen aus der Luft:
Mich reißt es aus der Luft herab,
mich wirft es aus meinem Königsgrab
Uralte Wut fällt mich Toten an —
Ai! unser Blut rinnt aus dem toten Mann!
Ein Diener (hat von rückwärts den oberen Abhang erklettert, eilt hinüber, fliehend):
Ah! ein Dämon ist über uns — er tötet uns alle!
(Flieht.)
Ödipus (von rechts unten zurückkommend, Stille. Er steht):
Wie gräßlich mir das Wasser half,
wie mit hundert Armen!
(Schaudernd):
Sie faßten mich noch und ertranken schon.
Hier muß er liegen. Ich weiß ja doch,
es ist ein fremder alter Mann,
warum fällt dieser greuliche Wahnsinn mich an
zu glauben, daß es mein Vater ist?
Ich muß hinkriechen und ihn berühren!
(Ein Mondstrahl bohrt sich durchs Gewölk.)
Es fällt ein Schein auf sein totes Gesicht!
Nur den Mut, nur die Kraft hinzusehn,
denn er ist es ja nicht!
(Er schleppt sich hin.)
Fremd! fremd! bleich, fremd und bös!
Nicht bös — nur fremd — eiskalt und bleich und fremd.
Gut sind die Götter — gut! Leicht ist mein Herz!

(Hebt die Hände zum Mond):

Bedankt, du Schwanenflügel, aus der Nacht
hervorgebrochen, mich zu trösten! Leicht
die Hände heb' ich! Leicht wiegt die getane Tat!
Was war dies alles? Warum ist mir dies
geschehn? Geschick, betastest du mich nur?
Warum ist mir nun wohl? Soll ich dir Taten tun?
Und darf der unbehauste Ödipus
von nun in seinen Taten wohnen — ja?

(Fahles Dämmern rechts unten.)

Der Tag blüht auf. Die Welt blüht auf. Mein Herz
blüht auf! Kein Blut auf meinem Stab,
kein Blut auf mir! Nacht, nimm dir deinen Toten!

(Der Mond verschwindet, Ahnen des Tages, Rauschen in den Zweigen.)

Die Stimmen:

Seht den Jungen,
dem wir zugesungen:
er fliegt wie gejagt
dorthin, wo es tagt, —
Er setzt sich auf des Alten Thron —
er ist unsres Blutes Sohn!

Der Vorhang.



Die moralische Krisis / von Maurice Maeterlinck



ir befinden uns in einem Abschnitt der menschlichen Entwicklung, der auf Erden nicht seinesgleichen hat. Ein großer Teil der Menschheit, und zwar gerade der, welcher bisher die Ereignisse schuf, die wir mit einiger Sicherheit kennen, wendet sich allmählich von der Religion ab, in der sie nahezu zwei Jahrtausende gelebt hat.

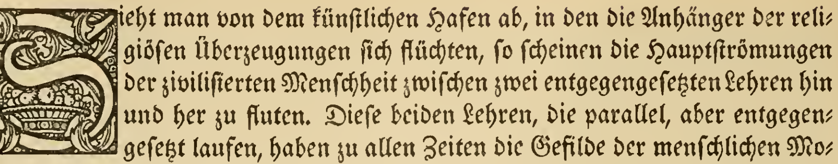
Daß eine Religion erlischt, ist nichts Neues. Es muß mehr als einmal vorgekommen sein in der Nacht der Zeiten, und die Geschichtsschreiber vom Ausgange des Römischen Reiches gewähren uns Einblick in den Untergang des Heidentums. Aber bisher zogen die Menschen nur aus einem einstürzenden Tempel in einen neu erstehenden um; sie kehrten sich von einer Religion ab und einer andern zu, wogegen wir die unsre aufgeben, ohne uns wo anders hinzuwenden. Das ist die neue Erscheinung mit ihren unbekannten Folgen, der wir gegenüberstehen.

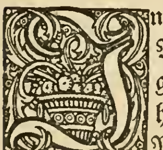


s bedarf keines besonderen Hinweises, daß die Religionen durch ihre Jenseitshoffnungen und ihre Moral ungeheuren Einfluß auf das menschliche Glück gehabt haben, wiewohl sehr bedeutende Religionen, zum Beispiel die antike Religion, weder solche Jenseitshoffnungen erweckten noch eine eigentliche Moral kannten. Wir wollen von den Hoffnungen, welche die unsre erweckt, absehen, da sie mit dem Glauben ja in Wegfall kommen; dagegen leben wir noch in dem Moralgebäude, das der absterbende Glaube errichtet hat. Aber obwohl dieses Gebäude an unsrer Gewohnheit noch immer einen Rückhalt findet, fühlen wir doch, wie sein Dach über uns schon zu klaffen beginnt; und hier und dort sehen wir uns bereits ohne Schutz und Schirm unter einem unbekannten Himmel, der keine Gebote mehr erläßt. Und so beobachten wir denn das mehr oder minder unbewußte und fieberhafte Werden einer neuen Moral, die in aller Hast aufgestellt wird, weil es ohne sie, das fühlt man, nun einmal nicht geht. Sie setzt sich zusammen aus den zusammengelesenen Trümmern der Vergangenheit, einigen von der Wissenschaft erkannten Gesetzen und schließlich ein paar kühnen Vorwegnahmen des irregewordenen Verstandes, der auf dem Umweg über ein neues Mysterium zu alten Tugenden zurückkehrt, welche der gesunde Menschenverstand allein nicht aufrecht zu erhalten vermag.

Vielleicht lohnt sich der Versuch, die hauptsächlichsten Reflexe dieses Prozesses einzufangen. Die Stunde scheint gekommen, wo viele sich fragen, ob man nicht zu harmlos abrüstet und nicht die undankbare Rolle des Übervorteilten spielt, indem man fortfährt, eine hohe und edle Moral in einer andern Gesetzen unterworfenen Umwelt zu üben. Sie wollen wissen, ob es nicht einfach Gefühlsgründe oder Gründe des Herkommens und Chimären sind, die uns an den alten Tugenden

festhalten lassen, und umsonst suchen sie in sich selbst nach einem Rückhalt, den ihnen die Vernunft noch geben könnte.


ieht man von dem künstlichen Hafen ab, in den die Anhänger der religiösen Überzeugungen sich flüchten, so scheinen die Hauptströmungen der zivilisierten Menschheit zwischen zwei entgegengesetzten Lehren hin und her zu fluten. Diese beiden Lehren, die parallel, aber entgegengesetzt laufen, haben zu allen Zeiten die Gefilde der menschlichen Moral wie zwei feindliche Ströme durchkreuzt. Aber nie war ihr Bett so deutlich, so starr gezogen wie jetzt. Altruismus und Egoismus waren früher nur instinktiv, unklar und vermischten oft ihre Gewässer; neuerdings haben sie sich zu absolutem, systematischem Egoismus und Altruismus geschieden, und an den Quellen dieser zwei Ströme stehen zwei Genien: Tolstoi und Nietzsche. Aber wie gesagt, es scheint nur so, daß diese beiden Lehren sich in die Herrschaft der sittlichen Welt teilen. Das wirkliche Drama des modernen Gewissens spielt sich nicht an diesen beiden Endpolen ab. Im weiten Raum verloren, bilden sie nur chimärische Ziele, an deren Erreichung kein Mensch denkt. Die eine dieser Lehren schraubt eine Vergangenheit, wie sie in ihrem Sinne nie existiert hat, mit Gewalt zurück; die andre peitscht uns in eine Zukunft hinein, die durch nichts wahrscheinlich gemacht wird. Zwischen diesen beiden Träumen liegt die Wirklichkeit, der sie so gar keine Rechnung tragen und die sie doch allezeit umschließt und überragt. In dieser Wirklichkeit, deren Abbild ein jeder im Busen trägt, müssen wir das Werden der unser heutiges Leben bestimmenden Moral verfolgen. Ich brauche dabei wohl nicht zu betonen, daß ich unter Moral nicht die kleinen Praktiken des täglichen Lebens verstehe, die dem Brauch und der Mode entspringen, sondern die großen Gesetze, die den innern Menschen lenken.


n unserm Verstande, bewußt oder unbewußt, bildet sich unsere Moral. Man könnte darin drei Stufen abgrenzen. Ganz zu unterst den allgemeinsten moralischen Sinn, der die größte Schwere und Dichtigkeit hat: den „gemeinen Verstand". Etwas höher, schon zu reingeistigen Nützlichkeits- und Lustvorstellungen sich erhebend, den „gesunden Menschenverstand", und endlich auf höchster Stufe den unbestimmten Teil unsres Gesamtverstandes, den wir den „mystischen Verstand" nennen wollen. Er ist es, der die Ansprüche der Phantasie, der Gefühle und alles, was unser bewußtes Leben mit dem Unbewußten und den unbekannten Kräften der Innen- und Außenwelt verknüpft, bejaht, aber unter möglichst strenger Aufsicht hält.


s bedarf keiner langen Erklärung des „gemeinen Verstandes", dieses braven, handfesten Verstandes, der einem jeden gegeben ist, dem Besten wie dem Schlechtesten, und der auf den Trümmern des religiösen Gedankens unwillkürlich sich aufbaut. Er diktiert die Moral des „Erst komme ich", des praktischen, vierschrötigen

Egoismus aller Instinkte und aller materiellen Genüsse. Wer vom „gemeinen Verstand" ausgeht, für den gibt es nur eine Gewißheit: sein eignes Dasein. Und in diesem Dasein, wenn man den Dingen auf den Grund geht, gibt es nur zwei wirkliche Übel: Krankheit und Armut, und zwei wirkliche, unanfechtbare Güter Gesundheit und Reichtum. Alle anderen Realitäten, glückliche wie unglückliche, hängen von ihnen ab. Alles übrige, die Freuden und Leiden, die aus Gefühlen und Leidenschaften entspringen, ist imaginär, da es ja von dem Begriff abhängt, den wir uns davon machen. Unser Recht auf Genuß wird nur durch das nämliche Recht der Mitlebenden eingeschränkt, und wir haben just im Interesse unsres beschaulichen Glückes gewisse vorhandene Gesetze zu respektieren. Von ihnen abgesehen, lassen wir keinen Zwang gelten, und unser Gewissen muß, anstatt die Regungen unsrer Selbstsucht zu bekämpfen, vielmehr ihre Siege gutheißen, sofern diese Siege den instinktiven Pflichten des Lebens und ihrer Logik vollkommen entsprechen.

Dies ist die erste Stufe, der Urzustand jeder natürlichen Moral, ein Zustand, über den mancher nach dem völligen Absterben der religiösen Vorstellungen sich nicht mehr erheben wird.

Der gesunde Menschenverstand ist schon minder materiell, minder animalisch. Er betrachtet die Dinge schon etwas mehr von oben und sieht infolgedessen etwas weiter. Er wird bald gewahr, daß der geizige „gemeine Verstand" in seiner Kapsel ein dunkles, enges und klägliches Dasein führt. Er wird inne, daß der Mensch so wenig einsam bleiben kann wie die Biene, und daß das Leben, das er mit seinesgleichen teilt, um sich freier und vollkommener zu entwickeln, nicht auf einen Kampf ohne Gerechtigkeit und Erbarmen, noch auf einen einfachen Austausch streng abgewogener Dienstleistungen hinauslaufen kann. Er geht in seinen Beziehungen zu den Mitmenschen zwar auch noch vom Egoismus aus, aber dieser Egoismus ist nicht mehr rein materiell. Er huldigt noch der Nützlichkeit, aber bereits in der Geistes- und Gefühlssphäre. Er kennt Freuden und Leiden, Zuneigungen und Abneigungen, deren Gegenstand imaginär sein kann. So aufgefaßt und imstande, sich bis zu einer gewissen Höhe der Materie und ihrer Logik zu entheben, ohne jedoch seinen Vorteil außer acht zu lassen, scheint er gegen alle Vorwürfe gewappnet. Er schmeichelt sich, alle Gipfel des Verstandes in dauerndem Besitz zu haben; ja er macht sogar Dingen, die nicht unzweideutig ins Gebiet des Verstandes gehören, nämlich den Leidenschaften, den Gefühlen und allem Unerklärten, was es gibt, Konzessionen, und das muß er auch, sonst wären die dunklen Keller, in denen er hauste, um kein Haar wohnlicher als die dumpfen Höhlen des „gemeinen Verstandes". Aber gerade diese Konzessionen lenken die Aufmerksamkeit auf die Unrechtmäßigkeit seiner Ansprüche, sich mit der Moral zu befassen, sobald sie über die kleinen Praktiken des täglichen Lebens hinausgeht.

In der Tat: was gäbe es z. B. Gemeinsames zwischen dem gesunden Menschenverstand und dem stoischen Pflichtbegriff? Sie gehören zwei verschiedenen Stufen an, die fast keine Verbindung miteinander haben. Wenn der gesunde Menschenverstand allein den Anspruch erhebt, die Gesetze, welche den innern Menschen bestimmen, festzulegen, so müßte er hier den gleichen Hindernissen und Zurückweisungen begegnen, wie auf einem der seltenen Gebiete, die er noch nicht unter seine Botmäßigkeit gebracht hat: nämlich auf dem der Ästhetik. Hier wird er aufs glücklichste zu Rat gezogen bei allem, was den Ausgangspunkt und einige große Züge betrifft, doch sobald es sich um die Vollendung und die höchste geheimnisvolle Schönheit des Kunstwerks handelt, wird ihm sehr gebieterisch Schweigen auferlegt. Aber im Gegensatz zur Ästhetik, wo er sich ziemlich willig Schweigen gebieten läßt, will er in der Moral immer den Herrn spielen. Es wäre darum recht gut, wenn ihm sein gebührender Platz in der Gesamtheit der Fähigkeiten, welche unser menschliches Wesen ausmachen, ein für allemal angewiesen würde.

Ein Hauptcharakterzug unsrer Zeit ist der, daß wir ein immer größeres, fast ausschließliches Vertrauen in jene Teile unsres Verstandes setzen, die wir den gemeinen Verstand und den gesunden Menschenverstand nannten. Ehedem war es nicht immer so. Der Mensch gründete nur einen ziemlich beschränkten und jedenfalls nur den gewöhnlichsten Teil seines Daseins auf dem gesunden Menschenverstand. Der Rest hatte seine Grundlage in anderen Gebieten unsres Geistes, namentlich in der Phantasie. Die Religionen zum Beispiel und mit ihnen die Grundzüge der Moral, deren Hauptquelle sie bilden, erhoben sich stets hoch über den engen Horizont des gesunden Menschenverstandes! Dies war ein Extrem, aber man möchte wissen, ob das heutige entgegengesetzte Extrem nicht ebenso blind ist. Die überragende Bedeutung, die gewisse mechanische und wissenschaftliche Gesetze in unserm praktischen Dasein eingenommen haben, verleitet uns, dem gesunden Menschenverstand ein Übergewicht einzuräumen, dessen Berechtigungsnachweis noch aussteht. Über der anscheinend unanfechtbaren, aber vielleicht illusorischen Logik einiger Erscheinungen, die wir zu kennen wähnen, vergessen wir die mögliche Unlogik von Millionen anderer Erscheinungen, die wir noch nicht kennen. Nichts beweist uns, daß die Welt den Regeln der menschlichen Logik gehorche. Ja dies wäre sogar zu verwundern, denn die Regeln unsres gesunden Menschenverstandes sind die Früchte einer Erfahrung, die im Vergleich zu dem, was wir nicht wissen, belanglos ist. „Keine Wirkung ohne Ursache,“ sagt unser gesunder Menschenverstand, um das banalste Beispiel zu wählen. Ja, im engen Kreise unsres materiellen Daseins ist das unstreitig richtig und auch hinreichend. Aber sobald wir diesen engen Kreis verlassen, trifft es für nichts mehr zu, weil Ursache und Wirkung in einer Welt, wo alles unbekannt ist, beide unerkennbar

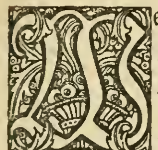
sind. Nun aber überschreitet unser Leben, sobald es sich nur um ein Weniges erhebt, immerfort den kleinen Kreis der materiellen Erfahrung und folglich auch den Bereich des gesunden Menschenverstandes. Ja selbst in der sichtbaren Welt, die ihm in unsrem Geiste zum Vorbild dient, sehen wir nicht, daß er überall uneingeschränkt herrscht. Die uns umgebende Natur deckt sich in ihren beständigsten und vertrautesten Gesetzen selten genug mit unsrem gesunden Menschenverstand. Was ist zum Beispiel widersinniger als ihre Vergeudung des Lebens, was sinnloser als das blinde Verstreuen von Millionen Keimen, um die zufällige Geburt eines einzigen Wesens zu erreichen? Was ist unlogischer als die zahllosen und zwecklosen Komplikationen ihrer Mittel, um die einfachsten Zwecke zu erreichen (z. B. im Leben gewisser Schmarotzer, in der Befruchtung der Blüten durch Insekten)? Das alles geht über unsern gesunden Menschenverstand und beweist ihm, daß er sich mit dem allgemeinen Leben nicht deckt, ja daß er im Weltall fast allein dasteht. Er muß seine Logik gegen sich selbst kehren und eingestehen, daß wir ihm in unsrem Leben, das von der übrigen Welt nicht isoliert ist, den hervorragenden Platz, nach dem er trachtet, nicht anweisen dürfen. Damit ist freilich nicht gesagt, daß wir ihn da im Stich lassen sollen, wo er uns nützlich ist; aber es ist gut zu wissen, daß er nicht für alles ausreicht, da er fast nichts ist. Ebenso wie die Außenwelt, überragt ihn auch unsre Innenwelt. Er ist am rechten Platz und versieht seine bescheidene Aufgabe in seinem kleinen Dorfe; aber er darf nicht nach der Herrschaft über die großen Städte, nach der Macht über Meere und Berge trachten. Nun aber nehmen die großen Städte, die Meere und Berge in uns unendlich viel mehr Raum ein als das kleine Dorf unsres praktischen Daseins Er ist das notwendige Einvernehmen über einige niedere und bisweilen nicht einwandsfreie, aber jedenfalls unumgängliche Wahrheiten, und weiter nichts. Er ist mehr eine Kette als ein Stab. Vergessen wir nicht, daß fast all unsre Fortschritte sich dem Spott und Fluch zum Trotz durchsetzten, womit er die unvernünftigen, aber fruchtbaren Hypothesen der Phantasie abwies. In den ewigbewegten Fluten einer grenzenlosen Welt wollen wir uns nicht an unsren gesunden Menschenverstand anklammern, wie an den einzigen Fels der Rettung. An diesen Felsen gebunden, der durch alle Zeitalter und Kulturen unverrückt stehen bleibt würden wir nichts von dem tun, was wir tun sollen, würden wir nichts von dem werden, wozu wir vielleicht berufen sind.

Bisher hatte die Frage einer vom gesunden Menschenverstand bestimmten Moral nicht viel zu sagen. Sie bildete kein Hemmnis für die Entwicklung gewisser Strebungen und Kräfte, die man stets als die edelsten und besten im Menschen angesehen hat. Die Religionen vollendeten das unterbrochene Werk. Heute aber sucht die Moral des gesunden Menschenverstandes, welche nach der Alleinherrschaft strebt, im Bewußtsein der Gefährlichkeit ihrer Schranken sich soweit wie möglich nach der Seite der Gerechtigkeit und Hochherzigkeit auszubilden und die Gründe zu einem selbstlosen Da-

sein in einem höheren Interesse zu entdecken, um einen Teil des Abgrundes, der sie von diesen unzerstörbaren Kräften und Strebungen trennt, auszufüllen. Aber es gibt Punkte, über die sie nicht hinauskommt, ohne sich selbst zu verleugnen und ihre eigne Quelle zu verschütten. Welcher Führer aber bleibt uns von diesen Punkten an, wo just die großen nutzlosen Tugenden beginnen?


ir werden sogleich sehen, ob es eine Antwort auf diese Frage gibt. Aber selbst bei der Annahme, daß es jenseits der Niederungen der Moral des gesunden Menschenverstandes keinen Führer mehr gibt noch geben darf, läge doch kein Grund vor, uns über die moralische Zukunft der Menschheit zu beunruhigen. Der Mensch ist im Kern seines Wesens ein so moralisches Geschöpf, daß wenn er selbst jede Moral leugnet, diese Leugnung bereits den Kern einer neuen Moral birgt. Zur Not kommt die Menschheit auch ohne Führer durch. Sie geht ein wenig langsamer, aber ebenso sicher durch die Nächte, in denen niemand ihr leuchtet. Sie trägt ihr Licht in sich, und die Stürme, die ihre Flamme niederbeugen, beleben sie auch. Sie ist sozusagen unabhängig von den leitenden Ideen, die sie zu führen wähnen. Inzwischen ist es sonderbar und leicht festzustellen, daß diese periodisch auftretenden Gedanken auf die Summe des Guten und Bösen in der Welt ziemlich einflußlos geblieben sind. Was allein einen wirklichen Einfluß hat, das ist die geistige Strömung, die uns trägt. Sie hat zwar auch ihre Ebbe und Flut, aber sie scheint langsam vorwärts zu dringen und ich weiß nicht was im Raume zu erobern. Wichtiger als die Idee ist die Zeit, die sie umgibt, und die Entwicklung einer Kultur, die ja nur eine Erhebung des allgemeinen Verstandes in einem gegebenen historischen Augenblick ist. Würde uns morgen eine Religion offenbart, die mit wissenschaftlicher, absoluter Gewißheit bewiese, daß jeder Akt der Güte, der Aufopferung, des Heroismus, des Seelenadels uns unmittelbar nach dem Tode einen unzweifelhaften, doch unvorstellbaren Lohn einträgt, so zweifle ich sehr, ob das Verhältnis zwischen Gut und Böse, Tugenden und Lastern, inmitten deren wir leben, eine nennenswerte Änderung erfahren würde. Ich erinnere an ein schlagendes Beispiel. Im Mittelalter gab es Augenblicke, wo der Glaube so unbedingt war und sich mit solcher Gewißheit aufdrängte, wie unsere wissenschaftlichen Gewißheiten von heute. Die versprochenen Belohnungen für den Guten wie die Strafen für den Bösen waren für das Denken der damaligen Menschen sozusagen ebenso greifbar wie die der von uns angenommenen Offenbarung es sein würden. Trotzdem sehen wir nicht, daß das Niveau des Guten sich gehoben hätte. Einige Heilige opferten sich für ihre Brüder und trieben gewisse Tugenden, die zu den am wenigsten einwandsfreien gehören, bis zum Heroismus; aber die Masse der Menschen fuhr fort zu lügen und zu trügen, zu huren, zu stehlen, zu neiden und zu töten. Der Durchschnitt der Laster gab dem heutigen nichts nach. Dagegen war das Leben ungleich härter, grausamer und ungerechter, weil der Pegel des allgemeinen Verstandes niedriger stand.

Doch kehren wir zu unserer positivistischen, utilitaristischen, materialistischen oder rationalistischen Moral zurück, die wir die Moral des gemeinen Verstandes und des gesunden Menschenverstandes genannt haben. Unstreitig gab es stets und gibt es noch heute neben ihr eine andere Moral, die alles das umfaßt, was sich von den Tugenden des gesunden Menschenverstandes, die zu unsrem körperlichen und geistigen Wohlbefinden notwendig sind, bis zum schrankenlosen Heroismus, zur vollkommenen Aufopferung, Güte, Liebe, Redlichkeit und Menschenwürde erhebt. Es steht fest, daß die Moral des gesunden Menschenverstandes, wie wohl sie nach gewissen Seiten, zum Beispiel nach der des Altruismus, noch ziemlich erweiterungsfähig ist, immer einen Mangel an Adel, Selbstlosigkeit und vor allem an ich weiß nicht welchen Fähigkeiten aufweisen wird, die sie in Beziehung zu dem unbestreitbaren Lebensmysterium setzen könnten.



Wenn unser gesunder Menschenverstand, wie wir annahmen, nur einer ganz geringen Anzahl von Erscheinungen, Wahrheiten und Naturgesetzen entspricht, wenn er uns in dieser Welt ziemlich traurig vereinsamt, so besitzen wir noch andere Fähigkeiten in uns, die mit dem Unbekannten im Weltall in wunderbarer Wechselbeziehung stehen und uns eigens verliehen scheinen, um dieses Unbekannte, wo nicht zu begreifen, so doch wenigstens anzuerkennen und sich ihm ahnend zu beugen; und diese Fähigkeiten sind die Phantasie und der mystische Gipfel unserer Vernunft. Was wir auch tun und reden, wir waren nie und sind auch heute noch nicht rein logische Tiere. Über dem denkenden Teil unseres Verstandes liegt ein anderer, der uns auf die großen Überraschungen der Zukunft vorbereitet und die Ereignisse des Unbekannten erwartet. Dieser Teil unseres Geistes, den ich Phantasie oder mystischen Verstand nenne, ging uns in den Zeiten voraus, wo wir fast nichts von den Naturgesetzen wußten, griff unserer lückenhaften Kenntnis vor und hob unser moralisches, soziales und Gefühlsleben auf eine viel höhere Stufe als die dieser Wissenschaften. Jetzt, wo diese ein paar Schritte mehr in die Nacht getan haben, in diesem letzten Jahrhundert, wo mehr Chaos enträtselt worden ist als in tausend Jahrhunderten vorher, jetzt, wo unser materielles Dasein im Begriff scheint, Festigkeit und Sicherheit zu erlangen, — liegt da ein Grund vor, daß diese beiden Eigenschaften aufhören, uns vorauszugehen, oder ein Anlaß, sie auf den Standpunkt des gesunden Menschenverstandes zurückzuschrauben? Lägen nicht im Gegenteil sehr gewichtige Gründe vor, sie anzutreiben, damit sie ihren richtigen Abstand und ihren gewohnten Vorsprung wiedererlangen? Ist es recht, das Vertrauen in sie zu verlieren? Kann man sagen, sie hätten einen menschlichen Fortschritt verhindert? Vielleicht haben sie uns mehr als einmal irregeführt, aber auf den Umwegen ihrer fruchtbaren Irrtümer, die uns zur Bewegung zwangen, haben wir mehr Wahrheiten entdeckt, als wenn wir uns mit dem gesunden Menschenverstande auf der Stelle gedreht hätten. Die schönsten Entdeckungen in der Biologie, Chemie, Medizin und Physik sind fast alle hervorgegangen aus

Hypothesen, welche die Phantasie oder der mystische Verstand aufgestellt haben. Der gesunde Menschenverstand hat sie durch seine Erfahrung bestätigt, aber er hätte sie mit seinen engen Methoden nie gefunden.

In den exakten Wissenschaften, wo sie zuerst entthront werden müßten, nehmen die Phantasie und die mystische Vernunft einen Ehrenplatz ein. (Ich verstehe darunter jenen Teil unseres Verstandes, der über dem gesunden Menschenverstand liegt, keine Schlüsse zieht und einen mächtigen und berechtigten Anteil an den Schwankungen und Möglichkeiten des Unbekannten hat.) In der Ästhetik herrschen beide fast unbeschränkt. Warum ihnen also in der Moral, die eine Zwischenstellung zwischen Ästhetik und exakten Wissenschaften einnimmt, Schweigen gebieten? Man kann nicht leugnen: sobald sie dem gesunden Menschenverstand nicht mehr zu Hilfe kommen, sobald sie darauf verzichten, sein Werk zu Ende zu führen, sinkt der ganze Gipfel unserer Moral plötzlich zusammen. Von einer gewissen Grenze ab, die nur die Helden, die großen Weisen, aber auch die Mehrzahl der einfachen Guten überschreiten, ist der ganze Gipfel unserer Moral nur das Produkt unserer Phantasie und gehört der mystischen Vernunft an. Der Idealmensch im Sinne des aufgeklärtesten und weitblickendsten gesunden Menschenverstandes entspricht noch nicht, ja entspricht überhaupt nie dem Idealmenschen unserer Phantasie, welcher unendlich höher, hochherziger, edler, selbstloser, liebevoller, selbstverleugnender und fähiger zu gebotener Hingebung und Aufopferung ist. Es fragt sich nur, welcher von beiden recht oder unrecht hat und welcher weiterzuleben verdient. Oder vielmehr, es fragt sich, ob uns irgend eine neue Tatsache zu dieser Frage berechtigt, und was uns erlaubt, die hohen Überlieferungen der menschlichen Moral in Frage zu stellen.

Wo finden wir diese neue Tatsache? Gibt es unter allen Offenbarungen der Wissenschaft eine einzige, die uns ermächtigt, das Ideal, das uns z. B. Marc Aurel bedeutet, irgendwie einzuschränken? Erweckt das geringste Anzeichen, Indizium oder Vorgefühl den Verdacht, daß die Ideen, die bisher den Gerechten geleitet, eine andre Richtung genommen haben und daß der Weg zum Guten ein Irrweg ist? Welche Entdeckung mahnt uns, daß es Zeit ist, alles in unserm Gewissen zu zerstören, was über die strenggefaßte Gerechtigkeit hinausgeht, d. i. alle jene namenlosen Tugenden, die über das hinaus, was zum sozialen Leben nötig ist, schwächlich erscheinen und die doch den einfachen Ehrenmann erst zum wahrhaften und tiefen Guten erheben?

Diese Tugenden, wird man uns antworten, und eine Menge von anderen, die jederzeit den Duft der großen Seelen gebildet haben, hätten sicherlich ihre Berechtigung in einer Welt, wo der Kampf ums Dasein nicht mehr so unerläßlich ist wie auf einem Planeten, dessen Artentwicklung noch nicht abgeschlossen ist. Einstweilen

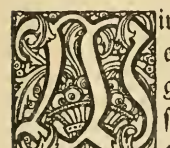
entwaffnen die meisten von ihnen den, der sie übt, dem gegenüber, der sie nicht übt. Sie hemmen die Entwicklung derer, welche die Besten sein sollten, zugunsten der minder Guten. Sie setzen dem allgemeinen Lebensideal ein treffliches, aber rein menschliches Sonderideal entgegen, und dieses beschränkte Ideal ist von vornherein zum Unterliegen bestimmt.

Dieser Einwand ist nicht stichhaltig. Zunächst ist die sogenannte Entdeckung des Kampfes ums Dasein, in dem man die Quelle einer neuen Moral sucht, nur eine Entdeckung von Worten. Es genügt nicht, einem unvordenklichen Gesetze einen ungewohnten Namen zu geben, um eine radikale Andersorientierung des menschlichen Ideals zu rechtfertigen. Der Kampf ums Dasein ist so alt wie unser Planet, und keine seiner Folgerungen erfährt dadurch eine Änderung, keines seiner Rätsel ist dadurch gelöst worden, daß man sich eines Tages seiner bewußt zu werden glaubte, indem man ihm einen Namen beilegte, den eine Laune des Wortschatzes in fünfzig Jahren vielleicht schon ändert. Ferner muß man das eine zugestehen: wenn diese Tugenden uns denen gegenüber, die sie nicht kennen, entwaffnen, so geschieht dies nur in recht armseligen Kämpfen. Gewiß wird der zu Gewissenhafte vom Gewissenlosen übervorteilt; der zu Liebreiche und Nachsichtige, zu Hingebende wird unter dem leiden, der es minder ist; aber kann man dies einen Sieg des letzteren über den ersteren nennen? Inwiefern berührt diese Niederlage das tiefste Leben des Besseren? Er wird ein paar materielle Vorteile einbüßen; aber seine Einbuße wäre viel größer, wenn er das ganze Gebiet jenseits der Moral des gesunden Menschenverstandes brach liegen ließe. Wer sein Empfindungsvermögen bereichert, der bereichert auch seinen Verstand, und dies sind die eigentlich menschlichen Kräfte, welche doch schließlich das letzte Wort behalten.

Zudem, wenn einige allgemeine Gedanken aus dem Chaos der Halbentdeckungen und Halbwahrheiten emportauchen, die durch den Geist des modernen Menschen schwirren: bestätigt nicht gerade einer dieser Gedanken, daß die Natur jeder Gattung von Lebewesen alle Instinkte verliehen hat, die zur Erfüllung ihrer Aufgabe vonnöten sind? Und hat sie nicht jederzeit ein moralisches Ideal in uns gelegt, das beim unkultiviertesten Urmenschen wie beim verfeinertesten Kulturmenschen einen merklich gleichen proportionellen Vorsprung vor den Schlußfolgerungen des gesunden Menschenverstandes behält? Ist der Wilde, genau wie der Kulturmensch in einer höheren Sphäre, nicht meist ungleich hochherziger, redlicher und zuverlässiger als sein Vorteil und die Erfahrungen seines elenden Daseins es ihm anraten? Danken wir es nicht diesem instinktiven Ideal, wenn in unserer Umgebung trotz dem praktischen Übergewicht des Bösen, das durch die harten Notwendigkeiten des Daseins entschuldigt wird, die Idee des Guten und Gerechten immer mächtiger herrscht, und das öffentliche Gewissen, welches die allgemeine und greifbare Form dieser Idee ist, immer allmächtiger und selbstbewußter wird?



Es wäre gut, wenn wir uns über die Rechte unserer Instinkte ein für allemal klar würden. Wir gestatten nicht mehr, die Rechte irgendwelcher niederer Instinkte anzutasten. Wir wissen sie zu rechtfertigen und zu adeln, indem wir sie an irgend ein großes Weltgesetz anknüpfen. Warum sollten da gewisse hohe Instinkte, die ebenso unbestreitbar sind, wie die am Boden unserer Sinne kriechenden, nicht die gleichen Vorrechte genießen? Sollten sie verleugnet, verdächtigt oder als Chimären behandelt werden, nur weil sie nicht an zwei oder drei elementare Notwendigkeiten des animalischen Lebens gebunden sind? Ist es nicht wahrscheinlich daß sie von dem Augenblick an, wo sie bestehen, zur Erfüllung eines Geschickes, von dem wir in Unkenntnis seines Zieles nicht wissen, was ihm frommt oder schadet, ebenso unerläßlich sind wie die andern? Und ist es somit nicht die Pflicht unseres gesunden Menschenverstandes, ihres Erbfeindes, ihnen zu helfen, sie zu ermutigen und sich endlich einzugestehen, daß gewisse Teile unseres Lebens sich seiner Botmäßigkeit entziehen?



Wir müssen vor allem darnach trachten, die spezifischen Charaktereigenschaften der Klasse von Lebewesen zu entwickeln, der wir angehören, insbesondere die, welche uns am meisten von allen Erscheinungen der Umwelt unterscheiden. Unter diesen Eigenschaften aber ragt unser moralisches Streben vielleicht noch mehr hervor als unser Verstand. Einesteils entspringt es ja zwar unserm Verstande, aber andrerseits ist es ihm jederzeit vorausgegangen und ist unabhängig von ihm erschienen; und da es in ihm keine sichtbaren Wurzeln fand, hat es wo anders, einerlei wo, namentlich aber in den Religionen, nach Erklärungen für jenen geheimnisvollen Instinkt gesucht, der es immer weiter trieb. Heute, wo die Religionen nichts mehr erklären, bleibt diese Tatsache doch bestehen; und ich glaube nicht, daß wir das Recht haben, mit einem Federstrich einen Teil unseres Innenlebens zu unterdrücken, nur um den Denkorganen unseres Begriffsvermögens eine Genugtuung zu geben. Überdies hängt im Mysterium der menschlichen Instinkte, Fähigkeiten und Strebungen alles zusammen und stützt sich gegenseitig, selbst wo es sich zu befeinden scheint. Unser Verstand zieht unmittelbaren Nutzen aus den Opfern, die er der Phantasie bringt, wenn diese ein Ideal nährt, das er mit den Realitäten des Lebens nicht im Einklang findet. Unser Verstand ist seit einiger Zeit nur allzu geneigt, sich selbst für ausreichend zu halten. Und doch bedarf er, um im Leben zu wachsen und zu blühen, aller unserer Kräfte, aller unserer Gefühle und Leidenschaften, alles unsres Unbewußten, alles dessen, was auf seiner Seite steht, wie alles dessen, was ihm die Stirn bietet. Und die Nahrung, die ihm mehr als alles andere vonnöten ist, das sind die großen Besorgnisse, die schweren Leiden und edlen Freuden unseres Herzens. Sie sind für ihn wirklich, was der Regen für die Lilien oder der Morgentau für die Rosen. Es ist ihm gut, wenn er lernt, sich zu beugen und schweigend vorüberzugehen vor gewissen Wünschen

und Träumen dieses Herzens, das er nicht immer versteht und das doch ein Licht birgt, das ihn mehr denn einmal zu Wahrheiten geführt hat, die er an den Grenzen seines Denkens umsonst suchte.

Wir sind ein unteilbares geistiges Ganzes, und nur zur Erleichterung des Ausdrucks dürfen wir die Gedanken unseres Verstandes, wenn wir sie erforschen, von den Leidenschaften und Gefühlen unseres Herzens trennen.

Jedermann ist mehr oder minder das Opfer dieser illusorischen Teilung. In seiner Jugend sagt man sich, man werde klarer sehen, wenn das Alter heran ist. Man wähnt, daß selbst die hochherzigsten Leidenschaften das Denken trüben und verschleiern, und fragt sich im Gefühl ich weiß nicht welcher Hoffnung, wie weit dieses Denken wohl dringen wird, sobald es über die Träume des Herzens und die beruhigten Sinne die Alleinherrschaft führt. Und wenn das Alter kommt, ist der Verstand klar, aber er hat keinen Gegenstand mehr. Er hat nichts mehr zu tun und arbeitet im Leeren. Und so können wir auf den Gebieten, wo die Resultate dieser Teilung am sinnfälligsten sind, im allgemeinen feststellen, daß die Werke des Alters nicht soviel wert sind wie die Jugendwerke oder die des reifen Mannesalters, obwohl ihr Schöpfer dann noch weit weniger Erfahrung besitzt und weit weniger weiß; aber er hat die geheimnisvollen Kräfte, die dem Verstand fremd sind, dann noch nicht in sich erstickt.

Fragt man uns nun aber nach den Geboten dieser hohen Moral, von der wir bisher nur sprachen, ohne sie zu definieren, so werden wir antworten: sie setzt mehr einen Seelen- oder Herzenszustand als einen festen Kodex von Vorschriften voraus. Ihr Wesen liegt in dem aufrichtigen und starken Willen, ein mächtiges Ideal von Liebe und Gerechtigkeit in uns zu schaffen, das sich stets über dasjenige erhebt, welches die geklärtesten und hochherzigsten Teile unseres Verstandes zu schaffen vermögen. Man könnte da tausend Beispiele anführen. Ich wähle nur eines, das im Mittelpunkt aller unserer Besorgnisse steht und neben dem alles übrige belanglos ist; ja wenn wir derart von hoher und edler Moral und von vollkommener Tugend reden, so ruft es uns wie Schuldige plötzlich an: „Und die Ungerechtigkeit, in der Ihr lebt, wann werdet Ihr der ein Ende setzen?"

Ja, wir alle, die mehr als andre besitzen, wir, die wir mehr oder minder reich zu nennen sind im Vergleich zu denen, die ganz arm sind, wir leben inmitten einer Ungerechtigkeit, die tiefer ist als die, welche aus dem Mißbrauch der rohen Gewalt entspringt, denn wir mißbrauchen eine Macht, die nicht einmal wirklich ist. Unser Verstand beklagt diese Ungerechtigkeit, erklärt und entschuldigt sie aber und stellt sie als unabänderlich hin. Er beweist uns, daß es uns unmöglich ist, das wirksame und rasche Mittel, das unser Gerechtigkeitssinn sucht, dagegen an-

zuwenden, daß jedes allzu radikale Mittel zu noch grausameren und trostloseren Mißständen führen würde als die, denen es abhelfen soll; es beweist uns endlich, daß diese Ungerechtigkeit eine organische Wesensbedingung alles Naturgeschehens ist. Unser Verstand hat vielleicht recht; was aber viel tiefer und viel sicherer recht hat, das ist unser Gerechtigkeits-Ideal, das ihm unrecht gibt. Selbst wenn es nicht zur Verwirklichung kommt, so ist es doch gut, daß dies Ideal uns, wo nicht für die Gegenwart, so doch für die Zukunft, jene Ungerechtigkeit recht fühlbar macht; und wenn es keine Entsagung, keine heroischen Opfer mehr zeitigt, so ist es darum noch nicht weniger edel oder weniger gewiß, als das Ideal der besten Religionen, sondern es verspricht nur keinen anderen Lohn als den der erfüllten Pflicht, und dies ist der Lohn, wie ihn einige Helden bisher verstanden haben und wie ihm die großen Vorgefühle, die jenseits unseres Verstandes wirken, uns begreiflich machen möchten.

Im Grunde haben wir so wenige Vorschriften nötig. Vielleicht drei bis vier, höchstens fünf bis sechs, die ein Kind uns geben könnte. Auf ihr Verständnis kommt es vor allem an, denn „Verstehen", so wie wir es meinen, ist gewöhnlich kaum die erste Lebensregung einer Idee. Wenn dies genügte, wäre jeder Verstand und jeder Charakter dem andern gleich; denn jeder Mensch, auch der beschränkteste, vermag in diesem ursprünglichen Sinne alles zu verstehen, was man ihm mit genügender Deutlichkeit erklärt. Es gibt soviele Arten und soviele Schattierungen in den Arten, wie man eine Wahrheit auffaßt, als es Geister gibt, die zu verstehen wähnen. Wenn ich z. B. einem klugen, aber eitlen Menschen klar mache, was an seiner Eitelkeit kindlich ist, oder einem Gewissensregungen zugänglichen Egoisten, was an seinem Egoismus über das Maß hinausgeht und hassenswert ist, so werden sie dies gern zugeben, ja meine Worte noch verschärfen. Sie haben also zweifelsohne verstanden, aber es ist so gut wie sicher, daß sie fortfahren werden zu handeln, als ob auch nicht ein Zipfel jener eben zugegebenen Wahrheit ihr Hirn gestreift hätte. Dagegen werden diese Wahrheiten eines Abends unter den gleichen Worten bei einem andern einkehren und plötzlich durch seine Gedanken hindurch bis auf den Grund seines Herzens dringen, sein ganzes Dasein umgestalten und alle Achsen, alle Hebel, alle Freuden und Trübsale, alle Ziele seines Wirkens verschieben. Er hat den Sinn des Wortes „Verstehen" verstanden; denn wir können uns nur dann schmeicheln, eine Wahrheit verstanden zu haben, wenn wir nicht anders können, als unser ganzes Leben nach ihr zu gestalten.



Um jedoch auf unsern Grundgedanken zurückzukommen und ihn zusammenzufassen, so müssen wir die Notwendigkeit einsehen, das Gleichgewicht zwischen dem, was wir den gesunden Menschenverstand nannten, und den anderen Fähigkeiten und Gefühlen unseres Lebens aufrecht zu erhalten. Im Gegensatz zu früheren

Zeiten sind wir heute nur zu geneigt, dies Gleichgewicht zugunsten des gesunden Menschenverstandes aufzugeben. Gewiß hat dieser gesunde Menschenverstand heutzutage das Recht, alles, was ihm andre Kräfte zuführen, alles, was über die praktischen Schlußfolgerungen seines Denkvermögens hinausgeht, strenger als je zu überwachen; aber er kann diese Kräfte nur dann an ihrer Wirksamkeit hindern, wenn er gewiß ist, daß sie sich täuschen; und er schuldet es sich und seiner Selbstachtung, diese Gewißheit immer strenger zu fassen. Wenn er nun z. B. die Überzeugung gewonnen haben mag, daß diese Kräfte sich irrten, indem sie die Mehrzahl der sich in ihnen manifestierenden Erscheinungen auf einen göttlichen Willen, auf bestimmte göttliche Gebote zurückführten, wenn er somit die Pflicht hat, die durch diesen Grundirrtum bedingten Begleitirrtümer richtigzustellen und z. B. aus unserm Moralideal eine Menge von unfruchtbaren und gefährlichen Tugenden auszumerzen, so kann er doch nicht leugnen, daß die nämlichen Erscheinungen weiter bestehen, sei es, daß sie von einem höheren Instinkt herrühren, vom Leben der Art, das in uns ungleich mächtiger ist, als das individuelle Leben, oder von irgend einer andern unerkennbaren Quelle. Jedenfalls kann er sie nicht als Chimären behandeln, denn sonst läge die Frage nahe, ob dieser höchste Richter, den der Genius der Natur und die unerforschlichen Weltgesetze auf allen Seiten überholen und widerlegen, nicht viel phantastischer ist als alle Chimären, die er zu vernichten trachtet.

Bei allem, was unser moralisches Leben betrifft, bleibt uns noch die Wahl zwischen mehreren Chimären, was selbst der gesunde Menschenverstand, d. h. der wissenschaftliche Geist, zugeben muß. Wo aber Chimären gegen Chimären stehen, wollen wir lieber die hohen als die niederen zu den unsern machen. Die ersteren verhalfen uns alles in allem genommen dahin, wo wir jetzt stehen, und wenn man unsern Ausgangspunkt ansieht, die schreckliche Höhle des Urmenschen, so sind wir ihnen etlichen Dank schuldig. Die zweiten, die der Niederungen des gesunden Menschenverstandes, haben ihre Beweise bis jetzt nur dann erbracht, wenn sie von den ersteren begleitet und unterstützt wurden. Sie sind noch nicht allein gegangen. Sie tun jetzt ihre ersten Schritte in die Nacht. Sie führen uns, sagen sie, zu einem regelmäßigen, gesicherten, maßvollen, genau abgewogenen Glück, zur Eroberung der Materie. Gewiß liegt ihnen diese Aufgabe ob, aber sie sollen nicht behaupten, daß man, um zu ihnen zu gelangen, alles als unnötigen Ballast über Bord werfen müsse, was bisher die heroische, sorgenvolle, unermüdliche und wagemutige Energie unseres Bewußtseins ausmachte. Man lasse uns einige Luxustugenden und gebe unseren brüderlichen Gefühlen etwas Raum. Möglich, daß diese Gefühle und Tugenden, die für den Gerechten von heute nicht absolut unerläßlich sind, die Wurzeln alles dessen bilden, was sich entfalten wird, wenn der Mensch den härtesten Abschnitt des „Kampfes ums Dasein" zurückgelegt haben wird. Wir müssen auch einige überschüssige Tugenden in Bereitschaft halten, zum Ersatz für die, welche wir als unnütz fallen lassen; denn unser Bewußtsein bedarf der Übung und Nahrung. Wir haben bereits manchen alten Zwang ab-

getan, der gewiß schädlich war, jedoch wenigstens unser Innenleben in Tätigkeit erhielt. Wir sind nicht mehr keusch, seit wir eingesehen haben, daß der Gattungstrieb, der seit zwei Jahrtausenden in Acht und Bann war, berechtigt und natürlich ist. Wir gehen nicht mehr auf Entsagung, Abtötung und Aufopferung aus, wir sind nicht mehr geistlich arm und demütigen Herzens. Das alles ist sehr berechtigt, weil diese Tugenden von einer absterbenden Religion abhingen, aber es ist nicht gut, daß der Platz leer bleibt. Unser Ideal fordert keine Heiligen, Märtyrer und Jungfrauen mehr, aber obwohl es einen andern Weg einschlägt, muß die nämliche Kraft, die jene beseelte, ungeschmälert bleiben; denn sie ist notwendig für jeden, der über die einfache Gerechtigkeit hinaus strebt. Jenseits dieser einfachen Gerechtigkeit beginnt die Moral der auf die Zukunft Bauenden. In diesem vielleicht märchenhaften, aber nicht rein chimärischen Teil unseres Bewußtseins müssen wir heimisch werden und uns wohlfühlen. Noch ist es klug, sich zu überreden, daß wir dabei nicht zu kurz gekommen sind.

Der Wille zum Guten ist bei den Menschen erstaunlich. Sie sind bereit, allen Rechten zu entsagen, die sie für unerläßlich hielten, alle ihre Träume und Glückshoffnungen aufzugeben. Wie viele unter ihnen haben bereits ohne Verzweiflung ihre Jenseitshoffnungen begraben! Sie willigen ohne weiteres darein, daß ihre Geschlechter sich folgen, ohne Ziel und Aufgabe, ohne Horizont und Zukunft, wenn dies der sichere Weltwille ist Die Energie und der Stolz unseres Bewußtseins werden sich in dieser Einwilligung und Zustimmung noch einmal kundgeben. Aber ehe wir soweit kommen, ehe wir so kläglich abdanken, gehört es sich, Beweise zu verlangen, und bis jetzt wenden sich diese Beweise anscheinend gegen die, welche sie beibringen. Jedenfalls ist noch nichts entschieden und die Angelegenheit ist noch in der Schwebe. Die, welche uns versichern, das alte Moralideal müsse verschwinden, weil die Religionen verschwinden, täuschen sich seltsam. Nicht die Religionen schufen dies Ideal, sondern dieses Ideal schuf die Religionen. Wenn diese letzteren ableben und verschwinden, so bleibt doch ihre Quelle bestehen und sucht sich einen andern Lauf. Im ganzen genommen und von einigen künstlichen Schmarotzertugenden abgesehen, die man im Verlauf der meisten Kulte über Bord wirft, ist noch nichts zu ändern an unserm alten arischen Ideal der Gerechtigkeit und Besonnenheit, des Mutes, der Güte und der Ehre. Wir müssen ihm vielmehr wieder näher kommen, es fester umfassen und energischer in die Tat umsetzen, und ehe wir es überholt haben werden, liegt noch ein langer und edler Weg vor uns unter den Sternen.

Aus dem Manuskript übersetzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.



Pietà/ Novelle von Hugo Salus



in einsames Kirchlein mitten im Walde hat immer etwas Verträumtes; es ist so, als hätten die Häuser der Menschen, deren Heiligtum es war, das Kirchlein verlassen, so daß es nun ganz allein zurückgeblieben ist, bis die Bäume des Waldes an seine Mauern hinanwuchsen; oder als wäre es, einsamkeitssüchtig und der Welt überdrüssig vom Tale heraufgeflogen, um fürder recht als ein Einsiedel hoch oben im grünen, stillen Forste zu träumen.

In solch einem Kirchlein vertritt dann die Waldfrömmigkeit und der Märchenzauber des Wanderers etwa mangelnden Glauben; und er kniet in dem Heiligtume ehrlich und wundergläubig wie ein Kind.

Ich habe im Sommer heuer solch ein einsames Kirchlein mitten im Hochwalde gefunden; es sah etwa wie eine kleine Dorfkirche aus, die sich aber seltsam genug an einen hohen und runden Turm anschmiegte: so daß es gleich den Anschein weckte, als wäre an einen alten Wartturm später die Kapelle angebaut worden. Ich war durch den schönen Wald wie immer in dem Gefühle gegangen, durch einen Dom zu schreiten, so daß ich lächelnd nunmehr das kleine Gotteshaus mitten in der Heiligkeit des Domes gewahrte. Die Tür der Kapelle war leicht geöffnet und das Innere des Kirchleins hell und freundlich. Ich legte meinen Wanderhut auf eine der wenigen Bänke und ging auf ein Grabmal zu, das an der einen Seitenwand sich vom Boden erhob. Es war das langgestreckte Grabmal eines adeligen Fräuleins und ihre Gestalt war aus dem Sandstein herausgemeißelt, so daß sie mit gefalteten Händen wie in ihrem Sarge da auf der Erde lag. Auf ihrem Gesichte spielte der Sonnenschein, der durch das Fenster der gegenüberliegenden Wand hereinleuchtete, aber seltsam bläulich schimmernd, so daß ich den Strahl gleich zu dem Fenster zurückverfolgte und dort mitten in dem Fenster eine blaue Glasscheibe gewahrte, von einem so tiefen und satten Blau, wie ich es noch nie gesehen habe. Da schaute ich mir das Gesicht der Schlummernden noch einmal an, ich beugte mich darüber, aber so, daß der bläuliche Schimmer nicht verdeckt wurde, und blickte nun in ein zartes, leidverklärtes Antlitz von einer solchen Reinheit der Linien, von einem so schmerzlich erkämpften Frieden, daß ich auf das Innigste ergriffen ward. Schlicht gescheiteltes Haar umrahmte die eingesunkenen Schläfen, die Augen wölbten die zarten Lider wie große Kugeln vor, eine stolze, edelgeformte Nase ragte zwischen den eingefallenen, verhärmten Wangen umso ausgeprägter empor, aber das Wunder war doch der schmale und beinahe lächelnde Mund, um den ein Frieden, eine heilige Ruhe lagerten, wie sie der Tod nur solchen Lippen läßt, die viel, unendlich viel gelitten haben.

Da setzte ich mich auf den Grabstein hin, ich fing wohl träumend die blauen Strahlen mit meinen Händen auf und goß sie dann wieder über das bleiche Totengesicht und las aus den süßherben Zügen ihre Geschichte.

Und jetzt, da ich sie niederschreibe, ist es mir hier in meinem Zimmer wie ein Wunder, daß weit von hier, hoch in den Wäldern droben, ein Kirchlein steht und daß dort durch ein tiefblaues Kirchenfenster die Sonne auf ein schmales Angesicht scheint, seit Jahrhunderten und wohl noch Jahrhunderte lang, ein Angesicht voll Leid und erkämpftem Frieden.

Meilenweit, hügelauf, hügelab Tannenwald um das weiße Schloß. Die Täler hinab bis an die Meierhöfe und kleinen Dörfer, die Berglehnen hinan und über die Bergrücken rauschender oder heiligstiller Forst mit sturmerprobten Bäumen bestanden; oben von dem einsamen Rundturme mit seinem spitzigen Dachhütlein schweift der Blick wie über ein großwelliges Meer über die hellgrünen Baumkronen in der Nähe, über die schon ferneren dunkelgrünen Wipfelfelder, über das bläuliche Grün der Forste am Horizonte, die wie breite Moosflächen sich an den runden Himmelsrand schmiegen. Und drüber über dem besonnten und doch so dunklen Grün schwebt auf breiten Schwingen ein Adler oder wiegt sich wohlig ein Edelfalke. Deutsche Waldlandschaft, Besitz des Grafen Otto Eberstein, der mit seinen fünfzig Jahren mächtig und eigensinnig in seinem Schlosse sitzt und doch schon ein Greis sein sollte, so viele Pfade und Steige hat die Sorge und das Leid zum Schlosse gefunden. Er war ein gar lebensfreudiger Herr gewesen, der neben dem Fürsten sitzen durfte und dessen Schimmel gleich hinter des Kaisers Rappen in das Geschirr schäumte, wenn sie prächtig zum Reichstage ritten. Dann hatte ihn eine edle Fürstentochter zum Gatten erwählt und sie hatten ein glückliches Jahr in dem weißen Schlosse verlebt und der Forst hatte Ja und Amen dazu gerauscht: bis die Tochter Berta geboren ward, ein glückliches Ereignis und doch allen Elends Anfang. Denn die junge Mutter verfiel in eine schwere, hitzige Krankheit, aus der ihr Leib genas, indeß ihr Gemüt verwirrt blieb in einer tiefen Schwermut, daraus sie nie wieder genesen sollte.

Sie saß die erste Zeit nach ihrer Krankheit trübselig auf ihrem Lager, auf ihre entstellten, schlaffen Brüste niederstarrend oder im Spiegel die verlorene Frische ihrer Wangen suchend, als könnte ihre Schönheit unmöglich wiederkehren: so tiefe Runen hatten die Schmerzen der Geburt und die Leiden ihres Siechtums in ihr zartes, mondscheinblasses Gesicht geschrieben. Dann lachte sie traurig auf und barg sich hinter dem Linnen, wenn der Graf sie besuchen kam und wollte sich um keinen Preis zeigen: so häßlich schien sie sich, so zerstört däuchte sie ihr Liebesglück, so abscheulich ihr Körper und ihr Antlitz, daß sie immer wieder aufjammerte, nun werde der Graf sein Liebesverlangen bei schöneren Frauen stillen. Und einmal ward sie von der Amme überrascht, da sie sich eben über die Wiege des Kindes beugte, mit funkelnden, rachegierigen Augen, und dann blitzschnell den Säugling in die Höhe hob, wohl um ihn an der Wand zu zerschmettern. Da war ihr die starke Bauernmagd noch rechtzeitig in die Arme gefallen und hatte das Kind gerettet. Die Gräfin aber wurde von dem Tage an in einen fernen Teil des

Schlosses gebracht, und dort wohl bewacht, daß sie nicht mehr zum Kinde kommen konnte.

Dort lebte die Kranke denn die jungen Jahre ihres Lebens dahin mit der Wärterin und späterhin mit der Amme, da das Kind ihrer nicht mehr bedurfte, trübselig vor sich hinstarrend und immer seltener in einen jener fürchterlichen Wutausbrüche verfallend, daraus sie noch elender und siecher hervorging.

So daß die mutterlose Berta eine traurige und liebeleere Kindheit verträumte.

Denn der Graf hatte wohl die ersten Monate in inniger liebreicher Teilnahme sein verwirrtes Ehegemahl betreut, da er jeden Morgen von neuem gehofft hatte, der böse Schleier, der sich um ihr Gemüt gelegt hatte, müsse sich endlich heben und die Augen der Gräfin wieder klar, heiter und warm zu ihm emporblicken. Aber Tag um Tag, Woche um Woche verging, aus den Augen der Kranken starrte ihn ein schreckhaftes Nichterkennen, eine böse Angst an, und der Sonnenstrahl, der ihre einst so schönen, blauen Augen traf, wurde fahl und grau, wenn er aus ihren düsteren Augensternen zurückkehrte; so daß der Jammer mit knochigen Fingern immer fester des Grafen Herz umkrallte, bis daß er hoffnungslos, gleichgültig und endlich fast feindselig sich gegen sein Weib auflehnte und immer seltener das Gemach der Kranken aufsuchte.

Zu Berta hatte er eine verwitwete Verwandte ins Schloß berufen, die in Trauerkleidern das verschüchterte Kind leitete und die auch das Trauerkleid von ihrer Seele nicht abstreifen konnte, so liebevoll und zart sie auch mit dem Kinde umging. Und in den ersten Jugendjahren war es für das Kind immer noch ein Fest, wenn die Arme einmal herüberkam und mit ihr schön tat. Denn der Vater verstand die holde Kunst schlecht, eines Kindes Seele zu eröffnen und ihr ein Lachen, ein Jubeln, ein Jauchzen zu entlocken, das die eigene Seele wieder jung zu machen und ihre Flügel zu lösen vermag.

So war das Kind zehn Jahre alt geworden und ein kluges, stilles und verträumtes Kind mit den tiefsten und klarsten blauen Kinderaugen und sah versonnen und traumverloren in die Welt, die ihr aus Zimmern, seltsamen Menschen und Waldesrauschen bestand und darin ihr, ohne daß sie wußte, was, etwas fehlte, das ihre Augen hätte aufleuchten lassen. Und es war wieder einmal die Amme bei ihr gewesen und hatte ihr abergläubische und wunderbare Märchen erzählt, bis in die Dämmerung. Berta hatte sich an ihre Knie geschmiegt und sie hundertmal umarmt und ihr immer wieder verstohlen zugeflüstert: „Ach, Amme, du bist gut!" Bis einer der Diener von der Gräfin drüben sie holte; die sei wieder schlimm geworden. Da war die Amme davongeeilt, um nach ihrer Kranken zu schauen. Und hatte nicht gemerkt, daß das Kind, durch das Dunkel und die Märchen verwirrt, ihr nachschlich, wohl weil seine Liebe es der guten Amme nachdrängte, vielleicht auch, weil es etwas ahnte oder fürchtete in seinem erwachten Kinderherzen, ein tiefes Geheimnis, das man ihm verbarg, und das es entdecken wollte.

So geschah es, daß Berta auf dem dunklen Gange durch die verbotene Tür

schlüpfte und plötzlich in einem hohen, erleuchteten Zimmer stand, darin eine große Frau mit aufgelösten Haaren schreiend und händeringend umherirrte und sich dann erschöpft auf die Erde hinkauerte, den Kopf jammernd zwischen den Knieen verbergend. Dann hob die Frau ihr Haupt wieder empor und starrte plötzlich mit dem weit offenen Munde einer Maske und mit entsetzten Blicken zur Türe, wo das Kind zitternd stand, und dann stieß der starre Mund einen furchtbaren Schrei aus. Da hatte die Amme aber auch schon das Kind erblickt und hatte es schnell aus der Tür gedrängt und mit einem der Diener in sein Zimmer geschickt.

Es zitterte und war ganz bleich geworden, es hatte den Mund offen, wie jene Frau drüben, nur daß es nicht schreien konnte, und endlich in den Armen seiner Pflegemutter löste sich das Entsetzen des Kindes, ein heißer Tränenquell sänftigte sein verwirrtes Gemüt. Und so lag Berta die ganze Nacht in den Armen ihrer Pflegerin, die mild auf sie einsprach und die ihr Gesicht eng an des Kindes bleiche Wangen drückte, als wollte sie alle bösen Geister davon abhalten.

Nach diesem Abend, der das Mädchen um viele Jahre älter machte, wurde die kranke Gräfin mit der Amme in den runden einsamen Turm oben im Walde gebracht, zu dem ein schattiger Waldpfad wohl eine Stunde lang vom Schlosse emporklomm; so daß in den folgenden Nächten denen im Schlosse unten ein neues Sternlein aufleuchtete, die Ampel im friedlosen Schlafgemach der Gräfin.

Das Kind aber verblieb noch einige Monate im Schlosse. Es war sehr nachdenklich und schreckhaft geworden, aus dem Schlafe schrie es oft und verzerrte das Gesicht wie in einer großen Angst und stöhnte aus seinen Träumen. Da wußte sich der Graf, dem das scheue Wesen seines Kindes unheimlich war, nach langer Beratung mit seiner Base und dem Pfarrer keinen anderen Rat, als sie aus dem Hause zu geben. Und Berta kam zu den Feldegg, armen Rittersleuten, die dem Grafen eine Meierei verwalteten und die stundenweit vom Schlosse in einem Tale hausten; hier verblieb Berta durch viele Monate.

Die ersten Wochen weilte die Base bei dem Mädchen. Dann aber fuhr sie von dannen, da sie sah, wie wohl die neue Umgebung und die Güte der Meiersleute auf das Gemüt des Kindes wirkten. Die waren brave Menschen, denen von ihren Kindern nur ein Knabe geblieben war, Leon, der etwa vierzehn Jahre zählen mochte, und sie freuten sich über die Auszeichnung, nunmehr die Tochter ihres Herrn pflegen zu dürfen; was ihnen in ihrer bedrängten Lage gewiß zum Vorteile gereichen mußte. Sie waren einst selbst wohlbegütert gewesen, aber durch Wetterschäden, allerlei Krankheiten und Unglück heruntergekommen, so daß sie gern ein Lehen des Grafen empfingen.

Nun nahm sich also Frau Anna, Leons Mutter, des armen Grafenkindes mit all der überschüssigen Liebe an, die ihren verstorbenen Kindern zugedacht war; und sie verhätschelte und verzärtelte das Kind, das anfangs solche Liebe gar nicht verstand; denn die brave Rittersfrau wußte wohl um das traurige Geschick des

mutterlosen Kindes und empfand es in ihrem frommen Gemüte als eine himmlische Gnade, daß sie es nun pflegen und ihm die Mutter ersetzen dürfe. Und ihrem Leon hatte sie in einer jener fürs ganze Leben unvergeßlichen Stunden, da Herz zu Herzen spricht, erklärt, wie unglücklich Berta trotz ihres Ranges und Reichtums sei, da sie ohne Mutter lebe, und der gute, geweckte Knabe hatte als Antwort und Beweis, daß er sie verstanden habe, die Mutter weinend und wortlos umarmt und immer wieder an sich gedrückt und ihr dann geschworen, er wolle die junge Gräfin wie ein Ritter schützen.

Und der Knabe hielt sein Versprechen. Er war schlank und wohlgebildet und hatte jene pagenhafte Art, die Knaben von seiner Art die gröberen Altersgenossen fliehen und die Einsamkeit mit ihrem Rauschen und Raunen lieben läßt; so daß mit vierzehn Jahren viel mehr Dichter in den Landen herumträumen, als das Leben später zuläßt. Er betrachtete das Grafenkind mit bewundernder Scheu, weil sie viel Leids erlebt hatte und weil sie des Grafen Kind war. Und er freute sich, daß sie in seinen Märchen so gut die traurige Prinzessin oder verlassene Königin vorstellen konnte, die auf ihren Ritter wartet.

Berta gab ihm denn auch gern ihre Hand, wenn sie in den Wald gingen, gesittet wie bei Hofe, und lauschte seinen Worten, denn er wußte gar manches, was sie noch nicht gelernt hatte. Und im dichten Waldesschatten sitzend, erzählten sie einander von ihrem Leben.

„Ich will einmal was Großes werden," sagte er, „der Vater möchte mich zu einem Soldaten machen, aber ich will lieber ein Gelehrter werden oder ein berühmter Arzt, oder ein Papst, der in Rom wohnt. Und die Mutter, meine liebe Mutter" ..... da unterbrach er sich aber, denn er hatte einen flüchtigen Blick auf Berta getan und nun schwieg er betroffen still. Die zwei großen, blauen Augen neben den seinigen taten ihm leid, sie waren so traurig und plötzlich schlang er den Arm um die Schultern seiner Gespielin: „Du mußt immer bei uns bleiben, bei uns ist es schön und, wenn ich ins Kloster komme, um zu lernen, mußt du an meiner Statt bei der — bei dem Vater und der Mutter bleiben. Im Sommer kehre ich dann immer wieder zu euch heim und dann wollen wir wieder mitsammen in den Wald gehen und ich will dein Lehrer sein. Willst du, willst du?" fragte er in der eindringlichen Art von Kindern.

„Ja, ich will," sagte sie. „Aber du mußt auch einmal zu uns aufs Schloß kommen." Dabei rückte sie noch einmal so eng an Leon heran und senkte ihre Stimme und flüsterte ihm ins Ohr: „Und dann mußt du über den dunklen Gang in das hohe Zimmer gehen, wo die arme traurige Frau ist und mußt ihr sagen, sie dürfe nicht so traurig sein und mit uns kommen! Willst du, willst du?"

„Deine Mutter," sagte Leon geheimnisvoll und stolz, daß er um das Geheimnis wußte. „Ist das meine Mutter?" brachten die bleichen Lippen Bertas mühsam hervor. „Ich habe keine Mutter! Wenn sie meine Mutter ist, die arme erschrockene Frau drüben, warum lassen sie mich nicht zu ihr? Warum hat sie die Arme so vor sich ausgestreckt, wie sie mich erblickte?" Und sie streckte die Hände weit von

sich und machte das entsetzte Larvengesicht wie damals, da sie bei der Kranken gewesen war.

Darauf wußte der Knabe aber keine Antwort, und sie saßen eng umschlungen unter dem alten Baume und sie weinte, während der Knabe die von Tränen Erschütterte nur immer an sich hielt und streichelte.

„Mutter," fragte Leon in der Dämmerung, da sie allein miteinander waren, „Mutter, sprich, warum weiß Berta nicht, daß die kranke Frau in dem großen Zimmer im Schlosse ihre Mutter ist? Warum weint sie und glaubt, daß sie keine Mutter habe?"

Da stand die Mutter auf und holte Berta und sagte ihr mild und sanft, daß jene bleiche Frau im Saale eben ihre Mutter sei, eine gute, liebe Mutter, nur daß sie krank sei, denn ein Nebel habe sich vor ihre Augen gesenkt, so daß sie weder den Grafen, noch auch ihr eigenes geliebtes Kind sehen könne und immer nach ihnen begehre und sie herbei wünsche. Wenn dann der Graf zu ihr käme und liebreich zu ihr spreche, dann glaube sie ihm nicht und kein Arzt habe sie bisher heilen können. Aber einmal werde gewiß der große Arzt kommen, der sie erlösen und heilen werde!

„Und der werde ich sein!" sagte der Knabe.

„Du nicht, du wahrhaftig nicht," sprach erschrocken die Mutter, „an dich habe ich bei diesen Worten nicht gedacht, so sei Gott meiner Seele gnädig und behüte dich!" Und sie bekreuzte den Knaben.

„Ich will aber Berten ihre Mutter gesund machen und Berta glücklich," trotzte der Knabe. „Und darum will ich im Kloster fleißig lernen und dann noch lernen und immer lernen, bis ich ein berühmter Arzt sein werde. Und dann will ich die Frau Gräfin gesund machen und Berta soll sich freuen und lachen!" Und er fügte tiefsinnig hinzu: „Denn du mußt wissen, Mutter, daß Berta noch nicht gelacht hat, seit sie bei uns ist, und ich habe ihr doch schon die Geschichte vom dummen Peter erzählt, über die du selbst immer lachen mußt!"

„Ich aber habe sie schon lachen gesehen," sagte die Mutter. „In der Nacht habe ich mich mit dem Kienspan in der Hand an ihr Bett gesetzt, und da hat sie immer, wenn das Licht über ihr Gesicht huschte, aus dem Schlafe gelacht. Siehst du, genau so wie jetzt, nicht laut, aber ihr Gesicht hat gelacht. Und da hat sie sicher ein schönes Märchen geträumt!" „Ja," sagte Berta eifrig, „und Leon ritt auf einem Pferde und es war Winter und das Pferd hatte Pelzschuhe an den Füßen!"

Da lachten sie alle drei und Bertas Stimme lachte laut mit.

Als der Herbst gekommen war und der Knabe von Berta Abschied nehmen sollte, da führte er sie noch einmal in den Wald hinaus zu ihrem Lieblingsplätzchen und sie waren beide beklommen und traurig.

„Du hast es gut, Berta," sagte Leon, „du wirst den Winter über bei uns bleiben, ich aber muß fort und kann erst in ein oder zwei Jahren wieder zurück."

„Warum in zwei Jahren?" fragte Berta erschrocken.

„Weil ich jetzt Chorknabe werden soll. Da muß ich auch über den Sommer im Kloster bleiben. Aber vielleicht lassen sie mich im nächsten Jahre noch heim und behalten mich erst übers Jahr im Kloster."

„Ich will aber nicht, daß du wegbleibst!" sagte Berta fast zornig, „und wenn ich es meinem Vater sage, so wird er es den Klosterleuten verbieten!"

„Bis dahin hast du längst mich vergessen," meinte der Knabe, „was liegt dir denn an mir!"

Da schaute ihn das Mädchen mit einem langen, vorwurfsvollen Blicke an und es mußte ihr sehr nahe gehen, denn langsam überzogen sich ihre Augen mit einem feuchten Schimmer und der ward zu Tränen, die groß und schwer über ihre Lider sickerten. Und sie konnte nichts sagen, kein Wörtlein, weil ihre Lippen so zitterten. Der Knabe stand ganz ratlos neben ihr und wußte auch nichts Gescheiteres zu tun und weinte auch. Und dann gingen die beiden Hand in Hand und immer wieder aufschluchzend nach Hause.

„Daß nur die Mutter nichts sieht!" sagte Leon.

„Daß nur die Mutter nichts merkt!" schluchzte Berta. Und es war ihnen, als ob nun ein schweres Geheimnis, fast wie ein Verbrechen, sie beide noch enger aneinander kette, und wußten doch nicht, was sie getan hatten. Und als Leon am nächsten Tage davonfuhr, da hob er, da die Mutter unter dem Tore just wegschaute, die zum Beten gefalteten Hände gegen Berta und sie nickte ihm voll Einverständnisses zu, obgleich sie beide nicht wußten, was Geheimnisvolles sie damit ausdrücken wollten.

Und der Wagen verschwand im Walde.

Aber es kam doch anders, als die Kinder geglaubt hatten. Als Leon im nächsten Jahre nach Hause fuhr und vom Berge oben die Meierei im Tale unten friedlich liegen sah, da klopfte ihm das Herz fast schmerzlich bei dem Gedanken, daß er nun Berta wiedersehen werde, nach der er sich das ganze Jahr so sehr gesehnt hatte. Aber seine Lippen sprachen dabei die Worte: „Liebe, liebe Mutter, wie sehn' ich mich nach dir! Du liebe, liebe ...." und schon sprachen die Lippen auch weiter — „liebe, kleine Berta, wie wirst du mich mit deinen traurigen Augen ansehn!"

Dann aber erschrak er über den Verrat seiner Lippen und schloß die Augen, um recht innig an die Mutter zu denken und jeden andern Gedanken zu verscheuchen. Aber er mußte zwischendurch manchmal Berta sagen oder er kehrte das Wort um und sagte Atreb vor sich hin in spielerischer Knabenart, Atreb und Noel, wie wenn sie beide aus der biblischen Geschichte wären!

Der Wagen hielt vor dem Tore, der Kutscher hatte durch Peitschenknall die Hofleute benachrichtigt, und da stand der Vater und lachte in den Sonnenschein und die Mutter lief ihrem Buben entgegen. Nur Berta fehlte.

Und dann lag Leon in den Armen der Mutter und bekam vom Vater den Kuß,

der ihn von dem ernsten, zärtlichkeitskargen Manne immer so erregte, und mußte viel erzählen und berichten, und dann ging er an Mutters Hand durch die Zimmer und Ställe und Wirtschaftsräume und erfuhr alles Neue, das sich auf dem Hofe begeben hatte.

In dem dunklen Gange hinter der Tenne nahm er sich ein Herz und fragte: „Was ist denn auf dem Schlosse Neues? Lebt die Gräfin noch?"

Da huschte ein Lächeln über Mutters Gesicht und sie antwortete mild und legte dabei ihre Hand auf Leons Haupt: „Berta kommt heuer nicht zu uns, sie ist jetzt in ein adeliges Stift gegeben worden, wo sie einige Jahre bleiben soll, um Sitte und höfische Art zu lernen. Und die Gräfin lebt in dem Turme im Walde und ist nicht gesund geworden."

Da senkte der Knabe sein bleiches Gesicht und die Mutter merkte wohl, daß eine Hoffnung in seinem Herzen gebrochen sei; sie sah auch seine zuckenden Lippen, da sie aus dem Dunkel traten. Sie drückte des Knaben Haupt wärmer an sich und sprach: „Die arme Gräfin!" Als glaubte sie, daß den Knaben das traurige Geschick der kranken Frau so schmerze.

Und dann kam Leon wieder ins Kloster und wurde Chorknabe und im Jahre darauf verfiel er in eine schwere Krankheit, von der er sich nur langsam erholte, und er war einundzwanzig Jahre alt, als er das Kloster verließ, um nach Italien zu ziehen und dort in den tiefen Schacht der Wissenschaft hinabzusteigen.

Vorher aber blieb er noch einige Wochen zu Hause und die Augen seiner Eltern blickten besorgt auf das bleiche Gesicht des schlanken Jünglings und fürchteten sich vor der Trennung.

Die Pflicht erforderte es, daß Leon sich erst dem Förderer seiner Studien, dem Grafen, vorstelle und ihn um weitere Gnade anflehe.

Und so ritt er denn eines Morgens langsam den Talweg dahin, nicht wie ein Soldat, der er hätte werden sollen, sondern recht als ein Scholare, müde auf dem Pferde sitzend und dem Rößlein ganz die Wahl der Gangart überlassend; so daß die Sonne schon recht im Sinken war, als er das weiße Schloß Eberstein erreichte.

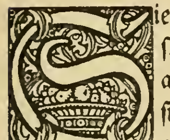
„Ist der gnädige Herr Graf daheim?" fragte er den Pförtner am Burgtore.

„Der kommt Abends heim! Aber die Gräfin Berta sei zu Hause, ob der Ritter nicht der sein Anliegen vorbringen wolle?"

„Wenn mich die Gräfin gnädig anhören mag?" sagten da seine Lippen. Aber sein Herz war wieder ganz kindisch geworden und eine demütige Angst quälte es. Denn er hatte doch oft in den letzten Jahren an jenen Sommer gedacht, und die Erinnerung war ihm lieb und innigwert geblieben. „Und meldet einen ehrerbietigen Gruß des Ritters Leon Feldegg von der Meierei im Tale, ob sich die Gräfin seiner noch erinnern mag?"

Wenn nur sein Herz nicht so schmerzlich geschlagen hätte! Das tat es seit der Krankheit immer, wenn er erregt war. Und jetzt hatte es doch wirklich keine Ursache dazu! sagte sich Leon, als er allein war. Die Kinderträume paßten doch wahrhaftig nicht mehr in sein gelehrtes Haupt. Ob sie wohl noch der Wochen in

der Meierei gedenken möchte! Und er sah Berta neben seiner Mutter stehen, als er damals ins Kloster gefahren war, und er sah ihr nachdenkliches Kindergesicht ihm zuwinken. Da kam aber auch schon der Pförtner und führte ihn ins Schloß, wo ihn die junge Gräfin erwarte.


ie trat ihm an der Schwelle des großen Zimmers entgegen, darin sonst ihr Vater seine Geschäfte zu erledigen pflegte. Es war dunkel auf dem Gange und er konnte im ersten Augenblicke, nachdem er sich tief verneigt hatte, ihr Gesicht nicht sehen; wohl aber sah er gegen die Helle des Zimmers eine große Mädchengestalt und hörte eine holde Stimme: „Tretet ein zu mir, Ritter Leon!", die ihm wie ein Orgelton durch die Seele ging. Und nun er hinter ihr in den hohen Saal eintrat, umfing sein Blick verwundert und ungläubig ihre schlanke, edle Gestalt und er errötete, da sie sich ihm zuwendete und er ihres Busens sanfte Wölbung streifte, weil es ihm ein Wunder schien, daß die Jungfrau da das Kind von damals sein sollte. Und ihm ward bang und weh bei diesem Gedanken.

Dann standen sie einander gegenüber und sahen einander an. Er stammelte einige verlorene Worte von Dankbarkeit, von Schuld und Pflicht, bis sie ihm die Hände entgegenstreckte und ihn herzlich begrüßte. Sie erinnere sich seiner so gut aus jener Kinderzeit, wenn er freilich indessen auch ein Gelehrter geworden sei, der an ernstere Dinge denken müsse, als an jene Kindertage. Sie sagte dies alles mit ihrer dunklen Stimme und so vollendet und überlegen, daß Leon, verwirrt und erstaunt, seiner Worte nicht mächtig war und endlich mit wärmerer Betonung, als der Sitte entsprechen mochte, erzählte, wie oft er jener Zeit gedacht und wie er bei jedem: Ave Maria, Mutter ...., aber da stockte er, denn er hatte sagen wollen, daß er bei seiner Rückkehr ins Kloster damals als Knabe sich vorgenommen habe, beim Worte „Mutter" im Vaterunser immer an Bertas Mutter zu denken, und daß er diese Sitte dann schon aus Gewohnheit beibehalten habe. Nun erschrak er, da ihm dies Geständnis entfliehen wollte, er wurde rot und sein Herz fing wiederum zu zerren an, daß er tief atmen mußte, um es zu meistern.

Gräfin Berta hatte ihn rot und bleich werden sehen, und, fast ohne daß sie es wußte, trat sie ganz nahe an Leon heran und fragte ihn, ob er auch immer wohl gewesen sei und wie es Mutter und Vater ergehe, und ob die liebe Frau Anna noch so munter sei. Da konnte er denn viel und freudig berichten, wenngleich es ihn bedrängte, daß er nicht nach Bertas Mutter im Turme oben fragen solle.

Und dann sagte er unvermittelt: „Ich will mir jetzt von eurem gnädigen Herrn Vater die Erlaubnis erbitten, nach Italien an die hohe Schule zu gehen, die Geheimnisse der Medizin zu erfahren und ein Arzt zu werden."

„Wie ihr euch schon damals vorgenommen habt," sagte Berta. Dann schwiegen sie eine Weile still, plötzlich füllten schwere Tränen Bertas Augen und mit zuckenden Lippen sprach sie: „Ich danke euch!"

Und als ob die Tränen auch gleich ihr ganzes Leid vor ihre Seele brächten, fuhr sie fort: „Leon, ihr wüßt ja nicht, wie unglücklich ich bin!"

„Gräfin Berta, liebe, liebe Berta, ihr unglücklich?! Und ich denke euch in Stolz und Glück! Was quält euch, Berta, liebe Gräfin Berta, sagt mir, was macht euch unglücklich?"

Leon schien es, als ob Berta wanke und er fing die Bebende auf: „Wenn ich euch helfen könnte! Meine arme, liebe...."

Da richtete sie sich empor, ihre Augen waren voll Angst und sahen hilflos und hilfesuchend in die Augen Leons: „Wer könnte mir helfen! Ich schreie nach Mitleid, nach ein wenig Mitleid und Güte und man gibt mir kaltes Geschmeide und leere Worte und Kleider. Ich bin unglücklich!" Und die Augen mit den Händen bedeckend: „Unglücklich!"

Und da verschwanden zwischen ihren eng aneinander gedrängten Körpern wie in einer Versenkung die Jahre, seit sie einander nicht gesehen hatten, und das Kind Berta lehnte wieder an der Brust des Knaben Leon, sie fühlten, daß sie aufeinander all die Jahre gewartet hatten. Und er sprach in ihr abenddunkles Haar, das seine Lippen berührte, immer die gleichen Worte des Mitleids: „O du mein armes, armes, liebes, Liebes!"

Sie kämpfte mit den Tränen, die sie erschütterten, und suchte ein Wort und konnte keines finden, das ihre Lippen erschlossen hätte, so fest drückte das Leid sie aufeinander, und endlich hatte sie das Wort gefunden und schrie es aus ihrer Seele empor: „Mitleid! Nur ein Tränentröpflein Mitleid!"

Da führte er die Erregte zu dem breiten Stuhle, wohl des Grafen Sitz, wenn er die Verwalter oder Bauern verhörte, und ließ sie sanft niedergleiten. Er kniete zu ihr nieder und sprach still und mild auf sie ein. Und sprach so still und sanft, daß sie plötzlich die Stimme seiner Mutter nach langen Jahren hörte und daß ihr Herz sich beruhigte.

„Wann wollt ihr mir euer Leid vertrauen, daß ich über eure Rettung sinne?" fragte er. „Wann kann ich euch wiedersehen?"

„Morgen, bei der Mutter Turm, beim Abendglockenläuten!" sagte sie.

Und dann erhoben sie sich, sie standen einander gegenüber Hand in Hand und ihre Augen ruhten lange in einander. Sie sagten nichts als ihre Namen und wußten doch, daß sie einander Alles, Alles gesagt hatten......

Und Leon war es, als er dann allein in dem Saale auf den Grafen wartete, als ob die Wände ihm immer noch die Worte Berta und Leon zuriefen, und er hatte keinen anderen Gedanken und hörte entzückt auf diese einfache Melodie.

Dann sprach er mit dem Grafen nicht mehr als der schüchterne Scholare, er sprach offen und frei mit ihm als ein Ritter, und der Graf verhieß ihm auch förder Schutz und Unterstützung.

Das Rößlein aber wunderte sich, als Leon in den Abend hinein heimritt, wie sich der Ritter so verändert hatte. Und wenn es auch nicht verstand, was er mit den Worten „mein Rößlein in Pelzstiefeln!" meinte, so mußte es doch etwas

Liebes sein, denn dann streichelte der Ritter ihm gar zärtlich den Hals. Und seine Glöcklein klangen hell durch die Stille.

Als Leon Nachts heimgekommen war, da war sein Herz so voll Hoffnung, weil das holde, schlanke Mädchen sich ihm so warm vertraut hatte, daß der jugendliche Stolz über den Empfang ihrer Liebe ihn fast jubeln machte. Aber langsam fiel, Tropfen auf Tropfen, Leid in seinen Becher, Leid über das unbekannte Geschick seiner Herrin, Leid, das seine Seele erzittern ließ, innigstes Mitleid mit der Geliebten, daß er die Stunde des Wiedersehens nicht so sehr aus Sehnsucht nach dem Angesicht seiner Erwählten herbeiwünschte, als aus dem Verlangen, ihr Gutes zu sagen, ihre Hände zu streicheln und ihres Leides Ursache zu erfahren, um ihr beizustehen. Denn der Mutter Siechtum allein konnte es jetzt wohl nimmer sein, was sie so schmerzlich erregte.

Nachmittag klomm denn sein Pferd den steilen Weg zum runden Turm hinan, der über die Tannen emporragte. Dann schwang sich Leon aus dem Sattel, wand die Zügel um einen Stamm und schaute zum Turm empor, der auf dem Gipfel des Berges Wache stand und weit ins Land hinausblickte.

„Wie viel Elend du birgst," sagte Leon halblaut vor sich hin, „Elend für deine Bewohnerin und tieferes Leid für das arme Mädchen, das so würdig wäre, glücklich zu sein und ihre schönen Augen von deiner Höhe über ihres Vaters Land schweifen zu lassen!"

Dann trat er zwischen den Bäumen hervor und setzte sich auf die Steinbank, die, aus seinen Quadern gebildet, den Turm umgriff und mit Moos überwachsen war. Dort unten sah er das weiße Schloß und in jenem Tale drüben mußte seiner Eltern Haus stehen; aber er konnte es nicht finden. Und von fernher schwang sich der Abendglocke Klang über die Wipfel, daß er fromm seine Hände faltete. Und als er „Ave Maria, Mutter ...." sagte, da hörte er den Huftritt eines Pferdes, er stand auf und half Berta aus dem Sattel.

„Bist du so allein durch den Forst geritten?" fragte er besorgt. Und sie fühlten gar nicht, daß sie einander von jetzt ab wieder du sagten; so innig hatten beide seit ihrem Wiedersehen an einander gedacht und so ununterbrochen im Herzen zu einander gesprochen.

„Wen sollte ich fürchten? Wer viel innerlich Leids erlebt, lacht der sichtbaren Gefahren!" Und als fühlte sie den Wert jedes Augenblickes, als fahre sie in einer oft durchdachten Rede zu sprechen fort, warf sie sich jetzt leidenschaftlich an Leons Brust, sie dämpfte den Laut ihrer Stimme nicht, sie loderte ihm züngelnd entgegen: „Meine Mutter ist mir mehr als gestorben, wenn sie auch da oben im Turmgemache atmet! Und mein Vater, höre, Leon, mein Vater haßt mich, ich bin ihm zu viel, ich hindere ihn, wenn er sich auch durch mich wenig hindern läßt. Du guter Leon, wenn du wüßtest, wie unendlich viel Schmach und Schimpf ich dulden muß, wie oft ich mich in meiner Mutter früheres Krankengemach flüchte vor den Blicken

der, der . ." ihr Mund sträubte sich, das Wort zu sagen — „der Schamlosen, die mir den Vater geraubt hat, die im Tore stand an seiner Seite, da ich mit meiner Sehnsucht im Herzen aus dem Stifte heimkehrte, die von meiner Mutter in Worten spricht, daß ich vor Leid vergehen möchte, indes der Vater seinen Humpen schwingt und ihr zulacht! Leon, ich ziehe mit dir, ich ziehe mit dir, wohin es auch sei, wie könnte ich denn jetzt allein hier weiter leben!"

Sie schwieg erschöpft und ihre tiefen, blauen Augen blickten sehnsüchtig und hoffend zu ihm empor. Da hörte sie von seinen stummen, zuckenden Lippen ungesprochene Worte in ihr Ohr klingen, Worte der Liebe und des Mitleids, und sie lächelte glückselig, da sein Mund sich auf den ihren senkte.

Und dann setzten sie sich eng aneinander gelehnt auf die Bank und ihre Rede war immer das eine Wort „ich liebe dich" und „ich liebe dich" und in ihren Küssen war Sehnsucht und Dank und Erfüllung, bis sie scheiden mußten.



Leon hatte beim Heimreiten lange überlegt, ob er der Mutter von seiner Liebe erzählen solle; denn er fühlte, daß ihr daraus viel Sorge erwachsen würde. Aber er wußte auch, daß er allein zu schwach sei, eine Entscheidung zu treffen. Hatte ihn doch schon eben in allen den süßen Augenblicken des Glückes beim Turme fast störend der eine Gedanke gequält, daß Berta mit ihm fliehen wollte. Was ihn hätte beglücken und entzücken sollen, sein Blut zum Sieden hätte bringen müssen, das beunruhigte ihn, das störte ihm sein Glück. Die Gefahren der Reise, der Haß und die sichere Verfolgung des Grafen, das Ungemach für seine Eltern und viel Unausgedachtes und rasch beim Aufkeimen in seiner Seele Unterdrücktes: eine Fülle von ungewohnten, peinigenden Vorstellungen drängte sich nun zwischen seine Liebe und die Geliebte. „Ich kann doch nicht wie mit einer Vagantin mit der Grafentochter herumziehen!" wiederholte er. Und so kam er zu Hause an.

Vater war noch im Forsthause draußen und so saß er mit der Mutter allein in der Stube; und langsam, langsam kamen ihm die Worte von den Lippen, die hellen und die dunklen, seine Hoffnungen und Sorgen.

Die Mutter hatte sich wohl gedacht, daß Leon seiner Kinderträume nicht ledig geworden sei, nun hörte sie auch von Bertas Liebe zu ihrem Sohne. Sie sann dem Gehörten eine Weile schweigend nach, dann ließ sie die Hände in den Schoß fallen.

„Ihr seid jung und liebet euch," sagte sie dann, „so müßt ihr auch den Mut für eine Liebe haben! Und ihr werdet viel Liebe, viel Mut und viel Ausdauer brauchen!"

„Und soll ich Berta jetzt mit mir nehmen?" fragte Leon hastig. „Deine Frage, mein Junge, ist schon Antwort genug!" sagte die kluge Frau. „Sie wird nicht mehr davon sprechen! Aber vielleicht läßt sie ihr Vater, nachdem du weggeritten, zu mir, und, wenn sie nicht für längere Zeit bei uns leben kann, sie wird schon Wege finden, zu mir zu kommen! Und wenn du Gelegenheit hast, uns einen Brief zu senden, dann wird sie wohl ihr Brieflein dabei finden!"

Leon hatte erleichtert genickt, er hatte, da er ihre Hände küßte, gefühlt, daß er ihrer würdig werden müsse und daß ihn diese edle Frau nicht mehr als Knaben, sondern als Mann wiedersehen solle. Er reckte sich empor, er dachte an Berta und fühlte sich stark und sicher.

Dann kam er mit Berta noch mehrere Male zusammen und die Mutter hatte Recht gehabt. Berta scheute sich auf ihre Worte beim ersten Zusammentreffen zurückzukommen, sie sprach nicht mehr davon und dankte im Herzen Leon, der so feinfühlig war, sie nicht beschämen zu wollen. Sie umarmten und küßten einander beim tränenvollen Abschied und gelobten sich ewige Liebe und Treue; er erzählte ihr von seiner Gewohnheit beim Aveläuten und sie versprachen einander, den Abendglocken ihre Grüße mitzugeben, daß die sie einander entgegen schwängen. Und dann wandte sich Leon zum letzten Male auf dem Pferde um und nahm ihr letztes Schleierwinken in seiner übervollen Seele mit nach Italien.



Er hatte vorerst zwei volle Jahre auf der wälschen Universität bleiben wollen. Die ersten Monate hatte ihn die wache Erinnerung an seine Braut, wie er sie in seinen Zwiegesprächen mit seinem Herzen nannte, aufrecht erhalten. Dann hatte er einen hochgelehrten Lehrer gefunden, dem er das Leiden der kranken Gräfin vorgetragen, und dem der Casus viel Nachdenken und gründliches Meditieren verursacht hatte. Denn er hatte den deutschen Studenten lieb gewonnen und wollte ihm gern helfen. Er hatte ihm denn endlich auch ein Arcanum für die Gräfin versprochen und dabei den einsilbigen Scholaren selbst in seine Kur genommen, nachdem er seinen Puls lange geprüft und ihn wiederholt zur Ader gelassen hatte. Denn Leon fühlte sich matt und schrieb dies dem schlaffen Süden zu, indes wohl sein Heimweh nach dem Norden und sein altes Herzübel an ihm zehren mochten.

Als es denn nach ein und einem halben Jahre wieder Frühling werden wollte, da kam ein unstillbares Drängen über ihn, daß er seinem gelehrten Meister erklärte, er müsse wieder nordwärts ziehen, ihm sei, als ob ein geheimer Zauber ihn heimdränge; ob der verehrte Lehrer ihm nun das Mittel für die kranke Gräfin schon jetzt geben könne.

Da führte ihn der Gelehrte in seine Studierstube und brachte zwischen allerlei seltsamen Kolben und Gefäßen eine Tafel hellen Fensterglases hervor, die in einem Bleirahmen gefaßt war.

„Dies Glas, das dich so unscheinbar dünkt, nimm mit nach deiner Heimat. Und hänge es vor das Fenster des Turmgemachs, darin deine hohe Kranke dahinsiecht. Sie wird durch dieses Fenster schauen, und ich verrate dir, es ist ein wunderbares Glas mit geheimen und tiefen Tugenden begabt, das die übergroße und dem gemeinen Laienverstande darum krankhaft scheinende Sehnsucht aus den Augen der Hindurchschauenden ziehet, und so sie lange genug durch das Glas geschaut haben wird, Wochen, Monde, und vielleicht Jahre lang, dann werden ihre Augen klar und sie geheilt sein! Vergiß aber eines nicht, wenn du jetzt heim-

reitest. Du darfst dieses künstliche und außerordentliche Glas nicht etwa einem Knechte in die Hand geben oder gar in deinen Halftersack stecken, das könnte sich an der zarten Komplexion seines Aufbaues sündhaft rächen, sondern mußt es in Händen nach Hause bringen, daß ihm kein Leids geschehe und es immer an der Luft sei. Und wenn die Heilung naht, dann wird das Glas selbst der Herold sein durch seine Farbe! Und nun reite heim und möge das heiltüchtige Fenster auch deinen schwachen Körper stärken und kräftigen!"

Leon dankte seinem Meister in heißen Worten und versprach ihm, so ihn hoffentlich bald wieder ein beglückteres Ziel hierher führe, ihm zu berichten und würdiger zu danken; wobei er ein überaus heiteres Bild vor Augen hatte.

So zog er von dannen und ritt als ein gar seltsamer Reiter nach Norden. Er hielt die Glasscheibe in Händen vor sich hin oder stützte sie aufs Knie, wenn eine Hand den Zügel ergreifen mußte. Auch stieg er auf den beschwerlichen Alpensteigen vom Pferde, den Zügel um den Arm geschlungen, und ließ das Rößlein hinter sich hertraben, indem er wie eine Monstranz das Glas in Händen trug. Viele Wochen vergingen so, ehe er jenseits der Alpen war, und viele Wochen, ehe er sich seiner Heimat näherte. Und je müder er wurde, je schmäler und dunkler sein Gesicht, je öfter er Halt machen mußte, um sein fast versagend Herz zu beruhigen, umso heißer ward seine Sehnsucht nach Hause, da ihn eine große und schmerzliche Angst gefangen hielt; in welcher Sehnsucht und Angst ihm das Bild seiner Geliebten verloren ging, also, daß er Tage und Nächte lang versuchte, sich daran zu erinnern, ohne dazu imstande zu sein. Und krank und elend, mit Armen, die vom ewigen Halten des Heilfensters fast zu Holz verdorrt waren, mit einem Herzen, das eine bleischwere Müdigkeit am Schlagen hinderte, kam er eines Morgens vor die Täler seiner Heimat.

Er hatte daran gedacht, erst seine Eltern zu begrüßen, seine geliebte Mutter zu umarmen und seinem lauschenden Vater von seinen Studien und dem wunderseltsamen Italien zu erzählen; und gleich zu erfahren, was auf dem Schlosse Neues sich begeben; denn er hatte nun viele Monde lang keinen Brief von Hause bekommen und wußte nicht, ob sein Schreiben je in die Hände seiner Mutter und seiner Braut gelangt war. Als er aber in dem Tale dahinritt, von dem aus die Wege nach seinem Elternhause und dem Schlosse abzweigten, da war ein auffällig großes Leben auf der Straße, viele Wagen fuhren dahin und Edelknechte ritten an ihm vorüber, als ob gerade heute Gerichtstag auf dem Schlosse wäre. Da stieg er, immer von seiner großen Angst gepeinigt, vom Pferde, und setzte sich an den Weg, jemanden zu fragen. An einen Ritter wagte er sich nicht, da er vom langen Reiten verstaubt und gering aussah, und so erbat er von einem Bäuerlein Bescheid, was Ursach das Leben auf der Straße habe. Der schaute ihn schier ungläubig an, ob er denn nicht wisse, daß morgen die Hochzeit sei.

„Die Hochzeit?" zitterten die bleichen Lippen Leons.

„Nun, des Landgrafen Hochzeit mit der Tochter unseres Grafen," sagte gleichmütig der Bauer und wollte weitererzählen. Aber er blieb mit offenem Munde stehen, da der Frager aufgesprungen war und die verstaubte Tafel in seinen Händen als einen Schild vor sich hielt.

„Berta? Berta?" schrie er dabei; und er sah so verändert und nicht von dieser Erde aus, daß dem Bauer angst und bange wurde und er mit großen Schritten weglief. Leon aber war indessen schon einem anderen Wanderer entgegengelaufen, er fragte auch ihn, was auf dem Schlosse sich begebe. Und er hatte kaum die Antwort gehört, so lief er drei Weibern entgegen, die mit schweren Körben bepackt, daherhumpelten, und die antworteten ihm gar nicht erst und hielten ihn für trunken, weil er so seltsam schwankte, und riefen ihm zu, daß morgen erst Freibier auf dem Schlosse fließen werde; da möge er sich nur für morgen seinen Saufsack ordentlich ausleeren! Leon aber sagte ganz geistesabwesend immer nur „meine Braut, meine Braut!" und „so etwas ist doch nicht möglich!" und dann stieg er mühselig auf sein Pferd und wollte es in einen rascheren Trab bringen; wozu das arme, müde Tier aber nicht zu bewegen war.

So saß er auf dem Gaule, hielt das Glas in seinen steifen Händen und ritt auf dem Waldpfade gegen das Schloß, indes die andern auf der breiten Straße blieben. Er sah nicht, daß er endlich seinen seit Monaten ersehnten, geliebten Wald erreicht hatte, er hörte nicht das Rauschen seiner Bäume, darnach ihn so heiß verlangt hatte, und schaute abwesend den Lerchen nach, die sich jubelnd in den Äther warfen.

„Das ist der Schluß!" sagte er den Bäumen, und die nickten dazu, „das also ist der Schluß!" Als er aber gegen Mittag das weiße Schloß zwischen den Bäumen durchblitzen sah, da blieb das Pferd von selbst stehen, und da Leons Augen die weißen Mauern erschauten, da war das Weh zu groß in ihm, da blendete ihn das grelle Hell des Schlosses zu stark und er weinte, daß das Pferd sich immer wieder nach seinem Herrn umschaute. Der stieg denn aus dem Sattel, legte das Glas neben sich hin und schluchzte in das Moos auf der Erde. Und das Rößlein beschnupperte seinen Herrn und verstand ihn nicht.



Leon hatte sich endlich aufgesetzt, ein irres, wehes Lächeln war um seine Lippen, und immer wieder sagte er kopfschüttelnd: „So etwas ist doch nicht möglich, das gibt es doch nur in den Liedern, so die Burschen am Abend in den Dörfern singen:

Und als er kam vor Liebchens Haus, Liebchens Haus,
Kam just der Hochzeitszug heraus,
Feinsliebchen unter dem Schleier."

Er sang die Strophe leise und schwermütig vor sich hin und dann lachte er laut auf. „Das also ist die ewige Treue, die sie mir geschworen, das ist die Liebe, die mich Narren stündlich ihrer gedenken ließ. Gott im Himmel droben, was kann ich denn jetzt noch tun? Soll ich vor sie hintreten, daß sie mich höhnt und

fragt, wer der schmutzige Knecht sei, der es wagt, die Landgräfin mit sinnlosen Worten zu belästigen? Und soll ich warten, bis sie mit ihrem feinen Vater mich vom Hofe peitschen läßt? Ich Narr, der ich ihre Augen für wahr nahm, ihre Küsse für rein, aber ich muß ihr doch sagen, daß sie eine Gauklerin ist, ich muß es ihr sagen, daß ich sie erkannt habe! Und wenn es nur wäre, daß ich ihre Hochzeit störe, ich muß, ich muß mit ihr sprechen! Aber wie kann ich an sie herankommen? Wie wird sie heute unter ihren Brautkleidern und Hochzeitsgeschmeiden für mich zu sprechen sein! Ich will ihr einen Brief schicken!", rief er, vom Boden sich er= hebend, „ich schreibe ihr einen Brief! Daß ich das Heilmittel für ihre Mutter bringe. Ich bestelle sie zum Turme, dort will ich ihrer warten, ich habe ja Zeit, dort will ich ihr ins Gesicht....."

Er erschrak vor seiner lauten Stimme, dann nahm er seine Schreibtafel und schrieb ihr in hastigen Worten von seiner Rückkunft, wie er sich freue — Tränen liefen ihm in seine Zeilen —, wie er sich freue, daß er noch zur Hochzeit zurecht gekommen sei, und daß er für die Frau Gräfin das versprochene Gesundmittel heimgebracht habe; und er fügte bei: Denn ich halte, was ich versprochen. Beim runden Turme wolle er ihr das Arkanum übergeben; er werde bis zum Abend dort warten.

Dann suchte er seinen Beutel, ein letztes Geldstück funkelte ihm entgegen, das nahm er mit dem zusammengefalteten Briefe und schlich bis zum Tore des Schlosses. Und als er dort einen Diener sah, fragte er ihn, ob er das Gold ver= dienen wolle. Er müsse nur sogleich dies Brieflein zur Gräfin Braut bringen und ihm dann melden, ob er die Botschaft geheim bestellt habe. Dann, als der Diener zurückkam und sein Goldstück empfangen hatte, bestieg Leon sein Pferd, nun fühlte er fast Freude über seine Rache und ritt den steilen Waldpfad hinan zum Turme. Und er hatte die Glastafel in Händen, ohne sie zu fühlen, so ge= wohnt war er, sie zu halten.

„Wenn meine Mutter wüßte, daß ich nun doch zur rechten Zeit gekommen bin, wie würde sie mich in die Arme nehmen, wie würde sie mit mir weinen!" Er klagte leise vor sich hin, er dachte an alle Leidensstationen, die ihm noch bevor= standen, aber kein Gedanke war in seinem Herzen, daß vielleicht Berta auch un= glücklich sein könnte, daß auch sie viel großes Leid erfahren, vielleicht größeres, als er ahnen konnte! Eine ungeheure Bitterkeit erfüllte ihn, die Beschämung des verschmähten Liebhabers und betrogenen Geliebten, er nannte sich Tölpel und leichtgläubiger Tropf und dabei hielt er die Glasscheibe in Händen und hob sie bei jedem holperigen Schritte seines Pferdes, daß ihr ja nichts geschehe. Und er sang mit zuckenden Lippen das Burschenlied:

„Und als er kam vor Liebchens Haus, Liebchens Haus,
Kam just der Hochzeitszug heraus,
Feinsliebchen unterm Schleier."

Die Sonne senkte sich schon gegen die westlichen Berge, als er oben beim Turme ankam. Er versorgte seinen Gaul und legte die Scheibe neben die Bank beim Turme.

Er selbst saß auf der Erde nieder und stützte seinen schweren Kopf in die Hände. „Hier will ich warten. Ob sie nur kommen wird! Wenn nur mein Herz nicht gar so schmerzen wollte!" — Er hatte in der Tasche noch eine letzte Brotrinde gefunden, daran kaute er nun, denn er fühlte sich schwach zum Vergehen und eine schreckliche Mattigkeit lähmte ihm die Glieder. „Mir ist zum Sterben," hauchte er. Sein Kopf fiel auf die Bank nieder, so lag er da und starrte vor sich hin. . . . .

„Nur jetzt nicht sterben!" dachte er, „nur jetzt nicht! Ich muß erst mit Berta gesprochen haben, o! nur ein paar Worte, damit sie wisse, wie sie mich elend gemacht hat!"

So sterbensmatt er sich fühlte, so hob er sich doch ein wenig empor und krampfte die Hände zusammen, denn er dachte daran, daß er Berta bei den Schultern fassen, ihr seine Verachtung und seinen Fluch ins Gesicht schleudern wolle. Er sah ihre Augen vor sich, die erschreckten, blauen Augen, die entsetzt zu ihm aufblickten, und er fühlte, daß sie ihn in seiner grenzenlosen, heißen Erregung bewundern und lieben müsse. Und dann wollte er die Glasscheibe emporheben und ihr überreichen. Mit den Worten des Meisters: „Wenn jemand ein tiefes Leid erfahren und voll Sehnsucht und verwirrter Liebe sei, dann solle er durch das Glas schauen, Monde, Monde lang, dann werde die Sehnsucht in das Glas übergehen und die Seele rein werden!" Und er wollte dann Berta sagen, sie möge das Glas ihrer Mutter bringen, er gebe es ihr, wie er versprochen, ob er gleich selber . . . .

„Nein, das will ich ihr nicht sagen," stöhnte er, „daß sie den Triumph nicht erlebe, mich gedemütigt zu sehen! Da will ich lieber vor ihren Augen die Scheibe zerbrechen, in tausend Splitter, wie sie mein Herz zerbrochen!"

Da hörte er Pferdegewieher; er erhob sich müde, müde und mit zerrendem Herzen und da, er erhob abwehrend die Hand, da stand Berta vor ihm.

„Leon," schrie sie, „Leon, mein einziges Glück auf Erden, meine Hoffnung und Zuversicht, Leon, mein Geliebter, du kommst mich retten," und sie weinte, sie schluchzte, sie umarmte ihn, sie drückte ihn stürmisch an sich, sie küßte und liebkoste ihn, „du meine letzte Zuversicht, du mein einzig Geliebter, Leon, Leon, mein Retter!"

Leon hing an ihrem Halse, er fühlte, wie seine Beine unter ihm schwanden, er fühlte, wie sein Herz ihm die ganze Brust füllte, um die Rippen zu zersprengen, seine Rechte schwamm durch die Luft: „Das ist zu viel, das verdiene ich nicht, meine Braut." . . . . .

Sie sah ihm ins Gesicht; es war totenbleich und mit Schweiß bedeckt, da ließ sie seinen Körper auf die Bank niedergleiten: „Um des Himmels Willen, Leon, fasse dich, mein Gott, er wird mir doch jetzt nicht . . . . ., meine Hoffnung, mein Glück, Leon, mein Leon!"

Sie nestelte an seinem Wams, sie trocknete sein Gesicht, da ward ihm leichter und endlich lispelte er ihr ins Ohr:

„Das Glück hat mich so schwach gemacht! O Berta, meine arme, liebe Braut,

ich bin unwürdig, erzähle mir nur rasch, was haben sie dir getan? Um Gottes Willen, sprich rasch, verzeih mir, Berta, verzeih mir, eh es zu spät ist!"

Und sie legte ihren Arm unter sein Haupt und in wahnsinniger Angst, denn er keuchte wie in Fieber, erzählte sie ihm, wie ihr Vater den einzigen Brief Leons, den sie erhalten, gefunden habe, wie er sie vor den Dienern und seiner ...., vor „ihr" mit einem häßlichen Schimpfwort geschmäht, wie er sie verflucht und geschworen habe, sie solle bald auf andere Gedanken kommen; wie sie dann gefangen gehalten wurde, wie sie dann in die Stadt geschleppt und dem jungen Landgrafen zugeführt worden sei, und wie sie sicher Gift genommen hätte, wenn sie nicht immer noch auf seine Wiederkunft gehofft hätte: „Und jetzt bist du da, mein lieber, lieber Leon, und jetzt wird alles gut werden!"

„Alles gut," hauchte Leon. Er wollte sich mühselig aufsetzen, aber er glitt fast von der Bank, da faßte ihn Berta und unterstützte ihn, daß er an ihrer Seite hing, den Kopf schwer an ihrer Schulter. Er wies mit der Hand auf das Glasfenster und erzählte ihr mit stockenden Worten, was für eine Bewandtnis es mit dem Glase habe.

„Mein einzig Geliebtes, meine Braut!" sagte er dann mit klarer Stimme, „ich habe an dir gezweifelt, ich habe dich ob deiner Untreue verflucht, dafür muß ich jetzt sterben. Du Reine, du Treue!" — Und mit der letzten Kraft, die er fand, sagte er: „Küsse mich, vergib mir!" Dann griff er nach seinem Herzen, „Mutter," schrie er gequält und wund, „Mutter," und dabei wollte er Berta noch zulächeln, aber da streckte der Tod schon seinen Körper, es war ihm, als ob er noch aufstehen könne, ihm zu entfliehen, er erhob sich ein wenig, dann fiel er auf den Schoß Bertas nieder, sein Kopf sank hintenüber, er war tot . . .

Und Berta saß da, der Körper des Geliebten lag über ihren Knien, ihre Rechte stützte seinen Kopf, auf ihrer Linken lagen seine Knie und sie beugte ihr Antlitz über sein Gesicht, über sein totes, entstelltes Gesicht . . .

Ringsum aber war Abend, tiefer dunkelblauer Abend im Walde, Waldfrieden und heilige Stille. Und in diesem unendlich süßen Veratmen der Natur saß Berta da, ihren ersehnten Geliebten als Leichnam auf den Knien, ihre Augen sahen verständnislos in sein Gesicht, ängstliche Seufzer eines Kindes im Dunkel wimmerten von ihren Lippen. „Leon," sagte sie, wie sie den lieben Namen wohl tausendmal in den Abend gesagt hatte. „Leon," aber er antwortete nicht, obgleich er doch da auf ihren Knien, schwer und lastend, lag und auf einmal wurde ihr klar, daß dieser Leon, ihr Leon, ein Lebloses, Gewesenes sei, ein rasender Schmerz lohte jäh in ihrer Brust empor, plötzlich löste sich der Krampf in ihrer Kehle, sie atmete tief auf, tief, als ob sie lange, endlos lange nicht geatmet hätte, und dann stieß sie einen Schrei aus, wie ein gequältes Tier, schrie mit entsetzlicher, ihre Kraft höhnender Stimme, einer Stimme, davor die Vögel des Waldes flohen und die sie vor sich hertrieb, wie ein Gewittersturm, einer Stimme, die den Turm erschütterte und die in ihrer furchtbaren Stärke nicht erlahmte, die jenseits des Tales drüben an die Felsen anprallte, und von dort zurückgellte; und sie schrie,

und wußte nicht, daß sie schrie, es war ihre Erlösung und sie mußte schreien, auf Leben und Tod schreien, jetzt das Haupt neigend, dem Toten in die tauben Ohren, nicht Worte oder Sätze, nur ihren fürchterlichen Schrei, wie ihre Mutter damals geschrieen hatte, da sie zum ersten Male in ihr Zimmer getreten war, jetzt den Kopf in den Nacken werfend und zum Himmel schreiend, emporstoßend den Schrei ihrer gequälten Jugend, ihrer zerstörten Hoffnungen, ihrer verletzten Scham und ihrer Angst. Sie schrie und wußte nicht, daß die Amme aus dem Turme getreten war, emporgeschreckt durch die furchtbare Stimme, und daß hinter ihr, der Amme unbewußt, die Wahnsinnige, zum Skelett abgemagerte Gräfin sich zur Tür geschlichen hatte. Und Berta schrie und sah den freien Platz vor dem Turme sich mit Menschen füllen, sah Fackeln erschrockene Lichter und gespenstige Schatten auf den Waldboden werfen und sah doch nichts und schrie, ihr Schrei war heiser geworden, ihre Lippen waren geschwollen, und jetzt ritt ihr Vater und ihr Bräutigam heran und sprangen von den Rossen, denn sie waren der Entflohenen durch den Wald nachgejagt und waren nun in das gräßliche Schreien hereingeritten, als ahnten sie, daß sie hier die Gesuchte finden müßten. Der Graf war zurückgetaumelt, als er seine Tochter sah und auf ihren Knien den fremden Mann, den er nicht kannte.

„O, du elende Dirne!" schrie er in seinem jähen Zorne, „hintergehst du mich so?" und er stürzte durch den Kreis der Fackelträger zu der Schreienden vor, er zerrte an dem Manne, den sie im Schoße liegen hatte, daß er schwer zu Boden fiel, und da sah er, daß der Mann tot war, und schlug eine fürchterliche Lache auf und schlug sich den Schenkel und lachte: „So hab ich dich mit deinem Liebsten gestört! Herr Landgraf, eueren Nebenbuhler fürchtet nicht, der gibt kalte Küsse, der tut euch nichts mehr in diesem Leben!"

Da hatte sich Berta schon über ihren Geliebten geworfen, sie deckte ihn mit ihrem Körper zu und wehrte den Vater mit der drohend erhobenen Rechten.

„Rührt ihn nicht an, wagt nicht ihn anzurühren!"

Eine atemraubende Erregung hielt alle gefangen, alle Blicke starrten auf die drei, den Vater, die Tochter, und ihren toten Geliebten, und niemand merkte, wie aus dem Turme eine hagere und gebeugte Greisin sich wegschlich, mit Blicken aus einer anderen Welt die beleuchtete Gruppe anstarrend, und dann im dunklen Walde verschwand ....

Jetzt aber warf sich Berta über den Leichnam, sie preßte ihren Mund auf die bleichen Lippen des Toten und trank, trank, trank gierig und verzückt von seinem Munde. Dann sprang sie leicht vom Boden, sie schaute glücklich und trunken um sich, ihre Lippen schrien nicht mehr und konnten auch nicht sprechen und nun lachte sie irr und verloren, dann beugte sie sich nieder als habe sie etwas vergessen, sie ergriff dann die Glastafel bei der Bank und stürmte in den Turm, das Tor hinter sich zuschlagend. Die Menschen draußen aber standen unbeweglich und wußten nicht, was sie jetzt tun sollten, als warte jeder auf ein Stichwort vom anderen, und alle schauten auf den Grafen, ob er das Schweigen löse. Der bückte sich

endlich zu dem Toten nieder, dann nickte er langsam und bestätigend, er tat seinen hart geschlossenen Lippen Gewalt an und sagte: „Bringet den Meiersleuten im Tale ihren Sohn, sie sollen auch ihren Teil haben!“

Dann winkte er dem jungen Landgrafen und sie bestiegen die Rosse. Es war finster im Walde und sie wußten nicht, da sie schweigend heimritten, warum bei der ersten Wendung des Weges die Pferde sich bäumten. Dort fanden die Fackelträger kurz darnach die tote alte Gräfin und bei ihr ein mageres Rößlein, das einen zerrissenen Zügel schleifte und sie beschnupperte. Dem banden sie den leichten Leichnam auf den Sattel und zogen zu Tale.

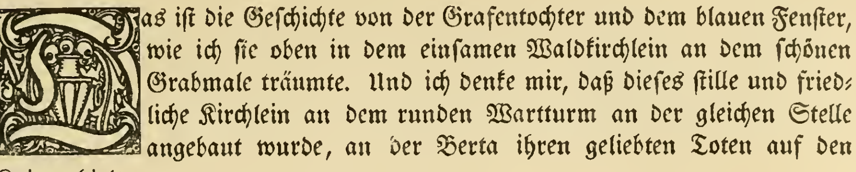
Drin in dem runden Turme, von wo der Blick weit, weit über die Wälder schweifen konnte, saß Berta am Fenster, das ihre Mutter ihr überlassen hatte. Sie saß still und mild mit einem fast glücklichen Lächeln um die Lippen da, sie hielt die Glasscheibe Leons in Händen und schaute Tag und Nacht durch das Fenster, das er ihr gebracht hatte, ins Land hinunter. Ihre blauen, unergründlich dunkelblauen Augen waren weit geöffnet und wie in tiefes Träumen versunken, sie horchte oft gespannt auf, als vernehme sie einen fernen Zuruf, dann beugte sie sich wieder ganz nahe ans Fenster und lächelte es an und küßte es, und die Amme, die nun ihr Pflegekind wieder hatte, weinte gar oft über die sanfte Güte ihrer Schutzbefohlenen, und erzählte immer neue Beispiele davon der Mutter Leons, wenn die sie besuchen kam. Von ihr ließ sich Berta auch gerne streicheln, aber sie sprach kein Wort mehr und schaute nur unverwandt durch das Wunderglas, das die Sehnsucht nehmen konnte.

Und dazu brauchte es gar manches Jahr; und es begab sich das Wunder, daß Berta eines Morgens mit geschlossenen Lidern hinter dem Glasfenster saß und das Glas, das schon in den letzten Monden bläulich geschimmert hatte, tief dunkelblau geworden war, so tief blau, wie Bertas Augen gewesen waren. Und als die Amme das Haupt Bertas aufhob und ihre erloschenen Augen öffnete, da war das Blau darin geschwunden, die Augen waren farblos wie Wasser, durchsichtig wie Luft. Da deckte sie die Lider wieder über die Augen, die wie zwei große Kugeln durch die dünnen Lider sich vorwölbten. Sie legte den Körper der Entschlummerten auf ihr Bett und der Leichnam war so gefügig und sanft, als ob noch die gute Seele der Gestorbenen darin wohne. Dann nahm sie die Glasscheibe vom Fenster wie ein Heiliges und deckte zitternd ein seidenes Tuch der Gräfin drüber. Sie zögerte lange, ehe sie aus dem Gemache wegging, sie mußte immer wieder zum Lager hinschauen, als müßte die still dort Schlummernde die Lider noch einmal über den großen Augen öffnen, als müßte ihre Brust sich nach einem schweren Seufzer wieder heben und senken, jetzt, da das Wunder mit dem Glase geschehen war. Aber das glückselige, unsäglich süße Lächeln um die friedlichen, schmalen Lippen löste sich nicht, der Seufzer blieb aus und die großen Augen blieben hinter den Lidern verborgen.

Da kniete die Amme noch einmal beim Bette der Toten nieder, da seufzte sie recht aus tiefstem Herzensgrunde auf und bekreuzte dann die Tote, indes große Tropfen über ihre Wangen herabrannen.

Und dann ging sie aufrecht und feierlich ins Schloß hinab, den Tod Bertas zu melden.

Das blaue Glas aber brachte sie am gleichen Tage den Meiersleuten.



Das ist die Geschichte von der Grafentochter und dem blauen Fenster, wie ich sie oben in dem einsamen Waldkirchlein an dem schönen Grabmale träumte. Und ich denke mir, daß dieses stille und friedliche Kirchlein an dem runden Wartturm an der gleichen Stelle angebaut wurde, an der Berta ihren geliebten Toten auf den Knieen hielt.

Und als ich mich damals im Sommer von dem Grabmale erhob, um wieder in den rauschenden Wald einzutreten, da schaute ich noch einmal zu dem blauen Fenster empor und dachte mir, wie es so vollkommen zu der Liebe und Güte der Mutter Leons passe, daß sie in das neuerbaute Kirchlein oben am runden Turme die wundersame Glastafel gespendet hat, durch die nun der Sonnenstrahl so freundliche Lichter auf das Angesicht der Schlummernden zaubert....



Kunst und Publikum/ von Harry Graf Keßler

Meine Damen und Herren!



enn Sie in der Buchhandlung Schillers sämtliche Werke — meistens zum Konfirmationsgeschenk — kaufen, wenn Sie morgens beim Frühstück den „Tag" lesen, — wenn Sie zu einem neuen Werk von Max Klinger in sein Atelier oder zum neuen Stück von Hauptmann ins Theater gehen, — in allen diesen Fällen gehören Sie, — verzeihen Sie mir den nicht ganz angenehmen Hinweis — gehören Sie zum viel beschimpften, viel verlästerten, viel verlachten Publikum. Wie Molières Monsieur Josse sein Leben lang Prosa geredet hatte, ohne es zu ahnen, so sind Sie — hoffentlich ohne sich allzu sehr zu grämen — bei allen diesen Gelegenheiten Mitglieder dieser altberühmten, leider nicht vorteilhaft berühmten, aber uralten Korporation des Publikums.

Ja Sie sind sogar in jedem Fall Mitglieder eines andren Publikums. Es gibt in Wirklichkeit nicht, wie das mißgeachtete Genie sich meistens ausdrückt, „das" Publikum, nicht Ein Publikum, sondern ebensoviele Publika — ich kann leider kein anderes gleich anschauliches Wort finden, — wie es Werke, Spieler, Lehrer gibt. Eine Universität ist, richtig betrachtet, und jedenfalls in ihren Ursprüngen, nichts als eine organisierte Mehrheit von Publikums, die sich Lehrer und Gebäude hält. Ja ein Volk selbst, eine Nation, ist nur eine noch größere, noch umfassendere Vielheit von Publikums, die wie die Wolken an einem Gewittertage sich ballen, die blitzen, stürmen, spurlos auseinanderschwinden, und in ihrem Wandel die geistige Atmosphäre eines Landes bilden.

In der Tat kann ohne diese selten freundlich betrachteten, flüchtigen Bildungen nichts sprießen oder wachsen in einer Kultur. Sie sind das notwendige Komplement zum Genie, wenn es Frucht tragen soll, — wie die Wolke zum Pflanzenkeim. Und der Mechanismus ihres Wirkens ist gleich geheimnisvoll wie das der großen Persönlichkeiten selbst.

Früher, in den Zeiten überwiegend religiösen Geistes, gab es fast nur eine Form des Publikums, die religiöse Gemeinde. In dieser Gestalt haben Publikumsbildungen, — oder, um ein weniger monströses Wort zu gebrauchen, — haben Mengen mindestens zweimal in der Weltgeschichte fruchtbar mitgeschaffen an einer Kunst und Kultur: in Griechenland zur Zeit des dionysischen Rausches, und in Europa in der Blüte des franziskanischen Frühlings. Der Gefühlsschatz beider großen europäischen Kulturen, der griechischen und der gotischen, ihr Mutterboden, ist im Schoß von wandernden, wechselnden, gottesberauschten Mengen entstanden. Der Widerhall, den gewisse Heils- und Gottesvorstellungen weckten, wuchs in diesen wunderbaren Scharen, deren Herzen aneinander Feuer fingen, bis zu hell leuchtenden, neuen Farben des Gefühls. Und diese neuen Saiten im menschlichen Herzen wurden dann für Jahrhunderte die Klaviatur, auf der das Genie

spielen konnte: — Die Flagellanten und Jubilanten des franziskanischen Lenzes schufen die modernen Formen des Mitleids, das Mitgefühl durch die Phantasie mit allem Leben, die moderne Sentimentalität im guten Sinne; — die orphischen und dionysischen Kreise, soweit wir erkennen können, die großartige Gefühlsdissonanz, die sich für die Griechen an die Vorstellungen: Schicksal und Gerechtigkeit, anknüpften, diesen Zweiklang der Resignation, der der tiefste Unterton alles Griechischen geblieben ist.

Die Chroniken Fra Salimbenes schildern naiv und anschaulich diese Mengen, diese wunderbaren menschlichen Retorten: kompakte, wochenlang zusammen herumziehende, berauschte Menschenhaufen. Ähnlich, aber noch packender — und vor allem mit einer Art von modernen, grausamen Physio-Psychologie — Euripides in den Bakchen. Die unmittelbare Frucht der Gefühlsschöpfungen dieser Mengen steht uns vor Augen in den christlichen Passionsbildern und der griechischen Tragödie, in Cimabues großer Kreuzigung in Assisi und des Äschylus Orestie.

Hier erscheint also gleich, was der Anteil dieser großen, vergangenen Form des Publikums, der religiös erregten Menge, an der Kunst war. Sie schuf und fixierte Farben des Gefühls, die Palette für den Dichter und den Künstler.

Unser heutiges Publikum, die Formen unseres heutigen Publikums, sind so anders in ihrer Entstehung und ihrem inneren Mechanismus, daß man zunächst zum Zweifel neigt, ob sie ähnliche Funktionen wie die älteren Formen erfüllen können. Jedes Konzert, jedes Theaterstück, jede Ausstellung bringt ein neues Publikum zusammen. Und ein innerer Zusammenhang zwischen diesen zufällig Versammelten scheint zu fehlen. Ja, eine der häufigsten Formen des modernen Publikums besteht aus Menschen, die einander nie sehen, nie im selben Raum, oft nicht einmal in derselben Stadt beieinander sind, — das Publikum einer Zeitung, einer Zeitschrift, eines großen Parlamentsredners oder Agitators, das seine Reden nur in der Zeitung liest: — an Stelle weniger, klar begrenzter, innigst verschmolzener Gemeinden oder Jüngerscharen eine unendliche Fülle loser, durcheinanderwogender, kaum ephemerer Kreise; so ist das moderne Publikum.

Hat das Publikum in dieser Gestalt noch einen positiven Wert? Kann es noch Gefühle bilden? Kann es überhaupt noch irgendwelche Aufgaben für die Kunst und die Kultur erfüllen? In der Tat ernste Fragen; — mit die ernstesten, die die Zukunft unsrer Kultur betreffen.

Abstrakt lassen sie sich, fürchte ich, nicht beantworten. Aber jeden Tag erfahren wir, und von Tag zu Tag deutlicher, daß die Menge ihre Kraft, Gefühle neu zu bilden, nicht verloren hat. Ja, meine Damen und Herren, wirklich, wir erfahren es. Es gibt etwas, das man gewöhnlich die moderne Weltanschauung nennt, das aber viel weniger eine neue Vorstellungswelt ist als eine neue Welt des Fühlens. Sie besteht darin, daß gewisse Vorstellungen, die zum großen Teil nicht einmal neu sind, in einer neuen Weise zu den Herzen sprechen. Ich meine: Vorstellungen, die bisher die Welt kalt ließen, werden glühend, leuchten in neuen, nie gekannten Farben des Gefühls und durchflammen in diesen wunderbaren Feuerfarben gleichzeitig ungezählte Menschenherzen.

Die Retorte sind nicht mehr die großen, jubilierenden, lauten Scharen, die Salimbene und der Grieche sahen; sondern vielmehr die Menge in ihrer modernen Form, unsichtbare, stille, heimliche Gemeinden, in denen ein neues Herz, ein neuer Resonanzboden des Gefühls, in der Bildung begriffen ist.

Und wie immer zieht das neue Fühlen neuen Ausdruck, neue Kunst nach sich. Das Genie findet eine unverbrauchte Klaviatur, auf der es spielen kann. Und von der andren Seite kommt der neue Mensch, der Gestalten sucht, in denen er sein Gefühl mit der Vorstellung vermählen kann. Daher die Sehnsucht, die Unruhe nach Kunst, die wie ein subtiler Duft die moderne Welt durchzieht. Um ein Nietzschesches Symbol zu gebrauchen: Dionysisches führt einmal wieder notwendig Apollinisches empor.


nd hier erscheint die zweite große Beziehung, in der das Publikum zur Kunst steht, das Publikum als Konsument von Kunst, als Käufer und Genießer. Diese Beziehung ist nicht weniger umgewälzt worden als die andre durch die innere Struktur-Veränderung des Publikums im 19. Jahrhundert.

Die religiöse Gemeinde und selbst noch die kleinen höfischen Gesellschaften der Renaissance und des 17. und 18. Jahrhunderts, die die ästhetischen Erben der Gemeinde wurden, — waren verhältnismäßig feste Gebilde. So erhielten sich in ihnen auch artistische Gesichtspunkte lange weiter, wenn sie einmal irgendwie, durch einen großen Künstler oder sonst, hineingetragen worden waren. Deshalb hat das Publikum in dieser Gestalt immer auch rein artistische Forderungen in Werk gestellt, ein gewisses Niveau in der Kunst als Minimum festgehalten. Und andrerseits wurden Genies, die in der Richtung gerade *dieser* Forderungen begabt waren, rasch erkannt und gefördert. Das Publikum in dieser Gestalt hat vieles und gewiß viel Großes abgelehnt; aber es wirkte doch immer bis zu einem gewissen Grade im Sinne reiner Kunst und förderte rasch Talente und Genies bestimmter Art. Es erfüllte zwei sehr wichtige Funktionen dank der *Tradition*.

Diese zwei Funktionen sind auch heute für die Kunst unentbehrlich: Wenn die Kunst kräftig gedeihen soll, braucht sie Halt und Förderung, ein Publikum, das reine Kunst herausfühlt und Surrogate ablehnt, und Kunstkenner, die die kurze Laufbahn der Genies fruchtbar machen.

Ich kenne aber nur noch einen Kreis mit Tradition im alten Sinn, mit einem Vorrat überlieferter artistischer Gesichtspunkte, die ihm sozusagen angeboren sind: die Pariser Liebhaber und Händler, die seit mehreren Generationen mit den Barbizoner Malern und den Impressionisten in Berührung gestanden haben. Hier werden gewisse artistische Eigenschaften, nämlich Ton- und Farbenfeinheit, instinktiv gefordert und empfunden. Und der Künstler, der sie mitbringt, findet rasch und leicht Verständnis.

Sonst und an andren Orten wird das Publikum aber heute *ohne Tradition* auskommen müssen. Ihre Voraussetzungen sind zu selten und widersprechen im Grunde unsrem Gesellschaftsbau: der Freizügigkeit, der Flüchtigkeit unsrer gesellschaftlichen Kreise.

An die Stelle der Tradition muß deshalb etwas andres treten, wenn die Funktionen, die in Frage stehen, vom Publikum doch erfüllt werden sollen.

Nicht das Surrogat für Tradition, das die Akademien, die ästhetischen Teezirkel früherer Zeiten und die Engländer noch vor kurzem unter Ruskin fabrizierten, indem sie sich Regeln aus den Werken irgend einer Kunstepoche abzogen und einprägten, — aus klassischen, gotischen, Botticellesken, — wie es gerade Mode war; von den Heimatskunst-Versuchen jüngster Zeit nicht zu reden. Solche Talmitradition kann zu nichts befähigen. Das ist jetzt genug erwiesen. Was gebraucht wird, ist nicht falsche Tradition, wenn eine wirkliche nicht vorhanden ist, sondern etwas Echtes, das den Verhältnissen, wie sie sind, entspricht.

In dem bewegten Chaos unseres Publikums kann und sollte es nun Kreise geben, die bewußt ihre Sinne und sinnlichen Gefühle üben; eine Gymnastik des Empfindens treiben; kurz ihr Auge, wenn das Wort gestattet ist, mit Fleiß tränieren. Für die Musik wird das allgemein ja mit dem „Ohr" gemacht. Die Malerei muß analog vom Publikum „Auge" fordern.

Lichtwark hat mit seiner Propaganda für den Dilettantismus das schon angeregt. Er will das Auge ausbilden durch ein Dilettieren in bildender Kunst, Malerei, Zeichnen, Plastik. Ob solches Dilettieren wirklich fördert, scheint noch fraglich. Jedenfalls kann das Auge auch ohne dem gebildet werden. Schließlich gilt es nur, sich zu üben, Farben, Formen, Flächen mitzufühlen, gegen Beziehungen mit dem Auge wie mit dem Ohr empfindlich zu werden.

Die Natur bietet dazu immer Gelegenheit. Jede Blume ist ein feiner, rührender Akkord. Man braucht sich nur vorzunehmen, diesen Akkord wieder zu fühlen, wenn man das Unglück hat, gegen ihn stumpf geworden zu sein. Jede Landschaft, jedes Zimmer, ist ein Schatz von Melodien und Motiven. Und jeder Sonnenblick führt in ihm Variationen über Ton und Farbe auf. Hierauf soll das Publikum seine Sinnlichkeit einstellen. Nicht etwa um nachher zu konstatieren, ob ein Bild diese Beziehungen richtig wiedergibt, — so versteht man das noch oft, — sondern aus purer Sinnlichkeit, um Farbenbeziehungen zu fühlen, wie ein Gourmet Weine schlürft, — wie ein Musikkenner eine Beethovensche Symphonie hört.

Und demselben Zweck dient die alte Kunst, wenn wir sie ohne begriffliche Eselsbrücken wirklich mit dem Auge zu genießen suchen. Botticellis Linienspiel oder das einer griechischen Vase, der Licht- und Farbenrausch der Venezianer, Corots Helldunkel, die Vollendung aller Beziehungen von Licht, Linie, Fläche, die Phidias göttlich macht, alles das wird zu einer Schule jener feinen, starken, tiefdringenden Wollust, die man lernen soll, von der Kunst zu fordern.

Meine Damen und Herren, ich höre schon, hoffentlich nicht hier und nicht von Ihnen, den Vorwurf der schrankenlosen Sinnlichkeit solcher Kunstbetrachtung. Wo bleibt das Höhere, höre ich den Philister sagen? Wo bleibt die Idee und vor allem die Moral? Aber, meine Damen und Herren, die Kunst ist an sich ethisch; sie braucht nicht erst getauft zu werden. Alle Schönheit ist in ihrer Wurzel ethisch; denn sie ist immer ein Wille, ein Charakter, der sich offenbart; sie ist notwendig

ein Augenblick von Harmonie in einer Seele, der sich mitteilt. Deshalb, und nicht weil sie diese oder jene Vorschrift predigt, ist sie ethisch und, meine Damen und Herren, wirkt sie ethisch. Wenn Ethik die Herstellung des Gleichgewichts in der Seele durch den Willen ist, durch den eignen Entschluß oder fremde Norm, dann ist Kunst die Ethik der Sinne. Sie ist nicht, wie Hegel und selbst Schopenhauer noch gewollt haben, eine Art von Metaphysik, sondern ein echter, integrierender Teil der Ethik.

Und hieraus ergibt sich auch, warum die Kunst nicht den Zweck hat, Ideen darzustellen, metaphysische Wahrheiten zu offenbaren: — weil sie, wie gesagt, ein Teil der Ethik ist. Ebenso wie sonst die Ethik nicht bestimmt ist, unsren Wissensdurst und unsre Neugier zu befriedigen, unsre Anschauungen zu bereichern, Tatsachen mitzuteilen und die Wissenschaft zu ergänzen, sondern nur Formen für die Betätigung der Seele gibt, ebenso hat auch die Kunst nichts zu zeigen, nichts zu lehren außer Harmonie der Sinnlichkeit.

Deshalb ist die erste und fast einzige Voraussetzung für ein wirkliches Verständnis der Kunst eine feine und geübte Sinnlichkeit, die die Formen zu ergreifen weiß, wenn der Künstler sie ihr bietet, und Produkte, die nicht wirklich als ein sinnlicher Akkord geschaffen sind, merkt und ablehnt.

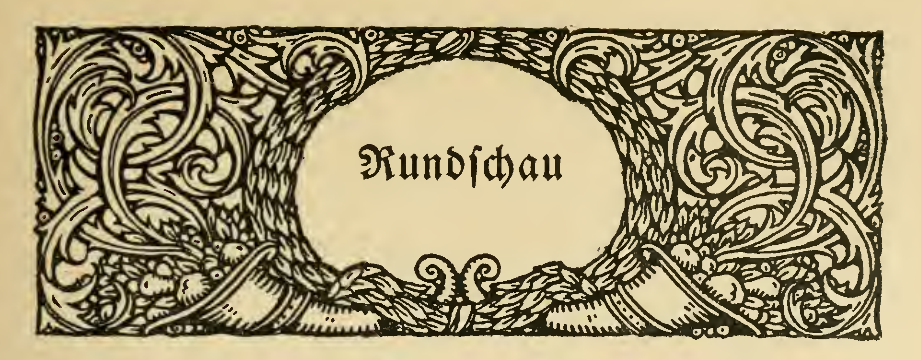
Hier also haben wir, was wir suchten als Ersatz für die Tradition. Meine Damen und Herren, Sie wissen schon, wie es heißt: — Geschmack.

Eigentlich aber zeigt sich jetzt, daß wir richtiger überhaupt nicht von einem Ersatz für die Tradition geredet hätten; denn das Gute an der Tradition ist ebenfalls nichts anderes als Geschmack. Nur muß das Publikum, wenn es dieses Gut heute haben will, auf einem andren Wege dazu kommen; nicht als Erbe, sondern durch bewußte Anstrengung.

Wenn sich Publikumskreise bilden, die eine feine bewegliche Sinnlichkeit haben, dann werden diese ganz von selbst auch die zweite Funktion der alten Kirchengemeinden und höfischen Gesellschaften übernehmen: die Gewohnheit, die beste Kunst ihrer Zeit materiell zu fördern. Heute ist es im allgemeinen noch traurig, wie wenig Bilder, Plastiken, selbst Radierungen gekauft werden, und wie die, die wirklich kaufen, oft ausschließlich Altes kaufen. Aber Lebendiges zieht das Lebendige an. Lebendiger Geschmack fühlt sich immer zur Kunst der eigenen Zeit hingezogen und erfüllt instinktiv damit seine Pflicht. Denn, meine Damen und Herren, es ist moralisch nicht dasselbe, ob Sie ein neues oder ein altes Bild, neue oder alte Sachen kaufen. Im einen Fall befriedigen Sie eine Liebhaberei; im andren wirken Sie mit am großen Leben. Und es gibt, glaube ich, keine Pflicht, die das moderne Bewußtsein klarer erkennt, als die: mitzuhelfen, daß das Leben sich auf das reichste, höchste, mächtigste entfalte.

Gerade für diese reichste Fruchtbarkeit des Lebens ist das Publikum als Genießer, Käufer, Förderer von solch' unübersehbarer Bedeutung, daß die Mühe und Energie ethisch berechtigt ist, die heute hier und anderwärts daran gesetzt wird, diesen Boden wieder fähig zu machen, seine Funktionen richtig zu erfüllen.





Revolutionärer Unfug

Tacitus hat von den Urchristen gerade so geredet wie jeglicher Hurrapatriotenprofessor von den Sozialisten. Diese wie jene treiben groben Unfug, und Trajan hatte ganz recht, als er ihnen mit dem groben Unfugsparagraphen, dem Gesetz gegen respektlosen Spektakel, zu Leibe ging. Und zwar hatte er recht, weil er es konnte. Der kleine Nikolaus dagegen kann nichts; deshalb hat er unrecht gegen den revolutionären Unfug vorzugehen, anstatt sich darauf zu beschränken, wie sein Schutzheiliger bloß jedes Jahr am 6. Dezember etwas zu spuken und seinen Kindern Pfefferkuchen unters Bett zu legen.

Sogar der selige Amenhotep III., der was von Revolution verstand, weil er selbst eine hat machen wollen, würde, wenn der Anachronismus verzeihlich ist, sein Latein verlieren, wenn er — was er ja als Sonnenheros zu können vermeinte — sich aus seinem Grabfelsen am Nil zum Zaren an der Newa umgebären lassen wollte. Es ist nämlich vom Herrscherstandpunkte aus im höchsten Grade deplorabel, daß im Laufe der Zeit die zweibeinigen Haustiere der Dynastien sich in widerwärtiger Weise entwickeln, gerade als ob Goethe und Darwin etwas vom Gange des Erdgeschehens verstanden hätten! während sie, die doch das Wesentliche in der Welt sind, seit ungezählten Jahrtausenden, weise wie der alte Lastgaul am Göpel, mit Majestät um ihr Gottesgnadentum unabänderlich im Kreise herumstolzieren.

Nikolaus II. unterscheidet sich ja doch nur durch seine Uniform und durch seine Schädelform von Amenhotep III. Aber was in dem Schädel steckt, ist fünfunddreißig Jahrhunderte lang, wenn man so sagen darf, als Mumie lebendig geblieben. Selbstherrscher sein, heißt an einem spezifischen Wahn leiden, nämlich dem, die Fleischwerdung eines Prinzips darzustellen, ohne das die zweibeinige Herde auseinanderstieben würde. Dieser Wahn ist ewig und wesentlich; alles andere, ob der Mann den lieben Gott oder den großen Rha vertritt, ob er in vier Sprachen schreiben kann, oder seine Briefe von Priestern hieroglyphisieren lassen muß, ob er von den Nubiern oder den Japanern, ob mit Pfeilen oder mit Granaten einige neue politische Ideen eingebläut bekommt, das ist ganz gleichgültig.

Wenn nur dieser verfluchte gesunde Menschenverstand nicht in die Welt gekommen wäre! Und wenn er wenigstens nicht relativ wäre! Die ägyptischen Braunhäute, welche an Amenhoteps Sonnensohnschwindel nicht glauben wollten, hatten sicher gesunden Menschenverstand. Und Nikolaus würde glanzvoll im Nimbus seines Theokratenschwindels fortwursteln können, wenn seine Bleichgesichter, die von Hunger geradezu fahl geworden sind, denselben gesunden Menschenverstand besäßen. Aber ach! während die Leute vom Nil gegen den neuen Schwindel nur losschlugen, weil sie an ihrem alten festhalten wollten, ist der gesunde Menschenverstand des russischen Halbeuropäers soweit gekommen, daß er überhaupt von keinem Schwindel mehr etwas wissen will.

Die Revolutionen sind ebenso verschieden, wie die jeweiligen gesunden Menschenverstände. Man zählt, wenn man die gräßlichen Chinesen,

gegen die wir unsere heiligsten Konsistorialräte und Dividenden verteidigen sollen, subversiver Weise mitzählt, zum mindestens einige sechzig des Namens würdige Revolutionen. Jede ist ganz verschieden von allen anderen gewesen. Und zwar war nicht nur jedesmal die Form, in welcher die Völker groben Unfug trieben, verschieden. Die chinesischen Bauern, die die Mongolendynastie zur Tür der großen Mauer hinauswarfen, konnten nicht auf Panzerschiffen anfangen; die Ägypter organisierten keinen Eisenbahnstreik, und sogar Camille Desmoulins konnte keine Telephonfräuleins zur Arbeitsniederlegung bewegen. Andererseits hatte weder Amenhotep Mitrailleusen, noch Toghan Temur die Hoffnung, in Paris zwei Milliarden zur Niederschlagung der Bauernaufstände zu pumpen. Selbst Ludwig XVI., wenn er auch wie Nikolaus II. lieber Schlosserarbeit trieb als sein Wort hielt, besaß weder eine Dampfjacht um nach Kopenhagen zu fahren, noch eine mandschurische Steppe, in der man ein revolutionär gewordenes Heer verhungern lassen kann.

Aber, wie gesagt, darauf kommt es gar nicht an. Nicht die Form, sondern das Wesen des Kampfes ist das Spezifische an der Revolution. Amenhotep hatte mit religiösem Unfug aufzuräumen. Toghan Temur mit nationalem, Ludwig XVI. mit politischem; Nikolaus II. mit dem allergefährlichsten, dem allerunverschämtesten, dem allergemeinsten: mit sozialem.

Die Leute, die in Rußland tabula rasa machen, wollen gar nicht den privaten Glauben des Mannes zugrunde richten, der die faulen Knochen des heiligen Seraphim auf seinen Schultern herumschleppte, um Japan zu erobern. Sie wollen auch nicht die holsteiner Familie, die ihr Land mit ganz deplacierten deutschen Einrichtungen, wenn man so sagen darf, in spanische Stiefel eingeschnürt hat, per Luxuszug nach Eydtkuhnen schicken — franko wie die littauischen Gänse. Sie wollen ebensowenig die Geldpumpe, die der russische Staat bisher war, anstatt mit dem Druck des Dampfes autokratischen Dünkels, unter dem mehr wässerigen Druck plutokratischer Parlamente weitersaugen lassen. Sie wollen — Entsetzen! — ganz einfach essen. So etwas ist überhaupt noch nicht dagewesen. Sogar bei der Kommune in Paris haben doch nur einige besonders gemeine Individuen ein so schändliches Prinzip aufzustellen gewagt. Natürlich hat man diese Lumpen füsiliert. Aber wie soll man es mit hundert Millionen solchen atheistischen Bauernviehs machen?

Jawohl, atheistisch. Der Zar ist doch Papst. Er muß es wissen. Der liebe Gott, oder die liebe Gottesmutter, die noch viel allmächtiger ist, besteht doch aus einem Bild auf Holz mit viel Gold und Diamanten herum. Jeder kann es sich ja ansehen. Es ist also sicher. Und diese Leute machen ihren Magen zum Gott! Die Sache ist so unglaublich, daß Nikolaus sie überhaupt nicht verstehen kann; und das wird einmal seine „historische Entschuldigung" sein.

Man hat schon Pfaffen gegen Pfaffen, Bürger gegen Herren, Völker gegen Dynastien kämpfen sehen. Aber daß der Wille zu wirtschaftlicher Neuordnung — allerjüngstes Produkt allerhöchster gesellschaftlicher Bildung — gegen den Fetischismus als Machtprinzip — allerältester Rest allerprimitivster Ideengänge — in unmittelbarem Handgemenge zu ringen hat: das ist etwas ganz Neues. Dafür gibt es noch nicht einmal einen terminus technicus, und gottweiß wie viele Tausende für Dinge existieren, die es nie gegeben hat und nie geben wird.

Es ist schon mehr als „soziale Revolution". Wohl ist es einerseits diese, denn das russische Volk will sofort, unmittelbar, alle die sozialen Forderungen erfüllen, die die sogenannten Kulturstaaten noch als Schimären verulken. Aber andererseits, hat das Volk nicht nur eine soziale, sondern eine pseudo-nationale, eine politische, eine religiöse „Ordnung", mehr noch, die auf den absoluten Stumpfsinn gegründete umzureißen, und somit begreift die russische Revolution im Grunde alle möglichen Formen der Umwälzung in sich. Hätte die Hegelei nicht die vernünftigsten Wörter verblödet, so möchte man fast sagen, es wäre die „absolute Revolution". Nikolaus merkt etwas Derartiges; er hat seine groben Unfugsparagraphen außer Kraft gesetzt, und zittert vorm Urteilsspruch des Geschehens. Er, der moderne Pharao, der „Großmächtige Selbstherrscher" fühlt sich winzig vor der Sintflut der Gewalten, die

räumlich vor ihm, aber zeitlich mehrere Jahrtausende nach ihm, im wütenden Strudel sich emporbäumen.

Groß dagegen fühlt sich der deutsche Spießbürger, der nie weder eine religiöse, noch eine politische, noch eine soziale Revolution zustande gebracht hat, aber beim Morgenkaffee schimpft, daß die Russen „faule Köppe" sind, weil die „Privatkabeltelegramme unseres von X-Spezialkorrespondenten" nicht genug Schauernachrichten enthalten, um die Verdauung gebührend zu beschleunigen. Die russische Revolution ist nun einmal eine Magenfrage.

Alexander Ular

Aus der Pariser Küche.

Ein Gespräch mit Marius, meinem früheren Nährvater, der im Dienst der Tafelfreuden zwei Menschenalter sah. Dieser edle Küchennestor schüttelt und schüttelt sein weißes Haupt; er versteht die Welt nicht mehr. Was bleibt ihm anderes übrig, als Lobredner der Vergangenheit zu sein. Die großen Meister seiner Kunst sind im Aussterben, oder sie sind unstät und flüchtig wie Cubat und Joseph, die in Barbarenländern hohen Potentaten Söldnerdienste leisten und, bei einem Ministergehalt, das harte Brot der Selbstverbannung essen. Im lieben Vaterland hatten diese Propheten um Raum und Rang vergeblich gekämpft. Den kühnen Phantasien ihrer kulinarischen Ästhetik sind die Zeitläufte nicht mehr günstig; die Reihen der Lebenskünstler, die nicht sich füttern, sondern essen wollen, lichten sich bedenklich.

Die klassische Epoche der französischen Küche — sagt Marius — ist vorüber, die Zeit der „grande cuisine"; der letzte Abglanz ihrer Feinheit, Ruhe, Vornehmheit fällt auf den in Ehren grau gewordenen „Voisin" und auf das „Haus vom silbernen Turm", und in den Werken Urbain Dubois' rettet sich die alte französische Schule wenigstens theoretisch in die taumelnde Neuzeit hinein. Dieser Urbain Dubois! Wären nur die Bücher der neuesten französischen Romanschreiber so suggestiv wie die seinen! Aus den vier Bänden seiner „Klassischen Küche" und seiner „Künstlerischen Küche" schöpft der Geist nicht nur ein philosophisches System der Kochkunst, — auch unsere Anschauung füllt sich mit Bildern, und der Geschmack all der guten Dinge wittert über unsere Zunge hin.

„Und nun, Meister Marius, was dünket euch, um die tieferen und zureichenden Gründe des Verfalls?" — (Wir waren an der Place de Parme angelangt.)

Je nun, mein Lieber, mit einem schönen Wort gesagt, — doch gehen wir einen Augenblick zu Bourbonneux hinein, dem einzigen Menschen, der in Paris noch backen kann. Wissen Sie, Bourbonneux, — das muß Sie an Ihren Freund, den Père Thomas, den bildersammelnden Händler und handelnden Bildersammler, erinnern; beide kamen vor fünfunddreißig Jahren zusammen auf zerrissenem Schuh nach Paris, der eine als Grobbäckergeselle, der andere als Weinküfer, und die beiden Käuze sind hinaufgekommen in der Kunst und haben manchen Louis auf die hohe Kante gelegt ... Aber, was ich sagen wollte (Marius entnimmt ein Blätterteigschifflein mit getrüffeltem Gänseleberpurree dem Grillgestell und führt es, betrachtsam wie einer vom Metier, zum Munde) — ja, der Verfall. Er beruht zunächst auf der Demokratisierung der Kochkunst. Geld ist nicht mehr da als in früheren Jahrhunderten, aber es muß für mehr Menschen und für mehr Zwecke hinreichen. Die joyeusen Tafelfeste, die Witz, Einbildungskraft und Erfindungsgabe den auserlesenen Kennern schufen, sind nicht mehr. Das Bild der Welt hat sich verändert, — dank der Maschine. Wie es Lokomotivenfabriken gibt, so haben wir die blühendste Speisenfabrikation. Und das haben wir zum guten Teile Euch zu danken, ja wohl, Eurem Germanendurste — bei der Invasion des Bieres sind die Herrscher der Küche um Krone und Thron gekommen. Die Münchener Bierhäuser kann man in Paris kaum noch zählen; der Pilsener Urquell (ich gebe zu, ein scharmantes Getränk) hat uns ein halbes Dutzend Restaurants hingesetzt — Re-stau-rants, in denen nicht der Chef von französischer Schule, sondern die Mehlspeisköchin regiert. (Marius' Miene verfinstert sich:) Hören Sie, ich will

Ihnen etwas beichten, worüber ich sonst nie spreche, weil ich mich in die Seele meines armen Vaterlandes hineinschäme. Ich bezwang mein widerstrebendes Herz und ging in eines jener Laboratorien. Ich sehe neben dem Herde ein wohl vier Meter langes, eisernes Gewölbe, das aussieht wie ein Sarg und von unten durch Gasflämmchen geheizt wird. Eine finstere Ahnung steigt in mir auf. Richtig, ein Riesenwärmofen. Und drinnen Schüssel an Schüssel mit fertigen Sachen, uniform, schablonenhaft, Stunde um Stunde auf ihre Besteller wartend. Und vor der Ofenklappe mit weißer Schürze, Jacke, Mütze ein Lümmel, der den Ehrentitel eines Koches schändet; er holt mit langer Stange die Teller je nach Bedarf heraus und schiebt neue hinein ... Sie können sich gewiß nicht vorstellen, wie tief und bitter mein Standesgefühl gekränkt war. Ich, der ich für jeden Gast jedes Stückchen Fisch besonders zubereitet, jede Sauce individuell gerührt, die kleinste Côte d'agneau apart gebraten, jedes Bündelchen Pointes d'asperges für sich gereinigt und abgekocht habe, — keine Konservenbüchse hat je meinen guten Namen befleckt. Ich sage Ihnen, Verehrtester: diese Erfahrung verdüstert meinen Lebensabend..... Die Engländer und die Zigeuner, das sind nur gar unserer Kunst die schlimmsten Feinde geworden.

„Die Engländer und die Zigeuner — ein ulkiges Gespann!"

Wenn irgendetwas für die erobernde Weltmacht Englands zeugt, so ists die betrübende Tatsache, daß sie das Küchenwesen aller Länder verseucht haben mit der verruchten nüchternen und groben Kost, die sie zuhause schlingen und anderswo vorzufinden wünschen. Die fabrizierte Sauce soll den „Geschmack" leisten — das nuancenwidrigste, was es gibt. Das alte berühmte Haus Bignons zum Exempel ist durch England und Amerika völlig „défrancisé". Und die böhmischen Musikanten haben unsere Souperlokale auf dem Gewissen. Dem Nachtdienst beugen sich jetzt schon Wirtschaften von altem Ruf. Wie kann der Koch schaffen, wenn er dreimal — Déjeuner, Dîner, Souper — arbeiten muß? Von früh um 8 Uhr bis nachts 1 Uhr ins Joch gespannt, erlahmt auch die regeste Phantasie. Man „soupiert" überhaupt nicht nach einem ordentlichen Diner! Man trinkt um Mitternacht bei Prévost oder beim Napolitain seine Schokolade. Unsere alte Kunst war nicht auf Völlerei, sondern auf Maß und Takt gebaut.

„Ja, und dann wohl auch die Trusts!"

Sehr richtig; wie genau Sie die wundesten Stellen unseres Berufes kennen, mein Freund. Die Trusts. Zu den Stahltrusts, Schweinetrusts, Petroleumtrusts gesellt sich der Trust der Restaurants: der herrliche Foyot, der kundige Léon, der graziöse „Pavillon d'Armenonville" und Maire, Maire! — du würdest bittere Tränen weinen, mein alter Maire, du großer Individualist — alle vier sind unter einen Hut oder richtiger: unter eine Kasserolle gebracht. Ein Stil der Mache. Eine Manier bis auf die leiseste Geschmacksschwingung. Ist es erhört, daß in vier Restaurants genau dasselbe Essen aufgetischt wird? Nein, es ist unerhört (der alte Mann hatte sich in heftige Erregung hineingeredet). Und daß ich nur ja nicht die Tavernen vergesse mit ihren berühmten „Zugstücken", die über das klaffende Defizit einer Kochkunst hinwegtäuschen sollen, — aber Sie kennen ja in Deutschland so etwas wie unsere gesegneten „universellen" Tavernen nicht!

„O doch, bei uns heißt das Aschinger."

Also ja, das Zugstück, das „Hors d'oeuvre", das nicht Vorbereitung, sondern Selbstzweck ist. Das viele Gesalzene, Geräucherte, Gepfefferte, Geölte. Ich höre da barbarische Dinge, die nie mein Ohr vernommen hat — „Sprots": wissen Sie, was „Sprots" ist?

„O ja, das ist unsere Kieler Sprotte."

Ach so, na, Ihre ganze Ostsee schwimmt durch unsere Tavernen, — sie sind pommersche Enklaven mit ihren Gänsebrüsten, Drontheimer Anchovis, Braunschweiger Würsten ...

Um den Braven nicht weiter auf die schiefe Ebene seiner geographischen Unkenntnisse rutschen zu lassen, warf ich ein: „Aber, teurer Meister, Sie sehen zu schwarz. Von allen Städten der Welt speist man doch noch immer in Paris am besten. Vergessen Sie nicht, ein großes Kulturelement ist im letzten Grunde unvernichtbar; es pflanzt sich auch durch niedrigere Organisationen fort, „wie durch der Jünglinge Schar beim Wettlauf wandert die Fackel". Gibt es nicht Meister mehr, so gibt es doch

Adepten, und mancher große und kleine Marchand de vin, die Drouant, Thévenot, Gauclair, Beaugé und Konsorten und dann die Laurent, Durand, Café Anglais — sie pflegen, wenn auch nicht die volle Tradition, so doch ein ansehnliches Stück davon." (Der Patriot erwacht in Marius.)

Sie wollen mich auf die Sonnenseite locken, Sie kleiner Schäker. Nun ja, es gibt gewiß Lichtpunkte; immer sind nicht nur „Gefäße zur Unehre gemacht, sondern auch Gefäße zur Herrlichkeit", wie es in der Schrift heißt. Doch darüber unterhalten wir uns ein andermal. Jetzt muß ich zu meinem alten bon confrère Frédéric. Er hat die ersten Wildenten: wir werden sie „aus der Presse" speisen und dazu leckere kleine Krammetsvögel, am Weinholz gebraten. Also ein Wildpretabend. Kommen Sie mit?

„Ich will schon, aber es geht heute nicht. Diese ‚letzte Säule' weiß ich zu schätzen. Nicht nur seine reife, starke Kunst, auch aus einem andern Grunde. Er sieht einem Manne verteufelt ähnlich, den ich liebe. Als ich einmal an seiner Küche vorbei ging, glaubte ich Henrik Ibsen mit einer weißen Schürze am Herde zu sehen, wie er eine Sauce quirlte ..."

Julius Elias

Graf Balfour

Auf einer Reise fiel mir beim Lesen einer angesehenen Berliner Tageszeitung eine Notiz in die Augen, in der es hieß, daß der englische Ministerpräsident, Graf Balfour, in einer Rede erklärt habe usw. usw.

Ein Blick in eine englische Zeitung wird jeden belehren, daß der bisherige englische Ministerpräsident ein simpler Mr. Balfour und nichts weiter ist. Wenn irgend ein Winkelblatt, das sich einen Engländer, in höherer Stellung überhaupt nur unter dem Begriff des Lords vorstellen kann, den Schnitzer begangen hätte, wäre darüber kein Wort zu verlieren. Aber in großen Zeitungen sollte man gerade in unserem Lande der Schulmeister sich vor solcher Bloßstellung hüten. Welchen Spott würden unsere Zeitungen auf das englische oder französische Blatt häufen, das etwa aus dem langen Möller, ehe er geadelt wurde, einen Grafen Möller gemacht hätte. Denn wir haben vor andern Ländern nicht sowohl die Schulmeister, als namentlich das besondere Übel der Schulmeisterei voraus.

Übrigens würde Mr. Balfour, selbst wenn er Lord wäre — und er wird es voraussichtlich eines Tages sein, wenn anders gewisse Verwandte ihn nicht überleben — darum noch immer kein Graf nach deutschen Begriffen sein, da der Lordstitel zunächst nur ein Ehrentitel ist, der einen höheren Rang in der offiziellen sozialen Hierarchie anzeigt, über die besondere Natur dieses Ranges aber nichts aussagt. Ein englischer Graf — Count oder Earl — ist allerdings immer ein Lord, aber Lord kann man sein, ohne Anspruch auf den Grafentitel zu haben. Der Lord ist ein Herr im feudalen Sinne dieses Wortes, ob er nun ein Landedelmann, ein Bischof, ein höherer Richter, ein Oberbürgermeister bestimmter Städte, ein Graf, ein Marquis oder selbst der Herr der Heerscharen ist. Der gläubige Engländer betet zum Lord in the heavens. Wer möchte das aber nach dem Beispiel unserer Zeitungsphilologen mit „Graf im Himmel" übersetzen?

Diese Abschweifung in die Mysterien des englischen Titelwesens leitet auf eines jener leider nicht wenigen Beispiele von Versündigungen des deutschen Sprachgebrauchs gegen das soziale Empfinden unserer Zeit. Daß wir im Reich der Mitte Europas noch faktisch mit allen möglichen Erben und Erbtümern des Feudalismus belastet sind, ist eine Tatsache, mit der sich selbst der energischste Bekämpfer jener Anachronismen begrifflich abfinden kann. Solange es Grafen gibt, kann ein Schild „Graf so und so" wohl bestimmte politische Kampfempfindungen auslösen, aber darüber hinaus läßt es uns unberührt. Ganz anders die uns namentlich in Berlin überall entgegenleuchtende Inschrift: „Nur für Herrschaften". Börne hat einmal die sprachverrenkenden Albernheiten unseres höfischen Stils dadurch drastisch veranschaulicht, daß er eine Hofnotiz buchstäblich ins Französische übersetzte. Wir haben uns daran belustigt, lassen es uns aber ruhig gefallen, daß unsere Häuser den Fremden kund-

geben, wie tief jener Hofstil in unsere Sprache eingedrungen ist und sie durchseucht hat. Wo in ganz Frankreich wird man an einem Wohnhaus, und sei es noch so vornehm, die Inschrift finden: „Seulement pour la Seigneurie“, wo in ganz England eine Eingangstür mit der Anzeige verunziert: „Only for Lordships“? Das wären nämlich die adäquaten Übersetzungen für das liebenswürdige „Nur für Herrschaften“, das uns beinahe noch weniger an den Häusern der Plutokratie des Berliner Westens, als an den Häusern entgegentritt, wo der in den Ruhestand getretene Fettwarenhändler Schulze aus Straußberg und die Frau verwitwete Rechnungsrat Müller ihr Heim aufschlagen. Der Engländer, dessen Haus zwei Eingangstüren hat, schreibt an die eine „Für Besucher“ und an die andere „Für Gewerbsleute“. Darin liegt keine Überhebung auf der einen und nichts Beleidigendes auf der anderen Seite. Denn daß für denjenigen, der Fleisch, Fisch, Gemüse oder dergleichen ins Haus trägt, ein besonderer Eingang vorhanden ist, entwürdigt ihn nicht, so wenig es den Wagenführer entwürdigt, daß er sich auf dem Fahrdamm zu halten hat. Der Unterschied ist durch rein sachliche Momente angezeigt. Bei unserer Bezeichnungsweise aber machen wir persönliche Rangunterschiede und klammern uns an Ausdrücke, die nur dadurch eine Realität haben, daß sie die Unselbständigkeit des deutschen bezw. norddeutschen Bürgertums gegenüber dem Feudaladel illustrieren. Die Sprache hat oft eine schneidende Logik. Es prägt sich ein ganzes Stück Geschichte darin aus, daß der gebräuchlichste Sammelbegriff, den man in Deutschland im Verkehr für Leute hat, die nicht gerade Proletarier sind, Herrschaften lautet.

So ist denn auch die nichtproletarische Wohnung bei uns zur „herrschaftlichen“ Wohnung geworden. Und sie avanciert. In einer der pilzartig aufschießenden neuen Straßen Berlins fand ich jüngst vor einem noch halbfertigen Hause ein Riesenplakat mit der Aufschrift: Hochherrschaftliche Wohnungen von 2, 3, 4 und 5 Zimmern mit allem modernen Zubehör zu vermieten. Schade, daß man nicht auch vernünftiges Denken und Sinn für eine sachgemäße Ausdrucksweise zum modernen Zubehör rechnet. Was für „hohe Herrschaften“ wohl in die Wohnungen von „zwei und drei Zimmern mit allem Zubehör“ einziehen werden. Und wie es mit den Räumen für die Diener dieser hohen Herrschaften aussehen mag, da doch „Herrschaften“ ohne ein Gefolge von Dienern nicht denkbar sind. Ich fürchte, eine Anfrage an den „Pförtner“ des Hauses wird mit der Mahnung des Schwanenritters beantwortet werden: „Nie sollst du mich befragen“ usw.

Vor einiger Zeit wurde mir mitgeteilt, daß jemand, an den ich einen Brief mit „achtungsvoll“ unterzeichnet hatte, dies als eine Herabsetzung empfunden habe. In dem Weglassen der Vorsilbe „hoch“ habe er eine beabsichtigte Kundgebung von Geringschätzung erblickt. Dahin haben wir es bei uns glücklich im Titelwesen gebracht. Ich hatte das dumme Präfix „hoch“ allerdings mit Absicht weggelassen, weil ich nämlich der Meinung war, auch hier sage das einfache Wort mehr als das hochgeschraubte. Wie albern von mir. Ich brauche nur aus meinem Korridor herauszutreten, um durch die Inschrift auf dem Vorflur belehrt zu werden, daß meine faktisch drei Treppen hoch belegene Wohnung offiziell nur zwei Treppen hoch liegt. Das sollte mir doch eine genügende Ermahnung sein, meine Mitbürger nicht bloß zu achten, sondern unter allen Umständen „hoch“ zu achten — natürlich um so höher, je geringer offiziell die Treppenzahl ihrer Wohnung. An meinen Hauswirt richte ich aber hiermit die sehr ergebene Bitte, die Treppenbezeichnungen seines Hauses abändern und mich fortan statt zwei Treppen über ein „Hochparterre“ — verdeutscht: Hocherdgeschoß, was die „hoch“merkwürdige Logik dieses Wortes wohl am wirksamsten veranschanlicht — eine Treppe über zwei Hocherdgeschosse wohnen zu machen. Wenn der mich besuchende Fremde, dem das Adreßbuch meine Wohnung als im ersten Stock gelegen bezeichnet hat, um zu ihr zu gelangen erst an ein erstes und dann an ein zweites Hocherdgeschoß vorbeisteigen muß, alsdann wird er sicherlich einen vollen Begriff davon bekommen, wie berechtigten Anspruch wir hohe Herrschaften darauf haben, daß er

vor uns in tiefster Ehrfurcht hochachtungsvoll ersterbe.

Eduard Bernstein

Zwei Anmerkungen

Weltverbesserer. „Empört über die beharrliche und fast allgemein herrschende Ungerechtigkeit in Beurteilung des Charakters eines großen und guten Mannes und über die Undankbarkeit in der Wertschätzung seiner Verdienste um die Menschheit, verfaßte ich diese Schrift über Voltaire" — so beginnt Josef Popper, der sich auch Lynkeus nennt, sein eben erschienenes Buch,* unerschüttert in einer Liebe, die ihn vor einem Vierteljahrhundert seine erste, säkulare Huldigung dem Fackelträger mehr als einer Generation hat darbringen heißen. Es steckt etwas Alttestamentarisches in so zürnender und eifervoller Liebe, etwas Alttestamentarisches auch in der Entschiedenheit, mit der der Held, nicht etwa, wie es der Rembrandt-Deutsche tat, in jedem würdigen Vorbild symbolhaft gesichtet, sondern als Person, in ihrer historischen Einmaligkeit und Endlichkeit, gefeiert und durchgesetzt wird. In fünfundzwanzig Jahren unserer Zeit sich nicht entwickeln, das scheint uns keine kleine Tugend zu sein, denn es bedeutet Treue halten und die Phrasen verachten. Aber andererseits, was heißt nicht Phrase vor der Vernunft, die auf ihrem Schein besteht? was dürfte nicht Unsinn heißen, wo nichts herrscht als der Beweis von heute auf morgen, und von einem Individuum zum andern? Was wäre aus der Menschheit geworden, wenn es gelungen wäre, den Polarstern vom Himmel zu reißen und in einer Laterne an den Wegweiser zu hängen? Aber, könnte Voltaire einwerfen, Flavio Gioja hat es getan, und der Kompaß führt sicherer über die Meere als die Dioskuren. Es wäre töricht dawider zu streiten; aber es wäre auch kurzsichtig zu glauben, daß darum das Meer selber zahm geworden sei; Wut und Unsinn, Wahn und Wille empören seine Wellen in alle Ewigkeit.

Dieser Lynkeus gleicht nicht seinem Paten mit den glücklichen Augen, zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt; er ist ein Kämpfer. Wir ehren ihn, weil er tapfer ist, und wollen sein heftiges, mannhaftes Buch nicht umgehen; aber er würde uns mehr bedeuten, wenn er Dinge gestaltete, statt, daß er sie jetzt empfiehlt, — es sei denn, daß er in die Parlamente, oder, wenn ihm diese verschlossen sind, zu beherzter, tätiger Agitation in die Zeitungen und Volksversammlungen ginge. Er hätte ein Programm dazu, und nicht das schlechteste unter den vielen, die für die Menschen heute Wege suchen und zeichnen.

Aber ein Programm ist etwas schwächer als eine Utopie, — so lange man nicht Minister ist; und, sagen die Psychologen, es wird nicht stärker als sie, wenn man Minister ist. Der Realpolitiker ohne Mandat ist zwischen Baum und Borke geklemmt; was sieht er noch richtig?

Popper untersucht das Recht auf den Krieg. Patriotische und politische Phrasen verwirren ihn nicht; aber — das ist seine Realpolitik — den Krieg unbedingt und in jedem Fall zu verwerfen, ist er nicht willens. Er kennt Fälle, in denen Kriege, vorläufig noch, notwendig sind. Die Frage ist nur, wer diese Kriege schlagen soll; und Popper hat eine Antwort, die sehr einleuchtet: alle diejenigen, die das Kriegshandwerk freiwillig ergreifen.

Er glaubt also, daß solche Menschen vorhanden sind und vorhanden sein werden. Sie sollen sich nach ihrer Natur betätigen dürfen, die gewiß die zahmste nicht ist. Ist es nun zwar gerecht von dem Lamm, tolerant gegen den Wolf zu sein, so ist es doch nicht eben so klug; die Vernunft darf niemals tolerant sein. War nicht ein glücklicher Soldat der erste König? und ein Heer, das aus Berufssoldaten bestünde, aus Soldaten aus Leidenschaft, möchte wohl in seinem Lande so aufräumen, daß die Möglichkeit, die Völker und Staaten durch Vernunft und Wissenschaft zu leiten, für immer verschwinden würde. Die allgemeine Wehrpflicht, eine Vergewaltigung unzähliger Einzelner, bedeutet die Verwischung des militärischen Typus; Poppers Politik seine Steigerung.

* Josef Popper, Voltaire. Eine Charakteranalyse, in Verbindung mit Studien zur Ästhetik, Moral und Politik. Dresden, 1905, bei Carl Reißner.

ja, seine Rebarbarisierung.

Das Buch ist selten ein Schwert; für das Buch gibt es doch immer nur eine Realpolitik: Idealpolitik zu treiben.

h.

Shylock. Nach der Aufführung des Kaufmanns von Venedig im Deutschen Theater haben erstaunlich viele Leute in Berlin, mit erstaunlich großer Sicherheit, zu verkünden gewußt, daß dieses Stück durchaus heiter und eine Komödie der Lust sei, und daß dem Shylock kein Heldenplatz darin gebühre. Sie sahen das Stück in vollkommener Klarheit und Eindeutigkeit; aber wir hoffen, daß Shakespeare es nicht mit so viel Klarheit sah. Wir hoffen, daß Shakespeares Vision jenem Engel in Hermann Stehrs schöner Erzählung glich, in dessen Lichtglorie ein dunklerer, trüberer Kern schwimmt. Weil es nicht und auf keine Weise aufgerechnet werden kann, ist dieses Stück so schmerzlich schön, so inkommensurabel wie kaum ein anderes. In diesem Drama geht es wirklich zu wie in der Welt, als welche, wie nach Swedenborg das Herz aus lauter kleinen Herzen, aus lauter kleinen Welten besteht, jede eine Kugel wie die große, jede eine Welt: Liebe, eine Kugel, sie rollt dahin; Gerechtigkeit, eine Kugel, sie rollt dahin; Verdienst und Arbeit, die Elemente der Natur, Einsamkeit, die Sucht der flüggen Jugend, der Haß, der Glaube, das Recht, die Tat, die Persönlichkeit, ein jedes eine Kugel, sie rollt dahin. Sie stoßen aneinander, und prallen voneinander, und diese und jene muß bersten. Harmonie ist nur darin von Gnaden des Auges, nicht aber von Gnaden des Herzens. Melancholie und Haß würden des Herzens Teil, und auch die Liebe würde es nur zur Qual entzücken, wenn nicht das Mondlicht auf dem Hügel schliefe, so süß —! Ich finde nichts Komisches im Prinzen von Marokko und im Prinzen von Arragon; so wenig Komisches in ihnen, wie Verdienstliches im Bassanio. Wenn dieses Stück sich einmal unangekündigt, unerwartet in Leben zurück verwandeln wollte, — was würde die kluge Porzia zu einem Shylock sagen, der seinem Dichter aus der sanften, furchtbaren Hand entschlüpfte? Juden haben doch auch zuweilen Selbstmord geübt, und sind zuweilen wohl auch, in die Enge getrieben, um eine Spiralwindung klüger gewesen: wie, wenn Shylock sein vorsorglich gewetztes Messer nähme, dem Antonio aufs Herz setzte und sagte: ich will den Schnitt in sein Fleisch, macht mit mir nachher, was ihr wollt!

Fürst Bismarck erzählt in seinen Erinnerungen, daß er einem Nachbarn, der, beim Ausbruch der achtundvierziger Unruhen, sich vermessen hatte, die von Bismarck für den König aufgewiegelten Bauern wieder abzuwiegeln, gedroht habe, ihn niederzuschießen. „Das werden Sie nicht", meinte jener. „Ich gebe mein Ehrenwort darauf", versetzte Bismarck, „und Sie wissen, daß ich das halte". Ich habe mich immer gewundert, daß der Nachbar nicht darauf kam, zu antworten: ich werde von jetzt an einen Revolver tragen, und ich kann auch schießen.

h.

Berliner Gedichte

Der unzureichende Brand oder Zur Kunst erzogen

„Herr Ix kann seinen Brand verlangen.
„Er sitzt mit ärgerlichen Wangen
„im Ersten Rang und ballt die Hand:
„Acht Mark, und nicht einmal ein Brand!

„Ich habe diese Schüssel Kleist
„bezahlt, wie mein Billet beweist.
„Mit Brand: so sagt die Speisekarte.
„Wohlan. Wo ist der Brand. Ich warte.

„Ich wünsche meinen Nervenchoc,
„und en detail zwar wie en bloc.
„Ihr Brand, Herr, ist der reine Quark.
„Ich wünsche Brand für rund acht Mark."

Im Bayrischen Viertel

Im Garten stand's, das wackre Haus,
ein Schinkelscher Villino.
Sie trugen es Stein für Stein hinaus,
samt der kleinen Madonna des Mino.

Statt seiner stieg ein Kasten empor,
banausisch und barbarisch,
ein Riesenkasten mit „Confort",
für Leute mehr summarisch.

Du alte Villa fest und zart,
mit deinen durchgeistigten Maßen, —
wie stehn sie da, vor deiner Art,
die neuen, patzigen Straßen!

Die Archiklepten von anno Jetz,
die solch ein Viertel satt macht,
sie wissen, wie man Warmwasserklosetts,
doch nicht, wie man eine Stadt macht.

Berliner Mägde am Sonnabend

Sie hängen sie an die Leiste,
die Teppiche klein und groß,
sie hauen, sie hauen im Geiste
auf ihre Herrschaft los.

Mit einem wilden Behagen,
mit wahrer Berserkerwut,
für eine Woche voll Plagen
kühlen sie sich den Mut.

Sie hauen mit splitternden Rohren
im infernalischen Takt.
Die vorderhäuslichen Ohren
nehmen davon nicht Akt.

Doch hinten jammern, zerrissen
im Tiefsten von Hieb und Stoß,
die Läufer, die Perserkissen
und die dicken deutschen Plumeaux.

Christian Morgenstern

Zerstreute Notizen

Wenn es einen erhabenen Geist gäbe, der alles Fühlbare fühlen, alles Denkbare denken kann, jedoch ohne es auszudrücken, er müßte an Verzweiflung zugrunde gehn. Beweis: die sichtbare Welt.

Im Schriftstellertum liegt menschlich eine Gefahr: die zu große Prägnanz im Ausdruck der Gefühle.

Besser geliebt als gehaßt, doch besser gehaßt als beliebt.

In einem höheren Sinne muß doch mit jedem Kunstwerk etwas „bewiesen" werden, wenn es nicht dem Fluch des Spielerischen verfallen soll. Gewiß müssen die Werke der Kunst um ihrer selbst willen hervorgebracht werden, aber sie dürfen, wie die lebendigen Geschöpfe, nicht um ihrer selbst willen existieren.

Ehrgeiz: Wenn die Kraft, die den schwingenden Körper an den Mittelpunkt fesselt, sich als zu gering erweist, so stürzt er ins Chaos.

Ich las das ergreifend wahre, von tiefster Idealität erfüllte Bekenntnis-Buch eines russischen Arztes, das viele Betrachtungen über die Medizin und wertvolle Aufschlüsse über das innere Getriebe dieser Wissenschaft enthält. So müßte jeder in seinem Beruf stehen, jeder Schuster, Schneider, Beamte, Bauer müßte, freilich mit weniger Bewußtsein und mehr Ursprünglichkeit, den ganzen Kreis seines Tuns und Treibens umfassen und infolgedessen auch verantworten können; und wenn auch nur die Besten so gut wären, könnte die Welt ein ganz neues Gesicht bekommen. Denn am Ende, wie mans auch dreht, handelt es sich immer nur um das ganz banale „seine Pflicht tun", nur daß es keine moralische Formel, sondern eine blutlebendige Kraft sein muß, die alle Fähigkeiten und Möglichkeiten des Einzelcharakters begrenzt und zusammenhält, sie zugleich erzeugt, erweitert, organisiert und harmonisiert.

Lerne dein Werk hassen, damit du seine Fehler endeckest.

Ein tragisches Motiv: Einer will immer nur zu den Wenigen sprechen und für die Auserwählten schaffen; es geschieht ihm aber, daß er nur auf die Masse wirkt. Am Erfolg geht er zugrunde.

Parabel. Ein Mörder fängt in der Zelle einen Sperling, den er mit ängstlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit behütet. Um des Tierchens willen tyrannisiert er die Zellengenossen und erlaubt niemals, daß das Fenster geöffnet werde. Einmal geschieht es doch und im Zorn erschlägt er den Kameraden mit einem furchtbaren Fausthieb. Indessen entflieht der Vogel durch das offene Kerkerfenster.

Form ist alles. Nein, Inhalt ist alles. Stil ist alles. Nein, Stoff ist alles. Ach Tor, dem lebendigen Organismus ist kein Oben

wichtiger als ein Unten, kein Außen teurer als ein Innen. Puppen aus Wachs aber brauchen nicht Herz noch Nieren und ausgestellte anatomische Präparate können der Haut entraten.

Jakob Wassermann

Hilligenlei

Frenssens neuer Roman wurde wie eine sensationelle Premiere vom Publikum erwartet, und die Wartezeit vertrieb man sich mit Legenden, an denen, wie meistens in Deutschland nach großen Erfolgen, auch der Neid mitredigiert hatte. Es wurde von einem fabelhaften Honorar gefaselt, das den früheren Pfarrer mit einem Schlage zum ausgewachsenen Kapitalisten beförderte, und von einer reichen Dame, die den Erfolg des „Jörn Uhl" gemacht haben sollte. Man wollte nicht, daß es da mit natürlichen Dingen zugegangen sei, wahrscheinlich weil die Leute nicht mehr wußten, warum sie diesen Bauernroman mit solchem Entzücken an sich gerissen hatten. Es war eben ein Reaktionserfolg gewesen. Inmitten lauter ängstlicher Literatur, die sich durch ihre Erziehung zur korrekten Objektivität und Unpersönlichkeit empfahl, bekam man plötzlich ein großes Stück Poesie aus den Händen eines warmen Menschen, der sein Herz, sein Dichterherz gleich mitgab und den Lesern gemütlich und brüderlich zuredete, wie das in Deutschland früher vor den Erfindungen moderner Programme üblich war. Man sagte sich außerdem, und mit großem Recht: wie schön doch dieser Pfarrer dichten kann! Wo jetzt von „Hilligenlei" die Rede ist, hört man immer das Gegenteil: wie schön doch dieser Dichter predigen kann! Es ist selten von dem eigentlichen Roman die Rede, fast ausschließlich von einer Predigt, die er enthält. Der Pfarrer Frenssen hat wieder die Kanzel bestiegen, um der größeren Gemeinde, die ihm der Schriftsteller geworben hat, das fünfte Evangelium von dem wahren Jesus zu predigen, der ein Mensch war, nicht Gottes Soh'n. Der Dichter Frenssen bekämpft die Dichter Mathäus, Markus, Lukas, Johannes mit den kritischen Waffen der modernen Bibelkritik, der Künstler führt die eiserne Wissenschaft wider die goldene Legende. Der Held seines Romans, ein zarter Träumer, der aus einem Seemann zum Theologen wird, reduziert das Leben Jesu auf die Tatsachen, die eine strenge historische Forschung noch zuläßt, und es ist nun allerdings reduziert genug geworden. Mit dem Goldgrund der Legende hat Frenssen auch alle poetischen Lichter von dem gereinigten und restaurierten Bilde des jungen Zimmermeisters, wie er sagt, fortgewischt. Der größte und populärste Redner aller Zeiten läßt nun nicht mehr ein Kamel durchs Nadelöhr gehen, sondern er sagt höchst verständig und verständlich: „Wie schwer ist es, daß ein Begüterter ins Hlmmelreich kommt." Frenssen gerät hier in eine merkwürdige Parallele zu dem Zola der letzten Periode, der auch aus der Kritik gleich wieder neuen Glauben und aus der Wissenschaft Poesie machen wollte. Wenn es dem liberalen Protestanten Herzenssache war, die Resultate der modernen Bibelforschung zu popularisieren, so hätte das in einer Broschüre geschehen können statt in einem Roman, der als Kunstwerk durch diesen eingezwängten Keil eines neuen Lebens Jesu auseinander getrieben wurde.

Hilligenlei, ein kleines verschlafenes Städtchen an der Nordsee, dient dem Roman als Symbol für eine Frenssensche Lebensanschauung. Heilig Land war dort und soll wieder sein. Der eine, der einzige findet es in dem Menschentum Jesu, die andren, seine Jugendgenossen verlieren diese Kindersehnsucht, sie suchen Reichtum, Macht, Liebe, dafür sind sie auch gegen den Propheten wohlgeratene, gerade gewachsen Menschen. Frenssen ist am stärksten in diesen ganz irdischen Lebensläufen, er zeigt da wieder eine natürliche Fruchtbarkeit, eine mühelose Bildkraft, um die ihn die meisten Modernen mit ihren gequälten auf banale Wahrscheinlichkeit dressierten Erfindungen beneiden müßten. Leider bewies aber schon der „Jörn Uhl" die geringe Zucht eines großen Talentes. Wir haben heute mehr Literaten als Dichter; trotzdem wäre es Frenssen zu wünschen, daß er die Scheu vor dem Baum der Erkenntnis verliere, daß er begreife, was gut und böse ist in künstlerischen Dingen. Gut ist das ursprünglich Elementarische seiner Figuren, die wurzel-

hafte Vegetationskraft, die sich gegen seine eigenen Verstutzungs- und Verschönerungsversuche erhält, böse dagegen die fortwährende Verhimmelung, die Begeisterung für seine Geschöpfe, die er auf jeder Seite auch dem Leser abverlangt. Diese kräftigen Seeleute und die schönen starken Mädchen, die sie daheim zu Frauen heranreifen lassen, besingen sich gegenseitig in schwärmerischen Hymnen, der Bräutigam die Braut, der Freund den Freund, die Schwester die Schwester. Sie vergleichen sich von innen und außen, tauschen ihre tiefsten Geheimnisse aus, und wenn sie sich gegenseitig die Schönheit ihrer spröden Seelen versichert haben, wollen sie noch als einsame und schweigsame Naturen des Nordens gelten. Frenssen hat eine Beredsamkeit des Herzens, die schnell wirkt, die sich aber auch schnell auswirkt; er begeistert so oft und rührt so momentan, daß dem Leser kein Nachsinnen und Nachfühlen mehr übrig bleibt. Er verbraucht seinen Reichtum und verbraucht uns durch eine Gefühlsüberhitzung, der immer eine Abkühlung folgen muß. Der verliebte Eifer des Zeugenden läßt seinen poetischen Kindern nicht das stille selbstverständliche Dasein, gönnt ihnen nicht die letzte Unabhängigkeit, mit der das Produkt sich von dem schöpferischen Ingenium loslösen muß, gerettet unter den Schutz der Form, die das Organische, Pflanzenhafte des Lebens in einen edleren, dauernderen, vor Verwesung geschützten Stoff umwandelt. Sein Monument wird schwerlich von Erz sein.

Arthur Eloesser

Die Verwandlung des Dionysos

Es ging schon zum Abend, als Dionysos der Eroberer sich einer kleinen Stadt in Arkadien näherte, die von einem sanften Hügel hernieder sich ohne Mauer, als ob sie Überfall nicht zu fürchten hätte, in das Tal hinein ausbreitete. Die Menschen in dieser Stadt lebten in ziemlicher Ruhe und Heiterkeit und ihre Gemütsart wurde allzu sehr von den Melodien der Hirtenflöte geleitet. Es war viel Tugend in ihr, und darum blickten die Götter mit wenig Wohlgefallen und fast mit Verachtung auf sie.

An diesem Abend nun kamen wie gewöhnlich die Weiber aus den Häusern hervor, hockten vor den Türen, sahen den spielenden Kindern zu oder fanden sich zu einer Schwätzerei zusammen. Schon hörte man die Musik der heimkehrenden Hirten, die trillernden Flöten und das tiefe Hupp-Hupp der Schalmeien.

Auch Dionysos hörte es. Der Satyr, der vor ihm her die Panther wie eine Koppel Hunde hielt, schüttelte die Stricke; es kam Unruhe in die Katzen, und sie murrten tief aus der Kehle.

Da faßte ein Schrecken die Hirten, sie brachen ihre Melodien ab und trieben eilends die Herden in die Stadt. Die Weiber, die sie mit Lachen wollten willkommen heißen, erstaunten über die ungewohnte Hast der Heimkehrenden. Sie fragten, ob Wolf oder Luchs oder die wilde Katze der Berge sich gezeigt habe, aber die Hirten verdoppelten ihre Hast, gaben Antwort ohne Auskunft und brachten die Tiere zu Stall. Und, was noch niemals geschehen war, vor der kurzen Dämmerung des Herbstes, bei wolkenlosem Himmel, war die Stadt wie ausgestorben.

Der Schweigenden näherte sich Dionysos. Seine weiße Gestalt wurde größer, die Satyrn und die Nymphen aus Nysa, die Ammen des zweimal geborenen Gottes, drängten sich enger an ihn, eine Pauke scholl, die Becken schlugen zum Lärm bereit aneinander und die Panther knurrten tiefer. Aber noch schwiegen sie. Immer näher kam der Zug der Stadt. Je näher er kam, um so fester wurde der wirre Knäuel, um so stürmischer pochte der vielgemischte Klang aus dem Haufen. Man hätte meinen können, daß eine Rotte von Aufrührern und Verschwörern einherstürmte. Plötzlich schwärmten sie aus, und der Jubel brach hervor, Gesang, Paukenschlag und ein süßes, schneidendes Lied der Flöte. Dryaden und Hamadryaden drängten sich in Busch und Baum, aber aus den Quellen und von den Felsen stiegen die göttlichen Weiber und strömten in den Zug hinein. Die Stadt jedoch, auf den Wink des leuchtenden Dionysos, verstand den göttlichen Lärm nur so, als käme ein Unwetter aus den Bergen. Aber wo in den Stuben die Familien zusammen saßen, trat ein Unfriede an den Tisch, der Mann sah voll Haß auf die

Hausfrau, die Kinder voll Trotz auf die Eltern. Ein jedes machte sich ein Geschäft, durch das Zimmer zu laufen, und hütete sich, den andern zu berühren. Wer allein in seinem Gemach war, entzweite sich mit sich selber, geriet in eine wilde, entschlossene Unsicherheit, die Mädchen fühlten, daß sie keinen Widerstand leisten würden, und die jungen Männer, daß sie sich nicht scheuen würden, Gewalt zu gebrauchen. Plötzlich schrien sie auf. Zum Fenster herein wuchs mit Schlangenschnelle der Efeu, vom Markte her rauschte der Brunnen wilder als ein Frühlingsbach, und Quellen rieselten überall zwischen Mauern und Quadern hervor. Und nun vernahmen sie das wilde, göttliche Wesen, das in die Stadt drang.

Zwei Schwestern hörten es, Alkathoe und Leukippe, rein behütete Töchter eines fast königlichen Mannes; ihre Spinnrocken umgrünten sich mit Reben und Lorbeer, der Faden wurde unter ihrem benetzten Finger zu einer Ranke; da schrien auch sie auf, beide in einem Schrei, und stürzten auf den Markt. Aus allen Häusern stürzten die Weiber heraus und mischten sich in den Zug. Sie rissen die Kleider von der bedrängten Brust, bekränzten sich mit Efeu und stimmten in den ganz entfesselten Jubel ein. Niemanden kümmerte es, kaum zum Gelächter, wenn ein Paar in den Weg sank, und die Verliebten brausten nach verbüßter Lust wieder zu den Übrigen heran. Die ganze Nacht stürmte der Taumel übers Land. Aber während der ganzen Nacht sahen Alkathoe und Leukippe nicht das Antlitz des Gottes, so sehr sie auch unter die Satyrn drängten, er flog ihnen voran, wie die führende Wildgans ihrer winklig geteilten Schar.

Als der Morgen dämmerte und sie krank und übernächtig, verstummend von der Heiserkeit ihrer Kehlen, von der Kälte des Taus und der schwebenden, blassen, reinen Helle, gebändigter scheinbar, aber mit einer Beimischung von Haß in ihrer müden Lust, sich zu fast geordneten Reihen fügten, musterten sie einander. Da sah ein jedes in ein fremdes, unerträglich fremdes Gesicht. Sie fröstelten bis in die Herzen vor den fremden Gesichtern ringsum; aber sie fühlten die Kraft nicht mehr und eher einen Widerwillen, in Weineslust und Liebe das Fremde hinwegzuglühen, sei es für den Rausch des einen göttlichen Augenblicks, in dem die feste, weizentragende Erde klafft und mit den Feueraugen der Unterwelt die Ewigkeit hereinschaut. Sie sahen von einander weg; sie sahen geradeaus und gingen geradeaus, und wie nach einer fernen Erinnerung horchend, horchten sie betroffen, bitter und selig auf die Musik, und sie klang ihnen wie die einer Leier. Immer mehr ordnete sich der Zug, er keilte nicht mehr ineinander, schon schlüpften von den Nymphen der Berge und Bäche manche und manche davon.

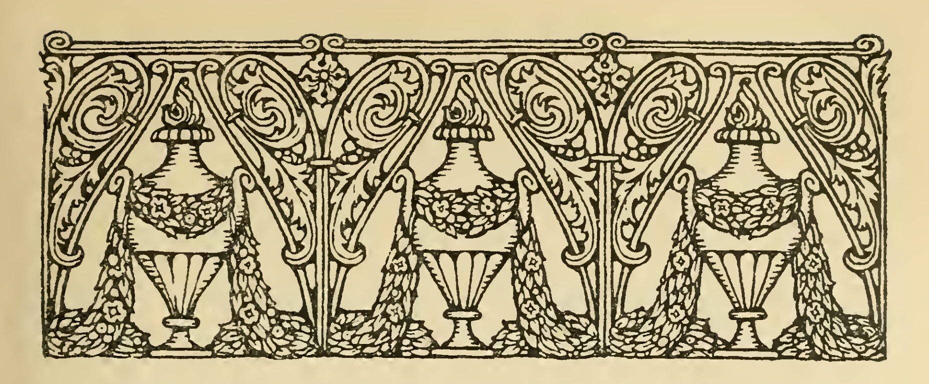
Und immer noch nicht hatten die Schwestern Alkathoe und Leukippe das Auge des Dionysos gesehen. Da näherte sich ihr Weg einem andern, den er kreuzte, und auf diesem andern — sie erstarrten alle, alle, bis auf den Gott, im fürchterlichen Schrecken — kam unterm Lärm der Pauken, Triangeln und Flöten, umjubelt von thyrsusschwingenden Weibern und schreienden Satyrn, frischglänzend vom Morgentau die ganze Schar, der Gott Dionysos einher. Alkathoe sah in sein leuchtendes Gesicht, in die dunkeln, schimmernden, ewig vertrauten Augen; sie warf die Hände in die Höhe, und so, als wollte sie sich in eine Tiefe stürzen, rannte sie querfeldein unter die Löwen und Esel, Pane und Silene, dem Gott vor die Füße.

Ihr nach die andern, und nur Leukippe nicht. Zögernd, bangend, und einer nie gefühlten Würde voll, und ohne Schüchternheit schritt sie auf den ersten Dionysos zu, um ihm ins Gesicht zu sehen, und sie erkannte den Drachentöter Apollo. Der verwandelte Dionysos nahm sie mit Götterkraft und schwebte mit ihr dem fernen Gebirge zu. Dort, auf dem höchsten Grat, verloderte er in die Glorie der empordonnernden Sonne; sie aber blieb zurück, sie sank hin, und als Quelle, in Schleiern rauschend, hängt sie über Klippen und Felsen ins Tal hernieder.

Tobias Fischer



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 53
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Die Umwandlung des Gottesbegriffs / von Ellen Key



Es gibt kaum etwas Augenfälligeres, als wie unbestimmt, wie unzugänglich der persönliche Gottesbegriff im Vergleich mit jenem Gottvater geworden ist, der den Gebildeten vor einem halben Jahrhundert im Psalmbuch begegnete, während er für die Ungebildeten die Gestalt des kräftigen aber gutmütigen Hausvaters annahm, wie ihn die Bauernmalereien darstellen. Oder mit dem „Herrn", den der Pietismus in ein clair-obscur von Gnade und Zorn stellte, das clair-obscur, von dem der Gekreuzigte sich im Vordergrunde abhebt. Ja, selbst die Auffassung der Aufklärungsepoche, die sich Gott als den großen Weltmechaniker dachte, ist fest und klar, verglichen mit dem Glauben der Gegenwart an einen „persönlichen Gott", ein Glaube, der nichts anderes ist, als unruhiger Zweifel, stets beschwichtigt durch den Willen, daß es einen Gott geben müsse, oder auch ein heißes Sehnen, gekühlt durch den Hauch einer Stimmung, wie sie in großen Augenblicken durch die Seele zieht. Das eine wie das andere ist ein Abglanz auf den Wolken, nach dem Untergang der christlichen Lebensanschauung, nicht die Morgenröte einer neuen, religiösen Epoche. Eine solche bricht nur da an, wo die Mystik des Evolutionismus im Begriff ist, sich zu Religion zu verdichten. Und um Euckens Bezeichnung von den charakteristischen Religionen und ihrer selbständigen Innerlichkeit zum Unterschied von der universellen Religion zu gebrauchen — wird diese neue Religion auch die vor allen anderen charakteristische sein, weil sie eine vor allen anderen individuelle sein wird.

Der persönliche Gottesbegriff hat in so hohem Grade alle Form verloren, daß er sich der Spekulation jetzt beinahe als eine denkende Luft darstellt, während er für das Gefühl noch immer die Gestalt eines Vaters annimmt, doch eines Vaters, an dessen Allmacht, Allweisheit und Allgüte der Gedanke zweifelt.

Immer mehr Menschen sehen ein, daß in solchen Worten, wie daß Gott Geist, persönlich, lebendig, daß er die Liebe ist, Bestimmung, Begrenzung, Abhängigkeit liegt. Ein Gott, dessen Bewußtsein die Erde und die Menschheit und das Weltall um-

fassen sollte, so wie das Bewußtsein des Menschen seine Körperlichkeit umfaßt, ist teils nur ein Gleichnis, teils etwas, was uns nichts sagt. Denn unser Bewußtsein umfaßt nur einen sehr geringen Teil unserer Körperlichkeit wie unseres Seelenlebens; beide gehen in den uns unbewußten Tiefen unseres Seins ihren Gang. Wer Gott Persönlichkeit beilegt, weil für die Erfahrung des Menschen Persönlichkeit die höchste Lebensform ist, meint, daß sich eine unendliche Persönlichkeit ebensowohl denken lasse wie ein unendlicher Raum, daß keines von beiden der Vernunft zu widerstreiten brauche, wenn es auch alle Vernunft übertrifft. Doch noch niemals hat sich ein Menschengedanke einen unendlichen Raum, eine unendliche Zeit, eine unendliche Persönlichkeit korrekt vorgestellt. Im selben Augenblick, in dem das Wort ausgesprochen ist und die Vorstellung und das Gefühl sich des abstrakten Begriffes bemächtigt, wird dieser durch das Gesetz zusammengedrängt, das der Menschengedanke nicht durchbrechen kann, das Gesetz, welches alle seine Vorstellungen unerbittlich in räumliche und zeitliche Grenzen bannt, wie sehr sich diese auch erweitern mögen. Für den Menschen bedeutet der Begriff Persönlichkeit mit Notwendigkeit Selbstbewußtsein; dieses wieder ist davon bedingt, daß wir körperlich wie geistig unsere Bestimmungen — mit anderen Worten Begrenzungen — im Verhältnis zu anderen Dingen und Persönlichkeiten erkennen; dies hat wieder zur Folge, daß wir von den durch diese hervorgerufenen Umständen abhängig sind. Eine unendliche Persönlichkeit müßte alles andere Sein in sich einschließen, würde aber dadurch von der Unvollkommenheit alles Seins bestimmt, das dieser Unendliche entweder nicht hindern konnte oder wollte.

Die Menschenseele hat, als sie den Gedanken frei wie den Vogel nannte, einen ihrer vielen Irrtümer in einem Bilde kristallisiert. Keiner von beiden ist frei: die Lerche kann sich nicht über Bergspitzen von einer gewissen Höhe emporschwingen, der Gedanke kann nicht umhin, von den Formen der Erfahrung bestimmt zu werden. Als der kleine, an die Erde gefesselte Mensch sich seinen Gottesbegriff nach seinem Antlitz geschaffen hatte, ein Schaffen, bei dem die Vatergestalt der letzte Entwurf war, wies er dann auf diesen Begriff als Beweis dafür hin, daß die Vernunft, die „Gott denken konnte", ein Ausfluß Gottes sein und so die Bedingungen für die Erkenntnis von Gottes Wesen, Willen und Wegen besitzen müsse!

Das Bächlein für einen Ausfluß des Meeres zu halten, das ist der natürliche — und verhängnisvolle — Irrwahn des Menschen auf dem Gebiete der Religion.

Man hat dargelegt, daß der Trieb der Hellenen, alles zu vermenschlichen — ein Trieb, der uns unter anderem ihre Kunst gab — durch den Platonismus in das Christentum Eingang fand. Aber es war doch Jesu „Gottvaterlehre", die hier vor allem die Quelle des Anthropomorphismus wurde.

Daß das Abendland so lange im Anthropomorphismus verharrt hat, beruht vielleicht auf demselben Bedürfnis, das religiöse Lebensverhältnis zu verinnerlichen, das zur Personifikation des Gegenstandes des religiösen Gefühles mitgewirkt hat. Der Vaterbegriff bekam die Macht der „Zwangsvorstellung" und hat

sie teilweise noch, obgleich er — während die Zungenfertigkeit in seiner Anwendung sich gesteigert hat — immer fadenscheiniger geworden ist, so wie die Strandmuschel von der Brandung immer dünner gespült wird.

Und was sind alle Begriffe der Theologen und Philosophen von Gott anderes als Muscheln, die aus dem Meer des Unendlichen mit dem Schaum der Worte auf dem Strand umhergeschleudert werden, wo das Menschliche und das Unendliche sich begegnen — sich begegnen gerade an jenem Schaumrand, der verbirgt, wo das eine anfängt und das andere aufhört? Es gibt Leute, die großen Ernst darauf wenden, zu beweisen, daß, wenn diese Muscheln nicht wären, das Meer nicht wäre, während andere wissen: wäre das Meer nicht, so wären auch die Muscheln nicht! Diese Letzteren sitzen still am Meeresstrande, wo sie auch unzählige Versteinerungen früherer aus dem Meer geborener Lebensformen finden. Sie wissen, daß die Religionsbegriffe, die man jetzt als so wesentlich für die Menschen der Gegenwart ansieht, in Zukunft dieselbe Bedeutung haben werden wie geologische Ablagerungen. Doch je klarer sie die Vergänglichkeit der Formen erkennen, desto heißer sucht ihre Liebe das Meer selbst, das niemals altert, das ewiglich schafft, das spielt und tötet und lächelt in seiner ewigen Stärke, während die Menschenkinder an seinem Strande mit Muscheln spielen.

Als der Glaube an den Teufel und damit an die böse Geistereinwirkung als Ursache der qualvollsten Erfahrungen des Lebens zu schwinden begann, da erst rückte die Frage eines persönlichen Gottes näher. Der Teufelsglaube als Lösung des Rätsels des Dualismus, war trotz all seiner Schrecken ein fröhliches Spiel im Vergleich mit dem Problem, das sich dann erhob. Es ist bezeichnend, daß die Hexenverfolgungen, — in denen der Teufelsglaube seinen Gipfelpunkt erreichte — mit der Zeit von Spinozas Gedankenarbeit zusammenfallen.

Von Spinoza angefangen hat nämlich das europäische Denken niemals aufgehört, an der Befreiung des Weltbildes vom Dualismus und an der Befreiung des Gottesbegriffes von der Persönlichkeitbestimmung zu arbeiten; von Kant an niemals mit dem Versuche aufgehört, den Beweis für die Existenz Gottes vom Gebiet des Gedankens auf das des Glaubens zu verpflanzen. Denn der Satz, daß die Gründe für den Gottes- und Unsterblichkeitsglauben nicht mit Notwendigkeit aus dem Denken hervorgehen, hat, folgerichtig angewandt, das Philosophieren über diesen Gegenstand immer zaghafter gemacht und immer zahlreichere zum „Glauben" geführt, der ja nicht auf Vernunftschlüsse, sondern auf das Gefühl baut. Und obgleich man noch behauptet, daß ein folgerichtiges Nachdenken über die Lebensprobleme zu dem Glauben an einen persönlichen Gott führen müsse, so stützt man doch — wie gesagt — heute seinen Glauben nicht auf die logische Notwendigkeit dieser Gedanken, sondern auf seinen Willen, die eben erwähnten Bedürfnisse zu befriedigen.

Doch selbst für ein geringes Maß von Denkkraft muß diese Situation früher oder später unhaltbar werden. Denn wenn es einerseits gewiß ist, daß unsere religiösen Bedürfnisse nicht bestehen würden, wenn nicht Generation für Gene-

ration erfahren hätte, daß sie befriedigt werden können, so ist es andererseits ebenso gewiß, daß diese Bedürfnisse auf die verschiedenste Art befriedigt werden können und daß die Existenz eines Bedürfnisses ebensowenig beweist, daß es nach unserem Wunsch befriedigt werden kann, als der Hunger des Kindes bedeutet, daß es das Tischleindeckdich des Märchens finden werde!

Die christliche Weltanschauung der religiösen Frage ist jedoch durch die Gewißheit bestimmt, daß der Mensch eben mit dem Christentum dieses Tischleindeckdich erhalten hat; daß er ebensowenig geistig selbsterwerbend wie geistig selbsterlösend zu sein braucht. Dieser Anschauung steht jedoch der stärkste Wille der Gegenwart gegenüber: der Wille, auch in religiöser Beziehung das Wunder und das Erbe aufzuheben, um die Selbsttätigkeit jedes einzelnen Menschen für die Befriedigung der religiösen Bedürfnisse zu fördern.

Der Begriff Religion ist sehr richtig als die stärkste Form des Lebensgefühls bezeichnet worden, das der Mensch auf die für ihn höchsten Werte richtet. Die Gottvatervorstellung ist lange Zeit der Inbegriff dieser höchsten Worte gewesen. Die große Umwertung der Werte, die sich jetzt auf religiösem Gebiete vollzieht, kommt vor allem daher, daß der moderne Mensch den Vorsehungsbegriff in der äußeren Natur nicht beibehalten konnte, während er gleichzeitig gezwungen war, den der Gesetzmäßigkeit anzunehmen. Doch mit einer Unredlichkeit des Denkens, so grob, daß sie, in Handel und Wandel umgesetzt, Strafarbeit zur Folge hätte, fährt doch die Mehrzahl fort, für jede wunderbare Rettung, jede günstige Wendung des Schicksals Gott zu danken; seine weisen Ratschläge zu preisen, wenn man sie in einem Strafgericht oder einer Belohnung zu erkennen glaubt, während sie der Natur oder den Menschen selbst alle Unglücksfälle in die Schuhe schieben, sei es, daß sie Gott versucht oder seine Strafe herausgefordert haben!

Aber, wenn der opferwillige Retter zusammen mit dem Betrunkenen, den er zu retten versucht, ertrinkt; wenn die Kinder der sich für die Ihren rackernden Mutter ebensowohl in ihrer Abwesenheit zu Schaden kommen wie die der fahrlässigen Mutter; wenn der Arzt an der Krankheit stirbt, die er zu heilen sucht; wenn das Erdbeben die nützlichen Gesellschaftsmitglieder vernichtet, aber den Abschaum verschont; wenn die Starken dahingerafft werden und die Kraftlosen am Leben bleiben — in diesen und unzähligen ähnlichen Fällen wehrt man die logische Schlußfolgerung damit ab, daß „Gottes Wege unerforschlich sind". Aber — die so sprechen, wenden nur Worte an ihren Vorsehungsglauben, während sie keinen Gedanken mehr daran wenden, darnach zu handeln! Denn niemand schöpft heute aus seinem Gottesglauben die Stärke, die die Menschen errangen, welche überzeugt waren, daß die Naturgesetze ihren Gebeten weichen müßten.

Die Zeit ist lange vorbei, wo man z. B. seine Schiffe durch Gelübde versicherte, den Armen gewisse Gewinnanteile auszufolgen, oder wo man die Genesung des Kranken in Gottes Hand stellte, ohne einen Arzt zu rufen. Jeder Geistliche unter vierzig Jahren weiß jetzt, daß Gebete um „gutes und dienliches Wetter" ebenso

unvernünftig sind, als Gebete um gute Ernte ohne vorherige Aussaat sein würden. Immer mehr Landleute sehen ein, welche Sinnlosigkeit in dem Rate liegt: „Bete, aber bete mit der Hand auf deinem Pfluge!" Denn sie sehen, daß wer Gott leugnet, aber das Land gut bestellt, eine Ernte erhält, wie sie die Gebete des Nachbars nicht erzielen können, wenn seine Erde oder seine Behandlung der Erde schlechter ist. Ja, wer drei Tage hintereinander folgerichtig nach dem Vorsehungsglauben handelte, der würde sicherlich in eine Heilanstalt gebracht werden, in so hohem Grade ist der Begriff der Gesetzmäßigkeit in das allgemeine Bewußtsein eingedrungen! Immer zahlreicher werden ja auch die Gottgläubigen, die zugeben, daß das Gebet nicht auf den Naturverlauf einwirkt; daß Gott sein Wesen darin eben durch die Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit ausgedrückt hat, mit der diese Gesetze wirken.

Aber wenn dann der Mensch Gott in diesen Naturgesetzen sucht, dann findet er, daß sie eine tiefe Gleichgültigkeit gegen alle sittlichen Gesichtspunkte zeigen, eine große Zwecklosigkeit neben dem Zweckmäßigen, eine unerschütterliche Kälte gegenüber allem Leiden. Das Zwitschern des Sperlings im Schnee klingt nicht mehr wie ein Lobgesang an den Gott, der auch für die Sperlinge sorgt, sondern wie eine Klage über die Hungersnot. Sehr zutreffend hat man dargelegt, daß der „Glaube an die Natur" ein letzter Aberglaube gewesen ist, ein Gemisch von wissenschaftlichen und dichterischen Gesichtspunkten, wie alle ähnlichen Personifikationen der Zusammenfassungen, ohne die die Wissenschaft nicht arbeiten kann. Aber wenn schon dieser Glaube des Naturalismus an die Natur von der Natur selbst völlig widerlegt ist, um wieviel mehr straft nicht die Natur alles Gerede Lügen, daß Gottes Wesen sich in ihren Gesetzen offenbare.

Wer Krankenhäuser oder Irrenhäuser besucht hat, wer Zeuge von Unglücksfällen war, z. B. die Wellen ein Menschenleben verschlingen gesehen hat, Wellen, die kurz darauf eben so spiegelglatt daliegen wie zuvor, wer eingesehen hat, daß die lebende Natur, soweit der Mensch sie kennt, auf den Untergang der einen Wesenserie durch die andere begründet ist, der müßte außerstande sein, überhaupt zu denken, wenn er noch den Glauben an die Gesetze der Natur als an den Spiegel eines Vaterwesens zu behalten vermöchte! Ein Denker unserer Zeit, W. James, hat auch zugegeben, daß die Ehrlichen die Natur nicht mehr religiös oder poetisch auslegen können; daß die Disharmonie zwischen der Natur und dem göttlichen Geist, den sie ausdrücken soll, wirklich, nicht scheinbar ist; daß die Erscheinungen, die man als Beweis für die Existenz Gottes auffassen könnte, von anderen, ihnen widerstreitenden aufgehoben werden; daß die Anbetung eines Gottes, dessen Ausdruck die Natur sein sollte, folglich für einen evolutionistischen Gedankengang unmöglich wird. „Denn die Natur zeigt nur unendliche Bildbarkeit und vollkommene Gleichgültigkeit. Entweder ist Gott nicht in der Natur, oder er ist so unvollkommen darin, daß die Natur nicht sein letztes Wort sein kann . . ."

Aber wenn man so den Begriff eines Gottes, der sich in der äußeren Natur ausdrückt und unbegrenzte Macht über diese besitzt, preisgibt, wenn man mit Spinoza

eingesehen hat, daß Gott ebensowenig irgend ein anderes tatsächliches Verhältnis in der Welt der Notwendigkeit aufzuheben vermag, als er aufheben kann, daß die drei Winkel eines Dreiecks zwei rechten gleich sind, da wird es für ein folgerichtiges Denken unmöglich, nicht früher oder später einzusehen, daß die Gesetze in der psychischen Natur ebenso fest sein müssen, daß Gott sich dort ebensowenig als wirkende Ursache denken läßt. Nachdem wir nicht mehr erwarten, daß Gott Wind und Wetter, Gesundheit und Krankheit, Sieg und Niederlage nach all den einander widersprechenden Gebeten richtet, die einen unsichtbaren Dunstkreis um die Erde bilden, wird unser nächstes Entwicklungsstadium das sein, daß wir einsehen, wie alle Abläufe des geistigen Lebens, — die religiösen Offenbarungen, die Gnadenwirkungen, die Erhörungen — mit derselben Notwendigkeit aus gegebenen seelischen Ursachen entstehen, sich entwickeln, ihren Höhepunkt erreichen und ihren Niedergang finden.

Ein Kind fängt an, an den Herrlichkeiten des Himmels zu zweifeln, wenn es sieht, daß es niemals Perlen oder Zuckergrütze regnet, immer nur Wasser oder Schnee. Der Erwachsene beginnt zu zweifeln, wenn er findet, daß der geistige Niederschlag stets im Verhältnis zu den Temperaturveränderungen, den Jahreszeiten und der geographischen Lage unserer eigenen inneren Welt steht.

Es ist dann ebenso unmöglich, sich einen in die religionshistorische Entwicklung oder in die religionspsychologischen Erfahrungen des Einzelnen eingreifenden Gott zu denken, wie einen Gott, der die Bestimmung des Dreiecks ändern könnte. Es ist darum nicht länger möglich, die Erfahrungen der Gnade, der Erhörung und der Offenbarung anders zu deuten, denn als Äußerungen der eigenen, ihm selbst lange unbewußten geistigen Tätigkeit des Menschen. Es müßte denn ein Gott angenommen werden, der der physischen und psychischen Natur, die er geschaffen, untertan wäre, bestimmt durch sein Verhältnis zu seinen Schöpfungen und von diesen umstimmbar, wenn es sich um die Befriedigung ihrer geistigen und körperlichen Forderungen handelt. Eine dritte Möglichkeit hat noch kein Denkender gefunden.

Keine Schriften des Unglaubens, nein, im Gegenteil, ein Wort aus der „Schrift" hat für die hier Sprechende die Auflösung des persönlichen Gottesbegriffs begonnen, das Wort: Gottes Kleid ist Licht.

Nicht einmal das Licht also, die feinste, schönste, reinste, in ihren Wirkungen wohltätigste aller Erscheinungen der Natur offenbart — nein, verhüllt nur Gottes Wesen?

Wenn sich der Mensch so schmerzerfüllt von der Hoffnung abkehrt, Gott in den Gesetzen der sinnlich-seelischen Natur zu finden und ihn anstatt dessen in der eigenen Welt des Menschen sucht, in den Werten, die der Kulturverlauf geschaffen hat, so findet er, daß auch in den höchsten Gefühlen, auch in dem, was in der Welt der Seele mit dem Licht in der Welt der Sinne vergleichbar ist — in der Liebe — kein Gott sein Dasein offenbart. Denn wenn die Seele des Menschen in der Liebe ihre höchsten

Höhen erreicht hat, dann wird sie dort von ihren verheerendsten Leiden getroffen. Auch hier offenbart sich kein weises und vollkommenes Gesetz; auch hier geht oft das Herrlichste zugrunde, während das Niedrigste besteht. Ja, schon dadurch, daß der Mensch das Schicksal der Liebe auf Erden beobachtet, kann er sich nur zu sehr vergewissern, daß Gott nicht die Liebe ist. Denn wie könnte er sonst sein eigenes Wesen tiefer kranken lassen als alles andere; wie selbst das Bewußtsein aller Qualen ertragen, die sein Weltall einschließt? Ein grenzenloses Mitleid, dies ist das Gefühl, das er dem armen Menschen einflößt, der versucht, den Aufruhr seines Herzens mit dem Gedanken zu stillen: Gott ist größer als mein Herz. Aber ein Tag kommt, wo er fühlt, daß sein Herz größer ist als Gott. Und da kann er ihn nicht mehr in der Unterwerfung besitzen, nachdem er aufgehört hat, ihn in der Liebe zu fühlen. Und ebenso ergeht es dem Menschen, der Gott in der Wahrheit sucht. Von allen Bedürfnissen des Geistes ist das nach Wahrheit das tiefstgehende, aber zugleich das, für dessen Befriedigung der Mensch am wenigsten geschaffen ist. Vor allem gilt dies von der Wahrheit über Gott. Eine Seele muß sehr seicht sein, wenn sie nicht schon vor dem fünfundzwanzigsten Jahre alle „Beweise" für Gott so zerbrechlich gefunden hat, daß sie wie Kartenhäuser vor dem Hauch eines Kindermundes einstürzen. Denn schon jede wache und warme Kinderseele empfindet die unerträglichen Widersprüche zwischen dem Dasein und der persönlichen Gottessehnsucht — bis es dem Religionsunterricht gelungen ist, die Klarheit der Kinderseele zu trüben. Und sowenig sich die sinnlichen und seelischen Naturgesetze so darstellen, als wären sie von der Hand eines liebreichen Vaters oder von dem Hirn eines allweisen Meisters geschaffen, ebensowenig verrät der Kulturverlauf die Leitung eines klarsehenden Blicks. Das Herrliche geht unter, das Wertlose gedeiht, das Böse siegt, — bis es an seinem eigenen Übermut fällt. Auch hier sind alle Erklärungen durch ein Strafgericht oder höhere Absichten oder verborgene Ratschlüsse bedeutungslos, da unzählige Schuldlose durch den Übermut des einen leiden müssen; da die „höheren Absichten" in unablässigem Kampf mit den „verborgenen Ratschlüssen" liegen. Man braucht nicht wie ein Hofprediger in einer Hauptstadt die Hungersnot in einem Teil des Landes in ursächlichen Zusammenhang mit der Sittenlosigkeit des übrigen Landes zu bringen, oder wie ein Landpastor die Dürre in einem Kirchspiel durch einen Tanzboden dort zu erklären! Nein, man muß in seiner Gedankenarbeit, „Gottes Wege mit dem Menschen zu rechtfertigen", tiefergehen und man wird einsehen, daß die Redlichkeit für den Erfolg eines Menschen oft gefährlicher ist als die Unredlichkeit. Macht man sich volle Ehrlichkeit zur Pflicht, dann wird man unfehlbar in denselben Seelenqualen enden, wie Caterina von Siena, die sterbend klagt: „Allüberall habe ich Frieden und Gerechtigkeit verkündet, aber zu wessen Frommen? Und wenn es nichts nützt, wozu diente dann all mein Beten und all meine Andacht? Und diente es zu nichts, wer trieb mich dann an, so zu handeln? Die Stimme meines eigenen Herzens oder —? Und wenn es nicht Gott war? Ist er überhaupt oder ist er gar nicht? Ist alles ein Nichts?"

Stirbt man nicht wie sie an dieser Frage aller Fragen, sondern lebt man weiter, dann kommt ein Tag, wo man zu Tode betrübt gesteht, daß Gott ebensowenig die Gerechtigkeit ist, wie die Allweisheit oder Allgüte oder Allmacht. Jesu Klage: „Mein Gott, warum hast Du mich verlassen?" wird von der noch bittereren abgelöst: „Mein Gott, warum hast Du die Erde der Ungerechtigkeit überlassen?" Und selbst wenn man für den Kultur- wie für den Naturverlauf den unmittelbaren Vorsehungsbegriff aufgibt und Gott nur als Grundquell und Endziel der Entwicklung auffaßt, bleibt der persönliche Gottesbegriff noch ebenso im Widerspruch mit der Wirklichkeit, die sich — unserer intellektuellen, ethischen, ästhetischen Bewertung — so unvollkommen darstellt, obgleich ihre Ursache vollkommen sein soll. Dieser Widerspruch wird nicht durch die Annahme eines Sündenabfalles von Gottes Absichten, oder durch unsere begrenzte Möglichkeit, Gottes Wesen zu durchschauen, oder durch unsere mangelhaften Versuche, Gottes Wege zu wandeln, aus der Welt geschafft. Denn haben wir einmal eingesehen, daß die Weltordung und der Entwicklungsverlauf unseren höchsten Begriffen von Weisheit, Güte und Gerechtigkeit widersprechen, dann stehen wir entweder vor der Wahl, Gott auch zur Ursache des Bösen zu machen, oder überhaupt aufzuhören, menschliche Begriffe auf Gott anzuwenden, weil er mit diesen Maßen gemessen, unseres Abscheues wert ist. Eine andere Gerechtigkeit oder Liebe oder Weisheit als die menschliche können wir uns ja nicht einmal vorstellen; als unmenschlich werden diese Begriffe für uns nur zu leeren Worten, oder sie werfen uns in einen kohlschwarzen Raum voll unbestimmter Schrecknisse zurück. Schon den vom Religionsunterricht unzerstörten Kindersinn empört der „Erlösungsplan", bei dem der Unschuldige für die Schuldigen gekreuzigt wird. Später wird es ein schwerer Kampf, in der Lehre, „und so liebte Gott die Welt, daß er seinen einzigen Sohn dahingab ...." irgendwelche Liebe zu erkennen. Und wenn man schließlich vom schreckensvollen Gott des Protestantismus zu „Gott in der Natur" flüchtet, dann zeigt er sich dort den höchsten Vollkommenheitsgedanken des Menschen ebenso entgegengesetzt. In jeder Antwort, die die Gottbeweisenden oder die Gottberauschten auf das Rätsel des Bösen gegeben haben, klaffen die Widersprüche wie offene Wunden und kein Widerspruch ist blutiger als der des Christentums, das uns auf der einen Seite verkündet, daß das Kreuz von Gottes Liebe als Stütze für das Wachstum meiner Seele gezimmert ward, während die Linderung des Leidens anderer das Zeugnis für das Wachstum meiner eigenen Seele ist. Um selbst an Mitgefühl und Barmherzigkeit zu wachsen, muß ich also anderen ihre Mittel rauben, an Geduld und Demut zu wachsen.

Doch noch verwirrter wird das Problem, wenn man beobachtet, daß das geduldig getragene Leid in unzähligen Fällen die Seele stumpf oder starr macht, während sie hingegen durch das echte Glück stark und sanft, groß und bildbar wird; daß das Mitgefühl nicht der feinste Prüfstein der Seele ist, nein, daß ihr Gehalt sich am besten durch die Fähigkeit einer reichen und reinen Mitfreude zeigt, die ein soviel schwereres und darum auch soviel selteneres Gefühl ist! Aber wenn die

Menschenseele so beschaffen ist, dann wäre es ein wunderlicher Haushalt Gottes, das Glück zu dem Seltenen, das Leiden zu dem Selbstverständlichen zu machen; ja in dem Grade, daß das arme, zitternde Menschenherz bald lernt, bei jedem Freudenschimmer zu fragen, womit es ihn wohl entgelten werden müsse. In dem Grade, daß schon das lebensgläubigste Volk der Vergangenheit von dem Neid der Götter durchdrungen war.

Schon in Hellas brachen Herzen unter der Schwere der Schicksalsmächte, die den Menschen zur Welt kommen, schuldig werden und untergehen ließen. Und noch heute stehen gotthingegebene Seelen vor Hiobs ewiger Frage und leihen der uralten Qual neue Worte: daß sie Gottes Nähe im Glück fühlten, im Glauben an Gerechtigkeit und Wahrheit, an Freiheit oder Liebe, doch ihn in ihrem Leiden durch den verlorenen Glauben an diese Werte nicht mehr empfinden. Sie spitzen Hiobs Frage: „Warum schlägt Gott seinen Diener?" zu der noch schärferen zu: „Warum mordet Gott sich selbst in den Seelen seiner Diener?"

Selbst wenn man mit voller Wahrheit nachweisen kann, daß eine Seele durch das Leid gewachsen ist, oder daß dieses Leid selbstverschuldet oder eine notwendige Folge des Gesetzes der Umwandlung war, so bleibt doch noch die ganz unendliche Summe unvermeidlicher und unverschuldeter Leiden, die mit dem ganzen Rhythmus des Daseins zusammenhängt, nicht nur von Tod und Leben, sondern von dem Leben des einen durch den Tod des anderen. Und von jenen, die erwidern, daß Gottes Wirken durch die Gesetze, die er selbst gegeben hat, bestimmt und begrenzt sei, hat man bisher nie Antwort auf die Frage erlangt: „Warum schuf er seine Gesetze also? Warum richtete er das Leben für den Massenmord ein?"

Die Seele, die lange genug in der nägelbeschlagenen Tonne des persönlichen Gottesbegriffs umhergerollt ist, weiß, daß es ein Spiel ist, unter seiner eigenen Unvollkommenheit zu leiden, im Vergleich damit, unter der Gottes zu leiden, eines Gottes, gegen den all die besten Kräfte in meiner Seele sich als vernunftlos oder machtlos oder herzlos aufbäumen; eines Gottes, der schließlich nur eine Willensäußerung erregt, doch eine leidenschaftliche: sein Mörder zu werden. Für einen so Leidenden wirkt es wie die Kühle des Sommermeers auf geräderte Glieder, schließlich seine ganze Seele in der teuer erkauften Gewißheit sammeln zu können, die der alte Ketzer aussprach: „Das Einzige, was Gott entschuldigt, ist, daß er nicht existiert."

Wenn uns so weder die Kultur noch die Natur, weder die Schicksale anderer, noch unser eigenes eine göttliche Liebe oder Gerechtigkeit gezeigt haben, dann durchlebt man eine Zeit, deren Dunkel tiefer ist, als das des Todes, denn man fühlt sich losgerissen von dem Urgrund, durch den das Leben allein Zweck und Ziel hatte. Da will die Seele nur Vernichtung; da preist man nur die Toten selig und beklagt die Geborenen; da steht man kalt vor allen Schmerzen, weil das Leben selbst der unendliche Schmerz ist, dem gegenüber alle anderen gering erscheinen.

Aber, wenn der oberflächlich ist, der niemals Pessimist gewesen, so ist der, der es immer bleibt, noch oberflächlicher. Blickt man tiefer als bis zur Oberfläche, so ent-

deckt man eines Tages, daß das einzig Sichere, was wir vom Leben wissen, seine Möglichkeit der Umwandlung, seine Bildbarkeit ist. Und mit dieser Entdeckung kehrt die Hoffnung wieder, die Hoffnung, daß das Leben das werden kann, was wir daraus machen. Und wenn auch das Leben nur die Erhaltung der Gattung will, so hat der Mensch es jetzt dahin gebracht, ihre Veredlung zu wollen. Wenn auch das Leben seine Ziele gleichgültig gegen Gut und Böse erreicht, so ist der Mensch jetzt soweit gekommen, daß die Kräfte, die der Gewalt und Ungerechtigkeit entgegenwirken, auch zur Notwendigkeit gehören, zu seiner eigenen Notwendigkeit, seit die Kultur diese Kräfte aus der wilden Natur freigemacht hat. Wenn auch das Leiden ein Teil der Notwendigkeit ist, so ist der Glückswille es ebenfalls, und wenn dieser jetzt bewußt in den Kampf gegen jenes geführt wird, wird sich das Leiden als die Wolkenmassen erweisen, der Glückswille jedoch als die Sonnenmacht.

Doch dieses zielbewußte Eingreifen des Menschen in die Natur wurde bisher vom Vorsehungsbegriff gehemmt, so wie stützende Arme den Mut des beginnenden Schwimmers hemmen, sich mit eigener Kraft über den Wellen zu erhalten.

Das Leiden und die Unvollkommenheit als notwendige Folgen eines Daseins anzusehen, über das der Mensch nur allmählich Gewalt erlangt, erklärt freilich nicht die Frage nach dem Ursprung des Daseins oder nach der Ursache der Entwicklung. Aber man hat die Frage vereinfacht, wenn man die Antwort nicht mehr bei einem vollkommenen Wesen, sondern in dem unvollkommenen Leben selbst sucht. Nicht dem Leben, wie es sich in seiner Zerrissenheit dem Einzelnen darstellt, sondern so, wie es sich in seiner Gesamtheit ausnimmt: als eine Entwicklung in aufsteigender Richtung. Wenn man in den Massenopfern des Entwicklungsverlaufes, seiner Kraftvergeudung, seiner tappenden Unsicherheit nicht mehr angstvoll nach Gottes Finger späht; wenn man weiß, daß nur ein vollkommenes Leben dem Dasein immer mehr Bedeutung für den Einzelnen und für die Menschheit geben kann, dann sieht man auch ein, daß der Gottesglaube nur das Schutzkleid gegen den harten Luftstrich war, der das Leben bisher für unser Geschlecht gewesen ist. Jede Rasse hat sich aus ihrem geistigen Stoff das ihren Lebensbedürfnissen angepaßte geschaffen. Aber so wie die Menschheit in einem heißen Klima oder in feuererwärmten Höhlen ihr äußeres Schutzkleid verlor — und dann durch die Nacktheit eine neue höhere Entwicklung erreichte — wird unser geistiges Bedürfnis nach Schutz durch überirdische Mächte immer geringer, je mehr die Kultur das Leben mildert und seine Unsicherheit verringert. Und es ist nur eine Frage der Zeit, wann der Mensch auch dieses Schutzkleid verlieren und damit in geistiger Beziehung eine höhere Entwicklungsstufe erreichen wird, sie erreichen als seine eigene Vorsehung.

Unsere Zeit erleidet einen großen Kraftverlust durch ihr Schwanken zwischen Evolutionismus und Supra-Naturalismus, zwischen einem Glauben, der nicht mehr ihre Handlungen bestimmt, und einem Handeln, das nicht mehr Kraft aus einem Glauben schöpft. Immer mehr verblaßt das Bild eines persönlichen Gottes,

selbst eines solchen, der die Menschheit nur auf den Weg der Entwicklung gelenkt hat, deren schließliches Ziel das Aufgehen in ihm selbst ist. Wenn zum Beispiel Eucken zugibt, daß wir uns nicht in einer Welt geistiger Art befinden, sondern, daß der Lebensprozeß auf uns selbst fußen muß — und daß wir darum einen neuen Kulturtypus mit größerer Selbständigkeit, größerer lebendiger Kraft brauchen, dann wird wohl jeder folgerichtig Denkende einsehen können, daß seine Basis des Gottesglaubens nur eine so schmale und niedrige Landzunge ist, daß sie jeden Augenblick von den Wellen des Atheismus von der einen, denen des Pantheismus von der anderen Seite überschwemmt werden kann.

Auch Eucken gibt wie James zu, daß das Dasein sich keineswegs als eine Welt des Geistes darstellt; daß die großen Persönlichkeiten dem Fortschritt geopfert werden, daß unendlich viel anderes sinnloses Leid in der Ordnung des Lebens liegt. Aber wenn er den Wert des Leidens beweist, dann kann der Evolutionist lächelnd zuhören. Denn so gut diese Gründe aus dem Gesichtspunkt des Evolutionismus sind, so schlecht sind sie als Verteidigung irgend einer göttlichen Zielbewußtheit in der geistigen Welt. Wenn Eucken die Lichtblitze eines geistigen Zusammenhangs im Dasein als Durchbrüche eines transzendenten Seins erklärt, hat er damit ebensoviel bewiesen, wie der kleine Junge, der die Sterne als die — durch die Löcher nach dem Aufschlagen von Gottes Stab auf den Himmelsboden — ausströmende Klarheit erklärte. Eucken hat dem Dilemma, das für ihn unabweisbar wurde, nicht standgehalten: entweder das geistige Leben als eine Naturerscheinung und alles menschliche Streben als vergänglich anzusehen, oder das geistige Leben als ein selbständiges Sein und das irdische Streben einzig und allein als Brücke zu jener Welt der Wesentlichkeit aufzufassen. Aber für den Evolutionisten existiert dieses Dilemma nicht, da er glaubt — seinen Glauben beweisen kann er ebensowenig — daß die Entwicklung jene Lichtblitze des Zusammenhanges hervorgerufen hat, die das Dasein schon aufweist; daß der Zusammenhang immer größer werden wird, und daß das geistige Leben, so wie es sich in unserem Dasein darstellt, ebenso eine Errungenschaft der Entwicklung ist wie das physische Leben. Euckens Gedanke, daß die „Wesengestaltung" sich unter der Wechselwirkung von Zeit und Ewigkeit vollziehe, so daß durch die Kulturarbeit des Menschengeschlechtes die ewigen Möglichkeiten in der Zeit zu Wirklichkeiten werden, und die Errungenschaften der zeitlichen Arbeit — die Wahrheit, die Sittlichkeit, die Schönheit — in Ewigkeit bewahrt bleiben, dieser Gedanke läßt sich in die Form des Evolutionismus umsetzen und bewahrt dabei alles — mit Ausnahme seiner Ungereimtheit! Denn ungereimt ist es, daß sich die ewige geistige Welt kopflos in die zeitliche und materielle hinabgestürzt haben sollte, die dann die Aufgabe hätte, die Zielbewußtheit hervorzubringen, die in der früheren entweder schon bestand oder fehlte! Leichtfaßlich hingegen — wenn wir im einen wie im anderen Falle die Fragen Wie? und Warum? beiseite lassen, und das Dasein nur so sehen, wie es sich uns darstellt — ist, daß das ewig Seiende durch die Entwicklung auf Erden wie ringsum im Weltall immer wesentlichere Formen annimmt; daß immer mehr seelisch-körperliche

Möglichkeiten Wirklichkeiten werden, daß sich so immer bestimmtere Aussichten für die Bewahrung unserer großen Werte eröffnen. Und schließlich, wenn Eucken das Bedürfnis nach einer Versöhnung zwischen der Psychologie des Idealismus, der das Seelenleben als selbständig ansieht und der des Realismus, der die natürlichen Bedingungen desselben betont, zugegeben hat, kann — wenn die Versöhnung wirklich sein soll — nichts anderes als eine monistische Anschauung aus der Versöhnung hervorgehen. W. James wie Eucken sehen in den Bemühungen des Menschen, die Natur umzuwandeln und die Kultur aufzubauen, in seiner Kampflust für höhere Ziele als die der Natur, in seinem innersten Gefühl, daß seine Arbeit etwas für das Ganze bedeutet, lauter Äußerungen seines Bewußtseins, in Wechselwirkung mit einer geistigen Welt jenseits der sichtbaren zu stehen; einer Welt, für die diese nur ein Schleier ist, einer Welt, ohne die unser eigenes geistiges Leben keine Fülle und Einheitlichkeit besitzen könnte. Dies bedingt auch nach James, daß die physische Welt nicht abgeschlossen ist; daß es Daseinsformen geben kann, die wir jetzt nur zu ahnen vermögen, weil unser Wissen von der Wirklichkeit nur ein Lichtblitz in dem großen Dunkel unserer Ungewißheit ist; daß wir uns in unseren größten Augenblicken im Zusammenhang mit etwas Größerem, Dauernderem, Freierem, Vernünftigerem als wir selbst fühlen, durch das ein neuer Wert geschaffen wird; daß unser Zusammenhang mit diesem göttlichen All-Sein — persönlich oder nicht persönlich — unsere eigene Unsterblichkeit in sich tragen muß. Ob persönlich oder nicht, dies läßt wenigstens James dahingestellt. Denn er ist der Ansicht, daß der Mensch sich daran genügen lassen kann, daß die Ideale fortdauern und sich entwickeln werden, wenn dies auch nicht durch ihn selbst geschieht.

Aber alle Gefühle, denen dieser Gedankengang Nahrung zuführt, ließen sich dem Monismus aufpfropfen und könnten dort ein ebenso kräftiges Leben leben. Nichts anderes ging dabei verloren als einige große Worte! Aus dem Gefühle unserer Einheit mit dem unendlichen und unerschöpflichen All-Sein, aus unserer Eingeschlossenheit in seine ewige Bewegung, lassen sich unsere Gefühle von etwas über uns und außer uns Seiendem, sowie unser eigener Bewegungstrieb leicht erklären. Und wenn man alles erwägt, wohin verlegt der Gedanke — nachdem er mit dem alten Drei-Stockwerke-Weltbild fertig ist — jenes überirdische Dasein, das der persönliche Gott, das ewige Leben, erfüllt? Wohin unser Gedanke auch jetzt schweifen mag, immer findet er „Himmel oben, Himmel unten". Überall begegnet er dem Weltraum oder Weltkörpern. Wie der Supranaturalist sich auch zwischen diesen hindurchwinden mag, um dem schließlichen Zugeständnis zu entgehen, so bleibt doch kein anderer Platz für „Gott" als die Einheit all dieses Daseins; kein anderer Platz für irgend ein anderes geistiges Sein als in den physisch-psychischen Bedingungen der Welt, was jedoch unendlich mehr bedeutet als nur die irdischen Bedingungen. Gottesbegriff, Zweckbegriff, Unsterblichkeitsbegriff, alles hat sich jetzt für den Supranaturalisten in blauen Stimmungsnebel aufgelöst, der noch über seiner Seelenlandschaft liegt und ihr jenen Ton gibt, den er selbst Innigkeit nennt. Aber es ist nur eine Frage der Zeit, wann die Nebel sich zerteilen

werden und er gezwungen sein wird, einzusehen, daß sie aus einer irdischen Atmosphäre entstanden sind; daß sie weit davon entfernt, Denkmäler einer hinter unserem menschlichen Dasein liegenden Wirklichkeit zu sein, vielmehr Ahnungen vor uns liegender Möglichkeiten sind.

Und auch für ihn wird dann jener Seelenzustand eine Notwendigkeit sein, dem ein Dichter in diesen Zeilen Worte geliehen hat:

„Jahrtausende mußten vergehen, bis wir einsahen, daß Laut, Licht und Wärme verschiedene Vibrationsgeschwindigkeiten derselben Kraft seien. Unser Scheitel wird von dem Lichte von Welten gebadet, die wir nicht kennen und denen zu nahen es Ewigkeiten bedürfte. Doch je größer die Welt für uns geworden ist, desto ferner wurde Gott. Und wir sehen ein, daß mehr Religion in der Wissenschaft ist, die nicht alles zu wissen glaubt, als in der Theologie und Metaphysik, die dies zu tun vermeinen." [Obstfelder.]

Der einzige wirklich starke Grund, den die Gottesgläubigen gegen den oben dargelegten Gedankengang ins Treffen führen, ist dieser:

Der einzelne Mensch hat nicht Zeit zu warten. Er hat schon jetzt die Summe der besten geistigen Erfahrungen der Menschheit in der Religion. Da hat er die Hilfe, deren er bedarf, um Tag für Tag sein Leben zu leben, um zu Zielen, die darüber hinausgehen, hinanzureifen. Denn was er jeden Tag braucht, das ist eine Stütze, wenn Sünde oder Sorge an ihn herantreten. Wir sind, geistig gesprochen, nicht in der Lage, das Erbe des Denkens und Glaubens der Väter hinzuwerfen, für die ungewissen Einkünfte, die der Evolutionismus verspricht. Und wir stehen in dieser Hinsicht umsoweniger vor einem Entweder-Oder, als die Wissenschaft selbst nicht endgültig die Frage entschieden hat, ob sie zwei Entstehungsgründe, den teleologischen neben dem kausalen, oder nur den letzteren annehmen soll. Ehe die Wissenschaft sich dieser Entscheidung nur nähern kann, müssen nicht nur die physischen, sondern auch die psychischen Erscheinungen und Prozesse durchforscht sein, muß der einzelne wie der soziale Mensch in seiner Doppeltheit von geistigen und körperlichen Anforderungen und Kräften durchforscht sein. Wir haben also nicht nur mit den Atomen und der Schwerkraft, nicht nur mit den Gesetzen, die die Formen der Energie bestimmen, zu rechnen. Es gilt den Ursprung und die Gesetze der Sprache und der Begriffe, des Rechts- und Schönheitsgefühls, des Religions- und Wahrheitssinnes zu erforschen. Und je tiefer man forscht, desto gewisser wird man schließlich bei Gott als der einzigen Lösung aller Rätsel Halt machen. Denn das Leben antwortet nicht auf die Frage nach seinem Zweck. Freilich sieht man ein Fortschreiten von einem Niedrigeren zu einem Höheren, einem Ärmeren zu einem Reicheren, aber diese emporgehende Entwicklung schenkt uns kein höheres Glück. Das Erreichte verliert an Wert, und die Hoffnung, die den Einzelnen und die Menschheit vorwärts treibt, ist insofern trügerisch, als wir stets nur ein verhältnismäßig Besseres, nie ein Vollkommenes erreichen, das doch das Ziel unserer Sehnsucht war. Darum kann sich der Mensch nicht damit begnügen, für eine

Entwicklung zu arbeiten, von der er nicht weiß, wohin sie führt oder wie lange sie bestehen wird; darum kann er seine Sehnsucht nicht durch einen Gott im Werden stillen, einen Gott, den er hervorbringt, da ein solcher nur die unendliche Entwicklung auf einmal gesehen ist. Diese Entwicklung, die ich nie fertig sehen kann, geht mich persönlich nichts an; gibt mir nicht mein Teil an der ewigen Vollkommenheit, nach der doch meine Seele dürstet, wie der Hirsch nach frischem Wasser, und die von Ewigkeit an da sein muß — obgleich unser Menschengeschlecht durch die Sünde davon getrennt wurde — denn sonst könnte ich mich nicht darnach sehnen. Nur durch Gottes wunderbare Hilfe kann der Einzelne wie die Menschheit wieder in den Weg des Lebens eintreten. Die Teilnahme an dem zeitlichen Entwicklungsverlauf bedeutet allerdings auch ein Dienen Gottes dadurch, daß man dem Weltplan dient, in dem die gesetzmäßige Ordnung eins mit Gottes Wille ist. Aber nicht durch dieses Dienen kommen wir wieder in das richtige Verhältnis zu Gott; dies geschieht nur durch die geistigen Erfahrungen, die die Religion veranlaßt, jene Erfahrungen, die uns in tieferem Sinne Gott dienen lassen ....

Die so sprechen, besitzen jetzt wie immer das sicherste Kennzeichen des „Idealismus"; die vollkommene Unkenntnis des Seelenlebens, das sich zu beiden Seiten des Fahrwassers der Spekulation oder Theologie erstreckt. Ja, seit man in dem Automobil der „eigenen inneren Erfahrung" dahinrast, scheint man die Mannigfaltigkeit und die Möglichkeiten im Seelenleben anderer noch weniger zu erfassen als früher, wo man in der Zwangskarre des gesetzbestimmten Glaubens trottete. Beiden Reisenden gemeinsam ist jedoch die Gewißheit, sich selbst auf dem Hochplateau der Seele zu befinden. Die theologisierende Philosophie — oder philosophierende Theologie — hatten das mittelalterliche Drei-Stockwerke-Weltbild mit den „drei Stufen" wieder eingeführt, auf denen die Seelenlosen, die seelisch Seichten und die Seelenvollen sich befinden. Die ersten sind die gar nicht Denkenden, die zweiten sind die anders als selbst die Theologen Denkenden, die letzten die mit ihnen gleich Denkenden!

Aber daß die Theologen-Philosophen sich in ihrer Überlegenheit doch nicht ganz sicher fühlen, geht aus verschiedenen Zeichen hervor. Unter anderem dem, daß sie ihre Beweise am liebsten in fragender Form führen. Wie, heißt es, wäre ein Wahrheitssuchen, ein Schönheitsschaffen, ein Sittlichkeitsstreben, wie eine steigende Entwicklung auf allen Gebieten möglich, ohne einen persönlichen Gott als Triebkraft, eine persönliche Unsterblichkeit als Ziel?

Und da der Zorn nicht nur, wie ein Dichter gesagt hat, die Stärke schwacher Seelen, sondern auch die schwacher Gründe ist, schließt die Beweisführung gewöhnlich mit einem erbosten Ausfall in diesem Ton: Wie ist es möglich, das zu leugnen, ohne oberflächlich, seicht, flach und leer zu sein?

ichts ist gewisser, als daß man Gott aus Oberflächlichkeit ebensowohl leugnen als bekennen kann. Unglaube wie Glaube kann entstehen wie eine Seuche und verloren werden wie ein Spiel. Doch so lange der Gottes- und Unsterblichkeitsglaube vom Gesetze befohlen, die Leugnung hingegen gesetzlich bestraft wird, ist es wahrscheinlicher,

daß ein Mensch durch eigene Seelentätigkeit zur Negation gekommen ist als zum Glauben. Vom Monotheismus dürfte dasselbe gelten wie von der Monogamie: ihr wirklicher Lebenswert wird sich erst beweisen lassen, wenn die Gesellschaft das Recht auf andere Formen des Glaubens und der Liebe zugesteht. Schon aus diesem Gesichtspunkt — abgesehen von allen anderen — zweifelt man an der Drei-Stockwerke-Einteilung, die den Glauben an einen „lebendigen" Gott, einen persönlichen Gott, einen Gott als „Zusammenfassung des Lebens, ein Inbegriff seiner Gesetze" zum charakteristischen Merkmal der tiefen und erhabenen, der innerlichen und vornehmen Seelen macht, während diese Attribute jener Lebensanschauung abgesprochen werden, die sich nur durch feine Schattierungen ausdrücken läßt, die einen Gott im Werden, eine Sittenlehre im Entstehen, einen Idealismus in Bewegung bedeutet. Doch dies gehört einem andern Zusammenhang an. Was es hier festzuhalten gilt, ist der Folgesatz der eben erwähnten Stufeneinteilung: daß die subjektive Religion auf einer höheren Stufe steht, die objektive Wahrheit auf einer niedrigeren; daß ein moralisch-religiöses Leben folglich höher ist als die Wahrheit; daß das, was uns hilft, ein solches Leben zu führen, nicht jene wissenschaftliche Wahrheit sein kann, die heute so und morgen anders lautet, sondern nur die ewigen geistigen Wahrheiten, die nur des Zeugnisses der inneren Erfahrung bedürfen.

Dieser Satz, daß Religion und Wahrheit sich auf verschiedenen Stufen befinden, konnte erst entstehen, nachdem die Religionsforschung wieder und wieder gezeigt hatte, daß Menschen ohne die „Wahrheit" religiös und ethisch gelebt haben, gelebt von dem, was andere Zeiten oder Andersgläubige Irrtum nennen; daß der Seelenzustand, den ein Glaube schafft, nicht sein Wahrheitsinhalt — aus subjektivem Gesichtspunkt — seinen Wert bestimmt, und daß folglich ein sehr niedriger Glaube große psychologische Bedeutung haben kann. Dies ist nicht nur unwiderleglich, es muß in gewissem Sinne auch als ein Glück betrachtet werden. Denn bei dem jetzigen Stande des Wissensproblems wäre der Mensch mehr als hilflos, er wäre gelähmt, wenn er nicht Triebkraft in seinem Glauben hätte, auch ohne die Wahrheit dieses Glaubens beweisen zu können.

Doch ebenso unbestreitbar wird es sein, daß ein Glaube, der sich für mich in bewiesenen Irrtum umgewandelt hat, seine religiöse Eigenart verliert, das heißt aufhört, mein Gefühl und mein Handeln zu bestimmen. Ohne Beweise glauben, ja gegen alle Vernunft glauben — quia absurdum — das ist gerade der Sieg des Glaubens! Aber glauben gegen seine innerste Gewißheit, daß man eine Unwahrheit glaubt, das ist psychologisch unmöglich. Und ein je geringeres Maß von Wahrheit eine Religion enthält, desto wahrscheinlicher wird es sein, daß sie früher oder später durch wachsende Erkenntnis des Irrtums überwunden werden muß. Wenn man zum Beispiel heute Gott dadurch beweist, daß er „in der Seele wirkliche Wirkungen hervorruft", vergißt man, daß man gestern in ganz derselben Weise — die Wirklichkeit des Teufels bewiesen hat. Als man einsah, daß die „Wirkungen" des Teufels aus einer anderen ursächlichen Quelle stammten, waren diese Wirkungen

kein Beweis für seine „Wirklichkeit" mehr. Wenn man behauptet, daß die Lehre von dem väterlichen Gott dem innersten Bedürfnis der Seele entspricht, so vergißt man, daß die Lehre von dem rächenden Gott ebenfalls ein Ausdruck dieses Bedürfnisses gewesen ist. Gott durch unsere Bedürfnisse und seine Wirkungen zu beweisen, eröffnet ebenso den Weg zum Fetischdienst wie zum Monotheismus. Glaube für Glaube ist so entbehrlich geworden, wenn das Wissen in der einen oder anderen Richtung das Gebiet des Unerklärten eingeschränkt hat. Wir hatten einmal ein lebhaftes Bedürfnis nach allem, was wir jetzt Aberglauben nennen, weil wir ohne es das Unerklärliche nicht „erklären" konnten. Will man mit einem einzigen Wort den umgewandelten religiösen Seelenzustand der Gegenwart bezeichnen, so wird es mit dem Worte Wirklichkeitssinn sein. Dieser bestimmt mit jedem Tag mehr und mehr unsere jetzt lebendigen Bedürfnisse, während die einmal durch Unwirklichkeiten genährten Bedürfnisse absterben. Aber wenn man so sieht, wie ein Glaube nach dem anderen als Aberglaube über Bord geworfen wird, dann müßte die Schlußfolgerung die sein, daß die „inneren Erfahrungen" nichts weniger als verläßliche Organe für das Eindringen in die „ewigen Wahrheiten" sind! Ein persönlicher Glaube kann seine Macht, das Gefühl zu vertiefen und zu sittlichem Handeln zu verpflichten, zeigen, ohne daß dies als Beweis für seine Wahrheit anerkannt werden kann; er kann in dieser Beziehung seine Ohnmacht zeigen, ohne daß dies seine Wahrheit zu widerlegen braucht; er kann von einer Seele aufgegeben werden, ohne daß dies an und für sich etwas für die Tiefe oder Oberflächlichkeit der Seele, oder für den Wert oder Unwert der Wahrheit beweist. Einzig und allein die Gründe, die man für seinen Glauben gehabt hat, haben Beweiskraft, sobald man mit dem Anspruch hervortritt, das Allgemeingültige seines Glaubens festzustellen.

Es ist eine fast sprichwörtlich gewordene allgemeine Erfahrung, daß die Kinder sehr frommer Christen Freidenker, die Kinder sehr scharfer Freidenker Christen werden. Die Ursache liegt offen zu Tage. In jedem Falle hat Glaube wie Unglaube die Probe vor einem Leben zu bestehen, in dem man weder von dem frommen Glauben noch von dem zweifelnden Verstande allein leben kann. Wer außerhalb der Welt der Gedanken aufgewachsen ist, wirft seinen nicht persönlich erkämpften Glauben hin, wenn dieser seine Unhaltbarkeit zeigt; wer außerhalb des Glaubens aufgewachsen ist, in dem die Menschheit jahrtausendelang Trost gegen die Leiden des Lebens gesucht hat, streckt seine nicht selbstgeschmiedeten Waffen vor der Erfahrung des Leids und macht seine Vernunft zum Gefangenen unter dem Szepter des Glaubens. Das eine beweist ebensowenig gegen, wie das andere für den Glauben. Beides beweist nur, daß der Mensch ein Wesen aus Gedanken und Gefühlen, mit Licht- und Wärmebedürfnissen ist, und daß jede einseitige Befriedigung eines Bedürfnisses früher oder später einen gewaltsamen Umschlag mit sich bringt, der dazu führt, die versäumte Seite seines Wesens zu befriedigen, was dann — wie früher — auf Kosten der anderen geschieht. Aber selbst, wenn man von diesen Extremen absieht, zeigt es sich, daß für den einen ein lebenslängliches Verharren in

einem Glauben ebenso unmöglich ist wie für den anderen ein lebenslängliches Zweifeln. So mancher, der in jugendlichem Heidenstolz auf seine eigene Kraft vertraut hat, den Gesetzen des Lebens zu gehorchen, aber auf die Lösung seiner Rätsel zu verzichten, wird zum Beispiel vor eine persönliche Erfahrung eines großen Schmerzes oder vor eine schwere sittliche Entscheidung gestellt. Dabei gewinnt er die Überzeugung, daß die Kraft, die da in ihm gewollt und gewirkt hat, eine aus dem Urgrunde der Seele quellende sein mußte, und von diesem Augenblick an tritt er in ein Verhältnis zu einem persönlichen Gott, dessen gute Absicht er dann auch in den grausamsten Schicksalsschlägen spürt. Andere wieder haben gerade in solchen Konflikten die Möglichkeit eines derartigen Glaubensverhältnisses verloren und so das Bewußtsein ihrer eigenen Stärke erlangt.

Die Mehrzahl der Menschen unserer Zeit hat sich religiöse Bedürfnisse bewahrt, die sie veranlassen, in dieser Hinsicht auf größerem Fuß zu leben, als sie in der Lage sind. Aber sie zögern solange als möglich, ihre Bilanz zu machen und sich zu vergewissern, daß sie ihre Einkünfte überschritten haben. Diese Menschen erliegen leicht der Versuchung zur Unterschlagung, die auch auf geistigem Gebiete besteht, nämlich ihre Vernunft von einem Fonds leben zu lassen, der ausschließlich Eigentum des Gefühls ist.

Andererseits ist der Mensch ein so selbstbegrenztes Wesen, daß er mitleidige Verachtung für den Glauben wie für den Geschmack hegt, der von seinem eigenen abweicht. Wie gesundheitsstrotzend zum Beispiel der Mensch auch sein mag, dessen Nahrungsmittel unseren eigenen entgegengesetzt sind, wir halten ihn doch für einen langsamen Selbstmörder. Auf geistigem Gebiet hat dies Staat und Kirche veranlaßt, die richtige Speise für die Seelen nach ihrem Geschmack zu bestimmen und festzustellen. Als die geistige Nahrung — so wie die körperliche — in immer kondensierterer Form dargestellt wurde, so behaupteten die Altgläubigen unfehlbar, daß der Hunger einer lebendigen Seele mit einer solchen Kost nicht gestillt werden könne! Dies behauptet noch heute der Gottesgläubige von dem Gottlosen, wenn sich dieser auch im Besitz einer Kraft, eines Marks, eines Wachstums und eines Wesens zeigt, das jenen in seinem Urteilsspruch wankend machen sollte. Muß diese Tatsache nicht die Ahnung erwecken, daß auch die Gottesleugnung eines Menschen einen Nährwert besitzen kann, der von den inneren Erfahrungen kommt, die er durch diese erhält? Aber die im Gottesbegriff Verstockten sind blind gegen gottähnliche Menschen. Ihre Bewertung folgt der obenerwähnten Stufeneinteilung, und wie große Schönheit die gottlose Seele auch offenbaren, wie unschön die gottesgläubige sein mag, so ist doch für sie die Stufe alles, die Gestalt, die darauf steht, nichts!

Für den Gottlosen hingegen ist der Grad von Göttlichkeit, den die Seele selbst erreicht hat, das Entscheidende. Für ihn hat nur das Wesen Wert, aber dies wird durch viele andere Einflüsse außer dem Glauben gestaltet, wie mächtig dieser auch bei der Herausarbeitung der Menschenseele aus dem Naturgrund gewesen ist.

Der Gottesgläubige wendet ein, daß es keinen Glauben geben kann, der die Hervorarbeitung des besten Menschlichen mehr fördert als der Glaube, daß dieses Wesen von Gott ausgehe und zu ihm zurückkehre; während der Mensch, wenn er sich einzig und allein auf die Vollkommnung seines eigenen Geschlechtes richtet, weder sittlichen Willen noch Stärke im Leiden erlangen kann. Die einzelnen Gegenbeweise, die vom Abendland angeführt werden, erkennt man nicht an. Denn diese hochstehenden „Gottlosen" sind doch in der Umgebung des christlichen Einflusses aufgewachsen, während man noch nicht weiß, was aus den Völkern werden würde, wenn dieser Einfluß im großen ganzen aufhören sollte.

Und dieser Grund ist sehr ernst. Ja für jemand, der die Bedeutung der Religion als ein Mittel für das Wachstum der Menschenseele ansieht, der ernsteste von allen. Könnte es bewiesen werden, daß der höchste Zustand der Seele nur durch ein persönliches Gottesverhältnis erreicht werden kann, dann wäre damit die Frage bis auf weiteres entschieden. Wir müßten uns dann mit dieser Nahrung für unser Gefühl bescheiden, auch wenn wir einsähen, daß sie für den Gedanken nie Gewißheit werden kann.

Es gibt ja Menschen, die behaupten, daß die Unentbehrlichkeit des Gottesglaubens schon bewiesen ist. Und obgleich es gewiß unberechtigt ist, von einer christlichen Kultur zu sprechen — da die Kultur aus einer Unendlichkeit von Bedürfnissen entsteht, unter denen die religiösen bloß einen Teil bilden — so ist es doch andererseits gewiß, das die Religion einer Kultur ihren besonderen Duft verleiht, so wie an jedem Ort der stärkste Blumenduft dem Frühling seine besondere Stimmung gibt. Behalten wir in diesem Sinne den Begriff einer christlichen Kultur bei, so ist es unleugbar, daß wir Europäer die Seelenzustände, die wir als die höchsten erkennen, in ihrem Gebiete finden. Aber damit ist nicht bewiesen, daß nicht unsere Rasse nach dem Aufgeben des christlichen Gottesglaubens sowie vor seiner Annahme andere seelensteigernde Gottesbegriffe finden kann; es ist auch nicht bewiesen, daß seelensteigernde Begriffe Gottesbegriffe sein müssen.

Denn haben nicht Millionen und Millionen gesellschaftliche Tugenden entwickelt, hohe Kultur errungen, die Leiden des Lebens getragen, sich von der Lebensfurcht wie von der Todesfurcht befreit, eben durch verwandte Formen jener „Gottlosigkeit", die man noch in Europa solcher Wirkungen für unfähig hält?

Diese Lebensform der Seele ist im Morgenlande uralt. Aber sie ist auch in Europa eine anbrechende Wirklichkeit gewesen, als Hellenismus, mittelalterliche Mystik, Renaissance, Romantik.

In allen Ländern ist schon eine Generation herangewachsen, für die die Frage nach einem persönlichen Gott und einem erlösenden Christus ebensowenig Bedeutung hat wie die Frage der Unfehlbarkeit des Papstes oder der Heiligenkult für den Lutheraner. Der Generation in den dreißiger Jahren fängt das Einheitsgefühl an in Fleisch und Blut überzugehen; der Dualismus, den jede supranaturalistische Lebensanschauung birgt, ist für sie aufgehoben. Nicht in dem Sinne, daß alle einen für das Denken einwandfreien

Beweis haben, doch so, daß ihr ganzer Seelenzustand für die erwähnten Fragen unempfänglich ist. Dieser neue Seelenzustand wird in Zukunft dem Denken über die letzten Gründe Richtung geben.

Nicht die Haarspaltereien der Kirchenkonzile gaben den Christen den Mut, auf den Schaubühnen zu sterben, sondern der neue Lenz der Seele, der durch das Christentum in der Luft lag, ein Frühlingsrausch, der den christlichen Märtyrer den Himmel offen sehen ließ. Der neue Glaube reißt die neuen Menschen auch nicht durch Atomenlehre und die Selektionstheorie hin, sondern durch die Empfindung, daß Himmel und Erde von der Herrlichkeit des All-Einen voll sind.

Will man dieser Empfindung einen Namen geben, dann paßt „Radikalismus" nur in dem Sinn, daß der neue Glaube an die Wurzel der Fragen geht. Aber gerade weil der Radikalismus alles, was einst Gott genannt wurde, auf das eigene Wesen des Menschen selbst zurückgeführt hat, gibt es einen inhaltsreicheren Namen, den er das Recht hat, wieder aufzunehmen, nämlich Humanismus. Und nicht in dem mehr eingeschränkten Sinn des Wortes, nein, in seiner vollen Bedeutung, daß der Mensch sich selbst, seine Macht, seine Ehre und seine Herrlichkeit wieder entdeckt hat.

Die Religionsgeschichte zeigt uns, daß der Gottesbegriff den Menschen selbst immer näher und näher gekommen ist, am allernächsten mit Christus, dem „letzten Gott, den der Mensch nach seinem Antlitz geschaffen". In unserer Zeit hat er seinen Kreislauf im Abendland vollendet und sich wieder der Gewißheit des Ostens genähert: daß die Seele in ihrer eigenen Tiefe ihren einzigen göttlichen Leitstern hat und der Mensch im Zusammenhang mit seinem Geschlecht und der Allnatur die einzige Wechselwirkung mit etwas größerem als er selbst.

Es liegt keine Übertreibung in Nietzsches Behauptung, daß „Europa für Buddha noch nicht reif war". Wenn Europa anfängt, seine geistige Reife zu erreichen, wird sich diese jedoch nicht, — wie viele jetzt glauben — durch die Bekehrung zu Buddha zeigen und auch nicht durch die Rückkehr zu Jesu Lehren von Gottes Reich, Gottes Vaterschaft und der Liebe zum Nächsten, dem Glauben, dessen drei Gebote nach Harnack sind: bitten, dulden und lieben, und dessen Verbote lauten: nicht trauern, nicht fürchten, und nicht vergelten. Nein, sondern dadurch, daß der Mensch aufhört, sich als Kind in einem Vaterhaus zu fühlen, um anstatt dessen die Kraft und die Verantwortung des Erwachsenen zu erfahren, der die väterliche Hut verlassen hat — wird er seine Entwicklung zeigen.

So wird die Menschheit als Gesamtheit schließlich die Allwissenheit, Allgüte und Allmacht erringen, die vielleicht das Zusammenfühlen des Menschengeschlechts so steigern können, daß es über die Begrenzung der Erde hinausdringt. Sowohl in dem Sinn, daß der Menschheit in ihrer Gesamtheit ein Weg zu anderen Wesen und Welten erschlossen werden kann, wie in dem, daß dem Einzelnen innerhalb der Menschheit Kraftquellen erschlossen sein werden, deren Macht wir jetzt nur ahnen können. Ein tiefes Wort sagt, daß „der Mensch Mensch wurde, als er zum erstenmal Gott dachte". So sehr hat seine Steigerung zu höherer Menschlichkeit

mit seinem Gottesglauben zusammengehangen, daß der Irrtum natürlich war, daß die Kulturentwicklung von Gott abhänge, anstatt daß Gott von der Kulturentwicklung abhängt, weil die Gottesbegriffe durch die Kultur wachsen und dann ihrerseits dieselbe beeinflussen.

Doch die Entwicklung des Gottesbegriffs hat eben in seiner immer fortschreitenden Auflösung bestanden: in seiner Befreiung von den gröberen, greifbaren, menschlichen Formen, die er angenommen hat. Immer enger und enger wurde der Platz, auf dem ein außerhalb der Menschheit seiender Gott stehen konnte. Zugleich sind Gottes Wirkungen immer mehr als mittelbar erkannt und in die Natur und das menschliche Leben selbst verlegt worden. Und bald ist Gott ganz in die Seele eingegangen, aus der er ausging, um die niedrigsten wie auch die höchsten Gestalten zu tragen. Unser Glaube an „bestehende Werte" ist so lange eins mit dem Gottesglauben gewesen, daß es nur natürlich ist, daß auch der „Gottlose" für seine Empfindung des All-Seins am liebsten das Wort Gott gebrauchen wollte, wenn dieses Wort jetzt nicht das herabgewürdigtste von allen wäre. Nach Jahrhunderten des Schweigens über Gott wird das Wort wohl künftighin ohne Mißverständnis wieder aufgenommen werden können; bis auf weiteres müssen ihm diejenigen entsagen, die jetzt überzeugt sind, daß, wenn es je einen erdenbewußten Gott gegeben hätte, er schon längst vor Scham vergangen sein müßte, nicht einmal den Bewohnern eines der kleinsten Weltkörper soviel Ehrfurcht für seine Größe eingeflößt zu haben, daß sie davon abließen, dem Unendlichen Form zu geben und an das Unaussprechliche Worte zu vergeuden. Daß die, welche jetzt auf das Wort Gott verzichtet haben, gottlos genannt werden, ist nur eine Wiederholung dessen, was geschah, als die Menschen anfingen, Gott anstatt Götter zu sagen. Aber wenn wir mit Goethe einsehen, daß das Individuelle das Unaussprechliche ist, dann sehen wir auch ein, daß nur die Armen im Geiste sich für den um Gott wissenden Teil der Menschheit ausgeben und zu den Sternen jene Feuerwerkraketen emporsenden können, die sie „Beweise" für Gottes Dasein nennen.

Bis auf weiteres glauben diese, daß sie die Ernstbeschäftigten sind. Als Gottes Retter kommen sie auf den „Gottlosen" losgestürzt, — der gleichgültig gegen das Feuerwerk stumm unter den Sternen steht — und stören ihn mit dem Rufe:

„. . . . . außer acht gelassen, hast du deine Pflicht gegen Gott, du willst ihn nicht fassen!"

Während ringsum in der Welt die „Gottlosen" von ihrer neuen Frömmigkeit leben, behaupten die Gottesretter noch immer, daß diese ein „schwacher Ersatz für verlorene Lebenswerte" ist. Die Redewendung, die man gemünzt hat, daß der Unglaube nur ein Nein gegen ein Ja setzen kann, ist jedoch eine Falschmünzerei. Jedesmal, wenn ein niedrigerer Gottesbegriff dem Nein der Seele begegnete, hatte dies ein neues Ja im Gefolge, aber zuerst mußte das Nein gegen das Alte ausgesprochen werden. Unsere Zeit stellt einen neuen Seelenzustand und einen neuen Glauben einem immer mehr welkenden Seelenzustand, einem immer mehr ver-

siegenden Glauben gegenüber. Sowohl die Klarheit wie die Wärme sind häufiger auf der Seite, wo der erstere vertieft als wo der letztere verteidigt wird.

Wer aus einem Heiden ein Christ, aus einem Christen ein Gottesgläubiger, aus einem Gottesgläubigen ein Lebensgläubiger wurde, weiß, daß jeder Schritt ein Aufsteigen war, und daß keine Lage der Seele die übertraf, wo man endlich aufrecht mit unendlichen Ausblicken nach rückwärts wie nach vorwärts dastand; stolz keine Gnade zu brauchen; demütig in der Erkenntnis seiner Schuld an die Vergangenheit; verantwortungsfroh durch seine Bedeutung für die Zukunft.

Doch der Gottesgläubige, der diese Freuden und diesen Frieden ja nicht erleben konnte, begegnet dem Gottlosen noch immer mit dem alten schönen Worte: „Des Menschen Herz ist für Gott geschaffen und darum unruhig, ehe es in Gott ruhen kann."

Der Gottlose antwortet: Des Menschen Herz will Gott schaffen und ist darum unruhig, ehe es dieses sein Werk begonnen hat.

Der Gottesgläubige sagt: Die Erfahrung, die meine Seele von Gott hat, treibt mich ihn als den Seienden zu bekennen.

Der Gottlose antwortet: Was dein Mund über Gott bekennt, kann mir nur sagen, was er **nicht** ist.

Der Gottesgläubige sagt: Meine Vernunft fordert einen Gott über dem Erdenleben, um seinen Sinn zu verstehen.

Der Gottlose antwortet: Meine Vernunft hat in der Leugnung eines Gottes außerhalb der Erde den festen Punkt gefunden, von dem aus das Erdenleben erhoben werden kann.

Der Gottesgläubige sagt: Mein Wille wird nur wirksam, wenn Gott als Ursache und Ziel alles menschlichen Strebens dasteht.

Der Gottlose antwortet: Auch ich empfand einmal Seligkeit in der Gewißheit, daß „nähme ich die Flügel der Morgenröte und tauchte ich tief in das Meer" ich dort Gott finden würde. Aber jetzt ist der Gott, an den ich glaube, mehr für mich als der Gott, an den du glaubst, denn mein Zweifel ist von größeren Gedanken erfüllt als dein Glaube (Maeterlinck).

Der Gottesgläubige sagt: Beweise deinen Glauben.

Der Gottlose antwortet, wenn er es **kann**: „Sieh, wie ich lebe!"

Der Gottesgläubige sagt: Dein reines Leben hat weder Sinn noch Ziel, wenn es dich nicht zu einer schließlichen Wesensgemeinschaft mit einem ewigen Gott führt.

Der Gottlose antwortet: Der Sinn meines Lebens ist, Gott zu werden: das Ziel, in alle Ewigkeit so ruhen zu können wie der Adler in der Luft: auf meiner eigenen Flügel Stärke.

Der Gottesgläubige sagt: Nur aus der Überzeugung von der Gottesgemeinschaft und dem Ewigkeitswert seines guten Willens kann der Mensch Kraft für sein Handeln schöpfen.

Der Gottlose antwortet: Der Mensch fühlt sich in dem Maße göttlich, in dem

er selbst das Spiel der Kräfte des Lebens leitet; je mehr er aus der Notwendigkeit seines ganzen Wesens handeln wird, desto weniger wird er den Wert seines Handelns bezweifeln, auch ohne die Gewißheit, die du für unentbehrlich hältst.

Der Gottesgläubige sagt: Ohne die Gewißheit, vor Gottes Angesicht zu leben und von seiner Hand geführt zu werden, ist in einer Welt von eitel Sorge und Unruhe jedes dauernde Glücksgefühl unmöglich.

Der Gottlose antwortet: Der Glaube an diese „Führung" war die schwerste Qual meines Lebens. Während dieser Glaube meine Seele lähmte, erlangte sie durch die Hoffnung, das Leben zu vergöttlichen, wieder Bewegungsfreiheit und Machtgefühl.

Der Gottesgläubige sagt: Ein Gott im Werden, ein Gott, den die Menschheit schafft, bringt uns persönlich keine Lebenshilfe.

Der Gottlose antwortet: Die Hilfe, die du brauchst — und darum auch behalten sollst — ist nicht mehr die, die ich brauche. Mein Gott ist freilich vorerst noch eine Nebulosa, aber wird mit Gewißheit eine Sonne werden; das Licht, von dem du geleitet wirst, ist der Strahl eines längst erloschenen Sterns. Du magst einen Glauben so tief wie das Meer an deinen Gott haben, du kannst mir doch keinen Tropfen meines Glaubens rauben, daß Gott im Werden ist.

Der Gottesgläubige sagt: Zu einem solchen Gott kann der Mensch sein Herz nicht erheben.

Der Gottlose antwortet: Nicht sein Herz zu einem Gott über der Erde zu erheben, sondern sein Herz über die Erde zu ergießen, das ist des Menschen Gottesdienst.

Der Gottesgläubige sagt: Aber ohne so mein Herz erheben zu können, wird mein Leben Unseligkeit.

Der Gottlose antwortet: Für mich wie für dich ist mein eigenes Leben die Religionsgeschichte im eigentlichen Sinne des Wortes. Ein persönliches Gottesverhältnis war einstmals auch meine Seligkeit. Aber jetzt ist es meine Seligkeit, daß ein Verhältnis Gottes zu mir undenkbar ist; daß vielmehr ich mich zu Gott verhalte wie der Stein zu dem werdenden Gebäude. Ewigkeiten liegen hinter unserem Menschengeschlechte, ehe es auch nur beginnen konnte, Gott zu träumen. Es hat Ewigkeiten vor sich, um ihn zu schaffen!

So trennend sich die Religionsbekenntnisse erwiesen haben, so zusammenschließend sind die Religionsgefühle, wenn sie in ihrer Reinheit hervortreten, das heißt, als Aufgehen im Ganzen, Verbindung mit dem All, Zusammenhang mit der Menschheit. Der Christ nennt diese Gefühle das Ruhen in Gottes Vaterarm und die Brüderschaft in Christo; der Buddhist das Versinken in das All-Sein; der Lebensgläubige Zusammenarbeit am Werdenden. Aber die Hingerissenheit des Geistes, die jeder Glaube hervorruft, ist dieselbe Hingerissenheit: drei sehr verschiedene Becher umschließen denselben Wein. Das Unsagbare, das das Herz auf einer stillen Wanderung schwellt, durch die Herrlichkeit der Mitsommerwiesen zu

einem kleinen alten Gotteshaus, dessen Türen der Wärme und dem Lichte offenstanden, so daß das Zittern der Espenblätter, Vogelgezwitscher und die Düfte von Eichenlaubkränzen sich in die Andacht mischten, die die Seele bei den Worten emporhob: „Heilig, heilig, heilig bist du allmächtiger Gott, Himmel und Erde verkünden deine Herrlichkeit" — dieses selbe Unsagbare schwellt noch heute das Herz, wenn der Blick die Himmel und die Erde sucht, aus denen „Gott" entschwunden, aber denen die Herrlichkeit geblieben ist. Der Quell der Stärke, der die Seele durchströmte, wenn man sich auf seinen Knien Gott am nächsten fühlte, steigt noch in jeder stillen Stunde in der Seele empor, wenn sie sich in sich selbst versenkt oder in die Empfindung des Alls versinkt. Und wenn nach der Flutzeit Ebbe eintritt, dann wird auch dies als ein Gesetz der Seele aufgefaßt. Für den Christen jedoch wurde die Nicht-Erhörung beunruhigend als die Wirkung einer möglichen Sünde, als eine Folge des inneren Aufruhrs, mit dem der Betende seine Eigenart unter ein Gesetz niederzwang, das er nicht als sein eigenes empfand. Das an Gott gerichtete Gebet war eine Selbststeigerung der Seele bis zu ihrer äußersten Macht, und dies verursachte eine Überanstrengung, der mit psychologischer Notwendigkeit eben jene seelische Ermattung folgte, aus der die erwähnte Gewissensqual resultierte. Um das schöne Bild vom Gebet als vom Atem der Seele zu gebrauchen, so ist es für den Christen ein Atmen während eines steten Laufs nach einem zurückweichenden Ziel: dem Ziel, in jedem Augenblick, an jedem Ort Gottes Gegenwart in der Seele zu empfinden; in Denken, Worten und Handeln immer mehr für Gott zu zeugen. Der Lebensgläubige hingegen, der nie in diesem Sinne betet, empfindet keine Überanspannung und keine Mattigkeit nach den großen Augenblicken, in denen die Seele sich zu einem großen inneren Sieg oder einem andern großen Erlebnis um ihren eigenen Kern zusammengeschlossen hat. Die Stärke, die das Gebet gab, ist gewachsen, gerade, weil die unmittelbare Hinwendung auf sich selbst, die Kraft spart, die früher daran vergeudet wurde, Seelenzustände herabzubeten, die der Seele im Innersten entgegengesetzt waren; oder darauf, die Seele Gottes Einfluß zu öffnen wenn sie nicht dafür empfänglich war; oder den Aufruhr der Seele zu stillen, wenn trotz allem die Erhörung ausblieb, auch wenn es sich nur um ein geistiges Gut gehandelt hatte. Wird all dies gegen die Stunden seligen Jubels gewogen, wo man betend glaubte, endlich den Himmel der Kraftflut geöffnet zu haben, die in die Seele strömte, dann sieht man ein, daß wenn der Mensch auch einerseits die ungeheure Stärke verloren hat, die ihm der Glaube an diese unmittelbare Wechselwirkung zwischen Gott und seiner Seele gab, er auch andererseits von unerhörten, kraftaufzehrenden, ja zuweilen lähmenden Qualen befreit worden ist. Und je mehr ein Mensch lernt zu beten, indem er nur sein Herz stillt, desto öfter wird er mit immer geringerem Kraftverlust jenen seligen Rausch erleben, in dem er sich zu ungeahnten Höhen ansteigen fühlt — das will sagen, wenn man jene Selbsttätigkeit der Seele ebenso ernst gebraucht wie das Gebet gebraucht wurde. Besonders gilt dies im Hinblick auf die Selbstprüfung. Jeder, der im Gebet mit sich selbst

gekämpft hat, weiß, welche ungeheure Macht die Gewißheit besaß: wenn man auch sich selbst über seine Beweggründe, seine Gefühle täuschen konnte, Gott konnte man nicht betrügen; erst wenn die ganze Seele klar und offen dalag, wollte Gott darin sein Werk wirken. Es bedarf eines außerordentlichen Ernstes, um ‚sich selbst zu derselben Redlichkeit vor sich selbst zu zwingen'. Doch dieser Ernst ist nicht unerreichbar. Und in diesem Augenblick ist er das, was die neuen Menschen am dringendsten brauchen, um neben den Gottesgläubigen für ihren Glauben zeugen zu können. Denn hier ist ja nicht die Rede von den unzähligen jämmerlichen Gottesgläubigen, die nicht einmal Gottes „rächende Gerechtigkeit", die Höllenqualen oder die Himmelsfreuden von Lastern und Niedrigkeiten abzuhalten vermochten. Hier ist nur vom Gottesglauben als von einer wirklich lebenssteigernden Macht die Rede. Jeder psychologisch Denkende muß darum die außerordentliche Bedeutung des Gebetes für die Steigerung der Seelenmacht begreifen. Nur dadurch, daß Geschlecht für Geschlecht aus ganzer Seele das Gebet „Erlöse uns von dem Übel!" gebetet hat, ist die Kraft-Konzentration möglich geworden, vermöge deren der Lebensgläubige jetzt seine ganze Seele dafür einsetzen kann, sich selbst und die Welt von dem Übel zu erlösen. Aber das Gebet brachte die Gefahr mit sich, daß das Vertrauen auf Gottes Hilfe unbewußt die eigene Wachsamkeit erschlaffen ließ, während — bei im übrigen gleicher Seelenart die Selbsthinwendung einen sichereren Sieg mit sich bringt.

Als Huxley vor einigen Jahren seinen Gebetzweikampf zwischen zwei Krankenhäusern vorschlug, vergaß er die psychophysische Einwirkung des Gebets auf die Kranken, sowie auf ihre Pflegerinnen, und die dadurch eintretende Wechselwirkung auf einander. Es hätte darum sehr wohl geschehen können, daß die Betenden rascher gesund geworden wären als die nicht Betenden. Die Lebensgläubigen der Gegenwart haben in dem Glauben an den Wert des Lebens einen so leidenschaftlichen Willen zum Leben — vereint mit einem so ruhigen Mut zum Tode — daß dieser Glaube Jahr für Jahr Sterbende am Leben erhalten hat. Der Lebenswille hat in diesem Fall die Wirkung des Gebetes ganz ersetzt. Daß die Liebe, oder der Schaffensdrang auch die Macht des Gebetes, das Leben zurückzuhalten, besitzen, ist eine häufig gemachte Erfahrung. Ja nicht nur dies, nein, jeder genügend starke Seelenzustand — der des Hasses ebenso wie der der Liebe — kann das Leben verlängern. Und von diesem Gebiet — wo der Kampf mit Gott im Gebet ja so häufig und so hart gewesen ist — bis zu jedem anderen Feld der Wirkungen des Gebetes, zeigen uns unsere eigenen Seelenforschungen, daß wir selbst und andere nie eine andere Hilfe durch das Gebet empfangen haben als die, daß die Selbsttätigkeit gesteigert wurde, sowie die Kraft der Lunge durch tiefes Atmen gesteigert wird. Die Gewißheit, nichts herabbeten zu können, läßt den Menschen jetzt seine Schuld selbst sühnen, seine eigenen Gebete selbst erhören oder abschlagen und nach den großen Aufgaben greifen, die er einst in Gottes Hand stellte. Aber weil der neue Seelenzustand vorerst seine Macht nur im Gefühlsleben einiger Einzelner zeigt, werden diese nicht allein als oberflächliche „Schwarm-

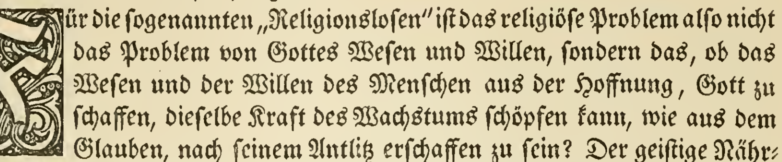
geister" verurteilt, nein, sie müssen was schlimmer ist, selbst den Halt entbehren, den eine historische Religion gibt. Ihre psychologische Wirkung ist es ja, Generation für Generation gewisse seelische Bedürfnisse herauszuarbeiten, gewisse menschliche Erfahrungen zusammenzufassen, gewisse Gedanken zu Gefühlen umzugestalten, die dann Triebkraft für die Willen zu gemeinsamem Handeln werden. Und in der Gemeinsamkeit des Fühlens und Handelns sieht ja noch die Mehrzahl den unumstößlichsten Wahrheitsbeweis! In dem Maße, in dem eine historische Religion bei dem Einzelnen echte Religiosität hervorruft, ist sie stets eine doppelte Triebkraft: der Einzelne selbst setzt sich in Bewegung und die Luft um ihn setzt ihn in Bewegung; der Einzelne erhebt sich selbst bewußt, und der durch den Geist der Allgemeinheit wirkende Seelenzustand erhebt ihn unbewußt.

Ganz anders hart wird die Mühe für jene, deren Religion noch unhistorisch, noch im Werden ist. Sie haben einsame Pfade in dem großen wunderbaren Walde gesucht, in den sie immer tiefer gelockt werden, glücklich, weder Schritte noch Stimmen zu vernehmen. Sie wissen, daß man ihre Pfade einmal zu Heerstraßen erweitern wird, daß die Menschen dann — wie stets vorher — das Gras auf der Landstraße, über die sie jetzt ziehen, wachsen lassen und sich wundern werden, daß irgend jemand sich je damit begnügen konnte! Bis auf weiteres jedoch wundern sie sich, daß jemand sich in den wilden Wald „verirren" kann — wo es nicht einmal Wegweiser oder Wirtshäuser gibt.

Die Lebensgläubigen von heute brauchen eine immer heißere Liebe zu ihrer eigenen noch nicht erreichten Wirklichkeit und der noch nicht erreichten Übermenschlichkeit des Menschengeschlechts; eine immer stärkere Empfindung für die seelische Macht und die seelischen Gefahren, die in unserem bewußten Wesen wirken, aus unseren eigenen jetzt bewußten Erinnerungen, aus längst gestorbenen Menschen, für deren Blut und Wesen, Gedanken und Werke unser Wesen die Brücke zu einem Werdenden bildet. Sie müssen immer inniger den Zusammenhang mit der Zukunft fühlen, von der — und für die — wir leben. Der Zeitraum, der verstreichen mußte, ehe die unorganische Materie auch nur organisch wurde, ist unübersehbar. Der vor uns liegt, ehe der Mensch göttlich wird, läßt sich ebensowenig überblicken. Der Mensch weiß, daß er in neuer Bedeutung ebensowohl ein Kind des Himmels wie ein Kind der Erde ist, aber keineswegs ein „Kind Gottes". Er weiß, wie schwach er anfing; er weiß, daß die Sehnsucht — eine immer höhere Sehnsucht — ihn zu einem für mehr als für den Augenblick Strebenden gemacht hat; er weiß, daß diese Sehnsucht sich in zwei große Ströme geteilt hat, einen, der die Wahrheit, und einen, der die Liebe suchte; er weiß, daß diese beiden Ströme die Menschheit zu einer immer klareren Erkenntnis der Bedingungen ihrer eigenen Metamorphose und der der Erde geführt haben. Mag man es Armut nennen, daß wir nicht wissen, was Gott ist — ehe wir auch nur zu ahnen begonnen, was der Mensch ist; möge man es Beschränktheit nennen, daß wir den göttlichen Weltplan nicht begreifen — wo wir doch kaum angefangen haben, einen Plan im Leben der Menschheit selbst zu erkennen! Wir wissen mit Renan, daß soweit wir auch

zurückblicken, wir keine zielbewußte, überdachte Wirksamkeit gewahren, durch die die Weltseele den Weg angedeutet hätte, den wir zu gehen haben. Nur unsere Träume und unsere Werke sind Pfadfinder. Aber wie weit sind nicht schon die letzteren vorgedrungen, wie weit sind nicht die ersteren vorangeeilt!

Anatole France hat den Gedanken ausgesprochen, daß ebenso wie die Tiere früher die Erde für den Menschen vorbereitet haben, es vielleicht umgekehrt einmal dem Menschen gelingen werde, nicht nur seine eigenen Lebensbedingungen, sondern auch die der Tiere, so umzugestalten, daß auch ihr Kampf ums Dasein unblutig werden wird. Gewiß ist, daß wir in jeder Beziehung erst an dem ersten Anfang der menschlichen zielbewußten Kultur stehen; daß wir, wie es ein anderer Zukunftsschauender Julius Hart ausgedrückt hat, erst im Begriff sind, den Platz für die Kultur freizumachen. Denn all die Technik, mit der wir uns der Erde bemächtigt haben, ist nur ein Wegbereiten für die Humanisierung; erst wenn wir die ganze Natur beherrschen sowie jetzt unsere Haustiere und erst wenn wir in unserem menschlichen Dasein volle gesellschaftliche Interessenharmonien erreicht haben, kann die Seelenkultur ernstlich beginnen.



Für die sogenannten „Religionslosen" ist das religiöse Problem also nicht das Problem von Gottes Wesen und Willen, sondern das, ob das Wesen und der Willen des Menschen aus der Hoffnung, Gott zu schaffen, dieselbe Kraft des Wachstums schöpfen kann, wie aus dem Glauben, nach seinem Antlitz erschaffen zu sein? Der geistige Nährwert des neuen Glaubens, das ist es, worüber der Lebensgläubige nachdenken muß.

Denn hier wie überall ist die Lebenssteigerung das Maß, womit er die Entwicklung mißt, um zu ergründen, ob sie Fortschritt oder Rückgang bedeutet.

Werden die Seelen aus dem, was sie einzig und allein aus ihrer eigenen Tiefe hervorbringen, Erbauung schöpfen — mit anderen Worten sich selbst erbauen — können? Ist der abendländische Arier in dieser Richtung anders beanlagt als seine morgenländischen Verwandten oder als die gelbe Rasse, die beide den Gedanken der ewigen Bewegung und Unendlichkeit ertragen können, ohne schwindelnd nach der Stütze des persönlichen Gottesbegriffes zu greifen? Diese Fragen lassen sich nicht beantworten, solange das Abendland — unter dem Vorwand der Unzulänglichkeit des Evolutionismus — diesen mit den Überbleibseln des Christentums vermengen. Erst wenn mehrere Generationen ohne persönlichen Gottesglauben erzogen worden sind, kann man erfahren, ob der Lebensglaube neue religiöse Lebenswerte für die Vielen birgt; ob das Abendland sich den geringeren Bedürfnissen des Morgenlandes nach festen religiösen Begriffen anpassen und dennoch die Stärke seines Seelenlebens nicht nur bewahren, sondern steigern kann. Erst dann kann es sich zeigen, ob der religiöse Zustand der Gottlosigkeit soviel von der Mannigfaltigkeit und den Gegensätzen des Lebens und den Möglichkeiten des Lebens umspannen kann wie das Christentum in der Zeit seiner Stärke. Ja, nicht nur dies, sondern ob er auch neue Tiefen in der Seele, neue Stille für die Andacht, neuen Trost für die Tränen, neuen Ansporn für den Willen, neue Sinn-

bilder für die Phantasie schaffen kann. Ob er die Macht zu jener Verinnerlichung der Persönlichkeit besitzen wird, kraft der die höchsten Gestalten des Christentums Offenbarungen der strahlenden Lebenssteigerung der Menschheit nach gewissen Richtungen geworden sind. Denn es hilft nichts, darauf hinzuweisen, daß die meisten Christen stets aus der erhobenen religiösen Seelenlage, die für ihre Natur wie ein Gehen auf zwei Füßen für ein vierfüßiges Tier ist, zu Boden fallen, wenn man doch beweisen kann, daß gewisse Menschen ihre erhobene Stellung als zweite Natur bewahren konnten. Es hilft nichts, darzulegen, daß das Sittengesetz zu allen Zeiten unabhängig von der Religion durch die Macht des Gesellschaftsgeistes gewirkt hat. Denn man kann in unzähligen Fällen beweisen, daß die höchsten sittlichen Siege doch durch die Religion errungen worden sind. Für den Gottlosen muß darum der einzige entscheidende Maßstab für den Wert seines neuen Glaubens sein, ob er sich als die Glut erweisen wird, aus der stärkere und feinere Seelenstoffe dargestellt werden können als aus dem Feuer, in dem die Seelen Jahrtausende hindurch geläutert worden sind. Der religiöse Zustand zeigt sich stets als Kraftsammlung und Einheitlichkeit im Gegensatz zu dem nichtreligiösen, der sich als Zersplitterung und Unsicherheit zeigt. Darum bringt die Bekehrung zu einem religiösen Lebensverhältnis immer ein höheres Glücksgefühl mit sich. Aber dies beweist an und für sich noch nicht, daß der religiöse Standpunkt an sich ein hoher ist. Ein religiöser Zustand muß wie jeder andere durch die Entwicklung gewonnene sich durch eine höhere und vollkommenere Anpassung an die Bedingungen des Lebens, durch eine reichere Kraftentfaltung, durch ein sicheres Bestehen im Kampf ums Dasein — hier das Dasein der Seele — als ein höheres erweisen. Die Möglichkeit dieses höheren Zustands, nicht nur ihr höheres Glück zu beweisen, liegt darum den neuen Menschen ob. Aber sie können ja vorerst nur bezeugen, was die neue Glut für die Seele jedes Einzelnen gewesen, denn das Handeln ihrer Zeitgenossen zu bestimmen, ist ihnen noch nicht möglich. Der Gottlose erfährt im Gegenteil, jedesmal, wenn er einer anderen Seele zu helfen sucht, daß seine Macht kaum noch einen Schritt über sein eigenes Wesen hinausreicht. Er steht oft trostleer vor dem Leiden, wortlos, wenn es gilt, zu wecken oder zu leiten, sowie es sich um Menschen handelt, die nicht von seiner eigenen Lebensanschauung bestimmt werden. Die Verfeinerung aller Empfindungen, die das charakteristische Merkmal des Bekenners des Lebensglaubens ist, zeigt sich vorderhand, wenn es sich um starke Eingriffe handelt, noch als Schwäche. Er kann sich nicht einmal entschließen, Worte wie Sünde und Schande anders als im äußersten Notfall zu gebrauchen, etwa so, wie der Hirtenknabe den Kameraden — der am Rande eines Abgrundes niedergestürzt ist — durch Rufe und Steinwürfe die Nacht hindurch wachhält, bis der Morgen und die Hilfe kommt.

Denn wir können nur jenen von unserem Trost und unserer Stärke geben, in denen den unseren verwandte Bedürfnisse entstanden sind. Der Violinspieler kann einem Betrübten unendlich viel zu geben haben, aber einem Hungrigen hat er nichts zu geben. Nur wer selbst von dem Gedanken der Einheit und Notwen-

digkeit erfüllt ist, kann von ihrer Stärke getragen werden. Oder mit Emersons Bild: „Das gebrechlichste Glasrohr widersteht dem Druck des ganzen Meeres, wenn es selbst mit Wasser gefüllt ist." Darum muß der Gottlose sich darein finden, daß er den Mühseligen und Beladenen, den Sündigen und Trauernden, für die die Quelle, aus der er seine eigene Stärke schöpft, noch versiegelt ist, weil sie den Gottesdienst noch nicht in Lebensdienst verwandelt haben, nichts zu geben hat.

Die neuen Menschen haben all ihre Andacht „extra muros" außerhalb aller Tempel verlegt, weil sie wissen, daß nur dann die Religion aufhören wird, etwas außerhalb des Lebens zu sein. Bisher hat der Mensch seinen Reinheitswillen, seine Heiligkeitsleidenschaft, seinen Gerechtigkeitsdurst, seine Liebeskraft auf seine Wiederversöhnung mit Gott gerichtet, ebenso wie er in seinem Bilde von Gott alles vereinigt hat, was er am höchsten schätzte. So wurden diese Eigenschaften auch im Leben vieler einzelner zu Mächten. Aber nicht im Leben in seiner Gesamtheit. Der Mensch hat die Welt zwischen sich und Gott gelegt, oder richtiger: die Welt und Gott voneinander, sowie von ihm selbst getrennt. Die religiöse Kraft, die jetzt darauf ausgeht, Gott in den Weltereignissen zu suchen, und ihn in den Seelen zu wecken, kann besser angewandt werden, um die Wege der Weltereignisse zu suchen und die Kraft im Seelenleben zu wecken, durch die der Mensch — und so durch ihn die Welt — sich immer mehr vergöttlicht, weil Sehnsucht um Sehnsucht zu Wirklichkeiten erlöst wird. Und so wird Gott — oder mit anderen Worten ein Menschengeschlecht mit Gottes Geist und Kraft — aus den Nebelringen der Ahnung geschaffen werden, in deren unbestimmter und unzusammenhängender Form der „Übermensch" jetzt sein Dasein hat, sowie der Mensch einmal sein ebenso unbestimmtes und unzusammenhängendes Dasein in den Nebeln des Weltraumes hatte.

Wenn man Comtes Einteilung für die religiöse Entwicklung annimmt, gibt es nur eine theologische, eine metaphysische und eine positivistische Epoche. Aber wir haben jetzt wohl auch die letzte hinter uns gelassen, um uns der vierten zu nähern, der der ä s t h e t i s c h e n Lebensempfindung oder mit anderen Worten, der kindergleichen, der paradiesischen. Da empfindet man nicht mehr die Zersplitterung, den Widerspruch, die Leiden durch die Rätsel des Daseins, die in den vielen bisher gegebenen religiösen, philosophischen oder positiven Lösungen dieser Rätsel Ausdruck gefunden haben. Denn der neue Seelenzustand verhält sich dem Dasein gegenüber künstlerisch, das heißt selbsttätig-schaffend. Diese neue Empfindung ist nach Almquists Worten auf das „Ganze" gerichtet. Er, der große Vorläufer der Ahnung einer Evolution der Seele, wußte, daß das „Ziel aller Innerlichkeit ist, getrennte Gegenstände zu sammeln und sie zu Einem zu vereinen; alles andere ist Oberflächlichkeit". Er wußte, daß diese Macht unbewußt die des Kindes, halbbewußt die der Jugend und der Frauen, bewußt die des Künstlers ist. Von ihm, nicht von Theologen und Philosophen kann die Menschheit lernen, — unangefochten von allen noch ungelösten Widersprüchen — das Leben künstlerisch bewußt zu bearbeiten.

Die Frau hat seit alters her die Gabe der Ahnung; sie fühlt noch unausgesprochene geistige Bedürfnisse, in der Luft schwebende geistige Anfänge; und jenen

Weitblick nannten die von Schulen nicht verdummten Völker der Vergangenheit Sehergabe. Diese gibt der Frau, wie dem Dichter und Künstler, die Fähigkeit des Kindes und der Jugend, von Träumen und Ahnungen zu leben, und Ruhe vor allen ungelösten Fragen unmittelbar im Leben selbst zu finden. In dem Grade, in dem ein genialer Mann innig ist, ist er auch in diesem Sinn weiblich; in dem Grade, in dem er ausschließlich männlich ist, fehlt ihm die aus dem Innern geschöpfte Glaubensglut, der strahlende Mut der Einfalt, die ewige Jugend der Seele, eben jene Züge, die die fruchtbaren Naturen und die fruchtbaren Alter charakterisieren.

Das ist kein Augenverschließen vor den qualerfüllten Wirklichkeiten des Lebens, die die Religionsstifter dazu getrieben haben, Mittel gegen Sünde und Sorge zu suchen; auch kein Vergessen, daß der Philosoph eben durch das Entgegensetzen es am weitesten im Unterscheiden gebracht hat. Aber wie leidet nicht schon Plato unter den Gegensätzen, die sich ihm aufdrängten und die er zum Teile durch seine künstlerische Macht dann dem Denken des Abendlandes aufzwang.

Hier kann nur im Vorübergehen daran erinnert werden, was das Trennen für das Denken bedeutet hat, um dann festzustellen: daß das tiefste Bedürfnis der Gegenwart die Ganzheitsempfindung ist. Nach dieser Zeit dürfte eine neue kommen, wo die Ganzheitsfreude wieder gestört werden muß, wo die Neigung der Künstlerseele, der Frauenseele, der Kinderseele, im Unentschiedenen zu verweilen, vom Stimmungsvollen befriedigt zu werden, zu einem Stillstand der Wahrheitsleidenschaft und des Forschungseifers geführt haben kann.

Aber jetzt ist es gewiß, daß der Mann-Denker — der Idealist wie der Materialist — erkennen muß, daß seine Summen nie stimmen konnten, weil er die künstlerische Empfindung des Daseins nicht mit in Rechnung gezogen, weil er nicht eingesehen hat, daß ein logisches und konsequentes Denken stets eines ist, das irgend einen Teil der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens ausschließt oder im Widerspruch damit steht, während hingegen das Gefühl von der Seligkeit der widerspruchslosen Einheit erfüllt sein kann.

Und ob nicht in dem Maße, in dem man das Leben als das Grenzenlose und das Einheitliche empfinden wird, der Denker dahin gelangen kann, immer weniger von seiner Kraft für die Erklärung des Lebens einzusetzen? Oder wenn ihn die Welterklärungsleidenschaft nicht ruhen läßt, ob er nicht wenigstens einsehen wird, daß das System, wenn es die Wirklichkeit nicht vergewaltigen soll, nur etwas für ihn selbst feststellen kann? Aber wie es nun auch für den Denker kommen mag, alle anderen werden immer stärker fühlen, daß in dem Maße, in dem eine Seele lebendig ist, ihre Lebensanschauung persönlich sein muß. Ein gemeinsames Bekenntnis konnte Wärme mitteilen, so wie zusammengedrängte Körper sie einander in der Kälte mitteilen. Aber dies hat einen geistigen Notstand bedeutet. Mit zunehmendem geistigem Reichtum wird die religiöse Wärme Sondereigentum werden, ebenso wie die Lebenswärme, durch die der Körper besteht, obgleich die Mittel für den Unterhalt des einen wie des anderen durch die gemeinsame Arbeit der Menschheit entstehen. So lange die Seelen so wenig verwirklicht, so wenig

— im tiefsten Sinn — eigenmächtig sind, wird jedoch durch eine gewisse Gemeinsamkeit im Glauben ein wirkliches Bedürfnis befriedigt, weil — umgekehrt — der Glaube gerade das stärkste Gefühl der Gemeinsamkeit gibt. Aber alle Entwicklung des religiösen Lebens besteht darin, aus der Gemeinsamkeit zur Einsamkeit vorzudringen.

Die freireligiöse Volksbewegung ist die erste große Äußerung eines seelischen Einsamkeitsstrebens auf religiösem Gebiet gewesen, obgleich die Bewegung bald die Mehrzahl auf ihre Seite bekam und die „Teuererkauften" jetzt auch in den Bethäusern Billigkeitsware geworden sind. Aber der sektiererischen Epoche, die als die des Zerfalls bezeichnet werden kann, wird eine Epoche des Individualismus folgen, wo die Menschen es verlernen werden, Gleichförmigkeit auf religiösem Gebiet zuerst zu fordern, dann zu erwarten, schließlich auch nur zu wollen. Dann wird jede Seele die Züge ihrer eignen Religion zeigen, wie jede Gestalt ihr eigenes Antlitz. Und wenn dies auch das Gefühl der Einsamkeit vermehren, die ungestillte Sehnsucht sich ganz mitzuteilen, ganz mit anderen Seelen zu verschmelzen, steigern wird, so wird andererseits die zunehmende Sensibilität der Seele es ermöglichen, daß die Menschen immer öfter miteinander den Gottesdienst des Schweigens feiern können. Der Reichtum verschiedener geistiger Zustände, in die wir dann ahnend eindringen, wird dem Dasein eine neue Spannung verleihen. Aber solange der Mensch nicht seine Einsamkeit tragen gelernt hat, ist der persönliche Gott der große Trost in den Leiden der Einsamkeit. Er ermüdet nicht, er lauscht, er begreift, er weiß, er nimmt teil, er rät. Nur wer mit brennenden Wunden der Seele sich oft zu Gott geflüchtet hat, weiß, was er wagt, wenn er den Menschen sagt: daß sie größer werden, wenn sie es vermögen, auch diese letzte Einsamkeit zu tragen, die, in der nicht einmal Gott ihr Freund ist! Ja dies — seinen Halt, seine Zuflucht in Gott zu haben — ist ein so tiefes, so unentbehrliches Bedürfnis für manche Seelen, daß sie, wenn auch oft im übrigen evolutionistisch denkend, ihren Gottesglauben gegen alle Wahrscheinlichkeiten und ohne alle Beweise beibehalten. Solche Menschen haben immer Einheit und Einfachheit in ihrem eigenen Wesen, ein tiefes Vermögen des Vertrauens und der Zuversicht in allen Lebenslagen. Und doch gibt es auch unter diesen Gottesgläubigen große Verschiedenheiten. Der eine fühlt sich am meisten erbaut, wenn eine andere Stimme in einem Tempel seine Gefühle verkündet; der andere wieder zwischen den Gottesdiensten in einer Kathedrale, wo alles stumm ist und die Seele sich in Gemeinschaft mit all den Geschlechtern fühlt, die dort ihr Herz als Flamme vor Gott entzündet haben; andere wieder fühlen sich am andachtsvollsten auf dem Platz rings um die Kathedrale gestimmt — von altersher Domfreiheit genannt — dem offnen Platz, wo sie die Türme zur Sonne streben sehen. Der vierte wieder feiert seine Andacht am liebsten auf einer Höhe, wo er auch diese Türme unter sich sieht. So entwöhnen sich die Seelen langsam. Aber niemand kann bezweifeln, daß die Zeit nahe ist, wo kein Heim, keine Kirche, keine Schule zu gemeinsamem Gottesdienst sammeln wird; wo jede Seele ihre eigene Weihnacht für den Sieg des Lichts, ihr eigenes Ostern für die Auferstehung des Lebens, ihr eigenes Pfingsten für die Ergießung des heiligen

Geistes hat, aber alle einen Sonntag für das Stillwerden der Seele. Im Heim wird dann der schöne Zustand herrschen, den ein dänischer Gelehrter aus seiner eigenen Familie schilderte: Unsere Denkweisen bilden einen sechszackigen Stern, aber jeder sucht dem andern den Wert seines Glaubens nur durch den Eifer zu beweisen, seinen Glauben die Probe des täglichen Zusammenlebens am besten bestehen zu lassen!

Wenn man innerhalb der Familie die Roheit einsieht, einander Meinungen aufzudrängen, im öffentlichen Leben die Roheit einsieht, einander Standpunkte abzupressen, wird man schließlich auch erkennen, daß es in dieser Welt der Umwandlung keinen unerschütterlichen Standpunkt geben kann! Die zwei großen Hauptrichtungen, die bestanden haben, seit der Mensch zu denken begann, Evolutionismus und Supranaturalismus, berechtigen freilich dazu, daß sich die Seelen in zwei Lager spalten. Aber sollte man nicht anfangeu können, von denkenden Menschen zu erwarten, daß jede Partei das Eigentums- und Gebrauchsrecht der anderen auf ihre Religion oder Religionslosigkeit anerkennt — wie auf jedes andere persönliche Eigentum, auf alle anderen persönlichen Lebensgewohnheiten?

Den verhältnismäßigen Wert der Lebensweise des Fisches und des Vogels zu diskutieren, scheint jedem lächerlich, wenn es sich darum handeln sollte, daß der eine in das Element des anderen überzugehen hätte. Aber auch die Seelen haben ihre verschiedenen Elemente, die ähnliche Ansprüche ebenso lächerlich machen. Ein organischer Übergang von einer geistigen Lebensform zu einer anderen, vollzieht sich stets langsam; und auch auf geistigem Gebiet sind ja Zwischenformen ein Teil des Entwicklungsverlaufes. Unsere Zeit ist reich an solchen. Und ebenso wie deren Träger in reichstem Maße ihre geistigen Lebenserfahrungen beichten, haben jene, die ihre seelische Steigerung durch den Lebensglauben schon selbst erfahren haben, das Recht, für das zu zeugen, was sie errungen haben. Solche Zeugnisse des Lebensglaubens nennen jedoch die Altgläubigen Übermut, sowie die Heiden die Christen übermütig nannten, als sie die Bildsäulen und Altäre der Väter verschmähten, um jenes Glaubens willen, von dem sie bekannten, daß sie durch ihn neue Menschen geworden seien!

In Rom wird ein in einem der einstigen Schulzimmer des Palatins gefundenes Stuckfragment verwahrt, auf dem vermutlich irgendein junger „Idealist" einen Kameraden verhöhnt hatte, indem er das gewöhnliche Zerrbild des Gekreuzigten mit dem Eselskopf darauf zeichnete, und vor das Bild eine andere Gestalt mit der Inschrift: Alexamenos betet Gott an. Die Karikaturen, die man heute auf die Bekenner des Lebensglaubens macht, werden vielleicht in Zukunft denselben religionshistorischen Wert haben. Ob nicht jene, die in dem wiedererwachenden Supranaturalismus unserer Zeit eine Wiedergeburt des persönlichen Gottesglaubens oder des Christentums zu erleben meinen, dem Kinde gleichen, das beim Anblick der leuchtend roten Blätter des Herbstes ausruft: sieh! die Bäume blühen! Der Erwachsene jedoch weiß, daß unter den frostzerfressenen Blättern schon die Knospen des Frühlings an den Zweigen perlen.



Der letzte Kampf/ Roman von Otto Rung

(Erste Fortsetzung)



da Clermont stand in einen Winkel gedrückt, nahe beim Pulte, welches die vielen Arme, die es im Laufe der Jahre gestreift, abgenutzt und beschmutzt hatten. Auch jetzt reckte sich eine Reihe von Wartenden über die Schranken, im Arme das Pfand, das sie versetzen wollten. Sie harrten geduldig und stumm. Auf den Regalen längs der Wände lagen graue runde Bündel — wie Geflügel, das Seite an Seite auf den Sprossen des Hühnerschlages schläft. Jenseits der Schranke unterschied sie im Halbdunkel einen unsaubern krausen Bart und geschäftige wurmartige Finger, die etwas drehten und wendeten — einen Winterrock, den ein zerlumpter Bursche hingereicht.

Die gesprungene Glocke schellte. Neue Kunden kamen, eine fettblasse Frau, die unter dem zerrissenen Schal ein großes Bündel trug. Mit ihr kam ein ganz neuer Geruch in den Raum. Sie drängte sich vor, und Ida wurde aus ihrem Winkel geschoben. Die Frau betrachtete sie starr und auch andere wandten sich nun nach ihr um. Sie sah die blassen festen Augen stumm auf ihre Augen gerichtet, fühlte sie von ihrem Gesichte hinabkriechen über Hals und Arme, spürte auf dem Körper dies kitzelnde eklige Betasten. Bei der Türe entdeckte sie ein Antlitz, ein rundes, ein wenig müdes, aber recht angenehmes Antlitz. Es beruhigte sie dies große ruhige Mädchen zu betrachten, das, an die Wand gelehnt, geistesabwesend in die Luft sah. Es war etwas in diesen runden Zügen, das ihr bekannt schien. Plötzlich fiel es ihr ein: dies Gesicht, nur kleiner und frischer, hatte einmal hinter einem Baum hervorgelugt — beim Versteckenspielen. — Es war ein Park, der sie beide umgeben hatte, darüber die weißen Mauern des Hofes. Rasch wandte sie die Augen ab, um nicht erkannt zu werden. Kein Zweifel, es war Hannah Kroll, das kleine Mädchen des Gärtnerknechts, die Spielgefährtin aus den Kindertagen.

Nun stand dies müde Gesicht vor ihr wie ein trauriges unbehagliches Bild, dieser gleichsam phosphorartige Teint, dieser matte Blick, der eingestellt schien, weil hier kein Geschäft zu suchen war. Sie war gut gekleidet. Die stramme Jacke umgab den üppigen Körper wie ein Etui.

Ida Clermont beugte sich über die Schranke. Der große Bart hob sich ihr entgegen. Sie verspürte dessen Geruch von altem schlechten Tabak. Ein Paar Brillen glänzten scharf herüber. Das Pfand, eine perlenbesetzte Halskette, lag offen in der blaßroten Baumwolle der Schachtel. Eine Summe wurde genannt. Ida nickte und sah dem Expedienten ins Gesicht. Er schien sie von früheren Malen wiederzuerkennen, erwiderte ihr Nicken und fragte, welchen Namen er zu notieren habe.

„Wahl," sagte Ida. „Fräulein Ida Wahl."

Sie mühte sich immer, einen passenden Namen zu finden. Nun wurden zwei Geldscheine über das Pult geschoben. Sie haschte danach, und das Halsband

wurde emporgehoben und rann ringelnd hinab in die hohle Hand des Mannes. Es hatte der Mutter ihrer Urgroßmutter gehört. Jetzt waren solche Schmuckstücke wieder modern; aber Ida wußte, daß in ihrem Kreise der Schnitt eines Kleides von größerer Wichtigkeit war als Schmuck.

Während sie die Geldscheine in ihren Handschuh zusammenknüllte, wandte sie sich zum Gehen; man machte ihr Platz, starrte ihr nach. Die Türe sang hinter ihr, nun war sie im Vorraum und lief die hohe Steintreppe hinab. Sie war erleichtert. Sie hatte Geld, konnte den nächsten Tagen in Ruhe entgegensehen. Es mußte ein Abschlag bezahlt werden — dann — das Rad — diese Rechnungen, die unaufhörlich kamen — all das Neue, das zur Saison angeschafft werden mußte — eines dieser häßlichen Jaketts, die nun modern und daher unentbehrlich waren. — — —

Während sie von der Treppe auf die Straße hinabtrat, blieb ein Herr vor ihr stehen und grüßte. Es war Rechtsanwalt Jacobs. Ein ironischer Blick kam in seine schmalen Augen.

„Fräulein besuchen Ihre Armen?" fragte er. Er blickte an den düsteren Fassaden der Gasse empor und nickte in der Richtung des Hauses, aus dem sie getreten.

Ida fühlte sich preisgegeben. Sie suchte sich zu sammeln, wandte sich rasch ihm zu, lächelte und ließ ihren Blick mit dem seinen spielen.

„Auch ich habe meine Armen besucht", fuhr er fort. „Sehen Sie, in dieser Droschke da unten fährt der Stadtvogt nun heim. Ich zog es vor zu gehen, denn ich erblickte Sie."

Ida lächelte matt. „Ihre Armen sind durch Ihren Besuch nicht reicher geworden — wie meine."

„Nein," sagte er. „Ich gehe reicher heim als Sie." Er suchte ihren Blick aufzufangen. „Geld ist heutzutage teuer und sitzt verteufelt fest, wo es einmal ist. Man muß sehr erfahren sein, um es — billig zu bekommen."

Sie gingen nun zusammen durch das Korsoviertel. Die Menschenmenge strömte an ihnen vorbei. Und jedes für sich suchten sie in den ihnen begegnenden Gesichtern zu lesen. „Welch trauriger abgebrauchter Typus," dachte Ida. „Ausdruckslose stumpfe Physiognomien — glatt und weiß wie die Steine, die man durch rinnendes Wasser sieht. Das Stadtleben verbraucht sie, schleift sie ab — verwischt sie." Sie erkannte im Gewimmel einige ihrer Kursus-Kameradinnen. Dunkelgekleidet, mit ein bißchen naivem billigem Aufputz auf den Hüten, kamen sie Arm in Arm dahergeschlendert. Sie blickte schamerfüllt und zornig zur Seite, während sie sich erinnerte, daß sie diesem Kursus noch Geld schulde. —

Mit zerstreutem Staunen sah sie die Menschenmenge an sich vorüberziehen — diese unendliche Menge Gesichter, von denen sie so äußerst wenige kannte. Wer waren sie alle, wohin gingen sie, was dachten sie, woher kamen sie? Sie lebten wohl jedes für sich ihre kleine Existenz — in ihren eigenen Kreisen, Etage über Etage, Schichte über Schichte. Einige kannten bloß ihre Nachbarn, ihre Kameraden auf dem Kontor, in der Werkstatt; andere durchzogen die Stadt mit diesem — mit jenem —

Und selbst war man auch in einem dieser Kreise, schlug sich um eine Position in einem dieser Kreise, während die Schichten sich verschoben, neue auftauchten, andere sanken. Und sie begann diese Gedanken vor ihrem Begleiter zu entwickeln: Es sei so beengt, so schwer, in diesen Zeiten seine Stellung zu wahren. Man sei in einem Stande, einer Kaste geboren, habe deren Instinkte, deren Sinne und Bedürfnisse. Man müsse infolge dieser Instinkte kämpfen, sich oben zu halten — dort, wohin man nun einmal gestellt sei. Und man mache verzweifelte Schritte, bloß um sich den Anschein zu geben, man sei noch in der obersten Schichte, unter den Reichen, den Vornehmen — le Monde — dem, was man nun eben „oben" nannte.

„Ja," erwiderte er gedankenvoll, „wir treten ja alle Wasser, um die Nase über der Oberfläche zu halten. Die von vornehmer Rasse sind, sind am schwierigsten gestellt; denn sie haben alles zu verlieren, nichts zu gewinnen. Die vom Grunde des Pfuhles kommen, haben nur zu gewinnen. Es sind schlimme Konkurrenten. Aber Sie, Ida, worüber im Grunde beklagen Sie sich?

Sehen Sie, da drüben geht Mme. Dûchene von der Legation mit Gordon Marshner, dem amerikanischen Schweineschlächtereidirektor. Sie ist gekleidet wie eine Prinzessin. Es gibt Männer, die gerne ihre Toiletten bezahlen, weil sie finden, daß ihr kostbarer Körper in Spitzen und Brokat gehüllt zu werden verdient. Ein Freund in Holland, der sie einmal des Jahres besucht, versorgt sie mit Diamanten. Dennoch wird sie in Kreisen, die vornehmer sind als diejenigen, zu denen Sie und ich Zutritt haben — der ich allerdings Jude bin — mit Respekt empfangen. Mme. Dûchene ist sehr klug. Sie arbeitet mit billigem Gelde. Und Sie, die Sie jünger, frischer, zehnmal schöner sind, Sie beklagen sich."

„Ich kann mich eben nicht für Geld verkaufen!" sagte Ida und lachte.

„Sehen Sie," sagte Jacobs, „da drüben kommt, wie ein warnendes Beispiel für Sie, Rose Wahl. Sie wird von diesem jungen Schlingel Herbert Höyer aufgeführt." Rose Wahl grüßte mit einem Nicken. Sie errötete leicht. Ein violettes Kleid umschloß eng ihre zarte scharmante Figur. Von ihrem Halse hing an einer Perlenschnur ein Medaillon, das sich, während sie ging, weich auf ihrem Schoße wiegte. Und Herbert Höyer, der kleine stramme und elegante Bursche an ihrer Seite, lächelte Ida zu, ein breites, brutales Lächeln, das Rose Wahl verriet.

„Eines Tages," fuhr Jacobs fort, „wird dies hübsche und sehr animalische Geschöpfchen, Fräulein Wahl, aus der Gesellschaft verschwunden sein, einen Monat oder zwei beklatscht, dann vergessen, ausgelöscht. Sie schafft sich keine Ressourcen. Sie ist verloren."

Nun begegneten sie vielen aus ihrem Kreise. Man grüßte sie von allen Seiten. „Wir zählen doch noch mit," sagte Ida. „Wir kennen viele, werden von vielen gekannt. Sie, Hugo, sind sogar bekannt, eine öffentliche Persönlichkeit. Sehen Sie — da oben Ihr Porträt." Und sie wies auf eines der großen Plakatbilder, die im Auslagefenster eines Zeitungskontors ausgestellt waren. Jacobs war darauf abgebildet und mit ihm vier andere Männer — ein Bankdirektor und drei

Anwälte. Sie saßen an einem grünen Tische und scharrten mit einer Croupier-harke Geld zu sich heran. Sie waren „die Gründer der letzten Tage" benannt.

„Ja," sagte er, „der Köter da oben kläfft, damit ich ihm die Spalten mit fetten Annoncen stopfe."

Olga Levyson kam vorbei. Sie grüßte mit Kälte.

„Sie liebt Sie," sagte Ida, „und sie grüßt Sie eisig kalt. Sie aber haben zurück-gelächelt und ihr einen ätzenden Blick gesandt."

Er wandte sich ihr zu, und während die Menge dicht an ihnen vorbeiwimmelte, sagte er: „Ich liebe nur eine: Sie. Ich respektiere nur eines: das Geld."

Sie sah ihn freundlich an und schüttelte den Kopf. Wie oft hatte er, und stets in einer neuen Form, ihr seine Liebe erklärt! Sie dachte sich mit der Zeit nichts besonderes mehr dabei — er vielleicht ebensowenig.

In einer offenen Kalesche, von schwarzen kurzhalsigen Rossen gezogen, saß Beß Nelßon, von Paketen umgeben, die Füße auf ein schneeweißes Fell gestützt. Der Wagen hielt vor einem Magazin an, und während des Aussteigens streckte sie unter dem seidenrauschenden Rocke einen langen Fuß vor, der über dem Riste mit vielen Silberspangen besetzt war. Der Groom hielt mit einem tiefen Bückling die Türe offen. Sie erwiderte flüchtig Idas Nicken.

„In ihr ist schon Rasse," sagte Ida, „obwohl ihr Vater ein simpler Parvenü ist. Sie gehört der zweiten Generation an. Sie ist blaß, hochmütig, launisch. Ihr Charakter spielt in vielen Facetten, aber ihr Geschmack ist noch nicht ganz ausge-bildet. Sie hat noch den Geldwucherinstinkt im Leibe. Sie ist knauserig und hegt im Inneren eine plebejische Furcht vor allem Hazard. Wir beide, Hugo," fuhr sie fort, „wir schrecken vor gewagten Einsätzen nicht zurück, nicht wahr? Wir sind beide von sehr alter Rasse. Mich dünkt, die Juden müßten auf ihren Stamm stolz sein, und es wundert mich oft, sie kriechen zu sehen vor uns — gotischen Barbaren."

„Es sind die Steinwürfe aus dem Ghetto," erwiderte er, „die unseren Rücken in Deckstellung gekrümmt haben. Bald wird unsere Rasse sich wieder mit geradem Rücken zeigen. Wir werden die Ersten sein, die Führenden! Wir verstehen es zu spielen und zu gewinnen — mit kühnen Einsätzen. Und Sie, Ida" — er blickte ihr fest in die Augen, — „— — Ida, ich weiß ein wenig Bescheid um Ihre Verhältnisse. Ich vertrat eine Zeitlang einige von Ihres Vaters Gläubigern. Ihr Vater war ein unkluger Mann. Er verzinste die Werte nicht, die er besaß — ebenso wie Sie, Ida. Er betrachtete alle Verhältnisse unzeitgemäß — nicht zum mindesten damals, als er Politiker war. Auch später, als er als Minister des Inneren zurückgetreten war, kennzeichnete er sich durch ein gründliches Unver-ständnis der zeitgültigen Ökonomie. Er besaß Ländereien, bedeutende Areale in der Nähe der Hauptstadt. Er fuhr fort, sein Land zu bebauen. Es war wohl eine Tradition in seiner Familie, daß sie Land besaß und dies Land bebaute. Und einstweilen streckte die Hauptstadt die Arme aus und nahm dies Land an sich. Ihres Vaters Güter lagen just in der Peripherie der Entwicklung. Er hätte damals verkaufen sollen, als er verkaufen konnte und gute Angebote hatte."

„Ja," sagte Ida, „die Kommissionäre liefen ihm jeden Tag die Türen ein. Er warf sie die Treppen hinab."

„Ich selbst war im Auftrage eines Konsortiums bei ihm," fuhr Jacobs fort; „aber er wollte sich nicht retten lassen. Wohlan: Wir gingen den gewöhnlichen Weg. Wir erhielten ohne Schwierigkeiten gewisse Hypotheken des Besitztums zediert, und als die Termine kamen, waren wir fest in unseren Forderungen. Die Güter warfen ja natürlich nichts ab. Dort draußen kann ja nichts wachsen als Zement und Schornsteine und Wellblech. Ihr Vater mußte neue Anleihen aufnehmen. Ich verschaffte sie ihm bei unserem Konsortium. Kurz darauf verschied Ihr Vater."

„Ja," sagte Ida, und in ihr stieg die schwere Erinnerung auf an jenen Morgen, da die Leiche des Vaters in einer Decke durch die Kastanienallee des Parkes getragen worden. Um die Stirne war ein Verband gelegt. Sie sagten, daß er, vom Schlag getroffen, gegen einen Baum gestürzt sei. „Ja," sagte sie, „mein Vater starb auf seinem Grund und Boden!"

„Formell!" erwiderte Jacobs. „Und die Menschen unserer Zeit begnügen sich mit Formeln. Das Besitztum war bereits unser, und bei der Zwangsauktion erhielt der Inhaber der ersten Hypothek den Hammerschlag."

„Die Angebote waren wohl sämtlich vorher verabredet," versetzte Ida.

„Wir waren ein sehr großes Konsortium mit Millionenkapital," entgegnete er. „Jetzt sind wir eine Aktiengesellschaft. Und nun wachsen Ziegelsteine dort, wo Ihr Vater Rüben und Gemüse säete, aber Disteln erntete. Ihr Vater ließ sein Kapital unverzinst ‚unter der toten Hand' dahinliegen. Und Sie, Ida, sind nicht klüger."

„Wieso?" fragte sie.

„Liebe Ida, Sie wissen, daß heutzutage das Prinzip der wahren Werte durchzudringen im Begriffe ist. Man sucht jedes Verhältnis ökonomisch rein zu gestalten. Alle Scheinwerte, sowohl die lautverkündigten als die versteckten, sollen künftighin vom Markte ausgeschlossen werden. Wert hat allein: Stoff und Energie. Damit machen moderne Menschen Geschäfte. Und sind Sie, Ida, nicht in Ihrer Form als Weib kostbarer Stoff, wertvolle Energie?"

Sie schüttelte den Kopf. „Man merkt es, daß Sie Orientale sind, Hugo. In Ihren Augen beruht des Mannes Wert auf seiner Arbeit — des Weibes — einzig und allein auf seinem Geschlecht."

Er wandte sich ganz ihr zu. „Ich habe es Ihnen ja oft gesagt: ich liebe Sie. Für mich erhalten Sie hieraus Ihren Wert, mehr Wert als für viele Tausende Mark Juwelen, Seidenstoffe, Vollblutpferde — und andere Weiber.

Wer würdigt heutigentags wohl ernstlich Rasse und Herkunft, einen veredelten und vornehmen Geschmack? Diese Werte sind außer Kurs geraten. Sie aber, Ida, besitzen in Ihrer Person ein sehr großes Kapital: vor allem in Ihrem Körper — — Ihren Körper nur zu nennen, ist mir tiefe, seltsame Wehmut.

Ihre Hand, Ihr Fuß, den ich einmal sah — als Sie einer kleinen weißen Kugel über den Rasen nachliefen — Ihr Haar, Ihre Augen, die große Mystik Ihres

edlen Körpers, und Ihre tiefe, tiefe, jungfräuliche und nervöse kleine Mädchenseele — alles, was ich von Ihnen weiß, alles, was ich errate oder bloß ahne, hat für mich sehr, sehr großen Wert. Aber alles liegt unverzinst dahin unter ‚der toten Hand'.

Sehen Sie: Hier scharen wir Männer uns um Sie, wir sehen Sie, wir begegnen Ihren festen und aufmerksamen Augen, wir atmen den Duft Ihres Haares in einer Tortur von Wollust. Sie sprechen zu uns, wir vernehmen die stumme Glut in Ihrer Seele, Ihre reine tiefe Stimme, wir vernehmen das rasche Pochen Ihrer Gedanken mitten durch unsere eigenen schweren Grübeleien. Sie schenken uns Sehnsucht, wenn Sie uns nahe sind, schenken uns Ihren festen Händedruck, dann und wann einen schweren und freundlichen Blick — verschenken — gratis. Ein jeder kann Sie ohne Entgelt in Gedanken besitzen. Sie verzinsen Ihre Schönheit nicht, wie Sie sie verzinsen können. Während wir, ich und viele, darunter leiden, Sie arm, bedrückt, aus dem Pfandleihladen einer Hintergasse schleichen zu sehen.

Sie — die wir am liebsten als juwelengeschmückte, seidenrauschende, höchste Priesterin der Gesellschaft sehen würden."

Es entstand eine Pause, dann sagte er:

„Mit Rücksicht auf Ihren Reservefonds würden Sie sicher einen sehr langen Kredit erreichen können."

„Ich verstehe Sie nicht, Hugo", erwiderte Ida; aber er erfaßte die Frage in ihrer Betonung und sagte:

„Ich verwalte das Vermögen mehrerer meiner Klienten, die wie Sie Vermögen besitzen. Meine Klienten machen ihre Einkäufe nach Lust und Bedarf und senden die Rechnungen in einem Briefumschlag an mein Kontor. — Ich öffne meine Post stets persönlich."

Ida wandte sich ihm zu. In ihrem Antlitz war ein gelähmter Ausdruck. „Ach so!" sagte sie und schwieg.

Auch er schwieg. Und jedem von ihnen war es, als gingen sie hier allein.

„Hugo," sagte Ida plötzlich, „wer ist dieser Mensch?"

Er war schon vorbei. Aber wie alle die früheren Male, hatte er das Gesicht leicht ihr zugewandt und ihren Blick gesucht. Sie fühlte noch die leise Verwirrung in sich, die sie stets überkam, wenn sie ihren Blick willig und fest in diese etwas beschatteten, aber so eigentümlich warmen Augen legte.

„Ich kenne ihn nicht," sagte Jacobs. „Er ist nicht von unserem Kreis."

Ida seufzte. Er war nicht von ihrem Kreis. Sie wußte nichts von diesem fremden Menschen. Keiner aus ihrem Kreis konnte ihr sagen, wie er hieß, wer er sei.

Täglich — fast täglich — trafen sie einander hier — wie ein Rhythmus in den Tagen. Sie wußte nichts von ihm. Ihre Kreise drehten sich mit ihnen, jeder für sich; — sie durchschnitten einander nicht. Aber ihre Seelen streiften sich in dieser einzigen Begegnung des Tages.

„Wie kann dieser Mensch Sie interessieren, Ida?" fragte Jacobs. „Er scheint mir recht wenig elegant. Er ist kaum von der Gesellschaft.

Er sieht aus wie ein Künstler oder etwas dergleichen — vielleicht ist er gar Handwerker."

Ida lächelte und schwieg. Es fiel ihr ein, daß sie in ihrer Erinnerung nicht einmal ein Bild dieses Mannes bewahrte, seiner Farben, seines Typus, seiner Kleider. Bloß, wie eine halbe Scham in ihren Sinnen die Erinnerung: sich einem Manne hingegeben zu haben im Streifen der Blicke.



m Dämmerlicht unterschied Ida ihre Cousine, Sofie Clermont, auf ihrem gewohnten Platz in der Sofaecke. Ihre Freundin, Madeleine Hoff, saß wie immer neben ihr, den Kopf an ihre Schulter gelegt, und Ida sah die blassen Hände der beiden, die sich ineinanderverschlungen hatten.

Es war die Dämmerzeit, da all diese einsamen Frauen aus ihren Zellen erschienen oder von ihrer Tretmühle heimkehrten, um die Gesellschaft der anderen aufzusuchen. Die Luft war schwach parfümiert von der Wolle ihrer Kleider: eine eigentümliche Stubenluft, wie sie in jenen Behausungen zu finden ist, in denen nur Frauen sich bewegen. An jeder der Fenstererhöhungen erblickte sie das gewohnte Profil. Ein halblautes Gespräch schleppte sich von Platz zu Platz. Sie sprachen von einer Prinzessin, die an Mumps erkrankt war. Fräulein v. Spohr hatte die Hofdame der Prinzessin getroffen: die Prinzessin sei im Gesicht wie eine Wassermelone; und flüsternd nannte sie einige andere Symptome, die dieser Krankheit eigentümlich waren. Man bedauerte die Prinzessin.

Aus dem Speisezimmer, in welchem Antonie Plöhn mit ihrer Buchbinderei arbeitete, schollen kurze metallische Laute.

Sofie Clermont erhob sich, und Madeleine Hoff sank mit einem Seufzer zurück, während ihr Kopf mehrmals in nervösen Tick-Bewegungen nickte. Sofie Clermont kam auf Ida zu und tastete über ihr Haar. „Wo hast du dich nun wieder herumgetrieben?" sagte sie und lächelte. „In schlechter Gesellschaft wie gewöhnlich?"

„In Gesellschaft von Männern," sagte Ida. „Wie gewöhnlich."

Alle schwiegen und horchten.

„Männer — Männer!" Cäcilie Clermont suchte Freundin Madeleines Augen. Diese Augen flackerten ängstlich im Halbdunkel umher, während der Kopf beständig in kurzen Rucken sank. „Männer — also schlechte Gesellschaft."

Von ihrem Fensterplatz aus fragte Fräulein v. Spohr, wie diese Männer hießen und was sie seien. Sie saß stets an diesem Fenster, dem einzigen, von dem aus man die Straße sah. Dann und wann drehte sie ihr regelmäßig strenges Antlitz den anderen zu und erzählte, was sie gesehen.

„Männer," wiederholte Ida; und in Zorn und Haß gegen das Schicksal, das sie in dieser dumpfen Stubenluft zu umlauern schien, fuhr sie fort: „Männer, Mannsleute! Sonst ist nichts von ihnen zu sagen! Höchstens das eine, daß der, der mich hieher zum Hause geleitete, ein Jude war."

Sofie Clermont strich sich durch das kurzgeschnittene Haar; ihre Katzenaugen belauerten Idas Blick. „Ja," sagte sie, „du bist am richtigen Wege. Du wirst es

gewiß weit bringen." Und zitternd vor Irritation begann sie ihre alte Klage über die brutalen Übergriffe der Männer, ihre rücksichtslose Unterdrückung des Weibes. „Die Männer prahlen mit ihrer Kultur. Roh und gemein sind sie, sonst nichts. Sie nennen sich Beschützer des Weibes, Ritter der Schwachen. Ja freilich! Seht nur, wie in allen Ländern die Frauen allein sitzen, ausgebeutet, um ihre Existenz kämpfend unter elenden Bedingungen, für elenden Stundenlohn."

„Ja, die Ritter," sagte Ida und lachte. „Freilich, der lustigen, der schlanken und ranken, der schelmischen und witzigen, der jungen Weiber Beschützer und Ritter!" Und sie wandte sich einer nach der anderen zu, während das Herz ihr schwer wurde. Alle waren sie welk, traurig, verblaßt, in dunkle Wolle gekleidet. Welch böse Zeiten! Gewiß, es war schwer, zu altern, zu verblühen, vergessen zu werden — zu verwelken.

Sie ging in das anstoßende Gemach und setzte sich zu der alten Schatulle, einem Erbstücke ihrer Familie. Sie stützte die Arme schwer auf die herabgeschlagene Klappe und umfaßte das glatte dunkle Mahagoni. Diese Schatulle lebte in ihrer Vorstellung als ein Rettungsboot, das sie emportrug. So hatte sie als Kind und Halberwachsene oft bei jener Schatulle gesessen, in vagen Träumereien das Register der kleinen geheimnisvollen, mit Schildkrot und Elfenbein eingelegten Schublädchen betrachtend. — — Drinnen hinter den Portieren hatte der Vater gesessen bei seiner Arbeit, und alles war ganz still gewesen, so still, daß sie seine Feder über das Papier gleiten gehört. Es waren andere Stuben, andere Portieren. Vaters Arbeit — ein personalhistorisches Werk über Offiziere, die in den letzten Kriegen gefallen waren — war längst vergessen. Es war ihm nicht gelungen, diesen toten Männern ein dauerndes Denkmal zu errichten. Jenes Werk war von einer eigenen Schönheit gewesen, unnütz, überflüssig, vornehm — ein Werk von hingeschiedenen Helden, die auferstanden waren in Waffen und Uniform. So schwand alles dahin in Tod und Vergessenheit.

Sie zündete eine Kerze an. Dennoch lag die Stube in Finsternis: bloß das Mahagoni der Schatulle glimmte im Dunkel. Und so war es gut; nichts sollte leben als diese kleinen süß duftenden Schubfächer. Sie schloß sie eines nach dem anderen auf. Hier hatte Frau um Frau ihres Geschlechtes ihre Seidenbänder, ihre Ballbuketts und Briefe verwahrt. Ida ließ die Hand durch die zerstäubenden Blumen gleiten, die die Laden füllten, und empfand wie immer ein leises Behagen bei der Berührung des trockenen knisternden Staubes. Sie löste die Seidenschnüre, die die vergilbten Briefbündel zusammenhielten, nahm ein Blatt nach dem anderen heraus und indem sie in jedem einige Zeilen las, erinnerte sie sich des ganzen Inhaltes. Es waren Briefe aus sehr alten Zeiten, französische Briefe, von jenem Leo Clermont geschrieben, der durch die Hilfe seiner Schwester in den Thermidortagen aus Paris entfloh. Es hieß, daß diese Briefe im Kryptogramm den Fluchtplan enthielten.

Sie fand einen Brief, in welchem der Vater ihres Vaters dem Weibe, das später seine Gattin wurde, seine tiefe Liebe erklärte; — andere handelten von

Todesfällen, von Krankheiten. Aber alle diese Briefe nannten Gott und die Vorsehung und das Wiedersehen.

Sie öffnete andere Fächer. In einer Schachtel aus Perlmutter lag, in zerfallenden Blumenstaub gehüllt, ein weißer Ballschuh: der Pantoffel, der dem abreisenden Brautpaare nachgeworfen wird. — Andere Blumen — von Gräbern — von Feldsträußen — Mutters Brautkranz — ein Buch in Ledereinband, mit Spangen geschlossen. Sie blätterte in diesem Buche und las die traurigen stillen Poesien, die eine sorgfältige Frauenhand niedergeschrieben.

Es waren Erinnerungen eines dahingeschiedenen Geschlechtes, aus einer Zeit, die rein im Glauben, tief in der Liebe, mild, gut und geduldig gewesen: feine und genügsame Menschenseelen.

Nun schrieb man anders: knapper, scharfer, gewandter, stets reserviert und ängstlich vor dem verpflichtenden Schriftlichen. Die Zeiten waren ja so streng, die Konkurrenz so scharf! Die Welt war gewachsen, war so unermeßlich weit geworden; es war so unüberwindbar viel, was man sehen, lernen, mit seinem Leben überspannen mußte! Und die Zeit so knapp und so viel, so viel noch einzuholen. Es war eitle Zeitvergeudung hier zu sitzen und unter den toten Poesien toter Menschen zu blättern. Man durfte keine Stunde sein Ziel außer acht lassen, mußte unermüdlich dies Ziel verfolgen — oder auch sich in einen Winkel setzen und die anderen beobachten, ihr Spiel studieren und auf neuen Rat sinnen.

Entweder man spielte mit oder man spielte nicht! Sie erinnerte sich Gordon Marshners Weisung: Festigkeit, Härte, Passion.

Aber während sie zögernd und noch halb unbewußt ihre neuen Pläne verarbeitete, begann sie, wie schon so oft zuvor, diese Schatulle zu untersuchen, mit den Knöcheln auf Böden und Scheidewände zu klopfen, in Falzen und Hohlräumen nach einer verborgenen Feder zu tasten. Sie träumte immer noch von der Existenz des geheimen Raumes, in dem Wertpapiere aus sehr alten Zeiten verwahrt lagen, etwa auch Juwelen — ein Dokument vielleicht aus der Hand des Vaters, ein Testament oder eine Anweisung auf ungekannte Debitoren, die viele Tausende wert war.

Aber rasch brach sie ab. Die Zeit war nun knapp. All diese alten Träumereien waren ohne Wert. Alle Vergangenheit war tot und wertlos — Traditionen, Namen — alles tot, wertlos. Von Wert war nur: Stoff — Energie!

Stoff — Energie! — Körper und Wille! Und im selben Augenblick fühlte sie ihren Körper brennen in ungelöster Qual, in der Qual des gebundenen, hilflos zusammengeschnürten Willens. In einen engen elenden Raum war sie gesperrt, und da draußen lag die Welt, irgendwo da draußen — eine Welt, reicher, mächtiger, üppiger als der kleine dumme Gesellschaftszirkel, in dem sie um eine Position kämpfte. Aber sie wollte sich nicht auf die Dauer damit zufrieden geben Und die Ellbogen auf die Klappe der Schatulle gestützt, die Knöchel an die Stirn gedrückt, meinte sie, neue Weltteile vor ihrem Blick geöffnet zu sehen.

Aber schon im nächsten Augenblick stand der Gedanke wieder vor ihr, der sie die

Schatulle öffnen geheißen. Rasch zog sie eine Lade hervor. Darin lag ein Bündel länglicher blauer Scheine und darunter ein Stoß Papiere von ungleicher Größe: Zahlenreihe unter Zahlenreihe, Konti, Nota und prunkende Firmenreklamen.

Sie nahm jede dieser Rechnungen in die Hand. Und eine um die andere erinnerten sie an die mißglückte Kampagne des vorigen Winters: das Brautjungferkleid bei einer großen mondänen Hochzeit, der rote Hut, der wie eine ungeheure Mohnblume ihr Haar gekrönt hatte, der Beitrag zum Sportsklub — ein Schreiben, in welchem ihr wegen ausgebliebener Raten mit der Klage gedroht wurde.

Seufzend wog sie das Bündel in der Hand. Es konnte wohl als Brief geschickt werden. Sie bemitleidete sich selbst um all dieser unnötigen Quergeleien willen.

Rasch legte sie die Papiere in einen Briefumschlag. Und auf den Umschlag schrieb sie hastig Hugo Jacobs Namen und Adresse.

Als Ida in das gemeinsame Wohnzimmer zurückkehrte, fand sie die Damen noch auf denselben Plätzen. Es war nun ganz dunkel, und ihre Stimmen schaukelten samtweich durch die Luft; sie sprachen von Religion oder vielmehr von geistlichen Herren, von einem Pastor, den Cecilie Clermont verurteilte, weil er einen schwarzen militärischen Schnurrbart trug — und von einem andern, ganz neuen Pastor in demselben Sprengel. Der Sprengel war in zwei Lager geteilt, Priester gegen Priester. Ida warf sich in den Streit. Auch sie erklärte den Schnurrbart für unschicklich: Priester sollten keine Bärte tragen; nur die langen Gewänder, sowie Frauen oder Engel sie tragen, seien geeignet, dem Diener der Kirche jegliches Zeichen seines Geschlechtes zu nehmen. Ihr Argument erweckte Beifall. Aber ihre Seele wand sich in Angst. Die Luft war so dicht hierdrinnen. Es war, als blähten sich die schwarzen weichen Priesterkleider unter der Stubendecke. Und sie fuhr fort, von diesen Priestern zu sprechen, die sie nie gesehen, und benützte dabei die Gelegenheit, sich unbemerkt aus der Briefmappe der Cousine eine Briefmarke anzueignen.

„Die Priester des Altertums," sagte sie endlich, um die Diskussion zu Ende zu führen, „wurden ihres Geschlechtes beraubt. Die des Mittelalters schworen ihr Geschlecht freiwillig ab. In unseren Tagen aber löst alles sich auf, und wir kehren zurück zu den ursprünglichen und reinen Werten."

Da aber fuhren sie gegen sie los, und lange noch wurde dies Gespräch um des Priesters Bart fortgeführt. Sie redeten mit großer Weitläufigkeit, denn die Arbeitszeit des Tages war überstanden, und sie hatten den Abend vor sich.

Bei einer Soiree, die anläßlich des Besuches italienischer Kreuzer am 24. Juni im größten Badehotel der Küste abgehalten wurde, traf Ida Clermont ihren Bruder, welcher durch Zufall in einer Quadrille ihr Vis-à-vis wurde.

Sie war mit einer größeren Gesellschaft auf einem der Übungskutter der Marine herausgekommen. Nach dem Diner auf der Kreuzerkorvette „Umberto" wurden die Damen ans Land gerudert, um in den Hotelgemächern

Toilette zu machen. Und kurz vor 9 Uhr standen sie versammelt in dem hohen, flaggengeschmückten Vestibül, von wo sie in den Konzertsaal geleitet wurden.

Weiß und schlank wie eine Kerze kam Beß Nelsson über die weichen Smyrnaläufer dahergeschritten. Rose Wahl und Maria Therese Kramer gingen an ihrer Seite. Sie zogen die langen weißen Handschuhe über die Ellbogen hinauf und blickten vor sich hin, während sie die Finger gegen das Licht spielen ließen. Hinter ihnen her stürmten die anderen und stürzten wild und ausgelassen an ihnen vorbei die Treppen hinab. Unten standen ihre Kavaliere, die Italiener, und breiteten ihnen die goldgestickten Arme entgegen.

Ida Clermont bewegte sich mit Überlegung in dieser Gesellschaft. Behende glitt sie von Gruppe zu Gruppe, horchte überall ein wenig dem Gespräche, machte sich durch eine Pointe, eine Replik überall bemerkt. Dann fügte sie sich in die Reihen der Tanzenden. Sie liebte den Tanz nicht. Diese übermäßig zärtlichen Walzermelodien waren ihr unleidlich. Der Tanz schien ihr der hinreißenden Leidenschaft, der konzentrierten Heftigkeit zu entbehren, die in ihren Augen dem Sport seinen Wert gab. Man war im Tanz den Männern zu nahe und merkte ihre Kraft dennoch nicht: in einem Matsch fühlte man ihren Willen, ihre Muskeln, gespannt, gegen sein eigenes Spiel gestemmt, fest, hart, passioniert. Hier glitt man nur ringsum in einem kurzen Rhythmus, und sank wieder elastisch an die Wand zurück — bis es abermals einem Manne gefiel, den frisierten Scheitel zu einer Verbeugung zu senken. Diese Männer trugen überdies dreikantige Hüte vorsichtig unter dem linken Arm, steckten einen dünnen Staatsdegen rückwärts hinaus, waren mit Medaillen und Sternen, mit goldenen Schnüren und roten Aufschlägen geschmückt. Sie standen unter Kommando. Vor dem Orchester saßen die Chefs mit fetten dekolletierten Frauen an ihrer Seite.

Es kam ihr in den Sinn, daß es, sollte sie Glück haben, ihre Bestimmung sei, einstmals dazusitzen wie eine von diesen: an eine Wand aufgeklebt, fett und aufgedunsen, in glänzende grüne, gelbe oder rote Seide geschnürt — wie giftige, wohlgenährte Schmeißfliegen längs eines warmen Getäfels.

Sie ließ sich von einem Manne zum Tanze führen. Sie fühlte seine erfahrenen Blicke sich über ihre nackten Schultern senken, unter den Spitzenbesatz des Leibchens kriechen. Diese Spitzen, die sie nach vielem Mustern gewählt — sie waren übrigens unverschämt teuer — machten offenbar weniger Glück, als das, was sie verhüllen sollten. Und der Gedanke kam ihr, daß dieser Mann nächsten Morgen das Land verlassen haben werde mit der Vorstellung, sie entkleidet gesehen zu haben.

Die schwarzen untersetzten Südländer scharten sich um sie. Ihre Augen tanzten wie Feuerfliegen über ihre blonde Haut, ihr blondes Haar. Sie lächelte ihnen zu, gab sich ihrem Begehren halb hin. Sie begegnete diesen Männern dies einzige Mal. Und mit Verständnis betrachtete sie die Freundinnen, die sich in die Arme der Italiener zurückwarfen, sich im Tanze an sie schmiegten, heiß und wild, als nähmen sie Revanche für viele nüchterne Tage. Dieser Abend verpflichtete nicht!

Aber ihrem Gleichmut folgte Müdigkeit und Überdruß an dem Tanze, an diesen liebeseligen kleinen Feueraugen, die sich Schleichwege suchten durch Spitzen und Tüll.

Und der Gedanke kam ihr, daß sie hier vergebens tanze, daß aller Tanz vergebens sei. Vielleicht sollte sie sich frei machen wie die anderen und den Rausch eines Abends genießen. Alles war ja nur Moment, eine Reihe starker Augenblicke. Es hieß, in diesen Augenblicken sich hinzugeben.

Da entdeckte sie ihren Bruder gerade gegenüber in der Quadrille.

„Nach Schluß des Tanzes," flüsterte er ihr im Tempo des Tanzschrittes zu, und als sie wieder aneinander vorbeikamen, fügte er hinzu: „Ich habe dich lange nicht gesehen. Laß uns nach diesem Tanze zusammentreffen."

Eine Viertelstunde später begegneten sie sich in der Ausgangstüre zu der kolossalen Glashalle, die den Seiten des Hotels entlang lief. Er brachte ihr ihre Umhülle; aber sie behielt sie in den Händen. Sie gingen die Hotelpromenade hinab, die am Ufer hinführte.

„Johannesfeuer!" sagte sie, und sie zählte die weißen und roten flackernden Lichter, die längs der Küste und jenseits des schmalen Sundes brannten. Darüber lag es wie ein Diadem leuchtender Steine: die Stadt drüben, und zu Häupten derselben, gerade über den Rubinen und Smaragden des Hafeneinlaufs, der weiße Lichtkegel aus dem Projektor der Ausstellung. In der Nähe über dem Ufer, das hier wie ein geöffneter Mund um das glatte, phosphorleuchtende Wasser zu klaffen schien, tauchten die Umrisse der Schloßtürme auf. Der Leuchtturm sprang aus dem Dunkel hervor und verschwand wieder.

Eine Beängstigung ergriff Ida bei diesem Lichte, das stets aufs neue kam und verschwand. Aber bald machte sie sich klar, daß es die bevorstehende Unterredung war, die sie ängstigte, gewisse Fragen, die Rechenschaft von ihr forderten. Sie betrachtete den Bruder aufmerksam und war schnell beruhigt. Er war augenscheinlich wie sie selbst von seinen eigenen drückenden Gedanken beschwert.

Sie begann ihn nach seinen Plänen zu fragen — seinem Projekt, in die Garde, zu Hof zu kommen.

Er zuckte die Achseln: der Hof locke ihn in sehr geringem Grade. Es sei so wenig dabei zu erreichen. Er gedenke nun das Generalstabsexamen zu machen. Die Kriegswissenschaft habe unleugbar bedeutenden Reiz, sei überdies zweifellos die edelste, die feinste, die freieste aller Wissenschaften, eine Wissenschaft, die noch mit Werten prassen könne, eine Kunst, die noch nicht dem Betasten des niederen Volkes preisgegeben sei, dem man ja heutigentags zu Gunsten der Allgemeinheit alles und jedes ausliefere.

Er schwieg. Aus dem erleuchteten Glashause breiteten bleiche Lichtstrahlen sich über den fast schwarzen Himmel. Auf dem Terrain, das südlich vom Hotel lag, strebte eine kleine rote Flamme empor.

„Ich lebe in beständiger Unruhe," fuhr Leo fort. „Es ist mir zumute, als sei ich in ein fremdes Land gekommen und täte nun in einer fremden Armee Dienst." Und

unter Achselzucken erzählte er von seinen Kameraden: In ihren neuen Infanteristenuniformen sähen sie aus wie Verwalter oder Jagdbedienstete. Viele von ihnen hätten ihre Karriere hinter einem Ladentisch begonnen, einer sogar in einem Friseurladen. Sein Kapitän teile während der Übungen Zettel mit Bibelsprüchen an die Rekruten aus. Ein kleiner Kreis habe ihn gnädigst aufgenommen. Ein paar Adelige gäben den Ton an und hielten die anderen wie Vasallen. Man ginge zu gemeinsamen Schneidern, hielte sich gemeinsame Mädchen, gemeinsame Wucherer. Dies sei die Basis der Kameradschaft.

„Und auf diese Clique ist man angewiesen," fuhr er fort. „Welch andere Gesellschaft könnte ich suchen, wenn ich Gesellschaft suchen will? Übrigens erklären sie, in meinen Ansichten über das Heer, den Dienst, die sozialen Fragen mit mir einig zu sein. Und in einer Hinsicht fühle ich auch hie und da, daß wir einig sind: in unserm Unwillen gegen all das, was heutzutage von unten heraufkommt, um uns zu verdrängen. Plebs, wie sie es nennen, Volk, wie ich es nenne; alle die, die zu uns emporstreben, uns schon hart am Leibe sind und gegen uns Front machen. Man spricht so oft von dem Haß von unten herauf, von dem Haß der Unterdrückten gegen die Despoten. — — —

Es ist wohl ganz natürlich, daß in unseren Tagen in der Kaste, die zu oberst ist, ein ebenso starker abwärtssteigender Haß sich entwickelt hat gegen die, die von da unten hinaufstreben. Nicht bloß dies Achselzucken gleichgültiger Verachtung, mit dem die obere Klasse in früheren Tagen den Plebs abfertigte, wenn er in Haufen vor die Paläste kam, die Hände vorstreckte und bettelte — oder auch Stöcke und Pflastersteine schwang und drohte. Nun ist die Drohung nämlich mehr als Drohung.

Schon sind sie oben bei uns, umdrängen uns und wollen an unserer Stelle sein, uns gleich und dann besser als wir. Es ist begreiflich, daß wir sie nicht dulden wollen.

Dieser nach unten gerichtete Haß ist bei vielen bereits in ganz bewußter Form vorhanden."

Ein Haufe Kadetten beider Nationen kam Arm in Arm taumelnd über den Fußweg daher; sie versuchten zu singen, brachten aber nur ein heiseres Gebrüll zuwege. Einer von ihnen stieg über das Bollwerk auf den Steindamm hinab und watete in das Wasser hinaus, bis es seine Knie erreichte. Er preite eines der Schiffe an und rief unaufhörlich dessen Namen: Umberto! Umberto! während er sich zu entkleiden begann. Die anderen warfen sich über ihn und trugen ihn unter vielem Tumult ans Land.

In dem Lichte, das dem großen weißen Glashause entströmte, war ein seltsames Beben, wie eine Vibration der ewigen Tanzmusik. Aus einer kleinen Seitentür stahl sich ein Paar heraus. Eine Sekunde lang streifte das Licht das rosafarbene Tüllkleid der Dame.

Rose Wahl! dachte Ida und lächelte zerstreut. Das Dunkel war so weich. Wie schwarze Kissen hing das Buschwerk in die Finsternis hinaus. Die Nacht war so

lau. Eine hochrote Feuerzunge leckte aus dem Feld jenseits der Umzäunung empor, und wuchs zu einem Sockel wirbelnder weißer Flammen, die ein Kapitäl von rotem Rauch trugen. Das ganze Feld schien ein lebendes Relief dunkler Körper, die sich unaufhörlich durcheinander bewegten. Mit einem Male wurde der Grund ganz rotgolden. Jede Gestalt hob sich in starker Silhouette gegen den Feuerstoß.

Von fernher, erstickt, kamen die Rufe der Kadetten: „Ohoj! Umberto! Umberto! Ohoj!"

Leo erzählte der Schwester von einer politischen Diskussion, der er kürzlich beigewohnt. Er und mehrere andere Offiziere waren unter den Geladenen gewesen. Der Militarismus bildete das Thema. Nach der Darstellung des einleitenden Redners war er ein Oberklassenphänomen, ein Ausdruck des Herrscherdranges der oberen Klasse über die untere, ein wuchtiger beschwerlicher Apparat, der, unzeitgemäß und unproduktiv, als eine ungeheuere ökonomische Bürde auf den Schultern des Volkes ruhe — mit dem Zwecke, einer einzelnen Kaste Gelegenheit zu geben, mit goldenen Schnüren, Rang und sportlichen Leistungen zu brillieren. Der Angriff sei scharf, klug gewesen und von einem allgemeinfaßlich bürgerlichen Standpunkt geführt.

„Der Sprecher war ein großer, sehr blonder Mann mit breiter kluger Stirn und einem fast unsichtbaren Hemdkragen um den roten starken Hals. Er sprach im Dialekt und legte bei jeder Pointe die enormen Hände mit den spatenförmigen Nägeln auf den Tisch. Und überall im Saale, wohin ich mich wandte, sah ich denselben energischen Typus: unbewegte, harte Physiognomien, kleine, sichere, feste, ganz helle Augen. Sie saßen da unten und schwitzten wohl in ihren dicken Röcken — einige waren sogar ganz lächerlich modern herausgeputzt; und sie horchten auf Wirtshausmanier vornübergebeugt, die beiden Fäuste fest auf die schwarzen Hosen gepflanzt. Sie waren wie eine Mauer, die Laute fing und diese Laute, Meinung und Inhalt, in einer Art gebundener Energie aufnahm. Lende an Lende, Ellbogen an Ellbogen saßen sie da, alle vom Volke, alle von niederster Herkunft, einige unter ihnen belesener, unterrichteter als meine Kameraden und ich selbst — wie eine Mauer, und doch jeder für sich fest in seiner eigenen kleinen verwünschten Sache: vorwärtszukommen, Geld zu verdienen, Macht zu gewinnen — gleich mit uns, über uns, über seinesgleichen, bis an die Grenzen der Möglichkeit.

Es waren bleiche und magere Gestalten unter ihnen, einige, die durch Masse, andere, die durch Farbe oder durch Gebärden wirkten. Und ein Ding besonders flößte mir die eigentümliche dumpfe Mutlosigkeit ein, die mich an diesem Abend zu schweigen zwang — wiewohl ich hätte sprechen und einen Teil von dem sagen können, was ich hier sage; ein Ding war's, das jeden meiner Gedanken würgte. In diesen Physiognomien, in diesen Seelen spürte ich auch nicht einen Nerv von meinem Nerv, nichts von jener tiefen, innerlichen Gemeinschaft, die so oft in einem Gespräche zwischen verwandten Gemütern mit einem ganz unbeschreiblichen Behagen fühlbar wird. Für meine Augen waren dies bloß taube, dumpfe und begehrliche Seelen. Ich sah den Adel nicht, der, wie ein Redner ausrief,

auf ihren Stirnen geschrieben stand. Mich dünkte, für sie tauge nur eine Antwort — —"

Er schwieg. Langsam schritten sie über den knisternden Kies. Ida lauschte ab und zu seinen Worten. Das leidenschaftliche Steigen und Fallen seiner Stimme war ihr ein leicht hitzendes Behagen. Nahe bei der Umzäunung, die das menschengefüllte Feld abschloß, blieben sie stehen. Die Menge drängte sich dicht um den rauchenden Holzstoß. Jenseits des Feuerstoßes standen sie auf Holzstapeln, Stockwerk über Stockwerk: beglänzte glührote Gesichter. Still, ganz weiß, fuhren die Flammen in den brodelnden roströten Rauch empor. Jetzt sank das Feuer. Reihe um Reihe schwanden die gaffenden Gesichter in die Finsternis hinab. Aber da kamen Leute mit krummen Rücken, keuchend unter einem alten geteerten Boote, das sie über die blau glimmenden Gluten wälzten; es knackte trocken in dem Holze, und kleine helle Flämmchen wie Gaslichter sprangen empor. Und wieder wogte das Feuer, weiß und gelb; ein dichter Funkenregen sprühte über die lichtverbrämten Hutköpfe nieder.

„Ich kenne sie," sagte Leo Clermont. „Ich kenne sie hinlänglich gut aus der Entfernung. Malerisch genug sehen sie von ferne aus; man stellt sich diesen Haufen in der roten Beleuchtung der Flammen vor als eine Schar Verdammter aus der Gesellschaft, die sich im Schwefelpfuhl wälzen, eine Phalanx von Riesen, die sich im Trotze erheben, mit Stangen und Steinen bewaffnet. Der Aufruhr flammt um sie her.

Tableau! Bengalische Beleuchtung! Nichts anderes."

Aus dem unablässig wogenden Menschenhaufen erhob sich ein dicker dumpfer Lärm, laute Pfiffe schnitten dazwischen, Trompetenschnarren und das Pfeifen von Schreiballonen. Nahe der Umzäunung stand eine Gruppe Männer in Seemannskleidung, mit breiten Hüten, unter den offenen Matrosenjacken breitgestreifte Wollhemden. Fünf Burschen in Hemdärmeln saßen daneben, und ein junges Mädchen taumelte von Schoß zu Schoß. Jetzt lehnte ein großer dicker Mann mit einer im Nacken sitzenden Bäckermütze seinen Magen an die Einfriedigung und forderte Ida lallend auf, näherzutreten. Ein paar andere erhoben sich hinter ihm. Im nächsten Augenblick sauste eine Flasche vorbei und brach an der Hotelmauer in Stücke. Ida fühlte auf dem entblößten Nacken den Stich der springenden Scherben.

Sie ergriff geängstigt des Bruders Arm. „Laß uns hineingehen," sagte sie, „dies sind wilde Tiere!"

Er nickte. „Sie sind nur lustig," sagte er, „und sie äußern ihre Freude durch solche Zeichen. Sie machen ihrem Übermaß an Lebensgefühl Luft durch Schreien und Trompetenblasen. Sie sind fröhlich, wir nicht. Ich glaube wohl, daß unser gesammeltes Maß an Leiden ihres aufwiegen kann. Denn unsere Empfindungen haben gewissermaßen übergroßes spezifisches Gewicht. Unser Haß ist weit schwerer wiegend als der ihre; denn uns drückt er in Furcht hinab; ihnen gibt er Kraft, Erfolg, Befreiung."

Sie gingen dem Hotel zu.

Ida legte ihre Hand leicht auf die seine. „Was gehen diese Menschen uns an?" sagte sie. „Wir gehen unsere Wege. Laß sie die ihrigen gehen, bis ihre Wege unsere kreuzen. Wir sollen nicht hinter uns blicken. Wir wissen ja, daß der Holzstoß da hinter uns ausbrennen und in Asche ersterben wird. Sieh, dadrinnen tanzen sie noch. Komm! Diesen Tanz schuldest du mir. Ich erinnere mich aus alter Zeit, daß du gut führst."

„Ja," sagte er und lachte. „Du, ein Weib und in Tüll gekleidet, du kannst leicht tanzen. Ich komme nicht wie du mit Tanzschritten über die Widerstände hinweg. Ich muß sehen, quer hindurchzukommen."

„Du bist ein Don Quixote, Leo," sagte sie, aber mit einem Lächeln seinen Blick suchend, fügte sie hinzu: „Don Quixote war der letzte Ritter!"

Der Glassaal stand vor ihnen wie ein auf Säulen ruhender lodernder Berg. Dadrinnen wand sich der Tanz.

Die Sommertage gingen dahin; Ida Clermont fühlte sie kommen und schwinden wie kurze Lichtblitze, die für einen Moment die Welt in grellen Farben entblößen; in der Erinnerung zurück blieb nur ein Schimmer, kein Bild.

Sie war all die Tage lang von Morgen bis Abend auf den Sportsbahnen; machte Radpartien in großer Gesellschaft, speiste in einem der Küstenhotels und trank Champagner. Zwei zu zwei glitten die Laternen bei der Heimfahrt über das Dunkel der Straßen. —

Sie segelte an Bord von Nelssons Kutter. Sie stand im Achter, und die Ruderpinne zwischen ihre Knöchel pressend, schenkte sie ihren Kavalieren aus einer dicken Flasche Likör ein. Und das Wasser, das sie unter sich durch das Flechtwerk des Heckbootes sah, war wie drehende kleine Ringe, ähnlich den grünen Chartreusegläsern, wenn sie einander berühren und überfließen. Die Herren wandten die braunen Gesichter zu ihr empor, kniffen die Augen vor dem weißen Sonnenlicht zusammen und schnalzten mit der Zunge nach dem Winde. Einmal kreuzten sie wegen Gegenwind einen Tag und eine ganze Nacht umher. Ida Clermont und Beß Nelsson lagen auf dem Rücken ausgestreckt, Koiekissen unter dem gelösten Haar und starrten in den Mond, der von den wiegenden Pardunen stets aufs neue durchschnitten wurde. Die Kavaliere ruhten auf dem Deck, Seite an Seite mit den Damen; sie schliefen ein. Ida sah diese Männer neben sich im Schlummer erschlaffen; ihre Züge erblichen im Licht des Mondes, sie erschienen ihr wie Leichen auf dem Decke eines toten Schiffes. —

Sie fuhr an den Traintagen des Wettrennens allein mit Graf Adam Kolbe aus, auf dem hohen Sitz des roten Automobils. Und Graf Kolbe nahm sie in die Ställe mit, wo sie mit den langen dünnen Jockeys und Trainern sprachen, die in den Ständen standen und die blanken Pferdekörper mit rauhen Handtüchern frottierten. Sie blickten auf, wenn die Besucher kamen; ihre glatten Lakaiengesichter waren ohne Bewegung, und die Holzpfeife hing ihnen im Mundwinkel.

Sie kritisierten unter Achselzucken die elende Verpflegung und die ganze dürftige Menage. Und einem jeden von ihnen erzählte Kolbe die Geschichte von dem Bookmaker, der ihn beim letzten Derby zu prellen versucht. Er trug die Insignien des Pariser Jockeyklubs im Knopfloch und war korrespondierendes Mitglied dieses Klubs. Und auf der Heimfahrt nahm er Idas Spitzen zwischen die Finger, bewunderte ihre ganz neuen glänzendweißen Stiefelchen und erzählte ihr von den Schubladen daheim in seiner Junggesellenwohnung, die er nun durch mehrere Jahre mit Rohseide, Taft und holländischer Leinwand gefüllt, mit Jupons, Dessous und Trikots, mit Strümpfen, die sich in der Hand zu der Größe einer Wallnuß zerknüllen ließen, und die auf der Haut nur eben zu ahnen waren als eine feine zarte Tätowierung. Er erzählte, wie er auf seinen Reisen in den großen Magazinen umhergehe und diese exquisiten und kostbaren Dinge auswähle.

Ida lachte und rückte von ihm fort. In ihrer Vorstellung sah sie ihn ein schmutziges Fabrikmädchen von der Gasse holen, ihr die Lumpen vom Körper reißen und sie in diese Seide, in diese Jupons und Trikots kleiden, bis sie einer Fastnachtsfigur glich und sich selbst eine Prinzessin dünkte.

Der Wagen wirbelte über die Straßen, der Stempel hustete ohne Rast; und ihr Begleiter erinnerte in seinem Wachstuchmantel mit Maske und Staubbrillen an einen Toten, der mit seinen Knochenhänden die fahrende Maschine lenkt. —

Drei Wochen lebte sie in Sonne und Wind und Salzwasser und Flirt in einem der großen Dünenhotels westlich am Meere. Die ganze Clique war eine Zeitlang dort versammelt. Durch lange Strecktaue verbunden, wanderten sie zusammen hinaus in die Brandung. Ehe Ida aber heimreiste, sandte sie ihre Rechnung, in einem Briefumschlag ohne Begleitschreiben, an Hugo Jacobs. Diese Arrangements erregten nunmehr keine Bedenken in ihr, kaum noch Unbehagen. Es war wie in jenen Tagen, da der Vater noch lebte und im Hause niemals von Preis oder Geld die Rede war, da alles von selbst zu ihr kam, da die Magazine ihre Kataloge sandten und sie nur zu wählen hatte. Für sie waren dies bloß alte, gewohnte Verhältnisse, die nun nach einer zufälligen Unterbrechung neuerdings in Kraft traten. Es gelang ihr ohne Schwierigkeit, die Geldfrage zu jenen verborgenen Lebensfunktionen zu verweisen, die nicht zum Bewußtsein gelangen. Und sie begegnete ohne Verwirrung die wenigenmale, da sie Hugo Jacobs traf, seinen ruhigen Augen.

Als sie zu Beginn des September in die Stadt zurückkam, ließ sie sich ein neues Reitkleid nähen. Ihr Bruder hatte ihr eines der Regimentspferde verschafft, und sie ritten oft zusammen aus. Ihm aber erzählte sie, daß sie der Freigebigkeit der Freundinnen ihren Wohlstand und diesen Sommeraufenthalt verdanke.

Leutnant Clermont beugte sich vor und glitt langsam aus dem Sattel. Er stand mit den blanken Reitstiefeln bis an die Knöchel in Schlamm. Ida blieb sitzen und blickte den Weg zurück, den sie gekommen war. Auch das Pferd drehte den Kopf, und als sie wieder vor sich sah, begegnete sie seinen klugen und melancholischen Augen. Sie legte den Schaft der Reitpeitsche liebkosend über sein Maul. Unwillig und ärger-

lich über die Absicht, die sie jetzt in dem Reitplan ihres Bruders entdeckte, sah sie sich mit Unbehagen wieder an diesem Orte, den sie nach vielen Qualen endlich aus ihrem Gedächtnis gelöscht zu haben glaubte.

Leo Clermont öffnete das verschnörkelte Gittertor des Gartens. Da droben auf den Flügeln hielten die beiden Sandsteinlöwen noch immer ihre verwitterten Wappenschilder vor sich hin. Er folgte der Schwester durch die Kastanienallee des Parkes.

Und der alte Elias Kroll, der noch im Gärtnerhäuschen hauste, kam heraus und begrüßte sie ehrerbietig und gerührt. Ida nickte dem Alten freundlich zu. Hier war noch einer, der der Familie treu war, der den gesunkenen Namen der Clermonts noch ehrte. Sie betrachtete ihn verwundert: er war wohl zu alt, um seiner Zeit zu folgen, die allen Respekt niederbrach. Drinnen in der Stadt gab es keine Dienstleute mehr, nur gemietete Proletarier.

Sie fragte Kroll nach der Tochter, mit der sie als Kind in diesem Parke gespielt. Er nickte fröhlich: Es ging der Tochter gut. Ihr Chef verhätschelte sie, schrieb sie. Aber sie konnte sich nicht frei machen, um ihn zu besuchen.

Ida lächelte; sie erinnerte sich ihrer letzten Begegnung mit Hannah Kroll — Hannah Kroll, deren Promenadekleid wie ein Etui gewesen um ihren kostbaren Körper — von dessen Zinsen sie lebte.

Bis das Kapital eines Tages verfiel. — — —

Ein plötzliches Angstgefühl schüttelte sie und vertonte sich allmählich in eine dumpfe Unruhe, die sie nicht mehr verließ. Und alle neuen Gedanken, die ihr kamen, färbten sich von dieser Unruhe.

Sie erreichten das Hauptgebäude, ein zweistöckiges, ziegelgedecktes Haus mit von Feuchtigkeit und Schmutz gefleckten Mauern.

„Der Efeu, der zu meinem Giebelfenster emporwuchs, ist verwelkt," sagte Ida.

Sie gingen die Granittreppe hinauf, auf deren unterer Stufe eine Wasserpfütze in Form eines Hufeisens stand. Die Türe sprang heftig auf, und die Moderluft des Vestibules benahm ihnen den Atem. Noch hingen die großen Gipsmedaillons an den Wänden, aber die vielen Hirschgeweihe, die als Kleiderhaken gedient, waren fort — verkauft.

Leo ging voraus in die Stube, die sie Blumenzimmer genannt und auf deren dunkler Wand der Schimmel grüne und weiße Arabesken zeichnete. Es war ein Geruch wie von Chlor in dieser Stube.

In der zerbrochenen Fensterscheibe fanden sie noch den mit einem Diamanten eingeritzten Namen der Mutter; schief verschnörkelte Initialen. Aus ihnen allein hatten sie sich, jedes für sich, ihr Bild der Mutter gebildet, die die schwere Zwillingsgeburt nicht überlebt hatte und von der kein Porträt existierte. Sie dachten sie sich, jedes für sich, ganz gleich: klein, zart und schmächtig, wie eine jener tropischen Pflanzen, die noch nach ihrem Tode in dem Blumenzimmer gewachsen und weiße und violette Blüten getragen hatten.

Ida ging in den Saal voran. Dort sah Leo sie stehen mitten auf dem weiten öden Saalboden. Ihre Flechten waren nach englischer Mode mit vielen kleinen

Silberkämmchen an den Schläfen festgehalten. Die Schleppe des Reitkleides mit der linken Hand hebend, wandte sie sich um. Ärger und Ungeduld prägten sich in ihrem Antlitz.

„Die Bretter unter mir sind morsch," sagte sie. „Bliebe ich noch viel länger in dieser Stellung hier stehen, so sänke ich durch faules Holz und Schwämme hinab in den Keller."

Der Saal war ganz leer. Aber auf der blauen zerfetzten Tapete zeichneten sich die dunkeln Silhouetten der Möbel: die alten Schränke, der venetianische Spiegel, und höher oben ovale Schilder: die Porträts der Clermonts. Und er vergegenwärtigte sich mit Leichtigkeit all die alten Möbel, wie sie auf ihrem Platz in diesem Raume gestanden. —

Das Eckzimmer nebenan war Vaters Arbeitsraum gewesen. Nun war es leer, unheimlich kahl. Und zum ersten Male bemerkte er, daß das Gemach sechseckig war. Ehedem ein mystischer unendlicher Raum, in welchem dunkle Schränke und Kästen und Regale Blick und Gedanken immer tiefer und weiter führten, waren es jetzt sechs gegeneinandergestellte Flächen und außer diesen Flächen nichts.

Kroll blieb in der Türe stehen. „Ich gehe nicht gern da hinein," sagte er. „Und nachdem es dunkel geworden, gehe ich um keinen Preis in das Haus."

Leo suchte der Schwester Blick. Sie erinnerten sich beide der wunderlichen Dinge, die an späten Herbstabenden in diesem Hause vor sich gingen: der dumpf rollende Lärm auf dem Bodenraum, schleichende Schritte in den langen Korridoren, plötzliches Krachen zu Häupten, als stürze ein ganzer Holzstapel um — und zuletzt diese Schreie aus der leeren Kammer, die ihre Schlafstuben trennten, das langgezogene, ganz leise Jammern, das verstummte, sobald man resolut in die Kammer trat und mit einer Kerze hinter die vollen Äpfelkörbe leuchtete.

Wieviele Sagen knüpften sich an dies Haus: Vor langer Zeit war hier einmal nach einem unglücklichen Kriege ein schlimmer und, wie es hieß, verräterischer Friede geschlossen worden. In einer Bauzeichnung des Hauses fand sich eine verborgene Kammer, zu welcher keine Türen führten. — —

Leo überschritt nicht die Schwelle des väterlichen Gemaches. Und wie eine schwere Phantasie durchfuhr es seinen Sinn: die alten Geschlechter, die finden nicht so leicht ihre Ruhe. In ihren engen Särgen liegen sie und träumen von der Macht, die sie verloren, den Kräften, die gebrochen, den Plänen, die noch in ihrem Werden zersplittert worden.

Proletarier und Sklaven, sie ruhen in Frieden, müde ihrer Fron, vergessen von Sage und Annalen, tot ohne Spuren. Aber die Mächtigen der Länder liegen nicht friedlich in ihren Grüften.

Sie erheben sich, sie überfallen ihren Stamm und jagen ihn empor aus Betäubung und sattem Wohlbehagen. Ihr Vermächtnis ist ein versteckter Trieb im Blute der Nachkommen, der sie hetzend zur Jagd nach neuer Macht anspornt — ein Wahn in ihrem Hirn, der sie zwingt, fest zu stehen, nicht zu sinken, auszuhalten, der Zeit Widerstand zu leisten, der rollenden Zeitwoge sich entgegenzuwerfen. — —

Des Nachts kriechen sie aus ihren Särgen und tappen wie obdachlos in dem leeren geplünderten Hause umher, über ihr verlorenes Leben jammernd und die Knochenhände ringend. — Und sie treffen auf neue Tote des Geschlechtes. — —

„Komm," sagte Leo, „komm Ida, laß uns gehen."

Sie öffneten mit Mühe die beiden Glastüren. Ida trat auf die Terrasse heraus, und als sie an den beiden Hirschen aus Gips vorbeikam, die am Fuß der Treppe ihre Geweihe aus gebleichtem Bein erhoben, strich sie, wie in jenen Tagen, mit der Hand leicht über die weißen Mäuler. Ein Schauer durchfuhr ihren Arm, wie eine halbe Enttäuschung, daß ihre Liebkosung nur kaltem harten Stein begegnet. Auf der Treppe lagen gefallene Kastanienblätter wie tote ausgespreizte Finger. In den Kronen der Allee grinsten fahle Leichenflecke. Und ein Wunsch überkam sie, wie die welkenden Spätherbstblätter sich dahinlehnen, sinken und im Schlafe sich ergeben zu können.

Sie bogen von der Allee ab und betraten einen schmalen verwachsenen Steg, der am Bassin hinführte. Ein weißes Marmoroval faßte das Wasser ein, das grün, trübe und stinkend dalag. Die gefallenen Blätter lagen zusammengeknüllt auf der Wasserfläche wie auf einem Tische. Dort stand Silenos und Demeter mit ihrer Fackel, und Eros trug einen Mantel und ein Käppchen aus schwarzem Schlamm.

Dieser Eros — Ida erinnerte sich des schönen, weißen, schlanken Jünglings, der ehemals von seinem Sockel herab ihr zugelächelt hatte. Ihr Mädchenblut hatte gepocht, wenn ihr Blick diesem durchbohrenden Götterlächeln begegnete. — — Nun lag er gefällt beim Fuße des Sockels, und das gierige Unkraut leckte an seinen Lenden empor. Seine beiden Beine waren über dem Knöchel gebrochen.

Sie passierten die alte Steinbank, bei welcher sie so oft gespielt — — dadrüben lagen die Ställe.

Jetzt war die Aussicht frei. Aber kaum hundert Ellen jenseits des Gartengitters lief eine lange schmale Gasse wie ein Darm über die Felder und wandte ihnen ihre Mündung zu. Und hinter ihr ballten sich die Häuser zusammen zu einem mächtigen Mauerkoloß, der lange Arme über das Land hinausstreckte. Von allen Seiten wimmelten Häuser hervor, Fläche an Fläche, gezackte Dächer, Schornsteine, Kirchen, Fabriken, Arbeiterwohnungen, jedes mit seinem Hofe, wie Steine auf einem Damebrett: — und ganz draußen ein Kreis isolierter Kasernen.

„Zu Vaters Zeiten war hier noch Acker und Moor," sagte Leo.

„Ja," nickte Ida, „er ließ die Erde dahin liegen unter der toten Hand."

„Zu Großvaters Zeiten," fuhr sie fort, „war hier sogar noch ein Hain, in dem zahme Rehe grasten. Und da unten am Rande des Sees stand ein kleiner Pavillon mit weißen Säulen. Jetzt streckt die Stadt die Hände aus und zieht das Land an sich; Parzelle um Parzelle. Es heißt, daß das Konsortium, das nach Vaters Tod das Besitztum kaufte, unser altes Haus in ein Restaurant umzuwandeln gedenkt mit Lusthäusern, Musik, Kegelbahnen und Bier."

Er sah mit schwerem Blick auf die so nahegerückten Mauerkörper, und wieder

kam ihm in den Sinn, was er auf seiner Reise durch Frankreich von den ehemaligen Gütern seiner Familie gesehen — kleine steile Bergschlößchen in Auvergne — Weingärten — Dörfer. Von Land zu Land, von Fleck zu Fleck waren sie vertrieben worden, bis sie nicht einen Fußbreit Erde besaßen!

Ida stand bei dem einen Wagentor des Stallgebäudes. Ihre Finger arbeiteten an einem Riegel. Sie wandte sich um, und in ihren Augen war ein zagender Blick. „Ich kann nicht," sagte sie.

Rasch trat er hinzu und rüttelte an dem rostigen Schlosse. Es gab nach, das schwere Tor schwang auf seinen Angeln, und eine Staubsäule quoll heraus.

Leo spähte in das Dunkel hinein. „Ja," sagte er, „hier steht noch alles wie dazumal."

In der Wagenremise stand noch der alte Reisewagen, in welchem, der Überlieferung nach, die Clermonts während der Schreckensperiode Paris verlassen und Frankreich und Deutschland durchreist hatten. — Nun waren die schweren Lederriemen, die einstmals den Wagen getragen hatten, zerrissen und er war zwischen seine Achsen hinabgesunken. Immerhin war er noch sehr hoch; vier Stufen führten zur Türe empor, deren gelbe Lackierung noch sichtbare Spuren des Adelswappens aufwiesen, das man offenbar vor der Flucht mit einem Messer auszukratzen versucht hatte. Dichte Spinnwebschleier hingen von der schimmelzerfressenen Kalesche herab, und über dem Reisekasten und den Polstern des Kutschersitzes lagen dicke Lagen Gips, die von der Decke der Toreinfahrt herabgestäubt waren.

Leo, der an der Wagentüre rüttelte, zögerte plötzlich. Sein Blick suchte die Schwester.

Sie hatte sich vorgeneigt. „Sieh doch, Leo!" Sie zeigte auf einen Kreis runder Löcher an den Wagenseiten. „Wir glaubten diese Löcher von den Würmern gefressen, aber jetzt ist das Holz zerfallen, und ich kann an einigen Stellen das Blei fühlen. Es sind sicherlich die Spuren der Kugeln, die die Sansculots den Flüchtlingen nachsandten, als sie auf dem Wege nach Straßburg überrascht und beinahe gefangen wurden. Der Wagen aber ist von schwerem solidem Holz. Sie hatten damals gutes Material. Es ist ein ganzes kleines Haus auf Rädern. Und jetzt steht es da und zerfällt und zerbröckelt und wir müssen es stehen lassen."

Sie faßte das Schloß und riß die Türe auf. Diese schnappte zurück und die Angeln zogen ihre Bolzen halb aus dem Holze heraus.

Leo trat müde zu ihr hin. Wie oft hatten er und die Schwester als Kinder sich in diesem Torwege versteckt und die Torflügel vor der Welt dadraußen verschlossen. Dann hatten sie sich dicht aneinander gedrückt in den Rücksitz des Wagens gesetzt.

Und sie hatten gespürt, wie der Wagen sich unter ihnen hob, federte, in Gang kam und sie davontrug.

Dadraußen wogte das Land vorbei — Häuser — Mühlen — Dörfer — steile Bergschlösser — Weingärten. — Sie polterten auf das Deck einer Fähre; unter ihnen plätscherte die Flut und trug sie hinüber. Sie hielten an. Frische Postpferde kamen wiehernd in das Gespann, Peitschen knallten, ein Horn klang.

Plötzlich Rufe, Schreie, Büchsenschüsse! Und sie faßten kampfbereit die beiden

Sackpistolen, die in den Taschen der Wagentüre staken. Volksmassen strömten im Sturmlauf an ihnen vorbei, bärtige, singende Männer mit Musketen oder Heugabeln über den Schultern, Weiber, die an Stricken hinter sich her eine Kanone zogen. Ein kleiner Mann mit roter Mütze trat vor, hob die Hand und rief auf Patois, daß sie halten sollten. Und der Schwarm machte gegen den Wagen Front, klammerte sich an die Räder, riß an den Wagentüren. Die Kugeln schlugen wie Nägel in das Holz. Sie konnten nicht mehr weiter. Die Pferde bäumten sich und schrien. Sie konnten nicht weiter, sie saßen fest, festgefahren in einem dichtgeballten Widerstand. Aber sie mußten durch, mußten weiter, weiter! —

Er wandte sich nach Ida um. „Komm," sagte er, „laß uns reiten!"

Er half ihr in den Sattel und schwang sich selbst hinauf.

Der Straßenkot klatschte unter den Pferdehufen. Die Tiere prusteten, und als sie die Sporen in ihrem Fleische fühlten, drückten sie sich verwundert.

Ida Clermont sah, wie ihr Bruder ihr etwas zurief; aber sie konnte seine Worte nicht auffassen und schüttelte nur den Kopf.

Sie ritten in scharfem Trab. Die lange Perspektive der Pappeln erschien Ida wie eine Reihe grüner wehender Kämme, die sich gegen sie erhoben und dann zuseiten des Weges auswichen. Sie sah den Bruder vorübersausen, vornübergebeugt, im Sattel schlagend wie ein Jockei. Sie rief ihm zu, daß sie zu rasch ritten, warum sie denn so davonjagten; aber er hörte augenscheinlich ihren Ruf nicht. Es kam ihr die Furcht, daß er ihr davonreiten könnte; freilich, weshalb sollte er wohl davonreiten?

Nun war er weit voran. Er wandte sich im Sattel um, winkte und rief. Da stieß sie den Absatz in die Flanke des Pferdes, und das Zittern des erschreckten Tieres verpflanzte sich bis in ihre Schultern. Das Pferd machte einen Sprung und schlug in Galopp über.

„Halloh!" rief sie. Die Angst wollte nicht weichen. Sie fürchtete eine versteckte Absicht in diesem forcierten Ritte, und gleichzeitig brach aus den Tiefen ihres Bewußtseins eine Ahnung sich Bahn, warum sie flüchteten, ein dunkler Instinkt, der auch ihr zu fliehen gebot. Man war gebunden, gebunden an Zeit und Ort, war in Gefahr, die engen Grenzen dieses Landes nicht zu erreichen! Es galt über alle Hürden setzen — und fliehen! Hinten, in ihrem Rücken, triumphierten sie ob ihrer Flucht — juchhehten, jagten ihr nach! — — —

Sie riß rasch all diese Gedanken entzwei, suchte ihre Angst zu betäuben: Sie ritt, um sich möglichst rasch weiterzubewegen — aus keinem anderen Grunde. — —

Die Villen schienen an ihr vorbeizufliegen, wie weiße Schiffe mit dreieckigem Segel. Die Flügel einer Mühle wirbelten über das Feld dahin.

Vor ihnen senkte eine lange weiße Eisenschranke sich über den Weg. Sie sah den Bruder mit unverminderter Hast dahinsausen, sah sein Roß, unter seinem Griff vom Boden emporgerissen, über die Schranke setzen. Und sie war wie gebunden an seine Hast, konnte nicht einhalten, fühlte sich in die Luft gehoben und

hörte im Niederspringen die Pflastersteine unter den Hufen ihres Pferdes klappern. Ein starker Lärm erhob sich in ihrer Nähe, drüben hinter der Bahnkurve wirbelte Dampf auf. Und aus eigenem Antrieb sprang das Pferd zum zweiten Male: sie klatschte die Peitsche gegen seine Lenden, und es sprengte dahin. Sie fühlte seinen Atemzug als ein schmerzendes Stöhnen.

Der Bruder war ihr beständig voran, und sie folgte willenlos der blauen Uniform, die über die breite Landstraße dahinflog.

Wie ein langes weißes Band kroch die Straße über ungeheure grüne Flächen der Hauptstadt zu, deren Rauchschleier den zackigen Horizont umhüllte.

Da kam ein ferner abgebrochener Ton von Blasinstrumenten. In einer Entfernung von zweihundert Ellen schritt eine Kolonne Menschen über den Weg. Banner und rote Fahnen erhoben sich zwischen den Bäumen der Allee.

Leo hielt plötzlich an und ritt dann im Schritt weiter. Über die Felder her aus der Stadt kam ein Zug von Menschen. Wie eine lange tausendfüßige Raupe kroch es aus der Mündung einer Gasse hervor und wand sich in kleinen Stößen über einen Steg, der in einiger Entfernung die Landstraße durchschnitt.

Ida ritt an die Seite des Bruders, so nahe, daß sie den warmen Dampf spürte, der sich aus den schäumenden Lenden seines Pferdes löste. Langsam ritten sie näher. Die Kolonne war sechs Mann tief; sie marschierten Schulter an Schulter, während ihre Augen über die Hüte ihrer Vordermänner hinweg nach irgend einem Ziel zu spähen schienen. Schon hatten sie die Landstraße überschritten. Die Spitze des Zuges näherte sich den auf dem Festplatze errichteten Zelten und bewegte sich nun in einer Allee in die Erde gepflanzter Banner gegen die rote Tribüne. Es waren viele Frauen in dem Zuge, auch Kinder und große und kleine Hunde.

Und einer um den anderen, sodann viele auf ein Tempo, wandten sie die Gesichter den beiden Reitern zu.

Es entstand eine kleine Unterbrechung in der Reihe, und Ida trieb ihr Pferd im Schritt weiter. Da trat ein großer dicker Mann mit einer roten Standarte, auf welcher mit Goldfaden eine Bretzel gestickt war, auf die Straße vor. Er drehte sich langsam nach dem Pferden um, stemmte die Bannerstange auf die Erde und spreizte die Beine auseinander.

„Hier heißt es warten!“ schrie er, „es müssen erst viertausend Bürger hier vorbei, ehe ihr durchkönnt.“ Gelächter erhob sich, und sogleich kamen neue Kolonnen des Wegs, die sich anschloßen, die Mägen gegen die Rücken ihrer Vordermänner gestemmt, schreiend und hüteschwenkend. Etwa zwanzig Herren mit weißen Plakaten am Hutbande stellten sich in Reih und Glied über den Weg wie eine äußere Umzänunug des Zuges, der sich in kurzen Stößen, Glied an Glied gekettet, unaufhörlich vorwärtsschob.

Ida Clermont schielte unruhig zu dem Bruder hinüber, aber dieser saß, die Hand um die Hüfte gepreßt, unter gesenkten Brauen hervorspähend und rührte sich nicht.

Er betrachtete diesen schwarzen Strom, der, rot und lichtblau gesprenkelt viele kleine weiße Papierschilder aufwies, deren Inschriften und Ziffern die Schar nach Fächern, Gruppen, Stadtkreisen einteilten. Aus dem engen Mund der Gasse rann dieser Strom ohne Unterlaß wie aus einem unerschöpflichen Reservoir, eine Unendlichkeit von Leibern, Schulter an Schulter, Antlitz an Antlitz. Viele trugen hohe schwarze Zylinder; sie wandten die frischgewaschenen Gesichter ihm zu, drohend, höhnisch. Die meisten waren in lichten Überziehern, einzelne im Gehrock. Er wunderte sich, wieviel fette es darunter gab: doppelte Bierkinne unter aufgewirbelten Schnurrbärten, schwellende Bäuche. Er sah dicke Damen sich heranwälzen, die Eßkörbe trugen und geputzte kleine Mädchen an der Hand führten. Ein Säugling mit einem Samtmützchen lugte mit blaßfettem Gesichte aus einem Kinderwagen hervor und suchte seinen Blick. —

Die Gasse spie sie aus, Kolonne um Kolonne ohne Variation, stets dieselbe gleichmäßig trabende Gangart, derselbe prahlende Hutputz, eine ungeheuere Ausfuhr lebenden Menschenfleisches, in dunkle oder bunte Kleider geschnürt — oder nackt: Gesichter von derselben Farbe — alle von einem Typus, einem groben und primitiven Typus.

Und ihn entsetzte diese unendliche Masse, die eine unbekannte, unermeßliche Zahl von Einheiten bedeutete, von kleinen einigen Willen, die, jeder für sich, weiter und vorbei wollten, ehe er hinüberdurfte. Eine peinliche und zum Teile unklare Furcht packte ihn: All diese — all diese waren nun auch unterwegs und verlangten ihren Teil — — —

So waren einmal zuvor große Massen mit Büchsen und Knüppeln ausgezogen, um ihren Teil an dem Eigentum seiner Väter zu fordern. Und sie hatten die Macht und Kultur einer ganzen Zeit unter ihre plumpen Stiefeln gestampft — bis neue Herren, eine neue Kultur sich auf ihren Sklavenschultern erhoben.

Alle diese groben runden oder knochigen Physiognomien schienen ihm das Gepräge derselben etwas schwerfälligen, langsamen, aber sehr sicheren Begierde zu tragen: hinaufzukommen und Anteile zu erhalten. Die Weiber hielten ihre Männer unter dem Arm und trieben sie an; und junge Männer mit weißen Mützen kamen Arm in Arm dahermarschiert, aus weit offenem Munde vierstimmige Lieder ausstoßend.

Nun kamen sieben weißgekleidete Mädchen, unbehilflich und schleppend, alle sehr befangen; sie trugen auf ihren Schultern das Modell eines unter Dach gebrachten geschmückten Hauses.

Nicht eine einzige unter ihnen war hübsch oder graziös. — Die Schönen flogen wohl am Arm ihrer Abendkavaliere umher und rechneten sich zur oberen Klasse — solange die Champagnerquellen sprudelten — — —

Sieben Herren mit Zylinder, weißen Cravatten und langen Schleifenden am Rockaufschlag näherten sich und wandten ihre neugierigen und durchdringenden Blicke den wartenden Reitern zu. Einer von ihnen hob die Hand, und der

Haufe hinter ihnen stieß einen Ruf aus und schwenkte die Hüte. Sie verhöhnten die Uniform mit vielen Schimpfworten, die sie noch aus ihrer Soldatenzeit im Gedächtnisse behalten, und ergötzten sich an den nervös zitternden Tieren, deren ungeduldige Reiter vornübergebeugt im Sattel saßen und warten mußten.

Und immer mehr wuchs das Gefühl in Leo Clermont, von dieser ungeheuren Anzahl erdrückt, zerschmettert zu werden. Was galt er physisch und moralisch gegen die Masse? Was bedeuteten seine Interessen, sein Geschmack, seine Instinkte gegen diesen Koloß von tausend kleinen Interessen, tausend verwünschten, verbitterten Instinkten, der sich im Haufen den gemeinsamen Weg einem gemeinsamen Ziele entgegenwälzte: Macht und Besitz, immer mehr und mehr — ein ewiges grobes Begehren!

Vor seinen Ohren scholl ein dumpfer Laut wie von Trommeln, sein Körper wurde von kleinen Zuckungen geschüttelt. Und mit einem Mal begriff er, daß diese Mauer vor ihm ein Widerstand sei, ein dichter und fester Widerstand, der sich gegen ihn vorschob, über ihn her, der binnen kurzem über ihn hinweggehen würde, mit seiner Wucht ihn zermalmend.

Er richtete sich im Sattel auf, wandte sich zur Schwester, nickte, hob die Reitpeitsche. Er pfiff seinem Pferde.

Er sah zahllose weit aufgerissene Augen sich entgegenstarren aus dieser Barrikade grauer und gelber Fleischklumpen, die sich auf ihn zuwälzte, nun um ihn her war, sich duckte. Ausgespreizte Finger streckten sich wie Zweige aus diesem Chaos von Stoff und Fleisch.

Und ferne außerhalb seines Willens war noch ein schwaches staunendes Bewußtsein: als ringe es, tief da drinnen, mit einem Problem, das gelöst werden mußte, und das zu lösen er nun auch im Begriffe war.

Schreien und Brüllen schlug ihm entgegen, Hände klammerten sich an seine Steigbügel, griffen nach seinen Stiefeln. Reihen geballter Fäuste standen gegen ihn auf. Er hörte die Stimme der Schwester hinter sich, ihr helles Lachen. Er kam nicht weiter; er w o l l t e weiter!

Er schwang die Reitpeitsche über die linke Schulter zurück. In der Höhe seines Knies bemerkte er ein großes bartloses Antlitz. Nun sah er nichts anderes als dies Antlitz. Es war glatt rasiert, und eine Locke hing in die Stirne hinab, die blassen, verschwollenen Augen begegneten den seinigen.

Und mit einem Male war er frei, wie einer beengenden Bürde enthoben. Das Roß trug ihn nun in Karriere über die Felder dahin. Er legte sich in den Sattel vor. Hinter ihm schwand der Lärm. Nun hörte er bloß Idas Stimme; sie rief seinen Namen.

Aber noch sah er klar vor sich, eingerahmt von der nebligen Luft, das große bleiche Antlitz mit den geschwollenen Augen. Jetzt begann sich langsam über Stirn und linke Wange herab ein fingerbreiter, rotschwellender Streif zu zeichnen.



Während Leo Clermont in den engen, finstern Treppengang einbog, der in seine Wohnung führte, prallte er mit einem rasch die Treppe herabstürzenden Soldaten zusammen. Er trat ins Licht zurück und erkannte den großen Flügelmann, Nummer 54, der nun gerade vor ihm stand, die Hand in einer lächerlichen Stellung horizontal gegen den Kinnriemen der Feldmütze gestemmt.

Leo wünschte zu wissen, was er in diesem Teil der Kaserne zu tun habe und der Soldat erklärte mühsam, er sei Feuerwächter und habe zu dieser Zeit des Tages eine der Kontrolluhren aufzuziehen. Leo ließ sich an diesem Bescheid genügen und wollte den Mann abtreten lassen. Zuvor aber sagte er noch: „Na, 54, Sie wissen doch wohl, daß Sie zum Unterkorporal vorgeschlagen sind?"

„Jawohl, Herr Premierleutnant!"

„Übrigens haben Sie das nicht Ihren Tugenden zu danken, verstehen Sie wohl!" Und er heftete den Blick neugierig auf dies glänzendrote, unverhältnismäßig kleine Gesicht und begegnete den kleinen braunen Augen, die ihm mit einem eigenen fluoreszierenden Glanze entgegenzufunkeln schienen. Was ging wohl in einem Bewußtsein, wie dem dieses Individuums vor sich, wie es so da stand in erzwungener Untertänigkeitsstellung vor einem Menschen, für den Sympathie zu hegen es wohl kaum Grund hatte? Er ließ den Mann abtreten, und während der große Körper schwerfällig in Gang kam, flog es ihm durch den Sinn, daß dieser Organismus doch von recht niedrigem Grade sei; und er erinnerte sich jener Skelette der Urzeitsäugetiere, die wie fehlgeschlagene Versuche aus der Hand der Natur erscheinen, Kraft mit Beweglichkeit zu vereinen.

Er betrat seine Wohnung. Er hatte zwei Zimmer im ersten Stockwerk der Kaserne inne. Es war seine Absicht, vorerst zu arbeiten und sich dann zu einem Diner der Regimentsoffiziere umzukleiden.

Allein er blieb in seinem Arbeitsstuhl sitzen, für mehrere Minuten unfähig, seine Gedanken zu sammeln. Ein eigentümlicher Druck, den er ganz körperlich empfand und der jede Funktion behinderte, wuchs gradweise in ihm empor. Er suchte sich klarzumachen, daß ein Rapport über das Vorgefallene geschrieben werden müsse. Es hieß, die Blätter seien bereits in Extase über diesen — wie sie schrieben — letzten Militärskandal. Er hatte keine Blätter gesehen. Sie steckten übrigens in seiner Manteltasche. Aber er war nicht imstande, sie zu holen, er war zu müde.

Übrigens hatte er schon mündlich seinen Kapitän mit der Affäre bekannt gemacht. Dieser hatte die Augenbrauen emporgezogen, einen schriftlichen Bericht an das Regiment verlangt und sich endlich geäußert:

„Ich fürchte, Ihre Übereilung wird der Waffe und der Armee im allgemeinen viel Verdruß verursachen. Wir leben in einer demokratischen Zeit. Wir müssen gutes Verständnis mit der Bevölkerung suchen. Die Zeiten sind vorbei, da Beamte und Offiziere ein priviligierter Stand waren." Und er hatte geseufzt, während er an einem Faden seines abgeschabten Schnürrockes zupfte: „Wir müssen froh sein, wenn man uns in Ruhe läßt. Es ist unsinnig, durch Handlungen wie

die Ihrige zu provozieren. Im Gegenteil, wir sollen der Bevölkerung zeigen, daß wir ebenso nützliche Bürger sind wie jeder andere. Ich sehe beispielsweise in unserem Turnunterricht ein großes und bedeutungsvolles Wirkungsfeld. Wir müssen das Hauptgewicht auf die Belehrung und Erziehung der jungen Mannschaft zu gesunden und verständigen Menschen legen." — —

Leo Clermont stand auf und ging in der Stube auf und ab. Die Affäre hatte selbstverständlich ihre Bedeutung, berührte seiner Ansicht nach aber ebensowenig das Regiment wie überhaupt die Armee. Es war ein unwesentlicher Umstand, daß er bei dieser Gelegenheit in Uniform gewesen. Ihn irritierte der Gedanke, daß nun eine Menge fremder Menschen sich in die Sache mischen würden, die in sich selbst so schwer und für ihn persönlich von so durchgreifender, teils noch unklarer Bedeutung war.

Und vor seinen beschwerlichen Gedanken flüchtend, suchte er auf seiner Wanderung durch die Stube die Gegenstände, die ihm teuer waren: die wenigen Möbel von daheim und die Sachen, die er aus Frankreich mitgebracht. Er blieb vor der Wanddekoration seltener Klingen stehen: alte Pallasche und Degen und die kleinen Stoßwaffen tropischen Ursprungs, die Yagastane und Khrise. Es sah aus, als sei die Mauer hier in einen großen blinkenden Stern geborsten. Er strich mit den Fingern leicht über den glatten Stahl und fühlte mit nervösem Behagen die Härte und Kälte des Metalls. Er verband Phantasien mit diesen Waffen, und dieser Stern aus Klingen erschien seinem Blicke wie ein einziger, von einem Fechtmeister im Kreise geschwungener Säbel. Und seine Hand umspannte die Kolben der alten Pistolen, die so bequem im Griff paßten.

Dort hing auch der schwere Marinerevolver, den er an jenem Morgen mit Mühe des Vaters erstarrten Fingern entwunden. — — —

Rasch wandte er sich ab. Und eine Empfindung überkam ihn, als sinke in diesem Augenblicke etwas Schweres hinter seinem Rücken hinab. Alles sank herab, und das, was unten war, kam herauf.

Was half ein Hieb mit der wippenden Reitpeitsche! Er warf sich in den Stuhl, aber die Ruhe wollte nicht kommen.

Er begann in den Büchern zu blättern, die er am liebsten las — immer und immer wieder dieselben: Heldengeschichten, Märchensammlungen aus fernen Jahrhunderten, aus fernen tropischen Weltteilen, alte vergessene Satiren aus der Zeit der Totentänze und der Narren — — Till Eulenspiegel, Brant — und jene seltene Ausgabe von Cervantes — — alte Bücher in Quart und Folio, in schweres gepreßtes Leder gebunden. Auf das Titelblatt hatten die Eigentümer, alle aus seinem Geschlechte, ihre Namen geschrieben.

Er warf die Bücher von sich. Er entsann sich, in einer langen Reihe, der Bücher, die jetzt geschrieben wurden. Alle handelten sie von der unteren Klasse. Auf Hochschulen, Seminarien und Fortbildungskursen sammelte sich diese Klasse, erwacht, emporwachsend, sich als ein Volk fühlend — als das Volk. Bauern kamen vom Lande herein, und während sie Hauptstädter zu werden trachteten, vertraten sie die Sache des Häuslerstandes.

Und Söhne der Häusler kamen herein und wurden Priester und begannen Geschäfte. Sie hatten Glück. Das Volk wuchs empor. Handwerker spekulierten in Grundbesitz und wurden reich. Sie suchten ihren Platz in der oberen Klasse und ließen ihre Kinder zu Standesgefühlen erziehen. Alle blickten hinauf, alle wollten hinauf.

Leo beugte sich nieder und nahm hinter dem Schreibtisch eine Mappe hervor, in der er seine Studien aufbewahrt aus jenen lange vergangenen Zeiten, da er noch den Beruf in sich gefühlt, Künstler zu werden. Eine nach der anderen betrachtete er diese Skizzen, die alle so bleich, steif, ohne Leben waren. — —

Er verbarg sie rasch: Man hat sein Schicksal im voraus bestimmt durch seine Instinkte, seine festen ererbten Empfindungen. Dies kleine Zweifelskapitel aus seinem siebzehnten Jahre war noch für ihn wie ein Mysterium, das seinen Charme hatte und seine Gefahr. —

Nebliges Halbdunkel dämmerte in die Stube. Die Gardinen wogten weich gegen die bleichen Fensterrahmen. Er ließ sich einwiegen. Aber mit einem Male fuhr er in starker Unruhe empor.

Man lullt sich in Vergessenheit ein, lehnt sich zurück, ruht in all den lieben Erinnerungen, in all dem Ungehobenen, in all dem, was man geträumt und niemals gehandelt hat. Und einstweilen sinkt man — —

Er riß sich von dieser Stube los, die so traulich war, seinen Stimmungen so angepaßt. Er goß Wasser über seine Hände, sein Gesicht und begann sich umzukleiden. —

Sie erhoben sich vom Tische, und mit von Wein und Stillsitzen gefühllosen Beinen gelangten sie halb taumelnd in das Rauchzimmer des Offizierklubs. Sie knipsten in den vollen Zigarrenkisten und schenkten sich Likör ein.

Und allsogleich scharte alles sich um Leutnant Clermont. Sie holten die Blätter aus dem Lesezimmer. Leutnant Weber beschrieb eine Zeichnung, die eben in dem Schaufenster dieser Blätter ausgestellt war: Leutnant Clermont mit einem phantastischen Knebelbart à la Kaiser Wilhelm auf einen Haufen flüchtender Damen loshauend. Ein Frauenzimmer mit hochrotem Haar hält auf einem Pferde hinter ihm.

„Pöbelpack!" schrie er, und hieb den Zeitungsrahmen auf den Tisch.

Freiherr Sjökrona, der interimistisch beim Regiment Dienst hatte, zog Clermont zu sich hinab in ein Sofa und legte den Arm um seinen Hals. Er blickte schmachtend vor sich hin, äußerte aber kein Wort.

Nun kam Leutnant Kramer aus dem Lesezimmer heraus. Er war der einzige in Uniform, und sein kolossaler Körper schien in dem strammen Waffenrock zu dem mindestmöglichen Raumumfang zusammengedrängt. Wenn er durch die Straßen ging, trug er den Säbel fest in der gewaltigen Faust umklammert, wie die Landsknechte ihre Zweihänder getragen haben mögen. Er entfaltete mit Ungestüm die Zeitung und las in Auszügen einen Schmähartikel, in welchem dieses infame Papier ein königliches Infanterieregiment zu verhöhnen wagte:

— Fünf Weiber und drei Kinder seien von den tollen Rossen niedergetreten

worden. Ein Kind schwebe zwischen Leben und Tod. Des Leutnants Namen sei noch unbekannt. Er sowohl wie seine Begleiterin — eine Dame der Beaumonde, ein Fräulein B., die eines zweifelhaften Rufes genoß — seien merkbar betrunken gewesen. Jedenfalls habe das Paar recht festlich in einem abseits liegenden Wirtshause dejeuniert — — —

Leo Clermont sprang auf. Aber er setzte sich sogleich wieder und zuckte die Achseln. Sein Gesicht drückte nichts als Gleichgültigkeit aus. Die Kameraden beobachteten ihn verwundert.

Da stieß der Schwede das Glas an das seinige: „Dank, Bruder! Dank für deine kühne Tat. Das Gesindel hat es nötig, einen ab und zu kennen zu lernen."

Leutnant Weber, der offenbar bezecht war, klopfte Sjökrona auf die fetten Schultern. „Wir kühne Landsknechte!" schrie er, „wir gute geworbene Leute!" Er stürzte sich den Likör in die Kehle. „Sakra!" sagte er und schmatzte aus höchstem Wohlbehagen.

Nun begann der große Leutnant Kramer die Kameraden mit seinem tiefen Baß zur Ruhe aufzufordern: Es sei eine ernste Sache. Diese verdammten Zeitungen sollten nicht ungestraft das Regiment und die Armee verhöhnen. Er schlug vor, eine Demonstration zu veranstalten.

Alle stimmten eifrig ein. Clermont allein schwieg. Er dachte immer nur, daß diese Sache ja das Regiment nichts anginge.

Der jüngste Leutnant der Abteilung, Baron Güldenkrantz, stand ein wenig abseits von den anderen; ein Lächeln lauerte unter seinem fast weißen Schnurrbarte. Er drehte indolent die geschmeidige Junkergestalt und schlenderte langsam über das Zimmer.

„Wie ihr euch nur gehabt!" bemerkte er. „Laßt doch den Pöbel brüllen, soviel er will. Mich rührt das nicht!"

Kramer schlug die Faust auf den Tisch: „Ich glaubte, es herrsche ein etwas besserer Kameradenton im Regimente." Und während sein natürlicher Respekt vor dem Barontitel seine Stimme etwas dämpfte, fuhr er fort: „Wir zählen glücklicherweise nicht alle zu jenen Leuten, die sich für nichts interessieren — wie für — —" Er deutete hierdurch auf die hervorragenden erotischen Neigungen des Barons hin.

„Es gibt ein Ding, das Soldatenehre heißt," wandte er sich an Weber. „Wir sind **ein** Korps, wir haben **eine** Ehre. Und wir stehen fest, Rücken an Rücken. Keiner soll ungestraft unsere Waffe beleidigen!"

Und auf einmal war der Baron einer der eifrigsten. Er schleuderte die Worte umher, während er sich stoßweise bald zur Rechten, bald zur Linken wandte; er unterbrach jeden neuen Redner. Eugen Faber, der sofort den Platz an seiner Seite eingenommen, suchte eine Bemerkung einzuflechten: „Mein Freund Duke Patton Bethume von Clayton Priori erzählte mir einmal — — —" Aber er kam nicht zu Wort. Vergebens brachte er ein Glas im linken Auge an; man übertäubte seine dünne Falsettstimme in dem allgemeinen Tumult.

Von dem Lesezimmer her zeigten die älteren Offiziere ihre ärgerlichen Gesichter.

Premierleutnant Terkow vom 4. Bataillon, der heraufgekommen war, um zu untersuchen, ob seine letzte Broschüre über „Verteidigung und Christentum" Spuren des Gelesenseins trage, näherte sich der Gruppe, und als er Clermont erblickte, blieb er, auf den Zehen erhoben, in der Türe stehen, während er ihn mit Interesse betrachtete und seinen Blick aufzufangen versuchte.

„Mein Freund Duke Patton —" Leutnant Eugen Faber sperrte den Mund auf, ohne jedoch fortsetzen zu können.

Nur Clermont blieb stumm und hielt eine kalte Zigarre zwischen den leicht bebenden Lippen. —

Sie hatten sich endlich auf der Glasveranda vor einem bekannten, sehr besuchten Restaurant niedergelassen. Sie wählten einen Tisch und donnerten mit ihren Stöcken nach einem Kellner. Der Baron fehlte. Unmittelbar vor dem Offiziersklub hatte eine Dame seinen Namen gerufen, ihren Arm in den seinen geschlungen, ihn umgeschwenkt und war in gestrecktem Lauf mit ihm eine Seitengasse hinabgerannt. Nun reckten sie sich in den Stühlen, sahen gemächlich über das Publikum hin und nickten Bekannten zu, die von entfernten Tischen plötzlich einen Arm in die Luft streckten und ihnen winkten. Leutnant Kramer saß am Tischende, aufrecht, breit und majestätisch. Er führte ununterbrochen das Wort und bewahrte seinen strammen militärischen Ernst.

Clermont drückte sich in eine Sofaecke und wünschte, daheim zu sein. Eine unklare Furcht war in ihm. Und er erfand viele Gründe für diese Furcht: Anfänglich genierte ihn dies Licht, diese Menge Menschen, die sich Tisch an Tisch durch die Spiegel der Veranda in einer Unendlichkeit verloren. Alle aßen und tranken, und alle geberdeten sich gleich, und alle versuchten gleich überlegen, gleich unverzagt, gleich ehrenhaft auszusehen — alle auf der sicheren Seite der Gesellschaft: Journalisten, Offiziere, Artisten, Demimondedamen, elegant gekleidete Kommis aus einem großen Magazin am Korso, eine kleine Gesellschaft besserer Zuhälter, und endlich Familienväter, die enorme Schüsseln belegter Brote für ihren Anhang bestellten. Ihre Damen saßen in Seidenblusen an die gepolsterten Sofarücken gelehnt und betrachteten mit halbgesenkten kühlen Blicken die aufgedonnerten Halbweltdamen.

Sie alle, fuhr es ihm durch den Sinn, gingen, praktisch gesehen, von dem Gesichtspunkte aus, daß der Hummer und Porter oder Whisky oder Bernaise oder Thee-Nuße dieses Augenblicks etwas ganz Universelles und Wesentliches sei, daß man keine Veränderung in diesem bestehenden Verhältnisse zu gewärtigen habe, keine Lage unter ihnen sich verschiebe, kein Feind hinterrücks auf ihren Fall lauere.

Und während er seine Kameraden betrachtete, überfiel ihn tiefe Traurigkeit: Die schwatzten und die tranken und verspotteten ein Mädchen, dessen Augen nach diesem und jenem aus der Gesellschaft angelten. Die unterhielten sich gemütlich von der Affäre. Weber schlug sich vor die Brust und schrie sein „Sakra!" und fügte hinzu, während seine Augen bei Clermont Beifall suchten „Je m'en fiche!"

In ihrer Nähe saß ein blasser, starker, wenig eleganter Herr, die breiten Hände

um ein Glas Bier gefaltet. Der Schaum stand wie Geifer in dem dicken pelzartigen Barte.

Weber sprang auf: „Voilà!“ Ein Herr mit jüdischen Zügen näherte sich diesem Tische, grüßte und nahm Platz.

„Infamer Jude!“ sprudelte Weber.

Clermont wurde aufmerksam. „Dies ist Rechtsanwalt Jacobs,“ sagte er, „der bekannte Bauanwalt.“ Sie kannten einander flüchtig von der Schulzeit her. In diesem Augenblick grüßte Jacobs ihn, nickte sogar.

Der kleine Herr an seinem Tische wurde hierdurch aufmerksam und begann die Gruppe anzustarren.

„Der Kerl fixiert uns,“ sagte Leutnant Faber und drehte sich um. Aber Weber gestikulierte, um zu Wort zu kommen. „Kennt ihr ihn denn nicht?“ Er nannte einen bekannten Redakteurnamen. „Es ist der Hund, der das Regiment heute verhöhnt hat!“ Und er stand so jäh auf, daß der Stuhl umfiel.

Mit starren Augen begann er der Gruppe zuzusteuern.

Überall erhob man sich, um zuzusehen. Die Mädchen kreischten vor Vergnügen und verließen ihre Plätze. Der Redakteur erhob sich kampfbereit, die Hände in den Hosentaschen. Ein paar Kellner setzten ihr Service nieder, um voll Interesse die Situation zu verfolgen.

Aber noch ehe Weber den Mund geöffnet, streckte der Redakteur bedächtig die Hand aus und schob ihn von sich. Augenblicklich entstand großer Tumult: die ganze Leutnantsgruppe kam auf die Beine, schrie und lärmte durcheinander.

Kramer ergriff Leo Clermont beim Arm. „Clermont, trachten wir davonzukommen, sonst setzt es hier Spektakel. Die anderen sind ganz unzurechnungsfähig.“ Und er trat vor und rief den anderen zu, mit ihm zu kommen und keinen Skandal zu machen.

Leo suchte den Ausgang zu erreichen, warf sich zurück und ließ das hinzueilende Publikum an sich vorüberströmen. Ihm war, als umgäbe ihn dichte Finsternis bis zu den Schultern, und darüber sei ein weißes flimmerndes Licht, welches Formen annahm. Und mit einem Male sah er wieder jenes große, bleiche, glatte Antlitz, das quer über Stirn und Wange einen von rot in violett spielenden Striemen trug. Dies Antlitz verzerrte die Züge wie in großem Schmerz; nach und nach aber erstarrte es in einem unangenehmen stumpfen Lächeln, und die großen weißen Augen suchten die seinen, aufmerksam, wie ein Tauber mit dem Blicke zu verstehen bemüht ist.

Im nächsten Augenblick aber sah er nichts mehr. Er taumelte und fühlte sich ein paar mal herumgewirbelt. Er vernahm lärmende Reden und Kramers Stimme, dessen Aufforderungen zur Ruhe allen Lärm übertäubten. Und wieder kam ihm der Gedanke, wie machtlos seine Kameraden waren, wie übel beraten — — ja verloren, weil sie nicht sahen, nicht begriffen — —

Plötzlich befand er sich draußen auf der Straße. Eine Stimme ganz nahe bei ihm sagte: „Lassen Sie uns nur erst von hier wegkommen.“

Er sah auf und erkannte Hugo Jacobs. Er grüßte stumm und sie gingen zusammen die öde Straße hinab.

„Es ist finster," sagte Jacobs, „und traurig allein zu gehen. Haben Sie etwas dagegen, daß wir einander das Geleit geben? Sie erinnern sich meiner wohl noch aus alten Tagen?"

„Wir sind ja alte Bekannte von der Schule her," sagte Leo. Er fühlte sich erleichtert, nicht allein zu sein. Im Laternenschein sah er Hugo Jacobs Antlitz, scharf, energisch, schmal, fast wie eine Axt, die zum Hieb parat ist. Er erinnerte sich seiner aus den Schulzeiten als eines ausgezeichneten Kopfes, klar und überlegen, der die Kameraden als unreife Kindsköpfe betrachtete. Auch dies bleiche, verständige, ein wenig stechende Lächeln erkannte er nun wieder.

„Ich entsinne mich Ihrer sehr genau, Leutnant Clermont, obwohl Sie zwei Klassen unter mir waren. Ich weiß noch, wie Sie jeden Morgen in einem Dogcart angefahren kamen, Rücken an Rücken mit einem gallonierten Diener. Sie trugen immer sehr breite weiße Kragen, und Ihr Haar hatte einen lockigen und freien Fall. Nicht wie jetzt militärisch kurz. Dann und wann kam ein blondes Mädchen, um Sie zu holen. Sie saß allein auf dem Bock und lenkte die Pferde mit einer unerschütterlich ernsten und würdevollen Miene. Im Winter war sie oft in weißen Hermelin gekleidet. Sie sahen einander sehr ähnlich."

„Ja," sagte Leo. „Das war offenbar meine Schwester."

„Ach so!" sagte Jacobs und lächelte. „Ich treffe Ihre Schwester ab und zu, wir verkehren mit denselben Menschen. Und erst jetzt wird mir klar, daß ich ja auch sie schon als Kind gesehen."

„Ich dachte damals nicht," fuhr er fort, „daß Sie Offizier werden würden. Es war in der Schule immer meine Gewohnheit, die Zukunftsbahnen meiner Kameraden zu entwerfen. Sie erinnerten mich als Knabe ein wenig an jene Konzertkinder, die im Wagen des Impresarios zur Vorstellung geführt werden. Ich dachte, Sie würden Künstler werden, ich erinnere mich recht gut Ihrer feinen kleinen Aquarelle."

„Eine zeitlang war es auch mein Vorsatz, Künstler zu werden," erwiderte Leo. „Aber ich änderte ihn bald. Es ist eine schlechte Karriere, die sozial und namentlich moralisch abwärts führt. Man produziert, um zu verkaufen, und man wird schließlich dazu getrieben, sich selbst zu verkaufen, seine Idee zu erniedrigen, um dem Parvenugeschmack zu gefallen. Beständig hat man ein Publikum in mente. Mein Vater wünschte, ich solle Militär werden wie er. Damit betrachtete ich meine soziale Position als gegeben — und zugleich gesichert."

„Ich erinnere mich nun auch," sagte Jacobs, „daß Sie in Gymnastik und Sport tüchtig waren. Ich sehe Sie noch vor mir mit im Stoße gestrecktem Fleuret — dieser heikeln, leicht vibrierenden Klinge. — — — Ich beneidete Sie stets, daß Sie fechten konnten. Ich wünschte mir alle Tage diese alten kavaliermäßigen Fertigkeiten: ein Rassepferd zu reiten, eine feine Klinge zu führen. Und von diesem Gesichtspunkt aus verstehe ich, daß die militärische Laufbahn einen Mann locken kann."

Leo nickte. „Sie haben allerdings mit diesen Worten die ganze Sache erkannt und erschöpft. Noch gibt es einige unter uns, die im Widerstreit mit der Zeit die ritterlichen Betrachtungen vergangener Jahrhunderte in sich fühlen. Was mich betrifft, so verstehe ich die Reiter- und Fechtmeistermoral jener Tage besser als unsere heutigen bürgerlichen Sorgen um Haushaltung und Produktion. Jene Betrachtung war bei mir tatsächlich für die militärische Laufbahn bestimmend.

Es findet sich aus jenen Zeiten her in einem engen Kreise der oberen Klasse noch ein unbewußtes Rudiment der Verachtung für allen Krämergeist, für alle Arbeit im eigentlichen Sinne. Dies ist Tatsache. Die schwere und bezahlte Tagesarbeit wird in jenem Kreise als gemein und zu plebejischen Bedingungen erniedrigend angesehen. Es ist dies wohl ein Rest des Nomadenstandpunkts des Reiters: Stieg er vom Sattel, so trieb er sein Roß in ein Haferfeld und ließ es fressen. Was gingen fremde Bauern ihn an?

Dies ist durchaus begreiflich: Hören Sie die Menschen aus diesem Kreise — sie sind in allen Ländern zu finden — von den arbeitenden, den produktiven und von den verkaufenden und umsetzenden Klassen sprechen — von den Klassen, die nicht wie sie bloß reiten und fechten und ihre Ländereien verpachten oder ein Gut administrieren. — — Sie nennen sie simpel, ungeeignet zu Verkehrsgenossen, Plebejer, sie fühlen in ihrem Geschlechte noch das Privilegium der blanken Klinge, eine reichere Moral, eine größere Gleichgültigkeit gegenüber der elementaren Notdurft und Nahrungsfrage."

„Gewiß," sagte Jacobs. „Dies entspricht den Tatsachen. Und begegnet einer von diesen einem Haufen jener produktiven und verkaufenden unteren Klasse auf seinem Wege, gegen die Richtung seines Weges, hat er flugs eine Reitpeitsche bereit."

Leutnant Clermont lächelte und schwieg.

Jacobs fuhr fort: „Natürlich ist eine solche Lebensanschauung denkbar und kann auch von einzelnen aufrecht erhalten werden — eine Auffassung, die das Leben ganz sportsmäßig betrachtet, als ein gewandtes Spiel auf luftiger Bahn, ein unablässiges kühnes Aufsspielsetzen dieses gleichgültigen Lebens gegen schöne Rekorde — mit kavaliermäßigem Anstand selbst während der gefährlichsten Sprünge. Diese Auffassung führt folgerichtig auch dahin, anderer Leben gering zu schätzen und diejenigen zu verachten, die sich gern rackern, bloß um dies Leben zu fristen.

Aber wenn diese kavaliermäßige, sportsmännische Lebensempfindung wirklich in jenen alten Zeiten in einer einzelnen Kaste bewußt und rege gewesen, so ist sie doch ganz sicherlich in unseren Tagen verblaßt, ein bloßer Abglanz, und ausschließlich bedingt von sicheren Lebensverhältnissen. Dies müssen Sie wohl auch einräumen.

Indessen verstehe ich sehr wohl, daß Sie in der militärischen Bahn einen Rahmen für solch aristokratische Neigungen suchen. Sie kehren als Militär zurück zum Pferde und dem blanken Degen. Körperliche Grazie, Beweglichkeit und Kraft wird neuerdings etwas sehr Wesentliches. Und der Waffengebrauch ist ja auch

wirklich, wenn im Ernste, nämlich im Kriege betrieben, die gefährlichste, die stimulierendste aller Körperübungen.

Aber schon ficht man heutzutage gewöhnlich mit Maske und hüllt einen Lederschuh um die Spitze der Klinge. Unsere Zeit zwingt jedermann ihr ökonomisches Prinzip auf. Alles wird umgewertet. Man verlangt reelle Werte. Man sucht alle Parasiten zu entfernen. Es ist eine Zeit mit gesundem materiellen Streben. Man hat nicht Erlaubnis, mit einer geschliffenen Säbelspitze nach einer dieser wenn auch noch so unangenehmen Plebejerfratzen zu zielen; kaum mit einer Reitpeitsche."

Er schwieg. Auch Leo schritt in tiefen Gedanken durch die finsteren Gassen, in denen nur wenige Nachtwanderer mit gebeugten Nacken an ihnen vorbeitrotteten. Auf einer Steintreppe saß ein altes Weib, in einen zerfetzten Schal gehüllt, augenscheinlich in tiefem Schlafe. Zwei Männer kamen rasch daher. Einer von ihnen trug ein Bündel, warf es dem schlafenden Weibe zu und ging weiter, ohne sich umzuwenden. Das Bündel verschwand still unter dem Zipfel des Schals.

„Vielleicht waren dies Diebe," sagte Jacobs. „Auch sie haben wohl ihre sportsmännische Verachtung für die mühselig schaffenden und schuftenden Arbeiter. Und gewissermaßen sind wir alle Parasiten auf dieser grünen Erde, deren Kohlenstoff und Sauerstoff wir gratis schlucken." Er blieb einen Augenblick stehen und ließ einen Brief in einen Postkasten fallen. „Dieser Brief war an einen Klienten," sagte er. „Und es war ein unangenehmer Brief. Meine Stellung bringt oft peinliche und ignoble Verhältnisse mit sich. Ich beneide Sie bei alledem um Ihr Pferd und Ihren Säbel und — Ihre Reitpeitsche."

Sie gingen über die alte Holzbrücke, die über die Festungsgräben in die Kaserne führte.

„Nun bin ich daheim," sagte Leo. Er atmete tief auf und fühlte sich müde. Es gab ihm eine eigene Sicherheit, nun daheim zu sein.

„Ich habe einen langen Weg nach Hause." Jacobs verlangsamte seine Schritte „Ich habe Sie aus manchem Grunde begleitet, am meisten vielleicht, weil ich stets mit Unruhe und Angst an die Zeit denke, da man heim soll und sein Hirn während der Pause einer Nacht zur Ruhe stellen. Nun muß ich Ihnen also Gutenacht sagen und bitte Sie, Ihrer Schwester meinen Gruß zu überbringen, sobald Sie sie sehen."

Allein Clermont hörte seine Worte nicht. Er war stehen geblieben, gelähmt von dem Anblick, der sich ihm bot. Sie hatten die kleine enge Kasernengasse erreicht. An der Ecke standen vier oder fünf Soldaten um eine Laterne, deren Licht auf einen großen Haufen mitten in die Pfütze des überschwemmten Rinnsteins gewälzter Möbelstücke fiel. Quer über dem Pflaster lag ein Tisch mit den Beinen in die Luft, zerbrochen und halb verkohlt, ein paar zerschlagene Stühle, ein zerschmetterter Kleiderschrank, von dem nur ein großer schwarzgesengter Klumpen übrig geblieben. Die Kleider hingen heraus wie ein Bündel herausgerissener Därme aus einem Kadaver.

Und als Leo den Blick zu seinen Fenstern erhob, gafften zwei schwarze ungleiche Höhlen ihm entgegen. Ein Fenster baumelte noch oben an einer Angel. Lange Rußzungen leckten heraus und über die Mauer empor. Und von der Haustüre heraus über Fußdamm und Rinnstein floß Wasser; es tropfte aus den Mauerritzen, rieselte die verkohlten Treppenstufen hinab. Einer der Soldaten lief hin und stampfte in einen großen Haufen Roßhaar. Fetter, gelber Rauch schlug um ihn her empor, und ein zusammenschnürender saurer Gestank kennzeichnete die Luft.

„Wenn Sie Lust haben, kommen Sie mit mir, da Sie nun obdachlos sind," sagte Jacobs.

Clermont schüttelte den Kopf; er war noch betäubt, gelähmt. Und in diesem Augenblicke weckte der Gedanke, daß er obdachlos sei, ein Gefühl tiefer Verzweiflung in seinem Innern.

„Kommen Sie und besuchen Sie mich ein andermal," sagte Jacobs, grüßte und ging seines Weges.

Leo Clermont ging, begleitet von dem Kasernensergeant, die halbverbrannte Treppe hinauf und blickte in seine Wohnung, die nichts als ein großes klaffendes Loch war, eine verkohlte Tiefe, welche sich zwei Stockwerke hinab erstreckte. Noch blinkten an der entferntesten Wand die blanken Klingen, als sei das Dunkel hier in einen Stern zerschnitten worden.

Und der Sergeant zeigte die Reste eines Strohsacks, der vor der Gangtüre aufgestellt gewesen und, wie man annahm, mit Petroleum übergossen worden war.

(Fortsetzung folgt)



Soziologische Zukunftsmusik/ von Richard M. Meyer



Seit einer Reihe von Jahren macht sich ein bedenklicher Eifer im „Festlegen" der Zukunft bemerklich. Bedenklich nenne ich ihn, weil diejenigen Epochen, die am wirksamsten und glücklichsten der Zukunft vorgearbeitet haben, dem eigentlichen Sinn des Gebotes im Vaterunser gemäß immer nur um das Brot für den heutigen Tag gesorgt haben. Martin Luther, oder die großen Reorganisatoren des preußischen Staats machten sich keine Gedanken darüber, wie ihr Vaterland in hundert Jahren aussehen würde: das Gebot des Tages erachteten sie mit Goethe als ihre Pflicht, und indem sie es in großartigem Maße erfüllten, haben sie auf Jahrhunderte die Entwickelung mitbestimmt.

Doch will ich keineswegs leugnen, daß die eifrige Sorge um die künftigen Generationen auch günstige Aspekten bietet. Hätte Thomas Morus seine „Utopia" nicht geschrieben und dafür noch energischer seinen großen Geist für eine Reform der bestehenden Verhältnisse angestrengt, so hätte er praktisch wohl mehr erreicht, aber vielleicht weniger in idealem Sinne, denn die Menschheit bedarf der Utopien — eben erst hat der Nationalökonom Georg Adler ein Schriftchen „über die Bedeutung der Illusionen im politischen Leben" erscheinen lassen, an dem freilich der glückliche Titel das Inhaltsreichste ist. Sie bedarf auch der Propheten, die über die Bedürfnisse der Gegenwart hinwegzuschauen und in den Nöten des Wochentags auf den Sonntag zu weisen vermögen. Grade die Abkehr von dem Bestreben nach unmittelbarer Wirkung ist ein idealer Zug, der Anerkennung fordert; obzwar nicht zu bestreiten ist, daß die meisten Zukunftsmaler doch auch diese unmittelbare Wirkung erhoffen.

Jedenfalls haben praktische und wissenschaftliche Tendenzen in dieser apokalyptischen und eschatologischen Literatur des 19. Jahrhunderts zusammengearbeitet. Daher finden wir an ihr auch Männer der verschiedensten Art beteiligt: Nationalökonomen und Theologen, Ingenieure und Historiker; sensationslüsterne Schriftsteller wie den Amerikaner Bellamy, der zu der letzten Blüte dieser schon häufig reich entfalteten Literatur den Anstoß gab, und einsame Grübler wie unsern Nietzsche.

Höchst merkwürdig ist es nun aber, daß diese nach Art, Meinung, Vorbildung grundverschiedenen Propheten in einer Reihe von Punkten fast durchweg übereinstimmen. Voreilig könnte man daraus folgern, hier lägen wirklich sichtbare Keime der Zukunft zutage; vorsichtiger wird man bloß sagen, daß hieraus herrschende Tendenzen der Gegenwart sich deutlich ablesen lassen.

Besonders seltsam scheint es, daß zwischen den zwei entgegengesetzten Gruppen, die sich durchweg unterscheiden lassen, diese Übereinstimmung nicht aufhört. Solcher Zukunftsschilderer gibt es nämlich immer zwei Hauptarten: die einen sehen die künftigen Tage als ein voraus zu berechnendes Ergebnis der herrschenden

Zustände an, die andern machen im Gegenteil die Erhaltung des Einst von einem radikalen Bruch mit dem Jetzt abhängig. Eine dritte Hauptgruppe gibt es nicht; denn um einfach eine Fortdauer der gerade vorhandenen Zustände zu schildern, würde niemand, selbst wenn er ein solches glattes Fortdauern für möglich hielte, sich die Mühe geben, irgendeine „Offenbarung" zu schreiben. Diese beiden Gruppen aber fehlen niemals und nirgends. Nur zum Schein kann zwischen ihnen eine Vermischung eintreten. So glaubte der Geschichtsforscher Ottokar Lorenz höchst revolutionär zu sein, als er von dem genaueren Studium der Genealogie eine neue Epoche der Historik erhoffte, tatsächlich bewegten sich doch seine Gedanken völlig im Geleis des herrschenden Betriebes, dem er nur ein Werkzeug mehr verleihen wollte. Umgekehrt hielt Herman Grimm sich für einen Hort bestehender Tendenzen, wenn er dem kritisch-methodischen Betrieb der Literatur- und Kunstgeschichte die Lehre vom rein künstlerischen Wert und Inhalt aller Historie gegenüberstellte; das Bild, das er von der zukünftigen Haltung dieser Wissenschaften skizzierte, würde aber eine völlige Revolution (oder meinetwegen Kontrerevolution) vorausgesetzt haben.

Für jenes vielfältige Übereinstimmen der verschiedensten Richtungen in der Schilderung künftiger Zeiten scheint es mir deshalb genügend, wenn ich aus jedem Lager einen charakteristischen Vertreter herausgreife. Ich wähle einen Engländer und einen Franzosen. S. H. Wells ist ein Schriftsteller von realistisch-technischer Vorbildung und Neigung, F. Brunetière ein Gelehrter von rein geisteswissenschaftlicher Schulung und Richtung. „Anticipations" heißt des Ersteren Buch, eine nüchterne Aufzählung einer Anzahl von Neuerungen im öffentlichen und privaten Leben, die der Verfasser mit einiger Bestimmtheit glaubt voraussagen zu können; „le chemin de la croyance, première étape" nennt sich das erste Glied einer Reihe von Schriften, in denen der berühmte spiritus rector der „Revue des deux mondes" die Grundlegung einer Geschichtswissenschaft der Zukunft versucht. Beide sind in jeder Hinsicht verschieden, vielleicht bis auf einen negativen Punkt: daß man keinen eigentlich „geistreich" nennen kann — ein Prädikat, auf das neuere Propheten ganz besonders Anspruch zu machen pflegen. Wells hat manchmal glückliche Ausdrücke, ist aber trocken und weiß Wichtiges von Unwichtigem zu wenig zu scheiden; Brunetière hat bedeutende Gesichtspunkte, geht aber in ihrer Durchführung nicht nur bis an die Grenze der einem französischen Autor möglichen Langweiligkeit, sondern eigentlich meist darüber hinaus. Es ist ein Buch wie — nach meinem Geschmack! — die neueren Romane des gleichfalls reaktionär-nationalistischen Bourget: unerträglicher Text mit ausgezeichneten Überschriften und höchst wertvollen Anmerkungen. „Anticipations" andererseits kann es zu wenig verleugnen, daß es eine Sammlung von Einzelaufsätzen ist, für deren jeden, wenn man sie in geräumigen Abständen genießt, die Darstellung interessant genug ist, während die ganze Truppe allzu monoton vorbeimarschiert.

Aber lesenswert sind beide Bücher, wenn es auch nicht immer ein Vergnügen und bei Brunetière meist zu sehr, bei Wells oft zu wenig eine Anstrengung ist.

Lesenswert sind sie schon wegen jener Übereinstimmungen bei so grundverschiedenen Ausgangspunkten. Der reaktionäre Politiker, der sich selbst zum orthodoxen Katholizismus überreden möchte, und der radikale Soziologe, dessen Theismus nur den allerbescheidensten Ansprüchen genügen kann; der eine ein Chauvinist, der meint, Kants Philosophie sei eigentlich nur ein Abklatsch der Meinungen französischer Populärphilosophen, der andere ein gut Stück Kosmopolit (freilich mit englischen Reservatrechten!), der für Deutschland einige und für Amerika und Frankreich bedeutende Sympathien äußert; ein Ehrgeiziger, der alle Philosophie nur als praktisch begreift (worin er, wie namentlich Nietzsche oft aussprach und durch sein Beispiel erhärtet, schwerlich stark von der Wahrheit abirrt) und ein kühler Betrachter, der uns nebenbei eigene Vorschläge bringt — ich weiß nicht, wo ich enden sollte, wenn ich die Reihe der Gegensätze zu erschöpfen versuchte.

Und so muß denn auch nochmals nach der Verschiedenheit der Persönlichkeiten die der Bücher betont werden. Wells will in seiner (schon 1902 erschienenen, auch in der Tauchnitz-Ausgabe zugänglichen) Schrift in einer Reihe von Punkten, die praktischen Folgen bestehender Verhältnisse berechnen; Brunetière beabsichtigt in dem soeben erschienenen Werk (das übrigens ebenfalls zuerst in einzelnen Stücken erschien, die aber bereits den Plan des Ganzen voraussetzen), die theoretischen Konsequenzen herrschender Meinungen klar zu legen, aus denen sich freilich wieder praktische Ergebnisse ableiten lassen und ableiten lassen sollen. Zu diesem Zweck prüft er den „Positivismus" Auguste Comtes, der ihm als der bedeutsamste Versuch einer (den Intentionen nach) rein wissenschaftlichen Weltanschauung erscheint, und sucht aus Comtes Dogmen (unter starker Benutzung seiner eigenen gleichsam unwillkürlichen „Geständnisse") die Notwendigkeit einer religiösen Weltanschauung und die Wahrscheinlichkeit ihres baldigen Hereinbrechens darzutun. Der Engländer dagegen gibt statistische Zahlen über die Entwickelung des Verkehrs, die Ausdehnung der großen Städte, die Expansion der Weltsprachen, und technische Notizen, um aus alledem das Gemälde einer nahen „Neuen Republik" zusammenzustellen, in der die kleinen Nationen von den großen Kulturstaaten aufgezehrt, die parlamentarischen Formen durch eine sozusagen rein technische Hantierung der Staatsmaschinen von Seite der praktisch Gebildetsten ersetzt, und alle Kirchen und Religionen durch ein theoretisches Bekenntnis zu Einem Weltwillen und eine praktische Betätigung rücksichtslos utilitaristischen „freien Willens" überflüssig gemacht werden. Man wird also das auch nicht gerade behaupten können, daß die beiden Propheten — deren jeder in des andern Auge ein arg „falscher Prophet" sein muß — in der Hauptsache oder gar in allen Punkten einig sind!

Auf eine Kritik dieser Hauptmomente, auf die es für Wells und Brunetière an sich zumeist ankommt, lassen wir uns hier nicht ein. Bemerkt sei nur, daß Brunetière mit einer bedenklichen Weitherzigkeit das Wort „Religion" bald für jede Empfindung religiöser Art, bald für jede organisierte Kirche, bald auch für den Katholizismus allein verwendet, und daß sein Buch im ganzen sich vortrefflich

mit dem Urteil belegen läßt, das er selbst über ein anderes Werk fällt: „in den wissenschaftlichen Teilen ebenso wertvoll wie in den philosophischen dürftig". Zumal außerfranzösischen Denkern gerecht zu werden, zeigt sich Brunetière gänzlich außerstande. Wie bezeichnend ist es schon, daß er, der die Philosophien nach ihren praktischen Konsequenzen beurteilen möchte (ein berechtigter Standpunkt, nur freilich kein philosophischer!), Fichte, den am meisten von allen Philosophen der Welt (außer vielleicht Nietzsche) auf unmittelbare Betätigung der Weltanschauung gerichteten, und Hegel, dessen praktischen Einfluß kein zweiter Denker erreicht hat, als bloße „arrangeurs de mots" gut schopenhauerisch glaubt abtun zu können! — Und Wells verrät sich als typischer „Engländer" alten Stils durch seinen unglaublichen Mangel an Gefühl für „Imponderabilien", durch seine naive Überzeugung, was entweder dem Nutzen der meisten oder wenigstens dem Geschmack der wenigen zusage, müsse unbedingt zur Herrschaft gelangen. Seine Unfähigkeit, die ungeheure Macht der Tradition zu würdigen, führt ihn zu seinem schematischen Weltbürgertum, wie es so unhistorisch auch die Aufklärer des 18. Jahrhunderts — Brunetières Lieblingsfeinde — nicht gekannt haben: Engländer, Deutsche, Franzosen sind ihm lediglich eine bestimmte Anzahl von Personen, die einen gewissen geographischen Bezirk bewohnen.

Wir haben im Grund den Kampf der Enzyklopädisten: Wells, den radikalen Fortschrittsmann, Philanthropen, Kosmopoliten auf der einen, Brunetière, den konservativen Verteidiger der Tradition, Aristokraten, Nationalisten auf der andern Seite. Und diese können es nun nicht vermeiden, vielfach dasselbe zu lehren!

Zunächst ist es ein Punkt von allergrößter Bedeutung, in dem sie übereinkommen. Nicht nur Brunetière, der die Wissenschaft für bankbrüchig erklärt und von einer Wiedergeburt des religiösen Idealismus alles erwartet, sondern auch Wells, der für Gefühle wenig übrig hat, erwartet die Umgestaltung der Zustände vor allem von einer Wandlung der moralischen Anschauungen. Bei dem französischen Kreuzprediger wider die Aufklärung ist das ja fast selbstverständlich; läuft doch sein ganzes Buch darauf hinaus, schließlich die Gleichsetzung von Religion und Soziologie als „fundamentale Gleichung" zu behaupten und von der Entwickelung der religiösen Gemeingefühle jegliche andere Entwickelung abhängig zu machen. Nichts weniger aber als selbstverständlich ist es, daß der Engländer, der höchstens für schnelle und bequeme Lokomotion zu schwärmen vermag, dennoch schließlich seine Zukunftswelt nicht bloß auf die Hoffnung weiterer technischer Fortschritte, sondern vor allem auf die Erwartung neuer Sittlichkeitsanschauungen begründet.

Nun ist freilich wieder der Inhalt der neuen Moral grundverschieden bei beiden. Die „Anticipations" lehren ein vergröbertes und verengtes Übermenschentum, in dem die Rücksicht auf die Höherbildung der menschlichen Rasse ganz allein normativ wirkt. Nicht nur die Ehe, sondern sogar auch die Kinderzeugung soll staatlich reglementiert werden und jedes auch nur unnütze Glied der Menschheit ist rücksichtslos zu amputieren — dieser Menschenfreund köpft mit demselben Behagen

wie etwa der blutige Lord Jeffreys unter König Jakob II. Für den auf dem Weg zur Gläubigkeit wandelnden Brunetière dagegen ist das Bedürfnis nach äußeren Autoritäten entscheidend; und da er auch durch die leiseste Erschütterung der religiös organisierten Gesellschaft ihren ganzen Bau bedroht sieht, wird die Einführung von Inquisition und damit freilich wiederum die energische Beseitigung jedes „faulen Gliedes" kaum zu umgehen sein.

Aber ob der eine einem radikalen Zukunftsbild alle Menschlichkeit opfert oder der andere einem reaktionären, ob (wie in Léon Daudets grausamer Satire „Les morticoles") die Ärzte den hygienisch aufgebauten Staat (unter Mitwirkung der Ingenieure) regieren oder die Geistlichen (unter Beihilfe der Lehrer und Richter) — einig sind wieder beide Parteien in der rücksichtslosen Energie, mit der sie die von ihnen vertretenen Interessen der Gesamtheit geltend machen. Die „Neue Republik" ist genau so anti-individualistisch wie der „esprit nouveau" und die Subjektivität wird von dem Verächter aller kirchlichen Organisationen genau so scheel angesehen wie von dem wütenden Feind des „Dilettanten" Renan und seines Latitudinarismus. Eine entschiedene Zentralisation, eine mächtige, allmächtige Organisation fordern beide und die romantische Freude an der bunten Fülle der Individualitäten findet in dem Eisenbahn- oder vielmehr Automobilstraßenstaat des einen so wenig Raum wie in dem Kirchenstaat des andern.

Und diese zentrale Organisation greift nun bei beiden auch über die nationalen Schranken. Nicht nur der englische Kosmopolit, sondern erstaunlicherweise auch der französische Nationalist läßt sein Volk in einer internationalen Kulturgemeinschaft nahezu völlig aufgehen. Was irgend an der neueren Kultur spezifisch französisch ist, verdammt Brunetière; er will überall ein Zurückgehen auf einen „klassischen Stil" des Dichtens, des Denkens, des Glaubens, wie er im Mittelalter annähernd verwirklicht war und in dem „guten Europäer" bei Dühring, Nietzsche, Wells wieder mit geringen Nuancen verwirklicht werden soll.

Zu diesen Forderungen kommen nun aber beide, was wiederum besonders wichtig ist, auf dem Wege der Induktion. Weder der philosophierende Philolog — denn ein solcher im weitern Sinne des Wortes bleibt der ausgezeichnete Literarhistoriker trotz aller grimmiger Verachtung der Philologen — noch der spekulierende Techniker bedient sich eines allgemeinen Satzes als Ausgangspunktes. Sie deduzieren nicht von bestimmten Voraussetzungen aus wie etwa der von Brunetière so hoch verehrte Joseph de Maistre oder der für Wells' Methode bahnbrechende Karl Marx, sondern sie gehen ganz realistisch von bestimmten anerkannten Tatsachen aus und steigen von diesen zu weitergehenden, weitgehenden Schlüssen auf. Es ist ein „wissenschaftliches" Verfahren, in der engeren Bedeutung des Wortes „philosophisches"; es ist eine Anwendung der von der neueren Natur- und Geisteswissenschaft ausgebildeten Methode und kein Ausmalen im Inspirationsstil der Romantik oder Victor Hugos.

Sind nun diese ausgesprochenen Übereinstimmungen schon bedeutsam genug,

so kommen doch noch weitere hinzu, wenn wir zwischen den Zeilen lesen. Denn natürlich kann zumal Brunetière nicht auf alles eingehen, was Wells bespricht, schon weil sein Buch nur der erste Teil einer Reihe sein soll, aber auch weil er sich an das Bedeutende hält wo der Feuilletonist gern auch das Unbedeutende ausführt und sich an einer Schilderung von Kochkunst, Stubenreinigung und Dienstbotenfrage bei unsern Enkeln ergötzt. Zuweilen kommt es doch auch umgekehrt vor, daß Wells' Stellung zu Brunetières Äußerungen sich nur erschließen läßt, doch zumeist mit Sicherheit.

Nicht mit völliger Bestimmtheit kann man behaupten, daß der Pariser die Abneigung des Londoners gegen die modernen Großstädte teilt. Wahrscheinlich aber ist es gewiß, daß auch ihm, dem leidenschaftlich Antimodernen, diese echteste Blüte heutiger Kultur verhaßt und Wells Vorschlag sympathisch sein wird, die Riesenstädte mehr und mehr aufzulösen, so daß nur als Kern eine Geschäftstadt, eine „city", übrig bleibt, um die in riesigen Entfernungen sich die Wohnhäuser gruppieren, mittelst privater Schnellwagen rasch zu erreichen. Solche Verbindung des Charakters von Land und Stadt ist ja gewiß auch die wahrscheinlichste Lösung der brennenden Großstadtfrage und sie würde dem ästhetischen Mißbehagen des einen an dem unpraktischen, dumpfen, staubigen Zufallsprodukt der Massenstadt ebenso sehr behagen, wie den moralischen Bedenken des andern gegen die geistige Luft dieser Mittelpunkte beständiger Neuerungen.

Die typische Großstadt aber ist nicht das ungeheure London, sondern ist Paris und nur durch dies unvergleichliche Werkzeug hat Frankreich seit Ludwig XIV. die europäische Zivilisation mit so unvergleichlicher Kraft beherrscht. Wenn nun die Großstädte aufhören, die alleinigen Sammelherde der geschäftigen Menge und nahezu die einzigen Versammlungsorte der führenden Einzelnen zu sein, wenn ihr Einfluß durch die Beschränkung auf die Funktionen als Warenhaus, Börse und allenfalls noch Theater der Unzähligen, die ganze Landschaften mit ihren Wohnsitzen erfüllen, eingeschränkt wird — kann dann Frankreich auf Europa noch weiter wirken, wie es selbst heut noch wirkt? — Jedenfalls erwartet nicht bloß der Franzose, sondern auch der Engländer von der Zukunft keineswegs eine Abnahme, sondern eher eine Verstärkung des französischen Einflusses. In einer bemerkenswerten Untersuchung erörtert Wells insbesondere die Aussichten der Weltsprachen und es sei unsern Puristen und Sprachchauvinisten dabei ins Album geschrieben, daß er gerade in den überflüssigen Fremdwortverdeutschungen sowie in der Beibehaltung der „deutschen Schrift" ein unüberwindliches Hindernis für den Sieg unserer Sprache und Literatur sieht. Die Weltsprachen würden sich wohl alle behaupten — an ihre Verdrängung durch eine in der Retorte destillierte Universalsprache glaubt dieser nüchterne Praktikus nicht, so wenig ihm Tradition und Vornehmheit imponieren —, aber das Französische werde seiner Brauchbarkeit und — dem Geschick seiner Buchhändler noch große Ausdehnung verdanken. (Über die Überlegenheit des deutschen Buchhandels zeigt sich der Verfasser so wenig unterrichtet, wie z. B. über die Entwickelung unseres Militärwesens:

die Verkehrstruppen, die er als geniale Neuerung fordert, sind bei uns ja längst vorhanden!) Auch sonst scheint er den Franzosen, und nicht den typischen Engländer, für denjenigen Volkstypus zu halten, der dem Zukunftseuropäer am nächsten steht; eine Meinung, die ja wieder Dühring und Nietzsche teilen.

Höchst bedeutsam ist es endlich, daß in beiden Büchern eine weitgehende Geringschätzung der reinen Wissenschaft und ein geringes Interesse an der Kunst hervortritt. Zunächst freilich wird man mindestens das geringe Verständnis für die im eigentlichsten Sinne Zukunft schaffende Kunst den Persönlichkeiten aufs Konto schreiben wollen: schon in ihrem Stil verraten Brunetière wie Wells ein unkünstlerisches Naturell. Aber dies läßt doch bei beiden gewissermaßen Gucklöcher in die Welt edler Kunstfreude offen; der französische Literarhistoriker hat in seinen Kritiken die gute Schule feinen französischen Formverständnisses nie verleugnet, der englische Wegebauer zeigt für die eigentlich erst in unseren Tagen entdeckte, durch Sitte, Bulß, Lichtwark theoretisch geförderte „Ästhetik der Städte" ein offenes Auge. Hierin allein dürfen wir also die Ursache für jene Unterschätzung vor allem der bildenden Kunst nicht suchen, die in unsern Tagen zuerst fast paradox scheint — freilich ohne es zu sein.

Vielmehr ist diese Geringschätzung bei beiden in dem Punkt begründet, den wir an die Spitze stellten. Moralisten sind beide und auf moralische Wirkung kommt es ihnen vor allem an. Deshalb ist ihnen die Kunst gleichgültig, wo sie nicht sittliche Wirkungen unmittelbar ausübt wie die Redekunst eines christlichen Predigers, der ins Gewissen einspricht, der wie die „Verkehrskunst" des Bahnbaumeisters, die „Hauskunst" des Gesundtheitsingenieurs, die die ruhige Behaglichkeit des arbeitenden Menschen erhöhen. Deshalb spricht auch von der „reinen Wissenschaft" nicht nur der Mann der Praxis fast gar nicht, sondern auch der der Theorie mit unverhohlener Abneigung. Und Brunetière ist gewiß hier sachverständig: ein großer Gelehrter, der sogar eins der sichersten Kennzeichen des großen Gelehrten an sich trägt: die Leidenschaft, apodiktisch über Dinge zu urteilen, die er nicht kennt. Der Mann vom ersten Range, der große Forscher, tut das aus Vornehmheit nicht; der kleine Kenner weniger Dinge läßt es aus Vorsicht: der bedeutende Gelehrte, der aber ein Forscher ersten Ranges nicht ist, weiß es sich nicht zu versagen. So erledigt denn auch Brunetière etwa die schwierigsten Probleme der Moralwissenschaft und der Ethnologie im Handumdrehen und dekretiert etwa gegenüber den Behauptungen von der Relativität aller Moral: nirgend habe Mord oder Ehebruch für kein Verbrechen gegolten; wogegen noch heut die Verehrer der Göttin Durga in Indien den Mord oder manche wilden Stämme das gastfreundliche Anbieten der eigenen Frau als Verdienst betrachten! Brunetière aber, auf seinem eigenen Gebiet eine mit Recht anerkannte Autorität, will es überall sein — auch wo er den Ast absägt, auf dem er sitzt. Weil er wirken will, unmittelbar wirken, auf die moralischen Instinkte seiner Nation wirken, darum verachtet er jetzt die „uninteressierte Wissenschaft", deren erfolgreicher Betrieb ihm doch wohl das Ansehen schuf, auf das gestützt er nun weiter bauen will!

Grade hier aber fühlen wir uns an einen Größeren erinnert: an Friedrich Nietzsche. Gewiß befinden unsere beiden Autoren sich zu ihm in heftigem Gegensatz, dem Brunetière Worte (wieder voll geringen Verständnisses) leiht, während Wells, trotz jenem Übermenschentum seiner Staatsrechtlehre, schon durch sein Ideal des gänzlich im „aktiven Leben" aufgehenden Durchschnittseuropäers seinen Abstand von dem tiefsten unserer neuen Propheten beweist. Nur umsomehr aber kann ein Vergleich beider Bücher mit Nietzsches Lehren als Gegenprobe für unsere Behauptung dienen, daß mächtige Tendenzen unserer Zeit sich in diesen Zukunftshoffnungen aussprechen.

Und in der Tat: finden wir da nicht alles wieder — freilich durch den hohen Stil fast zur Unkenntlichkeit verändert? Eine neue Moral will auch der große Immoralist verkünden, eine neue Weltanschauung als Bedingung einer neuen Welt. Der Staat, den er haßt, kehrt verkleidet doch wieder in dem nur organischer gefügten Kunstwerk der neuen Menschheit, deren bestimmte Marschroute auf Ein Ideal (wenigstens in bestimmten Phasen seiner Lehre) eine zentrifugale individualistische Entwickelung verbietet. Über den Gedanken der „Vaterländerei" geht auch seine Sehnsucht zu dem Bild eines neuen „guten Europäers".

Und auch seine, gerade seine Methode ist induktiv und realistisch. Auch seine Sympathien gelten den Franzosen, auch seine Antipathien der modernen Großstadt. Und auch er, der Gelehrte, der Philolog, spottete der „unbefleckten Erkenntnis" und der Philologie insbesondere, und er, der große Künstler, hatte Zeiten, in denen ihm die Kunst nur noch mittelbar, nur als ‚Stimulans' Wert hatte!

Es wäre nicht schwer, auch aus anderen bedeutenden Zeugen unserer Zeit unsere Meinung zu erhärten. Aber wenn drei so grundverschiedene Verkünder wie Wells, Brunetière und Nietzsche übereinstimmen, so sagt das wohl schon genug. Trotz der Zuversichtlichkeit, mit der alle diese Apokalyptiker das Bild des Neuen Jerusalem zeichnen — einer reinlichen, wohlgebauten „Weltstadt"; eines mittelalterlichen, engen klösterlichen Altparis; einer wundersamen Landschaft, in der einsame Weise einer gehorsamen Menge Orakel erteilen — wir zweifeln doch, ob die Zukunft sich wirklich so willig in die Karten schauen läßt. Aber wir glauben, daß die dunkeln und verworrenen Lineamente der Gegenwart sich in diesen Träumen und Wünschen kenntlicher abzeichnen, als in mancher Charakteristik unserer Zeit. Die Reaktion gegen lange mächtig herrschende Tendenzen wagt sich noch nicht selbst recht zu erkennen: der Widerspruch gegen die Objektivität des „naturwissenschaftlichen Jahrhunderts", gegen die Siege des „Zeitalters der Nationalitätsidee", aber auch der Gegensatz zu romantischer Kunstvergötterung und „monistischer" Abstraktion. Aber als Wahrsagung verkleidet wird er sich selbst klar; und „das Kind ist des Mannes Vater"!





Das Wolkenschiff / von Helene Voigt-Diederichs



Bubi Kautsch hat gesagt, sein Schwesterchen hat ihm der Storch gebracht. Aber Ruth will lieber mit dem Wolkenschiff zu tun haben, das vor zwei Jahren den kleinen Niels hergetragen hat und schon viele Abende vorher am Fenster vorbeifuhr um zu sehen, ob das Körbchen fein gerüstet sei. Früh hat dann allemal ein Träubli auf dem Bett gelegen, das bedeutete: alles gefiel ihm und es würde schon noch etwas anderes bringen als Träubli.

Ja, und dann war mit einem Male der kleine Niels da. Jetzt möchte aber Ruth ein Schwesterchen, das soll dann ihr's ganz allein sein, und die beiden Buben können sich untereinander selber behalten.

Alle Abend steht Ruth und beguckt den Himmel. Den schweren Wolken ohne richtigen Anfang und ohne eigentliches Ende, denen traut sie nichts Gutes zu. Auch den großen weißen, wattebauschigen nicht und nicht den streifiglangen, die der Wind auseinander gezogen hat. Aber wenn schon die Sonne weg ist, dann schwimmt manchmal ganz für sich allein eine feine helle Wolke, klein und fest, und Ruth muß schnell laufen und Mutti ans Fenster holen .... ob Mutti nicht auch findet, die Wolke sieht aus wie ein Schwesterchen-Geheimnis?

Mutti nickt und sinnt, und dann sagt sie, es sind aber viele Leute, die gern ein kleines Kind wollen. Da hat das Wolkenschiff tüchtig zu tun und Ruth muß noch ein bißchen geduldig sein. Aber morgen will Mutti an Tante Lotte schreiben, die soll das rote Körbchen wieder schicken. Heineli, dem ist's doch nun zu klein, und wer weiß, was das Wolkenschiff tut, wenn es das Körbchen warten sieht mit der weißen molligen Decke und dem Kopfkissen, das Ruth ganz allein aus Pferdehaar gezupft hat.

Das Körbchen kommt und Ruth hält ängstlich darauf, daß es gleich versteckt wird. Sie will so gern, daß alles Geheimnis bleibt. Bäbbi, den wollen sie am allermeisten überraschen damit. Aber Jürgen soll auch nichts merken. Der sagt's erst der Scheuerfrau, und die Scheuerfrau sagt's Lisett, und dann wissen's bald alle

Leute und das ganze schöne Geheimnis ist hin. Mutti aber findet, sie wollen es doch Jürgen sagen, damit der sich schon mitfreuen kann. Wenn er auch hinläuft und alles weitererzählt, darum glaubt's noch nicht gleich jeder. Denn Jürgen, der weiß und sieht immer schon hundert Dinge, von denen niemand sonst gehört hat.

Zögernd gibt Ruth nach unter der Bedingung, daß sie's ihm selber sagen darf. Abends als sie ihn allein weiß in der Kinderstube, geht sie zu ihm hinein und fragt:

„Wenn nun aber das Wolkenschiff kommt mit dem Schwesterchen ....?"

Sie hat eigentlich ätsch dahinter sagen wollen, um Jürgen ein bißchen zu ärgern mit dem, was sie weiß und er nicht weiß. Aber es ist so was Sonderbares, man kann nach Wolkenschiff nicht gut ätsch sagen .....

Jürgen ist eben daran, das zerbrochene Schiebkarrenrad zu kleben, wozu er sich den Leim vom feuchten Mündchen holt. Er wischt die Finger an der Lederschürze, starrt Ruth mit offenen Augen an und seine kleine Seele ist gleich da, wo Ruth sie hat hinhaben wollen. Aber dann schämt er sich dessen, schnaubt durch die Nase und sagt geringschätzig: „och — was du denkst", klebt und spuckt weiter und will von niemand mehr was wissen.

Ruth ist halb zufrieden und halb enttäuscht, daß alles so glimpflich ablief. Sie darf nun mit Mutti auf den Boden steigen, wo die ganz kleinen Kindersachen liegen — Hemdchen so winzig, daß sie sicher Puppe Grethje passen, Lätzchen mit Bändern, die Bäbbi schon um hatte als er vom Wolkenschiff kam, geblümte Kleidchen und gestreifte Wolltücher.

Ruth schaut besinnlich zu, reicht Mutti hin und nimmt Mutti ab, möchte was fragen und weiß nicht was. Schließlich setzt sie sich auf die Mottenkiste, läßt die Fingerchen übereinander klettern und denkt darüber nach, was wohl wäre, wenn die kleinen Kinder und die kleinen Tiere keine Mutter hätten.

„Von allen Kindern das erste, wem hat das Wolkenschiff denn das gebracht?" sagt sie langsam und wartet mit gänzlich verdrehten Händchen auf Antwort. Mutti kramt zwischen den weißen Sachen und dabei erzählt sie Ruth vom ersten Menschen, den der liebe Gott aus Erde geknetet und dann lebendig geküßt hat.

„Hat er denn nicht seinen Mund schmutzig gemacht an der alten Erde?" Ruth wischt sich über die Lippen. Aus Erde lebendig küssen. Ob denn Onkel Weiwei das auch kann mit seinen weißen Steinmenschen? Mutti wird's wohl nicht so genau wissen. „Vielleicht nicht geküßt, vielleicht gebrütet, Mutti?"

Aber Mutti meint doch, daß es richtig ist, was sie gesagt hat. Denn was man lieb hat, das kann man auch lebendig machen: wenn Ruth nicht gut ist mit ihrer Puppe, dann liegt sie tot wie ein Stück Ofenholz, aber wird sie gebadet und gewärmt, gleich ist sie ein lebendiger kleiner Mensch ...... ja, ja und Ruth nickt mit schimmernden Augen. Und nun bekommt sie den ganzen kleinen Hemdhaufen auf den Arm. Den darf sie unten auf den Nähtisch legen und dann kommen und mehr holen.

„O doll bis Himmel!" sagt Ninn und spreizt ächzend die Arme, als er ins Zimmer kommt und alles liegen sieht. „Wen d'n? Ist das mir?"

Ruth plinkt Mutti zu, daß die nur nicht so dumm ist und was verrät. „Ja, ja," sagt sie. „Ninn, alles Dir. Alles hübsch machen für Ninn." Damit breitet sie Ärmchen und Schürze über den Haufen und redet Ninn eifrig vor vom Pferd Ida, das in der Kinderstube wartet. Es hat gewiß Leibweh und braucht ein Tuch, und die Häschen wollen Wasser, und in dem Zahnputzbecher, da ist sicher noch was drin ....

Pferd Ida. Niels merkt die List. Pferd Ida wird immer gesagt, wenn er weggehen soll. Und wo er weggehen soll, ist sicher was Schönes. Aber er geht nicht.

„Wasser?" ermuntert Ruth noch einmal mit hetzender Geberde, „sonst hol ich's.." „Nein ich," schreit Ninn. Wasser ist naß, Wasser tropft, mit Wasser muß man so viel lachen. Wasser ist wie ein kleines Tier, bös und drollig — — — — Niels rennt, den Becher zu suchen.

Unterdes kommt Jürgen und erwartet, daß Ruth noch einmal vom Schwesterchen anfängt, an das er beim Schiebkarrenrad immerfort mit leiser Auflehnung hat denken müssen.

„Ist ja gar nicht wahr, was du denkst," sagt er, als Ruth sich gar nicht um ihn kümmert, steht auf einem Bein und schwenkt herausfordernd den losen Fuß hin und her.

Als auch das nicht hilft, kommt er vollends an den Tisch, stößt an den kleinen Hemdhaufen, freut sich, daß er wackelt und will dann so nebenbei wissen:

„Wohl für's Schwesterchen?"

„Ja," sagt Mutti, „möchtest Du wohl so ein Kleines, Liebes, ganz Süßes?"

„Och," sagt Jürgen verklärt, „das nehme ich dann mit in die Humb'dtstraße, und wenn böse Öjungens kommen, hau ich sie — — was Du denkst!"

Alles was Jürgen nicht mag, ist ein Ö. Der wurmige Apfel und der große Straßenjunge mit den roten Strümpfen, nachts der Schatten von der Waschkanne und der Riß in der Wand hinter Bäbbis Schreibtisch, den man immer ansehen muß, wenn man allein in der Stube ist. Und war das vielleicht kein Ö, das ihn jagte neulich als er sich Kartoffeln holte vom Feld?

Jürgen schielt noch eine Weile auf das Ö. Aber dann wird er sehr zärtlich mit dem Wäschehäufchen, legt seine Wange dran, rennt, Bruder Ninn zu holen und erklärt ihm mit Augen, als ob sie um das Herz der Welt wüßten, was die kleinen Sachen zu bedeuten haben. Auch von dem Öjungen reden sie dann, der das Schwesterchen mit Steinen werfen will. Ätsch, den wollen sie kaputt schneiden und lauter kleine Hühner daraus machen, und die Hühner sollen alle Tage ein Ei legen, was du denkst, doll bis Himmel. Und dann stürzen beide in die Kinderstube, nach den kleinen bunten Putthühnern von Katerlies zu suchen, die vielleicht Eier gelegt haben in der Nacht. —

Wenn von den kleinen Kastanienbäumen im Garten alle Blätter abgefallen

sind, dann wird wohl das Wolkenschiff kommen, hat Mutti gesagt. Ruth steht oft am Fenster und hofft, daß ein großer kalter Wind bläst, damit endlich keine Blätter mehr da sind. Aber es dauert zu lange und als sie dann hört, daß Torio, der drüben in dem Haus mit den blauen Balken wohnt, ein Schwesterchen bekommen hat, da ist es ihr ganz klar, daß das Wolkenschiff falsch gefahren ist, und bitterlich lächelnd erwägt sie, ob es denn überhaupt so was Feines sei, ein kleines Schwesterchen zu haben.

Jürgen wartet wie Ruth, daß die Bäume leer werden sollen, und als es gar zu langsam geht, hilft er ein bißchen nach, stemmt sich rüttelnd an die Bäumchen, und rauft sich mit allem kleinen Gesträuch im Garten. Weithin hört man ihn schelten und lachen. Als alles kahl ist, kommt er und verlangt durchaus das Wolkenschiff, Mutti hat's doch versprochen, und beruhigt sich erst bei dem Vorschlag, eine Perlenkette aufzuziehen und ans Körbchen zu hängen, damit Schwesterchen gleich was hat, worüber sichs freuen kann. Das leuchtet ihm ein. Er braucht einen lila Seidenfaden und nicht die großen leichten, sondern die ganz kleinen grünen Perlen, die eigentlich viel zu schwer sind zum Aufziehen. Und er sitzt den ganzen Nachmittag, faßt Perle um Perle mit seinen kleinen Fingerlein, die sich so sehr biegen können, und beugt sich ruckweis der Tischplatte entgegen, solange bis er mit der Nase daran stößt. Dann erschrickt er, blickt erwachend auf und schiebt die schwere Locke von der Schläfe, hält irgend jemand, der nicht da ist, die Kette entgegen, — ätsch, wie die schon lang ist — und bückt sich ein ganz klein wenig, der nächsten Perle entgegen.

Abends bevor er ausgezogen wird, hängt er seine Kette auf und läßt lammfromm und befriedigt sich ins Bett bringen.

Ruth aber ist aufgeregt. Wenn nun das Schwesterchen käme in der Nacht, dann will es Jürgen gewiß etwas mehr gehören als ihr. . . . . . Sie springt von der Abendsuppe auf, rennt an Muttis Tisch, nimmt eine Stopfnadel und den dicksten Zwirn, der zur Hand ist, und näht und knotet zusammen, ein grausam stacheliges Ungeheuer, aus Haken, Klammernadeln, Knöpfen und Pappschnitzeln. Das bindet sie ans Körbchen, findet es sehr hübsch, gibt Jürgen einen Kuß und sagt: „Beide Kinder haben was hingehängt — — Schwesterchen wird sich sehr freuen . . . . ."

Als Jürgen früh aufwacht, springt er gleich ans Körbchen, hebt die Decke und als er nichts findet, wühlt er auch am Fußende. „Noch immer nichts drin, was Du denkst" knurrt er verächtlich, zieht ab und kneift Ruth in den nackten Fuß, der weit zum Bett heraushängt.

„Au," schreit Ruth und schlägt um sich wie ein Pudel, der ins Wasser gefallen ist. Ihr Schlaf ist ihr heilig — trotzdem wird sie sofort still, richtet sich auf und ist mit drei Schritten am Körbchen. Ihr Gesichtchen, das erwartungsvoll aufschimmerte, erkältet sich wieder. Mürrisch steigt sie ins Bett zurück und das gekniffene Bein fängt an schrecklich weh zu tun.

Wenn das nicht geholfen hat, das mit den Ketten, was soll dann überhaupt noch helfen.

Mutti sagt, wenn man sehr auf etwas wartet, muß man es schnell vergessen, dann ist es mit einem Male da. Ruth greift nach ihren Puppen, aber heute mag sie nur den nackten kleinen Badeengel. Bestürzt legt sie ihn hin und fängt an, Leitern und Pumpen an die Wandtafel zu malen. Aber als sie's zum Schluß beguckt, sieht die Pumpe aus wie ein kleines Kind und die Leiter wie ein Windelständer. Sie betrachtet die müde Stubenfliege am Fenster und grübelt, was sie wohl denkt, wenn ein Frosch sie jetzt beißt mit seinen spitzen Zähnen. Und dann ist sie schon wieder dabei, was das nur ist, daß die kleinen Kinder schon fertig sind und ihre Zähne noch nicht...... Aber genützt hat's doch, daß Ruth sich so viel Mühe gab mit dem Vergessen. Als sie am anderen Morgen aufwacht, sagt Bäbbi, heute sollen alle Kinder in die Eßstube gehen, und dort Kaffee trinken. Die Buben toben vor Freude, aber Ruth merkt gleich, daß irgend etwas anders ist als sonst. Sie sagt nichts und fragt nichts, aber als sie an ihrem Milchbecher sitzt und Bäbbi kommt und erzählt, das Wolkenschiff war da und hat ein Brüderchen gebracht, da nickt sie ohne Überraschung vor sich hin. Sie hat sichs gleich gedacht, und am Fenster, da hat so was geruschelt in der Nacht, niemand hat's gehört als sie allein......

Später sollen sie alle das Brüderchen sehen. Ruth bürstet ihr Haar und bindet sich heimlich das Sonntagszopfband um, zieht den Buben die Strümpfe hoch und Hänschen, der Kanarienvogel, bekommt frischen Sand.

Das alles nimmt sie sehr in Anspruch und sie merkt gar nicht, daß Mutti nicht da ist. Als ihr's endlich auffällt, tröstet sie sich. Mutti liegt wohl im Bett, damals bei Niels war das auch so. Das Wolkenschiff kommt wohl immer erst, wenn die Mutter etwas krank ist, damit sie dann auch wirklich da ist, denn was sollte das kleine Kind wohl anfangen, wenn grad mal die Mutter ausgegangen wär?

Das ist ein unruhiger Vormittag mit viel Getrippel und Getrappel und immer wieder heißt es: die Kinder sollen still sein. Eine fremde Frau ist im Hause, und in der Schlafstube, da quäkt etwas so mählich, wie die kleine Fellziege, wenn man sie am Kopf dreht.

Endlich macht Bäbbi die Tür auf und sagt: die Kinder dürfen mitkommen, ganz ganz leise. Alle drei antworten mit einem Jubelschrei, Ruth setzt Puppe Lett, die frisch gekämmte, auf die flache Hand, Jürgen schwankt zwischen Häschen, Tanzbär und Mundharmonika und nimmt schließlich alle drei zum Zugucken mit in die Schürze. Niels zottelt das Kasperle am Bein hinter sich her — so gehts davon, halb wild, halb feierlich, ungeschickt laut, weils leise sein soll.

Die gelben Fenstervorhänge in der Schlafstube sind zusammengezogen und man muß erst etwas warten, bis man richtig sehen kann. Dann aber ist's auch mit einem Male hell.

Mutti liegt ganz still und neben ihr ein kleiner Kopf und beißt mit der Nase, Jürgen wird gleich bös, er soll Mutti nicht beißen.

Alle drei Kinder stehen mit gereckten Hälschen, gucken und wundern sich und die Buben fangen schüchtern an, das kleine Gesicht zu befühlen. Allmählich werden

sie zutraulicher, heben die kleinen Ärmchen, suchen obs zwei Ohren hat und erschrecken, wenn sich das winzige Mäulchen verzieht.

„Schwesterchen, bist Du da?" fragt Jürgen mit hoher, zärtlich quiekender Stimme und hebt das Häschen, daß es sich mitfreut.

„Ist doch ein Brüderchen," sagt Ruth. Nach der ersten Enttäuschung findet sie es ganz nett so: Eine Schwester und drei Brüder, besonders daß sie die eine Schwester ist. Sie muß sich erst langsam in all das Neue hineinfühlen, steht mit weiten Augen, wird innerlich wunderlich dünn und leicht und möchte irgend etwas in sich ausgebreitet irgendwo hin legen.

Jürgen schilt schon wieder eifersüchtig auf das Brüderchen, das nicht immer bei Mutti sein soll. Er beruhigt sich erst, nachdem es ins rote Körbchen gelegt ist, und als dann Mutti die Kinder zu sich ruft, steht er noch einen Augenblick abgewandt und versucht, ob sein Finger in Brüderleins Nase paßt.

Niels, der vorhin das Körbchen leer sah und nun was drin, denkt das ist das zweite Brüderlein und setzt ihm erfreut sein Kasperle aufs Deckbett. Dann aber findet er das erste nicht mehr, trappelt hin und her und klagt bis zu Tränen um das ander Brüderla. Ruth tröstet: „Ninn, nit weinen," zeigt ihm den Blumentopf auf Muttis Tisch mit all den rotgoldenen Knospen, Jürgen kommt auch dazu und dann fangen die beiden Buben zu zählen an: eins, elf, sechs. Aber die Finger geraten an einander und mit ihnen die Buben, Ruth vermittelt, aber da heißt es schon, alle Kinder sollen lieber hinausgehen. Ruth ist betrübt, sie war's nicht mit, Niels verlangt mit Wehgewimmer nach seinem ander Brüderla, Jürgen sagt: „Ninn hat angefangen," kriecht unters Bett und als Bäbbi ihn mahnt, beharrt er: „Hier ist doch meine Kinderstube," und will so leise sein, viel leiser als die alten Draußenvögel, die immer so laut piep sagen.... dann aber soll er nachsehen, ob nicht vielleicht das Wolkenschiff was Schönes im Garten hat fallen lassen. Das leuchtet auch Ruth ein, und wenn sie zwei Teile findet, bekommt ein Teil Niels und das andere will sie aufheben für Hans Peter Rupprecht.

„Hands-Peter-Ruppecht," sagt Niels, ohne anzustoßen, aber mit knacksender Zunge.

Nun wird es still im Zimmer. Das kleine Kind blinzelt noch ein Weilchen, dann schließen sich die schmalen Augen, die geballten Finger erschlaffen und die tiefe Furche über der Nase wird glatt.

Als es ganz fest schläft, reckt sich sacht vom Deckbett das Kasperle und betrachtet es lange. Der große Mund lacht bis in die Halskrause hinein und die Augen lachen auch, aber wenn man genau hinsieht, könnte man fast meinen, daß in jedem Nasenwinkel eine melancholische Träne säße — — besonders wenn ein Grund dazu da wäre, und wenn eben ein Kasperle überhaupt weinen könnte.

Franz Overbeck/ Erinnerungen an Friedrich Nietzsche



n seiner Freundschaft mit Nietzsche hat Overbeck den höchsten Inhalt seines Lebens empfunden und sich auf sein Alter hin Rechenschaft über „das Problem Nietzsche" wie er das nannte, zu geben versucht. Dabei stellte sich ein ihm schmerzlicher Widerstreit heraus zwischen dem Liebeswunsche, alles am Freunde rückhaltlos zu bejahen, und den abkühlenden Vorbehalten des geborenen und berufenen Kritikers, der er selber anerkanntermaßen gewesen ist. Außerdem wurzelte Overbecks Verhältnis zu Nietzsche in dem intimen Zusammenleben der siebziger Jahre, da in Nietzsche noch weniger der „Werksetzer" als der unbarmherzig „Unzeitgemäße" zur Wirkung gelangte. So hat denn Overbeck nur den Skeptiker und Luftreiniger an Nietzsche vollauf gelten lassen, jedoch von seinem trotz alledem nicht spärlich vorhandenen Glauben an Nietzsches Schöpferkraft die Zweifel nie völlig zu scheuchen vermocht. Das hat ihn vornehmlich davon abgehalten, sich bei Lebzeiten über Nietzsche selber noch öffentlich zu äußern. Er machte geltend: „Nietzsche war mein Freund; da darf man mir nicht zumuten, über ihn zu Gericht zu sitzen." Aber mit sich selbst, am Schreibtische, hat er sich über Nietzsche unterhalten. Es kam zu unwillkürlichen Äußerungen des Bedürfnisses, in dem wachsenden Sturm des Ruhmes und der Befehdung Nietzsche, wie er ihn kannte und erlebt hatte, *seinen* Nietzsche, den er liebte, unverwandt vor Augen zu haben. Erst als wir ihn darauf aufmerksam machten, er dürfe sein Urteil über den Freund uns nicht vorenthalten, verstand er sich zu der Erlaubnis, nach seinem Tode die Selbstgespräche auch zu Andern reden zu lassen.

Carl Albr. Bernoulli



ietzsche war kein im eigentlichen Sinne großer Mensch. Kein einziges seiner Talente, so reich begabt er war, sicherte ihm an sich die Größe. Es sei denn das ungewöhnlichste dieser Talente, die Gabe der Seelenanalyse, die ihm denn auch selbst, da er sie vornehmlich an sich übte, so tödlich gefährlich wurde und ihn „entseelte", lange ehe er starb. Selbst die Willensstärke war bei ihm nicht zu den exzessiven Dimensionen entwickelt, welche das Grunderfordernis natürlicher menschlicher Größe ist. Denn sich selbst zu behaupten und durchzusetzen, war ihm keineswegs überall leicht, und er hat vielleicht den „Willen zur Macht" mit solcher Beredsamkeit zum Ideal entwickelt, wie es nur einem möglich war, dem dieses Ideal so sehr als solches vorschwebte und in ihm selbst nicht eigentlich Fleisch geworden war. Was ihn aber wirklich beherrschte und inne hatte, war das *Bestreben nach Größe*, der Ehrgeiz im Wettkampf des Lebens (worin er von mir so verschieden und vor mir so ausgezeichnet war) und mit diesem Bestreben als Stachel in sich hat er in der Tat auch den Willen in sich zu einer Gewalt entwickelt, die ihn schon für sich jedenfalls über

menschlichen Durchschnitt erhob. Dennoch liegt für mich, der ich ihn doch so innig liebe und zu lieben wohl nie aufhören werde, wenn ich auch zu dieser Empfindung nicht schon am ersten Tage unserer Begegnung gelangt bin, Anlaß zur Frage vor, ob er nicht schließlich lediglich das Produkt der Gewaltsamkeit, mit der er sich behandelte, gewesen ist. Er hatte mich schon ganz für sich „eingenommen", als ich eines Tages wieder auf die Elementarfrage zurückgeschleudert wurde, bei der, wie ich vermute, viele mit ihm angefangen haben, sei es im persönlichen Verkehr oder in dem mit seinen Schriften. Bald nach Erscheinen seiner „Geburt der Tragödie" hatte ein schon recht ältliches und halb wahnsinnig schon aussehendes Frauenzimmer aus Holstein, Frau R. N. ihm anfangs in Briefen und durch Übersendung symbolischer Photographien, unter anderem eines Laokoonkopfes, mit einer Verfolgung zuzusetzen begonnen, die sich freilich schon von vornherein unheimlich genug anließ. Doch hatte es erst ihres persönlichen Erscheinens bei Nietzsche bedurft, um ihm einen unüberwindlichen Schrecken vor dieser Adeptin einzujagen, und ihn unter anderem endlich zu veranlassen, einen ihrer Besuche mit meiner Einwilligung, auf meinem Zimmer — es war an einem November- oder Dezembertage 1873 und noch die Zeit, da wir im selben Hause wohnten — und in meiner Gegenwart zu empfangen. Welche durch Unverhältnismäßigkeit ihrer Gewaltsamkeit lächerliche Szene führte Nietzsche da auf! Sie spielte sich fast ohne Worte in lauter mehr oder weniger grandiosen Gebärden ab, und schloß damit, daß Frau N. natürlich nicht von mir, — ich war stumm, nicht nur mit der Zunge — buchstäblich der Stuhl vor die Tür des Zimmers gestellt wurde. Die Frage, ob sich nicht eine Theaterszene vor mir abgespielt habe, lag mir nicht fern genug, um ganz auszubleiben, doch warf sie mich für den Moment sozusagen aus allen Himmeln meiner für Nietzsche schon gefaßten Gefühle heraus. So starken Eindrücken sofort Worte zu leihen, ist mir aber durchaus nicht gegeben, sie sind zunächst der Verarbeitung in mir besonders sicher. Das Resultat war denn auch in diesem Falle, daß ich den Eindruck überwand, und als nun nach wenigen Tagen Frau N. sich, trotz allem, was geschehen war, wieder meldete, entschloß ich mich, gegen ihn, wieder für meinen guten Freund einzutreten. Da ich hier lediglich aus dem Gedächtnis erzählen muß, kann ich auch die Art, wie jene abermalige Meldung geschehen ist, nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Schlug Frau N. Nietzschen eine neue Zusammenkunft in der Wohnung des Universitätspedells vor, oder rief sie selbst meine Vermittlung an und bin ich es gewesen, dem sie besagten Vorschlag machte — was mir, ungeachtet des Mangels jedes mir noch zurückgebliebenen schriftlichen Zeugnisses dafür, fast das Wahrscheinlichere ist — kurz, ich erschien im Pedellzimmer, um Nietzsche von der ihn nun arg plagenden Sache endgültig zu befreien und hatte mit der widrigen Exekution wenigstens Erfolg.

Aber dieser schon früh in der Zeit meiner Freundschaft mit Nietzsche sich einstellende Anlaß, seine „Echtheit" in Frage zu stellen, blieb nicht der einzige. Der nächste, der mich hart auf die Probe stellte, war sein Verhältnis zu Fräulein Lou Salomé, weniger der aus nächster Nähe miterlebte Anfang dieses Verhält-

nisses im Frühjahr 1882, als das baldige und jähe Ende, welches es noch vor Schluß dieses Jahres fand, besonders nach dem nachträglichen und entsprechend unvollkommenen Einblick, den ich in dieses Ende bei meinem Besuch Nietzsches in Schuls bei Tarasp im Unterengadin im August 1883 erhielt, wo ich Nietzsche sich mit Gedanken an ein Duell mit Rée herumschlagend und im Zustand halb rasender Aufgebrachtheit gegen Frl. Salomé traf. Dazu kamen die schrecklichen Eindrücke, die ich im Januar 1889 in Turin hatte, als Nietzsche sich selbst nicht mehr im Zügel hatte und sich nun ungemeistert vor mir alles Wilde und Leidenschaftliche, was in ihm steckte, enthüllte, das nun über ihn Herr geworden war.

Dennoch und alledem zum Trotz, so sehr es mir Bedenken neben anderem auch darüber zurückgelassen hat, ob Nietzsche wirklich ein großer Mensch sein mag, was ich am allerwenigsten bezweifeln kann, ist die Echtheit des Menschentums, das er darstellte. Er war alles eher als ein Schauspieler, so sehr es bisweilen darnach ausgesehen hat und was in ihm sich dargestellt hat, ist vor allem erlebt worden. Nietzsche hat sich allerdings sehr „theatralisch" entwickelt. Mit sich selbst spielend, hat er sozusagen eine Kulisse nach der andern aus seinem Dekorationsmagazin hervorgezogen, bis das ganze Schaustück dastand. Das kann aus seinem Nachlaß jetzt jedermann erfahren. Wer ihm so nahe stand wie ich, konnte es „erleben"; das aber ist eben nicht leicht gewesen, und ich selbst bin als Zuschauer beim Schauspiel gar manchesmal deroutiert worden und gestolpert und habe nicht wenig Gelassenheit und Mühsal daran gewendet, um mich im Freundesglauben an Nietzsche zu behaupten. Es ist mir immer wieder im einzelnen gelungen, — den widrigen Erlebnissen folgten entgegengesetzte immer wieder zu dicht auf dem Fuße, — so daß ich nun doch auch im großen nichts als Freude davon habe, wie ich ihn zwar nicht „verstehe" — was aus mir nicht wohl angeht, — aber doch wirklich „erlebt" habe. Er ist ein Phänomen, vor dem ich mich immer wieder gebeugt habe und vor dem so getan zu haben ich auch heute nicht bedauere. Ich sage absichtlich „gebeugt" — denn mich über ihn zu erheben, gerade diese Abgeschmacktheit hat mir stets unendlich fern gelegen, nur daß ich sie nun auch als Abgeschmacktheit besser verstehe. Es hätte mein Verhältnis zu Nietzsche heillos verwickelt und mich selbst nur in heillose Verwirrung gestürzt, wenn ich ihr jemals erlegen wäre. Gerade in diesem Stück waren aber Nietzsche und ich Antipoden: er hat bis zum Extravaganten auf sich gehalten, ich habe es mit mir stets entgegengesetzt getan, und eben damit denke ich am allerwenigsten mich moralisch über ihn zu erheben. Ich glaube hier nur der glücklichere Mensch gewesen zu sein, gewiß nicht der bessere oder höhere.

Nietzsche war wenn nicht in allen so doch in vielen seiner Lebensgewohnheiten, insbesondere den sogenannt „täglichen" der „rangierteste" Mensch, den ich je gekannt habe. Diese „Rangiertheit" blickt besonders kräftig noch durch aus seiner Lebensführung in den Tagen, in denen er von sich als einem „fugitivus errans" redete und in welchen sie sich in gewissen Trümmern mit um so merkwürdigerer Zähigkeit behauptete. Allerdings habe ich aus diesen letzteren Tagen nur Ein-

drücke der Ferne, fast nur solche, die sich auf Briefe gründen. Doch glaube ich auch aus diesen mit einer ziemlichen Zuversicht urteilen zu können und wäre es nur um ihrer großen Menge willen. Er hatte, wiewohl „Immoralist“ ungewöhnlich und merkwürdig viel vom „Muster“menschen. — An Nietzsche wird immer besonders bewundernswert sein die heroische Art, wie er seine Frühreife überwunden hat. Er hat darum nicht vorzeitig aufgehört zu wachsen. Das ging natürlich nicht ohne Gewaltsamkeit an, aber es ist nicht jedermanns Sache, Gewaltsamkeit gegen sich selbst zu üben. — Nietzsche fehlte es durchaus nicht an aggressivem Wesen. Nur kehrte es sich bei ihm, sich selbst etwa ausgenommen, nie gegen Personen, sondern stets gegen Dinge oder Ideen und auch seine „Morosität“ entbehrte noch eines gewissen heiteren Habitus nicht. Immerhin gebe ich zu, daß insbesondere auch der Verkehr Nietzsches mit Männern es ist, der bei ihm am meisten den Schein des Unmännlichen hatte. Er wich Männern eher geradezu aus als daß er sie geschont hätte. Doch auch hier möchte ich beim besagten Scheine bleiben. — Nietzsche schreibt von sich: „Ich muß ein Engel sein, wenn ich leben will: ihr habt nicht so harte Bedingungen.“ (XII. 224.) Nietzsche hatte, so wie ich ihn kennen gelernt habe, manche wenig „engelhafte“ Eigenschaften. Und doch zweifle ich nicht im geringsten, daß an dem eben zitierten Ausspruch über sich selbst etwas ist. — Als seine „stärkste Eigenschaft“ schätzte Nietzsche selbst „die Selbstüberwindung“ (XII. 221). Er besaß sie bisweilen nicht mehr als sonst jemand, und doch im ganzen wirklich in ganz erstaunlichem Grade. — Nietzsche hatte alle ungewöhnlichen, für jeden ihm nahegestellten Genossen verwöhnenden Reize eines Menschen, der beständig in einer Atmosphäre von Geist lebt. — Nietzsches Vornehmheit wird oft an ihm besonders gerühmt, und ich denke gewiß nicht daran, ihm diese Eigenschaft abzusprechen. Dennoch bekenne ich als sein Freund und aus meinen Freundschaftseindrücken unbedenklich, daß neben ihr die Affektation des Vornehmen eine der schwächsten, bedenklichsten Eigentümlichkeiten war. — Nietzsche lachte gern einmal. Nietzsches Schriften, der Zarathustra zumal, bekunden eine Fülle von Humor. Und doch steckt in Nietzsches „Humorlosigkeit“ etwas Richtiges. Nur war es nicht der Humor der Nietzsche fehlte, wohl aber die Fähigkeit oder doch Leichtigkeit, ihm Leben zu verleihen und ihn, unwiderstehlich von seiner Wahrhaftigkeit überzeugend, aus sich heraus zu setzen. Denn das setzt die Gabe, sich selbst zu vergessen und „gehen zu lassen“ unter allen Umständen voraus, keine besaß aber Nietzsche weniger als sie. Doch wer in jahrelangem, täglichem Verkehr mit dem noch nicht „überspannten“ Nietzsche ihn zu beobachten oder vielmehr sich seiner zu erfreuen Gelegenheit gehabt hat wie ich, von dem begriffe ich kaum, wie er noch dazu käme, sich zu fragen, ob Nietzsche Humor, viel und echten Humor, besaß oder nicht. Denn so schwer es Nietzsche stets gewesen sein mag, sich „gehen zu lassen“, damals als ich ihn kennen lernte, hatte er noch manche Stunde der Art, die seinem Humor das Tor zum Licht und zum Leben weit öffnete und in der man sich mit ihm so gut zu unterhalten vermochte, wie es nur in der lustigsten Zechgesellschaft geschehen mag, wobei der Alkohol fast nie im Spiele beim

Gelage war. Später wird es für mich wohl so gestanden haben, daß der Humor, den Nietzsche in sich hatte, wenn überhaupt noch, nur in dem trüben Trümmerstücke sich zeigte, den man „grimmen Humor" zu nennen pflegt. — Conrad Ferdinand Meyer läßt Fr. Kögel in einem mit ihm am 1. Oktober 1890 gehabten Gespräche sagen, er (Meyer) habe die Eigenschaft, „die Menschen, mit denen ich umgehe, nicht besser zu sehen, als sie sind, sondern schlechter. Ich sehe in scharfen Zügen ihr Profil, ihr Skelett." Das wäre ein merkwürdiger Unterschied von Nietzsche, der vielmehr die entgegengesetzte, viel, viel seltenere Eigenschaft hatte, seine Umgebung zu idealisieren, mit allem wechselndem Glücke, das man eben beim Idealisieren erlebt.

Überaus charakteristisch für Nietzsches Art, Menschen und Bücher zu kennen, insbesondere ungefähr nichts davon zu wissen und doch ihren Wert richtig zu empfinden, ist Nietzsches Brief an Fuchs (im „Kunstwart", 1900 2. Oktoberheft)! Daß er Fuchsens „Zukunft des musikalischen Vortrags" nicht gelesen hat, sagt er selbst geradezu, aber auf Umwegen gibt es sein Brief in seiner Weise noch viel deutlicher zu erkennen und zu verstehen. Nietzsche hat die „Hefte" nicht gelesen, nicht nur, weil es seine Augen ihm verboten, sondern auch, weil er vor den nicht gelesenen Heften sofort auch mit seinen eigenen alten rhythmischen Studien erfüllt war. Mit der Erinnerung daran ist er auch sofort gegen Fuchsens Gedanken verschlossen, so daß er diese, obwohl er sie begeistert begrüßt, geradezu ablehnt. Wie konnte er nun „begeistert begrüßen" und „ablehnen", jedes für sich und beides zugleich, was er nicht kannte? Er konnte es eben, und beweist es mir mit unvergleichlicher Beredsamkeit mit seinem Brief. Er gibt zweifellos damit Fuchs „eine Lektion", aber, wie ist diese Lektion ermunternd! Hat das aber auch nur der Adressat des Briefes verstanden? Sein Vermögen dazu ist mir nicht im mindesten zweifelhaft. Auf jeden Fall frage ich mich aber, was mit der Publikation solcher Briefe das große Publikum soll, die selbst die in ursprünglichster Beziehung dazu stehenden Personen kaum verstehen können, jedenfalls nur stets „zwischen den Zeilen" lesend, wie Nietzsche selbst las, mit der ihm so eigentümlichen „Menschenkenntnis" las?

Was seine Genialität im höchsten Sinne betrifft, so hat Nietzsche an sie selbst oder, kurz gesagt, an sich selbst nicht geglaubt. Ich habe darüber in meinem vertraulichen Verkehr mit ihm als Freund zu eindringliche Selbstbekenntnisse vernommen — wenigstens in den Jahren, bevor er mit den höchsten Ansprüchen, die er an sich machte, an die Öffentlichkeit getreten war, — als daß mir die späteren äußersten Extravaganzen seines Selbstbewußtseins nicht weit mehr als Zeugnisse jenes Zweifels aufs Herz gefallen wären, denn als Zeugnisse sich meldenden Wahnsinns, wie sie gemeinhin aufgefaßt werden mögen, seit das Publikum in der Lage ist, von diesem Ende Nietzsches aus überhaupt über ihn zurück- und wegzublicken. Auch jetzt gelten sie mir, als was sie mir beim ersten Anblick gegolten haben. Nietzsches Ausgang ist keineswegs, wie seine Gegner meinen mögen, ein Argument gegen seine geniale Begabung, wenn auch vielleicht für die Schranken dieser Begabung. Tragisch scheint mir an dieser nämlich allerdings ihre Einseitigkeit.

Nietzsche war ein Genie, aber das Geniale an ihm lag in seiner Begabung als Kritiker. Dieser genialen kritischen Begabung hat er aber die gefährlichste Anwendung gegeben, nämlich auf sich, und damit in wahrhaft letaler Weise gegen sich. Wer einer so genialen kritischen Begabung mit solcher Ausschließlichkeit und Energie sich selbst zum Gegenstand gab, wie er, mußte in Wahnsinn und in Selbstzerstörung enden. Ihm fehlte, was Menschen wie Goethe und Schiller in ihrem großartigen „Bemühen um Veredelung der eigenen Persönlichkeit" aufrecht erhalten hat, die gewaltige Begabung auch als Künstler. Ich meine, daß Nietzsche selbst in den herzbrechenden Selbstbekenntnissen, die ich ihn in einer Dämmerstunde des Jahres 1873, als wir uns auf dem Sofa meines Zimmers unterhielten, ablegen hörte, nichts anderes im Sinne gehabt hat. Redete er auch damals nicht so deutlich und insbesondere ohne andere als sich zu nennen. Nietzsches Künstlerbegabung ist eine zu beschränkt rhetorische gewesen. Auch das sagte er damals nicht mit Worten, aber so deute ich mir seine damals kundgegebene Verzweiflung an sich selbst überhaupt.

Den Selbstmord hat Nietzsche als den „vernünftigen Tod" idealisiert und ihm in diesem Sinne die höchste Anerkennung in der Moral der Zukunft zugesichert (der Wanderer und sein Schatten. Aph. 185). Und auch unter dem Eindruck solcher Aussprüche von ihm, dergleichen ich mehr als einmal von ihm hörte und die ihm aus seiner Beschäftigung mit der antiken Welt wie von selbst zuflossen, habe ich selbst oft genug an den Selbstmord als das ihm beschiedene Ende gedacht, sogar mit immer sich steigernder Überzeugung mindestens bis zum Winter, in welchem Wagner starb, wo Nietzsches Briefe in mir die äußersten Besorgnisse in dieser Hinsicht erregten, fast nie an Wahnsinn, oder jedenfalls erst sehr spät, kurz vor der Katastrophe. Sein Wahnsinn, dessen Ausbruch niemand aus gleicher Nähe wie ich erlebt hat, ist, meiner ursprünglichen Überzeugung nach, eine ihn blitzartig treffende Katastrophe gewesen. Sie ist zwischen dem Weihnachtsabend 1888 und dem Epiphaniastage 1889 eingetreten. Vorher kann Nietzsche, sein Zustand mag ein noch so exaltierter gewesen sein, nicht wahnsinnig gewesen sein. Dennoch will ich nichts weniger als eine besondere Zuversicht zu meinem Urteil darüber ausdrücken. Es ist bisweilen selbst zeitweilig schwankend geworden, sofern ich, und zwar in verschiedenen von mir beobachteten Perioden der geistigen Erkrankung Nietzsches, mich, wenigstens für Augenblicke, der grauenvollen Vorstellung nicht habe erwehren können, daß sie simuliert sei. Ein Eindruck, der sich ganz nur erklärt aus den Erfahrungen, die ich überhaupt mit den Selbstmaskierungen Nietzsches gemacht habe. Doch auch hier habe ich mich schließlich vor den alles eigene Denken und Spekulieren niederschlagenden Tatsachen gebeugt.

Manche geistige Extravaganz Nietzsches, z. B. bei dem brennenden Ehrgeiz, der ihn von Natur beseelte, die Exzesse seines Selbstbewußtseins in seinen letzten Jahren, erklären sich so für mich viel besser, als mit dem Wahnsinn, auf den sie sich für andere oft zurückführen mögen. Auf jeden Fall sollte der Eindruck des Nietzscheschen Wahnsinns, der auf viele Leute so groß ist, mindestens durch die großartige

Unbefangenheit hindurch angeschaut werden, mit der er bei seinen Abenteuern als Denker die ganze Vorstellung handhabt und verwendet. Mit entsprechender Unbefangenheit verhielt er sich in Beziehung auf sie im gemeinen Leben und in Rücksicht auf sich. Namentlich die ihn wenigstens in den früheren Jahren unseres Verkehrs manchmal bewegende Vorstellung vom in Hinsicht auf seine Herkunft höchst problematischen Wahnsinn seines Vaters handhabte er stets mit einem gewissen sorglosen Leichtsinn. Er konnte sich ernstlich, ja schrecklich mit Gedanken darüber quälen, ob ihm etwas Besonderes zu leisten überhaupt beschieden sei, nie ist er mir durch den Gedanken verdüstert vorgekommen, daß er vom Wahnsinn besonders bedroht sei. Und mir erscheint es auch ganz möglich, daß das gar nicht der Fall, sondern daß sein Wahnsinn ein Erzeugnis seiner Lebensweise ist und von ihm nicht ins Leben mitgebracht gewesen ist, sondern daß er ihn sich selbst zugelebt hat.

Unter den Denkmälern seiner Krankheit, die ich in meinen Nietzschebriefen besitze, ist eines der ergreifendsten der halb deutsche und halb lateinische Verzweiflungsruf, den er an mich von Sils im Oberengadin am 18. September 1881 gerichtet hat, bei welchem mir zwei Sprachen, das Deutsch und das nicht minder vortreffliche Latein, für die Gesundheit seines Verstandes gut standen und ich auch nicht helfen konnte. Was ich jetzt durch Kombination eigener Erinnerung und der Erzählung der Frau Dr. Förster-Nietzsche II, 537 erfahre, insbesondere vom Kontrast des kranken Nietzsche, den ich selbst hier in Basel im Jahre 1884 im Hotel zum Weißen Kreuz zu besuchen gehabt hatte, und vom Eindruck, den die Schwester einige Wochen darauf (September und Oktober des genannten Jahres in Zürich) für sich von der Gesundheit ihres Bruders bezeugt, insbesondere von der Lustigkeit des Hergangs bei der damaligen Versöhnung der Geschwister, muß mich davon überzeugen, daß Nietzsche schon damals dem jähen Wechsel von Zuständen der tiefsten Depression und euphoristischer Exaltiertheit, der in diesen Dingen überhaupt Kandidaten des Wahnsinns charakterisiert, verfallen war, daß ich also schon damals mit einem solchen Kandidaten verkehrte. Ohnehin hatte ich vom Jahre vorher und aus meiner Zusammenkunft mit Nietzsche in Schuls bei Tarasp entsprechende Eindrücke empfangen. Und hätte ich nicht in jenen Jahren überhaupt noch so vollständig der Erfahrung im Verkehr mit einem Geisteskranken ermangelt, so hätte mich schon die Form, in welcher Nietzsche mich eines Tages, schwer an seiner Migräne leidend, von seinem Bette aus in seine Geheimlehre (Ewige Wiederkunft) einzuweihen zum ersten (und letzten) Male versuchte, kaum in Zweifel darüber lassen können, daß er seines Verstandes nicht mehr mächtig war.

Gegen mich hat Nietzsche die Enthüllungen über seine Lehre von der Wiederkunft bei einem Aufenthalt in Basel im Sommer 1884 laut werden lassen, d. h. damals hat er, krank in einem Bette des Hotels zum Weißen Kreuz liegend, ganz in der mysteriösen Weise, wie er es auch früher bei Frau Andreas nach ihrem Zeugnis getan hat, mit unheimlich flüsternder Stimme, als ob er ein ungeheures Geheimnis verkündete, an mich Mitteilungen über diese seine Geheimlehre gerichtet. Früher mag er wohl schon mehr als einmal mit mir von der Lehre

selbst gesprochen haben. Doch dann nie anders als ganz beiläufig, wie von einer bekannten Lehre der antiken Philosophie und ohne im geringsten dafür besondere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, als gehe ihn die Sache besonders an. Wenigstens habe ich eine dunkle Erinnerung davon behalten, daß in solcher Weise schon vor 1884 zwischen uns von der Lehre gesprochen worden ist. Daher ich auch, so völlig unverständlich mir auch die Mitteilungen von 1884 blieben, doch sofort darüber keinen Zweifel hegte, daß es sich hier um eine Anknüpfung an ein antikes Philosophem handelte. In diesem Sinn sprach ich auch einmal mit Rohde von der Sache ein paar Jahre nach Nietzsches Erkrankung, der seinerseits natürlich mit mir in dem bezeichneten Punkte der Herkunft der Lehre ganz einer Meinung war, und im übrigen, seiner damals schon bestehenden Entfremdung im Verhältnis zu Nietzsche gemäß, von der Verwendung der Lehre bei Nietzsche in keiner andern Weise etwas wissen wollte, als wie von einem Symptom der Erkrankung Nietzsches.

So wie sich sein Zustand aber hinschleppte und sich vor mir nicht nur in Nietzsches Briefen verbarg, sondern auch noch bei unserem Wiedersehen in Zürich im Frühjahr 1887, hat es des hellen Ausbruchs des Wahnsinns in Turin bedurft, um mich zum verzweifelten Einschreiten zu drängen. Nietzsches Wahnsinn hat aber auf seine Gedankenproduktion kaum früher wirksam zu sein begonnen, als vor dem Torschluß der letzten Katastrophe um die Wende der Jahre 1888/89. Was läßt sich daraus, daß er in Wahnsinn geendet, gegen einen Menschen schließen, der selbst von sich, seinem Ende nahe, sagte, „er habe bisher nichts anderes getan, als sich zu besinnen". („Wille zur Macht." Vorrede-XV. 5). Sich zu „hintersinnen" war das natürliche Ende eines solchen Menschen, und nicht sein Ende wirft sein Licht auf sein Leben zurück, wie in den Augen derjenigen, welche aus Nietzsches Ende schließen, daß er ungefähr überhaupt nur ein Narr war, dessen Leben zu nichts anderem Anlaß biete als den Anfängen seines Wahnsinns nachzuspüren, sondern sein Leben lehrt sein Ende richtig beurteilen und als dessen würdigen Abschluß schätzen. Natürlich ist Nietzsche mit dem Worte „exzentrisch" nicht abzutun, wie es kindische Literaten so manchesmal versucht haben. Doch ist zu beachten, daß Nietzsche selbst „Exzentrizität" von sich zugibt, und nur ihre Unzugänglichkeit (Unbestimmbarkeit) für jedes Urteil, das seine ausgenommen, behauptet. (Briefe. I. 3. Ausg. 493.) Und dieses Urteil hat auf jeden Fall die Beweiskraft, welche jedes Urteil der Selbsterkenntnis hat, nämlich gar keine und die höchste zugleich. Mit dem eben angeführten beweist Nietzsche mindestens so viel, daß er selbst sein Zentrum nicht gefunden.

Nietzsches Schriften sind alle gleichsam unterwegs geschrieben, in der Gestalt, in der sie zur Aufzeichnung kommen, noch unfertig, vorläufige Stationen, die einmal selbst überholt werden sollen. So am meisten die erste Schrift, die sich zu einer allgemeinen philosophischen Absicht bekennt, „Menschliches, Allzumenschliches". Daher die charakteristischen Selbstgeständnisse, mit denen ein absichtlicher Rückblick auf sie

geworfen werden. In einer freilich eigentümlich verdeckten Weise spricht Nietzsche nachträglich fast nur noch geringschätzig von der alten Schrift. (Vgl. die Zusammenstellung dieser Selbstbekenntnisse bei El. Förster-Nietzsche, „Leben Friedrich Nietzsches", II, 592 f. aus Anlaß der Sommer und Herbst 1885 unternommenen Neubearbeitung des „Menschlichen, Allzumenschlichen".) Der Nietzsche, der der Schrift die erste Gestalt gab, war noch nicht der spätere, noch nicht der Einsiedler der folgenden Zeit, der nach „Wandergenossen" gar nicht mehr suchte, damals warf er, um sich Menschen zu suchen, beim Schreiben noch „Angelhaken" aus. In solchen Betrachtungen wandelt Nietzsche seinen späteren Anhängern ihre Bahnen auf der Suche nach dem einheitlichen Nietzsche, der sich nicht eigentlich wie ein Körper entwickelt, sondern wie ein Rinnsal, nicht unter Überwindung von Hindernissen neue Glieder seines Denkens wachsend ansetzt, sondern eine flüssige Masse scheinbar mühelos fortwälzt, bis er sich zum Gipfel der ihn zu seinem Abschluß führenden Poesie erhebt, wo er nun erklären zu können meint: Jetzt sei er wo er wolle und habe sich um niemanden und nichts mehr zu kümmern, was nicht von selbst in jener sich fortwälzenden Lava fortrolle. In Ermangelung eines der Menschenwelt zu entnehmenden Begriffs für eine solche vermeintliche „Entwickelung" wird sie schließlich als „übermenschlich" und endlos um sich selbst kreisend qualifiziert.

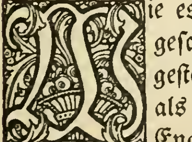
Nietzsche behandelte seinen Wiederkunftsgedanken als ein Mysterium. Insofern die Ordnung der Menschenwelt, die Regelung der menschlichen Kultur, wenn man sie überhaupt mit Nietzsche, auf dem von ihm dafür gefundenen Wege, statuieren würde, der menschlichen Phantasie und ihrer Schrankenlosigkeit preisgegeben wäre, wäre man damit auf dem besten Wege, unter uns Menschen nicht ewige Wiederkehr, sondern nahezu beständigen Wechsel einzuführen. Alle Erfindungen Nietzsches dagegen sind nur seine Versuche, sich selbst zu täuschen, was nur einem so phantasiereichen Menschen wie er war, zu versuchen in den Sinn kommen mag, sich aber keiner aus menschlichen Individuen zusammengesetzten Menschheit, der einzigen, die es für uns gibt, und die wir kennen, als Gesetz auferlegen läßt. Ebensogut läßt sich unter Menschen die Welt an einen Spinnefaden hängen. Ungesicherter wäre ihr Bestand nicht. Kein Wunder, daß dieses Dogma von Nietzsche bedingungslos der menschlichen Willkür überlassen ist. Nur schade, daß der menschlichen Rhetorik die Grenzen auf jeden Fall noch enger als der Welt gezogen sind. Die Begrenzung der Welt müßte denn als Trostmittel der Menschenrhetorik sich darbieten lassen. Der Nietzschesche Optimismus ist nun einmal der eines Desperado. Er pocht auf die Schrankenlosigkeit seiner Phantasie gegen die Desperation und auf die Schrankenlosigkeit dieser gegen jene. Noch hat aber bis jetzt unter uns Menschen keinem machtvollen Versuch, einen solchen Konflikt in unsere Brust zu verlegen, der Erfolg, d. h. der historische (zeitweilige) Effekt sich versagt. Doch hat dieser Effekt wohl auch noch nie mit dem Bewußtsein seiner selbst begonnen, wie er es unter uns mit Nietzsche täte. Möglich, daß Nietzsche bei jedem der Empfehlung seines Wiederkunftsgedankens gewidmeten neuen Versuch die Kunst, ein

Füllhorn mit Blüten auszuschütten besser als Flora verstanden hat — was hilft das den Zuschauern, wenn sie sehend bleiben und nicht im Zuschauen erblinden.

Sofern Nietzsches Ideal des Übermenschen von ihm selbst in der Lehre von der „Ewigen Wiederkunft" in Dunst aufgelöst wird und er sie selbst nicht ernst genommen, sondern wieder weggeworfen hat, kann man sie nur als den schlimmsten Mißgriff seiner Philosophie bezeichnen, den ihm seine persönliche Pflege des Ideals des „Extremen" zugezogen hat. Nur von dem in ihm allgewaltigen Triebe zum Extremen, seinem Drange zum „Äußersten" getrieben, ist er auf seine Übermenschenidee gekommen. Sie war ihm nicht ernstlich angewachsen. Nietzsche hat sich selbst das Übermenschentum unzweifelhaft zugesprochen, nicht nur in poetischer Form (Zarathustra), sondern auch in sehr prosaischer. Wenn er z. B. von sich sagte: „Alles Illegitime ist wider meine Natur". In Wahrheit hat Nietzsche nicht mehr Recht auf jenes stolze Selbstbekenntnis gehabt als jeder Mensch. Nur die mühsamste Geschichtskonstruktion hat Nietzsche gestattet, die Menschheit im Ernste in die zwei einander vermeintlich fremden Hälften der Herren und der Knechte zu spalten, um sich nur den Raum zu schaffen, wo er sich als Übermensch unterbrächte. Es ist recht schwer, in der Wirklichkeit der Welt die Menschen in Starke und Schwache, Herrscher und Unterdrückte, Herren und Sklaven zerfallen zu lassen. Diese Spaltung als übergeschichtliches Ideal zu behaupten, läuft auf eines der leersten Phantasmen hinaus, die der sonst von Nietzsche selbst darob so unversöhnlich geschmähte „Idealismus" je unter uns Menschen erzeugt hat. Niemand mehr als der Demokratenhasser oder der radikale Gegner demokratischer Weltbetrachtung hat sich davor zu hüten, die Schlacht seinem Gegner auf dem Boden des Idealismus anzubieten. Denn auf diesem ist seine Niederlage sicher. So viel wird unserem demokratischen Zeitalter nur vergebens bestritten, so viel muß ihm vielmehr vorgegeben werden, wenn nicht überhaupt Menschengeschichte in Verwirrung und chaotische Zerstörung auslaufen soll. Meiner Ansicht nach hat Nietzsches Person am allerwenigsten vom Gegenteil überzeugen können. Die Neukultivierung der Menschheit, die er unternommen, ist nur unter dem Zeichen der Desperation zu unternehmen: das beweist Nietzsche nicht am wenigsten eindringlich mit dem Einfall, sich mit dem Übermenschen zu identifizieren und der praktischen Durchführung, die er ihm in seinem Leben gegeben hat. Er ist damit unter anderen genau soweit gekommen wie die moderne Theologie mit ihrer Apologie des Christentums, nämlich den Beweis für ihre Theorie im strengsten Sinne nur von der Zukunft zu erwarten, da man ihn mit seiner eigenen Gegenwart nicht liefern kann. Die desperateste Absurdität, die sich ausdenken läßt, ob sich auch die Vermählung der Welt damit als undenkbar gar nicht bezeichnen lassen mag! Desperate Ziele sind mit desperaten Mitteln am Ende zu erreichen. Mehr hat Nietzsche mit seinem „Willen zur Macht" auch nicht bewiesen, wenn überhaupt etwas. — Nietzsches Zarathustra hat ihm die höchste der Wonnen, die er von jedem idealen Menschenverhältnis, das ihn gefangen nahm, für sich verlangte, nämlich das Bewußtsein, sich über ihn erhoben, ja ihn auf den Kopf gestellt zu haben, verschafft.

Nicht minder als seinen Wagner hat Nietzsche auch seinen selbst geschaffenen Zarathustra zu Boden geworfen, um sich über ihn zu erheben.

Nietzsche war lange nicht so einsam, als er sich vorkam; viel mehr als daß er wirklich ein Einsiedler war, affektierte er das Einsiedlertum oder gefiel er sich darin und wollte ein Einsiedler sein. Weder historisch noch rückwärts betrachtet ist irgendein bei ihm hervortretender Gedanke von Grund aus neu und unerhört, noch ist sein Besitz an Gedanken am Gemeinbesitz der Gegenwart, an diesen Gebilden gemessen, irgendwo ihm eigentümlich. Ja während seines eigenen Lebens haben sich Geistesverwandte ihm sogar merkwürdig früh und merkwürdig spontan beigesellt. Man denke nur an Heinrich von Stein und dessen schon 1878 unter dem Pseudonym Armand Pensier erschienene „Ideale des Materialismus". Man hat, vergleicht man jetzt dieses Büchlein und Nietzsches „Menschliches, Allzumenschliches" und was sich zunächst anschloß, den Eindruck von Zwillingsbrüdern des Jahres 1878. Um die Benennung seines Büchleins durch Stein als „Lyrische Philosophie" hat Nietzsche den Verfasser gewiß beneidet. Denn damit war fast zum Voraus der beste Name für seine eigene Philosophie erfunden. Wie sonderbar und im Grunde verzweifelt Nietzsche zur Einsamkeit in der Welt stand, ebensogut wie zum Gegenteil, erkennt man am besten in seiner wilden Zarathustra-Periode, die ihn buchstäblich aus sich selbst hinausdrängt, wie sie ihn andererseits auch auf Gewaltsamkeit in ihn zurückdrängt. (Vgl. jetzt zu dieser Periode besonders das 25. Kapitel des 2. Bandes seiner Biographie von seiner Schwester, die Entstehung von „Also sprach Zarathustra", 2. und 3. Teil.) Hier zwischen 2. und 3. Zarathustra verflucht Nietzsche am Schluß eines August 1883 an seine Schwester gerichteten Briefes die Einsamkeit, um gleich darauf den Verkehr mit Menschen für sich nur noch als Kur, als Erholung, den Wunsch darnach nur als sicherstes Symptom eines Zustandes der Depression gelten zu lassen, nachdem er noch im Frühjahr 1882 Peter Gast angerufen hat, um sich von ihm „eine große Zerstreuung erfinden" zu lassen und sich zum unwiderstehlichen Bedürfnis nach „Abenteuern" zu bekennen. In dieser selben Periode hat sich Nietzsche selbst die Beschäftigung mit jedem anderen Gedanken als dem mit der „Zukunft der Menschheit" unmöglich gemacht. An diese Zukunft zu denken, ist sein „einziges Labsal", „das Gegenwärtige will ich nicht mehr sehen und hören, es erstickt, quält mich, es macht mich arm und kleinmütig". Er ist selbst in der Gegenwart nur noch von „Zeitgenossen" umgeben, die er für „von sich in jedem Sinne überwunden" hält, so insbesondere seine früheren Leitsterne Schopenhauer und Wagner.



Wie es mit Nietzsches, von ihm schließlich so phantastisch und exzessiv geschätzter polnischer Herkunft wirklich steht, wird wenig exakt festgestellt, wenn offenbar nach den „Familiendokumenten" wenigstens als Tatsache angesehen wird, daß Nietzsches Urgroßvater Gotth. Engelb. Nietzsche, „Sohn eines polnischen Schlachzijz Nietzki (Niecki)" gewesen, „der als Teilnehmer an einer politischen Verschwörung um 1715 nach

Deutschland flüchtete". So lange der Tatbestand in dieser Sache nicht sicherer gestellt ist, ist Nietzsche in unserem nationalistisch besessenen Zeitalter giftigen Angriffen allzu ausgesetzt. Geistreich stellt übrigens ein Gegner Nietzsches die Bedeutung des polnischen Ahnen in Nietzsches Phantasie mit der des Oheims Simon von Geldern in der Heines, nur daß die Sache lediglich antisemitisch und antipolonistisch mißbraucht wird. Weder die jüdische noch die polnische Rasse sind aber der Art, daß sie den Gedanken an einen aus einem jüdischen und polnischen Bestandteil im Stammbaum zu ziehenden Vorteil ausschlössen. Warum soll nicht auch Nietzsche ein polnischer Ahne im Stammbaum zugute gekommen sein? Welchen Anteil Phantasie oder Physiologie an der Destillierung oder Herstellung dieses Vorteils gehabt, vor allem handelt es sich darum, die Dinge ohne alle Tendenz aufzufassen. — Ich selbst habe Nietzsches wiederholte Reden über seine polnischen Ahnen, deren Gepräge er übrigens in dem breiten Bau seiner Physiognomie wirklich trug, oft genug mit sehr skeptischem Ohre angehört. Sind sie ernst zu nehmen gewesen, so habe ich jedenfalls nichts mehr dagegen, als ich es schon bei meinem Zweifel hatte. Es handelt sich auf jeden Fall um nichts anderes als um eine überaus interessante Tatsache, die nur zu konstatieren oder dahingestellt zu lassen ist. Dagegen zweifle ich an Nietzsches Deutschtum nicht im mindesten, und meine das unter anderem auch damit zu beweisen, daß ich nichts weiter als sein aufrichtiger und schlichter Freund bin. Nietzsche war in Wirklichkeit nichts anderes als ein Deutscher, ein Slave nur in seiner Phantasie. Nietzsches Interesse für das Slaventum war eitel Sport und Spielerei.

Während eines seiner in Nizza verbrachten Winter, in den Tagen vom 26. Dezember 1883 bis zum 26. März 1884 hat Nietzsche mit einem modernen Juden aus Wien verkehrt namens Dr. Paneth. Es ist wahr, diese Begegnung ist eine der folgelosesten der Art, von der in seinem Leben zu erzählen ist. Drei Monate haben beide miteinander zu tun gehabt, dann sind sie „endlich geschieden", um nie mehr miteinander in Berührung zu kommen. Über diesen Verkehr hat Paneth selbst gleichzeitig in Briefen an seine in Wien lebende Braut berichtet. Das Jahr 1884 war gerade diejenige Zeit, in welcher Nietzsche mitten in seinen persönlichen Konflikten mit dem Antisemitismus steckte. Diese ihm an sich recht fernliegende, um nicht zu sagen widerwärtige Zeitbewegung war ihm gerade von zwei Seiten ganz besonders zudringlich und unbehaglich sozusagen persönlich auf den Leib gerückt. Sein eigener Verleger hatte sich zum Antisemitismus bekehrt und seine eigene, mit seinem Denken so sonderbar verwachsene Schwester war im Begriff, ein Haupt des in der Hauptstadt des Deutschen Reiches aufblühenden Antisemitismus zu seinem Schwager zu machen. Nun verwünscht Nietzsche Anfang März 1884 auf einer Postkarte aus Nizza den Schaden, den er schon vom Antisemitismus erlitten hat, zuletzt als Beispiel seinen Verleger Schmeitzner erwähnend, worauf es gleich heißt: (— —) Die Quelle dieser Kunde kann wohl niemand anders sein als Paneth. Und wiederum in einem Briefe von Nizza, 7. April 1884 will Nietzsche allerhand „sehr Genaues" über den Dichter Lipiner

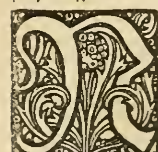
erfahren haben, von einem Wiener Naturforscher. Auch dieser Naturforscher kann hier nur Paneth sein. Nachträglich finde ich noch eine ausdrückliche Nennung im Briefe vom 22. Dezember 1884.

Nach dem, was er selbst über sich zu erkennen gibt, ist Paneth ein sehr merkwürdiger Jude, einer von der Art Spinozas, nämlich diesem Weltweisen verwandt vor allem durch den unter seinen Stammesgenossen ganz seltenen Grad von Emanzipation von aller Tradition eines Stammes, religiöser sowohl wie nationaler. Auch Paneth ist der Synagoge gänzlich entfremdet, aber auch dem Zionismus der Gegenwart, an dem er noch bestimmteren und unmittelbareren Anlaß hat als Spinoza, sich seinem Stamm national ganz entfremdet zu zeigen. Paneth läßt eine andere „Schule" an sich in der Tat nicht wahrnehmen, als die wissenschaftliche, durch die er gegangen, nämlich das physiologische Laboratorium des Prof. Brücke in Wien. Das ist nun aber ein Jude gewesen, an dem Nietzsche gewiß nicht gleichgültig vorübergegangen ist. Auch aus Paneths Briefen ist zu ersehen, wie weniger persönlich desinteressiert von Nietzsches Seite die Konversationen in Nizza mit ihm gewesen sind. Hat dieser sich doch selbst mit Erkundigungen an Paneth gewandt, sofern er ihm als Helfer in seiner Not dienen könne — und zwar nicht nur zu seiner Orientierung über sein persönliches Ansehen im Wiener Judentum, sondern als Naturforscher und Physiolog, aus welchen Disziplinen Nietzsche, gerade auch in den Jahren seiner damaligen Entwickelung zum Zarathustra seiner Zeitgenossen, Rat zu erholen oft gedacht hat.

Auch rein nur als Historiker hatte Nietzsche Grund, sich einen Juden von Paneths Schlag näher anzusehen. Ohne dem Judentum ein besonders leidenschaftliches und sich vordrängendes Interesse zu widmen, haben wir beiden, Nietzsche und ich, doch eben als Historiker kaum anders gekonnt, als dem absonderlich zähen Verhältnis der Juden zu ihrer Volkstradition besondere Aufmerksamkeit zu widmen und der Merkwürdigkeit dieser Zähigkeit besondere Anerkennung zu zollen. Dieses unseres dem Judentum geltenden Gedankenaustausches insbesondere auch zur Zeit unseres Basler Kontuberniums eingedenk, mache ich kein Hehl aus meinem Befremden darüber, daß Paneths in meinen Nietzschebriefen so spärlich gedacht ist. Es lag Nietzsche vielmehr nahe, mich mehr von ihm hören zu lassen.

In unserem Denken über Antisemitismus sind Nietzsche und ich, glaube ich, besonders enge Gesinnungsverwandte gewesen. Wie Fanatismus jeglicher Art, Nationalhaß so gut wie Religionshaß, uns besonders und gleich fern lag, wenn auch vielleicht aus sehr verschiedenen, in unserer eigenen Herkunft wurzelnden Gründen, so haben wir auch im Grunde für Antisemitismus kaum Verständnis gehabt. Nicht daß wir mit dieser Verschlossenheit uns unter Europäern so absonderlich ausgezeichnet hätten. Denn es wird mit dem Radikalismus dieser Verschlossenheit bei uns kaum anders gestanden haben als bei den Zeitgenossen unserer Zone überhaupt. In dieser ist wohl jedermann, jeder Gebildete mindestens, in gewissem Maße den Juden abgeneigt, so sehr, daß es unter uns die Juden selbst sind. Das ist uns in unserer „Gesellschaft" ungefähr Allen angeboren, nur daß

fast Alle sich darin gefallen, mit dieser Abneignng in einer großen Mannigfaltigkeit von Nüancen hervorzutreten, nur wenige darin, sich damit zu verbergen, und nicht gar zu viele darin, die Abneigung laut zu predigen. Am deutlichsten mag sich denn auch Nietzsches und mein Mißfallen am Antisemitismus noch darin ausgedrückt haben, daß wir, ihm halb zum Trotz, uns zwar gar manchmal darüber unterhalten haben, aber keineswegs mit Passion und ihn vielmehr im Grunde nie „wichtig genommen" und für eine kaum sehr überlegenswerte Zeitmode angesehen haben. Womit denn auch zusammmenhängen mochte, daß über Antisemitismus zwischen uns meist stillschweigendes Einverständnis herrschte. Daß sich damit noch immer eine ziemliche Dosis „Antisemitismus"; jedenfalls eine geringe Semitenliebe verträgt, zeigen Nietzsches Schriften noch immer auffallend deutlich, wenn man den Haufen von persönlichem Verdruß bedenkt, den Nietzsche namentlich vom Antisemitismus her hat über sich stürzen lassen müssen. Von wenigen Dingen hätte ich als Freund Nietzsches ihm gewünscht, daß er mit ihnen nie etwas zu tun bekäme, wie vom Antisemitismus; denn besseres habe ich mir dabei selbst nie gewünscht und ich bin auch damit verschont geblieben, selbst als in meinen alten Tagen ein Jude mir eine wenn auch nicht von mir idealisierte so doch schlicht und aufrichtig geliebte Nichte zu sich nahm. Dem armen Nietzsche sollte das Geschick auch in diesem Stück schwerer zusetzen. Auch die Zettelchen, die Nietzsche im Moment des Ausbruchs seines Wahnsinns in die Welt zerstreut hat, sind durch ihren Inhalt mehrfach ein Anzeichen, wie sehr der Antisemitismus seine Gedanken mehr beschäftigt hat, als es den Anschein hatte. So unter anderem auch der entsprechende Zettel, der aus jenen Tagen mir und meiner Frau zugekommen ist. Wie sinnreich war er für uns, konnte auch von Verständnis dabei keine Rede sein. — Nietzsche ist ein herzlicher Gegner des Antisemitismus, wie er ihn erlebt hat, gewesen; sah er doch „Verläumdungs- und Vernichtungswut" für eine der „unehrlichsten Formen des Hasses" an. (Wille zur Macht. 125.) Das hindert nicht, daß, wo er ehrlich spricht, seine Urteile über die Juden allen Antisemitismus an Schärfe weit hinter sich lassen. Sein Anti-Christentum ist vornehmlich antisemitisch begründet.



Nietzsche hat gesagt: Gott ist tot! und das ist etwas anderes als: Gott ist nicht! d. h. er kann nicht sein, ist nicht, wird nicht sein und ist nie gewesen! vielmehr: Er ist gewesen! Und dies ist wenigstens der allein menschenmögliche Atheismus, die einzig für Menschen mögliche, ihnen allein zugängliche Form des Atheismus. Die andere Form wäre die übermenschliche, und wie Nietzsche zu dieser stand, steht dahin und hängt vollkommen an der Zweideutigkeit seines Übermenschenbegriffs. Ein Bekenntnis Nietzsches zu dieser übermenschlichen Form des Atheismus gibt es auf jeden Fall nicht, und von ihr läßt es sich allerdings behaupten, daß es sie gar nicht geben kann, wenigstens nicht aus seinen zurechnungsfähigen Tagen. Mit dieser Ausführung will ich aber meinerseits nichts weiter tun, als einen Tatbestand konstatieren und Sophisten überlassen auf Grund dieses Tatbestandes zu ergotieren und sich nun damit auf den Boden des absoluten Streits, ob Gott ist oder nicht, zu

versetzen. Ich selbst meine in der Sache nur: Gottes Dasein, wie es mit ihm steht, geht uns Menschen nichts an! und wüßte nur mit der atheistischen Formel Nietzsches überhaupt etwas anzufangen, die ich eben die menschenmögliche genannt habe. Unter uns Menschen kann es sich, das Vorurteil einer Religion natürlich vorbehalten, immer nur um die Frage selbst handeln: ob Gott ist! nicht um ihren Inhalt: Ist uns die Frage gegeben? nicht: Ist uns Gott gegeben? wovon jenes ebenso augenscheinlich ist wie dieses nicht ist. Aus meinem gewöhnlichen Verhältnis mit Nietzsche kann ich nur so viel sagen: Nie hatte ich von ihm den Eindruck, als ob er etwas darüber zu sagen hatte, ob Gott sei oder nicht, aber es steht für mich auch dahin, ob er selbst jemals etwas darüber zu sagen gemeint hat.

Um bei Nietzsche ein in irgend einer Periode seines Lebens dagewesenes ernstes Verhältnis zum Christentum anzunehmen, gibt es nächst dem Zeugnis seiner Schwester keinen anderen Anlaß, als die gewaltsame Art, mit der er sich schließlich davon losgesagt, und das ist freilich ein weit ernsteres Indicium als jenes Zeugnis. Denn es erinnert in der Tat an das Zerreißen der Ketten des einmal gefesselt gewesenen Sklaven. Und doch kann ich auch besagte Lossagung nur für ein trügerisches Symptom einer in Nietzsche jemals lebendig gewesenen Religiosität halten. Zu deutlich sprechen die großen sein Leben beherrschenden Züge dagegen. Ernstlich religiös ist er stets ebensowenig wie ich gewesen, nur daß sich bei mir der Konflikt mit der Religion, meinem ganzen, ungleich gelasseneren, meinetwegen indolenteren Temperament gemäß, weit ruhiger, meinetwegen uninteressanter abgespielt hat. „Ich bin nicht eine Stunde meines Lebens Christ gewesen: ich betrachte alles, was ich als Christentum gesehen habe, als eine verächtliche Zweideutigkeit des Wortes, eine wirkliche Feigheit vor allen Mächten, die sonst herrschen." (Wille zur Macht. Aph. 164.) Eine charakteristische Nietzschesche Übertreibung, die niemand ernst nehmen wird, der Nietzsche zu lesen versteht, sich auf den Unterschied der Sprachen versteht, die er in seinen verschiedenen Perioden gesprochen hat. So erschien er sich selbst in seinem Verhältnis zum Christentum in einer letzten Periode seiner Auseinandersetzung damit, und in dieser ist er so subjektiv wahr, wie nur etwas sein kann. Unwahr wird es nur, wenn es so verstanden wird, daß er stets derselbe dezidierte Unchrist gewesen ist, der er zuletzt war. Eben das war er nicht, mag er auch nie ein ernster Christ gewesen sein.

So unvollkommen die Form ist, in der Nietzsches Meinungen in der hinterlassenen Gestalt seines „Der Wille zur Macht" ist, sind doch namentlich seine Ausführungen zur Geschichte des Christentums (Aph. 99) insbesondere zur historischen Auffassung des Urchristentums (Aph. 100) nicht nur für das bessere Verständnis seiner Meinungen sehr förderlich, sondern überhaupt für das historische Verständnis des Christentums sehr bedeutend. Seine Auffassung des Christentums als „Reaktion der kleinen Leute" (Aph. 115) weiß Nietzsche sehr tief zu begründen aus seiner Auffassung des Urchristentums als der Denkweise der in der großen römischen Welt gedrückten kleinen Gemeinschaften der jüdischen Diaspora, wonach das Urchristentum „ein Mittel (irdisch oder menschlich) glücklich zu sein"

gewesen ist, wie es eben für diese Kreise paßte. (Aph. 102.) Dabei ist es sehr interessant zu beobachten, mit wem sich Nietzsche hier gegenwärtig begegnet. Mit gewissen Koryphäen der modernen Theologie, wie Harnack, nur daß diese eben anbeten, was Nietzsche verabscheut. Auch sind die Nietzscheschen Ausführungen und ihr historisches Ernstmachen mit der jüdischen Herkunft des Christentums sehr wichtig für die Rektifikation der Schopenhauerschen Verirrungen bei seiner Verbuddhisierung des Christentums. Das Erfreulichste und Gesundeste am Antichristentum Nietzsches ist die Gründlichkeit und Unumwundenheit der Empfindung, wie tief die Neuzeit den Forderungen des Urchristentums entfremdet ist, in der er z. B. auf den evangelischen „Rat" zu „werden wie die Kinder" ausrufen kann „o wie fern wir von dieser psychologischen Naivetät sind". (Aph. 120.) In seiner Kritik des Gegenwartchristentums unterscheidet Nietzsche ein doppeltes Christentum, ein „noch nötiges" (nämlich zum Brechen der „Wüstheit" und „Roheit" unter Menschen) und ein „nicht nötiges, sondern schädliches", wobei es um seiner Herkunft aus Dekadentenkreisen zu genügen, die Dekadents aller Art unter Menschen der Gegenwart an sich zieht und verführt. (Aph. 140.)

Nietzsche hat darum mit der Religion nichts zu tun, weil er mit der Kultur so viel zu tun hat, welche der viel weitere, die Religion als eine der menschlichen Kulturmächte in sich schließende Begriff ist. Nietzsche sieht bei seinem auf das Ganze der Kultur gerichteten Blick auf das einzelne darin nicht und eben darum auch auf die Religion nicht, mag er scheinbar noch so viel sich mit ihr zu tun machen, von ihr reden. Sie ist ihm an sich Nebensache, vollständig Nebensache und ist als solche besonders hervorragend, unter den vielen Einzelbegriffen der großen Begriffskreise in der Welt groß oder klein, nicht um Nietzsches Willen, sondern lediglich nach einer Schätzung, zu der man den Maßstab sonst woher, nicht von Nietzsche, entnimmt. Die Religion an und für sich übersieht Nietzsche, sie geht ihn gar nichts an. Gerade weil Nietzsche, wie er schon oft genannt worden ist, Kulturreformator ist (wie etwa Rousseau), ist er nur in so uneigentlichem Sinne Religionsreformator. Die Kultur erkennt Nietzsche im Ringen mit dem Nihilismus als ein Seiendes noch an, ganz und gar nicht die Religion, zu deren Vernichtung er sich ausdrücklich bekennt. Nur ein Geschlecht, das sich gegen die Religion indifferent verhält, wie z. B. das jetzige kultivierte Menschengeschlecht, das die Religion ebensogut brauchen als ganz entbehren kann, kann Nietzsche als Religionsreformator akzeptieren. Denn in seiner Hand ist Religion nur ein Spielwerk. So hat er es denn auch insbesondere mit dem Christentum gehalten. Und da unsere Gegenwart selbst es überhaupt hier nicht anders hält, konnte auch seine Bedeutung als Kulturreformator sich so weit in die Kreise der Theologen erstrecken.

Von Kaftan höre ich, er sei jetzt so weit mit Nietzsche, daß er ihn für einen der besten Erzieher zur Theologie erklärt. Für das Parasitenwesen der Theologie ist sein Urteil allerdings charakteristisch. So hat es die Theologie stets gemacht und sich weiter geholfen, indem sie sich an das ihr Fremdartige heranwarf und davon lebte, so insbesondere an die Wissenschaft. An der hat sie überhaupt ihre Parasiten-

talente entwickelt, und immer bewiesen, daß sie auch mit dem dezidiertest Irreligiösen auskommt. Wählerisch darf ja der Parasit überhaupt nicht sein, er muß verzehren, was ihm vorgesetzt wird, es kommt ihm nur auf einen gedeckten Tisch an. Und an diesem kommt es ihm gar nicht darauf an, ob ihm, was ihm vorgesetzt wird, schmeckt, sondern nur darauf, ob es andern schmeckt, wie er es aber verträgt und wie es ihm bekömmt. Die Kirche hat aber auch hier einen guten Magen, sie hat schon manches vertragen und mag in dieser Hinsicht wohl nicht so bald dazu gebracht werden, an sich zu verzweifeln, ebensowenig wie der „Teufel in der Not". Mit einer Speise wie Nietzsche mag sie denn auch nach wie vor nach nichts weiter fragen als nach ihrer allgemeinen Beliebtheit. Besteht diese, so kann es niemanden, der sie kennt, erstaunen, sich mit an den Tisch setzen zu sehen. „Herrschen — und nicht mehr Knecht eines Gottes sein — dies Mittel blieb zurück, die Menschen zu veredeln" — dieses Wort Nietzsches (XII. 375) sollte billigerweise allen Theologen den Geschmack an Nietzsche verderben, zumal den „modernen", welche Religion und Christentum mit Vorliebe unter dem Gesichtspunkt des Machtmittels, des Mittels zur Weltherrschaft betrachten und schätzen, allerdings in schroffstem Widerspruch zu dem innersten Geist des Christentums.


ietzsche hat stets ein besonderes Interesse für Pascals Persönlichkeit gehabt und gewiß bestand zwischen ihnen eine große Geistesverwandtschaft. So in Hinsicht auf den passionierten Charakter des Denkens, den Drang nach der Wahrheit, den Skeptizismus, den Widerwillen gegen „Autoritäten" bei Pascal. Den größten Unterschied zwischen Pascal und Nietzsche indessen nimmt man jedoch beim Punkte ihrer Religiosität wahr. Das Christentum war der Boden, auf dem Pascals Passion im Denken hervorgewachsen war. Nietzsche war vielmehr passioniert irreligiös. Das Gewächs, das so verschieden auffaß, war aber bei beiden dennoch auffallend ähnlich. Auch Pascal ist keineswegs ein Christ wie andere, auch er ist es nur in seiner Weise und trägt mit dem Christentum an Ketten, an denen er schüttelt und reißt. Aber bei ihm kommts, obwohl sein Freiheitsdrang gewiß nicht geringer, vielleicht größer ist, doch zu keinem Zerreißen der empfundenen Ketten. Sie werden bei ihm doch eben nicht nur als solche empfunden. Pascal war mit dem Christentum wirklich zusammengewachsen, es war sein Lebenselement, und er beweist vielleicht auch wie sonst niemand, daß dieses Christentum doch nicht das reine Todesprinzip gewesen ist, das Nietzsche daraus gemacht hat.

Pascals starke Abneigung gegen allen Schwulst und Prunk im Stil hat Nietzsche geteilt, doch ist das ein Punkt, bei dem zugleich auch besonders deutlich die tiefen Verschiedenheiten, die bei aller Verwandtschaft zwischen Nietzsche und Pascal bestanden, hervortreten. Besagte Abneigung war bei Pascal ungleich tiefer und jedenfalls verbirgt sie Nietzsches eigener, durch Prunk, Faltenreichtum und kunstvolle Appretierung geradezu besonders charakteristischer Stil weit vollständiger als Pascals gedrungener, ja gerade ramassierter und jedenfalls in dem genannten Stücke wirklich enthaltsamer Stil. Hier gehen sie wirklich weit auseinander und wie von Pascal entfernt sich Nietzsche hier auch von Schopenhauer. Nietzsche ist

weit mehr als diese beiden im üblen Sinne Rhetor, und wird in dieser Hinsicht zu seinem Vorteil weit eher etwa mit Lagarde verglichen.

Mir ist schon Nietzsche zu „rhetorisch", wie echt und auf realer Empfindung ruhend ist aber seine Rhetorik im Vergleich zu der Lagardes! In der Selbstbespiegelung leisten beide Großes, doch wie viel stärker ist dabei das Element der Eitelkeit in Lagardes Selbstbespiegelung! Solcher Geschmacklosigkeit war Nietzsche unfähig, wie Lagarde bei der Verlegung seiner Verherrlichung ins Jüngste Gericht in dem gleichnamigen Gedicht. Nietzsche maß sich doch am Lebendigen und Wirklichen, nur Lagarde gerät beim Geschäft buchstäblich in Ekstase und mißt sich selbst mit dem Jenseitigen. So „ernst" wie dieser Schulmeister nahm sich Nietzsche nicht.

Nietzsches Charakteristik Herders („Der Wanderer und sein Schatten" Aph. 118) beleuchtet ihn selbst (und seinen Stil) mit nicht unbedenklicher Grellheit. Mindestens erscheint Herder, dank diesem von Nietzsche selbst gegebenen Winke, vorzüglich geeignet, um über ihn zu orientieren. Denn er ist freilich doch auch wiederum von Herder überaus verschieden, doch vielleicht nur, weil er einem späteren Zeitalter angehört. Doch glaube ich, daß Nietzsche wirklich und außerdem der viel feinere Mensch und Moralist war. Wenn er insbesondere — was nicht einmal an der angeführten Stelle direkt hervortritt — mit Herder die Eigenschaft des moine défroqué teilte, so hat er gerade auch für diesen Typus einen viel feineren und originelleren, ihn steigernden und veredelnden Ausdruck gefunden, als Herder es je vermocht hätte. Und doch klingt auch die Zarathustragestalt Nietzsches auffallend an Herders Gedankenwelt an. — Wenn Nietzsche von Schiller sagt, er habe, gleich vielen andern deutschen Künstlern, geglaubt, man dürfe, wenn man Geist habe „über allerlei schwierige Gegenstände auch wohl mit der Feder improvisieren" (ebenda, Aph. 123), so trifft das auffallend auf ihn selbst zu. Nur daß man jede Entdeckung der Art bei Nietzsche mit der Anerkennung zu begleiten haben wird, daß niemand die Gefahren seiner Travers besser kannte als er. Nietzsche hat denn auch in der Tat „in der Wissenschaft mitzureden" kaum affektiert. Er hat es wenigstens nicht getan, ohne sich nach eigenen Formen dazu umzusehen, welche sein Tun mindestens verhüllten, wenn nicht ganz verdeckten. Selbst sein Stil war dabei mehr ein Spiel, als ein Prunkgewand.

Nietzsche hat in der Energie seines Widerwillens gegen den Idealismus seinesgleichen an Proudhon z. B., für welchen der Idealismus „l'instrument de toutes les séductions, le principe de toutes les mystifications et abominations de la terre" ist. Antipodisch verhält sich aber Nietzsche zu Proudhon durch seinen Immoralismus. Denn Proudhon ist wohl Antiidealist, aber zugleich nicht minder leidenschaftlicher Moralist, als welcher er den Rousseau z. B. verurteilt als den Mann, „en qui la conscience n'était pas en dominante". Darin vor allem läßt aber Nietzsche an Rousseau denken. Auf jeden Fall ist aber bei jeder Kritik Nietzsches sein Antiidealismus vor allem in Rechnung zu ziehen. Mit einem blassen, noch dazu retrospektiv seufzenden Bekenntnis des Idealismus des vorigen Jahrhunderts ist hier nichts auszurichten. Den Idealismus ausgenommen, ist was Proudhon an Rousseau abstieß, gerade was Nietzsche mit ihm gemein hat, die Eigenschaft des „Artisten",

des Philosophen, des Mannes „en qui la conscience n'est pas en dominante“. Nietzsche wollte kaum etwas weniger sein als moralischer „Brüllochse“, so sehr die conscience bei ihm, wenn man ihn mit dem Durchschnitt der Menschen vergleicht „en dominante“ sein mochte, aber sich zu dieser „Domination“ bekennen, doch nicht, und das hätte für Proudhon zu entrüsteter Abwendung von ihm genügen mögen. Doch so groß der Unterschied der Denkweise beider sein mag, die Züge größter Verwandtschaft sind ebenso unverkennbar, und die Vergleichung würde überhaupt lohnen. Und zwar aus allgemeinem psychologischem oder auch literarhistorischem Interesse, nicht in dem der Kritiker, die darauf aus sind, Nietzsches Schriften ungefähr auf Reminiszenzen seiner Lektüre zurückzuführen. So ausgebreitet diese bei ihm war, doch für seine Kritik eine vorzüglich unsinnige Methode! Spuren seiner Bekanntschaft mit Proudhon fehlen mir überdies jedenfalls vollständig, sowohl in meinen Erinnerungen aus den täglichen Gesprächen der früheren Jahre unseres Verkehrs, als auch aus meiner sonstigen Kenntnis der Menschen und Dinge, die ihn beschäftigt haben. Selbst Nietzsches Aristokratismus und Antisozialismus ist ein zweifelhaftes Unterscheidungsmerkmal. Denn mit Proudhons Demokratismus und Sozialismus hatte es auf jeden Fall auch seine eigentümliche Bewandtnis. Jedenfalls waren beide leidenschaftliche Individualisten, wie denn auch ihre Religionskritik starke Ähnlichkeiten zeigt.

Frau El. Förster behauptet unbedenklich Unbekanntschaft Nietzsches mit Stirner (in ihrer Einleitung zu H. Lichtenbergers: „Die Philosophie Friedrich Nietzsches“, 1899, S. LXVII). Die ganze Frage ist aber erledigt, nachdem ich aus einem alten Ausleihebuch der Basler Bibliothek im Februar 1899 ermittelt habe, daß Baumgartner am 14. Juli des Jahres 1874 das Stirnersche Werk von dort entliehen hat, d. h. noch im selben Semester, in welchem er nach seinem Abgang vom Basler Pädagogium als ein Lieblingsschüler Nietzsches sein Studium hier begonnen. Er hatte das ganze Semester zu Nietzsches intimstem Umgang gehört, und hat, wie ich nun von ihm selbst mir habe bestätigen lassen, das Stirnersche Werk damals lediglich auf Nietzsches wärmste Empfehlung kennen gelernt. Wenn aber Nietzsche darnach Stirner auf jeden Fall gekannt hat, so bleibt daneben die auffallende Tatsache, daß soviel ich sehe die Baumgartnersche Einsichtnahme von Stirner im Sommer 1874 die einzige direkte Spur einer Bekanntschaft Nietzsches mit Stirner ist. Nicht nur daß Nietzsches Werke, soviel bis jetzt konstatiert ist, keine weitere Spur davon enthalten, sondern außer Baumgartner teilten sämtliche mit Nietzsche damals intim verkehrenden Personen Frau Försters gänzliches Nichtswissen von einer Lektüre Stirners durch Nietzsche. Ich selbst, aber auch Köselitz und Romundt. Meine Frau zwar hat Erinnerung an einen Besuch Nietzsches bei uns im Winter 1878/9, bei welchem er von zwei ihn soeben lebhaft beschäftigenden ganz eigentümlichen Käuzen gesprochen habe, Klinger (mit seinen Aphorismen) und Stirner. Doch habe er von letzterem nur mit einer sichtlichen Scheu gesprochen und auch nicht ohne Umstände seinen Namen vorgebracht, übrigens beide Leute auch uns zur Kenntnisnahme empfehlend. An diese Scheu habe auch ich zwar die lebhafteste Erinnerung, nur daß mir seltsamerweise alles Stirner betreffende dabei vollkommen entfallen ist, wenigstens der Name.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Nietzsche sich bei Stirner eigentümlich verhalten hat. Wenn er aber seine große habituelle Mitteilsamkeit bei ihm nicht ungehemmt hat walten lassen, so ist freilich das ganz gewiß nicht geschehen, um irgendeinen Einfluß auf ihn zu sekretieren, (der im genauen Sinne gar nicht vorhanden ist), sondern weil er von Stirner einen Eindruck empfangen hat, mit dem er im allgemeinen für sich allein fertig zu werden vorziehen mochte. Ich spreche hierbei aus meiner persönlichen Erfahrung von Nietzsches Art, insbesondere von seiner von keinem, der ihn gekannt hat, zu bezweifelnden, ganz ungewöhnlichen Mitteilsamkeit. Eben diese war mit einer ebenso ungewöhnlichen „Verschlossenheit" verbunden. Er war nichts weniger als ein Mensch, der „das Herz auf der Zunge hatte", so viel man von ihm auch von „Herzensgeheimnissen" hörte, die andere für sich zu behalten pflegen. Gerade was ihn lebhaft beschäftigte, behielt er mit unvergleichlicher Energie in seiner Gewalt. Es drängte mit ungewöhnlicher Mächtigkeit aus ihm heraus und konnte doch unter niemandes Verschluß sicherer stehen. Wie wählerisch er bei aller Fülle seiner Mitteilungen war, davon habe ich vielfältige Erfahrungen gemacht, keine, von der ich einen lebhafteren Eindruck behalten hätte, als die mit seinen zu mir im Jahre 1874/75 getanen Äußerungen über Wagner und seinen Lohengrin gemachte. Sie antizipierten schon damals den „Fall Wagner" und tauchten im Moment für mich, zu eigener größter Überraschung, blitzartig auf, um ebenso und zwar für Jahre zu verschwinden. Denn so lange ließ Nietzsche dergleichen in unserem Verkehr nicht mehr dem Zaun seiner Zähne entfahren, und für die Welt schrieb er 1876 Richard Wagner in Bayreuth. Die Annahmen, die ich hier über sein Verhalten zu Stirner mache, enthalten nur die Voraussetzung, daß der von dessen Werk empfangene Eindruck auf Nietzsche ein starker und besonders beschaffener war. Diese Voraussetzung wird aber, wie ich meine, mir nicht so leicht bestritten werden. Ich behaupte demgemäß, daß Nietzsche Stirner gelesen hat und vermute, daß er mit dem erhaltenen Eindruck besonders haushälterisch verfahren ist. Das mag für Gegner seiner Bücher ohne weiteres die Folgerung begründen, daß er ein Plagiator gewesen ist. Wer ihn selbst gekannt hat, wird hieran nur zu allerletzt denken.

Jakob Burckhardts und Nietzsches Verhältnis ist, soweit es auch ihr nunmehr bekannt gewordener Briefwechsel darstellt, ein einseitiges gewesen. Bei Nietzsche haben dabei in Hinsicht auf die ihm von seinem Korrespondenten entgegengebrachten Empfindungen irrige Annahmen bestanden. In Wahrheit hat Burckhardt schon jahrelang Nietzsches Schriftstellerei mit Empfindungen verfolgt, die jedenfalls schließlich von der des Grauens nicht weit entfernt gewesen sind, und von den Exemplaren der Schriften Nietzsches aus der Zeit des in Rede stehenden Briefwechsels, die mit unfehlbarer Regelmäßigkeit ihn zur Mitfreude einladend bei ihm einzutreffen pflegten, schwere Leiden davongetragen. Was ich hier von Burckhardt sage, habe ich der Sache nach aus seinem Munde, in Äußerungen, die nicht aus Konfidenzen, mit denen er mich vor andern ausgezeichnet hätte, stammten, sondern im Laufe eines

längeren, bis zu Burckhardts Tode fortgesetzten Verkehrs zu Gehör gekommen sind, der aus Umständen ganz außerordentlicher Art hervorgegangen war. Ein Brief Nietzsches an Jakob Burckhardt machte diesen unter den Menschen, die zur Zeit in wirklichem Verkehr mit Nietzsche standen, zum ersten Zeugen des Ausbruchs seines Wahnsinns.

Es war am Nachmittag des 6. Januar 1889, einem Sonntag, als meine Frau und ich, in meinem Studierzimmer beieinandersitzend, dessen Fenster nach der Straße und den an dieser liegenden Vorgärtchen gehen, Jakob Burckhardt zur Tür hereintreten und nach unserer Haustür sich bewegen sahen. Unter den für uns bestehenden Umständen mußte, daß Nietzsche im Spiele sei, unser erster uns blitzartig überfallender Gedanke sein. Burckhardts Erscheinen an und für sich war mir ein Rätsel, da zwischen ihm und mir ungeachtet unserer beiderseits stillbewußten Gemeinsamkeit unserer Beziehungen zu Nietzsche, damals noch keinerlei intimerer Verkehr bestand — anders lag Nietzsche den uns im Moment allstündlich gegenwärtigen Gedanken nahe. Schon seit einem Vierteljahr füllten die schwersten Sorgen um ihn meinen Kopf, andere fast ganz daraus verdrängend, seit mir der Briefbote die zweite Turinergruppe der Nietzschebriefe zutrug, d. h. seit etwa Mitte Oktober handelte es sich dabei um Briefe, die ihrer ganzen Beschaffenheit nach in stark steigendem Maße an Geistesstörung des Schreibers denken ließen. Nun galt Burckhardts Besuch der Mitteilung des von ihm erst am Tage, da er zu mir kam, erhaltenen entsetzlichen Briefes. Sobald wir ihn gemeinschaftlich gelesen hatten und von den Seitenstücken, die ich schon in meinem Schreibtisch besaß, die beweglicheren auch ausgetauscht waren, war alles klar, wie es um Nietzsche stand. Taghell war nun, was ich schon seit einiger Zeit zu ahnen scheute.

Eine Mitteilung, die von mir durch einen ebenso unverzüglichen Bericht erwidert wurde über die sofort unternommene Reise, welche der Abholung meines Freundes von Turin und seiner Begleitung hieher gegolten hatte! Wohl schon der erste Tag des so eingeleiteten Verkehrs öffnete Burckhardt den Mund zu den Erklärungen, aus denen mein vorstehendes Zeugnis stammt. Sie waren eindringlich und unmißverstehbar, wie Burckhardt redete, wenn er reden wollte, und haben sich mir, dem sie einen Vorhang vor einem Sachverhalt zerrissen, welchen eigene dunkle Ahnungen bis dahin fast nur mitverhängt hatten, unvergeßlich eingeprägt.

Auf ihrer großen Informationsreise, mit der sich Nietzsches Schwester im Sommer 1895 auf ihre Biographie vorbereitete und auf der sie im Spätsommer auch Basel besuchte, sah sie hier Jakob Burckhardt, um auch seinen Anteil an der von ihr geplanten Darstellung der Basler Zeit ihres Bruders sich zu erbitten. Der Empfang, der ihr dabei zuteil wurde, kann sich, wie ich aus Burckhardts eigener Schilderung dieser merkwürdigen Entrevue weiß, von einer Wegkomplimentierung aus dem Zimmer nur gerade soweit unterschieden haben, wie sich von selbst versteht, wenn man bedenkt, daß die Beteiligten eine Dame und Jakob Burckhardt waren. Die Version, die von Burckhardts Verhalten bei dieser Gelegenheit hier am Ort kursiert, scheint die zu sein, daß sich „Köbi" als altersschwachen „Moribond" gestellt habe. — Jakob Burckhardt war von der Art der

Menschen in Port Royal, für eine gewisse Pusillanimität durchaus geneigt und darum Lagen stark ausgesetzt, denen sie um jeden Preis sich zu entziehen hatten, selbst um den Preis der Annahme der Miene eines verständnisunfähigen Narren. Ein interessantes Beispiel aus den Kreisen von Port Royal finde ich in sehr authentischer Form erzählt in der Revue des deux mondes, Heft vom 1. Sept. 1890. Ich will nicht sagen, daß der Port-Royalist Fontaine dieser Erzählung, der den Narren bei einem Anlaß der bezeichneten Art spielt, Burckhardt sein könnte. Denn Fontaine war sein Verhalten von seinen Meistern diktiert, und ob sich Burckhardt einer fremden Anweisung in solchem Falle gefügt hätte, weiß ich mindestens nicht. Aber der Einfall jener Meister, Arnaulds und Le Maîtres, Fontaine für ihren Zweck als Narren anzustellen, stammt denn doch jeden Fall ganz aus Jakob Burckhardts Geist und Denkweise. Er war ein Mensch dieser problematischen Gattung, an der man nicht gerade immer unbedingten Gefallen findet, deren Bedenklichkeiten indessen selbst stets etwas von ihrer „ausgesuchten (recherchée) Art an sich trägt". Sie gefallen nicht eben, aber etwas von der „Vornehmbarkeit" des Sünders ist daran immer unverkennbar. Bei alledem will ich nicht in Abrede stellen, daß Burckhardt sozusagen aus derberem Holz geschnitten war als die Port-Royalisten und seine Pusillanimität nie so stark hervorgetreten wäre. Er hatte, im Fall der Not sich als Narr gebärdend, doch mehr Humor als jene Port-Royalisten und nahm sich nicht ganz so ernst. Er gebärdet sich in solchem Falle freier und gewissermaßen lustiger. Denn er stammte doch nicht aus so streng religiöser Schule wie die Port-Royalisten, von denen man geradezu sagen kann, daß sie als Asketen logen.

Von einer Begegnung Nietzsches mit Burckhardt kann allein in ihrer unbefangenen Stellung zum Christentum die Rede sein. Sie leiteten beide als Schüler Schopenhauers aus dem griechischen Pessimismus die größten Leistungen der Griechen ab (aus einem Übermaß des Leidens), aber nur Burckhardt „mitleidend", während nur bei Nietzsche das Verständnis der Griechen auf einer ursprünglichen Verwandtschaft seiner individuellen Anlage beruht. Denn wenn, wie Burckhardt meint, die griechischen Affekte daraus ihre unterscheidende Größe schöpfen, daß sie auf dem Boden eines Egoismus erwuchsen, der durch keinerlei religiös legitimierte Moral beschränkt war, so war der brennende Ehrgeiz, der Nietzsche beseelte, soviel ich zu sehen je vermochte, der Kern seines Wesens. Sein Mitleid mit ihnen war gerade kein „christliches". — Von den Eigenschaften klassischer Briefe besitzen die Nietzsches die eine wenigstens in ganz hervorragendem Maße, daß sie ad hominem geschrieben sind. Darum erschrak ich auch so sehr, als mir sein im Wahnsinn an Jakob Burckhardt gerichteter Brief zukam. Der Adressat war fast gleichgültig, das sprach fast noch beredter als der an sich wahnsinnige Inhalt dafür, daß Nietzsche ihn von Sinnen geschrieben hatte. Wie konnte er sich gerade diesem Manne gegenüber so gehen lassen!

Wer in Nietzsche zuhause ist, wird nach Zeugnissen über die Höhe seiner Anschauungen über Freundschaft nicht viel fragen, seine Schriften enthalten deren die Fülle. In dem von der Schwester dem Bruder errichteten Freundschaftstempel

sind die Briefwechsel mit Jak. Burckhardt, Gottfr. Keller und H. von Stein von ganz besonderem Interesse, sofern sie jedenfalls den Freundschaften gelten, bei denen der Nietzschesche Beitrag zur Lyrik des ganzen Verhältnisses, zum gefühlsmäßigen Aufwand zu seinem Zustandekommen der unverhältnismäßig größere ist, so sehr, daß Nietzsche fast als Opfer des Verhältnisses erscheint. Für ihn knüpfen sich jedesmal Hoffnungen und Aspirationen daran, von denen der andere Teil kaum etwas weiß. Das gilt schon von der Freundschaft mit H. von Stein, geschweige denn von den beiden anderen, bei welchen von Freundschaft fast nur wie vom lux beim lucus — a non lucendo — die Rede sein kann, wenigstens auf der einen Seite. Da ich von Nietzsche selbst noch vor seinem definitiven Wegzug aus Basel (Frühjahr 1879) seines späteren jungen Freundes, des Freiherrn von Stein Jugendschrift „Die Ideale des Materialismus" geschenkt erhalten habe (woher ich das Büchlein noch heute in meiner Bibliothek besitze), Nietzsches persönlicher Verkehr mit Stein hingegen erst im Herbst 1882 begonnen hat, so bin ich zwar in der Lage gewesen, die Beziehungen zwischen beiden von Anfang an zu verfolgen. Dennoch sind sie mir in der Hauptsache sehr lange verhüllt geblieben und treten auch in meinem Briefwechsel mit Nietzsche sehr selten und unvollkommen hervor. Eigentlich durchsichtig sind diese Beziehungen auch mir geworden erst durch die doppelte Behandlung, welche sie für die Öffentlichkeit durch Frau Dr. El. Förster im Jahre 1904 erfahren haben, in Friedrich Nietzsches Gesammelten Briefen und im Leben Friedrich Nietzsches. An beiden Orten ist mir diese sogenannte Freundschaft mit Stein, — so dankenswert auch mir wie jedem, der etwas davon erfahren will, diese Publikationen der Frau Dr. Förster gelten — als ein Freunde Nietzsches bis zur tiefsten Melancholie herabstimmendes Andenken erschienen. Selbst diese sich anfangs so ungewöhnlich aussichtsreich anlassende Begegnung sollte für Nietzsche zu nichts führen, mag das nun an der Unerbittlichkeit der Todessichel und ihres Eingreifens in Nietzsches Leben hängen oder auch an der natürlichen Inkompatibilität von Nietzsches Menschenart mit jeder anderen, die ihm begegnete.

Der arme Nietzsche mochte allemal ausnehmend, viel weniger bis gar nicht mochte man ihn. Und doch werde ich, der ich so weit unter ihm stand, am allerwenigsten daran denken mögen, zu bestreiten, daß er wie nur sehr wenige Menschen für das Empfinden von Freundschaft geschaffen war. Aber eben an dieser Sensibilität wie an anderen hat er nur eine üppige Quelle des Unglücks gehabt, das Ich überhaupt über sein Leben ergossen hat, und das ich bei meinem schüchternen Versuche einer möglichst gedrungenen und doch nicht ganz fehlgehenden Charakteristik in meiner „Christlichkeit unserer heutigen Theologen" im Sinne gehabt habe. Die wirklichen Freunde Nietzsches (nicht die wahren), die es gar nicht gibt, ebensowenig wie es, nach Nietzsche, eine wahre Welt neben der wirklichen überhaupt gibt, haben an ihm ein und dieselbe „Nuß zu knacken" gehabt, sind in diesem Problem verbunden gewesen und können sich auch in Hinsicht auf den Erfolg, der ihnen dabei zuteil geworden, untereinander allein beurteilen und abschätzen.

(Schluß folgt)

Eine Rundreise in Ansichtspostkarten / von Richard Dehmel

Straßburger Münster

Der Ansicht aller Welt zum Trotz
steht dieser Turm und krönt — was? — einen Klotz.
Er stand beim jungen Goethe sehr in Gunst
als Voll- und Höchstbeweis echt deutscher Kunst.
Er steht, wie ihn der alte Goethe sah,
noch heut höchst unvollendet da.

Rheinfall bei Schaffhausen

Blickst du ihn an, so wird dir wirr
von all dem stürzenden Flutgeirr.
Doch horch hinein, da steigt vom Grund
klar ein steter Einklang und
Aufklang.

Gotthard-Tunnel

Über der Einfahrt grausen verquollen
eisige Gipfel durch Wolken herab.
Unter der Ausfahrt weisen die Schollen
finstrer Felsen zu nebelvollen
Schluchten und nenen Schachten hinab.
Immer durchs Dunkel von Stollen zu Stollen
fühlst du dich immer dem Licht zurollen,
und so setzt dich endlich mit tollen
Sprüngen der Himmel ins Blaue ab.

Isola bella

Das könnten wohl die seligen Inseln sein,
wenn's nicht auch hier, wenn's regnet, regnete.
Wie arme Sünder schaudern die Zypressen
vor ihrem Spiegelbild im trüben See;
und während sich des Himmels Gnade reichlich
auf sie und mich und übers Schiff ergießt,
steht, einem Engel ähnlich an Geduld,
mit höchster Höflichkeit mein Haupt beschirmend,
ein Doganiere neben mir und prüft
bis auf den Grund mein zollpflichtschuldiges Herz.

Mailand

Und ward dir vor den tausend Heiligen schwach,
die, eitel Marmor, rings den Dom garnieren,

dann steige auf sein flaches Dach,
das neunundneunzig einzelne Türmchen zieren.
Das wird dich, Alles Marmor, wie ein Hain
kandierter Weihnachtsbäumchen delektieren —
auf einmal siehst du fern im Sonnenschein
die Alpen.

Certosa bei Pavia

Schmuckkästlein schlichter Einsamkeit:
hinter der Prachtwand der Fassade
bat mancher Mönch in weiser Schweigsamkeit
die Jungfraun Borgognones einst um Gnade.
Jetzt möcht ich in den leeren Klausen
mit Dir, Geliebte, noch verschwiegner hausen.

Genua

Kaufherrin stolze: immer strahlenbreiter
trägt sie bergan die meerentnommene Krone,
und ihr geringstes Frachtschiff fährt heut weiter
als je die kühnste Doria-Traumgallione.

Campo Santo in Pisa

Geisterhafter Bildertraum
dehnt den schmalen, stillen Raum.
Sieh: das Viereck der Arkaden
strebt den Himmel einzuladen.
Horch: der Erde reinsten Hauch
opfert stumm ein Rosenstrauch
voller weißer Blüten.

Orvieto

Willst du den Tag der Auferstehung sehn,
den Signorelli sah? Komm, Seele: dort
staun sich Gewitterwolken, schon ziehn Schatten.
Bald werden um dies trotzige Felsennest
durchs weite Talfeld der Chiana unten
die schrägen Strahlen der verhüllten Sonne
fahl wie aus Gräbern aufgescheuchte Schemen
nach Zuflucht schweifen, taumelnd, und nun fährt
der Blitz dazwischen — o Erleuchtung — ja:
dort sah der Künstler, was er dann nur malte.

Campagna vor Rom

Hier spannt sich alles, Landschaft, Bäume, Tiere,
als habe sich die Welt zur Ruh gezwungen;
erwartungsvoll ist jede Form geschwungen,
die Hörner selbst der silbergrauen Stiere.
Denn dort am Horizont hebt einsam groß,
so einsam groß, daß auch die Berge nur
Mitglieder sind der staunenden Natur,
das Haupt der Ewigen Stadt sich zum Azur:
die Peterskuppel Michelangelos.

Im Pantheon

Wer faßt dein Innres, Rom: du Kirchhof der Kulturen:
Verwesung glänzt darin mit immer frischen Spuren.
Im Pantheon zumal, kraft göttlicher Beschlüsse,
erlebt man wundersame Grundwasser-Überflüsse.
Durch solch ein Wunder sah ich: auf einer Altarplatte
saß eine magre Katze, die sich gerettet hatte.
Kläglich miauend saß sie, begafft vom Fremdenstrom;
da hast du deine Göttin, modernes Rom!

In den Abruzzen

Endlich dem Bann der Museen entronnen,
fand ich Italien auf eigne Faust schön,
fand ohne Baedeker goldene Sonnen,
silberne Monde, in Tälern, auf Höhn;
fand auch ein Räuberpaar, in einer Grotte,
spät eines Abends, im wilden Wald,
raubten sich Küsse, die haben geknallt —
siate felici nel cuor della notte!

Pontinische Sümpfe

Die Sterne flimmern; schwül schweigt das Moor
längs der langen Straße zur Nacht empor.
Längs der langen Straße, schwarz im Düstern,
ragen und raunen die hohen Rüstern.
Längs der langen Straße, wie aufgereiht
von einer zur andern Unendlichkeit,
raunen die Rüstern wie fiebertrunken:
dreiunddreißig Städte ruhn hier versunken
längs der langen Straße.

Neapel

„Neapel sehn und sterben" — in der Tat:
dies Paradies des Pöbels ist zum sterben.
Sehr sichtbar, echter Lazzaronistaat,
liegt's wie ein blendender Haufen Scherben
am Riesenmaulwurfshügel des Vesuv,
den Gott gewiß aus reinem Mordsspaß schuf.

Pompeji: Haus des tragischen Dichters

Was klagst du, Menschheit! Sieh, allerseelenvollst
lacht dir das Leben, und komisch nickt der Tod:
Da steht zerbröckelt des Dichters Gastgemach,
sein Werk und Name verbrannten im Lavaschutt,
aber das Brautpaar seines Wandgemäldes
entdeckt noch immer das Nest voll Liebesgöttchen,
wie's Tausende Paare noch entdecken werden,
wenn dieses ausgegrabene Machwerk längst
wieder in Lavaschutt versenkt sein wird.

Auf Capri

Trotz aller reisenden christlichen Tugendbünde
ist hier noch Raum für einige heitre Sünde.
Trotz Badehose gleicht in der blauen Grotte
ein schmieriger Fischer einem silbernen Gotte.
Trotz Zeitung, Polizei und meckernder Ziegen
kann noch an mancher Klippe ganz verschwiegen
der Faun die Nymphe beim Schlafittchen kriegen.

Bergstraße von Amalfi nach Salerno

Europas reichste Damen
karriolen den Felsweg her,
hoch zwischen Himmel und Meer,
immerfort wechselt der Rahmen.
Großartig wechselt der Rahmen;
hoch zwischen Himmel und Meer
erwartet ein Bettlerheer
Europas reichste Damen.

Bahn nach Potenza

Und keiner ist verächtlich und schwach genug,
daß nicht auch ihn aufrüttelnd ein Stolz durchzuckt,
wenn durchs Gebirg auf dröhnender Bahn der Zug
hinstürmt von Viadukt zu Viadukt;

denn hier hat Menschenarbeit Bogen an Bogen,
Triumphbogen durch die Natur gezogen.

Valle del Basente

Straße und Brücke verfallen,
das steinige Flußbett trocken;
meine Schritte hallen
laut auf Trümmerbrocken.
Und erschüttert erbeben
verdorrte Uferbäume.
Land, wo ist dein Leben?
Volk, was träumst du für Träume?

Erster Klasse nach Brindisi

Scusa, Signora e Monsignore!
Und ich nehme Platz im Coupé, con amore.
Der Priester scheint auf Kohlen zu sitzen,
die Dame strotzt von Juwelen und Spitzen.
Der Priester rückt in die äußerste Ecke,
die Dame bückt sich, und ich entdecke
eine schmutzige Nachtjacke.

Corfu

Also auch hier wühlen Hühner und Schweine
in verwahrlosten Gärten und Auen.
Aber wenn wir's von ferne beschauen,
läutert der Lichtgeist alles Gemeine.
Weiter und weiter schreit' ich ins Reine,
und der Oliven verwilderte Haine
überrauschen das menschliche Grauen.

Pontikonisi

Weiß steht das Kirchlein aus der blauen Flut,
Zypressen laden ein zur Himmelsreise.
Sacht naht der Fährmann mit der irdischen Speise;
ein Glöcklein tönt, das Ruder ruht.
Wärst Du, Geliebte, nicht auf Erden,
ich könnte Mönch auf diesem Eiland werden.

Bergweg bei Patras

Ein Schrei — fast stürzt mein Pferd — und aufgebäumt
ums Felseck biegend seh ich: schluchzend reißt,

im Staub knieend, mit aufgelöstem Haar,
und schreiend — oh, so schrie Medea einst —
reißt sich ein schönes griechisches Bauernmädchen
die türkische Jacke von den nackten Brüsten
— Papiergeld fliegt — und weg von ihr, bergab
jagt im Galopp, in klirrender Kutsche hockend,
ein schlotternder Stadtherr, häßlich wie ein Mops.

Olympia

Apollon, der die Tiermenschen bezwang,
jetzt als ein Giebelbruchstück ausgestellt,
begleitet mich durchs Tempeltrümmerfeld
und spricht gen Sonnenuntergang:
Lapithen und Kentauren ruhn im Sumpf,
Faustkämpfer preist die Menschheit auch nicht mehr,
noch aber übermannt euch seelenschwer
der Schatten selbst von diesem Säulenstumpf.

Tempel bei Bassä

Wohl stehn noch stolz die morschen Säulenschäfte
ob Steingeröll und niedern Krüppel-Eichen
und sind, indes Eidechsen und Blindschleichen
den kletternden Hufen meines Gauls ausweichen,
in dieser Höhenluft ein rührendes Zeichen
himmlischen Aufbegehrs der irdischen Kräfte,
doch rührender rings die tausend Nachtigallen,
die durchs Geläut der käuenden Ziegen schallen.

Burg und Stadt Karytäna

Schmettert, ihr Nachtigallenheere,
helft meine Kavalkade befeuern!
Dort oben herrschte einst Ritterehre,
schuf Herzogskronen aus Abenteuern!
Aber die griechischen Rosse wollen
nur noch zur Futterkrippe trollen.

Herberge vor Tripoliza

Hier gibt es alles: Wasser, Gras und Mist,
Strohsack und Wanzen — bloß Laternen fehlen.
Schon aber geht ein frommer griechischer Christ
ein Licht aus der Dorfkirche stehlen.

Nauplia

Ein toter Esel fault im Straßengraben,
am Tor ein Hund.
Ein Stadtsoldat schleckt sich an Honigwaben
die Zunge wund.
Mit schmachtenden Blicken hockt ein Rudel Knaben
am Mauerwall. Und jedes Auge laben
unzählige wilde Blumen, märchenbunt.

Wiesen bei Argos

Das sind die Blumen aus dem Morgenland:
sie leuchten aus der Ferne wie durch Schleier,
sie schimmern seidner als ein Festgewand,
sie duften reiner als die Braut dem Freier —
sie scheinen in der Nähe dir bekannt,
es glimmt in ihren Kelchen wie ein Feuer,
das auch in dir wohl einst, o einst gebrannt —
du pflückst davon, doch scheu und scheuer
stockt deine Hand:
du träumst die Blumen heim ins Morgenland.

Mykenä

Auf einmal schleppt mich Frau Historia
durch wüst Gerümpel und beginnt zu melden:
das Löwentor — die Burg — die Agora — —
Was? Hier, hier hausten die homerischen Helden?
Weg! In der Dichtung ist's ein Göttersaal,
hier wird's zum Hottentottenkral.

Akrokorinth

Stahlblau erfunkeln mir zwei Meere,
Waffen funkeln durch meine Gedanken,
wild sich kreuzend, alle die blanken
Klingen der Krieger, die dort versanken,
Griechen, Slaven, Türken, Franken,
Landeskinder und Söldnerheere —
funkeln — und um zerstürzte Paläste
von Strand zu Strand über Tempelreste
den Berg herauf zur verfallenden Veste
brandet Begeistrung und füllt das Leere.

Fischerlied bei Salamis

Ruhe dich, Schiffchen: hier werfen wir Netze.
Hier wurden vom Ahnherrn ertränkt die Barbaren.

Drum schenkt uns das Meer heut fetten Fisch —
ruhe dich, Schiffchen . . .
Hundert Heilige wurden für uns gemartert.
Fremde Lords sind gestorben für unsre Freiheit.
Drum schenkt uns der Himmel heut weichen Wind —
ruhe dich, Schiffchen . . .

Athen

Die Muse spricht: Narrt mich ein Fiebertraum?
Stellt nicht dort unten das Theater noch,
der Felswand angeschmiegt am heiligen Abhang,
traut wie ein Schwalbennest den Weltkreis vor?
Was sucht der Herr da, der den Staub beriecht,
wo einst der Feldherr saß, der Opferpriester?
Und hier, wo ehmals steilgestreifte Säulen,
schwarz wie der Styx, rot wie geronnen Blut,
dem blauen Äther, der sie bleichte, trotzten,
hier steht gar einer und studiert den Schutt?
O Wunder, daß noch Meer und Himmel leuchten!

Fahrt zum Parnassos

Vom Dampf des Schiffes, den die Hitze ballt,
verhüllt: was strahlt aus buntem Dunst herbei?
so weiß! — was träumte mir? — ein Gipfel — drei —
ein Kranz von Gipfeln strahlt den Dunst entzwei —
so weiß strahlt nur der ewige Schnee — so frei —
Ist's der Parnaß?! — Flieh, schwüle Träumerei!
Hinauf! dort oben ist es kalt.

Delphi

Mein Dämon spricht: Auf Delphi ruht ein Fluch,
da laß uns still vorübergleiten.
Mir däucht, wir hatten schon zu Olims Zeiten
an dem Orakel in uns selbst genug.

Zwischen Leukas und Ithaka

Durch dieses Meer trieb einst in irrer Not
Odysseus seinem treuen Weib entgegen.
Durch dieses Meer trieb wild im Liebestod
Sapphos zerbrochner Leib der Nacht entgegen.
Durch dieses Meer treibt nun im Morgenrot
mein Herz, Geliebte, Dir entgegen.

Albanische Küste

Die Küste weicht; ich seh mein Schiff mit beiden
Bugseiten durch die Flut, die tiefblau glatte,
wie durch geschliffnen Stein sich vorwärts schneiden,
so undurchsichtig glänzt die spiegelglatte.
Ich wende mich und seh im Glanz auf beiden
Kielseiten ferne Höhenzüge scheiden;
da schwimmen sie wie sagenhafte satte
Seekühe, die sich an der Bläue weiden.

Hafen von Ancona

Zwischen zwei Vorgebirgen lauscht der Wind,
der sanften Gruß bringt von der Abendsonne,
ob Stadt und Hafen wohlgebettet sind.
Er fragt ein Heiligtum, worob es sinnt,
einst der Frau Venus Haus, jetzt der Madonne,
und alle Glocken künden voller Wonne:
In goldner Wiege ruht ein himmlisch Kind.

Assisi

Wallfahrer haben mir den Weg gezeigt;
im öffentlichen Garten rasten wir,
und mancher blickt dem heiligen Dichter gleich
beseligt auf zum lieben Bruder Himmel.
Ein junges Weib nur blickt verstört ins Land,
durch das ein Zug lobsingender Mönche wandelt.
Am Rand des Gartenberges die Zypressen
stehn wie erstarrte schwarze Flammen da,
und plötzlich regt sich eine wie entsetzt
vor dieses Himmels blendend blauer Glut.

Perugia

Sei gesegnet, holder Ort!
Frommer Ahnen Meistergilde
schuf aus rauhem Felsgebilde
für die Enkel dies Gefilde;
kannst du zürnen, Gott der Milde,
wenn sie nun ins Ewige fort
unter den Akazien wandeln,
nur noch schauen, nicht mehr handeln?!

Am Trasimenischen See

Was wohl die Unken klagen
dort um das alte Kastell?

Daß da mal Römer lagen
von Hannibal erschlagen?
Daß da den Troubadouren
von denen adligen Huren
vertrommelt ward das Fell?
Man muß nicht immer fragen,
um was die Unken klagen;
die Frösche lachen hell.

Florenz

Du Allerschönste, Liebling aller Welt,
einst manchem Herrn, nun jedem Gaffer feil,
und immer noch von Zier und Reiz geschwellt,
so lehnst du stolz auf hehrem Ruhebett,
dein Haupt wie eines Turmes Zinne steil,
dein Schoß wie offne Rosen lebensfroh,
und gar den Busen schmückt als Amulett
die heilige Kunst des Fra Angelico.

Ravenna

Ravenna! rief die Inbrunst: gib mir Raum!
was brütest du auf Gräbern Tag und Nacht?
Und Grüfte wölbten sich zu Farbenhimmeln,
in denen tausend Malerseelen träumen,
und über denen Dante wacht.

Venedig: Punta della Salute

Hier möcht ich sterben, alt, wie Tizian starb,
doch in verhängter Gondel und allein,
durch einen Spalt nur glühn im Abendschein
verwitternde Paläste glorienfarb,
schlaftrunken schaut die Wasserfläche drein
und haucht mir eine Seelenruhe ein,
die niemals um ein ewiges Dasein warb —
so möcht ich sterben — aber leben: nein!

Verona

Auf des Amphitheaters höchstem Rand
ruht nach vollbrachtem Tagewerk ein Kerl,
die braune Stirn noch voller Schweißgeperl,
und läßt sich trocken glühn vom Sonnenbrand.
Ein simpler Steinmetz, der wohl kaum verstand,

wozu sein Flickwerk an dem alten Loch,
und hat wie Herkules geschuftet doch;
jetzt aber faulenzt er ob Stadt und Land,
als sei kein Gott so frei wie Er vom Joch.

Wanderstraße am Etsch

Arbeitsleute schreiten vor mir schwer,
immer schwerer dröhnt bergan ihr Schritt:
aus der Ferne graut die Fremde her.
Pfeifend halt ich ihnen gleichen Tritt,
Strom und Straße schweigen immer mehr:
aus der Ferne blaut die Heimat her —
und auf einmal pfeifen alle mit.

Sirmione am Gardasee

Avanti! Heiter wie des Südens Luft
soll dich mein Abschiedsgruß, du liebliche
Halbinsel, die Catull besang, umwehn.
Hell greifst du durch den blauen See nach Norden,
gleich einer gastlich hingestreckten Hand
gefüllt mit Veilchen, Immergrün und Frucht.
Doch daß auch ernster Schmuck dir wohlsteht, zeigt
gleich einer Spange am Gelenk das düstre
Kastell, von dessen Söller mich der Ruhm
des jungen Bonaparte grüßt — Avanti!

Hochfeiler am Brennerpaß

Heiß auf kalter Höhe mach ich Rast,
von den Gletschern kommt ein leichter Hauch,
kommt und geht, und lichter Rauch
wird mir all die fremde Last,
von der Völkerstraße her die Hast,
und die Sehnsucht nach der Heimat auch.

Innsbruck

Die Berge glänzen klar im Kreis,
die Luft im Tal ist menschenheiß.
Ich trete in den alten Dom,
ich atme tief den Dämmerstrom.
Erzbilder schimmern durch den Raum,
ich träume einen Himmelstraum;

und langsam neigen sich die Stirnen
der ehernen Ritter vor den fernen Firnen.

Konstanz

Im offnen Garten ist Konzert am See,
der Geist Beethovens schwebt von Stern zu Stern,
tief unter Brücken schweigt die Wasserfee,
hoch über Türmen schweigt der Alpenschnee,
schweigt Stern bei Stern, schweigt wie seit je —
und immer noch Konzert, Konzert am See —
o Beethoven, wozu der Lärm?! —

Spezgart bei Überlingen

Von Schlucht und Halde weichen Morgenschleier,
die Erde dampft der Sonne ihren Dank.
Hier trieben wir, Geliebte, Frühlingsfeier;
es herzte Trieb an Trieb sich frei und freier,
bis über unsre Abschiedsfeier
der pfirsichblütne Abend sank.
Nun sind die Früchte reif zum Willkommtrank.

Stein am Rhein

Klosterfrieden, Weltbehagen:
lacht hier noch Italiens Glanz?
Buntbemalte Giebel tragen
frei Boccaccios Fabelkranz.
Stromschnell naht das heimatstete
Schiff, mit Gästen angefüllt.
Wenn doch jetzt Gesang herwehte!
Da: weiß Gott, man singt — man brüllt
die „Wacht am Rhein“...

Triberg im Schwarzwald

Urweltsprache dröhnt im Wasserfall,
läßt kein Menschenwort herdringen.
Was denn hör ich durch den Schwall
doch wie Muttersprache klingen? —
Nicht ein Vogelstimmchen hallt,
nur die Tannenwipfel schwingen.
Welt, ich fühle wieder deutschen Wald,
höre deutsche Quellen singen! —

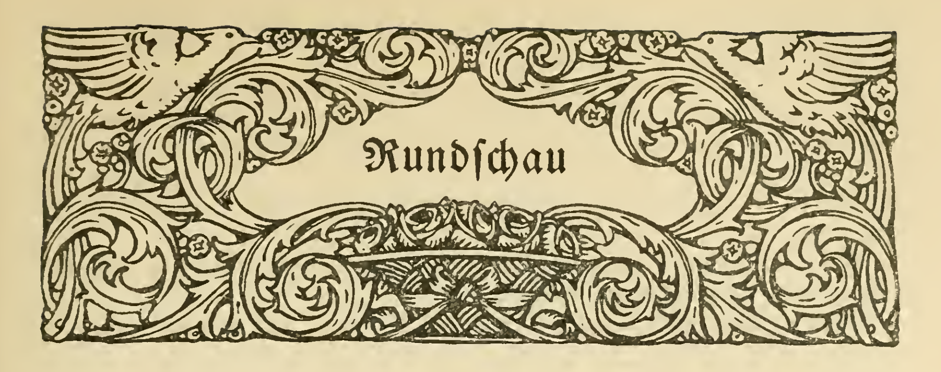
Heidelberg

Das alte Schloß . . . Man zankt sich wohlgesinnt
im Akademischen Kulturverein:
ist's zu erneuern? — wie?! — halb? ganz? — ja! nein!
Der will das „Wesen" wahren, Der den „Schein",
Jeder lügt Leben in den toten Stein
und schilt die Andern wahrheitsblind.
Ich sehne mich nach einem Menschenkind,
das garnichts will als ganz natürlich sein.

Bingen am Rhein

Du kleine Stadt am Strom, mir weltengroß,
dir dank ich meine Mutter, dir das Weib,
das mir so lieb ist wie mein eigner Leib,
ich williger Pilgersmann von Schoß zu Schoß.
Du Strom, du großer, spiegelst du mein Los?
du kleine Welle, meinen Weltverbleib?
Eilt nicht auch ihr mit Seel und Leib
von Schoß zu Schoß,
von Bergesschoß zu Meeresschoß? —





Aufruf

Deutsche Davidsbündler, — „das ist: Männer und Jünglinge, die Ihr totschlagen sollet die Philister" — sammelt Euch; ein Beispiel ist hinzustellen; eine Schuld ist wettzumachen; eine Tat ist zu tun.

Ein toter Weltstadtsänger ist zu grüßen; ein Kämpfer ist zu preisen; ein Lachender ist zu krönen.

An diesem siebzehnten Februar ist er vor einem halben Jahrhundert in Schmerzen gestorben.

Die französische Wärterin berichtet: „La nuit dernière il répétait, et répétait comme le vendredi: „Je suis perdu" . . . Par trois fois il me dit d'écrire — — je lui dis peu après: „Quand vos vomissements cesseront, vous écrirez vous-même"; il reprit: „Je vais mourir." — — In der sechsten Morgenstunde am 17. Februar 1856 starb er. —

Er hat ein Grabdenkmal in Paris. Er hat ein Denkmal in New York. Er hat ein Denkmal in Kerkyra oder Corfu. Er hat keines in Deutschland.

Er war ein großer vaterländischer Deutscher: weil er mit ganzer Seele dies Land geliebt hat; dann, weil sein Ruhm den deutschen Ruhm erhöhte. Seine Macht endet nicht hier. Er ist der neue Sänger der großen Städte; ihrer Liebe und ihres Hungers; er gab die neue Lyrik der gepflasterten Straßen. Im Gegensatz zu der früheren, sozusagen mehr agrarischen Poesie. Er schreibt die ersten Lieder des dritten Jahrtausends. Er gibt nicht bloß Gefild und Mond, er geniert sich nicht in einer großen Stadt zu sitzen und kündet ungezwungen die Gefühle solcher Menschen. Ihn erfüllt das Schicksal der großstädtischen Masse. Es wächst hienieden Brot genug für alle Menschenkinder. Er ist ein neuer Lebensdichter. Er ist ein großer Tragikomiker des Lieds. Er ist ein erlösender Zyniker. Er ist ein singender Soldat.

Davidsbündler, sammelt Euch; wir wollen sein Denkmal errichten.

Vor zwölf Jahren hat es der Eingriff namenloser Kaffern zu hindern vermocht.

Ziehn wir vom Leder jetzt Alle, die entschlossen sind: dies Denkmal zu setzen, wenn nicht mit dem Willen der heutigen Machthaber, dann gegen ihn.

Daß er Fehler gehabt, ist uns nicht unbekannt. Wir setzen es ihm für seine Vorzüge.

Ist keine andre Möglichkeit, dann in der größten deutschen Stadt: nach Ankauf eines Orts, wo es umfriedet sein könnte, und doch sichtbar; wo es privat erschiene und öffentlich wäre; so daß man das Einholen einer Bestätigung lachend umginge. Ich neige zwar in manchem Augenblick zur Ansicht, daß ein Denkmal an der Nordsee, ein Denkmal am Rhein besser wäre; dann wieder scheint es mir, als ob darin bloß die sentimentalische Seite dieses

Einzigen Ausdruck fände, und sie ist mir so wertvoll nicht wie seine menschlich-freche, deren Denkmal in eine große Stadt gehört.

Aber die Frage des Orts mag offen bleiben. Sie darf kein Streitpunkt werden.

Und das Denkmal soll nicht gesetzt werden von einer Handvoll reicher Leute: sondern von Künstlern, Arbeitern, kleinen Mädchen und allerhand jungen Menschen, die ihn geliebt. Und es soll eine tiefere und allgemeinere Protestsache sein in einer feigen und lauen Zeit. Ein Schibboleth der Kraft, ein Paroli des frohen Intellektualismus . . . in einer feigen und lauen Zeit.

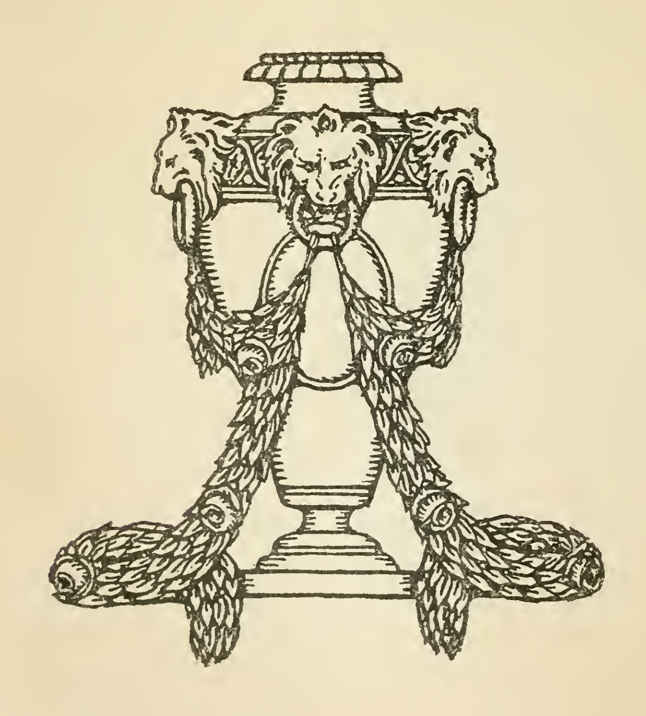
Es soll ein Denkmal des Trotzes werden; das einem Toten sein Schuldiges darbringt und manchem Lebenden heiteren Mut gibt.

Deutsche Davidsbündler, am 17. Februar sollt Ihr tagen. Eure Beschlüsse schreibt Ihr mir dann. Ich werde vom Stand der Sache in diesen Blättern von Schritt zu Schritt Rechenschaft geben. Und ich will nicht ruhn, bis die Hülle gefallen ist und das Marmorbild in der Sonne steht.

Und wo Ihr auch verteilt seid, ob in literarischen Verbänden, in Arbeitervereinen, in Zeitungen, in Künstlergesellschaften, in studentischen Genossenschaften oder irgendwo in der Freiheit, — zieht vom Leder. Es wird Zeit. Hört Ihr das Rauschen? es sind die Klänge Eures Marsches . . . wider die Philister.

Ein Beispiel ist hinzustellen. Eine Tat ist zu tun. Ein Gehaßter ist zu krönen.

Alfred Kerr



Philosophische Kultur

Ich habe wieder einmal Spinozas Kapitel über die Affekte gelesen, für mich das Wundersamste, das der wundersame Mann uns hinterlassen. Hier ist die volle Abgeklärtheit eines Menschenwesens, über das alle die Seele erschütternden Stürme keine Gewalt mehr haben, weil es sich ganz in die Ruhe des Ewig-Einen geflüchtet und in der Erkenntnis der Notwendigkeit alles Geschehens die sichere Herrschaft über sich selbst gefunden hat. Dieses Kapitel hat mir früher einmal den Schlüssel zu dem gegeben, was die Philosophie Spinozas genannt wird. Seitdem schaue ich alle die ungeheuerlichen Abstraktionen dieses Systems, das ganze mit mathematischer Akkuratesse ineinandergefügte Gerüst seines Monismus als die Schutzwehr an, die der Weise errichtet, um hinter ihr vor der peinigenden Gewalt der Affekte sich bergen zu können. Wenn ich vom Spinozismus höre, von einer absoluten Substanz und ihren unendlichen Attributen, so klingt mir aus dieser sublimsten Vergeistigung alles konkreten Lebens der leise verhallende Ton einer in langer Fermate gehaltenen Leidenschaft entgegen. So lese ich Spinoza eigentlich in der Umkehrung der Art, wie er sich selbst gegeben: von innen nach außen, von der Persönlichkeit aus zu dem Weltbilde, das die Persönlichkeit sich geschaffen.

Ob nicht im Grunde alle Philosophen ebenso gelesen werden müssen, auch die, welche an dem anderen Pole der die Weisheit suchenden Menschheit stehen, die Menschen mit den heißen Leidenschaften, die in dem Affekt den ewigen Mutterschoß alles Lebens und in dem Kampf den Vater aller Dinge erschauen? Ob nicht hinter allen Philosophien ursprünglich der Affekt gestanden, der in ihnen sich entladen, in ihnen sich den Weg ins Freie, Weite gesucht?

Nichts ist ja in dem Intellekt, was nicht zuvor in den Sinnen gewesen. Die Sinne aber sind glühendes Leben, der Herd der Leidenschaften und der Freudenschaften. Wo ein Sonnenstrahl das Auge trifft, da erzittert der Sinn in zwiespältigem Verlangen: sich ihm hinzugeben und vor ihm sich zu verschließen, in ihm zu leben und in ihm zu sterben. Da ersteht der Affekt, der ruhelos die Ruhe suchende und doch alles Ruhende zu steter Unruhe aufwühlende, das elementarste Problem, das der Mensch in sich selber trägt. Wenn der Künstler sich von diesem Affekt erlöst, indem er ihn verdichtet zu einer eigenen seelischen Existenz, wenn der Religiöse sich aus seinem Affekt seinen Himmel bildet und ihn bevölkert mit den Gestalten seines Glaubens, um in ihnen auszuruhen von den Erschütterungen, die der Sinn im Leben erlitten, dann flüchtet sich der Philosoph in den Begriff, den er ausweitet zu einem Allgemeinen, Ewigen, um in ihm dem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Darum ist die Philosophie mit der Kunst und der Religion gleichen Wesens. Sie ist Begriffskunst und Begriffsglaube, und es ist eine in uns noch nachwirkende Mystifikation der Scholastik, daß wir uns in der Philosophie immer noch an der Peripherie ihrer Abstraktionen, ihrer sogenannten Wahrheiten aufhalten, statt auch in ihr den Griff ins volle Menschenleben zu wagen. Heraklit und Plato, Spinoza und Nietzsche, Leibniz und Schopenhauer, Rousseau und Kant unterscheiden sich nicht so sehr in ihren kosmischen Prinzipien, als in ihrer Stellung zu den Affekten, aus denen sie ihre kosmischen Prinzipien gestalten. Die einen flüchteten sich vor dem Affekt — aber auch ihre Flucht bedeutete eine Anerkennung der Macht, der sie entrinnen wollten. Die andern suchten den Affekt, sie stellten ihn in das Zentrum des Lebens und bildeten die Welt ihrer Begriffe nach seinem Bilde. Aber sie alle werden von dem Gotte Eros getrieben, der sie herausfordert zum Entscheidungskampfe, um entweder ihn zu bezwingen oder von ihm sich bezwingen zu lassen. Auch die kältesten Begriffe der reinen Vernunft sind gefrorner Enthusiasmus, erstarrter erotischer Affekt.

Das gilt von den Königen unter den Philosophen. Aber im Reiche der Weisheit fangen auch die Bürger an sich zu regen. Diese Bürger sind nicht Leute, die philosophische Lakaiendienste verrichten, die sich an die Könige herandrängen, um ihnen die Schuhriemen aufzulösen, oder Worte aufzufangen, die sie der Welt als Orakel verkündigen, sondern solche, die sich ihres philosophischen Eigen-

wertes voll bewußt sind. Und auch die Philosophenkönige sind keine Tyrannen, sondern Befreier, sie sind die Propheten einer Kultur, in der auch die Bettler zu Philosophen und dadurch zu Königen werden, und der Vornehmste, der Königlichste unter ihnen allen hat doch ein Segnender sein wollen und ein Liebender, er hat aus seinem Reiche allen Pöbel mit jeglicher Sklavenmoral verbannt, um ein Volk zu schauen, in dem jeder auch ein Segnender und ein Liebender werde.

Eine philosophische Kultur, neben einer künstlerischen und einer religiösen: das bedeutet nicht, daß jeder von dem Ding an sich zu reden versteht oder über den Unterschied zwischen Plato und Aristoteles Bescheid weiß. Eine philosophische Kultur erfordert affektuelle Persönlichkeiten, die ihre eigenen Wege gehen, wenn sie ihr innerstes Lebensproblem, ihren Affekt sich deuten und von ihm aus die Gedankenlinien ziehn, die zuletzt das Menschendasein verknüpfen mit dem Lebensproblem alles Daseins.

Zwei Ströme dieser philosophischen Kultur rauschen uns heute vernehmlich entgegen: der eine europäischen, der andere amerikanischen Ursprungs. Der aus der alten Welt entspringende führt den Affekt auf seinem Grunde mit sich und läßt sich in seinen Tiefen durch ihn bewegen, um nach oben hin in ruhiger Klarheit und umfassender Weite sich zu ergießen. Hier strömt das Leben aus sich heraus und wird dann Gedanke. Schopenhauer und Nietzsche sind seine deutschen Quellflüsse. In der neuen Welt zeigen Emerson und Thoreau das umgekehrte Bild. Unter der brandenden Oberfläche des Lebens schaffen sie sich eine Tiefe, in der die Seele ihre Affekte zur Ruhe bringen kann. Sie saugen das Leben in sich hinein, um es dann mit dem Gedanken zu bezwingen. Aber beide Ströme streben nach einem Ziele hin, nach einer Lebensphilosophie, die stark und tief genug ist, um den Menschen mit seinen Affekten zu versöhnen, ihm in aller Leidensempfindung eine Leidlosigkeit zu geben, die ehedem nur das Vorrecht weniger auserlesener Geister gewesen ist.

Freilich: die Amerikaner brauchen dabei nicht erst die Despotie der philosophischen Reaktion, das Alleinherrschaftstreben der Schulphilosophie zu brechen, eine Aufgabe, die auch den freiesten Geistern in Europa kaum erspart bleibt. Deshalb zeigen uns diese Amerikaner noch deutlicher den Weg, den eine philosophische Kultur zu gehen hat: den Weg zur Natur, zur Ursprünglichkeit und Redlichkeit, wo auch die Affekte Natur werden und dadurch sich mit sich selbst versöhnen, zu ihrer Unschuld zurückkehren, doch so, daß diese Unschuld nun eine reife, bewußte wird, die Unschuld des Weisen, der alle seine Affekte dem großen Leben einfügt, sie dadurch selber groß, schöpferisch, kosmisch macht.

A. Kalthoff

Pfauenschleppe

Obwohl es nur einige Wochen seit der ersten Aufführung sind, steht mir heut Richard Strauß' Salome, die auf den Wildeschen Text komponiert ist, wie eine Erinnerung vor der Seele, die außerhalb aller Berufe liegt. Niemals waren die Berufskritiker in größerer Verlegenheit. Die einen mußten sie aus der Tiefe ihrer keuschen Lebensfreude hassen, die andern aus der Stumpfheit ihrer Organe anstarren, die dritten aus der Peripherie ihrer künstlerischen Sphäre leidenschaftlich einsaugen. Man kritisierte sich selbst, indem man sie kritisierte. Sie schien das fertige Produkt einer ganz bestimmten, nicht zentralen, aber seitlich irgendwo stark aufleuchtenden Kunst, und indem man die Seitlichkeit bekämpfte, vergaß man die Wunder des Schaffens; indem man diese lobte, die Dezentralisation. Ein Pfauenmuster wurde auf dem Tisch ausgebreitet, das ein Wunder der Phantasie und Technik war, weil es aus nie gesehenen Augen- und Federmotiven sich zusammensetzte und in berauschenden grünblauen Farben leuchtete. Ein Kleid daraus wäre unmöglich gewesen; es konnte nur eine Schleppe sein, so breit freilich, wie manche Kleider; und man sollte die Schleppe loben, weil eine peripherische Kunst, die den dekorativen Neigungen und Fortschritten der Zeit entspricht, besser ist als gar keine, und weil, wenn man diese tadelt, man ein Vorkämpfer der Unfruchtbarkeit wird. Die Kostümgeschichte zeigt, daß

aus Schleppen Kleider, wie aus Kleidern Schleppen wurden. Man weiß nichts Gewisses, als daß sich in diesem Vorgang unsere Zeit erfüllt.

Beardsley hat sich bei seinen berühmten Zeichnungen zur Wildeschen Salome das herausgenommen, was ihn reizte. Herodes ist nur ein weißer blinzelnder Kopf im Hintergrunde; Herodias eine Theaterhure, die von einem vertrockneten Roué und einem Feigenblattjüngling eingeführt wird; interessanter ist ihm Narraboth, der junge Hauptmann mit seinem Pagenknaben, der Knabe steht nackt neben ihm vor dem phantastischen Mond und er betreut ihn sorgsam auf der grotesken Totenbahre; am variabelsten geriet ihm Salome, die in einem schwarzen Kape und mit einem weißen Fächer über die unsichtbare Straße geht, an einem Pariser Flakontischchen Toilette macht, in Höschen mit nacktem Bauch und Brüsten den Stomachdance aufführt, die Silberschüssel mit dem Prophetenhaupt befriedigt betrachtet, die auf dem hochgestreckten Negerarm emporgehalten ist, Blut und Haare ein einziges Ornament, und noch verwandelter Blut und Haare und Sumpfpflanzen ein einziges Ornament: Johannisorchideen. Wo ist aber Johannes selbst? Sie geht in einem Pfauengarten spazieren, mit einem breiten schillernden schleppenden Pfauenrock, sie spricht mit einem beturbanten Mann, der nackte Füße hat, ein konventionelles Gesicht, eine mäßige zeichnerische Phantasie: Jochanaan möchte ein Gärtner sein und kann es nicht. Dieses Bild heißt Peacock skirt.

Um das Drama Wildes pflanzte Beardsley seine Phantasiewelt von verschlungenen Blütenhaaren, verzauberten Libellen, Brust- und Nabelaugen und anderen animalischen Steigerungen, hoch aufgerichteten Kerzen, Seetierornamenten, Tang- und Algengerüchen, an langen Fäden schwingenden Pfauenaugen, Juwelensternen und Onyxapplikationen, hieratischen Stirnlöckchen, stilisierten Fingern, maskierten Gentlemannarren und panischen Teufeln, Menschenblumen, Arabeskenständern, Tagschatten und Nachtsonnen, Statuenmenschen und Tierseelen, ein Ornament des Lebens unter Verzicht auf Charaktere und Szenen.

Wilde hatte die Charaktere scharf geschnitten und die Szenen logisch gebaut. Er machte die Herodias zur ahnungslosen Dirne, dem Herodes gab er unklare, ängstliche Ahnungen des Neuen und Erwarteten, die Salome ließ er durch Leidenschaft das Neue und Erwartete erfüllen, und rechts als Extrem zur Herodias stellte er den Jochanaan hin, das unbarmherzige Neue selbst. Die Juden wurden die beschränkten Streiter um das Neue, Narraboth der beschränkte Liebhaber mit Rittertum.

Salome wuchs in dieser wohlgeordneten Umgebung gewaltig. Sie ist nicht pervers, sondern so leidenschaftlich, daß sie an religiöse Erotik heranreicht. Sie vermischt Herodias mit Johannes. Sie erlebt die Ekstasen der letzten Römer und ersten Christen, sie liebt den himmlischen armen und keuschen Bräutigam, nicht wie eine Opernheldin, sondern wie ein Weib, deren äußerste Sensation ihr Gegensatz ist. So liebte man als Märtyrer. So wird man lyrisch. So würde Salome, wenn Herodes nicht sie töten müßte, eine Christin werden und das Salbgefäß der Magdalena erben. Wie dekadent gegen sie ist Kundry, die sich mit Schmerzen dieser Seelenwanderung erinnert.

Gomez Carillo erzählt in seiner biographischen Notiz zu Wildes Salome, daß ihn das Bild des Gustave Moreau, diese kühl rollende Pracht von Farbenjuwelen, am stärksten gereizt hätte. In seiner Phantasie lebten die Huysmansschen Worte: nur mehr Juwelen bedecken den Leib, zwischen ihren Brüsten glänzt ein Kleinod wie ein Stern, tiefer schlingt sich eine Granatkette um ihre Lenden, und über dem Schatten ihrer Scham gleißen Smaragde. Moreau deckte seine Salome mit Juwelen und Blumen, Wilde und Beardsley und Strauß taten nicht anders; bald bewußter, bald naiver. Jene ist eine hieratische Seherin, die zweite eine religiöse Erotikerin, die dritte eine ästhetische Kokotte, die vierte eine Entdeckerin bewegter Harmonien von rücksichtsloser Psychologie, Liebhaberin entlegener, sündiger Tonarten, Prophetin der Dissonanz (nicht als Verlegenheit, sondern als Kraft, die der Trieb der Musikentwicklung ist), aber alle vier decken ihre Blöße mit Blumen und Juwelen und über ihre Glieder hängt der lange schleppende Saum des Pfauenmusters. Alle

sind sie liebenswürdig und liebenswert. Ihre weltbewegende Leidenschaft verschwindet unter den Zaubern phosphoreszierender Technik. Moreaus Farbentropfen, Wildes Blumensprache, Beardsleys geniale Ornamentik, Strauß' meerestiefes Orchester sind ihr wechselndes Muster, ein Muster, das niemals ihre Person gibt, die uns rätselhaft und wandelbar wird wie die Bajadere, sondern die Person derer, die es schufen. Wilde dichtete nicht Moreau, Beardsley und Strauß illustrierten nicht Wilde, sie gingen alle ihre Wege in einem künstlichen Garten, den sie einer fernen Göttin widmeten und mit ihren eigenen Kulturen bepflanzten.

Strauß holte die Salome aus dem modernen Orchester, in dem sie schlief, wie in der modernen Farbe und Zeichnung und Sprache. So wenig, wie seine Vorgänger, war er beschränkt naturalistisch, er schilderte keine dämonischen Laster oder orientalischen Künste, und wie Beardsley seine Salome mit Schuhen tanzen läßt, obwohl ihr sie Wilde auszieht, wie er sie den Bauchtanz machen läßt, obwohl ihr Wilde den Tanz der sieben Schleier befiehlt, so gibt ihr Strauß gegen Wilde die Kunst des modernen Orchesters, das sich schämt, orientalisch zu werden außer an einer markanten Stelle, das in Zwischensymphonien frei (wie in Titelblättern) ausklingt, das die Stimmen zu Helfern des Orchesters, zu seinen Farben, seinen Dynamien befiehlt, das in hundertlei motivischen Beziehungen die innere Einheit des musikalischen Baues herstellt, große Linien, die sich bis in kleinste Ornamente wiederholen, bis in jenes reizende punktierte Beardsleyhafte Motiv, das aus der Fruchtschale des Herodes auf die Silberschüssel der Salome überfließt. Phantastische harmonische Blumen wachsen aus diesem Orchester auf, groteske Tiere mit Menschenseelen, ein mysteriöses Aquarium vielfach geteilter, verschlungener, lebender Instrumente, Symbolismen zwischen Juwelen und Blut, Blut und Haar, Haar und Landschaft, Parfüms aus Pariser Flakons und Erdgerüche aus den Tagen der Schöpfung, Märtyrerköpfe, die durch den kalten Wind fliegen, teuflische Libellentriller und überlange Negerarme, Kurtisanenlüste und hieratische Stilisierungen, das mystische Ornament des Orchesters, in den Charakteren der Motive nebensächlich wie Beardsleys Gesichter, aber tief und bedeutungsvoll in jenen Zusammenhängen, die Inhalte und Formen auf dem Grunde des Lebens verbinden. Wie bei Beardsley, tritt der Tanz in ein symphonisches Spiel von Visionen zurück, aber nicht wie bei Beardsley, wie nur die dramatische Musik es sich wünschen kann, tritt die Welt des Johannes machtvoll und gesteigert heraus, kein Theater des Glaubens, wie im Parsifal, sondern eine neue religiöse Romantik, die wie ein scharfer Holzschnitt, an Gemüte reich, die deutschen Hörner aus dem Orchester wachruft. Wunderbare Perspektiven eröffnet mir dieser Garten, und über Blüte und Zucht gebeugt, denke ich an neue Wege, die die Kultur der Musik uns führen wird, durch einen so persönlichen Akt hervorgerufen, in Reiche, die ich noch nicht kenne.

Wohin geht sie, deren Pfauenschleppe wir bewundernd preisen?

Oscar Bie

Zeitalter der Gefühle

Die Atmosphäre hochgespannter Seelen strömt aus den Brautbriefen Wilhelm von Humboldts und Caroline von Dachrödens.*

Und ein Besonderes ist dabei. Aus der Gefühlstracht der Zeit mit ihrem Überschwänglichkeits-Ornament sieht man zwei Menschen herauswachsen zu eigener ausdrucksstarker Gemeinschaft.

Die Anfänge dieses Lebensbuches, die im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts spielen, lesen sich wie Seiten aus einem Empfindsamkeits-Roman der Zeit. Die beiden Welten, die Aufklärung und die Schwärmerei, treffen aufeinander, und gegen die verstandesmäßige Nüchternheit des nikolaitischen Reiches empört sich in der Hauptstadt dieses Reiches, in Berlin, eine Jugend, die, übervoll, in Leidenschaft und Sehnsucht nach seelischem Hochflug dem „gesunden Menschenverstand" erbitterte Absage erklärte und schwelgerisch ruft: „Gefühl ist alles".

* Berlin. E. S. Mittler und Sohn.

Dem Trieb der Zeit nach Bündnissen und unsichtbaren Logen folgend, ward ein Bund gegründet, ein Ring der „Edleren", zur Erweckung höheren Menschentums. Frauen waren dabei die führenden Geister und zwar die Frauen, die dann im neuen Zeitalter der Romantik zu bedeutungsvoller Rolle berufen wurden: Henriette Herz und Dorothea Veit, später Friedrich Schlegels Frau.

Dieser Bund, der als seine Zwecke „sittliche und geistige Bildung, Übung der Nächstenliebe und Ausbreitung tieferer Menschenkenntnis" erklärte, diente im eigentlichen Grunde dem Bedürfnis schwärmerischer Hingebung, einem Kultus der Ekstase auf Gegenseitigkeit. Er gab Gelegenheit, die Wollust auszuleben, die für diese Periode so charakteristisch ist, die Wollust, das Herz zu entblößen, sich auszuströmen und den Überschwang der inneren Sinne schrankenlos mitzuteilen. In Briefen feiern die Jünger und Jüngerinnen dieses Ordens ihre Mysterien. Mit Briefen entzücken sie sich, sie steigern einander in immer erregendere Nebelhöhen; die Seelen umarmen sich und verschmelzen zu seraphischen Glücksträumen; die Wonnen der Einbildungskraft spiegeln ihnen Überwindung niederer Menschlichkeit vor und züchten ihnen ein künstliches Klima der Seele, das wie ein verwunschener Garten vor jedem Luftzug des Alltags sorgsam gehütet wird. Ein wesentlicher Unterschied zu den Imaginationsgenüssen, die in der raffinierteren romantischen Gefühlswelt dann begehrt werden, liegt aber bei diesen Vorläufern darin, daß sie mehr übersinnlich als sinnlich sind. Seelenliebe auf klopstockschem elysäischen Gefilde suchen sie und Erhebung aus der zur Erde niederziehenden Gewalt. Die Atmosphäre der Seele gilt alles und die Erscheinung wenig, das sieht man schon daraus, daß viele der Mitglieder sich gar nicht kannten, sich nie gesehen hatten und doch in ihren Briefen, die übrigens allen Brüdern und Schwestern Gemeingut waren, in vertrautester Nähe sich einten.

Wilhelm von Humboldt, der in Göttingen studierte und Caroline von Dachröden, die auf den thüringenschen Gütern ihres Vaters, des preußischen Kammerpräsidenten, lebte, waren solche geistige Gefährten, die sich noch nicht begegnet, als sie in ihren Briefen schon sich gegenseitig ganz gegeben. Dabei hatte jedes von beiden noch eine irdischere persönlichere Beziehung: Caroline zu dem zarten jungen Carl von Laroche, dem Bruder der Maximiliane, die Klemens und Bettina Brentanos Mutter wurde, Humboldt zu der großen Leidenschaftsnatur der Therese Forster. Wie sich diese Neigungselemente wechselnd wandeln zu neuen Mischungen und sich umkristallisieren bis zu der festen Einheit Wilhelms und Carolines, das kann man in diesen Briefen verfolgen. Und unabhängig vom Biographischen wird hier das Kulturstudium des Gefühls, sein Ausdruck und seine Situationen das Interessante.

Zu Beginn herrscht das typische Klima der Zeit. Die Menschen nehmen, wie sie in ihrer Kleidung und ihrer äußeren Lebensform à la mode sind, auch Geste und Ton, die Muttersprache jenes Seelenbundes an.

Die Herzen wallen entgegen, heilige Bande werden geknüpft, Schillersches Pathos tönt: „Solche Seelen, vereint durch Liebe zu Liebe und Vollkommenheit, wie selig müssen die miteinander sein."

Diese epistolare Leidenschaft hat — das ist ein bezeichnender Zug — immer etwas Abstraktes. Humboldt sagt, nachdem er von seiner Liebe gesprochen, z. B.: „Verzeih diesen Ausbruch meiner glühenden Liebe. Sie stammt ja, diese Glut, aus dem Ideale, das ewig vor meiner Seele schwebt, dem reinsten geistigen Gewebe alles Schönen . . ."

Ideal und Wirklichkeit sind wie in Schillers Lyrik oft gegenüber gestellt; die unaussprechlich süße Wehmut und die Wonne der Tränen ist Genuß, und das „Wesen" ists, was eines im anderen liebt: „O, ich fühle es," schreibt Caroline, „mein ganzes Wesen wird schöner in deiner Nähe aufblühen."

Zwei Triebe lassen sich erkennen, einmal die Leidenschaft zu gesteigertem inneren Erleben, jene Leidenschaft der Jean Paul-Welt und der Romantik („Empfinden will ich mich und seis an Wunden") freilich gebändigt und fern vom ekstatischen Blutrausch, und dann ein auf Klopstock-Schillerschem Boden gewachsenes Vollendungsverlangen zum Intelligibelen, zu höherer geistigerer Existenz.

In diesen Briefen äußert sich oft die Angst vor „der Leere des Inneren", vor dem Erstarrt-

sein, und ein durstiges Begehren nach den Inflammationen, nach den Wallungen, nach jenen höchsten Momenten seelischer Fülle, da die Menschen ihrer eigenen vie intérieure nahe sind. Caroline schreibt von ihrer „Art des Glücks, sich ganz dem Schmerz hinzugeben, der das Leben der Seele ergreift". Sich in dieser den anderen verborgenen Existenz zu „vernehmen", ist der höchste Liebesgenuß der Briefe, und diese Liebenden wollen vor allem einander solche Stimmungen erwecken, „die uns tiefer in uns selbst zurückführen".

Trotz der im Anfang vorherrschenden Abstraktion im Ausdruck des Gefühls ist doch früh ein Streben nach einer symbolischen Verkörperung rege, nach einer Form stärkerer Vergegenwärtigung. Und hier sieht man, wie dies Paar aus der blassen Luft und der Schattensphäre seines Kreises zu eigen persönlichem Erleben herauswächst.

Nicht mehr Klopstockisch, nicht Schillerisch, sondern voll Goethischer Gegenwart, anklingend an Vorstellungen der Steinbriefe, ist das Wort Humboldts über den Katholizismus: „das macht mir die religiösen Zeremonien so lieb, daß sie lauter Äußerungen recht menschlicher brünstiger Liebe sind — das Weihen, die Reliquien . . . so möcht ich alles dir schicken, was ich brauche, daß du es wieder hast, daß deine Lippen es heiligen."

Mit solchen Vorstellungen wird auch die Landschaft erfüllt. Sie wird zum Gefühlsgarten, zum Stimmungsabbild, mitschwingend, bedeutungsvoll. Und beobachten läßt sich, wie der Blick, mit dem die Menschen die Natur erfassen, sich wandelt, und wie die Gefühlslandschaften ihr Klima wechseln. Zu Beginn paysage sentimental, wie eine empfindsame Kupferstichvignette zum Sigwart: der Pappelgang, am Baum ein weinendes Mädchen, in der Ferne ein Postillon und ein schneller Reiter; dann Dorf und Einsiedelei, eine alte Kirche an den Felsen gelehnt, Nischen mit Marienbildern, unten ein enges Tal, wodurch sich ein kleiner Bach schlängelt. Und dann — das ist eine andere Spielart — die „moralische" Landschaft: in ihr weht ein Nachhall von Brookes „Irdischen Vergnügen in Gott", sie ist mehr die Landschaft des stillen in sich beruhigten Gemütes, das sich sanft erbaut, als die der Schwärmerei. Und als Unterschrift kann man Humboldts Wort setzen: „Nie faßt meine Seele das Bild meines Liebens so rein und klar, als wo in schöner Natur ringsum alles Liebe und Milde atmet."

Solch friedlich-eremitisches Gefild geht bald über in Wertherszenerien. Am rauschenden Wasser, in Einsamkeit dumpf versonnene Zustände voll Verwirrung und drängenden Erinnerungen; die Stille „weht Gefühl über die Seele" und die Bilder der Geliebten ziehen vorüber wie vor „Ossians Seele die Geister der Helden". Die Nacht bringt die lebendigen Stunden solch wacher innerer Existenz. Humboldt schildert sie oft, wie er sie mit Werther und den Sternen verbringt in seltsam verworrener Zwischendämmerung und wie auf schöne Vergangenheiten blickt er auf solche Nächte zurück.

Und Werther gleich genießt Humboldt den Aufruhr der Natur. Er malt, wie er in der Abenddämmerung ausreitet, die Wellen der Spree rollen dunkel ans Ufer, am Himmel schwarzes Gewölk, in den Wipfeln der Tannen der Sturm, und die Wildheit der tobenden Elemente verwandelt sich ihm in eine wehe Melancholie.

Und noch andere eigenere Gesichte gibt es, wie Vorahnungen der Schattenspiele, der Schwebeblicke, der Schleierbilder des Lebens, die in den Spaziergängen der Romantiker gegenwärtig werden, und die viel später in Hebbels Tagebüchern so erlebnisstark sind. Solche Schaustimmung, der das Alltägliche voll Schicksalsbedeutung und unterirdischer Beziehung wird, hält Humboldt einmal in einer Kindheitserinnerung fest: „Wie ich einen Wagen durch die vollen Straßen rollen sah und die Leute links und rechts aus dem Wege springen und den Wagen unbekümmert in gleicher Schnelle hineilen, dann klopfte mir das Herz so hoch . . . der Anblick einer Gewalt, der nichts widersteht, hat mich immer so mächtig angezogen, wenn ich gleich selbst fortgerissen würde im Strudel und meine letzten, liebsten Freuden" . . .

Die vagschweifenden Gefühlsumrisse der ersten Briefe ballen sich nun zu festeren Gestalten und aus schattenhaften Fernen rücken die Menschen in engere Nähe; die schönselige Bundessprache weicht eigenem herzensstarken Ausdruck,

die Liebenden wachsen in Goethische Lebensfülle hinein. Und Humboldt findet nun einzige Worte für seine Liebe: „Meine ganze Seele ist gleich so bang und süß gedrängt; was ich hervorbringen, was ich fassen will, scheint mir so viel, so reich, so schön, ich so ärmlich, meine Kräfte so schwach. So wars mir mit der Gewißheit deiner Liebe. Tief lag sie freilich in den dunklen Ahndungen meiner Seele . . . Wie ein schönes mühsam gebornes Kind hege ich nun das wundervolle Gefühl . . ."

Der Bund mit seinen Empfindungszüchtungen ist jetzt fern. Erzwungen erscheinen Humboldt diese Verhältnisse, und sein und Carolines Feingefühl empört sich gegen den „Despotismus", der dort herrschte, gegen die Gütergemeinschaft des Gefühls, durch die Allgemeinzugänglichkeit der Briefe. Jene nebelhaften Ziele der Vereinigung werden jetzt in einer viel festeren Form für die eigene Person ausgestaltet. Und vor allem bei dem Mann erlebt man das Schauspiel, wie er um sein eigenes Ich wirbt und sein Dasein zu einer Ganzheit zu entwickeln strebt. Die Mischung seines Wesens, die „unendliche Reizbarkeit und die feste Stärke", die ihn wie Caroline bestimmt, werden ihm unendlich fruchtbar. Er prägt sich die Lebensform seines Wunsches aus, und das ist nicht mehr schöngeistiger Bundesidealismus, sondern hohe Menschenkultur, wenn er sich vorstellt: „höchste Mannigfaltigkeit in der Ausbildung, Sinn für Gabe und Genuß jeglicher Art, und dann Kraft genug, die höchste Mannigfaltigkeit aufs höchste zu vereinfachen." Und die Voraussetzung für ihn ist, daß dem individuellen Leben eines jeden jede auch die nächste, innigste Verbindung untergeordnet sein müsse. Alles Erzwungene ist ihm verhaßt, sein bildnerisch-organischer Sinn hat nur an wahrhaftigen Resultaten Freude: „Ich hasse alles, was sich nicht selbst macht, und darum suche ich nicht."

Seine Anschauung setzt er in Lebensbetätigung um. Er gibt im Widerstreit mit seiner Familie seine „Karrière" auf, er gehorcht dem inneren Zwang dabei, er verläßt sich auf die Forderungen seines Wesens, die ihn zu einer freieren unbeschränkteren Ausbildung berufen. Und diese Stimmen behalten für ihn recht und der eigen gewählte unkonventionelle Weg führt ihn in die Höhe.

Eine durch nichts beschränkte Allseitigkeit des Betrachtens, ein unbeirrter Blick für das relative menschliche Verhältnis bildet sich bei ihm heraus. Das bringt ihn auch von dem juristischen Amt ab; das mit „Schwert und Kerker schlichten" erscheint ihm sonderbar. Und es ist nicht das zeittypische sentimentale Mitgefühl mit dem Verbrecher, das ihn so stimmt, sondern es ist nachdenkliche Einsicht und Wissen um Menschenart, wenn er vom „Tatwerden der Gedanken" spricht, von den Fügungen, unter denen Menschen nicht anders handeln können. Und weicher fügt er hinzu: „die Menschen müssen Freude haben, um gut zu werden."

Aus dem Allseitigkeitsdrang und dem Trieb zu allen Möglichkeiten erobernd vorzudringen, kam ihm, wie er selbst sagt: „eine Art von Leidenschaft, interessanten Menschen nahe zu kommen;" „die Hauptsache lag mir an der Kenntnis. Ich benutzte sie zu allgemeinen Ideen, klassifizierte mir die Menschen, verglich sie, studierte ihre Physiognomien, kurz, machte daraus, soviel es gehen wollte, ein eigenes Studium." So fand er auch ein „jedes neue Verhältnis gut, in das wir geworfen werden, weil es Bereicherung durch neue Erfahrung, Gewöhnung an neue Leiden, Anlaß zu neuen Tätigkeiten" gibt.

Ein Zeichen solchen Menschenschauens, das eine Persönlichkeit wie eine Rundplastik mißt und dabei voraussetzungslos die Maßstäbe der Charakteristik mit subtilster Auslese einzig aus dem Objekt selbst nimmt, ist sein Umriß des Statthalters Dalberg, dessen Bild in der Geschichte schwankt, der in dem gefährlichen vabanque-Spiel seines Lebens dem Banne Napoleons unterlag und sich vom Odium „Napoleons Werkzeug gegen sein Vaterland gewesen zu sein," nicht mehr lösen konnte. Über Dalberg spricht Humboldt mit großer gelassener Gebärde: „man muß ihn zeigen, worin er wirklich einzig war, in dem großen Adel des Gefühls und der Gesinnung, dem unerschöpflichen Reichtum an Anregung zu Ideen, wenn auch nicht wirklich immer Ideen daraus wurden, woraus auch sein Witz entsprang, seiner Freiheit von allen kleinlichen Rücksichten.

Diese Seiten am Menschen verlöschen im Leben, die Geschichte deutet sie kaum an: sie

sind aber doch die Angeln der Weltbegebenheiten, da sie von Geschlecht zu Geschlecht das Innerste der Menschen anregen und bilden."

Und die Frau schreitet mit in solche weitere und freiere Aussichtshöhe der Menschlichkeit. Von den Allgemein-Sentenzen der Bundessprache löst sie sich in diesem Umgang mehr und mehr, im Fühlen und Schreiben wächst sie zu eigener Physiognomie und dabei immer in Selbsterkenntnis: „Wir Frauen sind ein wunderbares Volk", — „alles und nichts durch die Liebe." Sie lernt das Verstehen, das Gerechtwerden gegen die Menschen; sie liest Rousseau mit klaren Augen und sagt, sie liebt ihn, wenn sie auch nicht über ihn „deklamieren möchte". Sie hat den Werther-Menschensinn für die Kinder und das „gemeine Volk". Jene Betrachtungen, die Humboldt in seinem Richteramt kamen, entwickelt sie selbständig: sie spricht von den „verschiedenen Richtungen, die dieselbe Kraft in uns nimmt, und wie wir meist nur immer werden, was die Einwirkung äußerer Dinge uns zu werden erlaubt".

Von den apodiktischen Idealismen der ersten Schwarmzeit kommt sie zu sehr feinen differenzierten Witterungen für menschliche Sonderheit. Von einer Jüdin menschlich Herz spricht sie in leisen behutsamen Tönen, von deren zartem, weichen, graziösen Wesen, in dem eine tiefe Bedrückung verborgen liegt, und von der Stärke und Güte, dies Drückende nie andere blicken zu lassen.

Als Kulturkuriosität beginnt dies Buch, doch über seiner Mittagshöhe steht das große stille Leuchten, das Licht eines Goethischen Zeitalters der Gefühle.

Felix Poppenberg

Psychologie des Hoteldiebs

Man muß nur richtig glauben können, dann glaubt man auch an die Errungenschaften einer Zeit, und man muß bloß nicht zu kritisch veranlagt sein, um sich einreden zu lassen, daß es erbebend wirkt, auf den säuberlich geordneten Buchhändlerständen preußischer Bahnhöfe das dreimal gestrichene hohe C moderner Geistigkeit angeschlagen zu hören. Seien wir witzig: Wir leben im Zeichen der Bahnhofsbuchhandlung. Ich klettere um acht Uhr zwanzig Bahnhof Friedrichstraße in den Wiener Schnellzug und trage glückselig in der Linken Haeckels Welträtsel und ein Großstadtdokument über Kanalarbeiterkantinen, in der Rechten aber — in ihr sitzt außer meiner Schreibfeder auch meine Intelligenz — ein Memoirenbuch namens Georg Manolescu, „Ein Fürst der Diebe", mit mir. Ich strahle vor Reiselektüre. Mein Gegenüber, ein beneidenswerter Herr aus Breslau, hat bloß das neueste Heft der Woche, und das legt er sofort zum Schutz auf das Lederkissen, und darauf schläft er fettglänzend während der fünf Stunden, in denen ich den Haeckel zaghaft anblättere und entschlossen wieder weglege, die Großstadtkanalarbeiterkantinen gähnend aufschneide und bei den Erlebnissen des diebischen Herrn Manolescu alias Fürsten Lahovary neugierig und gern ausharre. An Haeckel glaube, wer kann; diese Hochstapler-Memoiren sind doch wenigstens eine der spannendsten Wertlosigkeiten, die sich je als seelisch-sittliches Dokument eingeführt haben. Sie amüsieren im äußeren Sinn, wenn sie auch im tieferen langweilen.

Ich habe die Wahl, ob ich über Herrn Manolescus „Langeweile im tieferen Sinn" dennoch auch ein paar Beobachtungen in noch tieferem Sinn anstellen will, und ich entschließe mich dazu, weil ich darauf komme, daß es etwas Wichtigeres als die Psychologie des Hoteldiebes ist, an dessen menschlichen Wert ich nicht glaube: nämlich die analytische Psychologie überhaupt. Das ist der Kernpunkt; und während mir das Buch, nachdem ichs bis zum Ende durchflogen, von leisem Ekelgefühl schließlich doch zu der ihm gebührenden Fußbodenmatte entführt wird, flattern die Gedanken im Kreis um die Frage jener fragwürdigen wissenschaftlich-theoretisch-analytischen Seelenkunde von heute. Sie ist eines unserer modernen Ideale, die Psychologie im Domino exakter Forschung, aber falsche Ideale einer Zeit haben zum Glück die Schwäche, von einer späteren Zeit entlarvt zu werden, wenn auch nur, um neuen Illusionen Platz zu machen, und wenn mich schon ein Hochstapler, der seine Hoteldiebstähle „wahrheitgemäß" bekennt und erklärt, nicht

mißtrauisch machen muß, dem Seelentheoretiker, der aus solchen Bekenntnissen seine Kette von Schlüssen hervorspulen zu können erklärt, dem glaube ich heilig nicht ein Wort. Denn immerhin mag ein Verbrecher in der Eitelkeit, die durch Schriftstellerei noch gepeitscht werden kann, die Wirklichkeit eingestehen; daß aber der Kriminalpsychologe in der Paraphrase solcher Erzählungen auch nur die kleinste neue Wahrheit sachlich zu enthüllen imstande sei, wird man uns schwerlich beweisen. Und darin findet die Biographie des rumänischen Juwelendiebes, mag sie ungelogen und selbst amüsant sein, die natürliche Grenze ihrer Bedeutung. An uns selber scheitert er. Man kann sie, wenn hinter dem Fenster die langweilige Oberlausitz vorüberfliegt, lesen und doch nichts mit ihr anfangen. Der ganze psychologische Dokumenten-Unfug von heute konzentriert sich hier in dem bezeichnendsten Beispiel; darum denke ich noch an das Buch, auch nachdem das lockende Vorbild meines Breslauer Geschäftsreisenden mich längst zu gesunderer Müdigkeit als der des geistigen Zweifels verführen müßte.

Ich denke an zweierlei Psychologien, die heute im unklaren Kurs unsrer Scheingeschäftigkeit durcheinander laufen, die angeblich wissenschaftliche und die künstlerisch-dichterische, und ich komme von der Überzeugung nicht los, daß man die eine überschätzt und die andere mißversteht. Man deckt alle Pikanterien mit Lombroso und man würzt so gern und leicht ein salzlos-gleichgültiges Verbrecherleben mit dem Dreiklang der Ibsen-Zola-Nietzsche-Phrase. In beiden Richtungen glaubt man an die blutige Wichtigkeit roh-materieller Dokumente. In beiden Richtungen versagt die Nutzanwendung. Die sogenannte psychologische Wissenschaft analysiert die Fälle nur, indem sie sie protokollarisch oder auch allzu glaubensselig umschreibt, indem sie auf dem Wege der Selbstverständlichkeit ihnen scheinbare Schlüsse abgewinnt, und die Dichtkunst ihrerseits analysiert in Wirklichkeit die Dokumente, die man ihr in philiströser Anschauung als Studienobjekte hinwerfen oder als ihr verwandte Zeiterscheinungen anhängen möchte, so wenig, daß ihr der kleinste Zug im Ergänzen, im Aufbauen, im Erfinden enger ans Herz wächst als eine handvoll erlauschten Lebens. Die Dichtkunst betätigt eine Psychologie von konstruktiver Art. Sie zeichnet Menschen, an denen lediglich das Zeichnen ihr den unsagbar herrlichen Schöpfergenuß bereitet, und wenn sie Verhältnisse auftürmt, aus denen ein vorgedachter Akt sich als wahrhaftig entladet, so ist ihr das mehr als die Sorge, ob irgendein alter oder neuer Pitaval mit einer Geschichte aus dem Leben ihr die Berechtigung dazu gibt. Ihre Psychologie ist, so sicher sie als einzige uns wirklich bereichern kann, zugleich Komposition, Architektur; der leichtsinnige Deserteur aus Galaz, der in Paris Juwelen zu stehlen beginnt und diese Kunst so lange in drei Erdteilen fortsetzt, bis er sich rühmen kann, zwei Millionen erbeuteten Geldes im Spiel verloren zu haben, könnte höchstens im Dilettanten den Glauben erwecken, ein naturalistischer Stoff liege da zum Werke bereit.

Mein Zug rattert und rollt durch den nebligen Morgen, und ich sehe, wie eine Seifenblase im Fluge zerrinnt. Eine Phrase zerrinnt. Es gibt keine analysierende Psychologie, keine Psychologie an sich, es gibt keine dokumentarischen Fälle. Nur der Bahnhofs-Buchhandel-Geist, in dessen Zeichen wir leben, stempelt die Memoiren eines Mannes schon deshalb, weil er in acht Gefängnissen gesessen hat und aus einem preußischen Irrenhaus entsprungen ist, zu einem wissenschaftlichen Wert. Die Frage, ob bei ihm Krankheit oder Verbrechen zugrunde liegt, kann als leerer Streit um ein Wort Herrn Manolescu nicht zu einem ernsthaften Problem machen. Schlau und intelligent ist er sicherlich, und daß er im coup de savate, den er rühmt, einen sehr nützlichen Boxertrick hat, ist ebenso zweifellos, wie daß ihn das Ideal eines schneidig-eleganten Lebemanns behext. Man sieht einen Menschen, wie man deren Hunderte kennt. In der Jugend starrsinnig, verschlagen, von einem gleichgestimmten Vater vertrieben, von einem gewissen Augenblick an nur noch im erbitterten Kampf um große Geldsummen befangen. Zeitweise erschöpft, befriedigt, sentimental. Gewisse Hemmungen fehlen ihm, die den Normalmenschen binden; darum stiehlt er bedenkenlos und wie im Traum, immer wieder. Mit Strafen und Unannehmlichkeiten bezahlt er

es reichlich. Ein Gewinn fürs Leben kommt dabei nicht heraus. Die schwarzen und die heitern Lose sind im Gleichgewicht, und wer ebenso wenig wie dieser Fürst der Diebe das Erwischtwerden fürchtet, der wird ebenso oft offene Zimmertüren in großen Hotels finden. Ein besonderer Trick wird darin so wenig sichtbar, wie jene das Rätsel lösende Verbrecherpsychologie, von der ich hier, meiner Reiselektüre müde, nachweisen wollte, daß sie überhaupt nicht vorhanden ist. Alfred Gold

Hausandacht

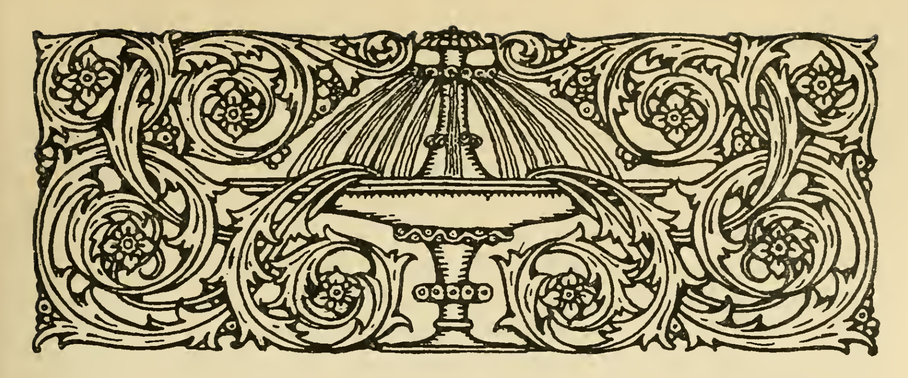
Es stimmt nicht, lieber Herr Connoisseur. Ich habe gerade daraufhin die große Meunierausstellung durchgesehen, die Keller und Reiner hier in der Akademie (in der Akademie!) eingerichtet haben. Meunier ist kein dekorativer Schöngeist. Daß er dekorativ ist und seine Statuetten sich auf Ihrem Tische und Regal gut machen, dafür kann er so wenig, wie der liebe Gott für das Dekorative im Menschenkörper kann. Das ist eine nebensächliche Tugend. Es gibt drei dekorative Plastikgruppen, die alte paduaner, die französische von Barbedienne und diese belgische. Die alten waren spielerisch, die Bronzen aus der Gießerei von Donatello kleine Monumente, die Barbedienneschen große Nippes. Aber diese Meunierschen Statuetten sind nur eine Liebenswürdigkeit der Natur, die Ihnen gestattet, ihre ewigen Typen als kleine anbetungswürdige Götzen in Ihrem Zimmer aufzustellen.

Benutzen Sie Ihren kleinen verlorenen Sohn (den die Kaiserin auch gekauft hat), nebst den kleinen Ausladern und Hammerschmieden gefälligst zur Hausandacht in der kommenden Religion des ewigen Rhythmus der Natur, die aus der niedrigen Arbeit den Epheben der Körperkraft und aus der Technik die Ethik weltbeherrschender Intelligenz entwickeln wird. Unsere Bewegung ist ein großer Tanz geistiger Mechanik, unsere Mechanik ein Reigen aller bewegten, verwandten, rhythmisch geordneten und wiederholten Kräfte. Stellen Sie sich Arbeit und Geist als Tanz vor, den wir dem Gott vortanzen und dessen schönste rhythmische Stellen uns in einen merkwürdigen Rausch versetzen, so haben Sie Ihre belgischen Bronzen.

Verzeihen Sie, daß ich noch auf einige Monate die Welt unter dem lieblichen Bilde des Tanzes sehe. Ich verspreche Ihnen dann Besserung. Bis dahin befriedigt es mich ungemein, das große Monument du Travail als einen Hymnus auf die Bewegung der Eisen-, Berg-, Schiffs- und Landarbeiter zu bewundern — Arbeit und Rhythmus in der Plastik — und in allen Meunierschen Arbeiterstatuen jeder Branche, bis zur Ziegelei und Fischerei, den in Jahrhunderten geprägten Reim zu sehen, den die Menschengestalt als Refrain auf die Forderungen der Körperarbeit antwortet. Velasquez malte Teppichweberinnen, wuchtig und greifbar, aber naiv. Millet malte Arbeiter als Stücke der Erde, religiös. Meunier wird in seinen Bildern diese Erdstimmung allmählich los, um als 50jähriger Bildhauer die Statue im Arbeiter zu entdecken, dort wo dieser am naivsten ist. Die Formen seiner Körper und Kleider sind die klassischen Typen dieses neuen, menschlichsten Gottes. Sie sitzen in unserm Gedächtnis mit der Festigkeit des Dogmas. Auch dies ist ein Stück Religions- und Zukunftsgeschichte. Die schöne schmerzgebeugte Mutter, die Sie auf dem Klavier zu stehen haben, wird Ihnen diesen Zusammenhang zwischen der Madonna und der Bergarbeitersfrau stets versinnlichen: Hausandacht! Ihre Linie ist wunderbar. Es empfiehlt Ihnen dies und anderes und sich Ihr O.

Zu den von uns veröffentlichten Briefen Franz Overbecks an Peter Gast bemerken wir, daß Herr Peter Gast darauf Wert legt, bekannt zu geben, daß seine (gesetzlich nicht erforderliche) Autorisation dazu nicht vorgelegen hat. Welche Diskussionen auch aus der Veröffentlichung des Overbeckschen Nachlasses entstehen mögen: eine Polemik im Kreise der Differenzen, die sich da zwischen verschiedenen Parteien gebildet haben, lag selbstverständlich außerhalb des Interesses unserer Zeitschrift, deren Leser um so dankbarer sein werden, ein so wichtiges, tatsächliches und unpersönliches Material zur Kenntnis genommen zu haben.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Sechs akademische Vorlesungen über moderne Kunst/ von Oscar Bie



Die Fragen, die ich in dieser Vorlesung vor Ihnen zu behandeln habe, meine Herren, sind für eine Vorlesung im gewöhnlichen Sinne eigentlich nicht sehr geeignet. Es ist zweifelhaft, ob wir aus dem natürlichen Bestreben, uns über die Kultur moderner Kunst klar zu werden, auch eine Berechtigung herleiten können, diese Dinge mit derjenigen Gewißheit zu systematisieren, die den klaren Lehrer sonst ziert und den eifrigen Schüler befriedigt. Sie sitzen vor mir in der süßen Voraussetzungslosigkeit, die Ihrer Jugend zukommt, und erwarten von mir ein fertig gebundenes Buch mit einem sorgfältigen Index, in dem Sie Ihr Leben lang nur nachzuschlagen brauchen, um Bescheid zu wissen. Und ich muß Ihnen in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft gestehen, daß Sie in einem Irrtum befangen sind, daß ich Ihnen das nicht geben kann und darf, was Sie erwarten, und daß ich es als eine gewisse Frivolität vor Ihnen empfinde, auf einem Katheder zu sitzen und über die beweglichsten Dinge der Welt zu dozieren. Sie ziehen Ihre Kollegienhefte heraus und schrauben Ihre Feder auf in der gewohnten Erwartung, über moderne Kunst so nachschreiben zu können, wie über die Stanzen des Rafael und die Porträts des Rembrandt, die in sicheren Urteilen und Daten Ihnen vorgetragen zu werden pflegen. Ich möchte Ihnen diese Gewißheiten gern geben, aber ich finde sie nicht und jedesmal, wenn ich zu dieser Vorlesung gehe, denke ich darüber nach und finde sie noch weniger, so daß es leicht einmal passieren kann, daß meine eigene Ungewißheit mich moralisch verpflichtet, das Katheder nicht mehr zu besteigen. Heut will ich mich noch nicht zum endgültigen Verzicht entschließen, da ich das Gefühl habe, in dem Zwange der Unterhaltung mit Ihnen mich selbst zu klären, und Ihnen gern gestehe, daß ich die Hoffnung hege, durch Ihre Gegenwart, Ihren Wissensdurst und Ihre Unbefangenheit, wenn auch nicht eine regelrechte wissenschaftliche Vorlesung, so doch eine leidliche Improvisation zustande zu bringen. Wenn ich Sie dabei bitte, nicht nachzuschreiben, so ist das

in unserm beiderseitigen Interesse. Es würde mich ängstlich machen, diese improvisierten Ausführungen sofort fixiert zu sehen. Es würde mir den letzten Rest von Mut nehmen, eine Angelegenheit zu behandeln, deren Wesen der Wechsel ist, die sich mir selbst heut so, morgen so darstellt und die ich nur begreife, indem ich sie erlebe.

Stürzen wir uns in das Chaos der modernen Kunst, verwirren wir die widersprechenden Begriffe, vergnügen wir uns an der ganzen Paradoxie unserer Anschauungen, um die verhältnismäßige Klarheit, die uns als Ziel vorschwebt, zuletzt wie die Lösung eines Theaterstücks hervortreten zu lassen, die eine Antwort so oft scheint und meist nur eine Erleichterung ist. Ich führe Sie in den verwirrtesten aller Kunsttempel, in unsere Nationalgalerie, die seiner Zeit erbaut wurde, um die epigonenhaften Kartons von Cornelius zu ehren, die man zum Mittelpunkt der ganzen Anlage machte. Die Stimmen, welche Michelangelo als ein Unglück der Kunstgeschichte ausgerufen hatten, waren gerade ein wenig verklungen. Man sah Zweck und Größe der Kunst in den Freskoaufgaben dieses Stils und pries Cornelius als den Meister dieser Monumentalkunst. Man stellte seine goldene Büste in den Saal, der seine Kartons aufnahm, unausgeführte Bilder zu einem unausgeführten romantischen Campo Santo in Berlin; vergaß, daß sie in einem undeutschen, italienischen Geiste nachempfunden waren, daß sie einem Maler entstammten, der die Farbe nicht verstand, daß sie in ihrer kühlen theoretischen Art das Publikum weit ab führten von den Wesentlichkeiten unserer eigenen Kunst. Die goldene Büste von Cornelius war der traurige Zeuge aller Folgen dieser Voreiligkeit, wie sie spätere Jahrzehnte empfanden. Die goldene Büste sah Segantinis Alpenpracht, Manets Impressionismus, Klingers raffinierte Amphitrite, Trübners und Leibls tiefgewurzelte Stämmigkeit in der Reihe der Neuerwerbungen vorbeidefilieren, die eine grausame Ironie gerade vor ihre Augen hinstellte. Sie rührte sich nicht und wartete auf die Tage der Auferstehung. Gehen Sie vor diese Büste und befragen Sie ihre versteinerten Gesichtszüge nach der Zukunft. Sie wird schweigen, wie sie es bisher getan. Vielleicht denkt sie, daß das Gesetz der Wiederkunft in der Kunstgeschichte besser erprobt sei als im Menschenleben und man ihr wieder Opfer darbringen werde, wenn die Renaissance der Renaissance reif sein wird, wie die Renaissance der Antike schon dreimal reif wurde. Einmal nur zuckten schmerzlich ihre Lippen, als nach Menzels Tode einige handfeste Männer kamen und sie, was noch nie geschehen, wirklich hinaustrugen, um Platz zu schaffen für diesen Riesen in Zwergproportionen. Und einmal noch sollen ihre Lippen gelächelt haben, als man da unten die bleiche rosige Pieta Böcklins aus dem Keller holte, in dem sie jahrelang auf ihren großen Tag gewartet hatte, sofort eine ganze Böcklinkollektion gründete, mit Richard Muther jeden Fehlstrich Böcklins für eine Fälschung erklärte und dennoch erleben mußte, daß wenige Jahre darauf die Besucher, durch eine moderne Kampfschrift stutzig gemacht, mit argen Zweifeln und Verlegenheiten dieser Galerie des Farbenpoeten, der dem unfarbigen und unpoetischen Cornelius mit Emphase gegenübergestellt worden war, aus dem Wege gingen. Finden sie dies merkwürdig genug? Wenn wir die

Erde geologisch betrachten, geben wir jeder Schicht ihren Charakter und Wert. Die Geologie eines Museums aber ist der Niederschlag einer solchen Wandelbarkeit und Parteilichkeit in den Anschauungen, daß das Gebäude kaum noch den Namen eines Musenhains zu verdienen scheint.

Vielleicht sind Sie in Ihren jungen Herzen von der Parteiwut unserer Tage selbst schon so zerfressen, daß Sie das Groteske dieser Situationen kaum noch gewahr werden. Vielleicht laufen Sie selbst schon durch unsere Ausstellungen, die Tasche voll mit den beliebten Etiketten der Schlagworte, die sie leichtsinnig auf die Kunstwerke kleben, in der Meinung, ihren Wert damit abzustempeln. Ich muß Sie noch mehr verwirren, um Ihnen die Widersinnigkeit dieser Methode zu beweisen.

So führe ich Sie durch eine Reihe von Kunstsalons, wie sie sich zufällig gerade in unserer Stadt präsentieren und lasse mir diesen Zufall zu Hilfe kommen, um Ihnen einen neuen geologischen Querschnitt zu zeigen. Da ist bei Schulte ein dänischer Maler zu sehen, Hammershoi, einer der stillsten, friedlichsten Menschen, den Sie sich denken können. Sie werden vor seinen Bildern in der Seele ruhig. Er malt Menschen und Stuben und Dächer und Chausseen, daß man sieht, er hat sie erst geliebt, ehe er sie malte. Er wartete, bis sie ruhig wurden, fast altmodisch ruhig, mit großväterlichen Möbeln, verstaubten Kupfern, unbeweglichen Bewohnern, die viel Zeit haben, nähen, musizieren, oder bloß so warten. Alles schläft, und der Maler hat ebenso Zeit, wie seine Modelle, es bis ins allerfeinste durchzuzeichnen, die Sonnenstäubchen vor den weißen Fenstern, die miteinander flüsternden Bäume der Wege. Diese eigentümliche schlafwachende Tätigkeit gibt seinen Werken zugleich die Peinlichkeit sicherster Durchführung wie die Distanz einer fernen Traumvision. Er ist ein moderner Stimmungsmaler und seine Stoffe können ihm nicht alt genug sein, so daß er selbst uralte griechische Reliefs als eine graugrüne Museumsstimmung zu gestalten weiß. Sie fragen mich: ist das moderne oder alte Richtung? Sie fragen mich umsonst, die Alten werden seine Technik, die Neuen seine Anschauung für sich in Anspruch nehmen. Sie zerstören sich mit dieser Frage einen seltsam gemischten Genuß. Folgen Sie mir zu Cassirer, wo sich wieder einmal der viel umkämpfte berühmte Pariser Impressionist Monet in einer ganz prachtvollen Gesamtausstellung darbietet.

Sie haben noch nie ein Bild von ihm gesehen und treten vor ihn hin, nachdem Ihnen der Erste ins Ohr gesagt hat, daß die Impressionisten in Paris vorbei wären, der Zweite, daß sie ganz pariserisch und also undeutsch wären, der Dritte, daß sie nur mit der malerischen Intelligenz experimentieren und die heilige Poesie, die Böcklinsche Poesie, vermissen ließen. Ich sage ihnen etwas Viertes: die Anschauung der Impressionisten, die den subjektiven Vortrag über die stoffliche Bedingtheit stellt, ist so nordisch, so germanisch wie Hals und Rembrandt, und ihre Poesie ist so erhaben über jeder Sinnfälligkeit Böcklinscher Prometheus- und Toteninsellyrik, wie Hofmannsthal über Felix Dahn. Ein blaues Haus, ein schimmernder Wald, ein paar Pinien, das Gesicht einer alten Frau, eine gotische Architektur sind die Reizpunkte. Aber wie wandeln sie sich unter seiner Hand.

Die helle Mittagssonne scheint auf die Kathedrale von Rouen und tausend unbestimmbare grüne, rote, gelbe, violette Lichtfunken tanzen in diesem Glanze zwischen dem Stein und dem Malerauge, eine Unsumme von heißem, glitzerndem Licht, die er in einer fabelhaften Technik wiederzugeben versteht, daß kaum ein Teilchen der Lichtapotheose verloren zu gehen scheint. Ist dieses Sonnenbild Technik, ist es Poesie, ist es französisch, ist es deutsch? Lesen Sie die Feuilletons, die für und gegen die Impressionisten geschrieben werden und Sie werden eine Generation kennen lernen, die nicht würdig ist, diese Bilder zu erleben.

Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich mich eben etwas engagiert habe, aber Sie werden mich nicht mißverstehen, wenn ich Ihnen versichere, daß mir nichts unbegreiflicher erscheint, als daß dieser Impressionismus eine Partei, ein Schlagwort werden konnte. Es gibt Augen, die ihn nicht sehen, nicht fühlen, und sie haben ihn gezwungen, sich als einen Gegenkönig aufzuspielen. Selbst in der Partei dieses Gegenkönigs gibt es solche, die ihn nur für einen Techniker halten und ihre Organe für seine geheime, aber starke Poesie nicht ausbildeten. Wer hat Recht? hat überhaupt jemand Recht? Es gibt Leute, die in Böcklins Venus genitrix einen hellen Rausch südlicher Farbe, etwas positiv Dionysisches erleben; es gibt andere, die Böcklins Art für die besondere deutsche Kunst halten; es gibt noch andere, die dieses Bild als flau und phantasielos empfinden. Wer hat Recht? Wenn das Kunstwerk, wie ich Ihnen aus meiner heiligsten Erfahrung versichern kann, dann am größten ist, wenn es für uns den größten Lebenswert bedeutet, haben wir dann ein Recht oder gar eine Pflicht, die eine Lebensbedeutung vor der andern hochzuheben und aus Überzeugung andere Überzeugungen zu töten? Wir werden jeder eine Partei, preisen unsere Erlebnisse und befehden, mißverstehen, bespötteln die andern. Herrscht die Logik über der Kunst? Herrscht die Reife über den Urteilen? Murillo wäre dann längst als ein seichter populärer Künstler aus der Geschichte ausgestoßen, Salvator Rosa, als ein Genie der Bewegung und Farbe, wäre aufgerückt. Ist die Majorität entscheidend, wo wir doch wissen, daß die Minorität Recht hat? Wozu gibt es in der Kunst Prädikate, wenn sie doch keine Geltung beanspruchen dürfen? Werden Sie nicht unruhig. Ja, wir sind verstrickt, wir sind Partei, wir sind rechthaberisch, aber wir wollen doch sehen, ob wir nicht für diese unwillkürlich ausbrechende Empfindung einen Grund finden können, lassen Sie uns die Verwirrung nur so groß machen, daß wir uns erretten müssen, um nicht zu ertrinken.

Folgen Sie mir zum Schluß noch zu Gurlitt. Eine schöne große Ausstellung von Hans Thoma ist da eingerichtet, die so reinlich und feierlich wirkt, daß man nicht glauben sollte, sie sei dem Streit der Meinungen irgendwie unterworfen. Hören Sie. Ein stiller Mann malt alte freundliche Städte und gute deutsche Landschaften, aber er wird von seiner Generation nicht anerkannt, bis ihn die berüchtigten Modernen, die seinem ganzen Wesen fremd sein müßten, auf den Schild heben. Er wird ein Hauptstreiter der Sezession, die im Laienbewußtsein als eine Filiale der Pariser Kunst gilt. Er selbst steht dieser impressionistischen Art gänz-

lich fern und hält sich für den Vertreter einer nationalen Anschauung, obwohl mancher Kritiker ihm italienische Elemente seiner Erziehung nachweisen möchte. Er fabuliert, wie Altdorfer, christliche Märchen und Phantasien von Liebesgärten, Ritterprinzessinnen, symbolischen Tieren und menschlichen Fabelwesen, aber man wirft ihm vor, daß er das alles vortrage wie ein Schulmeister, der zu seinen lieben Kindern spricht. Und während ihn einige Wortführer des neuesten Geschmacks als eine unmoderne Seele ein wenig beiseite zu schieben versuchen, beginnt er ein paar Landschaften in so entzückend hellen und luftigen Tönen, daß man ihn wirklich für einen Sezessionisten halten könnte. Nun setzen Sie sich vor seine Bilder und suchen Sie langsam diese Begriffsverwirrung zu vergessen. Es wird jetzt Zeit dazu sein. Schlagen Sie sich die Worte Modern, National, Sezession, die Sie so oft in den Zeitungen gelesen haben, aus dem Kopf. Denken Sie daran, welche Ärgernisse uns heut diese Etiketten bereitet haben. Es ist gut, daß ich Sie zuletzt zu Thoma führte, der wie kein anderer mitten in der Linie steht. Sie sind mit mir durch ein Gestrüpp gegangen, gehen Sie mit ihm durch heitere Wiesen, schattige Täler, in das naive Paradies, unter den ganz gemeinen Wasserfall, zu den Sämännern und Bogenschützen, bücken Sie sich an die Quelle, nackten Geistes, rein vor Gott, trinken Sie und schämen Sie sich nicht Ihrer Jugend vor diesem guten Lehrer. Lassen Sie sich nicht von mir, sondern von ihm seine Kunst erzählen und dann wollen wir weiter miteinander verhandeln — nächste Woche.

Ich habe Sie das vorige Mal in einiger Verwirrung zurückgelassen und bilde mir ein, daß Sie in der Zwischenzeit nicht ohne gewisse Vorwürfe an mich zurückgedacht haben. Sie erwarteten von mir eine Klarstellung der Lage und Verhältnisse moderner Kunst und ich setze Sie statt dessen in ein Labyrinth, aus dem Sie von selbst niemals herausfinden. Sie sind degoutiert, Sie sind noch unwilliger auf die modernen Künstler, als vorher, Sie wünschen sich die Ruhe der wissenschaftlichen Betrachtung alter Kunst durch nichts gestört — und dennoch, ich sehe es an Ihrer Neugierde, Sie hängen an diesen Dingen der Gegenwart. Die Lust am Leben, Mitschaffen, Mitverstehen läßt Sie nicht los; jeder neue Tag bestürmt Sie mit einer Frage und Sie sind nicht eher ruhig, als bis Sie die Antwort gefunden haben. Ach, ich gestehe Ihnen, ich bin nicht anders. Ich verrate Ihnen: in unserm Alter liebt man seine Zeit nicht mehr so stürmisch, wie in dem Ihren, aber man liebt sie sicherer, als einen Besitz, als eine Verständigung, als Bestätigung der Dinge, die wir ersehnen, und derer, die wir hassen — und wenn ich vor Ihnen meine Gedanken über diese Zeit ordne, so bin ich diesem leisen Zwang dankbar, der auch mir etwas von der Ruhe über den Wogen bringt, den Stern im Chaos verheißt.

Ich möchte Sie heut bitten, damit wir unsere ganze Frage auf eine gute Schaukel setzen, die Verwirrung einmal von dem Standpunkt einer Wissenschaft anzusehen, die zunächst unsern Zielen etwas fern zu liegen scheint — nationalökonomisch. Diese nützliche Wissenschaft beschäftigt sich mit der Frage, wie Produktion und Konsumtion, Angebot und Nachfrage zu regeln sei, und sie hat dabei

immer eine Produktion vor Augen, die schon in Hinsicht auf diese Nachfrage ins Werk gesetzt wird, von Anfang an mit ihr liebäugelt, ihr dient, sie hofiert und berücksichtigt. Selbst was die Natur an Obst, Getreide und Gemüse scheinbar ahnungslos ans Licht bringt, wird von ihr unter Zucht gestellt, und dieser verschwenderischen Göttin wird schnell der Glaube genommen, daß sie noch eine Willens- und Produktionsfreiheit besitze. Nun denken Sie sich dieses System einmal auf die Kunst angewendet, Sie wissen, wie der moderne Künstler schafft, Sie kennen diesen Träumer und Phantasten, der die Kühnheit besitzt, ganz aus seinen Intuitionen zu produzieren und das Innerlichste und Ungebundenste gerade für gut genug hält, um es der Welt anzubieten. Er lodert vom heiligen Feuer, wenn er schafft, er fühlt sich eins mit der Allmutter, er sieht Offenbarungen in sich wirklich werden, die er selbst kaum geahnt hat; er züchtet seine Einbildungskraft und Originalität, setzt sich in eine Klosterzelle geistiger Askese und fängt den Strahl himmlischer Eingebung auf. Alle großen Werke moderner Kunst sind auf diesem innerlichen Wege gekommen, Manet und Rodin, Feuerbach, Böcklin, der Menzel der 40er Jahre, Leibl, Uhde, Segantini — gehen Sie die wirklichen Eroberernaturen durch, nehmen Sie gar jene psychologisch so interessanten, heute so markanten Anregernaturen, deren impulsive Menschlichkeit uns fast mehr gibt als ihre unvollkommene Kunst, Cézanne, Marées, Munch, van Gogh, Sie werden sehen, daß sie alle von dieser geheimen Quelle getrunken haben und ohne Auftrag, ohne Wunsch eines andern sich durch sich selbst zu ihrer Mission erzogen haben. Das ist heute Kunst. Es ist ein wunderbar überflüssiges, nirgends begehrtes und gar gerufenes Produkt, eine mystische Erbschaft großer Naturen, eine heilige Erbsünde der Geister, an der sie sich leiden und erfreuen sehn, ohne etwas dafür oder dagegen tun zu können. Denn keine gleichartige Nachfrage steht diesem Angebot gegenüber. Niemals hat es in der Wirtschaftslehre ein Angebot gegeben, das so schwierig einzuordnen und zu züchten wäre. Man müßte es auf Kosten eines Staates pflegen, den man sich nicht vorstellen kann, auf Pensionen setzen von unendlicher Paradiesesfreude, Sie wissen, daß es dies nicht gibt. Sie wissen, daß die armen Künstler ihre Hände ausstrecken und um eine nationalökonomische Ausgleichung flehen. Sie wissen, daß diese blutenden Märtyrer nicht in ein Asyl aufgenommen, sondern zu Königen ausgerufen werden wollen. Die Welt ist mit Kunst gedüngt, die Kultur ist ohne Kunst nicht mehr denkbar, sie ziert Reichtum und Macht und Lebensfülle — so nehmt uns doch, rufen die Künstler, wir arbeiten ja für Euch, wir sterben ja für Euch. Und die Nachfrage antwortet: wir trauen Euch nicht, wenn Ihr jung seid — wir werden Euch taxieren, wenn Ihr alt werdet — und Euch bezahlen, wenn Ihr tot seid. Obst und Gemüse essen wir gern frisch, Stoffe und Hölzer verarbeiten wir skrupellos, die Kunst aber müssen wir uns überlegen. Ob Ihr leben wollt oder nicht, schert uns so wenig, wie das Schicksal der Wolke.

Sie lächeln über diesen anmutigen Dialog, über den unsere Nationalökonomie in die gräßlichste Verlegenheit gerät. Sie lächeln über einen der tragischesten

Zwiespalte im modernen Leben. Vielleicht hat ein höheres Wesen das Recht hierüber zu lächeln, das sich über alles Unglück damit trösten kann, daß das Rechenexempel zuletzt doch aufgeht. Wir aber haben gar kein Interesse an einem für uns unendlichen Resultat einer periodischen Algebra, wir sehen nur die Schwierigkeiten der Rechnung selbst, sehen die furchtbaren Kämpfe, die hier zwischen dem freiesten Produkt und dem unfreiesten Konsum sich abspielen, sehen die Verzerrungen, die dadurch in die Entwicklung der Kunst und der Künstler gebracht werden, die Kompromisse, die täglich stattfinden, um Existenzmöglichkeiten zu schaffen, durch welche nur wieder das alte Spiel von Hoffnung, Enttäuschung, Selbstbetrug, Affektion, Intelligenz-Industrie auf einer neuen Walze repetiert wird. Wir dürfen uns nicht die Augen verbinden: wir sehen auf der einen Seite die neue Freiheit, auf der andern die Bestellungskunst, dort das rührende Angebot, hier die grausame Nachfrage, dort die Illusion der Selbständigkeit, hier die Tradition des Kunstkredits, dort die Moral der Persönlichkeit, hier die Unmoral des Standesbewußtseins — eine Kunst, die dadurch zum Leben kommt, daß sie eigenmächtig ist, und dadurch am Leben erhalten wird, daß sie selbstlos ist.

Die Kunst, die zuerst ein spielendes und schmuckfreudiges Kind war, ein unschuldiger Zeitvertreib, ein Überschuß der Natur, wird sehr bald von den Machthabern und Siegern der Erde in ihren Dienst gerufen. Es ist kein größeres Werk in der Hellenenzeit und in der Renaissance entstanden, das ein Künstler aus dem unbändigen Drang, sich von einer innern Vorstellung zu befreien, geschaffen hätte. Zuerst war der Auftrag, dann kam die Kunst. Der Sieger in den Festspielen, der Erbauer des Tempels, der Fürst, die Kirche, die Gemeinde bestellen ein Werk, das zu ihrem Ruhme dient, und sie benutzen selbst religiöse Stoffe, um unter ihrer Entschuldigung ihren eignen Triumph zu feiern. Wenn Phidias den olympischen Zeus und Michelangelo die sixtinische Kapellendecke arbeitet, so erfüllen sie einen Auftrag, der sie natürlich nicht hindert, die Seele der Kunst zu entfalten. Wird ihnen das Seelische, das Persönliche zu wichtig, so stehen sie manche Ärgernisse aus, die großen Italiener vom Papste, Rembrandt von den Schützengilden, aber die Besteller bleiben doch die Maßgebenden. Sie haben wenig Sinn für die selbständige Bewegung und intuitive Charakterstärke der Kunst, die ein heimliches, vegetatives Leben führt, oder richtiger gesagt, die offiziell garnicht vorhanden ist. Sie ist erst von uns entdeckt, aus den alten Werken herausgezogen und als eine Vorahnung und erste Regung unserer Ideale bewundert worden. Für den Triumph der verflossenen Fürsten interessieren wir uns wenig und haben bestenfalls ein gewisses Dankgefühl gegen sie, weil sie schließlich die Kunst, die wir so fanatisch lieben, erhalten und in die Kultur eingesetzt haben. Wir empfinden nur die Verlegenheit: die Kunst ist nun einmal ein Lebenswert geworden, wir werden sie auf lange Zeit nicht mehr entbehren können, sie ist erwachsen, emanzipiert, ihrer eignen Ursprünglichkeit bewußt — und doch steht immer der Pate daneben, der sie in die Welt einführte und von seiner Vormundschaft nicht freiwillig zurücktreten will. Sie hat die Kinderjahre, die Schuljahre hinter sich und doch lassen

sie die Eltern noch nicht ganz heraus. Es ist ein Familienstreit in ihrer Wohnung ausgebrochen: ist sie frei oder ist sie bestellt? Wir haben es erkannt: sie möchte frei sein und ist doch aus wirtschaftlichen Gründen nicht unabhängig vom Verkauf, von der Bestellung, von der Nachfrage — sie ist in einer wenig wirtschaftlichen, dynastischen Zeit in das Getriebe der Kultur eingereiht worden und steht nun, da man anfängt sich wirtschaftlich zu ordnen, in einer furchtbaren Schwierigkeit da, so garnicht geeignet für eine Technik des Konsums, eine Tänzerin aus Temperament, mit begehrlichen Augen und glühendem Eigensinn, die immer wieder kontraktbrüchig wird, weil ihr das Engagement die Lebenskraft, diese unsagbar reine, gesetzlose, sich selbst genügende Daseinsfreude begrenzt.

Nicht wahr, nun übersehn Sie die Lage der Kunst in unsern Tagen. Sie ist frei und unfrei zugleich, jenes aus ihrer Natur, dieses aus Kultur und Vergangenheit. Unsere Zeit ist in keiner Sache einseitig, sie ist ihrem Wesen nach zweiseitig, sie treibt Tolstoi und Nietzsche gleichzeitig, den Aristokraten und Sozialdemokraten, das Warenhaus und das Detailgeschäft gleichzeitig in ihren Extremen, sie bringt zum erstenmal zwei Dimensionen in alle Angelegenheiten, die eine frühere Epoche in ihrem naiven Stilgefühl eindimensional faßte. Sie entwickelt die Freiheit der Kunst durch ihren Gegensatz und die Unfreiheit wiederum durch ihren Gegensatz, und die Gegensätze schaffen, fördern, unterstützen einander. Sie polarisiert sich. Neben ihrem Freiheitsdrang kultiviert sie den heimlichen Besteller, der sich Käufer nennt, und schmeichelt ihm bald bewußter, bald unbewußter. Und sie hat den richtigen Besteller, der die Kunst vor seinen Wagen spannt, auch nicht abgeschafft, sondern im Gegenteil in einer ganz eigentümlichen neuen Form wieder aufgerufen. Wenn Sie die künstlerischen Interessen unseres Kaisers nicht unter Parteistandpunkten betrachten, sondern als einen Kulturwert oder als eine Zeiterscheinung, so erkennen Sie in ihm den Mäcen der Renaissance in einer letzten epigonenhaften Gestalt, die noch einmal riesenhaft drohend aufzuwachsen scheint, ehe sie für immer verschwindet. Perikles und Louis XIV. sind in seinem Blute, die huldigende Auffassung der alten Kunst ist sein Standpunkt, das Organ für die Kultur persönlicher freier Schöpfung schweigt vor dem Willen, die Kunst zur Dienerin des Staates zu machen. Ich will, sagt er. Ich will, daß unsere Großen durch Denkmäler geehrt werden, wie einst in der Renaissance. Ich will, daß meine Ahnen, jeder im Stil seiner Zeit, die Allee des Sieges flankieren. Ich will, daß die Kirchen schnell und hoch aufgeführt werden, da der Sinn für Religion zu wecken ist. Ich will, daß die neueren Bestrebungen, die Kunst zu einer privaten Pflege persönlicher Interessen zu machen, im Sinne unserer guten Überlieferungen ihre Verwendung finden. Er denkt nicht daran, daß ein Stipendium aus einer Wagnerstiftung für die jährliche Aufführung einer neuen Oper an seinem Geburtstage ein zeitgemäßeres Denkmal wäre, als die komische und mißlungene Szenerie am Tiergartenrande. Er vergißt, daß der Tiergarten kein fürstlicher Park mehr ist, dessen Alleen mit römischen Kaiserbüsten dekoriert wurden, daß die Nymphen und Venusse des 18. Jahrhunderts gestorben sind, daß nicht mehr Luna

auf Watteaupärchen scheint, sondern der Mond auf Schutzleute, und nicht mehr Rosen über weiße Statuen, sondern Steine nach Fürstenbildern geworfen werden. Er vergißt, wieviel größer und religiöser ein einziger unvollendeter kolossaler Kirchentorso des Mittelalters gegen alle unsere Schnellbauerei und Fertigmacherei wirkt. Er sieht nicht, daß die tätige, strebende, freie moderne Kunst nur durch seltene Zufälle in seinem Dienst geschichtliche Taten vollbringt, sondern daß es schwache Überläufer und unselbständige Geister sind, die ihm helfen, seinen dämonischen Drang nach einer Verewigung in der Kunst gefahrlos ins Werk zu setzen. Nein, dies alles ist nichts für ihn, es trifft ihn nicht, es reut ihn nicht, es stört ihn nicht, er ist in Renaissance erzogen und seine Hand weist mit der Sicherheit römischer Päpste der Kunst die Wege, die er für richtig hält. Bedenken Sie wohl: einer, der Wege weist, der Bestellungen gibt, muß so sein, er muß konservativ fühlen, Traditionen fortsetzen, und dieser grandiose Besteller, den ich Ihnen als das Muster seiner Gattung vorführte, hat eine ganz eigene neue Art gefunden, durch seine Bildhauer seine persönlichen Ideen auszuführen, seine Hand zu verhundertfachen und selbst ein Künstler zu sein, indem er andere es sein läßt: er übertrumpft die Renaissance, da er als moderner Mensch das Motiv der Bestellung zu einem persönlichen Dokument ausbildet, und die persönlichen Wünsche dann der Öffentlichkeit als Denkmäler wieder zurückgibt. Es braucht Ihnen nicht einer der Herrn Markgrafen zu gefallen, aber Sie werden nicht leugnen können, daß hier der interessanteste Bestellertypus vorliegt, alt in der Struktur, neu im Ornament, ein vom Schicksal nicht übel erfundener Gegenpol zu den unbegrenzten Träumen des freien Künstlers.

Es bleibt mir heut noch übrig, Ihnen eine eigentümliche Wirkung dieser Polarisation der modernen Kunst vorzuführen, die Sie als chemisches Experiment interessieren wird. Sie lesen oft in den Zeitungen die Herzensergüsse von national gesinnten Männern, die aus Patriotismus glauben, alles Pariserische und Englische zugunsten einer wahren und echten deutschen Kunst ablehnen und die Schwärmer moderner Bestrebungen wie Verräter des Vaterlandes brandmarken zu müssen. Ich will Ihnen zeigen, in welchem schweren Irrtume sich diese Patrioten befinden. Ich liebe die deutsche Seele, jene tiefe herzliche Versenkung in einen Stoff, ohne Pose, ohne Theater, ich liebe Schumann und Dürers Passionen, und weiß die Blumen zu schätzen, die auf diesem Felde blühen. Aber ich halte die nationale Beschränkung der Kunst für eine historische Unmöglichkeit. National waren die alten Florentiner, Sienesen, Nürnberger, Niederländer; sie schufen in einem durch Rasse und Klima beschränkten Stil, den auch die Größten nicht überschreiten durften, wenn sie nicht als Irrsinnige oder Unverstandene ausgeschaltet werden wollten. Aber seitdem Rom, eine Stadt, die wie Berlin keine eigenständige Kunst, doch sehr viel Kunstbedürfnis besaß, von den Zeiten der Sixtus V. und Julius II. anfing, die provinziellen Künstler zu einer gemeinsamen neutralen Aktion zu versammeln, hebt eine interlokale Bewegung an, die langsam über Paris, Vlamland, ganz Europa sich ausbreitet und zu einer ganz eigenartigen

Auseinandersetzung der nördlichen und südlichen Rasse führt. Gewisse Individualitäten, wie Rubens oder Heemskerk, finden sich darin nur durch die Größe ihres Genies oder die Phantastik ihrer Einbildungskraft zurecht, das gewöhnliche Individuum mußte erst die moderne endliche und vollkommene Internationalität abwarten, um die nationale Beschränkung gänzlich aufzugeben. Sehen Sie, wie sich die Ingredienzien verschoben und geteilt haben: früher war man national, heute ist man international und individuell. Das Nationale hat sich gespalten, es hat seine Mission erfüllt, es wird zweidimensional mit unserer ganzen Kultur. Die Internationalität, die wohlüberlegte Errungenschaft von drei nicht törichten Jahrhunderten, ist eine Grundlage unserer Kunst geworden. Verwandte Geister fühlen sich in geheimer Zwiesprache von Paris nach Berlin, von Japan nach Spanien. In jeder Stadt sitzen sie alle untereinander, die Formnaturen, die Farbendichter, die Naturanbeter, die Impressionisten, Zeichner und Maler und Gewerbekünstler und ein heiliger Freimaurerbund eint sie über die Grenzen. Aber gerade deswegen, gerade wegen dieser neuen Mischung und Vielfältigkeit ist dem Individuum eine Freiheit gewährleistet, wie nie zuvor, und — Sie geben mir Recht: das Individuum hat nun eine so viel größere Möglichkeit und Sicherheit, auch national zu sein, als es die alte geographische und lokale Bedingtheit je erlaubte. Thoma, Steinhausen, Haider sind deutscher, als es die Deutschen waren, sind spezifisch deutsch, absichtlich und bewußt deutsch, weil sie es als Persönlichkeiten sind. Die Nationalität war ein Stil, heut ist sie eine Überzeugung. Sie ist nicht der Feind des Impressionismus, sondern eine Form neben ihm, wie es viele Formen gibt, noch lange nicht genug. Alles ist persönlich, und die Persönlichkeiten grüßen sich und dulden einander über die Länder. In demselben Maße, in dem die Persönlichkeit ungebundener wurde, ward ihre Landschaft, ihre Heimat weiter, der Bedarfs- und Konsumentenkreis vergrößert sich, die Weltwirtschaft tritt für die Lokalwirtschaft ein, dem schärferen Angebot antwortet eine breitere Nachfrage und so wiederholt sich in gewissem Sinne geographisch, was sich schon in engeren Sphären gespalten und gegengestellt hat.

Sie sehen, ich kann den heutigen Akt unseres Stückes schon mit einem versöhnlicheren Schluß enden, als den vorigen. Doch wird es nötig sein, den Konflikt zuerst noch weiter auszubauen, um unsere Meinung nicht bloß friedlich zu gestalten, sondern sicher und wohl zu begründen.

Wir sitzen vor einer Schaukel. Auf der einen Seite schwingt der neue freie Künstler, der sich in der Lage befindet, seine subjektivsten Träume in Produktion umzusetzen, und durch manche schöne Fälle die Hoffnung in sich nährt, sich mit der Zeit auch durchzusetzen — auf der anderen Seite der brave, akademische, in die Disziplin der Kunst eingeweihte Arbeiter, der seine Bestellungen ausführt und selbst, wenn er noch keinen direkten Auftrag besitzt, doch durch die ganze Art seiner Kunst den ideellen Besteller, den wartenden Käufer voraussetzen darf. Jener ist ein Revolutionär, dieser ein Beamter. Sie wissen, daß die lebende Kunst sich nicht bloß

aus jenen zusammensetzt, sondern daß die größte Anzahl der unsere Ausstellungen füllenden Maler und Bildhauer aus dieser Gruppe sich rekrutiert, wirkliche oder heimliche Beamte sind, die nicht schaffen würden, wenn sie nicht die Absicht hätten, zu verkaufen, den Wünschen des Publikums zu dienen, Bestellungen zu effektuieren. Da es ihrer sehr viele sind, haben sie es nicht so einfach. Sie geraten in einen starken Wettbewerb, und wenn sie dabei kein Glück haben, schlagen sie sich auf die Künstlerbrust. Sie halten sich für die offiziellen Vertreter ihrer Branche und bemitleiden die anderen wegen ihrer aussichtslosen Einbildung. Sie sind die Fahnenträger der Überlieferung, die als bestallte Künstler ebenso aus vergangenen Stilen übrig blieben, wie ihre Gönner, die sich uns das letztemal vorstellten. Sie sitzen auf ihren Rechten und kämpfen, wenn es nötig ist, gegen eine radikale Freiheit. Sie fühlen sich geehrt, wenn sie Minister malen und einen Markgrafen meißeln dürfen. Sie glauben oder machen glauben, daß der Auftrag einer Exzellenz besser die Höhe ihrer Kunst beweist, als zehn Jahre vergeblichen Wartens. Man kann sie nicht aus der modernen Kunstkultur wegstreichen und ich darf sie an dieser Stelle am wenigsten ignorieren. Ich darf nicht parteiisch sein, ich habe Ihnen die Lage der Dinge wahrheitsgetreu und ohne Haß und Liebe zu schildern und muß mir fortwährend bewußt sein, die Stange jener Schaukel so in der Mitte zu halten, daß sie gut balanciert und Sie das Gefühl haben, den Schwerpunkt der modernen Kunststatik zu treffen.

Darum ist es meine Pflicht, Ihnen von beiden Seiten ein Musterexemplar zu entwickeln, die gelungenste Form des Künstlers in jenem und in diesem Sinne vorzuführen und ihren Charakter nicht bloß durch die Kunst, sondern auch durch das Leben leuchten zu lassen, das sich seinen Stil prägt wie das Temperament des Schaffens. Es gibt dazwischen viele Stufen, viele Typen, die auf der Schaukel hin und her rutschen, bald in der Kunst, bald im Leben, bald im einen durch das andere Dilettanten sind und dazu dienen, das Chaos der heutigen Zustände noch mehr zu verwirren.

Der freie Künstler, um diesen zuerst zu betrachten, ist seinem Wesen nach improvisierend. Ein Reiz trifft ihn aus der Natur, Felder mit Arbeitern, Kinder in Gärten, Brücken über Kähnen, verschneite Flußufer, weiße Häuser unter Kastanien, und er gibt sich rücksichtslos und rückhaltslos diesem Reize hin, greift zur Farbe und sucht den flüchtigen Eindruck festzuhalten, oder zum Ton, um die huschende Empfindung irgend einer im Lichte auftauchenden Körperlichkeit zu modellieren. Er improvisiert. Je selbständiger seine Anschauung ist, desto eigener werden die Formen seines Ausdrucks sein. Es liegt ihm daran, von dieser Improvisation auszugehn, ihre Flüssigkeit und ihre Frische zu erhalten. Der Stoff in der Natur interessiert ihn von Minute zu Minute weniger, er spielt auf dem Klavier der Wirklichkeit seine eigene Empfindung, sein Vortrag wird ihm zur Ausdrucksform, sein Augenmaß zur Dimension, sein Farbenrausch zur Einheit, und er ist zufrieden, wenn er die Natur zu seiner eigenen Sprache gezwungen und dabei kein anderes Handwerk gebraucht hat, als die spezifische Flecken- oder Fadenmanier seines Pinsels oder

Stiftes zu einer persönlichen, unmittelbaren, unverwischten Verständigungsart auszubilden. Er bestimmt die Form des Bildes von dem Ausschnitt, der ihn reizte, seine Farbe von dem inneren, nicht dem äußeren Konzert und der in sich balancierenden Harmonie seiner Töne, seine Technik von seiner Art, sich auszudrücken. Man nennt dies gewöhnlich Impressionismus. Aber impressionistisch ist jede Kunst, die Konturzeichnung eines Tieres, die blaue Farbe eines reflektierenden Wassers, die Perspektive eines Raums ist eine enorme Impression und Abstraktion. Hier handelt es sich nicht um diese konventionelle Impression, sondern um die einzelne, persönliche, und ihr Wesen ist, daß sie sich zu einer Meisterschaft des Improvisierens entwickelt, daß sie aus dem Improvisieren, wie ich Ihnen zeigte, Form, Farbe, Technik ausbildet. Der Künstler lebt in diesem Momente nur in sich, er liebt sich fanatisch, er haßt jeden Anspruch der Außenwelt, der Natürlichkeit, der Konsumenten. Er liebt den kleinsten Strich seines ihm in die Hand gewachsenen Pinsels, die Illusionen seines zwinkernden Auges, die aufklingende Symphonie dekorativ abgezogener, gesteigerter und nun millionenfach nüancierter Farbvaleurs, alles dies, was er sieht, er schafft, er umändert, er hellsichtig durchblickt, alles dies liebt er in dem Augenblick mehr, als die geringste Gunst des Lebens. Er kann sich sein Leben nicht zimmern, solange er sich treu bleibt. Auch seine Lebenskunst ist eine improvisatorische, aber darum doch eine Kunst. Er wartet auf das Glück und wenn es kommt, genießt er es intensiv, und wenn es nicht kommt, so sehnt er sich und leidet und dichtet intensiv. Er ist der Triumphator des Augenblicks, der für ihn den goldenen Himmel zeigt, da ihn der goldene Boden trivialisieren und entnerven würde. Kennen Sie diesen Künstler der Improvisation, seine Freuden im Rausche des Schaffens und seine Leiden im Fluche der Dispositionslosigkeit. Lesen Sie die Briefe van Goghs, in denen der Lebenssaft der Kunst zerkocht wird; sammeln Sie Geschichten von Toulouse-Lautrec und den Montmartre-Leuten, in denen seltsam gemischte Existenzen aufbrausen. Lassen Sie sich nicht durch Schlagworte von Richtungen das Verständnis dafür verderben. Begreifen Sie darin die hohe Kunst der Improvisation, die aus unserer Musik schwand, um in unserer bildenden Kunst sich wunderbar zu konsolidieren. Sie treten vor die Heuhaufen irgendeines solchen Meisters. Was geht Sie der Heuhaufen an, haben Sie sich je für Heuhaufen interessiert, würden Sie zwei Meilen laufen, um einen Heuhaufen zu bewundern und sehe ich Sie so aufmerksam und gedrängt vor mir, um Ihnen von einem Heuhaufen etwas Materielles, Körperliches zu erzählen? Nein, Sie kommen zu mir, um diese eigene Berührung einer Seele zu fühlen, diesen Rausch, den mir eine kleine Zuckung der modernen Malerei verursacht, mit mir zu kosten, an der ganzen Unvorbereitetheit, mit der ich Ihnen dies vortrage, an der Improvisation und momentanen Auffassung und Gestaltung sich zu entzücken, weil Sie fühlen, daß diese Wirkung von Seele zu Seele Ihnen eine viel größere Belehrung und Erleuchtung gibt, als alle stoffliche Aufzählung von Daten und Werken. Nun, wenn ich mich in Ihnen nicht täusche, so stellen Sie sich mit derselben Erwartung und Empfindung vor jene bescheidenen

gemalten Heuhaufen, die einem Künstler nur zum Vorwande wurden, seine große Improvisationskunst in der Erfassung harmonischer Spiele, des Licht- und Schattengewebes, des inneren Gesichtes musikalischer Schönheiten zu prüfen und zu bewähren. Die Heuhaufen sind das Schild seiner Vorlesung. Was er Ihnen sagt, ist nur er selbst, seine Musik und seine Form, und so wirkt er von Seele zu Seele frischer, packender, überzeugender, als wenn er in Mißachtung seiner Kräfte sich die klägliche Mühe gegeben hätte, alle Spuren seiner Improvisation zu tilgen, um den Schein einer Naturkopie vorzutäuschen.

Ich glaube fast, ich bin etwas parteiisch geworden, und ich bitte dafür um Entschuldigung. Schon rücke ich sachte die Stange der Wage wieder in die Mitte, damit mir der entgegengesetzte Typus nicht unverdienterweise in den Himmel fliegt.

Dieser andere Künstler verlangt von Ihnen weder, daß Sie die unverständlichen Tupfen und Striche seines Bildes durch eine gehörige Entfernung für Ihr Auge ausgleichen, noch überhaupt, daß Sie auf irgendeine Forderung oder Neuerung seinerseits eingehen. Er malt auf dem Niveau der bestehenden Übung und Erfahrung. Ein weißes Mädchen, eine schwarze ältliche Dame, ein Herr im Reitkostüm, ein General in Tropenuniform steht vor ihm als Modell und er porträtiert sie so, wie sie der Durchschnitt der modernen Auffassung ohne Mühe und Umschaltung für Wirklichkeit nimmt. Wir alle sehen die Wirklichkeit nicht mit unseren animalischen Augen, sondern mit der ganzen Summe von Kunst, die uns übergeben wurde und anerzogen wurde. In jeder Umsetzung eines Modells in ein Bildnis steckt unbewußt die ganze Reihe von Porträts, die wir gelernt und beurteilt haben. Dieser Maler hat den Instinkt und die Kunst für die Einhaltung des Niveaus. Es liegt ihm nicht, zu schaffen, sondern nur zu erhalten. Er gibt keine Rätsel der Individualität auf und keine Probleme einer Neuordnung. Er malt so, daß diejenigen, die sein Bild bestellten, aus dem mittleren Kulturgefühl zufrieden sind, und die noch keins bestellten, zum Kaufen Lust bekommen. Ist er ein Lebenskünstler, so weiß auch er, freilich in genau entgegengesetztem Sinn, aus diesen seinen Qualitäten sein Leben zu gestalten. Er kennt seine schwachen Kräfte und baut sich aus ihnen die Grundlage seiner Existenz. Er fährt morgens in die Stadt und porträtiert. An Aufträgen mangelt es nicht und er erhält sich durch solide Arbeit den Ruf, der sein künstlerisches Kapital ist. Aber diese Malerei, die er selbst nicht höher als ein Handwerk einschätzt, ist ihm nur Metier. Nachmittags kehrt er in sein Haus zurück, freut sich seines Gartens und des angeworbenen Geländes bis zu den fernen Hügeln, schnitzelt an irgendeiner jahrelangen Bastelei um einen Schrank, bespricht mit dem Metallarbeiter die Kupferplatten für die Tür, baut sich ein rotsandsteinernes Schloß, malt sich eine nackte Figur auf das Fenster und legt reale durchsichtige Stoffe darüber, umkränzt den Speiseraum mit einem Fries bunter Genien, zeichnet sich seine Buchstaben und Verzierungen für seine Werke, verbessert die Steinradierung, emailliert Töpfe und Bilder, schlossert, gärtnert, musiziert, spielt Theater, dichtet, stiftet Automobilrennen und liebt seine Kinder, malt seine Familie und beschäftigt seinen greisen Vater in den

Betrieben aller Handwerke, die er auf seinem eigenen Boden installiert. Gewiß, manche Holzarbeit ist geschmacklos, manche Repräsentation protzig, mancher Topfhenkel unmöglich und alles Email oft roh und unkultiviert, aber er ist der König seines Landes und hat sich, da er nun einmal systematisch und populär veranlagt ist, in einem wahrlich nicht kleinen Stile über dem Beruf eine Lebensform geschaffen, die in ihrer architektonischen Sicherheit imposant wirkt. Er geht von Kaiser zu Kaiser und ist doch nur sein eigner Untertan. Er ist ein Sucher und Versucher, aber er hat die Experimente an die Peripherie seines Lebens gesetzt. Weder atmet er in ihnen, noch kämpft er um sie. Die Ruhe seiner Existenz bleibt beneidenswert unangetastet in der Eitelkeit dieser Welt. Wenn Sie nach England kommen und reif sind für die Abschätzung einer persönlichen Energie ohne ästhetische Einseitigkeit, werden Sie nach gehn Bushey dürfen und diesen Mann sich ansehn. Er heißt Herkomer und ist aus Landsberg am Lech.

Nun haben Sie die beiden Typen: den schwärmenden Improvisator, der die Palette des Lebens und der Kunst in den gleichen Farben anlegt und selbst vom Zufall sich zu tollen Streichen gern locken läßt, und den Vertreter der herrschenden massiven Meinung, der im besten Falle die Kunst als Beruf nimmt und darauf seine Existenz vertrauensvoll zimmert. Mannigfaltig sind die Vermischungen und auch die Verwechslungen beider Dispositionen, bald wird persönlicher Beruf für Kunst gehalten, bald persönliche Kunst für Beruf, bald Unpersönliches für Persönliches, und es fließt viel Blut um die Mißverständnisse, die aus einer Vergleichung freien Schaffens und handwerklicher Arbeit entstehen. Ich habe Sie immer darauf hingewiesen, das eine um das andere nicht zu verachten und zu bedenken, daß in einem Gebiete, das zugleich Kulturausbau und Freiheitspatent ist, notwendigerweise Elemente konventioneller Art mit solchen revolutionärer Ungebundenheit sich mischen müssen. Jene könnten nicht existieren, ohne daß diese den Boden für sie stampfen, und diese nicht, ohne daß jene für sie die Zusammenhänge und wirtschaftlichen Beziehungen herstellten. Man nennt im Volksmunde gern die Traditionellen „alte Richtung" und die Persönlichen „neue Richtung". Welcher Unsinn, nicht wahr? Man könnte ebenso die feuchte Erde alte und die Blume moderne Richtung nennen. Richtungen sind es überhaupt nicht, sondern Temperamentsunterschiede, Unterschiede der inneren Mission und der Kulturarbeit. Groß können beide sein, klein beide, gut beide, schlecht beide. Ich erinnere mich aus der letzten Moabiter Ausstellung an ein Bild eines Düsseldorfer Malers Fritz, das in traditioneller Weise eine sonnige Herbstlandschaft darstellte mit einer vorzüglichen Fertigkeit, diesen zerriebenen Duft der kalten Schönheit festzuhalten. Es kümmerte sich niemand um das Bild, man warf es zur Düsseldorfer Akademie und schalt es alte Richtung. Aber in dieser rührenden fleißigen Eroberung einer Naturstimmung lag für mich ein viel stärkerer Eindruck, als manches moderne Herbststück mir hervorgerufen hatte. Wir haben mehr davon — und für wen ist die Kunst als für uns und unsere Lebenswerte? —, uns von der Richtungmacherei loszusagen. Unsere politische Erziehung hat uns

verdorben, hat uns überall Parteien eingeredet, wo es gar keine gibt. Die Politik mag glauben, hier sei Recht und hier Unrecht — die Kunst steht darüber, sie hat nichts mit Logik, mit Beweisen zu tun, sie kommt aus einer Quelle, die früher entspringt, vor den Bezirken der Verstandesschlüsse, sie gibt uns Lebensstärkung oder gibt uns keine, man kann sie nicht in Parteien und Fraktionen einteilen und muß es jedem überlassen, seinen höchsteignen Mund an ihre Frische anzusetzen. Lassen Sie sich von keiner Politik vorschreiben, welche Richtung Sie in der Kunst zu lieben haben. Lieben Sie oder hassen Sie das Werk an sich, unterhalten Sie sich mit ihm still und tief und unbefangen, und pflegen Sie Ihre eigene ästhetische Kultur an der Macht der Persönlichkeit und auf dem Niveau Ihres Verständnisses. Welche unmöglichen Parteien hat diese politische Wut geschaffen! Sie hat den Pleinairisten erfunden, der angeblich die Richtung verfolgt, in der freien Luft nicht so wie im Atelier, sondern mit allen Finessen der Luft- und Lichtreflexe zu malen. Wie kann das eine Richtung sein? Man malt im Zimmer und in der Luft mit den nötigen Reflexen und Abtönungen, oder man malt nicht so. Luft war immer auf den Bildern, nur hat sie sich gewandelt, wie alle Mittel der Darstellung. Reflexe waren immer darauf, nur haben sie sich verfeinert und spezialisiert, überall, in jedem Milieu. Lionardo kennt die Luft, Fragonard kennt sie, Vermeer kennt sie, Gainsborough kennt sie — vielleicht lieben wir sie mehr wie jene, aber wir treiben doch keine Politik mit einem so subjektiven und körperlosen Medium. Ist die Luft hell oder dunkel? Sie ist um 1880 dunkler, um 1890 heller, 1840 blauer, 1900 roter, sie ist unser Besitz wie alle die Qualitäten, die uns die Natur großmütig überläßt, damit wir in ihren Beziehungen unsere Musik ausströmen. Schieben Sie alle Verwirrungen auf diese Zerstörung durch die Politik. Die Tradition kann im feinen Empfinden etwas höchst Persönliches, die Persönlichkeit im Konventionellen etwas höchst Dekoratives werden, Hellas und Rom feiern ihre dritte und vierte Auferstehung in den zartesten modernen Seelen, und Impressionisten beten vor dem Altar des Velasquez, Hals und Goya. Suchen Sie das Werk des Künstlers, wie Sie die Seele eines verwandten Menschen suchen, gleichviel ob er auf dem Katheder sitzt oder mit Ihnen durch den Wald spaziert. Wenn irgendwo, so deckt sich in der Kunst Beruf und Wesen, Etikette und Natur, so ungern und schwierig, daß Sie Ihr halbes Leben verlieren würden, wenn Sie in der Meinung, dieses Reich stelle einen Parteienkampf dar, sich für eine Fraktion entscheiden und den Einzelnen mit Haut und Haaren in den alten oder den neuen Moloch hineinzwingen wollten. Man verliert dabei Lebenswerte und gewinnt nur Systeme. Ach wie viele von Ihnen kamen zu mir und dachten ein solches System zu bekommen. Statt dessen zerreiße ich Ihnen die paar Schlagworte, unter denen Ihnen bisher die moderne Kunst serviert worden ist. Ich öffne Ihnen Abgründe und verbiete Ihnen Brücken. Ich spalte Ihnen Konflikte und nehme Ihnen die Partei. Sie werden mir sagen, daß jener individuelle Genuß des Werkes, den ich Ihnen empfehle, nichts Lehrbares sei und von der Reife und Disposition des inneren Stoffwechsels abhänge. Ich weiß es, und doch

weiß ich, daß ich Ihnen viel sage, indem ich Ihnen schon dies sage. Daß ich Sie bewahre und einstelle. Vielleicht wird mancher von Ihnen durch diese Darstellung in seinem Gemüte verwirrt, noch verwirrter als er vorher war, und verzweifelt an sich, hält sich krampfhaft an das Wrack seines Schiffleins und schreit zu mir, daß ich ihn unglücklich gemacht habe, indem ich ihm das Buch nahm und dafür die Lettern schenkte. Nun, ich kenne diese Opfer. Jedes Semester bisher kam dieses Opfer zu mir, jedesmal hieß der Märtyrer anders, jedesmal wollte er dasselbe: so wie ich sein, systemlos, unbefangen, improvisatorisch lieben und hassen — so wie ich sein! Ich wußte, dieser Mann war geliefert. Er war geblendet vom Geiste der Unordnung und sah nicht ihre Kultur. Er wurde unglücklich und scheiterte. Er war nicht reif zur Selbsthilfe. Aber ich sagte mir: ich gebe meinen Hörern die Wahrheit oder ich höre auf zu dozieren. Ein Opfer fällt, aber die Starken werden aus meiner Stunde gehn mit einem Gefühl, daß sie reifer wurden, daß ihnen die Augen sich öffneten, daß sie nicht nach mir schreien, sondern in sich hinein rufen, sich fragen, antworten, bilden, jeder nach seiner Art. Nur zu diesen Starken spreche ich, solange ich überhaupt noch sprechen darf.

Ich lade Sie heut dazu ein, diesen uniformen und langweiligen Saal, in dem wir uns immer versammeln müssen, zu verlassen und eine kleine Landpartie zu machen. Die Natur, die wir jetzt von neuem wieder einmal gottesdienstlich verehren, hat eine so ganz andere, ewige Uniformität, daß sie mit desto größerer Ruhe und Sicherheit das Walten individueller Empfindungen zuläßt, je mehr sich die Kinder der Kunst an ihren Busen werfen und ihre verschiedenen Schmerzen ihr anvertrauen. Wir gehn die Havel lang auf der kunstvollen kleinen Gebirgschaussee, die von Spandau nach Wannsee führt und die Wunder dieser Gegend wie in einem Album nacheinander aufschlägt. Frische Luft streicht um unsere Stirne und wir fühlen den Atem der ewigen Mutter. Wir kommen an die merkwürdige Stelle, da die Havel ein weites Bassin bildet, Wiesen in holländischer Manier absetzt, Hügelschluchten aufsteigen läßt nach dem Muster des Ostseestrandes und einige Kiefern, die dem Westwinde von Jahrhunderten standhielten, in beethovenscher Größe entwickelt. Schon sitzt ein Maler da und seine Leinwand zeigt die heroischen Formen dieser Natur, ein Epos der Landschaft in breiten graugelben Farben mit trotzigen, heldenhaften Bäumen, bewegtem Wasser und melancholischen Wolken. Er erzählt uns stolz, er sei ein Schüler von Bracht. Daneben sitzt ein zweiter, dessen Bild eben erst anfängt, Form zu erhalten, da er, wie er sagt, den Abend noch mehr abwarten will. Er nimmt die Ufer unter einer scharfen stilisierenden Beleuchtung, die die Sonnen- und Schattenflecken ballenartig absetzt und die rötlichen Stämme wie die leuchtenden Ständer dieses Lichtfederspiels dazwischenpflanzt; der Himmel ist von einer heiteren Ruhe und einige Segel gleiten über das Wasser wie schweigsame Vögel. Seinen Lehrer nennt er freundlich Leistikow. Ein dritter richtet sein Auge auf die stille Herde, die den kleinen Wiesenfleck abgrast, er setzt Tiere und Hirten in einer nach vorn zu dunkelnden Tönung vor das struppige Grün und

legt die Wälder als blaugrünbraune Konturen perspektivisch um die Ränder des blaugrauen Sees, über den die feuchte Luft begütigend daherstreicht. Liebermann ist sein Ahne. Der vierte kommt eben jetzt erst zur Stelle, packt einen genial verworfenen Pastellkasten aus, stellt eine Pappe auf die Knie und wartet, bis die andern weggegangen sind, nachdem er brummend und singend wohl zehnmal versucht hat sich zu setzen, zu stellen, hier oder dort anzufangen und ungesehen an die Arbeit zu gehn. Jetzt ist der Augenblick gekommen, die Sonne hinterläßt einen Fond von übereinandergelegtem Rot, Gelb, Grün, Blau; der Boden zieht die letzten grünen, blauen, braunen Töne in ein tiefes Schattenreich ein und die Kiefern werfen, durch die geheimnisvolle Stunde angeregt, ihre dunklen massigen Wipfel auf tiefblauen, geschwungenen Raketen vor die leuchtende Himmelsglut. Wir wissen, daß dieser Vierte ein Uryschüler ist, aber er verschweigt uns den Namen.

Es antworten die Künstler nebeneinander verschieden auf dieselbe Frage der Natur, und die Natur neigt ihnen allen gleichmäßig den Kopf, gibt ihnen allen Recht, heute diesen, morgen wieder anderen, dem braven Albert Hertel, dem fluoreszierenden Curt Hermann, dem plakatbreiten Kayser-Eichberg, Jedem in seiner Art, wenn er nur eine Art hat und den Weg vom Auge zur Hand findet. Und jeder von ihnen beruft sich auf die Natur und auf die Freiheit und behauptet sich, beweist sich, und widerlegt mit oder ohne Wissen und Worte den andern.

Und so hören wir wieder die Schlachttrompete. Jeder Eine hat Recht und jeder Andere hat Unrecht. Mit Recht. Aber, da hier nicht Logik, sondern höhere Tugenden wie Reife, Genialität, Stärke und Kraft entscheiden und doch der ganze Streit einen industriellen oder ökonomischen Anschein erweckt, so vergißt Jeder, daß er nur dann im Sinne seiner Persönlichkeit Recht hat, wenn er zugleich im Sinne der anderen Persönlichkeiten Unrecht hat. Er muß das vergessen, wenn er ein Künstler ist, und nur wir haben es hier so leicht von unserer Loge aus, seine schöne Verblendung zu sehn und zu bewundern. Er setzt sich durch, er wagt es gegen die kompakte Masse der Anderen. Er erklärt den anderen Ichs den Krieg. Solange deren Werke im Atelier waren, waren sie seine Brüder und er verfolgte sie garnicht, oder mit wohlwollender Neugier. Aber das Kunstwerk hat zwei Lebenssphären: diese eine im Atelier, von der beglückenden Konzeption an bis zu der schmerzreichen, aber seligen Geburtsstunde und den ersten privaten Freundlichkeiten, und dann die zweite, von seiner Fertigstellung an, in der Wirkung auf Laien, auf Künstler, in der Ökonomie des Marktes, in den Erfolgen seines wahren Werts und den Mißverständnissen der Sensation, der zufälligen Bezüglichkeiten, in den Einschätzungen der Kuriosität, den Schiebungen der Preise — ein zweites Leben, das oft ganz unabhängig und ganz unterschieden vom ersten seine selbständige Bahn läuft, oft selbst in den innerlichsten Wirkungen von äußeren Mächten bestimmt. Gegen diese kompakte Masse laufender Kunst hat die Kunst selbst täglich anzukämpfen, heut als freie mehr denn je. Die Kunst vor der Geburt des Werkes ist stets die erregte Feindin der Kunst nach der Geburt. Diese Kinder kennen ihren Vater nicht mehr, ja sie schaden mitunter dem eigenen Vater und dieser wiederum

flucht ihnen und verstößt sie. Jedes freie Werk, das der Verzückung und dem Liebesrausch eines göttlichen Augenblicks entstammt, hat die Erbsünde des Daseinskampfes auf sich genommen, gegen fremdes und gegen eigenes Blut.

Dieses aber ist die grausamste Schlacht von allen, die wir erlebt, die Schlacht der Persönlichkeit gegen die Persönlichkeiten, der einzelnen Freiheit gegen die Kultur der Freiheit, des Künstlers gegen die Kunst. Gegen die neue Kunst und gegen die alte. Jedes existierende Bild raubt dem Maler von demselben Leben, das es zugleich wieder begründet und festgelegt hat. Jedes erhaltene Werk alter Meister nimmt ihm ein Stück seines eignen Meistertums.

Unsere Hochschulen führen Sie in die alte Kunstgeschichte ein. Sie werden großgezogen in der Achtung vor Rafael und Rembrandt, und selbst ein kleiner Pesellino wird Ihnen als wichtiger und maßgebender hingestellt als irgendein Bild eines modernen Meisters. Es ist dies schön und gut und nützlich, aber es liegt eine unermeßliche Gefahr darin für die Unterschätzung der Gegenwart. Ich predige Ihnen die Liebe zu dieser Gegenwart. Ein Augenblick in einem lebendigen Atelier, eine leise Berührung mit der schaffenden Kunst muß Ihnen alles aufwiegen, was die Kunstgeschichte aufgestapelt hat. Sie müssen lernen an die Gegenwart glauben und an der Vergangenheit zweifeln, statt umgekehrt. Wir alle sind berufen, nicht Tote zu erwecken, sondern Lebende aufzurichten. Die ganze Üppigkeit unserer Museen nützt uns nichts, wenn wir nicht den heiligen Glauben an unsere Zeit und ihre Vervollkommnung haben. Gegenwart und wieder Gegenwart ist unsere Mission, unsere Liebe, unsere Existenz, und sich als Heutigen und Morgigen zu fühlen, berechtigt uns erst die Kultur auch des Gestrigen zu pflegen. Der Künstler ist der neidische Verehrer des Museums. Er wünscht, auch so einer zu sein wie die da, die ihm die Luft wegnehmen. Schmerzlich sieht er Millionenwerte an den Wänden hängen, die einst für ein Tausendstel ihres Preises in den Handel gingen, sieht die bescheidenen Bildchen holländischer Steuereinnnehmer, Bürgermeister und Schänkwirte durch die Konstellation der Kunstgeschichte auf Vermögenswerte steigen, von deren einmaligen Zinsen jene Männer und, was ihn noch mehr angeht, er selbst leben könnte. Er sieht das Museum aus Pietät, aus Historizismus, aus Sammlerlust und um einigen wenigen Menschen ein paar Stärkungen zu geben, Summen aufwenden, die der Gegenwart entzogen bleiben, die den Toten nichts nützen, die heut in lebendige Kräfte umgesetzt werden könnten. Verstehen Sie dieses Gefühl und verstehen Sie die Konflikte, die in der Seele des Künstlers sich bilden, wenn er sich sagt, daß trotzdem nur auf diese Weise das Kulturbewußtsein der Kunst erhalten wird, ohne das er selbst wieder nicht schaffen und leben kann?

Was soll er gegen die kompakte Masse der bestehenden Kunst tun? Er versucht es ein wenig von seiner Herrenfreiheit nachzulassen und eine Gemeinschaft Lebender zu bilden, die wenigstens ökonomisch mit vereinten Kräften sich durchsetzen soll. Immer wenn die künstlerische Persönlichkeit darauf angewiesen ist im Kampfe mit der Menge sich zu behaupten, muß sie auf diese Idee verfallen. In den An-

fängen der modernen Kunst, damals als in dem kleinen niederländischen Bezirk die Maler zum erstenmal die Handelsformen als eine Unterstützung ihrer bürgerlichen und freiheitlichen Kunst empfanden, treten die Organisationen von Vereinen und Ausstellungen sofort schärfer hervor. Hier hatte kein Michelangelo Ärgernisse in großem Stil mit Päpsten durchzukosten, sondern es handelte sich einfach darum, Bilder, die im Geschmack der Zeit lagen, auf eine geläufige und bequeme Weise nutzbringend zu verwenden. Nichts ist interessanter, als solche Anfänge moderner Kunstverkehrsformen zu studieren. Hans Flörke, der Sohn des vielgenannten Böcklinfreundes, hat sich entschlossen über dieses Kapitel der niederländischen Kunst- und Kulturgeschichte ein ganzes fleißiges Buch zu schreiben, eines der wenigen Bücher, das sich nicht in gewohnter Weise mit Kunstwerken bis zu ihrem Fertigwerden, sondern mit ihnen nach diesem Zeitpunkt beschäftigt, und darum dringend der Lektüre empfohlen werden muß. Da besuchen Sie den berühmten Antwerpner Freitagsmarkt am schönen Hause des Verlegers Plantin und sehen die Bilderverkäufer auf den Kirmessen; verfolgen die Schiffer, die auf den Kanälen dieses Verkaufsgut an den Mann bringen, und die Bauern, die darin klüglich ihr Geld anlegen; Sie erfreuen sich der wachsenden Bedeutung der Amsterdamer Lukasgilde, des Haagschen Vereins Pictura; wie sich in Utrecht die Maler erst 1640 von den Möbeltischlern trennen, denen sie sich heut durch die steigende Herrschaft der Persönlichkeit, auch in der industriellen Kunst, wieder so wohlwollend zuneigen; wie die Innungsgesetze die Einzelfreiheit beschränken, den großen Meister herabsozialisieren und dem Schüler dafür die Signatur verbieten; wie sich in Hunderten von Fällen verschiedene Künstler (der Autor hat 350 gezählt) zu gemeinsamer Arbeit vereinigen; wie von der ersten Kaufausstellung in Antwerpen 1540 diese selbstarrangierten Märkte an Bedeutung gewinnen — es ist ein sehr amüsantes Vorspiel unseres Ausstellungs- und Vereinswesens, das an die unpersönliche mittelalterliche Innung anknüpfte, um in allmählicher Entwicklung durch die Korporation gerade die Persönlichkeit zu schützen und zu fördern.

Was er an stolzer Einsamkeit verliert, gewinnt jetzt der Künstler an Rückhalt im Verein, dem er um so lieber angehört, als gerade unbedeutende und unschädliche Geister sich am besten dazu eignen, die sozialen Interessen zu vertreten und die Verwaltungsgeschäfte zu führen. Der Inferiore hat seinen Vorteil im Anschluß an die Großen, die Großen in der Überlassung der Geschäfte an den Impresario, und so scheinen sich für einige Zeit die Interessen brüderlich zusammenzufinden und Waffenstillstände einzutreten. Ausstellungen werden von Akademien arrangiert, und wieder von Vereinen, und beide einigen sich wieder, und eine Kunstgenossenschaft verbindet wieder alle Vereine, um die Interessen auch im Auslande zu wahren, und Völkerkongresse von Malerei werden eine Attraktion der Weltausstellungen. Und wieder regt sich von Zeit zu Zeit die Bestie des Individuums, um gegen eine verrottete Gemeinsamkeit zu bellen, und es entstehen periodisch Kämpfe mit Jurys und Reformen. Die Refüsierten bilden schon in den 60er Jahren in Paris eine eigene Vereinigung und glauben sich besser geschützt,

wenn sie in eine neue Ausstellungsform eintreten, die auf der Grundlage einer größeren aktiven und sozialen Gleichberechtigung geschaffen wird. Die Sezession pflanzt sich in andere Metropolen fort. Es gibt überall Glaspaläste und Sezessionen. Innerhalb der Sezessionen versucht man die Sonderausstellung des einzelnen Künstlers zu betonen, und das Prinzip einer mehr ateliermäßigen Anordnung wirkt wieder auf die Glaspaläste zurück. Wieder neue Streitigkeiten und wieder Sezessionen von Independents, die öfters des Anschlusses halber in die Glaspaläste zurückkehren. Dann wieder Vereinigung der einzelnen Sezessionen zum Künstlerbund und die Revolte des Individuums innerhalb dieser neuen Korporationen. Die Privat-Salons aber, durch eine mehr apodiktische Sicherheit des Redakteurs geleitet, folgen dem Sammelwesen der Zeit und erklären sich periodisch, lebende Zeitschriften, mit besonderer Berücksichtigung der Monographie. So steigt das Individuum von einem Reservoir in das andere, während diese selbst an dem großen Triebrad der Zeit je nach Hoch- und Tiefgang schöpfen und ausschütten.

Dies ist der grandiose Weltbetrieb des modernen Vereinswesens, ein köstliches Schauspiel für den, der die einzige Macht der Persönlichkeit und die große Lüge dieses Sozialismus durchschaut. Was waren die Elf, als sie in Berlin revolutionierten? Es waren Elf, aber niemals die Elf. Was ist die Sezession, die das Volk für eine Kunstrichtung nimmt? Es sind Sezessionierende, aber kein Katalog zeigt eine verschiedenere Schattierung von Originalitäten als der ihre. Freundschaft wird als Clique mißdeutet, Gesellschaft als Partei. Es sind ökonomische Werte, den künstlerischen entgegengesetzt. Ja entgegengesetzt. Denn was sehen Sie, wenn Sie ohne Brille diese Vorgänge betrachten? Sie sehen doch den Einzelnen immer wieder herauskriechen, sich herauskomplementieren, herausstehlen aus dem Vereine, der ihm nichts gibt, wenn er Einer ist, und wenn er Keiner ist, auch nichts hinzufügt. Die Pariser Impressionisten gingen ohne Verein durch die Welt. Jetzt war nicht mehr Ulenborgh aus Amsterdam ihr Meister, der einen primitiven Welthandel betrieb, sondern Durand Ruel kaufte sie auf, mit Mut und Risiko und spekulativem Geiste. Sein Weltstil war der amerikanische. Er haussierte die Preise und wartete die Konjunktur ab. Er wußte, daß die gute Sache sich mit der Zeit besser bezahlt als die schlechte, und daß der Reiz der Einsamkeit einstmals vorteilhafter sich umsetzt als die Gemeinsamkeit der Herde. Er gründete sein Weltgeschäft auf die Individualität.

Und so steht er, der persönliche Künstler vor Ihnen, einer, der sich aus Freiheit zuerst wild gebärdet, der dann die Hygiene der Soziologie als nützlich anerkennt, um schließlich wieder aus diesem gewaltigen Bassin froh aufzutauchen, äußerlich im besten Falle dadurch nur günstiger gestellt, und innerlich sicher ohne jeden Verlust an seinem wahren Eigentum. Das ist die Geschichte und das System des wundervollen Kampfes, den jede Kreatur in der Kunst gegen die andere Kreatur ausficht, ein Kampf, dem die moderne Freiheit Formen von imposanten Kompromissen und leuchtenden Selbständigkeiten verlieh, gegen die die Naivetät der Wirtschaftslage in den fürstlichen Epochen nur ein freundliches Lächeln zeigt.

Ich wollte Ihnen diesen verlegenen Künstler vorstellen, der von sich selbst über den Verein lauter ebensolcher Selbsts zu sich zurückkehrt, heimlich oder gar offen. Es ist die Geschichte manches berühmten Pariser Künstlers und wird die manches deutschen werden. Zum letztenmal lasse ich die Pole vor Ihnen feindlich sich spitzen: die Freiheit und die Bedingtheit, die Ungebundenheit und die Tradition, die Lebensfülle und die Lebensnot. Sie sehen die wunderbare Frische dieses bewegten Reiches vor Ihren Augen liegen, dessen einziger Stil darin besteht, daß es keinen hat und haben soll. Gestorben ist der Stil, es leben die Stile. Was wir aber gegenüber dieser neuen Weltordnung zu tun haben, wie wir sie vermitteln und genießen, davon sollen wir uns nun unterhalten.

Ich habe Ihnen nun gewiß genügend die grausamen Schönheiten der Schlacht beschrieben, die die moderne Kunst schlägt, die erste und einzige Schlacht, die nicht wegen eines Vorteils oder Sieges gekämpft wird, sondern weil sie ein Wesensbestand, ein Prozeß dieser Kultur ist, die sich entzweit, um zu leben. Der Glaube ist geschwunden, das Leben ist wahr geworden, und statt des Monismus lieben wir wieder Dualismus. Aber eben weil auch dieser Dualismus kein Prinzip sein soll, sondern selbst wieder sein Gegenteil ruft, hat sich eine Klasse von geistigen Arbeitern etabliert, die in seine Wirrsale eine Art monistischer Einheit zu bringen versucht und sich berufen fühlt. Das sind die Vermittler.

Die Vermittler haben eine Aufgabe, die es bisher nicht gab, weil es keine Abgründe gab. Sie haben den laufenden Prozeß aller Entzweiungen zu verfolgen, sie dauernd in einen Strom zu leiten, die Einheit ihrer Gegensätze zu formen, Kunst und Publikum, Freiheit und Tradition, Internationalität und Persönlichkeit, Angebot und Nachfrage, Künstler und Künstler zu überbrücken, vor unnötigen Gefahren und Konflikten zu schützen und als umfassende Kultur auszubauen. Der Vermittler geht zu Liebermann und hört sich ruhig an, wie er auf Böcklin redet, hört Böcklin und Menzel über Liebermann. Er sagt sich: diese Männer haben das Recht zur Einseitigkeit, zum Egoismus, weil sie etwas leisten und dies nicht leisten könnten, wenn sie immer bloß Andere sein wollten. Ich aber leiste nichts und bin daher dazu ausersehen, mit meiner kleinen Intelligenz jedem Recht zu geben und daraus ein System zu bilden, das das Bestehende und das Werdende in einem heiteren Kontakt erhält. Schöne Aufgabe, ehrenvolles Ziel. Der Kampf erhält, aber er muß gelenkt werden. Ich lasse sie alle bis aufs Blut streiten, schildere dann diesen Zustand in einem Essai, versammle das Volk um mich und erkläre mit bedeutendem Zeigefinger an der Tafel der Weltordnung, wie das ward, wird und werden wird. Dieses ist meine große Mission im Wettstreit der Künste, das Gesamtkunstwerk moderner Kultur stets im Auge zu behalten und dem Einzelnen seine rechte Stelle anzuweisen. Ohne mich wäre Babylon.

Das stattliche Heer dieser ehrlichen Makler ist in dem Maße gewachsen, als die Kunst sich emanzipierte. Die Renaissance kennt den Kritiker nicht, weil sie ihn nicht braucht. Damals sorgten die Besteller für die nötige Einheit. Heut tun es

die Vermittler in einer anderen, in einer neuen synthetischen Form und dieses ist ihre wahre Existenzberechtigung. Sie schreiben in den Zeitungen, die die stummen Parlamente des öffentlichen Lebens geworden sind; in den Zeitschriften, die sich zu reproduktiven Salons mit allen Vorzügen und Nachteilen des Ausstellungswesens entwickelten; sie verfassen Bücher von historischer Schwere und, wie Muther, Gurlitt, Meier-Gräfe versuchen sie eine neue subjektive Objektivität, indem sie fließende Dinge mit der Zuversicht des eignen Erlebnisses (und vielleicht ist dies die einzige Sicherheit?) auf einen breiten Boden auslaufen lassen; oder sie sitzen gar, wie ich, auf einem Katheder und versuchen aus Feuerwerk Architektur zu machen. Alles sind wir ehrenwerte Männer, die aus der Not der produktiven Unzulänglichkeit die Tugend der künstlerischen Ordnungsliebe entwickelten, wenn auch zehnmal Sokrates dem platonischen Jon beweist, daß ein Kritiker eigentlich davon lebe, nur von dem zu reden, was er nicht versteht. Jon kennt dennoch seinen Homer und Sokrates ist ein Schelm. So wenig hat Liebermann je das Ziegenweiden, Homer das Angeln, Shakespeare das Fleischausschneiden, Manet das Asphalttreten, Degas den Ballettanz betrieben, als wir das Malen und Meißeln. Aber diese sahen die Schönheit der Dinge und wir sehen die Schönheit ihrer Darstellungen. Sie sehen die Reflexe der Sonne auf dem Körper, und wir diese in ihrem Auge. Wir sind berufen diese Spiegelbilder zu ordnen und von ihrem Leben und Wirken, so wie sie selbst, einmal mehr akademisch, dann wieder impressionistisch, als Geschichte, als Anekdote, als Lyrik, als Analyse Rechenschaft zu geben, nach unserem Temperament. Wir sind die Künstler der Künstler. Diese schaffen, wir sprechen, die Menge empfindet. Wir stehn in der Mitte und haben die Fäden in der Hand und leiten das nervöse Gespann.

Nun also, der Vermittler schreibt. Es gibt wunderbare Vermittler, die nicht schreiben wollen oder können oder brauchen, sondern nur zwischen den Grenzen ihres Lebens persönlich wirken und manchmal etwas reden und still handeln, aber sie sind selten und ungekannt. Die meisten schreiben, und im Augenblick, da sie die Feder ansetzen, merken sie, daß sich schon wieder ein Dilemma bildet. Für wen schreiben sie? Für das Publikum, nicht wahr, und über die Künstler. Ja, wenn das so einfach ginge. Auch die Künstler können lesen und sie bilden sich sofort ein, daß man für sie schriebe. Merkwürdiger Irrtum! Was würde die Natur dazu sagen, wenn sie sehen könnte und die Bilder von Manet und Böcklin beurteilen sollte? Sie würde sie einer maßlosen Einseitigkeit zeihen, über die ärmliche Abstraktion der Menschenkinder lächeln und sich vielleicht für Calame und Müller-Kurzwelly erklären, weil diese ihrer Erscheinung am nächsten kämen. Gott sei Dank, ist die Natur blind. Die Künstler haben vor ihr den Nachteil, daß sie es nicht sind und die Reflexe, die sie auf die Vermittler werfen, für eine logische Beurteilung ihrer Kunst halten. Sie halten es nicht aus, sie müssen die Zeitung studieren. Ach, wenn sie wüßten, welche Verwirrung sie damit anrichten. Lobt sie ein Indifferenter, sind sie zufrieden; lobt sie ein Intelligenter, engagieren sie ihn auf Lebenszeit als ihren Freund; tadelt sie ein Journalist, legen sie sich die

Mienen des Unverstandenen zu; tadelt sie ein Kenner, spielen sie sich als Märtyrer auf. Aus dem natürlichen Bedürfnis, sich bestätigt zu sehen, verlieren sie den Proportionssinn für diese Spiegelungen ihrer Kunst und merken garnicht, daß die mißverständlichste Kritik im selben Maße dazu dient, sie in ihrer Persönlichkeit unwillkürlich zu schärfen, als die enthusiastische Anerkennung sie in Gefahr bringt, diese zu verlieren. Sie kennen nur, wenn sie auch noch so viele Umstände machen, das Geschmeicheltsein und das Beleidigtsein, völlig berechtigte Reflexerscheinungen ihrer künstlerischen Person, aber sie ennuyieren den Kritiker mit diesen Nervenzuckungen, die er weder beabsichtigt hat noch bemerken soll oder im besten Falle wiederum als Material seiner eignen Reflexe verwenden möchte.

Das ist wirklich nicht leicht. Sie beobachten täglich diese Schwierigkeiten. Die Kritik ist heut als Einheitsbildnerin nötig, sie hat nicht mehr Auswüchse als irgend eine andere öffentliche Erscheinung, sie arbeitet fürs Publikum und schneidet in die Kunst. Es geht nicht anders, die Ärgernisse sind die Opfer ihres Berufs. Auch das ist ein nationalökonomisches Gesetz. Und denken Sie wenigstens daran, was der Künstler jeden Moment vergißt, daß der Vermittler, dessen höchstes Exemplar ich mir natürlich vorstelle, innerlich wieder von denselben Zweifeln und Illusionen geplagt wird, wie jener. Denn ist er ein Künstler der Künstler, so ist auch ihm nichts Künstlerisches fremd. Er ist ständig darauf angewiesen, wie jene die Natur, so seinerseits die Kunst umzusetzen in eine neue eigne Sprache, das Technische in Worte zu kleiden, die Stimmung musikalisch zu reproduzieren, die Verschiedenheiten in eine höhere Ordnung aufzulösen, sich mit einer Schauspielerseele in den Geist aller Pinsel und Stifte zu versenken und, wenn schon die Künstler auf ihn hören, wenigstens zu versuchen, sie zu lenken und zu bewahren, scheinbar aus Wohlwollen, in Wahrheit um die Variationen der ganzen lebendigen Kunst möglichst auf sein eignes Thema einzurichten. Ja, er vermittelt nicht nur, er bildet Kunst. Er schafft am Reiche der Kunst, die er zu seinem Spiegelbild ausschneidet und einstellt. Er wünscht seine reflexive Seele bestätigt zu sehen, seine Vorstellungen in der Ausführung anderer erfüllt zu sehen, zu sehen, wie sein Geist Leben und Wirklichkeit wird. Der Künstler im Vermittler ruht nicht, bis er Recht behält, und seine Seele steigt die Stufen hinan vom Publikum zur Kunst, wie jene von der Natur aufsteigen. Bis man ihm vorwirft, ein Ästhet zu sein.

Wir alle müssen über uns lesen, daß wir in eine Überkultur geraten und die ästhetische Gefahr anlaufen. Wer sagt das, der weiß, wie es in einem Künstler aussieht? Wir öffnen die Augen, um auf Bilder zu sehn und sehen mit den Bilderaugen auf die Natur und zurück in die Bilder und ringsherum in die Dichtung und das Leben und sollen dabei stumpf bleiben? Traditionelle, Renegaten, Stumpfsinnige — alles finden Sie unter uns, wie unter den Künstlern, aber wem der Gott empfängliche Sinne gab, der kann auch hier nicht mehr aus der Kunst sich einen Sonntagnachmittag machen, sondern er feiert immer hohe Feste, Sinnenfeste, Rauschfeste und er gewahrt mit Entzücken, wie seine Seele von Tag zu Tag reifer, farbiger, sehnsuchtsvoller, gieriger wird, er schüttelt die Haare und wird ein

Revolutionär unter den Empfängern, wie es solche unter den Gebern gibt. Warum nicht? Auch seine Kunst ist ihm seine Lebensfülle und Lebensnot. Wenn die wahre Grimasse jener Genüßlerei vor ihm steht, die proportionslos und dekadent wird, dann strecken sich schon seine Sinne von selbst nach der Erde wieder hinunter und er liebt die gesunde Trivialität und die bürgerlichen Freuden, und um sich zu bewahren, geht er vor die Jugend, die ihn frisch und tapfer macht. Ich verhehle Ihnen nicht: die Angst vor einem unverhältnismäßigen Ästhetizismus, den der überzeugte Ästhet haßt wie der Sammler die Fälschungen, sie kommt über mich und sie läßt mich vor Sie treten, vor die Jugend, aus der ich Vorurteilslosigkeit und Erdgeruch mir einsauge, um mich zu halten und zu pflegen. Ja, nicht ich sitze hier bloß vor Ihnen, sondern auch Sie sitzen vor mir, mit Ihren neugierigen Mienen und fragenden Augen, die Sie vielleicht manches nicht verstehn oder würdigen, wie ich es Ihnen sage, unberührte Geister vor einem allzu berührten, der zu Ihnen zurückkehrt und zu seiner Gesundheit in Sie eingehn möchte, wie Sie in mich. Was tun wir? Wir verständigen uns, ich gebe Ihnen auf stumme Fragen reiche Antworten, ich gebe Ihnen statt Daten Seelenzustände, ich führe Sie statt in die Breite in die Tiefe, ich zeige Ihnen das Bergwerk dieser romantischen Gegend, dessen Produkte Sie bisher nur kannten, und doch sind Sie es, die mich zuletzt führen, indem Sie mich zwingen meine bunten Steine auf den Boden zu setzen und das Irrationalste rational zu machen. Ich muß mich vervielfältigen, neutralisieren, verwurzeln, enthüllen, um Ihnen zu helfen und mir eine Existenz zu beweisen. Eine Zwiesprache ist zwischen uns, wie sie zwischen all diesen Debattanten war, zwischen Überlieferung und Freiheit, Gebundenheit und Persönlichkeit, Nachfrage und Angebot, und als Vermittler sehe ich mich in die Rolle des Künstlers gerückt, der Ihnen die Kunst am eignen Leibe produziert. Man könnte auf die Vermutung kommen, daß einer von uns beiden in dieser Mensur bleiben wird.

Die mir gern unter die Erde des blühenden Landes folgten, haben jetzt den leisen Fluch vernommen, der über dem Schicksal des Vermittlers liegt. Ist er nichts, so bedeutet er nichts, ist er etwas, so bleibt ihm keine Sorge erspart, die er am Künstler selbst studiert. Sein Leben schwankt zwischen der Angst vor der Banalisierung und der Angst vor der Vereinsamung. Vor der Intelligenz des lesenden Publikums kann das nicht lange verborgen bleiben. Der Kritiker wird ihnen langsam aus einem Erzieher zu einem Künstler. Sie sehen verschiedene Kritiker aus gleicher Tiefe zu den entgegengesetzten Urteilen gelangen und sie müssen schließen, daß dies keine Urteile mehr, sondern Reflexe sind. Man beginnt dies heut zu merken. Man beginnt schon wieder die Reflexe zu beobachten, die die Kritiker auf ihre Leser werfen und eine Kunst anzubahnen, die diese Strahlen ihrerseits zu einem neuen glänzenden Bilde vereinigt. Wird es ihr anders gehn? Vor einer Stunde glaubten wir im Vermittler endlich die Lösung der Konflikte, den notwendigen Heiland dieser Sündenwelt zu entdecken, und jetzt beobachten wir zu unserm freudigen Schrecken, daß auch dieser Heiland nichts als ein ver-

kappter Künstler war. Aber immerhin, er ist des Menschen Sohn. Lassen Sie uns das letztemal zusammenkommen, um — den Menschen selbst zu finden.

Wir sind das letztemal zusammen, um zu einem Resultat zu kommen. Was wollen Sie nun machen? Ich habe Ihnen zu zeigen versucht, daß die Grundlagen der modernen Kunst darin bestehen, daß sie garnicht vorhanden sind, und daß diese Kunst vielmehr zwischen zwei Stationen aufgespannt in der Luft schwebt und selbst die vereidigten Vermittler ihrer doppelten Kraftpole nur dadurch auf ihr sich halten können, daß sie auf ihr tanzen. Was wollen Sie also tun? Ich meine: im einzelnen Falle tun, um sich Rechenschaft über ein modernes Kunstwerk zu geben? Nun, wenn Sie in einem Saal sitzen, dessen Wände aus Spiegeln bestehen und in dessen Mitte auf einem Tisch eine Blume steht, so wissen Sie, daß die tausendfältigen Reflexe der Blume in den Spiegeln, die sich in eine unendliche Perspektive fortsetzen, dieser Blume dennoch nicht das Geringste von ihrem Wesen, ihrer Farbe, ihrem Licht rauben und daß sie ganz dieselbe bleibt, auch wenn sie den Dekorateur rufen, um alle diese lustigen, aber verwirrenden Spiegel zu verhängen. Jetzt erst genießen Sie die Blume für sich selbst und als Bild Ihrer Netzhaut und erkennen, daß ihr Spiegelbild stets eine Multiplikation ihres von Ihnen wahrgenommenen Bildes und der chemisch-physischen Zusammensetzung des Spiegels und schließlich Ihres Bildes des Spiegelbildes war. Nicht wahr? Ich rate Ihnen also, die Spiegel als Amüsement und den Gegenstand als Gegenstand zu nehmen. Sonst kommen Sie nicht zustande und geraten in eine Verwirrung, wie der Gerichtspräsident des Prozesses, in dem Whistler den Ruskin verklagte und Burne Jones Sachverständiger war. Whistler malte eine Themsebrücke oder ein Feuerwerk als Farbenimpression, Ruskin hielt sie für eine Schweinerei, die 200 Guineen nicht wert sei, Burne Jones konnte sich mit ihr nicht befreunden, weil sie ganz der Komposition und der Detailarbeit entbehre. Nun denken Sie daran, daß man Ruskins Vorwürfe auf seinen erklärten Liebling Turner mit demselben Recht beziehen könnte und daß uns heut sowohl Whistler als Burne Jones in der Eleganz ihrer Kunst, jener farblich, dieser formell an der Grenze des Populären gleichmäßig zu stehen scheinen. Da haben Sie den Spiegelsaal mit den Reflexen der Reflexe.

Ruskin wurde damals zu 2 Pfennigen Strafe verurteilt. Das war eine gerechte Ironie auf die Meinung Whistlers, diese Angelegenheit gehöre vor ein juristisches Forum. Es hatte eben niemand Recht und die Feuerwerke Whistlers, Ruskins Kunstlehren, Jones' Venusspiegel blieben der Welt als gleichberechtigtes Erbe. Wären alle Whistlers oder Ruskins, so wäre die Kunst zu Ende; wir haben nichts zu tun, als sie in dieser ihrer Mannigfaltigkeit zu erhalten und zu verstehen, heute mehr als je. Die Schwierigkeit, als ob es sich um Recht oder Unrecht handelte, der Streit der Meinungen als ein Wettkampf von Überzeugungen reguliert sich ganz von selbst durch die Stärke persönlicher Kräfte. Recht wird derjenige haben, der stärker ist, sowohl der Künstler, als der Vermittler. Nicht einmal die Majorität entscheidet. Nur das Gefühl der stärkeren

Ausfüllung eines inneren Berufs. Jede Kraft sucht sich durchzusetzen und ihre Keime zu propagieren, und selbst, wenn sie glücklich ist im Stillen zu wirken, tut sie nichts als ihrer Mission treu zu bleiben. Ja wenn sie nur einen einzigen Menschen ganz durchstrahlt und sein Leben erhöht, hat sie mehr Recht, als alle Tribunale der Welt ihr geben können.

Dies ist der Standpunkt, auf den ich Sie bringen will. Es ist der einzig fruchtbare, logische und mögliche für den wahren Künstler, den Vermittler und den empfindenden Genießer. Man nennt ihn gewöhnlich Individualismus, aber das Wort ist so abgebraucht, daß man nicht mehr daran denkt, welche blutige Errungenschaft darin liegt und welche Glückskraft für den Einzelnen. Es ist die Proklamation des Lebenswertes der Kunst. Es gibt für den Genießer keine andere Kunst, als die ihn angeht, reizt und erhöht. Zu ihr hat er das Recht und die Pflicht. Hören Sie: auch die Pflicht. Das ist, was ich Ihnen zu sagen und zu raten habe.

Aus dem Wirrsal moderner Kunstbestrebungen und Urteile können Sie sich nur auf diesem einen Wege herausfinden: den Empfinder in Ihnen nach denselben künstlerischen Prinzipien zu entwickeln, nach denen sich die Kunst entwickelt. Sie werden mir nach alledem, worüber wir uns unterhalten haben, Recht geben, daß es keine andere Möglichkeit des Genusses, keine andere Erziehung zur Kunst mehr gibt. Wie schwierig das ist, werden Sie jetzt erst merken. Früher stritten Sie sich wohl mit Ihren Kameraden um die Berechtigung eines Rodinschen Impressionismus in der Plastik oder einer Hodlerschen monumentalen Orchestik, und hatten das Gefühl, sich gegenseitig überzeugen zu können, wie von den Grundwahrheiten des pythagoreischen Lehrsatzes. Jetzt werden Sie diese Unterhaltungen anders auffassen: Sie werden beobachten, daß nach dem Lebensgesetz der modernen Kunst, wie die Natur im Künstler, so die Kunst in Ihnen sich individuell reflektieren muß und daß gerade das Spiel dieser Kräfte die Existenz der Kunst und Kunstkultur gewährleistet. Umgeben von ererbten Formen, wie wir in diesem altmodischen Saal unter Renaissanceornamenten und vor Renaissancewänden sitzen, mögen wie etwas von der Beruhigung der Alten empfinden, die die Gewißheit allgemein anerkannter Stilformen, unverletzlich wie das Kirchendogma, zur Basis ihrer persönlichen Geschmacksverschiedenheiten und Organabstufungen machen konnten. Aber draußen im Leben, wenn wir in Hofmannschen Villen sitzen, mit Koloman Moserschem Besteck essen, Degassche Balleteusen und Manetsche Porträts an den Wänden sehen, über Böcklin uns erhitzen und das Menzelsche Theatre Gymnase gleichmäßig anerkennen, da gehört eine unermeßliche Reife der Kunstkultur dazu, ruhig und sicher zu bleiben und das Empfindungskunstwerk der eignen Seele nicht zu verletzen und auch nicht aufzublasen. Glauben Sie nicht, daß darum das Reden über Kunst aufhören wird; es wird nur keinen Zweck haben, wenn man es als logische Disputation betrachtet, aber es wird die Reflexe jedes Einzelnen schärfer machen, seine Persönlichkeit deutlicher konturieren und schließlich statt einer Ausstellung von Bildern, die sich stumm vertragen, eine

Ausstellung von Empfindungskulturen uns darbieten, in der der Preis der erheblichsten Kraft und gründlichsten Tiefe gebührt.

Der Künstler tritt vor die Wirklichkeit, läßt sich reizen, reagiert subjektiv, und dies ist seine Schöpfung. Sie treten vor den Künstler und haben denselben Prozeß zu vollziehen. Noch einmal sage ich Ihnen: es ist nicht leicht. Sie haben zwar nicht zu produzieren, aber Produkte statt der Natur zu beantworten, Produkte, in denen schon die Natur durch einen Menschen hindurchging — und das gleicht sich beinahe aus. In der Natur gibt es landschaftliche, figürliche und tektonische Reize und vor allem ihre inneren Zusammenhänge, in der Kunst gibt es malerische Temperamente und zeichnerisch-formelle und jene Charaktere, die die tektonischen Künste mit ihrer Persönlichkeit durchdrangen und neu belebten, die man funktionelle nennen könnte. Und auch zwischen diesen tiefe Beziehungen und Verwandtschaften. Wir stellen uns unbefangen zu ihnen und warten ab, ob es in uns mitklingt. Wir gehen soweit als möglich auf ihren Wegen, ob es uns gelingt den Organismus ihres künstlerischen Wesens durchzufühlen und mitzuerleben. Wir befragen sie, wir studieren sie, jeden in seiner Kammer, wir wollen alle ihre Tugenden und Sünden mitmachen, um sie selbst in ihren Fehlern menschlich zu lieben und ihre Irrtümer als eine süße Leidenschaft im gefährlichen Glanze ihrer Sonne anzubeten. Die freie Symphonie der Monetgruppe, Signacs und Rysselberghes polyhone Naturtöne, Israels und Liebermanns niederdeutscher Ernst, Carrières Sfumato und Besnards Illuminationen, Whistlers Mondänität und die rustikale Grazie Korinths, Segantinis Höhenluft und die Atelieratmosphäre Lenbachs, Leibls dumpfer Rationalismus und die literarische Prätension Böcklins, Stucks Renaissancekultur, Thomas Sinnigkeit und Ludwig v. Hofmanns dekorative Poesie, Feuerbach, Marées, Puvis und die ganze Gruppe der formverliebten neuen Römer, die Präraffaeliten als ornamentale Genies in der ganzen Skala vom philosophischen Watts bis zum philosophierenden Crane, die Zeichner von Beardsley bis Gulbransson, Klinger als Durchringung plastischer Probleme durch alle Künste, Meunier der Statuenschöpfer aus dem Arbeiterleben, Rodin der Steinbeleber aus der Gedankenwelt, Messel unter den Architekten der feine Sammler alter Kulturen und Reformator der neuen, Hofmann und Moser, die Künstler der modernen eleganten Bürgerlichkeit, Lechter der Gotiker, Mackintosh der Exotiker, Van de Velde der Ingenieur, Vogeler der Biedermeier, Endell als Japaner, Lalique, der aus den Kostbarkeiten der Juwelen, Emails und Metalle eine nie gesehene persönliche Schmuckkunst erschuf — wer zählt die Provinzen in diesem großen Reiche, die wir zu bereisen und studieren haben, ehe wir sagen dürfen, daß wir sie kennen? Wie viel wunderbarer ist diese neue Geographie der Persönlichkeiten als die alte der Klimaten. In der Potsdamerstraße verwandeln wir uns in einen Utamaro und im Polytechnikum in einen Beardsley. Wir blättern in den Mappen dieses genialen Künstlers, der aus der Verlängerung menschlicher Proportionen, aus der Beziehung organischer und anorganischer Schönheiten, aus der inneren Ornamentik des Lebens Abstraktionen von bindender Phantasiekraft gewann. Laien

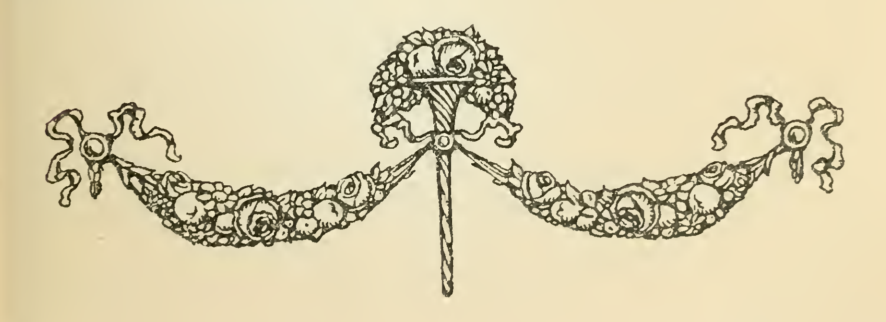
sagen, er verzeichne sich. Sie verwechseln ihn mit dem Kunstschüler. Er verzeichnet sich nicht aus Armut, sondern aus Reichtum, und in seine Welt haben wir hineinzusteigen, wie in ein Schiff, das uns durch eigne Kraft über die Meere führt und in dem ruhigen spiegelnden Wasser durch die Gewalt der Schraube, wellige, in den Wellen stehende Verzerrungen der bunten Ufer hinter uns läßt, die mit einer so bewundernswerten Sicherheit gezeichnet sind, wie nur das Genie sie uns aus der Natur in seine Sprache umsetzt. Haben Sie je diese krause und doch so organisch gegliederte Wellenornamentik beobachtet, die majestätisch dem ziehenden Schiffe folgen muß, und haben Sie an ihrer Wirklichkeit gezweifelt? Was gäbe es dann erst in der menschlichen Kunst, an dem Sie zweifeln oder verzweifeln könnten, wenn es der unzerstörbare Ausdruck einer einheitlichen Kraft ist?

Der Empfinder und Genießer wäre kein Mensch mehr, wenn er auf alle Reize der Kunst mit derselben Antwort bereit stände, er wäre ein Unmensch, ein Dämon, wäre die Chimäre der Natur selbst, sowie ein Künstler zerfließen würde, antwortete er auf alle Reize der Wirklichkeit prompt mit derselben Begeisterung. Nachdem wir unsere beste Mühe in den Dienst dieser Metamorphose gestellt haben, aber wirklich ohne Spott und Lachen, in ehrlicher Demut vor diesem Wunder, haben wir nun das Recht uns zu verkapseln. Hier schlägt der Ton in uns stärker an, dort schwächer. Wo er stärker klingt, sitzt in uns eine heimliche Musik, die herausgeholt werden soll. Hier arbeiten wir und arbeiten an uns. Wir entwickeln unsere Reaktionen in der letzten möglichen Stärke, wir werden Präraffaeliten, Impressionisten, Römer, Ingenieure in unseren letzten Reflexbewegungen, wir schaffen innerlich an dem Werk unserer Empfindung. Wir setzen die Kunst an einer bestimmten Stelle in unser Lebensfluidum, in Lebenswerte, Lebenserhöhungen um. Je tiefer, desto sicherer und überzeugender. Je verwurzelter, desto echter und fruchtbarer. Die vergangene Kunst wird an dieser Stelle unser Eigentum und die zukünftige unsere Religion. Ich habe Bilder, zu denen ich mich in diesem intensiven Grade als Lebenszuwachs verhalte; habe ganze Gegenden, zu denen ich dieses Heimatsgefühl trage; andere, die ich besuchte, aber nicht wiederzusehen brauchte; noch andere, die ich als überflüssig empfand. Neapel ist schön, aber eine Sehenswürdigkeit; Rom ist groß und eine Mutter unserer Seligkeiten; Florenz ist ein wiegendes Paradies bunter Villenhügel und ewig wandelbar nach den Bedürfnissen unseres Herzens.

Unser Zusammensein, meine Herren, neigt sich seinem Ende zu. Weihnachten erwartet Sie und ich gestatte mir Ihnen ein kleines Geschenk an Ihren Baum zu hängen: einen Gegenstand, der Ihnen in dem folgenden Karneval gewiß von Nutzen sein wird: die Maske, die ich mir hiermit abnehme. Sehen Sie: ich liebe die Kunst. Sie haben es im Laufe der Vorlesungen immer mehr gemerkt: ich liebe die Kunst. Ich habe mich manchmal verstellt, als ob ich ein Lehrer der Kunst wäre und Ihnen nach allen Seiten hin die besten Empfehlungen geben könnte. Aber ich habe mich schon so oft verraten, daß ich mich jetzt ganz desavouieren muß, um nicht die Verwirrung, aus der ich sie herausleiten wollte, durch meine Person

wieder in die Sache hineinzubringen. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, noch einmal den Boden zu berühren. Aber ich würde nicht ehrlich vor Ihnen dastehn, wenn ich Ihnen nicht zuletzt sagte, daß ich mich zum Erzieher nicht berufen glaube. Ich liebe die Kunst, weil sie mir mein Lebensgefühl erhöht. Ich danke dem Leben für ihre Feste. Aber wer diesen Dank an die Kunst kennt, der ist nicht der Mann, ihre Vielseitigkeit zu reproduzieren. Mit jedem Feste erhöht sich sein Anspruch, mit jeder Erkenntnis sein Gefühl, mit jedem Gefühl seine Pointiertheit. Er lebt und entwickelt sich von der Steigerung, und sein Künstlertum entfernt sich in demselben Maße von der objektiven Kunst. Indem er die Stufen von der Tradition zur Intuition durchmacht, die den Inhalt unserer Betrachtungen bildeten, wird er mit jedem Schritt unfähiger zur Neutralität. Machte er es nicht durch, könnte er Ihnen dies nicht sagen; und macht er es durch, kann ers erst recht nicht. Verstehen Sie, daß mir das kleine blaue Haus von Monet mit seinen neuen Farben, apart gesetzten Bäumen, schweigsamen Perspektiven, feuchtwarmen Lüften ganze Kongreßbilder von Werner, Siegesalleen und Glaspaläste aufwiegt, nicht aufwiegt, sondern zerstört! Irgendwoher zuckt ein Lebensnerv, und Weltalter sind zerstört, Schulandachten und Blechmusiken. Und immer und immer mehr wird zerstört, bis ich mich bei mir allein zurechtfinde.

Es gibt unter uns drei Arten von Existenzen, die den drei Naturreichen beinahe entsprechen. Die einen sind animalisch, ständig von einer sinnlichen Gier erregt, bewegen sich von Ort zu Ort, dabei schlau und vorsichtig bis zur Mimikry. Sie lieben rohes Fleisch, selbst embryonale Nahrung. Die zweiten sind vegetabilisch. Sie stehen still, wachsen, brauchen Sonne und auch Regen und Wind, unter dem sie sich schmerzlich beugen, sie erfreuen des Menschen Herz, schmücken das Haar der Frau und verwelken. Jene bellen das Volk an, diese merken es erst, wenn man sie pflückt. Beide sind kein Fundament für die Volkskunst. Das Fundament sind nur die mineralischen, die Ablagerungen früherer Lebensprozesse, feste und tote Stoffe. Es ist mir so, als ob ich Wesen und Schicksal der modernen Kunst in diesen Vorlesungen Ihnen an meiner eignen Person vorgeführt hätte, und ich bitte Sie um Verzeihung für das paradoxeste Kolleg, das Sie je hörten. Zu lehren ist dies eine Unmöglichkeit — schriebe ich es aber auf, so wäre es — ich müßte sagen: ein Drama.



Der letzte Kampf/ Roman von Otto Rung

(Zweite Fortsetzung)



da Clermont näherte sich dem Nelssonschen Hause, einem alten und kolossalen Gebäude, das ehemals eines der Handelsdepots des Staates gewesen. Sie ging durch enge Gassen und über Brücken, die über die alten Hafenkanäle führten. Und sie betrachtete lange das Spiegelbild dieses weißen Hauses, das im Kanale, eingerahmt von der dunkeln Schiffslände, anzusehen war wie ein farbiger Kupferdruck unter Glas.

Ein Diener öffnete ihr; sein aristokratisches Gesicht drückte offene Verachtung aus, als er dieses Fräulein Clermont erkannte.

Ida stieg die breite, weiße Treppe hinauf. Sie kam durch die Wohnstube, in welcher hinter zahlreichen Nippestischen, Etageren und gepolsterten Damastmöbeln Frau Nelsson saß. Sie wandte Ida das gelbe Gesicht zu und nickte lächelnd, während sie ihr Haar richtete, das wie ein blaßroter Schwamm die niedere Stirn überwuchs.

Ida stieg eine Treppe weiter, die in das zweite Stockwerk führte. Einer von Beß Nelssons Brüdern kam im Frack an ihr vorübergestürzt, rannte an sie an und fluchte. Sein Gesicht war so weiß wie ein Linnen. Aus einem Gemach des zweiten Stockwerks heraus riefen heisere rauhe Stimmen seinen Namen. Ida Clermont vermutete, daß die Gesellschaft in diesem Zimmer die Hinterbliebenen des gestrigen Herrendiners seien; diese Herrendiners erstreckten sich stets über mehrere Tage.

Sie ging weiter; sie kannte den Weg. Nun klopfte sie an die Türe zu Beß Nelssons Zimmer und trat ein.

Es war ein schwach gewölbter Raum. Über die Decke hin schwammen blaue Delphine von genau gleichem Aussehen in Reihen dahin, von Möwen begleitet. Und jede Möwe schnitt mit ihrem rechten Flügel ein Stück Rücken des nächsten Delphins ab.

Die Wände waren ganz licht; schlanke Pilaster, wie Krokusse geformt, wuchsen zwischen den großen ovalen Medaillons, in welchen braune, nackte Menschen Männer und Weiber, alle in seltsamen und traurigen Stellungen, auf den Kalk gemalt waren. Sie starrten hinaus auf einen tiefblauen geschlängelten Fluß.

Die Fenster glichen weißen Holzgittern. Die Straße draußen erschien dunkler als diese Stubendecke und diese Wände mit ihrer schneidenden Helle.

Der Boden des Gemaches aber war in dichtes Dunkel gehüllt — eine warme und weiche Tiefe. Wiegend wie Moorboden fühlte sich der welkgrüne Teppich unter den Füßen, und die niedrigen Divans, die mit schwarzem Samt überzogenen tiefen Polsterstühle, waren von der dunkeln Fußtäfelung aus Eichenholz kaum zu unterscheiden.

Man fühlte sich in diesem Raume vom Fuß bis zum Gürtel dichtgehüllt in

laues behagliches Dunkel, vom Gürtel bis zum Scheitel aber frierend nackt, in reiner, idealer Luft.

Beß Nelsson duckte sich am liebsten nieder auf den weichen, zottigen Grund. Stets fror sie, stets klapperten ihr die Zähne, wenn sie den Kopf höher hielt als der blaue Damastrücken des Divans reichte.

Auch jetzt lag sie auf dem schwarzen Bärenfell, die schmalen langen Füße unter dem seide- und spitzenrauschenden Rocke vorgestreckt und gegen den Kaminrost gestemmt, sodaß das Filigran der Strümpfe wie ein Teil des fein durchbrochenen Eisens erschien. Das flammende Kaminfeuer färbte die Rückseite ihrer Hände, die ein Buch hielten, hochrot.

Auch Ida ließ sich rasch aus der kalten Region hinab zwischen die weichen Kissen sinken. Bei jeder Bewegung fühlte sie die goldgestickte Seide unter sich knistern.

Sie fühlte sich nicht behaglich in dieser Stube, deren Stil die genaue Kopie eines englischen Kunstblattes war, in diesem zweiteiligen Raum, auf dessen Grunde man sich vorkam wie auf dem Grund eines Juwelenschreins. Die vielen kostbaren Dinge aus Elfenbein und Zedernholz, die große Menge — zumeist unechter — Antiquitäten hatten nur wenig Reiz für sie. Von all diesen Wertsachen wünschte sie sich nichts als die zahlreichen Bilderwerke in ihren schönen Maroquin- und Ledereinbänden, die hier gleichgültig in den Ecken aufgestapelt waren. Sie wünschte, jeden Tag einen dieser Bände in die Hände nehmen zu dürfen und das gelbe Velin durch die Finger gleiten zu lassen, während sie sich einen Weg blätterte durch jene alte feine Kunst.

Wie wenig Zeit, wie wenig Platz war doch in ihrem Leben für Kunst! Sie wußte nichts von Kunst, von Künstlern. Ihr Kreis berührte ganz andere Sphären.

Sie fühlte sich heute bedrückt von der aufdringlichen, fast beleidigenden Kostbarkeit dieses Raumes. Sie erwog, welch große Summen hier verbraucht worden waren. Und immer peinlicher, immer hoffnungsloser empfand sie ihre Unruhe, ihre Angst.

— — Jener Brief, den sie diesen selben Morgen von Hugo Jacobs empfangen und in welchem er ihr Konto für überschritten erklärte und nähere Besprechung behufs neuen Arrangements vorschlug — — — sie war noch nicht weiter gekommen als zu der Tatsache und der sie begleitenden Empfindung des Unbehagens. — —

Beß Nelsson wandte sich nach ihr um und nickte kurz. Drüben auf dem sehr breiten niedrigen Sofa lag Rose Wahl, wie ein kleines Tier zusammengerollt, und schlief.

Beß Nelsson drehte sich langsam auf die Seite. „Ida," sagte sie „komm zu mir. Knie bei mir nieder und ziehe mir die Strümpfe von den Füßen. Die Kälte schleicht sich durch meinen Körper hinauf; meine Knie sind schon eiskalt."

Ida kniete nieder und zog die Strümpfe von ihren Füßen; diese waren kalt, seltsam schwer und hart anzufassen wie Metall. Über Rist und Bein liefen violette Ornamente.

Während Ida diese Füße zwischen ihren Händen hielt, schauerte die Freundin vor Behagen. — Nun wäre es wohl an der Zeit gewesen, Beß Nelsson um Rat, um Hilfe — um ein Darlehen zu bitten. Aber Ida erinnerte sich einer Gelegenheit, wo die Freundin ihr als Geschenk eines ihrer abgetragenen Seidenkleider angeboten — und sie schwieg. Aber mit einem Schauer kam ihr in diesem Augenblick die Vorstellung des kleinen kostbaren Elfenbeinschreins, in dem Beß Nelssons ihr Nadelgeld verwahrte, immer in Goldmünzen — große goldene Rollen, die zwischen den weißen Atlaspölsterchen lagen und an Menge stets zu wachsen schienen.

Beß Nelsson warf das Buch in Idas Schoß. Es war ein Verzeichnis der Offiziere der Armee.

„Der Katalog!" sagte sie und lachte. „Ich habe Kreuze gesetzt bei denen, die mir viel Blut zu haben scheinen. Aber was hilft mir nun dieses weiße, bleichsüchtige Buch! Nun frieren dich wohl deine Hände, Ida! Mich wärmen sie wenigstens nicht mehr. Rose mag dich ablösen. Sie hat sich einstweilen neue Wärme erschlafen."

Rose Wahl regte sich, als ihr Name genannt wurde. Sie schloß die Arme fest um die Brust, reckte den Kopf zurück, und ein Lächeln brach durch ihre Lippen. Ida beobachtete sie sehr aufmerksam und berührte leise ihre Hand. Da sprang Rose auf, eine Weile noch wirr, kniete aber dann sogleich an der Freundin Seite nieder und legte schmeichelnd das Haupt an deren Wange. Gleichzeitig suchten ihre Augen Idas Miene zu erforschen. Und als Ida ihren Blick andauernd festhielt, wurde sie zuerst blaß, dann rot. Und wieder wog Ida in ihren Gedanken das, was sie gehört und was sie vermutete über dies kleine heiße und unvorsichtige Weib, das selbst in diesem Augenblick seine Affekte so wenig zu beherrschen vermochte.

Ja, Rose Wahl, dies animalische weichliche Geschöpf, war sicherlich eine der Glücklichen, die niemals erwogen, niemals zweifelten, niemals zauderten, sondern fröhlich ja sagten, die sich in eines Mannes Gedanken lächelten, in seine Arme weinten — und eines Tages erwachten in Staunen und Angst.

Sie strich mit der Hand leicht über der Freundin Wange. „Bist du krank? Du bist blaß und zitterst," sagte sie. Aber Rose Wahl wandte sich erschreckt dem venetianischen Spiegel zu, fragte, ob sie wirklich so schlecht aussehe und schien dem Weinen nahe.

„Kommt," sagte Beß Nelsson, „ich habe etwas vor, das auch euch amüsieren wird." Auf die Freundinnen gestützt, erhob sie sich und ordnete ihre Toilette. Sie musterte sich im Spiegel und suchte nach karminrotem Puder. „Gleichviel," sagte sie. „Grau bin ich heute, lila sind meine Hände. Quand même!" Sie suchte ein ausrangiertes braunes Kleid aus ihrem Schrank hervor. Eine kostbare Brosche steckte noch im Gürtel. Sie schien sehr erschrocken, sie hier zu finden und verschloß sie sorgfältig in ihr Kästchen. —

Durch lange Korridore, durch die Küchenetage, deren Tische und Wände aus

altem Delfter Porzellan waren, führte sie die Freundinnen eine weißgescheuerte Küchentreppe zum Bodenraum hinauf. Sie gingen unter dem schrägen Ziegeldach dahin, bis sie eine große offene Lucke erreicht hatten. Vor derselben lag eine von zahllosen weißen Flecken bespritzte Plattform. Und von hier sahen sie hinaus über die alten roten Magazindächer, die dadraußen lagen, Rücken an Rücken, wie große enthäutete Tierkörper. Grau, mit Efeu bewachsen, senkten sich die Mauern hinab zu den stillen Enklaven der Höfe.

„Ich habe vier Taubenschläge mit ihren Inwohnern vom Magazinsverwalter gekauft," sagte Beß Nelsson. „Dort sitzt sein Junge bei der Falltüre und wartet auf mein Signal."

Aus einem Winkel nahm sie zwei Salonbüchsen großen Kalibers und reichte Ida die eine; diese legte den schlanken Kolben an die Wange. Die Sonne spielte auf dem Lauf wie ein tanzendes Insekt. Sie fühlte sich so müde, so leidend. Nichts lockte sie, weder die Sonne und die frische Herbstkühle, noch diese Jagd, dieser verheißungsvolle, unversuchte Sport. — Diese Schwierigkeiten, diese bösen unaufhörlichen Schwierigkeiten, man überwand sie nicht, man verlor immer nur, man sank. — Sie sah nichts als die Pflastersteine und den Schlamm, der tief unten zwischen diesen Pflastersteinen floß. — Sie drückte los. Und von dem Dachstein, auf dem sie gezielt, sprangen rote Staubstrahlen in die Höhe. Mißmutig stellte sie die Waffe in die Ecke zurück.

Rose Wahl setzte sich und hielt ein Taschentuch an den Mund. Ihre großen, ganz glashellen Augen wanderten ruhelos fern über die Dächer hinaus; kleine Zuckungen durchrieselten ihren Körper. Ida betrachtete sie verstohlen, und eine gewisse Sympathie ergriff sie für dies kleine verweichlichte Mädchen, das sicherlich bereits zu dieser Stunde verraten, im Stich gelassen war, das vielleicht schon in Angst umherging, in bebender Furcht vor dem, was möglicherweise geschehen konnte: die Folgen der großen, blinden Augenblicke — die Entdeckung — der Fall. — Und sie überlegte, ob sie der Freundin Vertrauen suchen, ihren Beistand, ihren Rat anbieten solle. — —

Aber gleich darauf zuckte sie die Achseln. Welche Hilfe hatte sie zu bieten, sie, die selbst aufs Leben kämpfte um ihren Platz, ihre Position in dieser im übrigen ganz vortrefflichen Guten Gesellschaft. — —

Auf einem der nächsten Dächer tauchten drei Knaben auf. Sie bewegten sich vorsichtig zu den Taubenschlägen hin, die wie Schweizerhäuschen der Reihe nach auf der Dachschräge lagen. Einer der Knaben, der ganz klein war, weinte.

„Er weint," sagte Beß, „weil die Tauben in dem größten dieser Taubenschläge seine Tauben heißen. Aber ich habe sie von seinem Vater gekauft." Und während sie die Büchse an die Wange legte, fuhr sie fort:

„Ich hätte große Lust, ihn selbst zu treffen, um ihn über das Dach herabrollen zu sehen. Aber das ist leider nicht erlaubt. Was zählt solch ein Tierchen wie er mehr oder weniger!"

Einer der Knaben öffnete nun auf ein neues Signal die Luke des großen

Taubenschlags. Ein weißer Klumpen schien herauszufallen, schoß schräg hinab, entfaltete die Flügel, kreiste tief über den Höfen. Die Schwingen klatschten wie nasses Zeug im Winde.

Beß Nelsson zog einen Halbhandschuh an die rechte Hand, hob wieder die Waffe und lehnte den Arm an den Rahmen der Luke. Ihre Nasenflügel verengerten sich, das rechte Auge blinkte in kurzen festen Blitzen.

Es kam ein kleiner Knall wie von einem angestrichenen Zündholz. Die Taube kreiste unruhig, höher, ferner.

„Eine neue!" Beß Nelsson klopfte zum Signal in die Hände. Und eine neue Taube, ein blauer, schlanker Haubentäuberich, tauchte hinaus, stürzte vor und ließ sich auf einem Halbdach nieder.

Der Knall erscholl. Ein wenig blauer Rauch trieb auf, und der Täuberich begann das Halbdach hinabzurollen, hing an der Dachrinne und fiel dann tief, tief; sie hörten den dumpfen Schlag auf das Pflaster.

Ida Clermont fuhr leicht zusammen, und ein halber Schwindel ergriff sie. Sie wandte sich und trat in den Korridor des Bodenraumes. Aber hier war es dunkel, feuchtkalt, und es roch von Ratten und von Schimmel. Sie zog die Schultern hinauf und spähte abermals hinaus in die weiße, die tiefe, die weitoffene Luft. Ein paar Federn schaukelten weich da draußen im Äther.

Wieder stürzte eine Taube hinaus und wieder eine. Ida ergriff rasch eine Büchse, zielte und schoß, traf aber nicht. Sie war enttäuscht, irritiert. Sie hatte ja nur treffen, nicht dies flatternde erschreckte Tierchen töten wollen.

Nein, sie hatte kein Glück, nie und nirgends. Dieser Brief — die Absage — dies überschrittene Konto! — Und sie begann dies Konto zu berechnen, summierte ihre letzten Ausgaben, hielt aber inne, erschreckt von der Höhe, die der Betrag so schnell erreicht hatte.

Eine Menge Tauben schwangen sich nun in Kreisen über den Hof, durchschnitten eine der anderen Bahn, suchten sich, schlugen die Flügel zusammen, hieben nach einander mit den stumpfen Schnäbeln. Schöne ovale Bahnen, freie segelnde Schwingungen — wie Schlittschuhläufer auf frischem Eise. — — — —

— — — — — Und sie fielen, stürzten und schlugen mit kurzem Dröhnen auf das Pflaster. Aus dem Tore des Magazins kam ein großer roter Kater. Er nahm Stellung hinter einem Kehrichtkasten, die gelben Augen fest auf die Luke gerichtet, aus der die Schüsse kamen. Plötzlich sprang er. Beß Nelsson rief nach einer neuen Patrone. Aber die Katze war schon weit jenseits einer Planke mit einer fetten Taube im Rachen.

„Hätte ich bloß einen Catcher," sagte Beß Nelsson. „Es ist schade um die schönen Federn, die in den Kot fallen und vom Pöbel zerpflückt werden. Ich könnte sie gut brauchen. Ich will mir einen Hut ganz aus diesen Federn machen lassen. Und die Tauben können meine Brüder als Pastete bei ihrem nächsten L'hombre verspeisen."

Ida betrachtete sie mit Widerwillen. Nichts durfte verloren gehen! Es war

also nicht bloß der Sport, um den es sich handelte, die Kunst zu treffen, die Freude loszudrücken und das Resultat zu sehen!

„Das ist zu mühsam," sagte Beß Nelsson. „Die Tiere sind erschreckt und halten sich entfernt. Die dummen Jungen müssen sie hierher jagen. Es sind noch über fünfzig Stück."

Rose Wahl schlug vor, Gerste auf das Brett vor der Luke zu streuen. Und bald darauf saßen vier — fünf — sieben Tauben kaum drei Ellen weit von ihnen und nippten an den gelben Körnern; eine große Kropftaube saß sogar am Rahmen selbst.

„Seht doch," sagte Rose Wahl, „ihre Augenlider gleiten von unten hinauf." Im selben Augenblick sah sie das schwarzblaue Köpfchen aufs Brett niederschlagen, in einen blutigen Klumpen verwandelt; und eine andere, ganz weiße, die zum Flug ansetzte, fiel auf die Seite um, während der zerschmetterte Flügel wie eine geknickte Fahne über den Rahmen der Luke hinausfegte.

Ida ergriff rasch eine Büchse und schoß sie. Immer neue und neue! Die Jungen jagten sie mit ihren Fahnen. Es waren ganz schwarze unter ihnen, einige wie grüne Bronze, blaue, violette, die meisten schneeweiß. Und der Taubenschlag leerte sich, als tröpfle dessen Inhalt aus Versehen durch ein Leck hinaus. Auf dem Brette vor der Luke floß schon das Blut in reichlicher Menge; es erstarrte in den Ritzen zu schwarzer Gelatine. Daunen klebten daran wie kleine krumme Spänchen.

Beß Nelsson kniete hinter der Luke und schoß mit Umsicht und wachsender Routine die Tauben nieder, die auf dem Futterbrette Körner suchten. Sie rieb sich die ganz weißen Wangen mit ihren Händen; sie zog die Handschuhe ab, sie klagte darüber, daß sie friere, daß ihre Füße kalt seien wie Eis. Immer war sie halb wie eine Leiche! Sie faßte mit dem Catcher die toten Tauben, die im Schlamm der Dachrinne lagen, zog sie herein und warf sie hinter sich.

Und Ida betrachtete den stets wachsenden Haufen zusammengepackter Taubenkörper, die sie an die Pfandbündel in jener Leihanstalt erinnerten, wo — — —

Beß Nelsson zählte das erlegte Wild, dreißig, zweiunddreißig. Sie schoß nun nur nach den Tauben, die sich ganz nahe niederließen. Ihre Pupillen bekamen Festigkeit und Glanz. Sie näßte beständig die Lippen mit der blassen Zunge. Sie riß den Hut ab, und das weiße Haargespinst stob um ihre Wangen. Sie nahm die abgeschossenen Kupferhülsen zwischen zwei Finger und knipste sie scherzend nach den Freundinnen. Sie wechselte bei jedem Schuß die Büchse; Ida und Rose mußten laden, während sie schoß. Und Rose Wahl ging ihr eifrig zur Hand; sie fuhr zusammen, schauderte, so oft der Schuß fiel; sie fühlte Grauen vor all diesen toten schweren Vögeln, vor dem Blut, das überall, wohin sie griff, in kleinen Tropfen klebte.

Das Promenadenkleid umschloß allzu stramm den schönen, üppigen, kleinen Körper, der sich so vorsichtig, mit berechneter Grazie bewegte.

Ida Clermont rührte ihr angstvoller Blick, der wie ein halbes Geständnis war: Ach diese weißen Tauben schwangen sich in freien Kurven durch die Luft, suchten

einander, strichen weich Brust an Brust — und mit einmal ahnten sie den Fall — den Fall, der ihrer wartete, die Panik des Falles in jeder bebenden Daune. — Und sie flatterten, blinkten mit den blanken Äuglein, bis ein Häutchen davorglitt, bis sie sanken, fielen. — — —

Viermal schon hatte Beß Nelsson eine große weiße Taube verfehlt, die still in ruhender Stellung auf dem Futterbrette saß. Sie schien nichts von diesen Schüssen zu wissen, die kleinen schwarzen Augen drehten sich ruhig in den gelben Häutchen der Lider. Beß Nelsson reckte sich durch die Luke hinaus, während sie aufs neue zielte. Die anderen mußten sich über ihre Beine legen, um die Balance zu halten. Und Ida fühlte die heftige Muskelspannung in diesen Hüften und Beinen, die sich gegen ihre Brust stemmten — bis der Schuß losbrach und alles sich löste. Mit Idas Hilfe gewann Beß festen Fuß, ergriff den Catcher und zog die Taube herein.

Sie war nicht ganz tot. Beß Nelsson nahm sie in ihre leichenblassen Finger, und das herausgesickerte Blut rann über ihre Knöchel hinab. Sie näherte den warmen kleinen Körper ihrem Ohre und lauschte dem dahinsterbenden Herzschlag, der das Blut aus der fließenden Brustwunde pumpte. Neugierig atmete sie den warmen säuerlichen Geruch ein und betrachtete das rote Blut, wie es kam — — und kam — und kam. — —

Das Blut — — — Sie neigte die Lippen fast ganz hinab zu diesem Blute, das bald ganz klar, bald dick und dunkel war.

Und Ida bemerkte, wie ihre Leichenfarbe wich und wie ein zartes Rot, Puls auf Puls, unter die Haut der Hände spülte, wie das Blut ihr in die Wangen stieg, wie sie erröteten, rasch, heftig, und die blauschwarzen Nasenlöcher in tiefer Glut schimmerten. Das Antlitz erschien voller, die Linien weicher, der Ausdruck wärmer und sanfter. Die Augen brannten in einem goldenen mystischen Feuer. Und hinter dem Blutrot der Lippen lächelten die Zähne, klein, weiß und scharf.

— — — — —

Ida wandte sich ab mit Ekel in jeder Fiber. Und wieder dachte sie, wie schwer das Leben sei, wie häßlich, wie ganz ohne Hoffnung.

Ohne Laut bewegte ein Gedanke ihre Lippen: Ein Marder, ein Raubmarder war eingebrochen bei den Tauben. — — — — —

Einstweilen trippelte Rose Wahl auf ihren hohen Pariser Absätzen zwischen den beschmutzten Taubenkörpern umher, gequält von ihrer Angst — ihrer eigenen heimlichen Angst.

— —

Nun ward ein Licht sichtbar, ein erleuchtetes Fenster in einem Hause. Dort mußte die Schenke liegen. Jetzt kam auch die Mühle zum Vorschein, ein schwarzer Hut, der ein ungeheures Kreuz trug. Die Umrisse verzogen sich hinaus in die regenschwere Nachtluft.

Und über der dunkeln Himmelsscheibe schwang in diesem Augenblicke wie ein mächtiger Pendel ein Lichtkegel, eine lange Klinge weißen Lichtes,

die stoßweise über die Felder sank. Über die Ebene hin kam ein großer runder Lichtfleck gelaufen, immer näher — lautlos, eilig — —

Leutnant Clermont wandte sich um. Er sah hinter sich seine Mannschaft: eine lang ausgebreitete Reihe erhellter, ganz starrer, gipsweißer Gesichter. Uniformknöpfe und Beschläge sprangen blendend aus dem Dunkel hervor und spiegelten diesen großen strahlenden Stern, der draußen am Horizont auf einer Hügelkrümmung ruhte. Das Licht folgte ihnen, während sie liefen. Sie schienen sich dabei stets auf demselben Flecke zu bewegen, aus dem blendenden Lichtkreise niemals herauszukommen.

„Halt!" rief er. „Fallt flach nieder!"

Er warf sich auf Hände und Knie nieder und kroch zu einem Zaune vor. Im Südosten fiel ein Schuß, ein kurzer trockener Knall. Und in diesem Augenblick begann aus den Forts hinter dem Horizont das dumpfe abgebrochene Gebrumm der Schießübungen; gradweise schien die Stille zu schwinden. Hie und da wurden die Knalle der großen Haubitzen hörbar, allen Lärm übertäubend, einzelne, kurze, wuchtige Hammerschläge. Und wo der Scheinwerfer hinstrich, sah man den Pulverrauch, große flammende Wolken, die über den Rücken des Horizonts dahinrollten.

„Vorwärts!"

Der Zug taumelte auf die Beine, lief ein Stück vor, fiel nieder. Abermals kroch das Licht des Projektors suchend über das Terrain. Es war, als taste ein blindes Tier mit einem langen weißen Schnabel vor sich hin, um Beute zu suchen.

Gewehrsalven knatterten von Südwest, ganz in der Nähe. Die Stellung mußte geräumt werden. Es kam Meldung von der Hauptmacht. Die Ordonnanz stand kerzengerade da und stieß in heiserem Bauerndialekt ihre Lektion hervor.

„Fallt nieder, zum Henker!" schrie Leo. „Ihr seid ja schon längst erschossen!" Das Feuer aus den Forts ließ nach, aber der Pulverrauch trieb über das Terrainbecken hinab; es schien, als brenne der Horizont. Kleine Lichtfliegen zuckten empor und erloschen mit einem Knall. Unten beim Eisenbahnviadukt hüpften unaufhörlich kleine Feuerblitze aus der steilen Böschung.

Die Nacht war in sich selbst so still. Herbstlicher Tod lag schon auf der schwammigen modernden Erde. Alle Natur schwieg und schloß sich ein. Nur die Menschen lärmten und warfen Feuer und stinkenden Rauch über die kalten Felder.

„Halt! Fallt flach nieder!"

Leutnant Clermont lag mit Magen und Brust schwer an die feuchtkalte Erde gepreßt, die einen moderigen, herben, nun auch säuerlichen Geruch ausströmte. Da und dort sprossen frische Halme wie aus neuer Saat. Die Mannschaft taumelte vornüber, die Tornister schienen ihnen auf den Rücken zu fallen und sie umzuwerfen. Wenn sie sich erhüben, würden wohl in der Erde die Abdrücke ihrer Finger und Knie und Knöpfe zu sehen sein. — — Warum nicht auch ihrer Nasen und ihrer gierigen großen Mäuler? Erde waren sie ja gewohnt zu essen und sogar den Dünger der Felder!

Nach Ordre lagen sie so eine Stunde.

Der Regen verdichtete sich und stach ihre Nacken wie tausend Nadeln. Zuletzt empfanden sie das kalte Wasser bloß wie eine Kompresse um ihre Haut.

Leo Clermont ahnte die Absicht, die man mit dieser Position verband: Vor ihnen zogen Schleichpatrouillen umher. Das Garderegiment, das da und dort in Stellung lag, sollte binnen kurzem den feindlichen Schützenketten entgegengeworfen werden, deren Feuer unaufhörlich im Südosten knatterte. Er lag mit seiner Mannschaft hier in Reserve. Zweifellos hatte irgend ein Generalshirn ihn für den passenden Zeitpunkt in mente. Auf einer Anhöhe oben bei der Mühle hielt der Generalstab zu Pferde, rauchte Zigarren und diskutierte. Und rückte seine Schachfiguren und sandte Ordonnanzen aus. — Gewiß unterhielt man sich da oben recht vergnügt.

Der Regen rauschte still auf ihre Rücken herab. Die Tropfen fanden über Handgelenke und Kragen neue Wege zu ihrer Haut, dampften vom Boden auf und durchnäßten Rock und Leinen. Es war im Grunde albern, hier zu liegen und seinen Bauch im Morast zu wälzen, weil sie weit dadrüben blinde Schüsse abfeuerten. Spiegelfechterei, das Ganze! Scheinkampf! — Brettspiel!

Aber darum handelte es sich ja auch ganz allein! Was anderes sollte erreicht werden als schöne Kombinationen, Versuche mit neuen Kriegswaffen, überraschende Effekte! Das war ja doch die ganze Sache: Sportsmann zu werden, der ein Material gleich kundig, gleich wirkungsvoll zu behandeln wußte, ob es nun Leben und Tod galt — oder bloß einen neuen Rekord.

Ein Hornsignal erscholl. Die Garde retirierte nun, lief wie ums Leben, aufgerieben, dezimiert. — Ob sie nicht schon längst gelaufen wären, wenn man scharf auf sie geschossen hätte!

Und es irritierte ihn, daß diese Maschinen, die da vor ihm lagen, das Gewehr in Anschlag, nicht auf seine Ordre zum Scharfschießen einzustellen waren.

„Vorwärts!"

Die Mannschaft kam schwer auf die Beine, lief klotzig vorwärts, und manche gerieten bis zur Mitte in einen breiten nassen Graben. Sie lamentierten, blieben stehen und wanden ihre Hosen aus.

Leutnant Clermont lief scheltend auf sie zu. Warum zum Kuckuck sahen sie sich nicht vor? Und was blieben sie nun stehen und glotzten, als warteten sie auf eine Badefrau mit einem Handtuch? Er fuhr auf den langen Unterkorporal zu, der sich niedergehockt hatte und Miene machte, die Stiefel auszuziehen, um sie auszuleeren; er jagte den Mann in die Höhe. Dieser stand aufrecht vor ihm auf einem Bein, den Stiefel am Strupfen haltend; ein verbittertes Grunzen kam aus seiner Kehle.

Wieder liefen sie vor, setzten über einen Zaun, über noch einen. Wie Hürden erhoben sich diese Dornhecken vor ihnen. Der Leutnant spornte sie an. Er trieb sie mit Scheltworten und Zungenschnalzen weiter, wie man Gäule anspornt. Das Terrain erhob sich hügelförmig vor ihnen, und ein warmes rötliches Dunkel verschleierte die nackten Felder.

Da oben mußten die Forts liegen. Von dort aus mußte sich wohl die Schlacht

imposant ausnehmen. Man konnte da oben im Observationsturm stehen wie auf dem Rücken eines mächtigen Kriegselefanten und durch das schmale Visier der Lichtrille die Schlacht leiten.

Dann und wann blitzte es da oben auf. Ein Schuß fiel wie trockener kurzer Husten aus den Turmgeschützen. Von hier aus war so wenig von dem Kampfe zu sehen. Es war, als seien dreißig und nicht Tausende Mann im Felde.

Nun sollten die Häuser da oben am Waldessaum brennen; aber ihre zackigen Silhouetten standen ruhig in der stummen Nacht. Übrigens sollte dieser Wald gefällt sein; man sollte eine Kirche sehen können und noch eine Mühle, welche der Wald verbarg. Dann würde diese Mühle in hellen Flammen stehen und ihre Flügel einer wirbelnden Feuersonne gleichen, die über den ganzen Himmel hinaus Funken säete. Die Männer da vor ihm müßten sich einer nach dem andern auf die Knie werfen, Feuer geben, zurückfallen, taumeln, schreien und sich blutend zur Seite wälzen. In Strahlen müßte Blut über die Finger der Seitenmänner spritzen.

Wieder blitzte es vor ihnen, hinter einem Zaun. Ein Krachen wie von entzweigerissenem Zeug!

Es gab einen starken Ruck in seinem Körper und mechanisch wie auf eine Ordre kommandierte er: „Schützenkette vor! Visier 400! Schießt!"

Die Waffen rasselten. Ein paar scharfe harte Krache links, dann eine lange Reihe von Knallen draußen über den Feldern — zahlreicher, rascher, so daß die Laute sich aneinanderketteten. Er horchte noch, spähte ins Dunkel hinein, vom Augenblick ergriffen, in Spannung wie vor einem schwierigen Sprung. Dann kroch er auf den Knien zum nächsten Zaun. Die Mannschaft lief in zerstreuter Ordnung vor — — —

Dicht an seinem linken Ohre vorbei kam ein scharfer Pfiff, Wasser und Erde aus dem Graben spritzten ihm in den Mund. Er erfaßte einen starken Knall, hell und fest über dem polternden Feuerlärm. Er sprang auf, und seine Finger klemmten sich um den Säbel. Wieder vernahm er dies lange pfeifende Schneiden nahe an seinem Gesicht vorbei, ein neuer Knall — und wieder.

Er taumelte zurück, fiel unter der Deckung der Zaunböschung zu Boden. Nun hörte er keinen dieser eigentümlich festen trockenen Knalle mehr, bloß die ungleichmäßig krachenden Salven. Er spürte am linken Handgelenke ein starkes Brennen und merkte etwas klebrig Nasses, das ihm über die Knöchel rann.

Und er begriff, daß viermal auf ihn geschossen worden, mit scharfen Patronen, daß er von dem letzten Schusse gestreift worden und blutete. Er wickelte das Taschentuch fest um die Hand, erhob sich und lief seiner Abteilung nach. Er fühlte sich mit einem Male so verzagt, so tief mutlos und müde.

Ein sehr großer, sehr dicker Herr trat rücklings aus Rechtsanwalt Jacobs innerem Kontor und prallte hart mit Ida zusammen, die sich von ihrem Stuhle erhoben hatte. Er entschuldigte sich bissig und hieb dann mit dem Zylinder gegen Jacobs ein, der in der Türe erschienen war, sehr bleich und lächelnd. „Sie sollen von mir hören,"

schrie der erboste Mann; „Sie sollen von mir hören, wenn Sie dann die Direktion und Revision in Ihrer Tasche haben." Und er setzte hinzu: „Sie sind einfach verrückt! Adieu."

Als er fort war, trat Jacobs zu Ida. „Ich habe Sie lange hierdraußen warten sehen," sagte er, „aber es war mir unmöglich, diesen unangenehmen Menschen loszuwerden." Er strich mit der flachen Hand über das Gesicht, wie um ihm durch Reiben etwas Röte zu geben. Seine Augenlider, die kleinen Porzellanschirmen glichen, wiegten sich so seltsam bewußt über den klugen Augen. „Kommen Sie nun herein, Ida," sagte er, „ich bin eben zur Stunde kein froher Mensch. Ich werde überlaufen von wütenden Aktionären. Sie drohen mir, eine außerordentliche Generalversammlung einzuberufen." Und während er ihr in das halbdunkle, teppichweiche Zimmer folgte, fuhr er fort: „Ich bin noch Disponent einer Aktiengesellschaft, die Gründe in der Stadtperipherie kauft und veräußert. Es ist ein sehr ungünstiger Zeitpunkt für mich, nun, da ich eben vor großen Plänen stehe, von diesen furchtsamen Dummköpfen aufgehalten zu werden. Ich bin infolgedessen sehr irritabel, ab und zu sogar ganz desperat. Aber Ihre Anwesenheit stimuliert mich wie Äther. Dank, daß Sie gekommen sind."

Ida neigte leicht das Haupt. Sie feuchtete die Lippen, um zu sprechen, aber ruckweise kamen immer neue Gedanken hervor, die übereinander strauchelten; sie fand keine Form einer Einleitung. Ihr Blick suchte rundum in dem Raume, aber es war so wenig hier zu finden. Nur Mahagoni, Stoffe — und endlich dieser Mann, der sie fortgesetzt betrachtete, während seine Augenlider rhythmisch niederglitten, als wünsche er sie in einer Reihe starker Augenblicke in sich aufzunehmen.

Auf einem Tischchen stand ein Flakon aus geschliffenem Kristall. In diesem fand sie einen Ruhepunkt für ihren Blick.

Endlich sagte er: „Ida, werden Sie mein!" Er lächelte, fest und klug, aber es war ein wenig Zittern in seiner Stimme. Sie fuhr zusammen unter einem plötzlichen warmen Strom, der vom Rücken aus in ihren Körper rieselte, in Gesicht, Arme, Hüften, Knie. Als aber Jacobs sich erhob und mit müder Miene das Zimmer durchwanderte, wurde sie ruhig und schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte sie, „was würde es uns auch nützen, wenn es geschähe!"

Er überlegte: „Nützen! Wenn auch nicht eigentlich nützen — so doch beider Pläne dienen. Wir sind noch nicht Bedingung eines für des anderen Erfolg, aber wir können es werden. Ich bedarf des Stimulans, des Ansporns Ihrer hellen Gedanken, Ihres Geistes, Ihres ungeduldigen Elans gleich Peitschenschlägen über meinem Willen. Es stärkt mich, Ihre Hand in meiner zu fühlen, Ihre warme, feste und kräftige kleine Hand. Sie soll die meine fassen, wie ich sie einmal eine elastische Golfkeule umfassen, sie erheben, schwingen, schleudern sah. Ida! Ich werde die kleine weiße Kugel über die Bahn treiben, vorbei an den anderen, in Siebenmeilensprüngen den anderen voran. Und in einem ungeheueren Rekord wollen wir das Ziel erreichen — — ein kleines in die Erde gegrabenes viereckiges Loch."

„Sie brechen immer ab, wenn Sie im Fliegen sind," entgegnete Ida, „und dann

fallen Sie nieder, müde und hoffnungslos. Ich traue Ihnen nicht. Sie spotten meiner, ja Ihrer selbst und all dessen, was wir ins Werk setzen könnten. Sie sind nicht verläßlich."

„Geben Sie mir Ihre Hand," sagte er, „und Sie sollen sehen, daß ich mit wahrer Spielerfreude des Augenblicks genießen will — mit Ihrer Hand in meiner! Mit Ihrem Körper nahe dem meinen! Wir gehören zusammen, Ida, lieben Sie mich?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte sie. „Und hierum handelt es sich auch nicht." Ihr Blick fiel auf sein Haar, das ganz fein und dabei sehr dicht war; wenn man über dies Haar leicht hinhauchte, mußte es ganz leise wogen oder vielmehr fließen — und ein vages sinnliches Behagen ergriff sie, fast eine Sehnsucht — sie empfand in diesem Augenblicke seine Begierde, die auf die ihrige zielte, so stark, so rein physisch; es war wie ein Saugen in ihrem Blute, ein Sinken, ein Schwinden.

„Hugo," sagte sie. „Warum gefalle ich Ihnen?"

„Weil Sie blond sind," sagte er. „Weil ich Sie verstehe und weil ich die Verwandtschaft zwischen Ihrer blonden und meiner dunkeln Physiognomie empfinde. Brauche ich es Ihnen näher zu erklären?"

„Nein," erwiderte sie und schlug die Augen nieder.

„Ganz tatsächlich genommen," fuhr er fort, „wäre eine Allianz zwischen uns beiden ein kluges Ding. Wir sind zwei supplierende Werte. Wir würden vereint sehr stark sein. Wir würden imstande sein, viel Geld zu verdienen — da es sich hierum handelt."

„Und jetzt," fragte Ida, — „jetzt verdienen Sie nichts? — Trotz Ihrer Spekulationen nicht?"

„Nein," sagte er. „Ich verliere. Aber ich stehe vor einem großen und sehr kühnen Unternehmen, einem großen Grundkauf. Noch habe ich freie Hände. Vor der Generalversammlung kann man mir das Steuer nicht entwinden. Ich bin — gleichviel wieso — mit gewissen in Gährung befindlichen Dingen bekannt. Ich habe draußen Kommissionäre auf den Spuren. Wir können Gründe um billigen Preis bekommen: diejenigen, die verkaufen, ahnen nicht, daß ihre Gründe in einem halben Jahre Millionen wert sein werden. Gewisse außenstehende Gemeinden liegen bereits im Rachen des Hauptstadtungeheuers. Vor dem nächsten Jahre sind sie verschlungen. Ich habe meine sicheren Quellen. Aber dies erfordert große Summen, das Kapital muß daran gewagt werden, alles Flüssige — der Reservefonds — und mehr. — Der Gewinn ist enorm. Und er ist nahezu sicher."

„Und Sie kaufen?" fragte Ida.

Er zuckte die Achseln. „Wozu? Disponiere ich jetzt, so entzieht die außerordentliche Generalversammlung mir die Leitung und mißhandelt mich noch dazu. Diese dummen Detaillistenhirne ahnen natürlich nicht, was ich ihnen nicht erzählen kann. Ich habe es ja offen genug angedeutet. Sie glauben mir nicht!"

„So kaufen Sie, und trotzen Sie ihnen!"

„Und wenn nun doch meine Quelle falsch ist — und diese Parzellen nach Neujahr nicht ihre halbe Hypothekenbelastung wert sind?"—

„Was dann?" fragte Ida rasch.

„Kriminell! Oder mindestens an der Grenze des Kriminellen." Er drehte sich auf dem Absatz um und trat zum Fenster. Gleich darauf kam er zu ihr zurück und nahm ihre beiden Hände. „Ida!" sagte er weich und leise. „Ich will ein mächtiges Karree dadraußen erbauen aus Stein und Glas und Eisen und es mit Ihrem Namen benennen. Sie müssen mein werden, mir angetraut oder zumindest einige Zeit mit mir leben, für etliche Jahre mein sein — für Monate, wenn Sie mir längere Zeit nicht gönnen — bloß für einige Wochen — für eine einzige Nacht. Ida! Arme, Augen, Mund — ein einziges Mal von Ihnen umfangen, von Ihnen geküßt, von Ihnen gewollt — gewollt — —"

Ida atmete schwer. „Nein," sagte sie. Unter den zuckenden Wimpern hervor betrachtete sie diesen Mann, der so beherrscht, fast nonchalant die leidenschaftlichen Worte sprach. Er war so schmächtig, so blutlos, nicht viel anderes als Nerven. Mit einem Male kam ihr Gordon Marshner in den Sinn, und alle ihre Gedanken stockten vor diesem vollen robusten Bilde. Noch einmal betrachtete sie diesen Juden, und es kam ihr die Vorstellung, daß er in irgendeiner Art verwachsen oder verkrüppelt sein müsse, ohne daß sie sich näher klarzumachen versuchte, in welcher Beziehung.

„Nein, Hugo," sagte sie noch einmal, „das ist unmöglich. Auch glaube ich nicht, daß wir in unserer Alliance Glück hätten." Und dunkel lächelnd, fügte sie hinzu: „Sie sind allerdings nicht, was Gordon Marshner ‚a moneymaker' nennt."

Er lachte, und sein Antlitz war nun ganz munter. „Vielleicht nicht," sagte er. „Und nun sprechen wir nicht weiter davon. Aber was nun? Wie steht es mit unserer früheren Abrechnung? Ich schrieb Ihnen, Ihr Konto sei überschritten. Geld ist heutzutage teuer." Sein Gesicht war in diesem Augenblick wirklich das eines Gläubigers, unbeweglich und kalt.

„Wieviel schulde ich Ihnen?" fragte Ida, sich erhebend. Eine heftige Furcht ergriff sie. Was nun, was nun, was nun?

Er entnahm einem Papierumschlag den großen Bund Rechnungen, die sie gesandt. „Ich war entzückt, so oft ich eines von diesen Papieren erhielt," sagte er. „Es war wie ein mir gewidmetes kleines Kapitel aus Ihrem Leben. Sehen Sie," fuhr er fort, „hier sind Seidenröcke, — Straußfedern und das Kleid, das Sie eben tragen. Stückweise kamen Sie zu mir — Stiefelchen, Chiffons und Ihr feines zartes Linnen. — Dann Ihre Sommerreise! Ich folgte Ihnen. Ich sah Sie auf dem Rücken liegen, während die Brandung einbrach über Ihre gespannten Brüste. Und zuletzt standen Sie vor mir, — weiß, keusch und kalt — wie Sie jetzt vor mir stehen — und nicht mein sind — sowie Ihre Kleider mein — — —". Er unterbrach sich: „Nein, verzeihen Sie mir. Ich war soeben brutal, roh. Nichts von Ihnen ist mein. Sie schulden mir nichts. Diese losen Blätter, die kleinen Briefe, mit Zahlen gefüllt, die Sie mir sandten, diese flüchtigen Schimmer Ihrer selbst, die Sie ohne Willen, ohne Gedanken zu mir hinüberfliegen ließen, haben mich reichlich entschädigt für das wenige, was ich Ihnen bieten konnte."

Ida sah ihn an, geängstigt, schamerfüllt, erstarrt in dem Gefühl, daß hier nichts zu sagen, nichts zu antworten — nichts zu tun sei — — —

„Helfen Sie mir, Hugo!" stieß sie endlich leise hervor.

„Ja," sagte er. „Ich eröffne Ihnen ein neues Konto."

Sie neigte das Haupt. „Ich will alles zurückzahlen, wenn ich Glück habe."

„Und wenn Sie kein Glück haben?" Sein Lächeln schien ihr so traurig.

„Dann —" sagte sie. „Wenn Sie zu jener Zeit am Leben und über Wasser sind, — dann —"

„Dann lassen Sie uns gemeinsam sinken," sagte er. Ein Lächeln verschleierte sein Antlitz.

Ida bebte. „Nein, warum sinken? Sorgen wir dafür, leben zu können, Hugo!"

Er suchte in einer Lade. „Soll ich ein Papier unterschreiben?" fragte sie. Er zog aus der Schublade ein gedrucktes Formular. „Nun machen wir Kontrakt. Hierher setze ich Ihren Namen als Schuldner, hier meinen als Gläubiger. Hierher die Summe. Sie nahm das Papier und las:

Pfandobligation.

Ich Endesgezeichnete... hier stand ihr Name... erkenne hiermit als richtige Schuld an....

Sie blickte auf. „Gut," sagte sie. Sie las weiter:

— — Zur Sicherheit für diese meine richtige Schuld, welche ich für mich und meine Erben meinem Gläubiger zurückzuzahlen mich verpflichte, — gebe ich hiermit diesem meinem Gläubiger als Pfand — —

„Was nun?" sagte sie. „Ich besitze nichts!"

Er nickte. „Gewiß!" Und die Feder ergreifend, fügte er nach dem letzten Worte hinzu: „Mich selbst, Körper und Willen, Augen, Haut, Lippen, meine Ehre, meine freie unberührte Umarmung — alle meine Gedanken — — —"

„So unterschreiben Sie!" rief er.

Sie betrachtete ihn verwundert: „Sind Sie toll? Dies soll doch nicht gelten? Es ist ja einfach komisch!"

„Komisch oder nicht," erwiderte er, „es ist Ihr Gelöbnis, Ihr Pfand, meine einzige Garantie! Dieser Brief allein wird mir ein ganz überschwengliches Glück sein."

„Es bedeutet ja doch nichts," sagte sie, nahm die Feder und schrieb ihren Namen.

Er führte das Papier an seine Lippen. „Ich liebe Sie," sagte er. „Ja, könnte ich mich nur so recht darauf verlassen," erwiderte Ida und reichte ihm die Hand zum Abschied. — — —

Während sie die Straßen dahinging, begann sie die Situation zu erwägen; aber sie fand keine Haltpunkte. Sie war verwirrt, bedrückt, und alle Gedanken, die zur Klarheit gelangten, waren unbehaglicher Natur. Gewiß, man konnte keineswegs sagen, daß sie sich nun diesem Manne verkauft habe. Sie hatte sich bloß an ihn gebunden — durch etwas mehr als das Band der Sympathie, das sie

ja bereits sehr fest miteinander verknüpfte. Ging alles verkehrt, so konnte sie ja diesen Juden heiraten. Nein, hier war nicht von Verkauf die Rede. Sie hatte ihm ja nichts als Vergütung gegeben. Wenn sie ihn einmal heiratete — dann erst konnte es ein vollzogener Kauf genannt werden.

Aber ihre Schultern bebten in kleinen nervösen Zuckungen: Warum jagte man, warum strebte man? Warum setzte man sich nicht in einen dieser Treppengänge, legte die Hände in den Schoß und gab die ganze Sache auf? Warum hier umherlaufen, Straßen auf, Straßen ab, sich durch Festsäle treiben, dem indolenten Begehren der Männer sich darbieten, ohne Sehnsucht, ohne Liebe, aus bloßer Gewohnheit? — Warum nicht lieber sich hinwerfen, sich hinausschleudern? — — Glücklich die ungekannt Geborenen, die halb Verhungerten und Unerzogenen, die gewohnheitsmäßig ein Leben leben von der Hand in den Mund — die niemals eine Bahn hinabzuhasten haben — um einer kleinen weißen Kugel zu folgen. —

Jetzt ging Graf Kolbe an ihrer Seite und versuchte seine Schulter an die ihrige zu streichen.

Kurz darauf schlug er ihr mit großer Frechheit vor, mit ihm zu gehen und seine Gemächer, seine Bibelots, seine Sammlung von Riechfläschchen zu besehen.

Er war ihr widerwärtig. Widerwärtig wie alle diese Männer ihres Kreises. Immer suchten sie Berührung mit Frauen, die sie nichts angingen, da sie diese Frauen nicht liebten.

„Nein!" erklärte sie. „Selbstverständlich gehe ich nicht mit Ihnen. Es wäre zu gefährlich für mich."

Er schien geschmeichelt und verfolgte eifrig sein Ziel. Gewiß betrachtete er sie als eine leichte Beute: ein vermögensloses Mädchen, ohne Ressourcen, nicht schwer zu bestechen!

„Ja, ich werde kommen," sagte sie und lachte, „wenn der Wald wieder einmal grün wird — und ich lebe — und übrigens diejenige bin, die ich jetzt bin —" Sie aber dachte: der Wald wird nimmer grün. — Jetzt fielen alle Blätter, sie ringelten sich von den Boulevardbäumen hinab in ihren Hut. — — — Oder sie wollte nicht leben! Ach! daß man weiterleben mußte — — —

Und wiederum begegnete sie in dem Gewühl jenem Manne, der immer ihre Augen suchte. Wieder fühlte sie seinen Blick sich in den ihrigen senken, um im nächsten Augenblick sich loszureißen und zu verschwinden. Sein Blick war so sanft, ruhig, sicher, und doch von einem eigenen zärtlichen Ungestüm. Sie wußte nichts von ihm, immer noch nichts!

Man vergeudete sein Leben, man ging blind umher — in einem blinden Kreise, fand nichts, lebte halb — bis eines Tages — — —

Anläßlich der Affäre Clermont war behufs Aufklärung des Falles ein Stabsverhör angeordnet worden. Von demokratischer Seite aus war eine Interpellation an den Kriegsminister ergangen. Die sozialistische Gruppe verlangte energische Untersuchung, und der Wortführer der liberalen Bauernpartei brachte während der

Finanzgesetzdebatte die Sprache auf diese, wie er sich äußerte, „sehr ernste Affäre, die beweise, wie überaus weit es noch wäre, bis Kastengeist und Standesprivilegien im Lande ausgerottet sein würden." Er fragte den Minister für das Kriegswesen, wie der ganze Fall eigentlich zu verstehen sei, ob er so zu verstehen sei, daß ein Offizier aus der Armee des Volkes ungestraft mit seiner Reitpeitsche in die Gesichter friedlicher Bürger klatschen dürfe. Auch habe er sich sagen lassen, die Affäre habe in Militärkreisen viel Beifall gefunden und sogar einige Skandale im Gefolge gehabt; er nannte besonders eine Gelegenheit, bei welcher einer seiner Parteigenossen, der Redakteur sei, in einem öffentlichen Lokale der Gegenstand gröblichen Unglimpfes gewesen.

Der Kriegsminister, der seine Antwort im Konzept vor sich fertig liegen hatte, nahm sogleich das Wort und sprach sein tiefstes Bedauern über den Vorfall aus. Es sei sein ernstester Wunsch und Wille, zwischen Armee und Bevölkerung ein gutes Verhältnis herzustellen und dahinzuwirken, daß die Klasse von Klasse, Kaste von Kaste scheidenden Unterschiede verschwänden und von einträchtigem Bürgergeist und vaterlandstreuem Zusammenhalten abgelöst würden. Der oder die Schuldigen sollten nach geschlossenem Verhöre und vollaufgeklärtem Tatbestand nach der ganzen Strenge des militärischen Strafgesetzes zur Verantwortung gezogen werden.

Eine große Menge Zeugen wurden der Kommission vorgeführt. Sie erklärten alle übereinstimmend, daß sie den Beschuldigten, Leutnant L. Clermont mit der Reitpeitsche um sich schlagen gesehen — offenbar mit derselben Reitpeitsche, die ihnen vom Gerichte vorgewiesen wurde — und gesehen hatten, daß diese Schläge getroffen. Aber wen sie getroffen, konnte keiner angeben.

Durch privates Ansuchen hatte der Beschuldigte die Befreiung seiner Schwester von dem Verhöre erwirkt. Sie gab unter der Hand eine schriftliche Erklärung ab, und entging hierdurch einer öffentlichen Herbeiziehung ihrer Beteiligung an der unliebsamen Affäre.

Die Stabsverhöre wurden von demselben Auditor geleitet, der auch bei dem Verhör, welches anläßlich der bei Leutnant Clermont ausgebrochenen Feuersbrunst aufgenommen wurde, den Vorsitz führte. Er war ganz neu angestellt, als eifriger Gesellschaftsmensch mit den Offizieren des Regiments auf kameradschaftlichem Fuße, und er beobachtete, um seine Unparteiischkeit hervorzuheben, während der Verhöre ein sehr reserviertes, kühles, fast brüskes Benehmen.

Es war ganz natürlich, daß das Feuer einer Brandlegung zugeschrieben wurde. Hiefür sprach der Umstand, daß ein mit Petroleum übergossener Strohsack vor der Eingangstüre (der einzigen) des Brandbeschädigten aufgestellt worden. Hätte er die betreffende Nacht in seiner Wohnung verbracht, so wäre sein Leben zweifellos in ernster Gefahr gestanden. Der Auditor fragte, nicht ganz imstande, den scharfen Ton aus den Stabsverhören abzulegen, ob Leutnant Clermont betreffs des in Rede stehenden Verbrechens irgend jemanden im Verdachte habe.

Leutnant Clermont erklärte, er könne niemanden bezeichnen.

„Nach den Aufschlüssen, die ich mir in einer anderen Sache, welche ich zu leiten die Ehre hatte, verschafft," bemerkte der Assessor, „soll zwischen Ihnen und Ihren Leuten kein gutes Einvernehmen herrschen. Sie gelten dafür, mit Versehen sehr genau ins Gericht zu gehen, — was ja vollkommen korrekt ist, aber eben in dieser Verbindung sein Interesse hat, —; bei einzelnen Gelegenheiten sollen Sie auch während der Übungen eine — ich darf nach den Auskünften wohl sagen, unnötige — Strenge an den Tag gelegt haben. Glauben oder vermuten Sie, daß einer der Mannschaft Ihnen gegenüber in besonderem Grade feindliche oder rachgierige Gefühle genährt hat?"

„Ich kenne meine Leute nur in ihrer Eigenschaft als Soldaten," versetzte Leo. „Ich weiß, was jeder von ihnen in dieser Eigenschaft leisten kann. Ihre persönlichen Gefühle und Charaktere zu beobachten, habe ich mich nicht eingelassen. Ich kann also in dieser Hinsicht keine Aufschlüsse geben."

Der Auditor lächelte sarkastisch. „Wollen Sie mir also die Frage beantworten, Herr Leutnant, ob Sie glauben oder vermuten, daß die besagte vermeintliche Brandstiftung in irgend einer Art in Verbindung steht mit dem Verhalten, dessen Sie in jener anderen Sache beschuldigt sind?"

Leo schwieg. Die Frage sollte unzweifelhaft nach dem Tone, in welchem sie gestellt wurde, mit Nein beantwortet werden. Sie wurde bloß gestellt, um alle Möglichkeiten zu erschöpfen: der Auditor wollte möglichst rasch diese ganze hoffnungslose Sache zu Ende geführt haben.

„Nun," fragte der Auditor ein wenig ungeduldig, „glauben Sie wirklich, daß diese beiden Affären einander berühren? Glauben Sie, daß einer von denjenigen, mit welchen Sie bei erwähntem Anlasse — wir wollen sagen — in Fühlung waren, aus Rache Ihre Wohnung in Brand gesteckt hat?"

„Nein," sagte Leo. „Ich habe in dieser Hinsicht keine Vermutung oder Ansicht."

Der Auditor schob hierauf das Verhör auf, um nach einem entsprechenden Zeitraume die Sache als unaufgeklärt beiseitezulegen. — — —

Während Leo vom Verhör heimging, beschäftigte er sich mit der letzten Frage, die der Auditor ihm gestellt und die er verneinend beantwortet hatte. Gewiß war kein Zusammenhang, keine äußere konkrete Kausalitätsverbindung nachzuweisen.

Und dennoch empfand er als etwas, das sich ganz mystisch in seinem Bewußtsein formte, die Möglichkeit einer eigentümlichen inneren Verbindung zwischen diesen beiden Vorfällen; gleichsam, als wäre er ein wie das andere Mal gegen denselben festen unerschütterlichen Widerstand angeprallt, von ihm aufgehalten und gelähmt worden.

Er selbst hegte keinen Zweifel, daß das Feuer in seiner Wohnung gelegt worden, und daß der Brandstifter, der sicherlich seiner Abteilung angehörte, derselbe war, welcher ihn jene Nacht während der Übungen zu töten versucht, indem er, von der Dunkelheit gedeckt, von rückwärts vier Schüsse gegen ihn abfeuerte. Indessen erinnerte er sich dieses letzten Vorfalls nur ganz chaotisch: das Brummen der Geschütze von den Forts, das Geknatter der Salven und diese vier scharfen Knalle,

kurz und deutlich — darauf nichts mehr! Zuzeiten war er ganz unsicher, ob überhaupt irgend etwas Ungewöhnliches passiert sei. Nicht einmal der halbgeheilte Riß über dem linken Handgelenke konnte ihn dann völlig von der Tatsache überzeugen. Es fehlte eben jeder festere Anhaltspunkt! Nichts als dies: Eine Nacht, in der man flach ausgestreckt auf dem Bauche in sumpfiger Ackererde lag; sodann vier Knalle, die mit scharfen Schüssen Ähnlichkeit hatten. Endlich eine Schramme, eine Hautabschürfung, die auf vielerlei Arten entstanden sein konnte.

Und er erinnerte sich einer Begebenheit — die ihm erzählt worden — aus der Zeit, da er in Frankreich diente: Ein Offizier, ein älterer Kapitän hatte sich auf ganz ähnliche Art von einem Mann seiner Kompagnie verfolgt geglaubt. Aber auch er konnte niemand bestimmten bezeichnen. Da er jedoch wenig beliebt war und im allgemeinen als ein harter, sogar unvernünftig strenger Vorgesetzter galt, war die Sache an und für sich sehr glaubhaft. Dieser Kapitän erzählte, er sei im Dunkeln von einem Manne — angeblich als Trainsoldat uniformiert — überfallen worden und habe einen Hieb auf den Kopf erhalten. Das Merkmal des Hiebes war auch sichtbar — eine große, tiefe Wunde am Scheitel. Es wurde ein Kriegsverhör angeordnet, aber keine Spur des Schuldigen war zu entdecken. Eines Morgens, wenige Wochen später, wurde der Kapitän tot in seinem Bette gefunden, mit einem Revolverschuß in der Brust. Eine Scheibe war entzweigeschlagen, ein Schrank aufgebrochen, der Schreibtisch gesprengt und ausgeräumt. Dennoch erklärte der Unterarzt, der Verschiedene sei durch eigene Hand gestorben und müsse alles so arrangiert haben, um den Anschein zu erwecken, als liege ein Einbruch und Überfall vor. Es sei außerhalb jedes Zweifels, daß man hier vor einem schönen Beispiele von Verfolgungsmanier stehe, und daß der Kranke selbst alle Umstände so zurechtgelegt, die gewisse in seiner Einbildung ihm drohende Gefahren indizierten — ja sich sogar mit eigener Hand Wunden beigebracht, zuletzt diesen Revolverschuß, der seinem Leben ein Ende machte.

Der Reservearzt, der eben dieser Tage — anläßlich der Feuersbrunst — vor Leutnant Clermont diese Geschichte wiederholte, sandte ihm an diesem Punkt der Erzählung einen vorsichtigen Seitenblick zu. Er war ein kleiner untersetzter Mann, Bauernsohn, worauf er sehr stolz war, im ganzen von ziemlichem Selbstbewußtsein, nach allgemeiner Ansicht im Umgang wenig angenehm. Er schloß, während er bei jedem Satze die Luft durch die Nase einschnob, solchermaßen:

„Derartige Psychosen dürften kaum selten und in besonderem Grade beim Militär zu finden sein. Sie setzen stets eine Selbstüberschätzung oder mindestens das Bestreben des betreffenden Individuums voraus, sich als Angehöriger einer besonderen Kaste oder dergleichen mit allen Kräften aus der Masse hervorzuheben, ohne doch für diese Selbstbehauptung ein wirkliches Programm oder überhaupt eine vernünftige Grundlage zu haben. Selbstredend bringt das Leben solchen Personen mannigfache Enttäuschungen. Überall stoßen sie auf Widerstände, oder sie schaffen sich selbst Widerstände. Und da sie ihr beständiges Unglück niemals sich selbst zuschreiben, glauben sie sich von Feinden umgeben, von allen Seiten

bedroht, verkannt, verfolgt. Für einen Militär, der — zumal in unserem kleinen Lande und in unseren Zeiten — vom Leben geringe Anerkennung erntet, der sich einzig und allein nach dem Faktum einschätzt, noch eine gewisse Macht, ein gewisses Kommando, eine Charge zu besitzen — für ihn liegt dies Schicksal ziemlich nahe.

Sie werden mir jedenfalls einräumen, daß man heutzutage in dieser Klasse Menschen, von der wir nun sprechen, den Militärs und der alten Oberklasse überhaupt, häufig ganz eigentümliche Phänomene zu beobachten Gelegenheit hat, die die Versuche der nervös reduzierten Typen einer degenerierten Klasse bezeichnen, sich gegenüber einer fremden und feindlichen, siegreich wachsenden Bewegung zu behaupten. Solche Phänomene sind mir begreiflich; aber ich muß sie nichtsdestoweniger als krankhafte bezeichnen. Und der Gesellschaft ist nicht damit gedient, ihnen freien Spielraum zu geben. Wir modernen Ärzte brechen ja im großen ganzen mit der alten verderblichen Praxis: denjenigen, die doch sterben werden und müssen, durch Stimulanzen den Todeskampf zu verlängern — aus der Betrachtung heraus, daß vor allem die Gesunden und Tüchtigen Platz zu leben haben müssen." —

Er schwieg, während er den Mund in einem Lächeln offen hielt, das recht gut als unverschämt zu betrachten war.

Leo hörte ihm schweigend zu und widersprach ihm nicht. Seine Unruhe war bei der Erzählung des Arztes nur gewachsen. Er beobachtete von nun an während der Übungen seine Mannschaft mit ganz anderer Aufmerksamkeit; unaufhörlich suchte er für sich selbst, ohne fremde Vermittlung der Sache auf den Grund zu kommen. Er konstatierte, daß wirklich bei einem bestimmten Anlasse, einem Übungsschießen wenige Tage vor dem vermeintlichen Attentat vier scharfgeladene Patronen weniger abgeliefert worden, als nach stattgefundener Abzählung zur Stelle hätten sein müssen. Dies Versäumnis wurde einem Unteroffizier zur Last gelegt. Aber es ließ sich nicht bestimmen, wer von der Mannschaft diese Patronen behalten, und man nahm daher an, sie seien während des Schießens verloren gegangen.

Leo suchte sein Verhältnis zu seinen Leuten nicht zu verändern. Er sah keinen Grund, seine Stellung jetzt aufzugeben. Er hatte stets geringe Sympathie für diese Männer niederer Kaste, der untersten Klasse der Stadt, die in jeder Beziehung tief gesunken waren und durch das Soldatenleben nichts an Frische und Kraft gewannen. Er war der Ansicht, daß bei den sozialen Lagenverschiebungen es kaum diese sein würden, die hinaufkämen. Denn auch sie waren degeneriert, ruiniert von schlechter Luft, Alkohol, Krankheiten. Er erwartete sich nichts von ihnen, beschränkte sich nur darauf, seine Versuche, sie zu blindem Gehorsam zu zwingen, zu wiederholen. Er hatte keine Achtung vor ihnen, fühlte kein Mitleid, wenn sie sich während der ermüdenden meilenlangen Märsche beklagten: der Marsch war für ihn und für sie dasselbe. Er selbst ertrug die Strapazen mit Festigkeit, suchte sie sogar über das gewöhnliche Maß auszudehnen, überredete sich selbst zu dem Glauben, diese Übungen seien ein feiner und edler Sport, in dem es gelte, einen äußersten Rekord zu erreichen.

Aber seine Unruhe schwand nicht. Er hatte nach dem Brande eine neue Wohnung bezogen. Von der bedeutenden Versicherungssumme begann er sich allmählich neues Mobiliar zu kaufen. Aber selten fand er ein Stück, das ihm gefiel. Er fühlte sich fremd und verblüfft gegenüber diesem neuen englischen Kunststil, den rechtwinkligen Möbellinien, den neugotischen Mustern und Profilen. Aber auch bei den Antiquitätenhändlern fand er nichts, das seinem Geschmacke entsprach. Alle diese alten Mahagoni- und Eichenholzgegenstände hatten Menschen gehört, die nichts mit ihm zu tun hatten, toten vergessenen Personen, deren Andenken ihm nichts bedeutete. Und er verwarf immer wieder und kaufte wenig. Es war doch recht schwer, sich wieder ein Heim zu schaffen!

Er ging nun am liebsten für sich allein, war wortkarg und verschlossen, in Dienstsachen abgemessen, wich den Kameraden aus, die ihn immer noch als Held des Regiments zu feiern suchten. Sie sahen ihn über die demolierten Basteien wandern und über den Wall des Glacis, der jenseits des Festungsgrabens die Kaserne, die alte Stadtzitadelle, umgab. Seine Haltung erschien ihnen nachlässig, unmilitärisch; eine kalte Zigarre im Munde, schlenderte er dahin, den Blick auf die Stiefelspitzen geheftet. Der Säbel schleppte hinter ihm her und pflügte die gefallenen Blätter. Dann und wann wandte er sich und pfiff seiner großen dänischen Dogge, die neulich auf der Ausstellung des Kennelklubs den ersten Preis erhalten.

Und das Tier kam von der Glacisböschung herabgesprungen, auf der Hunde nicht umherlaufen durften. Er bückte sich und strich ihm leicht über das blauschwarze Fell, und das stumme treue Tier suchte seinen Blick. —

Die Damen des Regiments fanden ihn interessant und suchten ihm auf ihren Spaziergängen zu begegnen.

Zu Beginn des Oktober wurden die Offiziere des Regiments zu einem Feste geladen, das der frühere Kriegsminister anläßlich des Besuchs eines fremden Prinzen abhalten ließ. Dieser Prinz hatte ehedem als Leutnant bei dem Regimente gedient.

Leo Clermont, der seit der letzten Affäre der Geselligkeit auswich, hatte sich bei diesem Anlasse genötigt gesehen, zu erscheinen, umsomehr als der abgetretene Kriegsminister ein Schwager seiner Verwandten Freiherrin Staël-Winterstein war und er bereits öfters in diesem sehr vornehmen und sehr reichen Hause Gast gewesen.

Als er aber nun den glänzend erleuchteten Salon des alten Palais betrat, fühlte er zum ersten Male in diesen Räumen eine ganz eigentümlich kalte und triste Atmosphäre, die ihn fremd und unbehaglich berührte: der Parkettboden war so glatt, die Teppiche unermeßliche, öde Flächen, durch die man den harten Boden spürte. Die Wände waren so weiß und so voll von Spiegeln, daß es schien, als löse alles im Saale sich auf und schwände durch diese Spiegel dahin; als zöge kalte Luft ein durch diese weißen länglichen Tiefen, die von schmalen Goldleisten eingefaßt waren. Alles war so stofflos, so hell; die Kristallkronen, die Silberaufsätze auf den Tischen, die weißen Stühle, die verblichenen Familienporträts. — Hier gab es

keine Dämmerung, keine geschützten Winkel, in denen versteckt man zusehen konnte. Jede Außenseite repräsentierte sich tadellos in dem blendenden Kristallichte, und man unterschied nichts als Flächen, gegen Flächen gestellt, Linien — aber nirgends eine Physiognomie, nirgends ein Charakter, nichts als das Totalbild.

Die Menschen gingen mit routinierter Vorsicht über den glatten Boden und vermieden es, einander zu berühren. Keiner sprach laut, aber auch keiner ganz leise, keiner gestikulierte. Sie sammelten sich in kleinen Gruppen, sie sprachen einer nach dem anderen in jeder Gruppe, einzelne gingen ernsthaft von Gruppe zu Gruppe, sagten überall ein paar Worte, lächelten überall einmal, nickten und streckten eine lange schmale weiße Hand aus.

Die Leutnants standen in ihren Galauniformen, einander bewachend, den Tschako noch im Arme. Und die jungen Damen standen für sich; ihre Augen suchten wie in Gedanken über den Kreis hinaus, aber unbemerkt erhaschten sie blitzweise da und dort einen Blick, ein Lächeln. Sie sprachen ununterbrochen und vermieden sorgfältig jede Pause. Sie nannten einander bei den Vornamen — — Else und Ada — Hortense und Berte — — —. Alte Damen, korpulente und magere, welke und blühende, saßen schwerfällig auf ungeheueren Empirestühlen und betrachteten mit klugen Blicken die Jungen, die standen.

Der Prinz selbst stand. Er hatte sich in das Zentrum des Saales postiert in seiner gewohnten Photographiestellung, leicht vornübergebeugt, auf dem linken Beine ruhend und auf den silberblinkenden Säbel gestützt. Er konversierte mit Freiherrin Charlotte Staël-Winterstein. Die große blonde Freiherrin sah beständig über ihre eigene linke Schulter hinaus. Leo dachte, sie müsse die Menschen draußen sehen wie jenseits eines runden Schneehügels. Sie lächelte ununterbrochen, und ihre Zähne perlten zwischen den vollen Lippen.

Und die Spiegel verdoppelten diese Lächeln, diese Uniformen, den hellen Atlas der Roben, die hohen Kerzen, die sachten Bewegungen — Spiegelbild hinter Spiegelbild — bis alles zerfloß und schwand — —

Leutnant Clermont führte Paulina Mourell zu Tische. Ihr Arm ruhte ohne Gewicht in dem seinen; er sah ihr feines Profil, nun wandte sie das Antlitz ihm zu, und er sah die Kristallflammen des Speisesaales in ihren Pupillen gesammelt: zwei kalte Lichter. — Sie setzten sich zu Tische. Paulina aß wenig, berührte fast nicht ihr Glas; — diese Gläser, die längs der weißen Tafel standen, schwellend mit Glut gefüllt, erschienen ihm wie große Herzen, die alle Feuchtigkeit, alle Farbe, alle lebende Flamme an sich saugten.

Paulina Mourell sprach, ihre Stimme war ohne Klang, ihre schmächtige Schulter, die es beständig vermied, die seine zu berühren, war ganz weiß. Diese Schultern und Büste, so voll entblößt, schienen ihm kaum lebend; die blendende Haut war wie gefroren. Er ahnte ein Manöver der blonden Baronin in dieser Tischnachbarschaft der blutjungen Majoratserbin. Die Baronin protegierte offenbar noch diese verzweifelte Partie.

Paulina wandte hie und da die Augen ihm zu, lächelte auch hie und da: Lächeln

und Blick schienen natürlich; und er ahnte ein einzelnes Mal sogar einen Schimmer von Freude in diesem gemeißelten kalten Antlitz. Hinter dieser geschliffenen Glasur brannte wohl doch eine kleine Mädchenseele in heißer, bloß halbbewußter Sehnsucht. Als er aber aufs neue ihren Blick suchte, wichen die hellen kühlen Augen erschreckt aus und suchten Ruhe in einem der Lichtzentren des Saales. Ihre Hände waren sanft und sicher wie zuvor, ihre Haut ohne Beben — kalt, glatt, hartgefroren. Aber Leo Clermont verstand instinktiv ihre Gedanken: er senkte den Blick in Furcht, in stummer Sympathie.

Als er später aus dem Rauchzimmer, in welchem der Prinz mit den alten Kameraden Kasernen- und Kriegsschulerinnerungen auffrischte, in den Salon trat, legte die blonde Baronin ihren Arm in den seinen und führte ihn zu einer Causeuse, die, wie in französischen Schauspielen, hinter Fächerpalmen verborgen war.

Sie neigte ihre hohe, ganz milchweiße Brust dicht an seine Schulter. Es war eine eigene Frische in ihrer üppigen Gestalt. In dem festen gelben Haar funkelte ein Diadem. Sie wiegte während des Sprechens den Oberkörper in lässigem Rhythmus:

„Hören Sie, Clermont! Sie zeigen sich zu wenig; es ist nötig, sich in unseren Kreisen zu zeigen, — weit nötiger als seinen Namen durch kriegerische Taten berühmt zu machen. Ich nenne meinen guten Freunden Ihren Namen oft. Eben machte ich den Prinzen aufmerksam, daß Sie anwesend seien, aber als ich Sie suchte, um Sie Seiner Hoheit vorzustellen, waren Sie im Gewimmel verschwunden. Sie dürfen nicht im Gewimmel verschwinden, lieber Freund.“ Und sie senkte ihre sanften Augen freundlich in die seinen.

„Ida sehen wir nie,“ fuhr sie fort. „Ida ist uns ganz entglitten. Sie ist in einen Kreis geraten, den ich gar nicht kenne; aber von dem ich nicht viel halte, und der jedenfalls bedeutend unter unserem Niveau steht. Ich habe sie allein mit Menschen aus diesem Kreise auf dem Rade und auf Sportplätzen sich bewegen sehen, in Gesellschaft von Damen, die den Ruf haben, auf Flirt auszugehen, und von jenen wenig ansprechenden Kavalieren, den Söhnen unserer Geldaristokratie, die sich nach englischen Moden kleiden und sich einbilden, die ersten Gentlemen des Landes zu sein. Ich habe sie sogar mit einem Juden spazieren gehen sehen. Bei uns sehen wir sie nie, obwohl ich ihr gesagt, daß mein Haus ihr offen stehe, und sie oft gebeten zu kommen und mit uns zu speisen, seit wir wieder hier in der Stadt festes Domizil haben. Aber nein! Wir haben keine Ida gesehen. Es mangelt ihr leider ein gewisses Standesgefühl. Sie ist eine schwierige Natur.“

„Ida hat wohl ihre Pläne,“ sagte Leo, „ich mische mich in ihre Pläne nicht. Ida ist klug und weiß, worauf sie sich einläßt. Sie muß ihre Freiheit haben.“

„Ich habe selbst einmal den Namen: Clermont getragen,“ seufzte die Freiherrin. „Nun seid ihr beide, du und Ida, die letzten dieses Namens. Zweifle nicht, daß du in mir eine Stütze hast. Und ich besitze wirklich Einfluß, sogar sehr hohen Ortes. Du sollst zu Hofe kommen. Du hast Namen, du hast Auftreten und Äußeres. Ich kann dir ohne Mühe eine Hofcharge verschaffen.“

Leo schüttelte lächelnd den Kopf. Ihr Blick hatte nun einen so sanften, so mütterlichen, fürsorglichen Ausdruck; das schmerzte ihn. Es kam ihm in den Sinn, daß sie kinderlos und ihr Mann alt und schon hinfällig sei.

„Wir müssen wirklich du zu einander sagen," fuhr sie fort. „Wir sind ja von demselben Blute. Hab ein wenig Vertrauen zu mir. Ich habe meine speziellen kleinen Pläne mit dir." Und sie lächelte wieder, während sie nach der Stelle hinüberblickte, wo Paulina Mourell zwischen den jungen Damen stand, kalt und steif vor sich hinsehend. Die kleine weiß und goldene Porzellantasse, die sie zwischen den Fingern hielt, schien ein Teil ihres weißen und glatten Persönchens, das um Schultern und Mitte von schmalen goldenen Bändern umschlungen war.

„Dort ist dein Glück gemacht," sagte die Baronin. „Glanz, Karriere — und ein reiches Majoratshaus. Ich werde das Geschlecht Clermont aufs neue blühen sehen."

Leo lächelte: „Wer weiß — —" sagte er. Ein wenig später verbeugte er sich vor der Majoratserbin. Sie tanzten zusammen. Er merkte ihren Körper in seinen Armen nicht; aber er vernahm ihren kurzen angestrengten Atem wie ein leichtes Wogen in ihrem Tanze.

Er führte sie zum Platze. Und der Tanz glitt regelmäßig, aber graziös dahin über den glatten Parkettboden, und die Leutnants gingen hochaufgerichtet umher wie Ordensmarschalle; alles war so gedämpft, so ruhig, so ganz ohne Laut.

Nur Madame Heloise Duchêne fegte ihre enorme Schleppe in weiten Kreisen über den Boden. Sie war nackt bis zum Gürtel. Von diesem Gürtel waren schmale Seidenbänder hinauf über die mattweiße Brust gespannt und auf den schlanken Schultern durch Brillanten vereinigt. Ihr Französisch klang laut durch die gedämpfte Konversation. Sie rief ihrem Manne, der, gebückt und von welkem Blond, sich eben in eine Gruppe bohrte, in welcher die Spitzen der Legation sich vereinigt hatten.

„Venez-ici, Monsieur Coco!"

Eben trat der Prinz aus dem Rauchzimmer. Er benahm sich nun mit weit größerer Sicherheit und Eleganz als zu den Zeiten, da er ganz jung, kindisch und neugierig sich von den Leutnants des Regiments in die Kneipen ziehen ließ. Sein hurtiger Blick sprang über den Saal, jedes Gespräch schien zu erstarren. Der Prinz aber sog die Luft, als schnupfe er durch die starke gebogene Nase, und ohne sich umzusehen, ging er auf Madame Duchêne zu und verbeugte sich; sie tanzten hinaus. Aller Augen folgten dem tanzenden Paare. — — — — — — — — — — —

Leo Clermont begleitete Fräulein Paulina Mourell zu ihrem Wagen, auf dem der bärenfellbekleidete Kutscher thronte, die feine Glasschachtel der Karosse durch sein Gewicht förmlich zermalmend. Das Tor war wie eine schwarze Kiste um diese Glasschachtel, in welcher nun Fräulein Paulinas kleine weiße Gestalt zwischen weißen Atlaspolstern verwahrt saß. Sie nickte — sie schien zu zögern, irgend etwas zu erwarten, das nun geschehen könne. Es war ein seltsames Glimmen in ihrem Blick, und Leo betrachtete ihr hübsches kleines rosenrotes Ohr, das von dem sehr lichten Haar ganz entblößt war. Ja — nun wartete sie wohl — lauschte und

wartete — vielleicht sogar mit Sehnsucht — auf ein Wort von — Wiedersehen — von — — —

Er fuhr zurück. Seine Zähne bissen sich fest zusammen. Er empfand heftig die alte lähmende Furcht. Ein eisiger Zug durchfegte das Tor — die Wagentüren klapperten; das Licht der Kalesche jagte vorbei; noch sah er ein weißes schmächtiges kleines Mädchen, das das Haupt leicht neigte und eine Sekunde lang die Augen in den seinen ruhen ließ. Dann schnappten die schwarzen Torflügel zu, und er sah nichts mehr als einen viereckigen kahlen Raum, eine qualmende Torlaterne — —

Er ging hinauf und durchschritt die Säle. Das dumpfe Summen der Konversation stieg und sank um ihn her. An einem Instrumente saß Baronin Staël-Winterstein. Der Prinz stand über sie gebeugt und wandte die Notenblätter um. Aber Leo vernahm keine Töne.

Er ging weiter und gelangte in einen großen Raum, in welchem niedrig hängende elektrische Lampen unter Schirmen einen großen massiven Tisch mit grünem Tuchbezug beleuchteten.

Um diesen Tisch bewegten sich schweigsame Gestalten. Er unterschied ihre weißen Gesichter, wie sie eines nach dem anderen hervortauchten und sich über die grüne Fläche neigten; ihre Scheitel waren weiß und blank wie Porzellankuppeln, ihre Finger dünn und ganz blaßgelb. Sie stießen mit langen glatten Stöcken nach Kugeln aus gedrehtem Elfenbein, die beim Stoße vorwärtsrollten, andere Kugeln trafen, deren Stellung sprengten, zurückprallten, leise weiterliefen, wie ein Tropfen Wasser eine Wand hinabrinnt, und endlich fest lagen. — — — Dann erhob sich der Spielende, sein weißes Gesicht verschwand aus dem Lichtkreis, er wandte sich, und das Halbdunkel nahm ihn fort.

Nun beugte ein neuer sich vor, steckte die linke weiße Hand aus und stieß. Leo kannte dies Antlitz — ein sehr bekanntes, sehr oft dargestelltes Gesicht; er sah es nun wie ein Porträt in schwarz und weiß gemalt — eine Nicholsonsche Studie. Und er kannte auch die anderen, der Reihe nach, wie sie sich über das Billard beugten und diese glatten Bälle über das grüne Tuch stießen, bis sie, von einer Bande aufgehalten, zurückprallten und mit anderen Bällen karambolierten.

Sie waren alle von derselben Gruppe, derselben alten Partei, deren politische Macht nun erloschen war. Wie oft hatte er diese Züge auf Tribünen, auf den Rednerstühlen des Reichstags gesehen! Auf ihnen allen las er denselben Ausdruck von satter Erfahrung, von unzerstörbarer beherrschter Zufriedenheit. Es waren fast alles Greise. Ihre Gesichter waren welk, jeder der Kopfknochen sichtbar, und die weißen Hemdbrüste vertonten sich im Halbdunkel in seiner Vorstellung zu schmalen gewölbten Brustkasten, während um Unterleib und Hüften das Dunkel sich schnürte — — — Und wenn sie ihm den Rücken zuwandten und sich neigten, blinkte das Licht in den beiden sternförmigen Kammerherrnknöpfen, die wie kleine gelbe Nägel in das schwarze Tuch gehämmert schienen.

Sie sprachen gedämpft über Politik. Hie und da klang ein Glas — oder ein geschliffener Kristall fing einen blinkenden Lichtreflex auf.

Freiherr Staël-Winterstein heftete die schwachen Augen auf ihn, legte die dünne Hand in seine und sprach von der Affäre. Er lobte den Leutnant wegen seines Mutes, seines Verständnisses für die Forderungen der militärischen Ehre. Und sarkastisch lächelnd fuhr er fort: „Die Zeiten haben sich geändert, seit ich die Ehre hatte, den verantwortungsvollen Posten des Kriegsministers zu bekleiden. Unter der gegenwärtigen Leitung finden Sie sicherlich keine milde Beurteilung Ihrer Tat. Meine Sympathie haben Sie.“ Er stellte Leo den anderen vor; viele trockene und bleiche Finger faßten die seinen.

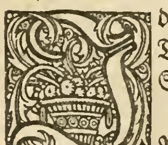
Er sah sie dies Spiel spielen innerhalb eines engen gepolsterten Rahmens — mit Ernst und ruhiger Energie. Wenn ein Ball sank und mit einem Seufzer in einem der gaffenden Ecklöcher verschwand, bückten sie sich mit Weltmannslächeln und holten den gefallenen Ball aus dem Behälter hervor. Und sie spielten weiter mit demselben Gleichgewicht, derselben stillen Zufriedenheit.

Die Luft verschleierte sich von dem treibenden Rauch. Ein altes Gesicht näherte sich dem seinen, sagte nichtsbedeutende Worte und lächelte klug und satt. An den Wänden hingen alte verdunkelte Gobelins; große verblichene Rokoko-Ornamente wanden sich in mattrotem Glanz unter der dunkeln Zimmerdecke. Die Kugeln liefen unermüdlich über die grüne Fläche und jede Kugel schleppte einen kleinen segelförmigen Schatten hinter sich her — — — — — — — — — — — —

Leo Clermont ging mit dem großen Schweden, Leutnant Sjökrona, nach Hause. Und der Schwede, dessen Gesicht goldblond-glänzend war wie Punsch, schlug ihn auf die Achsel und nannte ihn „Herr Kamerad“. Er sei stolz, ihn Kamerad nennen zu können. Es seien nicht viele in diesem Lande, die seine Sympathie hätten. Und Leo dachte an die großen, blonden, eleganten Junker des schwedischen Landes, die immer grands seigneurs, immer nobel waren, selbst wenn sie neben den geselligen Zusammenkünften ihres Sommerdienstes Buchhalterei betrieben oder Spirituskonsum kontrollierten.

Die Straßen waren finster und still. Und er empfand schwer und niederdrückend in der nassen herben Nachtluft das Ungekannte, das über ihm schwebte.

Als aber der Schwede erklärte, er wolle durchaus noch nicht heim, und Auskünfte wünschte über Lokale, wo es mehr Spiritus gebe, und wo vor allem die Damen umgänglicher seien als diese kleinen feinen Angorakatzen aus sprödem Porzellan, da ging Leo Clermont dankbar auf den Plan ein. Indes zeigte es sich, daß der Schwede weit besser die Stadt und die Cafés kannte, wo man nach Sperrzeit durch die Hintertüre hinausschlüpfte, als er selbst. Und in lächelnder Verzweiflung machte er sich klar, daß er fremd in dieser Stadt sei, ein Ausländer in diesem Lande — ein Emigrant.


da Clermont war aufgefordert worden, an dem halbjährlichen Tennis-Turnier, das zu Beginn des Oktober auf der Bahn des Sportklubs abgehalten wurde, teilzunehmen.

Sie fand sich am bezeichneten Tage zeitlich Vormittags im Pavillon des Klubs ein. Das Wetter war finster und regnerisch,

und das Komitee dachte schon daran, das Turnier abzusagen. Aber bald darauf klärte es sich, und die erweichten Plätze wurden nach entsprechender Behandlung für brauchbar erklärt.

Ida traf ihren Gegner, Gordon Marshner. Er kam ihr entgegengeschlendert, führte den Finger an sein Kap und nickte. Er war einige Zeit verreist gewesen, in Hamburg und Stettin, um die Schweineschlächtereien zu besehen. Nun erzählte er von diesen Reisen und beschrieb vergleichsweise die riesigen Schlächtereien, die er in Chicago besaß. In technischer Hinsicht stünden sie doch höher als alles, was er auf seiner Studienreise gesehen. Alles werde elektrisch betrieben: die Schweine kämen, am linken Hinterbeine hängend, längs einer Schiene unter der Decke befördert, dahergeflogen. Sie kämen an einem Schlächter vorbei, der bloß ein Messer erhob und es präzise in die Halsader hineinstieß, so daß die Blutstrahlen wie aus einem Rohre herausspritzten. Sie würden in einem Behältnis aufgefangen, während der Schweinekörper weiter fliege, in kochendes Wasser gestürzt würde, dann in Salzbrühe von Prozeß zu Prozeß.

„Gewissermaßen," sagte Ida, „werden wir Menschen auch wie diese Schweine längs einer Schiene dahingeführt — bis wir sterben —"

Er faßte ihre Worte nicht auf, betrachtete sie aber einen Augenblick mit Interesse. „Ich reise bald von hier fort," sagte er. „Es gibt hier längst nichts mehr für mich zu sehen."

„Wirklich nicht?" fragte Ida. Sie ließ ihren Blick in dem seinen spielen.

Er runzelte die Brauen. „Einige Monate bleibe ich noch," sagte er. „Es soll mich freuen, heute Ihr Gegner zu sein."

Eine große Schar Sportsinteressierter war zugegen. Sie drückten sich dicht an die Stahldrahtumzäunung. Damen kamen langsam auf dem Rade die langen Gänge zwischen den Bahnen dahergefahren. Dann sprangen sie ab, standen an das Rad gelehnt und spähten nach Bekannten aus.

Der Himmel wurde stark blau, mit runden weißen Wolken gefleckt. Auf der Fußballbahn guckten die gelben Halme aus einem See hervor, der noch tiefer blau war als die Luft und ebenfalls mit treibendem Weiß gefleckt.

Es kamen immer mehr Menschen: Maria Therese Kramer kam auf hohen Absätzen dahergestelzt, in Lila gekleidet und von drei Kavalieren in Redingote und Zylindern begleitet. Ihr Verlobter, der pommerische Amtsrichter, schritt hinter ihr in Regenmantel und Galoschen. Auch ihr Bruder, Leutnant Kramer, fand sich ein, in Uniform, nach einer forcierten vielmeilenweiten dienstlichen Radtour bis zum Kragen bespritzt.

Ida Clermont stand auf dem Balkon des Klubhauses und sah sie kommen. Sie winkten ihr hinauf. Immer mehr und mehr kamen. Alle kannten einander, und die fixen Zweier- und Viererverhältnisse begegneten und versammelten sich. Nun kam Beß Nelsson, das kleine Gesicht von einem großen Pelzkragen hinaufgepreßt und den Rock in den Wasserpfützen schleppend. Ihr folgte der kleine gelb und schwarze Violinvirtuos, in dessen Gesellschaft sie sich nun stets zeigte. Sie

sprach sehr laut italienisch mit diesem häßlichen schmächtigen Menschen, dessen Finger von Diamanten glänzten.

Knaben in Sportstracht versuchten ein Cyclepolo auf dem Terrain vor dem Pavillon. Auf einer Bank dabei saßen die vier Sportsbrüder Fock, alle in gleiches Grau gekleidet, mit Gamaschen und kurzen Whiskers, während ihre halberwachsene Schwester, mit ihren Mänteln beladen, bei ihnen stand.

Die männlichen Spieler traten jetzt auf die Bahn, gleichgültig wie Toreros. Ihre nackten Arme waren blaugefroren, und der Flanell der Hemden legte sich feuchtkalt um Rücken und Schultern. Sie riefen einen Freund unter den Zuschauern an und ergriffen die Zigaretten, die ihnen durch die Maschen des Stahldrahts zugesteckt wurden. Einer von ihnen wirbelte sein Racket in die Luft und fing es auf. Nun bestieg der Sekretär des Klubs, Rechtsanwalt Jacobs, die Richtertribüne: das Spiel begann.

Auf der Bahn gerade unter dem Balkon erblickte Ida Fräulein Hahn, dies besonders umworbene, originelle Mädchen, das am schönsten von allen spielte. Ihr dünner Knabenkörper warf sich gewandt nach allen Winkeln der Bahn hinaus. Ihre Gelenkigkeit war überraschend, und eine seltsam perverse Grazie kennzeichnete ihr Spiel. Die großen kalten Augen nahmen in den Kampfepochen den Glanz des Wahnsinns an, der breit schwellende Mund öffnete sich, die Zahnreihen wurden sichtbar — zwei weiße Kämme, von Blutrot umgeben. Sie stürzte sich über die Bälle, wie ein Weih sich im Fluge über einen kleinen weißen Vogel stürzt.

Ida Clermont schritt durch die Pforte der Bahn zu, auf der sie spielen sollte. Der Boden war halbtrocken und von einer elastischen Festigkeit, die ihr behagte.

Ihr Gegner trat nun, in Weiß gekleidet, eine schwarze Seidenschärpe um den Leib gewunden, aus dem Netze hervor. Er hob ein Bündel empor, löste die Schnur, und die zwölf schneeweißen neuen Bälle sanken auf den Kies, prallten ab und stoben auseinander und über die Bahn hin, wie flüchtende kleine Küchlein. Ida nahm einen in die Hand, sie waren so daunenweich, so zart.

Oben auf dem tiefblauen Himmel trieben weiße runde Wolken.

Gordon Marshner nickte, heftete den Blick fest auf den ihren, bückte sich rasch und erhaschte einen Ball: „Play!“

Ida war bereit und nickte. — —

Das Racket wirbelte zurück, sank in einem kräftigen Stoß, und ruhend in der Kraft des Schlages, sprang der Spielende zum Netze vor und blieb dort stehen, zusammengekrümmt, gespannt, das Racket unter dem Kinn haltend.

Ida erreichte den Ball weit jenseits der Grenze, indem sie das Racket in fast wagrechter Stellung an den Boden stemmte: der Ball aber flog in hohem Bogen, und sie wußte, daß ihr Gegner ihn tot vor ihre Füße hauen würde. Und nun trieb er auch diesen Schlag über die linke Schulter zurück; der Ball streifte das Netz, fiel wie auf eine Nadel aufgespießt herab und rotierte auf dem Flecke. Sie zuckte die Achseln und ging langsam an ihren Platz zurück.

Er ergriff einen neuen Ball. „Play!“ Heftig schlug der Ball zur Erde, sie lief,

erreichte ihn, nun sprang er an die tönenden Saiten, sie zog mit einer kleinen Drehung das Racket empor, fühlte, wie die Bewegung durch die Muskeln ihres Handgelenkes vibrierte — der Ball strich zurück — da war er wieder — weit zur Linken. — —

Und sie berechnete kaum mehr. Sie gab ihre Glieder, ihren Rücken, ihren Blick frei, und sie bewegten sich nach jahrealter Routine; jeder Teil ihres Körpers gehorchte für sich allein einem fein empfindenden Instinkte. Und darüberhin schwebte befreit ihr Gedanke, bald anteillos, bald beobachtend, hie und da lenkend. Einen Augenblick noch sah sie außerhalb des zitternden Drahtnetzes die zahllosen gespannten Gesichter, hörte das dumpfe Summen, das feste Händeklatschen; — bald aber engte der weiße Holzrahmen sich um ihr Bewußtsein, sie erfaßte nichts außerhalb dieser rechtwinkligen Felder, sie banden jede ihrer Bewegungen, faszinierten ihren Blick und hefteten ihn auf das, was vor sich ging, das eine: den Ball, der wie ein dunkler Globus in der Luft erscheinend, auf sie zu kam. Und mit jedem Sinne empfand sie die Begegnung der Kraft, die sich der ihrigen entgegenstemmte.

Sie sah ihren Gegner jenseits des weißen zitternden Netzgürtels: wie er den langen Körper heftig ihren Schlägen entgegenwarf, plötzlich ganz beim Netze stand, sich blitzschnell zur Rechten und Linken reckend, ohne doch den Platz zu verändern — und schlug, schlug. Seine Lippen waren zusammengebissen, der Blick kalt, rasch. Und sie fühlte, wie er und sie nun allein geblieben waren — ganz allein auf dieser Fläche von ursprünglicher geometrischer Form. Er kam auf sie zu, schleuderte ihr seine Kraft entgegen, sie fühlte seine Muskeln gegen die ihren gestemmt, fühlte sie erschlaffen, wieder anfassen, ringen, sie niederzwingen — nun wich er wieder. Sie erriet in einem Nu, daß er benommen sei wie sie, daß er ihren Körper ungestüm und streitbar an dem seinen fühlte, wie sie ihn, wie sie seine Arme fühlte, seine harten Knie, seine Stirn an der ihrigen, seinen Atem dicht an ihrem Ohre. Sie riß sich los, lief über die Bahn zurück, schlug im Übermut die Bälle hin über den rollenden Kies, — lachte, sah sich über die Schulter nach ihm um, wandte sich, schwenkte den Arm, den Körper. — Und aufs neue begegneten sie einander.

Sie reizte ihn durch heftige Angriffe, ließ dann plötzlich die Arme sinken und den Ball fliegen. Er betrachtete sie, während er sich stöhnend die Stirn mit einem schwarzen Seidentuche trocknete.

Und abermals! Sie empfand seinen Griff, seine gespannten Sehnen, seine gährende männliche Wärme. Nun gewann er ja immer! Was nun? Ein steigendes staunendes körperliches Behagen erfüllte sie. Was nun? Ihr Gedanke flog verwirrt zur Seite. Ihr Arm wurde so matt. Mochte er immerhin gewinnen! —

Und mit einem Male war sie ganz klar, nüchtern und gleichmütig: Jetzt gewann er! — — —

— — — Rechtsanwalt Jacobs stand auf, hob die Hand, erklärte das Match für beendigt, gab die Points an, beglückwünschte Mr. Gordon Marshner. Ida warf er einen Blick zu, scharf und, wie sie meinte, ganz grün. Nun kniff er die Augen ein und nickte.

Als sie in das Forum des Pavillons kam, stand Marshner da; er trat vor bis an die Türe des Damenankleidezimmers, wiegte den Oberkörper leicht und schien nicht gleich Worte zu finden; seine Brauen lagen niedrig, in einer gleichen Linie. Endlich sagte er:

„Sie haben gespielt wie ein Teufel!"

„Nach Ihrer Weisung," sagte sie. „Fest, hart und mit Passion. Übrigens sind Sie ja doch mit mir fertig geworden."

Seine Hände glitten langsam aus den Jackentaschen und öffneten sich. „Ich werde niemals mit Ihnen fertig!" Tiefer Ernst, fast Zorn lag auf seinen schönen Zügen.

„Lassen Sie mich nun weitergehen," sagte Ida. Er versperrte ihr tatsächlich den Weg zum Ankleideraum.

„Well!" Er blieb stehen. Sie sah seine Hände sich heben und näher kommen; und plötzlich fühlte sie sie um Schulter und Hüften; seine Lippen krümmten sich, sie sah seine Zähne blinken, sein Kopf beugte sich auf ihren Hals herab.

Sie aber behielt den Blick fest in dem seinen. „Rühren Sie mich nicht an," sagte sie und zog die Schultern empor. — „Lassen Sie mich vorbei; Sie sind ja Gentleman, nicht wahr?" Und mit einem raschen Lächeln fügte sie hinzu: „Wir spielen ja nicht mehr — — —"

Er trat zurück und verbeugte sich. „I beg your pardon," sagte er, aber die Stimme senkend setzte er hinzu: „Some time – you shall be on my mercy!"

Ida wandte sich lächelnd zu ihm: „Woran dachten Sie nur, Gordon. Es hätten ja doch Leute kommen und uns sehen können." Und sie trat in die Türe, drückte sie fest ins Schloß und sperrte zu.

Gordon Marshner aber blieb lange draußen stehen, bis er das stürzende Wasser über ihren Körper plätschern hörte. Und dieser klare, feste und reine Laut gab sie seinen Sinnen — so wie sie nun dadrinnen stand, ein wenig vornübergebeugt, tief atmend, ganz weiß, ganz nackt — —

Es ward ihm klar wie eine schmerzliche und zermalmende Notwendigkeit, daß sie sein werden müsse — um jeden Preis — sein.

Bei einer Vormittagsvorstellung, die wenige Tage später zu wohltätigen Zwecken in einem der Theater abgehalten wurde, traf Ida Clermont Jacobs.

Sie wurde nicht aufmerksam auf ihn, bis er von dem Platze hinter ihr ihre Schulter leicht berührte.

„Ich erlaube mir, Sie nach Hause zu begleiten, Ida," sagte er. „Ich möchte gern mit Ihnen sprechen."

Sie nickte steif. Sein kühler und bestimmter Ton ängstigte sie sehr, und mit plötzlicher Beschämung fiel ihr ein, daß sie für Geld, das sie ihm schulde, diese Vorstellung besuchte. Es wogte heftig in ihren Gedanken; sie suchte sich zu zerstreuen, sich im Innern eine Freistatt zu schaffen, einen leeren Raum, wo sie in Frieden sitzen und ungestört sein könne, — suchte alle Aufmerksamkeit um diesen

viereckigen Raum vor ihr zu sammeln: die Bühne, eine Welt für sich, wo nichts sie persönlich anging, wo alles an und für sich nichts bedeutete. — Sie sangen sogar da unten — immerzu — selbst in Situationen, deren Trauer alle Töne zum Verstummen bringen müßte; alles war hier Attitude. — Es hieß, auch das Leben als Attituden aufzufassen. — —

Jacobs erwartete sie in der Garderobe, und als er ihr die hochrote Atlashaube und den kostbaren Abendmantel reichte, lächelte er kalt; aber seine Finger bebten, während er ihre Schultern durch die Seide fühlte.

Sie gingen stumm nebeneinander her, ohne ihre Schritte auf dem hellblinkenden Asphalt zu vernehmen.

„Wieviel Uhr ist es?" fragte Ida.

„Sieben," sagte er. Sie fuhr zusammen. Sie hatte gemeint, nun heimzugehen, sich zu entkleiden, sich in Decken zu hüllen und zu schlafen. Aber es war erst sieben. Der öde Abend gähnte vor ihr.

Sie bogen in eine Seitengasse ab.

„Nun gehen Sie mit mir nach Hause," sagte Jacobs.

„Nein," erwiderte sie, ohne den Kopf zu heben.

Er nickte: „Es bleibt uns nichts anderes zu tun übrig."

Sie schwieg. Das Blut sauste in ihren Schläfen, und sie fürchtete krank zu werden. Immer neue kämpfende Gedanken schossen in ihr auf; welchem von ihnen sollte sie nur Worte geben, um ihm zu antworten?

„Sie müssen mein werden, Ida," sagte er. — —

„Nein!"

„Lieben Sie mich?" fragte er.

Und wie einmal zuvor erwiderte sie: „Ich weiß es nicht." Es war so schwer, jetzt zu antworten, so schwer, die flüchtenden Gedanken zu sammeln.

„Ida," fuhr er fort, „lassen Sie uns gemeinsame Sache machen. Wir haben gemeinsame Sache! Ich kämpfe wie Sie, ich spiele wie Sie — zweifle wie Sie — verliere — verliere! Ich bin in Angst — wie Sie, Ida! Geben Sie mir Ihre Hand." Sie gab ihm die Hand durch den Mantel. „Kommen Sie mit mir?" fragte er wieder. „Ja, Sie kommen mit mir — in einer Stunde sind Sie bei mir!"

„Nein. Nein!"

„Wir gehen in meine Wohnung," nickte er bestimmt. „Wir speisen zusammen zu Abend! Und Sie werden zu mir sprechen — ich zu Ihnen. Ich bedarf Ihrer. Ich sinke — ich sinke ohne Sie."

„Nicht jetzt — nicht jetzt!" bat sie; die Tränen standen ihr im Halse.

„Ida! Kommen Sie jetzt mit mir — ich darf Ihnen keine Frist geben! Sie werden mir entgleiten, wenn ich Sie jetzt freigebe! Mir bangt so sehr nach Ihnen, Sie bei mir zu haben, bloß bei Ihnen zu sitzen und in Ihre klugen freundlichen Augen zu blicken.

Alles verschwört sich gegen mich. Ich brauche Ihren klugen Frauenrat — die wunderbare Kraft Ihrer Nähe."

„Und Ihre Pläne?“ fragte sie nachdenklich, „diese Grundkäufe — geht es nicht so, wie Sie wünschen?“

„Ich weiß nicht. Ich weiß noch nichts. Ich habe diese Gründe gekauft — für das Geld der Gesellschaft — für das Geld der Banken. Ich hatte das Dispositionsrecht! Oder ich habe mir ohne dasselbe geholfen. Wenn alles geht, wie es gehen soll, werden diese Gründe, ehe zwei Monate um sind, Millionen wert sein. Und diese Köter werden mir auf ihren fetten Knien danken! Aber ich weiß nichts — ich glaube nichts mehr. Ja! eines glaube ich: daß, wenn Sie jetzt mit mir kommen, ich gewinnen werde, ich gewinnen muß!“

Sie schüttelte den Kopf: „Armer Freund!“

Er aber wurde erbittert: „Ich fordere klaren Bescheid: Ja oder Nein?“

„Nein!“ sagte sie.

Er schwieg eine Weile — dann begann er wieder langsam und gedämpft: „Ida! Glauben Sie nicht, daß ich Ihre Pläne kenne? Glauben Sie nicht, daß ich sehen und urteilen kann mit mehr als meinen Augen: mit meinem männlichen Geschlechte? Ich begriff sehr viel von dem, was vorgestern Vormittag vor sich ging, als Sie sich während eines Spieles in die Arme eines fremden Mannes warfen — und sich ihm hingaben. Ich sah Sie, ich verstand Sie. Mit jedem Nerv, jeder Sehne gehörten Sie diesem starken, stupiden, schönen Menschen.“

Sie stöhnte. „Schämen Sie sich, schämen Sie sich!“ raunte sie. Wieder kämpfte sie mit den Tränen, die Erbitterung wuchs zu einem Klumpen in ihrem Halse, sie fühlte sich schwindlig, matt in Knien und Rist. In diesem Augenblicke meinte sie Hugo Jacobs zu hassen, zu fürchten und zugleich zu verachten. Entsetzt sah sie vor seinem aufdringlichen Blicke dies Tiefe, Versteckte entblößt, diesen Plan, der noch in der Umhüllung ihres Willens lag, kaum halb bewußt, in Angst bebend. Nackt! nackt!

„Ida!“ sagte er. „Sprechen Sie zu mir. Antworten Sie mir. Kommen Sie zu mir, mit mir — jetzt gleich!“

„Nein!“

„Weil ich Jude bin?“

Sie antwortete nicht.

Da sagte er, daß er nun genötigt sei, die Mittel zu gebrauchen, die in seiner Hand seien, die sie selbst ihm in die Hand gegeben. Es gelte einfach sein Leben, sein ganzes Glück.

Aber nun war ihre Angst gewichen. Am allermeisten fürchtete sie die Gefahr, die sein gewaltsames Begehren für ihre Sinne war. Wie er jetzt sprach, war er nicht verlockend.

„Tun Sie, wie Sie wollen, und lassen Sie mich in Frieden.“

„Sie sind sozusagen in meiner Macht,“ versetzte er. „Die gesellschaftliche Position, die für Sie alles bedeutet, ist doch wohl in meinen Händen.“

„Keiner wird Ihnen glauben!“ Sie blickte ihn an und lächelte.

Er zuckte die Achseln. „Ich habe einen eigenhändigen Schuldbrief von Ihnen,

einen Brief auf Ihre Gunst, die Priorität auf Ihren unberührten Körper. Ida! Ich schwöre Ihnen bei meinem Kopfe, daß ich diese Verschreibung beim ersten Thing verlesen lasse!"

Sie lachte: „Eine kuriose Idee!"

Er lachte nun auch ganz munter, sagte aber darauf gedämpft: „Wissen Sie, Ida, haben Sie gehört, daß Rose Wahl abgereist ist?"

„Rose Wahl?" Ida wandte sich ihm zu, und neue Unruhe ergriff sie. „Wohin?"

„Das weiß niemand. Aber jeder vermutet, warum sie gereist ist."

„Ich erinnere mich, daß Sie einmal sagten — sie würde verreisen — wie es nun auch wirklich geschehen ist." Eine qualvolle Furcht erfüllte sie, und es war ihr, als sinke sie — sinke immerzu. Warum lebte man, warum gab man, warum nahm man? wenn doch eines Tages, eines Tages — die Reise bevorstand und man ausgelöscht wurde — verschwand — spurlos — —

Rose Wahl, Rose, die gegeben hatte, die ein einziges gewollt — und nun — —

Jacobs sprach weiter, und seine Worte klangen ihr, wie aus weiter Ferne hergetragen: „Erinnern Sie sich, daß Rose Wahl in jedem Ohr, diesen kleinen Ohren, die so vollendet schön unter dem Haare durchschimmerten, eine große Perle trug?"

„Ja," sagte Ida. „Warum sagen Sie das jetzt?"

„Nun, aus irgendeinem Grunde," erwiderte er. „Aber ich sehe jetzt diese beiden blanken grauen Perlen vor mir, wie sie sie trug — fast als eine Last: die Madonna mit den Perlen. Und mir ist's, als schließe sich der Himmel, und alles Licht schwinde."

Ida richtete sich auf und lachte nervös. „Sehen Sie doch! So wild und heftig, wie Sie waren, haben Sie mich nun ganz fügsam zu meiner Haustüre gebracht."

Er blickte auf. „Ja! Ich sehe es. Und ich weiß nichts mehr zu sagen." Einen Augenblick stand er schweigend. Ihre Augen begegneten sich. „Ihr Blick klingt hart an den meinen," sagte er noch. „Gute Nacht denn, Ida!" Er wandte sich und ging rasch fort.

Ida trat durch das elektrisch erleuchtete Tor wieder hinaus in die engen düsteren Höfe, in schmale pechfinstere Gänge. Wieder begegnete sie diesen gebückt schleichenden lichtscheuen Wesen, die aus den Türen der Treppengänge hervorkamen und ihr nachsahen. Wieder kam der kleine delirierende Mann aus seinem Keller hervor und drehte sich am Wege zu dem Ausgang mit unanständigen Geberden nach ihr um. Sie eilte vorbei und tappte durch die dunklen Korridore. Tief niedergedrückt, gequält und beängstigt, empfand sie die kalte Armut, den Schmutz, die Not, die Laster und Finsternis dieser Höfe gleich einem lauten Ruf in ihren Ohren: Münder, die ihr nachschrien, schmutzige Finger, die sich in ihre Röcke krallten und sie festhielten, daß der Schmutz an ihr klebte und der Gestank in ihren Kleidern hing! Und dennoch — war dies alles nicht ihr verwandt: dieser Schrei, diese Dunkelheit, die weitoffen nach dem Licht zu glotzen schien, der Schmutz — die Gemeinheit, die nach Reinheit heulte — nach Unschuld — —!

Endlich war sie draußen. Sie ging rasch durch ihren eigenen Hof dem Tor des Vorderhauses zu.

Aber dadrinnen gab es großen Tumult. Eine Droschke hielt vor der Türe, und aus der Polizeistation kam der große Oberkonstabler gesprungen, der den Namen Kneifzange trug. Ein paar Polizeidiener hatten die Wagentüre aufgerissen, beugten sich hinein und kämpften mit etwas, was sich dadrinnen wehrte, quietschte und zappelte. Die Polizeimänner fluchten, traten zurück, und konferierten; dann warf sich einer von ihnen mit seinem ganzen Gewicht über den Wagensitz.

„So!" schrie er, „jetzt zieht an!" Und aus der Droschke wälzte sich ein großes Weib in einem hochroten Seidenpeignoir. Sie klammerte sich mit den Händen an die Wagentüre, kreischte, stieß mit den heuschreckengrünen Seidenbeinen nach den Polizeidienern. Ein alter Mann in Schifferanzug hielt ihr die geballte Faust vors Gesicht und schrie sie in pommerischem Dialekt an, ob sie ihm seine zwanzig Mark zurückgeben wolle.

Der Schaum stand dem Weibe um die gemalten Lippen. Einer der Männer schrie, sie habe ihn gebissen. Er blutete. Sie riefen Hilfe herbei, sie rissen ihr die Kleider halb vom Körper. Der Oberkonstabler wechselte einen bedauernden Blick mit Ida: „Sie ist stark betrunken," sagte er. „Sie pflegt sonst ganz fügsam zu sein. Fräulein sollten sich das nicht mitansehen."

Ida nickte dem Manne zu, der sich jedesmal, wenn sie im Tore an ihm vorbeikam, so kavaliermäßig verbeugte. Rasch schlüpfte sie vorbei. Sie hatte in der tobenden Frauensperson Hannah Kroll erkannt, das gutmütige hübsche kleine Mädchen, das in alten Zeiten — daheim — ihre Spielgefährtin gewesen.

Soweit war es nun mit ihr gekommen! Aber dies Mädchen war eben von niederer Kaste. Und hatte wohl ihr Teil haben wollen an all dem Guten, das das Leben einzelnen bietet: Luxus, Tanz und Austern und Seide und Juwelen. — —

Sie erinnerte sich ihres Konfirmationstages, an dem Hannah Kroll eingeladen war, um die zahlreichen kostbaren Geschenke zu besehen. Sie sah ihr Gesicht vor sich, das sich in Begierde verzog, ihre Finger, die sich nervös auf das Saffian der Schmucketuis hinabkrümmten und doch nichts zu berühren wagten. — — Ja, es war ein gefährlich Ding für Menschen aus niederer Klasse, Juwelen zu berühren!

Es ging nicht immer so glatt mit denen, die hinauf wollten!

Und nun fühlte sie sich fast getröstet darüber, daß es dieser Pariah, die emporzukommen versucht hatte, so schlecht ergangen war. Ihre eigenen Chancen schienen ihr dadurch besser geworden. Dieser zappelnde Körper in dem zerfetzten, besudelten Seidenpeignoir flößte ihr Ekel ein.

Jawohl, darauf kam es wohl an: daß man nicht gegen den guten Geschmack verstieß, sondern jede Situation beherrscht und mit Anmut trug. Das war der Stempel des Plebejers, daß er in jeder Lebenskatastrophe widerwärtig und verächtlich und roh wie ein Tier wurde. Ihm bedeutete des Lebens Fülle nicht Größe und Schönheit. — Er brüllte bloß, zappelte und ging unter. — —

Als sie aber kurz darauf in ihrer kahlen Kammer stand, kam ihr tiefer als zuvor ihre schwierige und unsichere Stellung zu Bewußtsein.

Wie arm, wie nackt war die Stube! Nichts als ein kleiner Tisch mit lichten Gardinen, ein Waschtisch, ein weißes Bett. Keine Kristallflakons — keine großen schweren Becken aus kostbarem Porzellan. — —

All ihren Reichtum trug sie auf ihrem Körper zur Schau. Wie eine Fremde mußte sie sein in ihrem Heim, wie ein Gast in einem kalten öden Hotelzimmer.

Alles trug sie bei sich.

Sie blickte durch die Scheiben hinab in den düsteren Hof. Wieder hob sich das große Frauengesicht in der Stube, wo die Polizeistation ihr Lokal hatte, von der Näharbeit und suchte das Fenster, wo sie stand. Jetzt wandte es sich ab und sprach mit jemandem in der Stube. Ida wußte, daß es die Aufseherin der weiblichen Arrestanten sei. Nun stand sie auf und verschwand im Innenraum. Von dort her scholl noch gedämpftes und hinter den Fensterläden ersticktes Schreien.

Im Korridor draußen tönten Schritte, und rasch eilte Ida zur Türe und verschloß sie. Sie fürchtete, die Cousine könnte wieder hereinkommen, sich auf die Bettkante setzen und sie schweigsam, abwartend mit ihren großen schwermütigen Augen betrachten.

Und dann würde wie an früheren Abenden die Freundin Fräulein Hoff in den Korridor geschlichen kommen, an der Türe lauschen und wieder zurückgehen. Beim nächsten Frühstück würden ihre Augen rot und verschwollen sein.

Noch einmal sah Ida aus dem Fenster.

Nun wurde unten im Haustor die grüne Laterne angezündet.

(Schluß folgt)



Franz Overbeck/ Erinnerungen an Friedrich Nietzsche

(Schluß)



Die Freundschaft mit Rohde hat Nietzsche so zu nennende Liebesschmerzen bereitet. Die Freundschaft mit mir höchstens eingebildete Schmerzen, Schmerzen, die einen Grund nur in Einbildungen Nietzsches hatten, z. B. das Bedauern, das ihm sein Argwohn etwa bereitet, ich hätte ihn um Rohdes Freundschaft gebracht. Zwar redet manchmal Nietzsche selbst von sich, als ob Freundschaft mit ihm überhaupt unmöglich sei. So z. B. in den Selbstgeständnissen des Briefes an seine Schwester, wo Nietzsche seine Freundschaften als mit nur flüchtigem Erfolge gekrönte „Anpassungsversuche" seiner Person an andere betrachtet und von sich als einem Troglodyten redet, dem es beim Anschluß an andere Menschen stets nur um „Verstecke" zu tun ist, „hinter denen er eine zeitlang sitzen bleiben kann." Eigene Gedanken habe ich aber hier über meine Freundschaft mit Nietzsche. Ich weiß keine andere Bezeichnung für unser Verhältnis und würde mich für verrückt halten, wenn ich dabei durch den Gedanken an die Beziehung zwischen Meister und Schüler nur im entferntesten beirrt würde. Dagegen fragt sich um der Bedeutung des Altersverhältnisses in dieser ganzen Frage willen: war ich nicht, um noch Nietzsches Freund zu werden, zu alt im Verhältnis zu ihm, so alt, daß mir dies noch zu werden im Grunde schon verboten war, in welchem Falle meine Freundschaft für ihn nur ein Symptom meiner allzu langsamen Reifwerdung wäre, einer sich über Gebühr erhaltenden Impressionabilität.

Ich war, als ich Nietzsche kennen lernte, 33 Jahre alt, 7 Jahre älter als er. Das ließ kaum noch das Zustandekommen einer Freundschaft zwischen uns erwarten; ganz anderer Art waren, schon der Altersverhältnisse wegen, seine Freundschaften mit Gersdorff und Rohde. Dennoch kam es dazu. Vieles was uns zusammenrückte, lag doch in den Umständen, unter denen wir uns zuerst im Jahre 1870 trafen. So faßten wir sehr bald, über das was uns trennte weg, zu einander das Zutrauen, das uns gegen alles, was uns noch die Zukunft an einander erleben ließ, sicherstellte. Dieses noch zu Erlebende war mit Rücksicht auf mich für Nietzsche ungleich weniger als bei mir, nicht nur weil ich schon meines Alters wegen der „fertigere" war, sondern auch weil der Ehrgeiz bis zum Defekt bei mir mangelte, der in Nietzsche brannte, und dieser letztere Unterschied mag am Ende das Schlimmste gewesen sein, was Nietzsche an mir als etwas für ihn zu Überwindendes empfunden haben mag. Anderseits hat es ihm der bezeichnete Defekt wohl am leichtesten gemacht, jenes schon erwähnte Zutrauen zu mir ohne für uns bedenklichen Verzug zu fassen. Mit mir, der ich neben ihm stets nur eine sehr still aufwachsende Pflanze blieb, ist Nietzsche nie in die Lage gekommen, sich im Besitz meiner Person durch irgend welche Öffentlichkeit beschränkt zu fühlen. Nur ich erlebte es, mich in dem stillen Besitz seiner Person, deren ich mich in den ersten Jahren unseres Verkehrs erfreute, mit der Öffentlichkeit gewissermaßen

teilen zu müssen, als er zu eigentlichem und zwar, so langsam er ihm selbst zu schreiten schien, doch frühem Ruhme gelangte. Eben das aber hat mich in meinem persönlichen und ursprünglichen Verhältnis nie im geringsten beirrt.

Dem von Nietzsche entwickelten Ideal von Freundschaft entsprach sein Verhältnis zu Rohde unvergleichlich mehr und mußte denn auch die von Nietzsche geschilderten Katastrophen und Erfahrungen viel heftiger erleben, als das unsrige es getan hat, das seiner natürlichen größeren Gesetztheit gemäß, es nie zum Bruch brachte und nur in viel gelinderen Formen die liebesartigen Schmerzen durchgemacht hat, von denen Nietzsche redet. Das Alles würde sehr stimmen zur Kenntnis von mir selbst, wie ich sie gerade im Verkehr mit diesen meinen beiden eigentlichen und besten Herzensfreunden erworben und vervollkommnet habe. Mein Kontubernium mit Nietzsche in Basel 1870—75 ist nie gewesen, was das Leipziger Jahr in Rohdes und Nietzsches Freundesverkehr, aber unser Verhältnis hat nun freilich auch besser gehalten, vielleicht dank dem Umstande, daß darin Meister- und Schülerbeziehungen in gewissem Sinne „widernatürlich" hineinspielten, was zwischen Rohde und Nietzsche nie der Fall war.

Rohdes Freundschaft mit Nietzsche ist schließlich und im Grunde nur an der Ungeduld des Rohdeschen Temperaments gescheitert, weit mehr jedenfalls als an der Verschiedenheit ihrer Denkweise über Menschen und Dinge. Denn diese wird einmal wohl immer zwischen ihnen bestanden haben und selbst ihr Wachsen brauchte zwischen Menschen ihrer Art noch nicht zum Bruche zu führen, es sei denn, daß wiederum das Temperament sich einmischte und die Empfindung der sich entwickelnden Differenz schärfte. Was aber Rohde zu tragen wohl besonders schwer geworden sein wird, ist der Grundschaden aller des Namens werten und wirklichen zweiseitigen Freundschaften Nietzsches, welche ihm wohl echte Freunde, aber keine Adepten verschaffte, und die maßlose öffentliche Kritik seiner Freunde, zu der sich Nietzsche durch diesen Grundschaden immer mehr hinreißen ließ. Das vor allem wird Rohde bei der Heftigkeit und Geradheit seiner Empfindung unleidlich geworden sein, obwohl er am Ende, was hier zu tragen war, ebenso gut hätte tragen können, wie ich, der ich mich niemals durch jene Nietzschesche öffentliche Kritik seiner Freunde in meiner Empfindung für ihn habe irre machen lassen. Aber ich war eben auch ein „geduldigerer" Mensch als Rohde, wobei ich übrigens auch nicht übersehe, daß Rohde auch abgesehen von aller Heftigkeit seines Wesens, doch bei der Empfindung besagter Kritik noch in einem besonderen Punkte anders gestellt war als ich. Meine Freundschaft mit Nietzsche hat für das Publikum meiner Gegenwart nie existiert, die Rohdes ist schon gleichsam in ihrer ersten Jugend öffentlich aufgetreten und ich habe nichts der Art wie Rohde an seiner „Afterphilologie" in meinem Verhältnis zu Nietzsche vor dem Publikum zu vertreten gehabt. Überhaupt fällt es mir ja nicht ein, moralisch zu urteilen und mich etwa hier gegen meine Freunde als Muster aufzustellen, was doch im stillen Selbstgespräch, das ich überhaupt in diesen Blättern führe, eine vollkommene Lächerlichkeit wäre, und dies zwar insbesondere auch schon darum, weil ich mir

damit selbst nur die Freude an meinen Freunden, d. h. an Menschen, die ich liebe, wie mich selbst, verderben würde. Ich weiß vielmehr hier so gut wie sonst je, daß Nietzsche, Rohde und ich auch als Freunde uns eben so verhalten haben, wie wir nicht anders konnten oder wie wir eben mußten. Für Nietzsche waren andere Freunde als Adepten überhaupt nicht zu brauchen, und er hat die Freunde, die er hatte, tatsächlich doch nicht auf dem Altar seiner Forderungen an sie geschlachtet, Rohde konnte es nicht vertragen, wenn mit seiner Freundschaft so umgesprungen wurde, wie es ihm Nietzsche machte, ich war „geduldiger" und habe von Freunden auch weniger verlangt als Nietzsche, ohne mir im geringsten auf die hier bewiesene größere „Geduld" und „Bescheidenheit" etwas einzubilden, aber freilich auch ohne die hier zwischen uns entstandenen Differenzen allzu hoch zu schätzen. Denn ich behaupte, wir sind alle drei bis zuletzt einander Freund geblieben. Nietzsche und Rohde haben sich durch ihr schließliches Verhalten gegen einander doch nur sich selbst ein Stück Leben schwer gemacht, viel mehr als daß sie Freude am Gericht gehabt hätten, das sie über sich gesprochen haben.

„Mihi ipsi scripsi — dabei bleibt es, und so soll jeder nach seiner Art für sich sein Bestes tun — das ist meine Moral:— die einzige, die mir noch übrig geblieben ist" — so schreibt Nietzsche an Rohde am 15. Juli 1882, d. h. in der eigentlichen Blüteperiode seiner Produktivität, als welche man die Jahre 1881 und 82 betrachten muß, bei Überreichung der „Fröhlichen Wissenschaft" an Rohde, und sinkt denn damit seltsamerweise mit seiner Moral auf die Stufe der trivialsten individualistischen Moral, die je in der Welt verkündet worden ist. Man beachte, daß es zugleich die Periode ist, in welcher beide Herzensfreunde mit einander zu zerfallen beginnen (bis 5 Jahre darauf, im Frühjahr 1887 der schroffe Bruch jählings eintritt). Nietzsche sieht mit seinen schärfsten Seheraugen vollkommen deutlich, wie es zwischen den Freunden steht, und gießt in die Moral seiner heroischen Hintergründe, in die er sich zurückzuziehen im Begriff ist, eine Wasserflut hinein, um sie nur brauchbar zu machen zu einem Vertrag, der ihm und Rohde noch weiter als Freunde fortzuleben gestattet. Denn was Nietzsche Rohden anzuerkennen zumutet, ist nichts anderes als: „Laß uns gute Freunde bleiben und friedlich ein jeder seines eigenen Weges weiter ziehen, einander nichts mehr anhaben, obwohl wir nichts mehr mit einander gemein haben," und darnach gehts denn auch weiter. Die Freundschaft siecht dahin, bis sie zerbricht, der Bruch ist ein klassisches Muster jeder auf so romantischen Grundlagen ruhenden Freundschaft, wie die Nietzsche-Rohde dies war.

Noch wird die ungeheure Kluft übersehen, welche die ganze Lebensführung im Laufe der Jahre zwischen den alten Jugendfreunden aufgerissen hatte und sie nicht sowohl religiös als moralisch auseinander riß. Den fundamental divergierenden moralischen Lebensanschauungen, zu denen sich beide schließlich bekannten, lief zur Seite das Leben, das sie nun seit Jahren ein jeder für sich nur unter flüchtigen Reminiszenzen an den alten Freund weit von einander führten und bei dem sie sich zu real auseinander gelebt hatten, als daß die optimistische Diagnose

ihres persönlichen Verhältnisses (bei Crusius) noch irgend welche Wahrscheinlichkeit hätte. Sie wären, auch wenn beide noch länger und beide ihrer selbst mächtig auf Erden gelebt hätten, schwerlich wieder zusammen gekommen, so schwer ihnen auch die Trennung stets geblieben wäre. — Meiner Freundschaft mit Rohde fehlt die Ursprünglichkeit und Jugend, welche seine Freundschaft mit Nietzsche so tief auszeichnet, und an denen insbesondere der romantische Charakter dieser älteren Freundschaft haftet. Rohde und ich sind Freunde nur durch die Vermittlung unseres beiderseitigen Verhältnisses zu Nietzsche geworden und sind es nur als erwachsene und in der Hauptsache fertige Männer gewesen. So daß unsere Freundschaft zwar nie zu den Entzückungen und Schwärmereien der andern sich erhoben hat, ihr aber auch jede Katastrophe erspart geblieben ist, wie sie diese andere erfahren hat. Wir hatten zwar als Rohde starb auch schon Zeit gefunden uns in mancher Hinsicht wieder ferner zu treten, als wir miteinander angefangen hatten. Aber da bei dieser späteren Entfremdung vor allem die Hexe Politik beteiligt war, in der wir uns im Grunde beide höchst unverantwortlich fühlten, haben wir uns auch wohl gehütet, uns und unsere gemütlichen Beziehungen ihr preiszugeben.

Rohde endete als der hartgesottene Skeptiker, der er stets gewesen war, als welcher er „als Mensch" nichts von einem „Zweck des Lebens" zu wissen vermeinte und er sich von vornherein so fundamental von unserem gemeinschaftlichen Freunde Nietzsche unterschied. Das war eine Differenz, die beim schließlichen Bruche der beiden mindestens so stark ins Gewicht gefallen ist als die Differenz des Temperaments. Nietzsche überragte Rohde ebenso sehr an spekulativem Interesse, wie Rohde ihn an philologischem Genie. Jedenfalls war Rohdes Preisgebung der positiven philosophischen Lebensauffassung an die Skepsis etwas, wozu sich Nietzsche nie verstehen mochte. Er hörte nicht auf, nach einer Feststellung des Zwecks und Sinns des Lebens zu ringen, bis er zugrunde ging. An diesem Punkte mißverstanden sich die beiden Freunde auf ihrer gemeinschaftlichen Wanderung durch die Gedanken auf beiden Wegen, auf denen sie sich dabei besonders begegneten, als Philologen und als Zöglinge Schopenhauers. Die Philologie, die Rohde zur Bändigung seines Temperamentes brauchte, war er ebenso entschlossen eben darum auch nicht fahren zu lassen, als Nietzsche, sie in diesem Sinne, als Quietiv, gar nicht gelten zu lassen. Und ähnlich stand es wieder mit der Schätzung Schopenhauers durch beide. Es erwies sich auch hier schließlich, daß was Nietzsche am geringsten bei Schopenhauer schätzte, den reinen Skeptiker, bei Rohde das einzige war, was ihn schließlich mit Schopenhauer verband, weit enger auf jeden Fall, als die allgemein romantische Farbe, welche anfangs Rohde und Nietzsche an Schopenhauer bezaubert hatte. Als Rohde an Nietzsche irre zu werden begann, hat er in der Tat seine Zuflucht zu den Griechen genommen, was er, wie er als Philologe zu ihnen stand, wirklich konnte. Er läßt sich im Verhältnis zu Nietzsche als der „bessere" Grieche im gewissen Sinne, nämlich im moralischen, wohl bezeichnen und hat jedenfalls zu den Griechen stets total anders als Nietzsche gestanden. Die Gesundheit seines Verhältnisses als Philologe zu den Griechen gehörte stets zu

den Zügen seiner Persönlichkeit, die ihn mir besonders sympathisch machten. Rohde war wirklich der „kongeniale" Deuter der Religion der Griechen, der Nietzsche nicht war, noch auf seinem antireligiösen Standpunkte sein konnte. Rohde ist über seinem Bruch mit Nietzsche eine Apologet des Griechentums geworden.

Glück ist an unserem Leben, so wie es sich aus den dazu mitgegebenen Anlagen (im weitesten Sinne) und den in seinem Laufe sich einstellenden Erlebnissen gestaltet, das, was uns andere als wir weder gleichzuschätzen noch überhaupt nachzuschätzen vermögen. Was uns jedenfalls, bei aller hiernach in Verwendung des Begriffs in unserem Verhältnis zu andern gebotenen Vorsicht und Zurückhaltung, sind wir nur einigermaßen vor Selbstüberschätzung geschützt, nicht hinderlich sein kann bei der Verwendung, wenn wir uns selbst mit anderen vergleichen. Glück ist nämlich nach der eben gegebenen Definition der unserer Person vorbehaltene Winkel des Daseins zur Selbstbehauptung selbst gegen Menschen, die wir sonst unendlich hoch über uns stellen. So habe ichs in meinem Verhältnis zu Nietzsche erfahren. Es ist mir nie in den Sinn gekommen zu verkennen, wie sehr er mir im allgemeinen überlegen war in intellektuellen und moralischen Anlagen und gar in Leistungen. Dennoch faßt sich mir in meinem Glück die Gesamtheit dessen zusammen, worin sich, mir ungesucht, das Stück meines Selbst ergibt, wobei ich mir vor ihm bevorzugt vorkomme. Und daß ich für solches Glücksgefühl in mir eine Ecke besaß, ist für Nietzsche selbst das gewesen, was er an mir eigentlich mochte und was uns zu aufrichtigen und treuen Freunden gemacht hat. Sonst wären wir am Ende beiderseits nicht dazu gekommen, uns „ernst zu nehmen."

Meine Freundschaft mit Nietzsche hat mit der Zeit, ohne mein Zutun und gewissermaßen von selbst, den größten „Nutzen" aus ihrer Verborgenheit gezogen. Ich bin im Verkehr mit Nietzsche schon sehr früh sein aufrichtiger und leidenschaftlicher Freund, meinetwegen selbst Bewunderer geworden, freilich niemals, so wenig wie sonst einer seiner Freunde, sein Adept. Auch bin ich nie in die Lage gekommen, ihn vor irgend jemandem als meinen Freund zu verleugnen. Wer mir nur einigermaßen nahestand, wußte, zwar nicht, daß ich nicht sein Adept, wohl aber daß ich ihm innig befreundet war. Dies so sehr, daß ich fast sagen kann, das wußte jedermann. Aber wer bei meinen Lebzeiten und meinetwegen nichts davon gewußt hat, ist das Publikum, das kann ich mit nicht geringerer Wahrheit sagen. Und auch schon darum — abgesehen noch von aller Gelassenheit meines Temperaments — konnte es mir gleichgültig sein, als Nietzsche später gegen seine Freunde mit solcher Maßlosigkeit öffentlich loszuziehen begann, keinen von uns nennend, doch mich jedenfalls nicht ausnehmend. Das brauchte mich nicht anzugehen, denn es zerstörte „im Publikum" nur etwas, was ohnehin für mich in diesem gar nicht existierte. Ich hatte dabei Nietzsche nichts „übelzunehmen", und dies anzuerkennen oder vielmehr mit stetiger Unbeirrtheit zu empfinden, wurde mir nicht schwer bei dem Eindruck der Fülle und Eigenschaften, zumal der liebenswürdigen, die mir Nietzsche lieb gemacht haben, wie dieser Eindruck sich mir nicht nur aus der

Erinnerung an unsern früheren Verkehr, sondern auch durch die Formen unseres Verkehrs, wie sie fortwährten, bis Nietzsche durch Wahnsinn uns Menschen allen verloren ging, stets gegenwärtig erhielt, und ich ließ mir seine öffentliche Kritik unserer Freundschaft bis zuletzt gefallen. War diese doch insofern materiell ganz gerechtfertigt, als sie mein mangelndes Adeptentum anklagte. Davon mochte das Publikum meinetwegen hören, vom Rest meines persönlichen Verhältnisses zu Nietzsche wußte es bisher überhaupt nichts, was ich als etwas bestehendes vor ihm zu verteidigen gehabt hätte. Nietzsche war und blieb mein Freund und als solcher mein Privatbesitz, den ich gegen alle Ansprüche anderer höchstens nur besonders zu schützen mich aufgefordert fühlte. Nietzsche war mir bald der außerordentlichste Mensch, der mir auf meinem Lebenswege vorgekommen war, und das blieb er mir auch, als Massen anfingen, über seine Außerordentlichkeit ihre Meinung zu haben. Darum blieb ich auch gegen das Maß seiner Übereinstimmung mit dieser Meinung ganz gleichgültig. Der letzte Beruf, den ich mir aus meiner Freundschaft erwachsen fühlte, war auf jeden Fall, sie (die öffentliche Meinung) in irgend welchem Sinne zu berichtigen oder zu belehren, sei es zur Herabsetzung oder zur Steigerung ihrer Schätzung Nietzsches. Zu solchem Unternehmen habe ich vielmehr nur immer zunehmende Abneigung empfunden. Nietzsche ist mein Dank für alles, was er mich hat erleben lassen, gewiß und unauslöschlich, aber nur ihm und diesem mit ihm Selbsterlebten, und nicht zugleich dem Doppelgänger, den er in den Köpfen anderer haben mag.

Wir sind zwei Gelehrtennaturen, die über sich hinauswollen, nur so vermag ich mir unsere innige Freundschaft zu erklären bei so enormer Ungleichmäßigkeit unserer Begabung — wobei ich mir über mein Zurückstehen gar keine Illusion mache — und ebenso großen Unterschiede unseres Temperaments. Auch ist, den ihr in uns gegebenen Voraussetzungen gemäß, die Freundschaft für keinen von beiden Teilen leicht geworden und doch für beide früh dagewesen und durch viele Jahre beständig geblieben und nur der Gewalt der Umstände erlegen. Was jenes in gewissem Sinne mühsame Entstehen betrifft, so weiß ich natürlich, wieviel ich an Nietzsches ganzem Gebahren recht eigentlich zu „überwinden" hatte, und ebenso, wie leicht es doch schließlich stets damit gegangen ist, so daß die Empfindungen verletzenden Kontrastes und innerster Anziehung fast immer nahezu simultan gewesen sind und jene Momente der entfremdenden Kontrastempfindung bei mir stets so flüchtig waren, daß Freundschaft der grundbaßartig sich behauptende Ton unseres Verhältnisses blieb. Auch ist es meinerseits ein einziges Mal dazu gekommen, daß ich gegen Nietzsche meine Stimme „erhob" und ihm Mißvergnügen bekannte. Sonst gebe ich hier, wo mir doch aufs Paradoxeln nichts ankommen kann, nur auf das schlichteste meine Erfahrung wieder, wenn ich sage, daß unsere Freundschaft, welches auch ihre Hemmnisse gewesen sein mögen, stets schattenlos blieb. Mit dieser meiner Erfahrung glaube ich aber in der Hauptsache auch die Nietzsches nur wiedergegeben zu haben. Daß auch bei ihm jene bei mir schon zugestandenen Hemmnisse nicht fehlten, ist mir nicht im geringsten zweifelhaft. Sie gelten mir für völlig

und unmittelbar festgestellt durch die zahlreichen Klagen und Anklagen Nietzsches gegen seine Freunde und gelehrten Berufsgenossen, die aus seinen Schriften jedermann ebenso gut wie mir bekannt sind. Die Einbildung, unter diese Klagen und Anklagen nicht zu fallen, liegt mir so fern, daß ich vielmehr die Überzeugung hege, nicht nur, daß sie ihre Spitzen auch in Nietzsches Absicht gegen mich mit anderen kehrten, sondern daß sie meinerseits nicht unverdient und somit in den Tatsachen begründet sind. Daneben steht aber wiederum ebenso fest meine Überzeugung, daß Nietzsche bald nach dem Beginn unserer Beziehungen mir aufrichtig zugetan gewesen und es bis zu den Tagen völliger Umnachtung seines Geistes geblieben ist. Ich entnehme diese Überzeugung ganz und gar nicht der Tatsache, daß Nietzsche auch nicht ein einziges Mal, sei es in unserem mündlichen, sei es in unserem brieflichen Verkehr, mir unfreundlich entgegengetreten ist — worauf niemand, der Nietzsche so nahe gestanden und ihn so gut gekannt hätte wie ich und hiernach wüßte, was bei ihm der „Zaun der Zähne" aller Offenheit ungeachtet, bedeutete, Gewicht legen würde, — wohl aber aus den untrüglichen Erfahrungen, die ein durch viele Jahre stetig fortgeführter, in diesem 3 bis 4 Jahre lang täglicher Verkehr bei Nietzsches so höchst expansivem Wesen mir in so großer Zahl liefern mußte, und noch mehr aus den besonders ergreifenden Eindrücken, die ich von 3 unserer letzten 4 Wiedersehen davongetragen habe, die sämtlich der Periode, da bei Nietzsche der Wahnsinn schon ausgebrochen war, angehören.

Die gemeinten Erlebnisse aber sind folgende: 1) Der Augenblick unseres ersten Wiedersehens in Turin (8. Januar 1889). Ich trete in sein Zimmer ein, erblicke ihn mit einem Blatt in der Hand, in halb liegender Stellung auf seinem Sofa, und eile auf ihn zu, auch er erblickt mich, bevor ich ihn erreicht, springt heftig auf, stürzt mir entgegen, wirft sich in meine Arme und bricht in einen konvulsivischen Strom von Tränen aus, sonst, bis auf die wiederholte, verzweifelnd zärtliche Nennung meines Namens, keiner anderen Sprache mächtig als des Zitterns aller seiner Glieder, das immer wieder in leidenschaftliche Umarmungen auslief. Ich hatte mich nur auf den Beinen zu erhalten und auf die Wiedergewinnung meiner Fassung bedacht zu sein, um ihn sanft und sicher auf seinen Sitz zurückzuführen, was alles kläglich mißlungen wäre, wenn für mich schon die Möglichkeit bestanden hätte, den Augenblick zu übersehen und ihn als das krampfartig flüchtige Wiederaufleben einer in Nietzsche erloschenen Menschlichkeit zu erfassen, das er in Wirklichkeit war, und als welcher er mir nur zu bald auch zu dämmern wenigstens begann, aber nur sehr allmählich in nachträglicher Erfahrung ganz aufging. Wir saßen nun nebeneinander auf dem Sofa, ich in gewissem Sinne wohl auch wiederaufatmend, doch in anhaltendster, peinlichster Spannung, Nietzsche sich allmählich wieder beruhigend, doch wozu sich wieder „beruhigend"? Zum Zustande von Tobsucht, der ihm zur Zeit habituell war, und den nur jener erste Augenblick des Wiedersehens in so wunderbarer Weise niedergehalten hatte. 2) Nietzsche war, für mich unsichtbar, acht Tage der Insasse des Basler Irrenhauses gewesen, als er am Abend des 17. Januar sich mit seiner Reisebegleitung auf dem Zentral-

bahnhof einfand, um nach Jena geschafft zu werden. Auch ich war auf dem Bahnhof und beschloß, mich ihm vor der Abreise noch zu nähern. Kurz vor Abgang des Zuges begab ich mich in sein Coupé. Soeben war Nietzsche auf mein Erscheinen vorbereitet worden — daß er mich erkannt hätte, gestattete die Beleuchtung im Wagen schon kaum, — wiederum erhebt er sich, um mich stürmisch an sein Herz zu drücken, und mich stöhnend zu versichern, daß ich „der Mensch gewesen wäre, den er am meisten geliebt hätte". Was ich dann später vom weiteren Verlauf der Reise hörte, überzeugte mich vollends, daß es sich bei Nietzsche nur um ein ebenso leidenschaftliches als vorübergehendes Aufflackern der Erinnerung gehandelt hatte. 3) Unter total veränderten Umständen wurde ich denn bei unserem nächsten Wiedersehen auch in entsprechend verschiedener Weise der Anhänglichkeit Nietzsches inne. Dieses Wiedersehen fand im Februar 1890 in Jena statt, als Nietzsche in der Pflege des dortigen Irrenhauses zwar nicht seinen Verstand, aber doch Befreiung vom Zustand eigentlicher Raserei wiedergefunden hatte, in den er beim ersten Ausbruch seines Wahnsinns geraten war. Mit Erlaubnis des Arztes konnte ich mit ihm nun außerhalb des Irrenhauses stundenlang verkehren, zusammensitzen, essen, und selbst in der Nähe der Stadt allein spazierengehen. In diesem Verkehr hätte ein uns ganz fremder Dritter, abgesehen von einigen Narreteien in Nietzsches Gebahren — bei Tische oder draußen auf der Straße, wenn er nach Hunden oder selbst Menschen, die plötzlich auftauchten, zu schlagen suchte u. dgl. — kaum zu irgend welchen befremdenden Beobachtungen Anlaß finden mögen. Für ihn konnten wir zwei alte Freunde sein, und nur ich wußte, daß unser Verkehr nur noch ausschließlich von einer Vergangenheit lebte. Nietzsche hatte mich sofort bei unserer ersten Begegnung in der Wohnung seiner Mutter in Jena begrüßt, als hätte nichts unsere alten Beziehungen erschüttert, und so ging es bis zu meiner Abreise von Jena. Nietzsches Mitteilsamkeit war in unseren Gesprächen fast nur gesteigert, aber ihren Inhalt schöpften diese Gespräche fast ausschließlich aus der Zeit vor Ausbruch seines Wahnsinns. Meinerseits fehlte es nicht an Versuchen, seine Gedanken auf seine jüngsten Erlebnisse zu lenken, aus denen mich besonders sein erst vor kurzem abgebrochener Verkehr mit dem Dr. Langbehn interessierte. Vergebens: Wohl verstand sich Nietzsche bisweilen, und dies auch ohne Veranlassung durch mich, zu verworrenen Mitteilungen über seine gegenwärtigen Erlebnisse, z. B. über seinen Verkehr im Irrenhause, von dem ihm Bewußtsein durchaus nicht überhaupt fehlte, im ganzen schien er Erinnerungen aus seiner jüngsten Vergangenheit gar nicht zu haben, bisweilen ihnen wie geflissentlich auszuweichen — den Dr. Langbehn z. B. wollte er kaum überhaupt gekannt haben; worüber wir uns, und zwar ganz in der alten vertraulichen Weise, unterhielten, stammte so gut wie ausschließlich aus der hinter jenem Moment des Wahnsinnsausbruchs liegenden Vergangenheit. Zwar waren die Erinnerungen auch aus dieser Zeit bei Nietzsche nichts weniger als zuverlässig, so detailliert und scheinbar sicher sie sich auch gaben. Denn mit denen, die auffallend bestimmt luzid und vollkommen korrekt waren, mischten sich andere, die verworren und zum Teil

selbst ganz phantastischer Art waren. Aber im ganzen ließ sich sagen, daß Nietzsche aus jener hinter dem Moment seiner Geisteszerrüttung liegenden Periode noch einen bedeutenden Schatz von wirklichen Erinnerungen hatte, und über diesen ganz unbefangen verfügte, während was jünger war, für ihn gleichsam wie erloschen war, ja gleichsam nie von ihm erfaßt worden zu sein schien. Unter diesen Umständen gestaltete sich unser Verkehr damals — er währte drei Tage — so wie wenn er von zwei verschiedenen Planeten aus stattgefunden hätte. Ich war auf dem alten einst, d. h. bis zum Ausbruch seines Wahnsinns gemeinschaftlich bewohnten geblieben, Nietzsche befand sich auf dem neuen, wir konnten uns aber nur noch über Dinge austauschen, die jener früheren Periode angehörten und auch von diesen hatte Nietzsche nur noch gebrochene Erinnerungen. Unter diesen veränderten Bedingungen aber verkehrten wir, als wäre zwischen uns nichts geschehen, als die alten Freunde. Als Beispiel aus diesem Verkehr erwähne ich nur die Besprechung der Rückkehr Nietzsches in seine Basler Stellung, auf die er immer wieder zurückkam, indem er seiner Wiederherstellung nahe zu sein wähnte. Mir schon damals ein besonders starkes Symptom seiner Geisteszerrüttung, wenn ich bedachte, welches Gewicht er in seinen noch gesunden Tagen seit Jahren darauf gelegt hatte, sich aus jener Stellung herausgelöst zu haben! Demnächst trat mir als solches Symptom in unsern damaligen Gesprächen der Umstand entgegen, daß sie sich meist auf äußere Verhältnisse Nietzsches bezogen, daher auch vornehmlich Personen, zu denen Nietzsche Beziehungen gehabt hatte, betrafen (Wagner u. a.) und hier nun jene wunderbare Mischung von Helligkeit und Verworrenheit der Erinnerung zeigten, während Nietzsche auf seine Schriften und zumal auf die noch unerledigten schriftstellerischen Pläne, welche die ihn jedenfalls ganz absorbierende Sorge seiner letzten hellen Tage gewesen waren, kaum je sich einließ. Nicht zwar, daß es auch in den hier beschriebenen Unterredungen in Jena an Geistesblitzen gefehlt hätte, die an Nietzsches höchsten Aspirationen noch erinnern konnten, manches vielmehr überraschte mich damals in diesem Sinne; im ganzen war dergleichen auffallend spärlich geworden und ich hatte den Eindruck, als könne sich Nietzsches Geist nur noch ausnahmsweise erheben, ohne ins Phantastische sich zu verlieren, während ich dem übrigen ganzen Tenor seines Gebahrens überhaupt nur noch den Grundzug einer bis zur Herabstimmung oder Erschlaffung gehenden „Beruhigung" abnahm. Auch zeigte Nietzsche jetzt keine Spur von jener in Turin an den Tag gelegten Widerspenstigkeit, da er vielmehr nun auch für mich bei allen schon erwähnten Narreteien sich lenksam wie ein Kind zeigte — besonders dadurch, daß die Richtung seiner Gedanken sich sofort verrücken ließ und jedem andern, der mit ihm zu tun hatte, sofort preisgegeben war, — und insbesondere, ganz gegen meine nur vor der Erfahrung weichende Besorgnis, sich auch, bei unserer etwa auch erst gegen Abend erfolgenden Rückkehr vom Spaziergang, ohne die geringste Schwierigkeit seinem Quartier im Irrenhause wieder zuführen ließ. So ist mir denn, wenn auch erst in spät nachträglichem Rückblick auf meine Erlebnisse mit Nietzsche, auch dieses mein drittes Wieder-

sehen mit ihm seit seiner Geistesumnachtung erschienen als ein Anzeichen dafür, wie nachhaltig zugetan er mir war. Freilich als ich nach Ablauf der zu meiner damaligen Reise nach Jena benutzten Fastnachtsferien wieder heimkehrte, waren es ganz andere und viel traurigere Eindrücke, die mich ganz einnahmen, als der der noch bestehenden Quasi-Integrität unserer Freundschaft. Doch wie dem auch sein mag, auf jeden Fall war dieser Eindruck der letzte seiner Art, den ich überhaupt noch haben sollte. Ja ganz entgegengesetzter Art war derjenige, der mir aus dem vierten und letzten Wiedersehen mit Nietzsche, das mir noch beschieden gewesen ist, zuteil wurde.

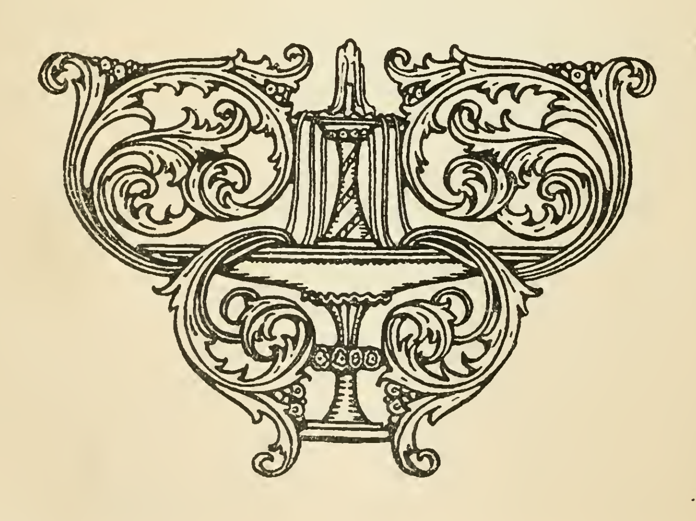
Von diesem letzten Wiedersehen noch ein Wort. 4) Von 1890—1895 sah ich Nietzsche nicht wieder, und die Quellen, welche mir noch unmittelbare und authentische Kunde von seinem Ergehen vermittelten, beschränkten sich auf die Berichte seiner ihn pflegenden Mutter und die zufälligeren, selteneren und weniger ergiebigen, die Köselitz dazu zu tun in der Lage war. Auf der Rückreise von einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Sachsen besuchte ich von Leipzig aus am 24. Sept. 1895 Frau Pastor Nietzsche in Naumburg, bin dort mehrere Stunden ihr Gast und sehe dabei auch ihren Sohn wieder. Welche fürchterliche Veränderung war mit Nietzsche seit 1890 vor sich gegangen! Ich sah ihn am bezeichneten Tage vormittags und nachmittags wiederholt wieder. Er verließ die ganze Zeit nicht seinen Krankenstuhl, sprach mit mir kein Wort, ja richtete auf mich nur noch bisweilen einen gebrochenen, halb feindseligen Blick und machte mir überhaupt den Eindruck eines todeswunden, edlen Tieres, das sich in den Winkel zurückgezogen, indem es nur noch zu verenden denkt. Ob er mich überhaupt noch wiedererkannt, blieb mir ganz verborgen, ja, ob er überhaupt noch der Sprache mächtig, zweifelhaft, wobei ich mich scheute, meinen Zweifel durch Erkundigung bei der armen Mutter zu beseitigen. Diese selbst hatte nur noch bis zum April 1897 zu leben. Seitdem blieb ich persönlich vollkommen abgeschnitten und auf die Berichte der Zeitungen und, um von sonstigem Gerede nichts zu sagen, auf Köselitzens spärliche Meldungen reduziert. Ich lasse jeden andern mit sich ausmachen, was er von Nietzsche hält, lediglich um den eigenen Besitz des Andenkens bekümmert, den er mir an sich hinterlassen.

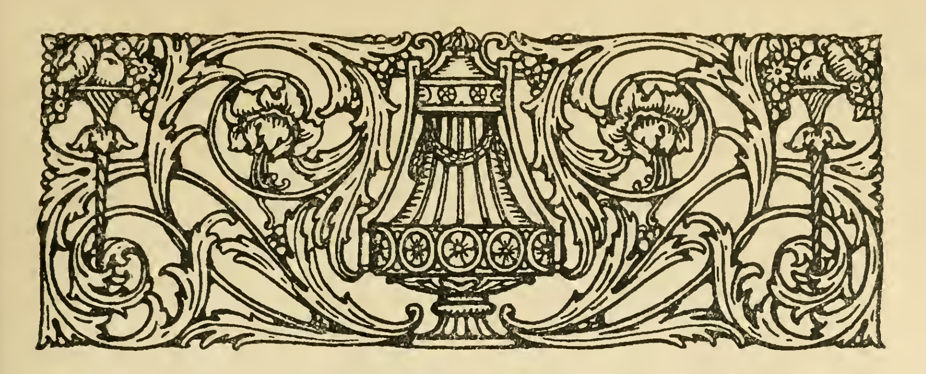
Nun ist Nietzsche am 25. August 1900 gestorben, endlich gestorben, und ich bin seinem Grabgeleite ferngeblieben, obwohl ich am Tage darauf und am 27. telegraphische und briefliche Aufforderungen vom Nietzsche-Archiv im Namen von Frau Förster und selbst von Köselitz erhalten habe, mich, sei es in Weimar, sei es in Röcken einzufinden. Unmöglich, weniger noch wegen der äußeren Umstände, unter denen mich jene Aufforderungen trafen, so nahezu unüberwindlich auch diese waren — ich befand mich mit meiner Frau auf Drei Ähren in den Vogesen — als um der Scheidewand willen, welche zwischen mir und Nietzsche schon bei seinen Lebzeiten das Archiv gezogen hatte.

Nietzsche ist der Mensch, in dessen Nähe ich am freiesten geatmet und demgemäß auch meine Lungen für den Gebrauch im Bereich menschlichen Daseins, zu

dem in Beziehung zu treten mir überhaupt beschieden gewesen ist, am erfreulichsten geübt habe. Seine Freundschaft ist mir im Leben zu viel wert gewesen, als daß ich noch Lust verspürte, sie mir durch irgend welche postume Schwärmereien zu verderben. Ich habe den lebendigen Menschen lieb gehabt, man kann auch was er hinterlassen hat lieb haben, wird unter Umständen nur davon erfüllt sein, wo man nämlich nichts anderes hat. Unter diesem „Anderen" möchte ich für mich durchaus nicht das Christentum verstehen, woran manche noch leicht bei meinen Worten denken werden, eher ein etwas verschiedenes Verhältnis zum Modernen, zum Stück Welt, das wir als Zeitgenossen gemeinschaftlich erlebt haben. Ich läugne die allgemeine Möglichkeit nicht, beruht doch die Möglichkeit aller menschlichen Kultur nur darauf, daß man auch von Nachgelassenem leben kann, auf jeden Fall ist indessen beides anderes, das Lieben des lebendigen Menschen und das seines Nachlasses.

Nietzsche hat sich für den Menschen einer späten Zukunft gehalten. Das Archiv, das seinen Namen trägt und über seinem Grabe errichtet worden ist noch bevor es sich schloß, scheint mir eben dadurch seinen Namen zu verdienen. Denn es erscheint nun wie darum gegründet, um jene Meinung Nietzsches von sich zu bestätigen. Man darf nie vergessen, daß Nietzsche als Mensch der Zukunft in Zarathustra eine Gestalt gewollt hat, die nicht aus unserer Welt ist und zu der deshalb noch niemand eigentlich innere Beziehungen haben kann. Es ist eine Phantasie- und Traumgestalt, über deren einst möglichen realen Inhalt der Maßstab fehlt. Dasselbe gilt für die Lehre der Wiederkunft, so phantastisch sie ist und aus allen möglichen Elementen sie besteht, mit so vielen Elementen in Nietzsches Denken im Widerspruch stehend. Was hat nicht alles vorbildlich gewirkt in der Welt, bloß durch die starke Persönlichkeit, die so viel Zweifelhaftes zusammenhielt, und durch das entgegenkommende Bedürfnis einer Jüngerschaft!





Clarissa Mirabel/ Novelle von Jakob Wassermann



In der kleinen Stadt Rhodez, die im Westen der Sevennen vom Flusse Aveyron bespült wird, wohnte der Advokat Fualdes, ein unbedeutender Mann, weder gut noch böse. Trotz seines vorgerückten Alters hatte er sich erst unlängst von den Geschäften zurückgezogen, und seine Vermögensumstände waren so zerrüttet, daß er im Anfang des Jahres achtzehnhundertsiebzehn seine Domäne La Morne veräußern mußte. Mit dem Erlös wollte er sich an einem stillen Fleck des Landes zur Ruhe setzen und von seiner Rente leben. Eines Abends, es war der neunzehnte März, erhielt er vom Käufer des Gutes, dem Präsidenten Seguret, den Rest der Kaufgelder in Papieren und Wechseln ausbezahlt und nachdem er die Dokumente in seinem Schreibtisch verschlossen hatte, verließ er das Haus und sagte der Wirtschafterin, er müsse noch einmal nach La Morne hinüber, um mit dem Pächter einige notwendige Abmachungen zu treffen.

Er kam weder nach La Morne, noch kehrte er in seine Wohnung zurück. Am andern Morgen sah die Frau eines Schneiders aus dem Dorf Aveyron seine Leiche in einer untiefen Stelle des Flusses liegen, rannte nach Rhodez und holte Leute herbei.

Die felsige Böschung der Ufer war an jener Stelle senkrecht steil und über zwölf Meter hoch. Von dem schmalen Fußpfad, der aus Rhodez gegen die Weinberge führte, war ein großes Stück losgebröckelt; kein Zweifel, daß der unglückliche Mann dadurch in die Tiefe gestürzt war. Es hatte am Tag zuvor heftig geregnet, und das Erdreich oben war, nach dem Zeugnis einiger Winzer, schon längst locker gewesen. Auffallend erschien eine tief einschneidende Rißwunde am Hals des Toten; da aber aus dem Gestein des Abhangs überall scharfe schiefrige Platten hervorragten, erklärte sich eine solche Verletzung von selbst. Bei der Untersuchung der steilen Wand wurden keine Blutspuren an Stein und Erde gefunden; der Regen hatte alles abgewaschen.

Die Kunde des Ereignisses verbreitete sich rasch, und den ganzen Tag über

standen fortwährend zwei bis dreihundert Rhodezer, Männer, Weiber und Kinder, an beiden Ufern und starrten mit einem Ausdruck der Lüsternheit und des selbstgeschaffenen Gruselns in die Tiefe der Schlucht. Es wurde erwogen, ob nicht etwa ein Irrlicht den alten Mann verführt habe. Eine Frau wollte mit einem Hirten gesprochen und dieser Hirt wollte einen Hilferuf vernommen haben; allerdings war das schon gegen Mitternacht gewesen und Fualdes hatte um acht Uhr das Haus verlassen. Ein dicker Töpfer bestritt, daß die Finsternis so dicht gewesen sei wie alle glaubten; er selbst sei um neun Uhr von La Valette her über die Felder gegangen und da habe der Mond geschienen. Ihn wies der Zollaufseher unwillig zurecht und bedeutete ihn, daß gerade gestern Neumond gewesen sei, man brauche ja nur den Kalender aufzuschlagen. Jener zuckte die Achseln, als wolle er sagen, in solchen Zeitläuften sei sogar dem Kalender nicht zu trauen.

Um die Dämmerungsstunde wanderten die Leute heimwärts, paarweise und in Gruppen, bald plaudernd, bald schweigend, bald streitend, bald geheimnistuerisch flüsternd. So wie argwöhnisch gemachte Hunde immer um dieselbe Stelle im Kreis herumrennen, schnappte ihre hungrige Begier nach neuer Erregung. Sie spähten mit aufmerksameren Augen vor sich hin, sie vernahmen mit wacheren Ohren jedes gesprochene Wort. Manche blickten einander mißtrauisch von der Seite an; wer Geld liegen hatte, versperrte seine Tür und überzählte es. Abends in den Weinkneipen wurde von den ungeheuern Reichtümern erzählt, die der geizige Fualdes im Lauf der Jahre aufgestapelt; das Gut La Morne habe er nur deswegen verkauft, weil er Scheu getragen, den Pächter Grammont, der sein Neffe war, mit den Rechtsmitteln zur Bezahlung der seit zwei Jahren fälligen Pachtsumme zu zwingen.

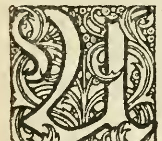
Das geredete Wort blieb lauernd auf der Lippe stehen und riß ein noch halbgedachtes mit. Unter den Bürgern galt es als eine ausgemachte Sache, daß Fualdes, der liberale Protestant, der ehemalige Beamte des Kaiserreichs, mit Drohungen gegen sein Leben verfolgt worden sei. Die verdüsterten Gedanken spannen emsig an dem Gespinst der Furcht. Die noch an einen Unfall glaubten, verschwiegen ihre Gründe, sie mußten sich hüten, daß nicht Verdacht auf sie falle. Schon wurde eine Reihe von Verbündeten bezeichnet, der feindlichen, drohenden, übermütig gewordenen Partei der Legitimisten entstammend. Der dunkle Haß deutete auf die Jesuiten und ihre Missionen als Urheber der ungewissen Tat. Wie oft hatte die Gerechtigkeit gezaudert, wenn die Macht der Mächtigen den Verbrecher beschirmte!

Die Frühlingssonne des nächsten Tages leuchtete in gespannte, aufgewühlte, suchende, zu langsamer Wildheit sich entflammende Gesichter. Die Royalisten fingen an, um Hab und Gut besorgt zu werden; um sich zu schützen, auch angesteckt vom allgemeinen Schauder, den das Unbekannte ausströmte, gaben sie zu, daß ein Frevel geschehen sei. Aber wie? und wo? und durch wen?

Ein Schuster hat gewöhnlich ein längeres Gedächtnis und einen geschäftigeren Geist als andere Leute. Der Schuster Escarboeuf pflegte bisweilen in der Vesper-

stunde seine Nachbarn und Getreuen um sich zu versammeln. Er erinnerte sich genau dessen, was der Doktor beim Leichenbefund gesagt hatte; er war daneben gestanden und hatte es Silbe für Silbe gehört. „Das sieht ja beinahe aus, als ob der Mann geschlachtet worden wäre"; dies waren die verwunderten Worte des Doktors gewesen, während er die Verletzung am Hals untersucht hatte. „Geschlachtet? was sprichst du da, Mann?" fiel einer ein. „Ja, geschlachtet!" rief der Schuster triumphierend. — „Aber es soll doch Sand an der Wunde geklebt haben," bemerkte ein junger Mensch schüchtern. — „Ach was, Sand, Sand!" eiferte der Schuster, „was beweist denn Sand!" — „Nein, Sand beweist gar nichts," gaben alle zu. Und schon am Mittag hieß es in allen Häusern des Viertels: Fualdes ist geschlachtet worden, sie haben ihn abgeschlachtet. Das Wort gab den entzündeten Gehirnen ein Bild, den raunenden Zungen einen Hinweis.

Nun hatte ein unheimlicher Zufall es gefügt, daß der Nachtwächter an dem verhängnisvollen Abend vor dem Bancalschen Haus, das durch die finstre Quergasse de l'Ambrague vom Haus des Advokaten Fualdes getrennt lag, einen Stock mit Elfenbeingriff und vergoldetem Ring gefunden und in der Wachtstube abgegeben hatte. Fualdes' Wirtschafterin, ein altes taubes Weib, bezeichnete den Stock mit Sicherheit als Eigentum ihres Herrn; ihre Behauptung schien unwidersprechlich. Viel später stellte es sich heraus, daß der Stock einem durchreisenden Kaufmann gehörte, der mit einigen Dirnen die Nacht verlumpt hatte; aber jetzt richtete sich die Aufmerksamkeit auf einmal und mit vorbereiteter Glut auf das übelberufene Bancalsche Haus, ein verfallenes, dumpfes Gebäude mit feuchten schmutzigen Winkeln. Früher hatte es ein Schlächter besessen, und auf dem Hof wurden noch Schweine gehalten. Es war ein Gelegenheitshaus und wurde allnächtlich von Soldaten, Schmugglern und verdächtigen Mädchen besucht; auch dichtverschleierte Damen und vornehme Herren huschten bisweilen dort ein und aus. Im Erdgeschoß wohnten außer dem Ehepaar Bancal der ehemalige Soldat Colard mit seiner Geliebten, die Dirne Bedos und der bucklige Missonier, oben hauste ein alter Spanier namens Saavedra mit seiner Frau, ein politischer Flüchtling, der in Frankreich Schutz gesucht.



Am Nachmittag des einundzwanzigsten März stand der Soldat Colard am Eck der Rue de l'Ambrague und blies auf der Flöte eine eintönige Melodie, die er von den Schafhirten der Pyrenäen gelernt hatte. Da kam der Krämer Galtier des Weges, blieb stehen, stellte sich als ob er zuhöre, unterbrach aber schließlich den Musikanten und sagte streng: „Was treibst du dich herum und gibst dich unwissend, Colard? Weißt du denn nicht, daß in euerm Haus der Mord geschehen sein soll?"

Colard schob den struppigen Schnurrbart von den Lippen und erwiderte, er und Missonier seien an dem Abend in der Weinwirtschaft bei Rose Feral gewesen, neben dem Bancalschen Haus. „Hätt' ich Lärm gehört," sagte er prahlerisch, „so wär ich gekommen und hätte gerettet, denn ich habe zwei Gewehre, Herr."

„Wer war denn sonst noch bei Rose Feral?" forschte der Krämer. Colard dachte

nach und nannte Bach und Bousquier, zwei berüchtigte Schmuggler. „Die Strolche, sie mögen sich hüten," sagte der Krämer, „und du, Colard, komm' mit, der arme Fualdes wird begraben, da ist es nicht in der Ordnung, Flöte zu blasen."

Kaum waren sie auf die Hauptstraße gelangt, wo sich eine zahlreiche Menschenmenge angesammelt hatte, so gesellte sich plötzlich Bousquier zu ihnen, der ein seltsames Betragen zeigte, bald lachte, bald den Kopf schüttelte, bald blöde vor sich hin glotzte. Colard sah ihn scheu von der Seite an, und der Krämer, der an nichts andres dachte als an den Mord und in alledem die Kapriolen des bösen Gewissens zu sehen vermeinte, beobachtete den Mann scharf. Auch die Umstehenden wurden aufmerksam und jedem leuchtete es sogleich ein, daß, wenn irgendwer von dem in Bancals Haus geschehenen Verbrechen wissen könne, dies Bousquier sei. Der aufgeregte Galtier fragte ihn geradezu und mit lauter Stimme. Bousquier war angetrunken, der ungewohnte Menschentumult berauschte ihn noch mehr, er schien verlegen, empfand sich aber zugleich als wichtige Person. Erst tat er so, als wollte er nur ungern herausrücken, dann erzählte er mit feierlicher Umständlichkeit, daß er in der Mordnacht von einem Tabakshändler in blauem Rock gerufen worden sei; dreimal habe der Unbekannte nach ihm geschickt, dann sei er gekommen, habe einen schweren Ballen tragen müssen und sei mit einem Goldstück bezahlt worden.

Schon während des Redens rann der Schrecken über das Gesicht des schwatzhaften Menschen; er wurde sich der Bedeutung seiner Worte langsam bewußt. Die Zuhörer hatten einen dichten Kreis um ihn gebildet, und eine schmetternd-schrille Stimme erschallte aus dem Haufen: „Sicherlich hat die Leiche in dem Ballen gesteckt!"

Bousquier schaute beklommen drein. Er mußte immer wieder von neuem anfangen, und die gespannt auf ihn gehefteten Blicke zwangen ihn zur Erfindung neuer kleiner Einzelheiten, wie daß der Tabakshändler plötzlich auf unerklärliche Weise verschwunden sei und daß er eine schwarze Maske vor dem Gesicht gehabt habe. „Wohin hast du denn die Leiche tragen müssen?" fragte Galtier mit aufeinandergepreßten Zähnen, Bousquier schwieg entsetzt, dann, durch die vielen drohenden Augen eingeschüchtert, erwiderte er leise: „Gegen den Fluß hinaus."

Zwei Stunden später war er verhaftet und hinter Schloß und Riegel gesetzt. Noch am selben Abend wurde er vor den Untersuchungsrichter, Monsieur Jausion, geführt, und wie nun der Unselige gewahrte, daß es Ernst wurde, daß sein Geschwätz zum Zeugnis werden sollte, daß jedes seiner Worte aufgeschrieben ward und daß er dafür einstehen müsse mit der Freiheit, ja vielleicht mit dem Leben, da packte ihn die Angst. Er leugnete die Geschichte mit dem Tabakshändler und dem schweren Ballen, und als der Richter zornig wurde, verstummte er ganz. In die Kerkerzelle zurückgebracht, verfiel er in dumpfes Brüten. „Nur frisch darauf los, Bousquier," redete ihm der Wächter zu, „man darf die Herren nicht langweilen; wenn du störrisch bist, wirst du böse Nächte zu überstehen haben."

Bousquier schüttelte den Kopf. Der Wärter holte einen dicken Folianten herbei, und da er selbst des Lesens unkundig war, rief er einen andern Gefangenen und dieser mußte die Gesetzesstelle vorlesen, wonach derjenige, der einem Verbrechen gezwungenermaßen beigewohnt und es freiwillig bekenne, mit einem Jahr Gefängnis davonkomme. Der Wärter hielt die Laterne neben das ledergelbe Gesicht des Vorlesers und nickte Bousquier ermunternd zu. Bousquier leierte ein Vaterunser vor sich hin. In großer Unruhe und nach einem Ausweg aus der Bedrängnis irrend, sagte er endlich, es sei alles so gewesen, wie er zuerst erzählt, aber der Tabakshändler habe ihm nicht ein Goldstück gegeben, sondern nur ein paar Silbermünzen. Er wiederholte das Geständnis vor dem Richter, der ungeachtet der späten Stunde gerufen wurde.

Am nächsten Morgen wußte ganz Rhodez, Bousquier habe gestanden, daß Fualdes im Bancalschen Haus abgeschlachtet und daß die Leiche in der Nacht zum Fluß getragen worden sei. Auf einmal öffneten sich Lippen, denen bisher die Furcht ein Siegel auferlegt hatte. Jemand, dessen Name nicht zu erfahren war, wollte vor dem Haus des Kaufmanns Constans schleichende Schatten gesehen haben; auch hatte er beobachtet, daß sie wenige Schritte weiter Halt gemacht und zur Beratung zusammengetreten waren, worauf er selbst, das Gräßliche ahnend, entfloh. Es wurde vergeblich nach diesem Zeugen geforscht, dessen Stimme hinter andern Stimmen so schnell verklang und der doch, wie mit unsichtbarer Hand, die erste Skizze zu dem Bild des nächtlichen Todeszugs entworfen hatte. Jede Phantasie malte im stillen daran weiter; man sah die Leiche selbst auf der Tragbahre; die Bahre ward mit einer Deutlichkeit beschrieben, als stellte sie das Symbol der geheimnisvollen Tat vor; ein Tischler zeichnete sie sogar mit großen Kreidestrichen auf die Mauer des Rathauses. Eine an Schlaflosigkeit leidende Dame gab an, sie sei in jener Nacht am Fenster gesessen und habe trotz der Dunkelheit Bancal sowie den Soldaten Colard erkannt, welche die Bahre an den zwei vorderen Stangen trugen. Ferner habe sie den Arbeitsmann Missonier, der den Zug beschloß, fluchen gehört. Vor dem Richter vernommen, geriet sie in ein widerspruchsvolles Wesen, was mit ihrer begreiflichen Erregung entschuldigt wurde. Die Worte waren einmal da; welches Gewicht sie tragen mußten, lag in der Gewalt und Sonderbarkeit der Umstände; das Leichtgesprochene wog im Ohr des zufälligen Hörers schon schwer wie eigene Schuld, so daß er sich der Last zu entledigen trachtete und es weitergab, als brenne es ihm die Zunge wund, falls er im geringsten zögerte. Vielleicht war es diese Schlaflose, vielleicht der namenlose Mund der Fama selbst, welche das Gemälde der Mordkarawane um die Gestalt eines großen, breitschultrigen Mannes bereicherte, der mit einer Doppelflinte versehen war und dem Zug als Anführer vorausschritt. Nun hatte das graue Gewebe einen Mittelpunkt und erhielt eine Art Beleuchtung und Belebung durch die wahrscheinliche und ergründbare Ruchlosigkeit eines einzelnen. Noch zwölf Stunden, und jedes Kind wußte um die genaue Anordnung des nächtlichen Zuges: erst der große starke Mann mit der Doppelflinte, dann Bancal

und Colard und Bach und Bousquier, die Bahre tragend, dann der bucklige Missionier als Aufpasser und Nachhut. Bei den letzten Häusern der Stadt wurde der Weg zum Flusse schmal und abschüssig; es war nicht Raum genug für zwei Leute nebeneinander, Bousquier und Colard mußten den Leichnam allein tragen, und Bousquier war es, nicht Missionier, der bei diesem Anlaß fluchte, so laut fluchte, daß der Lizentiat Coulon davon aus dem Schlaf erwachte und nach seinem Diener rief. An der steilen Stelle vor den Weinbergen wurde der Körper des Toten losgewickelt, ins Wasser geworfen und als dies geschehen war, legte der große starke Mann den Teilnehmern mit vorgehaltenem Gewehr ewiges Stillschweigen auf.

Durch diese Handlung trat der Unbekannte mit der Doppelflinte völlig aus dem Nebel des Sagenhaften und des bloßen malerischen Dabeiseins; aus seiner drohenden Geberde quoll Licht über das Vergangene. Was nach dem Mord geschehen war, hatte nun Umriß und Bewegung. Aber hatte kein Auge den armen Fualdes auf seinem letzten Gang begleitet, hatte niemand gesehen, wie er ahnungslos sein Haus verlassen und, vielleicht munter vor sich hinpfeifend, durch die finstre Rue de l'Ambrague gegangen war, in welcher die Mordgehilfen sicherlich auf der Lauer standen? Doch. Derselbe Lizentiat, den Bousquiers Fluch aus dem Schlummer geschreckt, hatte den Greis um acht Uhr abends in das Gäßchen einbiegen sehen und kurz darauf war ihm jemand mit Eile gefolgt, ob ein Mann oder eine Frau, dessen konnte sich Herr Coulon nicht entsinnen. Ferner meldete sich ein Schlossergeselle, der vor dem Haus des Bürgermeisters Leute gewahrt hatte, die einander Zeichen gaben. Das Haus des Bürgermeisters lag zwar in dem entgegengesetzten Teil der Stadt, das aber kam bei einer so weit versponnenen Verschwörung wenig in Betracht, hatte man doch das Zeugnis eines Kutschers, der um elf Uhr in der Rue des Hebdomadiers zwei Leute unbeweglich stehen sah. Jetzt erinnerten sich viele Bewohner dieser Straße, daß sie beständig flüstern, räuspern und rufen gehört hatten, natürlich ohne in ihrer damals arglosen Stimmung sonderlich darauf zu achten. Es war eine ausgemachte Sache, daß an allen Ecken Wächter postiert waren, ja man hatte sogar eine weibliche Schildwache im Torweg des Zunfthauses bemerkt. Der Schneider Brost behauptete, das Flüstern oder Seufzen deutlicher als alle andern gehört zu haben; er hatte dann das Fenster geöffnet und sah fünf oder sechs Leute ins Bancalsche Haus gehen, darunter auch den großen starken Mann. Geraume Weile später hatte sein Nachbar beobachtet, wie man einen Menschen über das Pflaster schleppte; er hatte geglaubt, es sei eine Dirne, die man betrunken gemacht, und hatte weiter keinen Sinn dahinter gesucht. Viel bedeutungsvoller als so verworrene Gerüchte schien es, daß noch zwischen neun und zehn Uhr ein Leiermann auf der Rue des Hebdomadiers seine Orgel gedreht hatte. Die Absicht war klar: das Todesgeschrei des Opfers sollte übertönt werden. Es stellte sich bald heraus, daß es zwei Leiermänner gewesen sein mußten, von denen einer, ein Krüppel, am Prellstein vor der Rue de l'Ambrague gehockt war. Freilich war an jenem Tage

Jahrmarkt in Rhodez gewesen und die Anwesenheit von Leiermännern hätte deshalb nichts Rätselhaftes gehabt, wenn die späte Stunde sie nicht dem Argwohn preisgegeben hätte. Einige nannten sogar die Mitternacht als Zeit ihres Spiels. Es wurde nach den Musikanten gefahndet und die Dörfer der Nachbarschaft wurden nach ihnen abgesucht, doch sie waren ebenso spurlos verschwunden wie der verdächtige Tabakshändler.

An demselben Vormittag, an dem das Bancalsche Haus durchsucht wurde und ein Polizist im Hof ein weißes Tuch mit dunklen Flecken fand, wurden das Bancalsche Ehepaar, der Soldat Colard, Bach und der Arbeitsmann Missonier festgenommen und mit Ketten beschwert ins Gefängnis gebracht. Stumpf hinstierend saßen die fünf Menschen auf dem Leiterwagen, der sie durch die Straßen fuhr und den die Volksmenge schwatzend, fluchend und fäusteballend umgab. Im Nu hatte sich die Nachricht von dem gefundenen Tuch verbreitet; daß die Flecken darauf Blutflecken waren, unterstand keinem Zweifel; daß es dazu gedient hatte, Fualdes zu knebeln, war selbstverständlich.

Indes hatte Bousquier, in seiner armseligen Lage allen Halt verlierend, von Verhör zu Verhör gejagt, durch Drohungen geängstigt, durch Hunger gefoltert, durch Freiheitshoffnungen und trügerische Versprechungen verführt, täglich mehr und mehr gestanden. Ihn trieb der Wärter, ihn trieb der Richter, denn dieser handelte unter der Ungeduld und Wut des Volkes wie unter einer Peitsche. Bousquier schien verstockt; der Vorhalt seiner früheren Erzählungen, die nun seine Gläubiger waren und ihm immer höhere Wucherzinsen der Lüge erpreßten, genügte schon, ihn kirre zu machen. Er schien müde, er schien unfähig, dem, was er wahrgenommen, Worte zu verleihen, was er gehört, zu beschreiben, — Monsieur Jausion unterstützte ihn durch Fragen, in denen die geforderte Antwort enthalten war.

So gab er zu, daß er ins Bancalsche Haus gekommen sei und daß die Eheleute Bancal, der Tabakshändler, der Soldat Colard, der Schmuggler Bach, zwei junge Frauenzimmer und eine verschleierte Dame im Zimmer gewesen seien. Je mehr Personen er nannte, einen je versöhnlicheren Ausdruck zeigte das Gesicht des Richters und wie vor den Rachen eines hungrigen Tieres warf er gleichmütig Brocken um Brocken hin. Er mochte sich wohl aus andern Nächten der bunten Gesellschaft in Bancals Stube entsinnen, und so erschien ihm die Person der verschleierten Dame als eine Zutat, die seinen Kredit steigern konnte. Aber Monsieur Jausion fand, daß eine wichtige Figur fehle, und er fragte mit Strenge, ob Bousquier nicht jemand vergessen habe. Bousquier erschrak und überlegte. „Besinne dich gut, Bousquier," drängte der Richter, „was du verschweigst, kann zum Strick für deinen Hals werden. Also sprich: war nicht auch ein großer starker Mann zugegen?" Bousquier sah ein, daß diese neue Person dazu gehöre. Schattengestalt auf Schattengestalt, zuchtlos und abenteuerlich, tauchte in seinem zerrütteten Kopf empor, und er mußte die Puppen spielen lassen, um seine Peiniger zu befriedigen. Auf die Frage, wie der große starke Mann ausgesehen und wie er gekleidet gewesen, antwortete er: „wie ein Herr".

Und nun hieß es erzählen, den Schauplatz beleben. Auf dem großen Tisch in Bancals Zimmer lag nicht etwa der Ballen Tabak, um dessentwillen er gerufen worden, sondern eine Leiche. Er wollte fliehen, da eilte ihm der große starke Mann nach und bedrohte ihn mit der Pistole.

Der Richter schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. „Mit der Pistole?" fragte er. „Denke nach, Bousquier, war es nicht vielleicht ein Gewehr? war es nicht eine Doppelflinte?" Gut denn, dachte Bousquier wütend, wenn man auf eine Flinte versessen ist, kann es auch eine Flinte gewesen sein; er nickte, als fühle er sich beschämt und fuhr fort, daß er, solchermaßen am Leben bedroht, in Bancals Stube bleiben und den Helfershelfer machen mußte. Der Tote wurde in ein leinenes Tuch gewickelt, mit Stricken umwunden und auf die Tragbahre gelegt. Diese Tragbahre war mit Hilfe des Gefängniswärters in Bousquiers Phantasie bis zur Vollkommenheit präpariert. Doch als er nun den Leichenzug beschreiben sollte, verlor der gemarterte Mensch die Besinnung, und wie er am späten Abend noch einmal zum Verhör geführt wurde — selten versagte die Nacht und das Kerzenlicht im öden Saal seine gespenstigen Wirkungen —, da leugnete er wider Erwarten alles ab, weinte, schrie, betete und benahm sich völlig sinnlos. Um ihn zu ermutigen und zu beruhigen, griff Monsieur Jausion zu einem ebenso einfachen als kühnen Mittel; er sagte nämlich, Bach und Colard hätten heute gleichfalls ein Geständnis abgelegt, und es sei erfreulich, daß ihre Angaben mit denen Bousquiers übereinstimmten; wenn er sich nun vernünftig benehme, so sollte er bald das Gefängnis verlassen dürfen.

Bousquier stutzte. Je länger er überlegte, einen je tieferen Eindruck machte ihm das Vernommene. Sein Gesicht wurde bleich und am ganzen Leibe wurde ihm kalt. Es war wie wenn ein wüster Traum plötzlich unleugbares Wachen wird oder wie wenn jemand, der in halber Trunkenheit die erlogene Geschichte eines Unglücks erzählt und mit jeder neuen Einzelheit gewaltiger ins Lügen verwoben wird, plötzlich erfährt, daß sich alles in Wirklichkeit so zugetragen. Eine wunderliche Schwermut nahm von ihm Besitz, ihm graute vor dem Alleinsein in seiner Zelle und er spürte Angst vor dem Schlaf.

In fieberhafter Gier hatte ganz Rhodez den Angaben Bousquiers gelauscht. Endlich erhielt die Gestalt des Unbekannten mit der Doppelflinte Nähe und Greifbarkeit. Daß er ausgesehen wie ein Herr, stachelte die Wut des Volkes, und die legitimistische Partei, die sich zumeist aus den Reichen und Vornehmen zusammensetzte, begann zu zittern. Wahrscheinlich wurde in ihrer Mitte zum erstenmal der Name genannt, der erst vorsichtig, dann ungescheut, dann anklagend von Mund zu Mund lief und über dem die Wetterwolke, die sich aus einem Nebelstreif gebildet hatte, blitzezuckend stille stand. Es war bekannt, daß Bastide Grammont, der Pächter von La Morne, trotz seiner Verwandtschaft mit dem Advokaten Fualdes in Feindseligkeit oder doch in der drückenden Abhängigkeit eines Schuldners zu dem Alten lebte. Jedermann wußte oder glaubte doch zu wissen, daß es oft stürmische Auftritte zwischen Oheim und Neffen gegeben hatte. War das nicht

genug? Dazu das herrische Temperament und herbe Wesen Bastides, der rasche Verkauf von La Morne und eine wohlgegliederte Kette kleiner Verdachtsmerkmale, wer durfte noch zweifeln?

Der unermüdliche Schmied, der da irgendwo in den Lüften oder unter der Erde am Werk war, sorgte dafür, daß der Ring des Verderbens sich schloß und warb mit tückischer Laune seine Gesellen auf allen Gassen, bei hoch und niedrig. Am Vormittag des neunzehnten März waren Fualdes und Grammont auf der Promenade von Rhodez auf- und abgegangen. Eine Trödlerin hatte gehört, wie der Junge zum Alten sagte: „Also heute Abend um acht Uhr." Ein Maurer, der an einem Neubau Sand schaufelte, hatte vernommen, wie Monsieur Fualdes ausrief: „So hälst du mir Wort?" Worauf Bastide Grammont erwiderte: „Beruhigen Sie sich, heute Abend werde ich Ihnen die Rechnung machen". Der Musiklehrer Lacombe erinnerte sich deutlich, wie Bastide dem Alten mit zornfinsterem Gesicht zugerufen: „Sie treiben mich zum Äußersten." Das zufällige Geschwätz eines Schwätzers gewann im geschäftigen Hörensagen dieselbe Wichtigkeit, wie die ehrlich bewiesene Wahrnehmung, und was etwa vorher oder was nachher geredet worden, vermischte und verknüpfte sich zu frecher Willkür. So wollte Professor Vignet, eines der Häupter der Royalisten, gegen sieben Uhr abends, kurz vor dem Mord, in einen Obstladen gekommen sein und dort einen Kollegen getroffen haben. Er erzählte, daß er Bastide Grammont gesehen, der in ziemlicher Eile an ihm vorübergegangen war. Er behauptete, ausgerufen zu haben: „Finden Sie nicht, daß Grammont ein unheimliches Gesicht hat?" Worauf der andere bejahte und erwiderte, man müsse sich vor dem Manne hüten. Es meldeten sich Zeugen, die dieses Gespräch bestätigten. Es meldeten sich Zeugen, die Bastide vor dem Bancalschen Haus gesehen haben wollten; er habe mehrmals einen scharfen Pfiff ausgestoßen und sich dann in den Schatten geduckt.

Seit fünf Jahren hauste Bastide Grammont auf La Morne. Er war vielleicht der einzige Mann im ganzen Bezirk, der sich niemals um Politik bekümmerte und allem Parteitreiben fernblieb, und diese stolze Unabhängigkeit gab ihn dem Übelwollen, ja dem Haß seiner Mitbürger preis. Als einmal in Rhodez eine Kundgebung für die Bourbonen stattfinden sollte und die Straßen von einer aufgeregten Menge erfüllt waren, ritt er auf seinem Apfelschimmel gravitätischkühl durch die erhitzten Gruppen und lächelte den beleidigten wilden Blicken, die ihn trafen, mit Geringschätzung entgegen.

Man erzählte, daß er seine Jugend und ein beträchtliches Vermögen in Paris vergeudet habe und daß er von dort menschensatt in die Heimat zurückgekehrt sei. Seine Gepflogenheiten deuteten auf einen das Absonderliche liebenden Geist. In früheren Jahren war ein gelehrter Pater der benachbarten Benediktiner-Abtei oftmals bei ihm zu Gast gewesen; es hatte geschienen, als ob der stille Mann und Menschenkenner an dem ungebundenen Wesen und der heidnisch-brünstigen Naturvergötterung des Einsiedlers Bastide seine heimliche Freude habe; aber als Bastide eine Näherin aus Alby, die hübsche Charlotte Arlabosse, gewaltsam entführt hatte

und in wilder Ehe mit ihr lebte, mußte der Benediktiner, dem Befehl seiner Oberen gehorchend, den Verkehr abbrechen.

Von da an verzichtete Bastide überhaupt auf jeden vertraulichen Umgang. Er hatte keinen Freund, wünschte keinen Freund. Hochmütig schloß er sich ab; der Anblick eines neuen Gesichts machte seine Züge fremd und kalt; den Leuten aus der Gesellschaft begegnete er mit verletzender Gleichgültigkeit. Vielleicht war es nur die Furcht vor Enttäuschung, wenn er sich auch dem herzlichsten Werben schroff versagte, denn es lag bisweilen in der Tiefe seines Auges die Sehnsucht selbstungewisser Liebe. Hart werden, weil unerfüllte Ansprüche die Seele beschweren und verdunkeln, einsam bleiben, weil überhebender Stolz sich scheut, das erglühte Herz frei darzubringen und ohne Gerechtigkeit sein, aus Scham und mißverstehendem Trotz, das war vielleicht sein Los und sicher seine Schuld.

Tagelang trieb er sich mit seinen Hunden in den Tälern der Sevennen herum. Er sammelte Steine, Pilze, Blumen, fing Vögel und Schlangen, jagte, sang und fischte. Ging ihm etwas in die Quere und war sein Blut in Wallung, so nahm er das feurigste Pferd aus dem Stall und ritt etwa über die gefährlichen Felsenpfade nach Rieux. Im Winter, in kalter Morgenstunde, sah man ihn im Wasser des Flusses baden, in schwülen Sommernächten lag er nackt und fiebernd unter freiem Himmel. Er behauptete dann, er sähe die Sterne tanzen und fühle die Erde zittern. Um die Zeit der Weinlese war er, ohne je zu trinken, wie im Rausch; er veranstaltete Feste mit Musik und Fackelzügen und machte den Schutzpatron aller Liebesverhältnisse unter dem Winzervolk. Bei langdauerndem schlechten Wetter wurde er blaß, schlaff und überempfindlich, verlor Schlaf und Appetit und geriet in plötzliche Wutanfälle, die der Schrecken seiner Leute waren; bei einer solchen Gelegenheit fällte er einmal mit der Axt ein halb Dutzend der herrlichsten Bäume im Garten, die er, wie alle wußten, so leidenschaftlich liebte, als ob sie seine Brüder wären.

Daß bei seiner ungeordneten Verwaltung der Ertrag des Gutes von Jahr zu Jahr geringer wurde, war keinem erstaunlich als ihm allein. Er geriet in Schulden, aber davon zu sprechen oder daran zu denken, bereitete ihm den größten Widerwillen und was er dagegen unternahm, war eine regelmäßige Beteiligung an verschiedenen Lotterien, deren Ziehungstermine er stets mit kindlicher Ungeduld erwartete.

Als das Gericht, der unüberhörbaren Meinung und Anklage des Volkes gehorchend, die Verhaftung Bastides anordnete, wußte dieser schon, was gegen ihn im Werke war. Er saß, mit einer Holzschnitzerei beschäftigt, unter einer mächtigen Platane, als die Huissiers auf dem Hof erschienen. Charlotte Arlabosse stürzte zu ihm und packte seinen Arm, doch er machte sich los und sagte: „Laß sie nur gewähren, die Eiterbeule ist schon lange reif." Mit ironischer Grandezza trat er den Bewaffneten entgegen und rief: „Euer Diener, meine Herrn."

Die Bewohner von La Morne wurden einem strengen Verhör unterworfen.

Nach Bastides eigener Angabe war er am Nachmittag des neunzehnten März nach Rhodez geritten; um sieben Uhr abends sei er schon bei seiner Schwester im Dorfe Gros gewesen, dort habe er übernachtet, sei am Morgen nach La Morne zurückgekehrt, dann auf die Nachricht vom Tode des Oheims wieder nach Rhodez geritten und habe sich ungefähr eine halbe Stunde lang in Fualdes Haus aufgehalten. Seine Schwester bestätigte, daß er die Nacht in ihrem Hause verweilt habe und fügte hinzu, er sei im Gespräch besonders heiter und liebenswürdig gewesen. Auch die Magd, die ihm aufgewartet und das Bett bereitet hatte, sagte aus, daß er sich um zehn Uhr schlafen gelegt habe.

Diesen Zeugen wurde nicht geglaubt, ja sie wurden bald darauf als verdächtig in Haft genommen. Von den Leuten auf La Morne schwatzte der eine dies, der andere das. Um nur irgend etwas zu sagen und nicht als Dummköpfe oder Mitschuldige dazustehen, verwickelten sie sich in Reden von bedeutungsvoller Dunkelheit, und so äußerte ein Diener, daß die graue Stute des Herrn, wenn sie zu sprechen vermöchte, von sauren Ritten in jener Nacht erzählen könnte. Die Mägde faselten oder vergossen Tränen, Charlotte Arlabosse entfloh sogar, wurde in den Weingärten ergriffen und ins Stadtgefängnis gebracht.

Bousquier und seinen Gefährten blieben diese Ereignisse keineswegs verborgen, ja es wurden ihnen geringfügige Umstände mit wichtiger Betonung mitgeteilt, um sie sicher zu machen und ihrem Gedächtnis nachzuhelfen. Hauptsächlich auf den Schmuggler Bach hatte es nun der Untersuchungsrichter abgesehen, den man zuerst wie auch das Ehepaar Bancal zu keiner Angabe hatte bewegen können. Er hatte Richter und Wärter mit heftigen Wutausbrüchen erschreckt und war zur Strafe und Bändigung in Ketten gelegt worden. Ohne es eigentlich zu wissen, litt dieser Mensch an ungeheurer Sehnsucht nach seiner Freiheit, denn er war das Muster eines schweifenden Vagabunden und Strolches. In einer Nacht, als er versucht hatte, sich durch Zusammenpressen der Kehle zu töten, machte ihn Monsieur Jausion mit den Geständnissen seines Kameraden Bousquier bekannt und ermahnte ihn, auch seinerseits der fruchtlosen Verstocktheit zu entsagen. Da verwandelte sich plötzlich das Benehmen des Menschen; er schien heiter, wurde mitteilsam und sagte boshaft grinsend: „Nun gut, wenn Bousquier viel weiß, so weiß ich noch mehr." Und in der Tat, er wußte mehr. Er war ein Stotterer und nutzte dieses Übel aus, um Zeit zur Überlegung zu gewinnen, wenn die Einbildungskraft erlahmen wollte, und so oft er sich ins Gebiet des Märchenhaften verirrte, führte ihn der scharfsinnige Monsieur Jausion sanft auf die Straße der Wirklichkeit zurück.

Er erzählte also: Als er mit Bousquier ins Zimmer trat, saß der Advokat Fualdes auf einem Stuhl beim Tisch und mußte Wechsel unterschreiben. Der große starke Mann, Bastide Grammont nämlich, — kein Zweifel es war Grammont; Bach vertraute darin den Mitteilungen des Richters und der beredsamen Fama — steckte die unterschriebenen Papiere in seine Brieftasche. Währenddessen kochte Frau Bancal einen Imbiß, Hühner mit Gemüse und Kalbfleisch mit

Reis; eine wichtige Schattierung, durch welche die Kaltblütigkeit der Mörder bezeichnet wurde. Kurz vor acht Uhr kamen zwei Tamboure herein, aber das Gesicht des Wirts oder des fremden Herrn mißfiel ihnen, sie glaubten zu stören und gingen wieder, worauf das Haustor versperrt wurde. Doch wurde dann noch mehrmals gepocht; das verabredete Zeichen waren drei kurze Schläge mit der Faust und nach und nach kamen der Soldat Colard mit seiner Geliebten, der bucklige Missonier, eine vornehme verschleierte Dame mit grünen Federn auf dem Hut und ein Tabakshändler im blauen Rock. Der Hut mit grünen Federn war ein besonderer Beweis von Bachs Erfindungsgabe und stach malerisch glaubhaft ab von dem blauröckigen Tabaksmann.

Um halb neun Uhr brachte Frau Bancal ihre Tochter Magdalene in die Dachkammer zum Schlafen, und nun erklärte Bastide Grammont dem alten Mann, daß er sterben müsse. Das beschwörende Flehen des Opfers hatte keinen andern Erfolg, als daß ihn der starke Bastide ergriff und trotz seines heftigen Sträubens auf den Tisch legte, von welchem Bancal rasch zwei Brote wegnahm, die irgend jemand mitgebracht hatte. Fualdes schrie jämmerlich, man möge ihm einen Augenblick Zeit lassen, damit er sich mit dem Himmel versöhnen könne, doch Bastide Grammont entgegnete barsch: „Versöhne dich mit dem Teufel!"

Hier unterbrach Monsieur Jaustion die Erzählung und fragte mit treuherziger Neugier, ob nicht vielleicht in diesem Moment eine Drehorgel vor dem Haus zu spielen angefangen hätte. Bach bestätigte es eifrig und fuhr in seinem Bericht fort, der nun ihm selber Spannung und Grauen verursachte: Colard und Bancal hielten dem Alten die Beine, während der Tabakshändler und Colards Geliebte Arme und Kopf packten. Ein Herr mit einem Stelzfuß und einem dreispitzähnlichen Hut hielt die Kerze hoch. Das Auftauchen dieser neuen Figur hatte etwas Unheimliches und wenn sie nichts darstellen sollte als einen die Schauer der Mordnacht vervollständigenden Schnörkel, so erfüllte sie ihren Zweck trefflich. Der kerzenhaltende Stelzfuß glich einem verruchten Schatten aus der Unterwelt, und es war nicht vonnöten, das schmale Kinn, das feixende Maul, das geisterhafte Auge besonders zu schildern.

Mit einem breiten Messer versetzte Bastide Grammont dem Alten einen Stich; durch eine übermenschliche Anstrengung gelang es Fualdes, sich loszureißen, er sprang auf, rannte, schon zu Tod verwundet, mit heiserem Gurgeln durch das Zimmer; Bastide Grammont ihm nach, umklammerte ihn, warf ihn abermals auf den Tisch, der Tisch wankte, ein Bein brach; nun trug man den Sterbenden auf zwei rasch zusammengerückte Bänke und Bastide Grammont stieß das Messer tief in seinen Hals. Mit dem letzten Seufzer des Greises kamen Bancal und seine Frau und fingen das herunterfließende Blut in einem irdenen Tiegel auf; was über die Dielen rann, scheuerten die Weiber ab. In den Taschen des Ermordeten fand sich ein Fünffrankenstück und mehrere Soustücke. Bastide Grammont warf das Geld in die Schürze der Bancal und sagte: „Nehmt! wir töten ihn nicht um dieses Geldes willen." Es wurde auch ein

Schlüssel gefunden, den steckte Bastide zu sich. Frau Bancal hatte Lust zu dem feinen Hemde des Toten und bemerkte lüstern, es sähe wie ein Chorhemde aus, doch lenkte man sie von ihrer Begierde ab, indem man ihr einen Amethystring von Fualdes Finger schenkte. Dieser Ring wurde am andern Tag von einem unbekannten Herrn gegen eine Entschädigung von zehn Franks wieder geholt.

Als Bachs Erzählung mit ihrer ganzen Umständlichkeit und ihrer heuchlerischen Fülle seltsamer und einleuchtender Einzelheiten bekannt wurde, fehlte nicht viel und man hätte den phantasievollen Schurken wie einen Erlöser gefeiert. Die Entrüstung nährte den Glauben und Kritik erschien als Verrat. Das Publikum, die Zeugen, die Richter, die Behörden, alle glaubten an die Tat und alle begannen mitzudichten. Bach und Bousquier, die einander gegenübergestellt wurden, stritten sich und einer schimpfte den andern Lügner; der eine wollte vor, der andere nach dem Mord ins Bancalsche Haus gekommen sein, der eine behauptete, zugegriffen zu haben, der andere wollte bloß die in ein Bettuch und mit Stricken umschnürte Leiche aufgeladen haben. Der blödsinnige Missonier bezeichnete noch eine Reihe anderer Personen, die er im Bancalschen Hause gesehen hatte, zwei Notare aus Alby und einen Koch. In der Kneipe der Rose Féral, wo allerlei schlechte Individuen verkehrten und alte Kriegstaten und Diebstähle zur Sprache kamen, wurde am Mordabend die Plünderung eines Hauses besprochen, das einem Liberalen gehörte. Dieses Gerücht war darauf berechnet, den Schrecken der ruhigen Bürger zu vergrößern, und daß sich nachher alle Verschwörer, auch wohlhabende Leute, in Bancals Wohnung einfanden, mochte weiter nicht auffallen. Alles stimmte in dem verworrenen und höllischen Gewebe; in den Kleidern des toten Fualdes war kein Geld, an seinen Fingern kein Ring gefunden worden; Grammont hatte noch am siebzehnten März den Gerichtsvollzieher im Hause gehabt und dieser Umstand, rechtzeitig emporgetrieben aus dem Lügensumpf, gab Sicherheit. Bastide war unrettbar verstrickt. Die Gefangenen untereinander gerieten in Bedrängnis durch die fühlbare Unruhe des Volkes; jeder erschien dem andern als schuldig, jeder gab, was man nur wissen wollte, vom andern zu, um sich selber zu entlasten; sie kannten ihr Schicksal nicht, sie verloren den Sinn für die Bedeutung der Worte, sie spürten nicht mehr sich selbst, ihren Leib, ihre Seele, sie fanden sich umspannt von einer unsichtbaren Klammer und jeder suchte sich auf eigene Rechnung zu lösen, ohne zu wissen, was er denn eigentlich getan oder unterlassen habe. Täglich fanden neue Verhaftungen statt, kein durchreisender Fremdling war seiner Freiheit sicher und nach einigen Wochen war ganz Frankreich von dem Rausch der Wut, des Racheverlangens und der Furcht ergriffen. Aus den Gestalten des lächerlich-grauenvollen Mordgetümmels tauchte bald diese, bald jene deutlicher und wesenhafter empor, und am wichtigsten erschien schließlich, weil immer von neuem genannt, die verschleierte Dame mit den grünen Federn auf dem Hut; ja sie wurde allmählich zum Mittelpunkt und zur treibenden Gewalt der blutigen Handlung, vielleicht nur, weil ihre Herkunft und Existenz ein Geheimnis blieb. Von vielen Stimmen wurde Charlotte Arlabosse verdächtigt, aber sie konnte ihre Unschuld

durch kaum angreifbare Zeugnisse erhärten, auch erschien sie als zu harmlos und zu sehr als das Opfer von Bastides tyrannischer Grausamkeit, um dem dämonischen Bilde der mysteriösen Unbekannten zu entsprechen.

Während Bach und Bousquier in einem Wetteifer, durch den sie ihr eigenes Verderben beflügelten, mit immer neuen Erfindungen die Behörde zur Milde bestachen und durch Bezichtigungen, zu welchen sie das unterirdisch ihnen zusickernde Gerede ermunterte, den trüben Quellen frische Nahrung zuführten; während der Soldat Colard und das Ehepaar Bancal infolge der harten Gefangenschaft, der unnachsichtigen Behandlung der Wärter und der folternden Verhöre in Delirien des Wahnsinns gestürzt wurden, so daß sie Dinge berichteten, welche selbst der an ein Übermaß schon gewöhnte Monsieur Jausion als Traumgeburten bezeichnen mußte; während die übrigen Häftlinge, haltlos zwischen eigenen Erlebnissen und krankhaften Visionen steuernd, immer einer den andern verdächtigte und heute widerriefen, was sie gestern beschworen, bald um Gnade winselten, bald sich trotzig verschlossen; während die Bewohner der Stadt, der Dörfer, der ganzen Provinz mit einem Fanatismus, dessen Feuer von dunklen Hütern bewacht und gespeist wurde, die Beendigung des langwierigen Verfahrens und die Bestrafung der Missetäter forderten; während endlich das Gericht in der unbeherrschbar anwachsenden Flut der Beschuldigungen und Verleumdungen Weg und Richtung verlor und im Begriffe war, ein Werkzeug in den Händen des Pöbels zu werden; — währenddessen war es den uferlosen Kräften gelungen, das Gemüt eines Kindes zu vergiften, welches als Zeuge auftrat gegen Vater und Mutter und das betörte Volk glauben machte, Gott selbst habe durch ein Wunder die Zunge einer Unmündigen gelöst.

Schon am Anfang war die elfjährige Magdalena Bancal vom Untersuchungsrichter befragt worden; sie hatte nichts gewußt. Darnach kam das Kind ins Hospiz, und auf einmal meldeten sich Personen, die von andern und diese, die wieder von dritten und vierten Personen gehört hatten, das Mädchen habe gesehen, wie man den alten Mann auf den Tisch gelegt und wie man ihrer Mutter Geld gegeben habe. Freilich ermittelte der Gerichtsrat Pinaud, der einzige Mann, der in dem wüsten Wirrsal Klarheit und Urteil behielt, daß Magdalena von dem Ökonomen des Hospizes, sowie von andern Leuten Geschenke erhielt; aber da war es schon zu spät, um die Wurzel der Lüge zu entdecken und zu töten. Immer fester wurde dem Kinde seine erste Aussage eingeredet und die Erzählung erweiterte sich, je mehr man ihm Aufmerksamkeit schenkte und seiner Eitelkeit schmeichelte, so daß es in Wahrheit alles erlebt zu haben glaubte und sich in der Teilnahme und dem Bedauern der Erwachsenen wohl fühlte. Ihre Mutter hatte sie auf den Dachboden geführt, so berichtete Magdalena, aber dann war sie aus Furcht vor Kälte heimlich wieder heruntergeschlichen und hatte sich im Bett des Alkovens versteckt. Durch ein Loch im Vorhang konnte sie alles gewahren und belauschen. Als der Alte erstochen werden sollte, floh die Dame mit den grünen Federn entsetzt in die Kammer und wollte durchs Fenster fliehen. Bastide Gram-

mont zog sie hervor und wollte sie umbringen. Bancal und Colard baten um Schonung für sie und sie mußte einen furchtbaren Eid schwören, der sie zum Schweigen verband. Ein wenig später sah Grammont, dessen Argwohn nicht stille wurde, auch im Bett nach. Magdalena stellte sich schlafend. Er betastete sie zweimal und sagte dann zur Mutter, sie möge sehen, sich des Kindes zu entledigen, was Frau Bancal um vierhundert Franken zu tun versprach. Am andern Morgen wurde das Kind von der Mutter aufs Feld geschickt, wo der Vater gerade ein tiefes Loch gegraben hatte. Sie glaubte, der Vater werde sie hineinwerfen, aber er umarmte sie weinend und ermahnte sie zur Frömmigkeit.

Wäre man auch jedes andere Zeugnis zu bezweifeln bereit gewesen, der Bericht des Kindes galt als unwiderleglich und niemand fragte darnach, wie er zustande gekommen, wie man das unwissende Geschöpf umworben, bestochen und durch Beifall und Zärtlichkeit oder gar durch Furcht trunken gemacht hatte. Man zog aus seinen Schreckträumen Nutzen, indem man es nachts aus dem Schlaf zerrte; jeder neue Einfall war willkommen, das Mädchen glaubte etwas Vortreffliches zu leisten und gab sich immer bereitwilliger an seine Rolle. Solcherart formte sie Dinge aus dem Nichts heraus, die geeignet waren, auf das Fieberbild der Mordnacht ein wunderliches Wirklichkeitslicht zu werfen, zum Beispiel, wie die Mutter am Morgen mit demselben Messer Brot geschnitten hatte, mit dem der alte Herr erstochen worden war und wie Magdalena das Brot zurückgewiesen hatte, weil ihr davor geschaudert; oder wie das im Tiegel aufgefangene Blut einem der Schweine zu trinken gegeben und wie das Tier darnach wild geworden und schreiend durch den Hof gerast sei.

Bastide Grammont ließ mit kalter Gelassenheit Verhör um Verhör über sich ergehen. Seine trocken-hochmütige Würde, sein spöttisches Lächeln, sein stummes Achselzucken setzten Monsieur Jausion nicht selten in Verlegenheit. Doch kam es wohl vor, daß er, von Ungeduld hingerissen, dem Richter kurzweg das Wort entriß und kühn und beredt an dem gebrechlichen und dennoch unzerstörbaren Bau der Indizien rüttelte.

„Falls es in meinem Plan und Interesse gelegen war, den Oheim ums Leben zu bringen, bedurfte es dann einer Verschwörung von so vielen Personen?“ so fragte er etwa und die Verachtung machte seine Züge flammen. „Soll ich so dummschlau sein und mich mit Bordellwirten, Dirnen, Schmugglern, alten Weibern und abgestraften Verbrechern verbünden, Leuten, die zeitlebens meine Meister und Mahner geblieben wären, selbst wenn Stillschweigen zu ihren Tugenden gehörte? Läßt sich etwas Sinnloseres ausdenken, als einen Mann auf offener Straße zu ergreifen und ihn in ein ohnehin verdächtiges Haus zu schleppen? Wozu das alles? Gab es für mich keine bessere Gelegenheit? Konnte ich den Alten nicht auf das Gut locken, ihn im Wald erschießen und verscharren? Ich hätte ihn zum Unterschreiben von Wechseln gezwungen, — wo sind sie, die Wechsel? Sie müßten doch zum Vorschein kommen und mich bloßstellen. Sie sagen selbst, das Bancalsche Haus sei so verwahrlost, daß man von der Wohnung der Spanier

durch die morschen Bretter in Bancals Stube blicken kann; warum hat dann Monsieur Saavedra nichts gehört? Aha, er hat geschlafen. Guter Schlaf, das. Oder ist er auch im Komplott, wie meine Mutter, meine Schwester, meine Geliebte, meine treuen Diener? Und alles zugegeben, genügten nicht die Bancalschen Eheleute zur Hilfe, einen schwachen Greis zu töten und beiseite zu schaffen, mußte ich dazu noch ein halb Dutzend verdächtige Kerle aus den Kneipen holen? Warum hat mein Oheim nicht geschrien? Er war geknebelt, schön; aber der Knebel ist auf dem Hofe gefunden worden. So hat er doch geschrien, als der Knebel entfernt war, und ich habe die Leiermänner spielen lassen. Sehr geistreich, das mit den Leiermännern, aber solche Drehorgeln machen doch Lärm und locken Leute an die Fenster und auf die Straße. Und warum das Opfer schlachten, da so viele starke Männer es leicht hätten erwürgen können? Zeigen Sie mir den ärztlichen Befund, Monsieur, ob darin von einem Stich und nicht vielmehr von einem Riß die Rede ist. Und welches Geschwätz, das mit dem Leichenzug, welche verräterischen Anstalten in einem Land, wo jeder Grenzpfahl Augen hat! Man beschuldigt mich, am andern Morgen in meines Oheims Haus gestürmt zu sein und Papiere geraubt zu haben. Wo sind diese Papiere? Mein Oheim starb fast arm. Seine Forderung an mich ist an den Präsidenten Seguret übergegangen. Wozu also die Tat? Was will man von mir? Wer, der Augen hat, sieht meine Hände befleckt?"

Diese Sprache war herausfordernd. Sie erweckte den Unwillen des Gerichts und den gesteigerten Haß der Menge, die davon entstellte Kunde erhielt. Aus Angst vor dem Volk wagte kein Advokat, die Verteidigung Bastide Grammonts zu übernehmen. Monsieur Pinaud, der allein den Mut hatte, auf die Unwahrscheinlichkeiten und die abenteuerliche Herkunft der meisten Zeugenaussagen zu verweisen, hätte seinen Eifer für die Wahrheit fast mit dem Leben bezahlen müssen. Eines Nachts zog ein Pöbelhaufen, darunter auch Bauern, vor sein Haus, zertrümmerte die Fensterscheiben, demolierte das Tor und legte Feuer auf der Treppe an. Nur mit Mühe konnte sich der erschrockene Mann ins Freie retten und er floh nach Toulouse.

Wohl erkannte Bastide Grammont, daß es für ihn zunächst keinen Widerstand gab; er entschloß sich, alle Tapferkeit in Geduld zu verwandeln und seine Lippen so zu verschließen, als ob sie die Türen wären, durch welche die Hoffnung entfliehen könnte. Er, der freieste der Menschen, mußte die strahlenden Tage des Frühlings, die duftigen Abende des Sommers in einem feuchten Loch zubringen, das den eigenen Atem ekel machte; er, zu dem die Tiere redeten, den die Blumen mit Augen anblickten, für den die Erde zu gewissen Zeiten etwas wie einen Glanz von Verliebtheit hatte, der zu gehen, zu schreiten, zu wandern, zu reiten wußte so wie Künstler entzückende Werke schaffen, er mußte durch ein widersinniges Spiel unbegreiflicher Umstände bezwungen, den Vorgeschmack des Grabes kosten und entbehren, was ihm das innerste und eigenste des Lebens war. Häufig wurden die Nächte des Trotzes, wo der Blick überfloß und stumpf wurde im Gedanken der Schmach; häufiger die Tage nicht zu be-

herrschender Sehnsucht, wo jedes von der nassen Mauer bröckelnde Sandkorn an das wunderbare Wirken und Weben der Erde, der Wiese, des Waldes gemahnte. Von den Ereignissen, die sein Schicksal verdunkelt hatten, wandte er alles Nachdenken angewidert ab, und er hörte es kaum, als eines Morgens der Wärter erschien und ihm frohlockend mitteilte, daß die geheimnisvolle Unbekannte, welcher es bestimmt war, Haupt- und Kronzeugin zu werden, die Dame mit den grünen Federn endlich gefunden sei; sie habe sich selbst gemeldet und es sei die Tochter des Präsidenten Seguret, Madame Clarissa Mirabel.

Bastide Grammont blickte finster vor sich hin. Aber von Stund an umflatterte dieser Name sein Ohr wie der Flügelschlag des unabwendbaren Fatums.

So war es: Madame Mirabel hatte bekannt, daß sie während der Mordnacht im Bancalschen Haus gewesen sei. Doch geschah dies Geständnis im Drang eines sonderbaren Augenblicks, und es verfloß nicht so viel Zeit, wie das flinke Gerücht brauchte, um offenbar zu werden, da nahm sie alles wieder zurück. Aber das Wort war gefallen und zeugte Tat auf Tat.

Clarissa Mirabel war das einzige Kind des Präsidenten Seguret. Sie war auf dem Land erzogen worden, in dem alten Schloß Perrié, das ihr Vater beim Anbruch der Revolution gekauft hatte. Die politischen Stürme und die Unsicherheit der Zustände waren Schuld, daß sie in ihrer Kindheit keines regelmäßigen Unterrichts genoß. Die tiefe Abgeschiedenheit, in der sie aufwuchs, begünstigte ihre Anlage zur Schwärmerei. Sie vergötterte ihre Eltern und in den bewegten Zeiten der Anarchie zeigte die erst vierzehnjährige Jungfrau an der Seite ihres Vaters einen solchen Opfermut und solche Hingabe, daß sie dadurch die Aufmerksamkeit des Oberst Mirabel erregte, der dann fünf Jahre später kam und um sie warb. Sie liebte ihn nicht, — kurz vorher hatte sie ein seltsam-romantisches Verhältnis mit einem Hirten der Gegend angeknüpft — doch heiratete sie, weil ihr Vater es befahl. Die Ehe war nicht glücklich; nach drei Monaten trennte sie sich von ihrem Mann; der Oberst ging mit dem Heer nach Spanien. Als der Krieg zu Ende war, kam er zurück und ließ Clarissa sein Verlangen andeuten, daß sie bei ihm wohnen solle, doch weigerte sie sich, erklärte auch schriftlich ihre Weigerung, zornig darüber, daß er fremde Leute schickte, um mit ihr zu unterhandeln. Doch erfuhr sie, Mirabel sei verwundet und dies änderte ihren Sinn. In der Nacht, auf verborgenen Wegen, unter umständlichen Förmlichkeiten wurde der Oberst ins Schloß getragen, und in einem abgelegenen Zimmer pflegte ihn Clarissa mit treuer Sorgfalt. Solange es geheim blieb, fesselte sie die neuartige Beziehung zu dem Mann als Liebhaber, doch die Mutter entdeckte alles und glaubte, der völligen Aussöhnung zwischen den Gatten stehe nichts im Wege. Clarissa wußte ihren Mann zu entfernen; in einem Gehölz beim Dorf hatte sie abendliche Zusammenkünfte mit ihm. Oberst Mirabel wurde aber des wunderlichen Treibens überdrüssig; er erhielt eine Anstellung in Lyon, starb aber kurz darauf an den Folgen seiner Ausschweifungen.

Jahre gingen hin; auch die Mutter starb und die Trauer Clarissas war so groß, daß sie tagelang nicht vom Grabe wich und nur durch den Einfluß des leichter getrösteten Vaters zu bewegen war, sich wieder in das einsam-leere Dasein zu fügen. Völlig sich selbst überlassen, ergab sie sich dem Genuß ungewählter Lektüre und ihre Wünsche richteten sich mit verborgener Glut auf große Erlebnisse. Sie brachte sich durch auffällige Neigungen und Gewohnheiten in das kleinstädtische Gerede; sie ließ Kinder und halbwüchsige Knaben und Mädchen ins Schloß kommen, deklamierte ihnen Verse und richtete sie zum Theaterspielen ab. Ihr zwangloser Charakter erweckte Feinde; sie sagte was sie dachte, verletzte ohne böse Absicht, stiftete Verwirrung und Klatsch in aller Unschuld, übertrieb das Geringfügige und übersah das Große, gefiel sich zuweilen in Maskeraden, Verkleidungen und erdichteten Rollen und bezauberte doch wieder den Empfänglichen durch die Anmut ihrer Rede, die heitere Beweglichkeit ihres Geistes, das gewinnend Herzliche ihrer Manieren.

Sie war jetzt fünfunddreißig Jahre alt; aber nicht nur, weil sie außerordentlich schlank, klein und zart war, sah sie aus wie ein achtzehnjähriges Mädchen, sondern es war auch in ihrem Wesen eine tiefe und ungewöhnliche Jugend, und wenn ihr Auge voll und nachdenklich auf einem Gegenstand ruhte, hatte es die Klarheit und träumerische Süße des Kinderblicks. Sie war gleichsam ein Erzeugnis der Grenze: südliche Lebhaftigkeit und nordische Schwere waren zu ruheloser Mischung gediehen; sie grübelte gern und spielte gern und wie ein Tierlein spielend, vermochte sie in Männern aller Art ein mit Scheu gemengtes Begehren zu erregen.

Von der Flut der Gerüchte über den Tod des Advokaten Fualdes blieb sie zunächst unberührt, obwohl ihr Vater durch den Kauf der Domäne La Morne mittelbar an den Ereignissen beteiligt schien und täglich neue Nachrichten ins Schloß getragen wurden. Der Vorfall war ihr zu verwickelt und alles was damit zusammenhing, roch zu sehr nach Schmutz. Erst als der Name Bastide Grammonts genannt wurde, horchte sie auf, verfolgte die Dinge und ließ sich den geglaubten Hergang vom Vater oder von den Dienerinnen berichten, wobei sie mehr Teilnahme als Verwunderung bezeigte.

Sie wußte nichts von Bastide Grammont. Des ungeachtet fiel sein Name, kaum daß sie ihn gehört, wie ein Gewicht in ihr lauschendes Innere. Sie fing an, sich nach ihm zu erkundigen, unternahm heimliche Ritte nach La Morne und brachte den einen oder andern seiner Leute über ihn zum Reden, ja einmal gelang es ihr sogar, mit Charlotte Arlabosse zu sprechen, die um jene Zeit schon wieder in Freiheit war. Was sie vernahm, erzeugte in ihr ein eigentümliches, schmerzhaftes Staunen; ihr war zu Mut, als hätte sie eine wichtige Begegnung versäumt.

Dazu kam, daß sie sich plötzlich erinnerte, ihn gesehen zu haben. Er mußte es gewesen sein, wenn sie die verworrenen Schilderungen seiner Person nur halbwegs recht verstand. Es war ein Jahr zuvor gewesen, an einem frühen Morgen im ersten Frühjahr. Von der allgemeinen Unruhe gepackt, durch die der er-

wachende Lenz das Blut aufwühlt und den Schlaf schneller als sonst beendigt, hatte sie das Schloß verlassen und war zu Fuß über die Weinbergwege in das bewaldete Tal von Rolx gewandert. Und während sie durch die sonnebeglänzten, feuchten Gebüsche schritt, über sich das Jubeln der Singvögel und das glühende Blau der Himmelskugel, unter sich die wie ein Leib atmende Erde, hatte sie einen Mann von mächtigem Gliederbau gewahrt, der aufrecht dastand, barhäuptig, die Nase in der Luft und mit einer überirdischen Begierde, mit aufgerissenen Augen genoß, was eben zu genießen war: die Düfte, die Sonne, die berauschende Feuchtigkeit, den Glanz des Äthers. Er schien dies alles zu riechen, er schnupperte wie ein Hund oder wie ein Hirsch und indes sein nach oben gekehrtes Gesicht eine entfesselte, lachende Befriedigung zeigte, zitterten die herabhängenden Arme wie in Krämpfen.

Damals hatte sich Clarissa gefürchtet; sie war entflohen, ohne daß jener sie bemerkte, ohne daß er das Rascheln der Zweige und den Schall ihrer Tritte vernahm. Jetzt gewann das Bild eine andere Bedeutung. Oft wenn sie allein war, gab sie sich der Ausmalung jener Stunde hin: wie sie dem Sonderling entgegentrat, ihm durch ein tiefberechnetes Spiel von Fragen Antwort um Antwort von den trotzigen Lippen raubte und wie er dann, unfähig sich länger zu verstellen, aus eigenem Trieb sein Herz aufschloß. Und eines Nachts kam er auf wildem Pferd, drang ins Schloß, nahm sie und ritt mit ihr davon, so schnell, daß es schien, als sei der Sturm sein Diener und als sei das Roß vom Sturm beflügelt. Wenn die Rede bei Tisch oder in Gesellschaft auf Bastide Grammont kam und seine von allen unbezweifelte Mordschuld, beschäftigte sich Clarissa niemals mit dem Entsetzlichen der Tat, die einen solchen Mann auf ewig von der Gemeinschaft der Guten trennen mußte, sondern, umhüllt von wollüstigem Dunst, empfand sie die Wirkung einer Kraft, das Heroische einer Geberde, die Wahrheit einer Existenz und die Gewißheit von der erreichbaren Nähe jener Gestalt, die aus ihren bangen Träumereien nicht mehr weichen wollte. Sie erschrak über sich selbst, sie staunte in die gefürchteten Abgründe der eigenen Brust hinab und oft war ihr, als läge sie, sie selbst im Kerker und als ginge er, Bastide, draußen auf und ab und sinne auf Mittel, die Türe zu sprengen, während sein beflügeltes Pferd triumphierend wieherte.

Nun war sie versponnen in all das Reden, Raunen und Fabulieren und der ganze Knäuel von Scheußlichkeiten, in welchem Plan und Willkür unlösbar verwühlt waren, rollte stetig anwachsend auch vor ihren Weg. Es ergriff sie immer sonderbarer und sie glaubte in vergifteter Luft zu atmen; sie ging durch eine Straße in Rhodez und wähnte aller Augen Rechenschaft fordernd auf sich gerichtet, so daß sie ihren Schritt beschleunigte, bleich und verwirrt nach Haus eilte und mit stockenden Pulsen vor einem Spiegel stille stand.

Vor nicht langer Zeit war sie auf dem Gut einer Familie zu Gast gewesen, die ihrem Vater befreundet war. Eines Tages geriet der Herr des Hauses, ein Gelehrter, über den Verlust einer wertvollen Handschrift in Unruhe und Sorge.

Die Dienstleute wurden aufgeboten, jeden Raum zu durchstöbern, doch eines Diebstahls wurde niemand verdächtigt. Clarissa geriet nach und nach in einen qualvollen Zustand; sie bildete sich ein, man beargwöhne sie; in jedem Wort spürte sie den Stachel, in jedem Blick eine Frage, mit Angst und Eifer nahm sie am Suchen teil, schon hatte sie Fiebergesichte von Kerker und Schande, wollte zum Vater eilen, ihre Unschuld beteuern, — da fand sich plötzlich die Handschrift unter alten Büchern, Clarissa atmete auf wie von Todesgefahr errettet und nie zuvor war sie so witzig, gesprächig und hinreißend liebenswürdig gewesen wie in den darauffolgenden Stunden.

Als in der Phantasie der Menge mit den übrigen bei der bestialischen Abschlachtung des armen Fualdes Beteiligten die Dame mit den grünen Federn zu immer deutlicherer Gestaltung erwuchs, wurde Clarissa von einer Bestürzung erfaßt, mit der sie anfangs nur spielte, wie um sich auf einem Ungefähr zu erproben oder auf einer Möglichkeit zu schaukeln, gleich einem Knaben, der mit angenehmem Gruseln die gefrorene Decke eines Flusses auf seine Festigkeit prüft. Sie verschlang die Berichte der Zeitungen. Das zaghafte Tändeln ward zu einer plagenden Vorstellung, hauptsächlich durch den Umstand, daß sie einen Hut mit grünen Federn wirklich besaß. Daran konnte nichts Auffälliges gefunden werden. Die Mode erlaubte es, grüne, gelbe oder rote Federn zu tragen; trotzdem wurde der Besitz des Hutes für Clarissa zur Qual. Sie wagte nicht mehr, ihn zu berühren, ihr schien, als seien die Federn mit einem blutigen Schimmer umhüllt und schließlich versteckte sie ihn in einer Rumpelkammer unter dem Dach.

Sie beschäftigte sich mit Reiseplänen, wollte nach Paris, aber der Entschluß wurde täglich wieder wankend. Indessen kam der Juli. Eine wandernde Theatergesellschaft kündigte in Rhodez Vorstellungen an und ein Offizier namens Clemendot, der Clarissa seit langem mit Liebesanträgen verfolgte, von ihr aber seiner Gewöhnlichkeit und offenbaren Roheit halber stets kühl, ja bisweilen schimpflich zurückgewiesen worden war, brachte ihr ein Billett und lud sie ein, mit ihm gemeinschaftlich das Theater zu besuchen. Sie lehnte ab, doch in letzter Stunde hatte sie Lust hinzugehen und mußte es dulden, daß sich Kapitän Clemendot nach dem Aufgehen des Vorhangs auf den leeren Platz zu ihrer Rechten setzte.

Die Truppe führte ein Melodram auf, dessen Handlung das Unglück und den schaudervollen Mord eines schuldlosen Jünglings mit Behagen in die Breite zerrte. Am Schluß des ersten Aktes trat eine als Mann verkleidete Dame auf die Bühne; sie trug einen spitzen, runden Hut und eine Maske vor dem Gesicht. Eine hastige, im Flüsterton gehaltene, von der düsteren Lampe eines Verbrecherquartiers beschienene Liebesszene mit dem Haupt der Mörderbande besiegelte das Schicksal des unglücklichen Opfers, das betend auf den Knien lag. Im Zuschauerraum herrschte gieriges Schweigen, alle Augen braunten. Clarissa glaubte die hundert Herzen wie ebensoviele Hämmer schlagen zu hören, ihr wurde heiß und kalt, es entschwand jedes Gefühl sicherer Gegenwart und als in der darauffolgenden Pause Kapitän Clemendot in seiner halb demütigen, halb schamlosen Weise zu-

dringlich ward, überflog ein Schauder ihren Körper und der Weindunst seines Mundes brachte sie einer Ohnmacht nahe. Plötzlich warf sie den Kopf zurück, bohrte den Blick auf sein verschwommenes Trinkergesicht und fragte mit leiser, scharfer, eilender Stimme: „Was würden Sie sagen, Kapitän, wenn ich es wäre, ich, die im Bancalschen Hause dabei gewesen ist?"

Kapitän Clemendot erblaßte. Sein Mund öffnete sich langsam, seine Backen zitterten, seine Augen bekamen einen furchtsamen Glanz, und als Clarissa in ein weiches, spöttisches, aber nicht ganz natürliches Gelächter ausbrach, erhob er sich mit verlegenem Gruß und ging. Er war ein einfältiger Mensch, ungebildet wie ein Trommler und stand wie jeder andere in Rhodez wehrlosen Geistes unter dem Einfluß der blutrünstigen Gerüchte. Als die Vorstellung zu Ende war, näherte er sich Clarissa, die in apathischer Haltung zum Ausgang schritt, wo ihr Wagen wartete und fragte, ob sie sich einen Scherz mit ihm habe machen wollen, und sie, mit trockenen Lippen, etwas wie neugierigen Haß im Gesicht, antwortete abermals lachend: „Nein, nein, Kapitän." Darnach wurden ihre Züge wieder ernst, fast traurig und sie senkte die Stirn.

Clemendot ging verstört nach Hause, durchaus in der Meinung, er habe ein wichtiges Geständnis empfangen. Er fand sich verpflichtet zu reden und vertraute sich am andern Morgen einem Kameraden an. Dieser zog einen zweiten Freund ins Geheimnis, es wurde Rat gehalten und schon am Mittag wurde der Richter verständigt. Monsieur Jausion ließ den Kapitän und Madame Mirabel zu sich entbieten. Nach langem und merkwürdigem Überlegen erklärte Clarissa alles für einen Spaß und der Richter mußte sie zunächst entlassen.

Aber nicht Spaß wollten die Herren, sondern Ernst. Der Präfekt, von dem Vorgefallenen unterrichtet, erschien am Abend beim Präsidenten Seguret und hatte eine kurze Unterredung mit dem würdigen Mann, der, in tiefster Brust erschüttert, vernehmen mußte, welche Schmach seine Tochter über ihn und sich heraufbeschwor und so den Frieden seines Alters bedrohte. Clarissa wurde herbeigeholt; wie entgeistert stand sie vor den beiden Greisen und der in jeder Bewegung und Miene des Vaters sich bekundende Kummer rührte schmerzlich an ihre Seele. Sie berief sich auf den unbesonnenen Augenblick, auf eine tolle Laune und Verwirrung des Gemüts; umsonst, der Präfekt legte seinen Unglauben offen dar. Herr von Seguret konnte nicht umhin, das bedrückte Wesen der Tochter als einen Beweis von Schuld aufzufassen und er erklärte ihr mit schneidender Strenge, daß er nur um den Preis der Wahrheit sie nicht von seinem Herzen stoßen wolle. Clarissa verstummte; die Worte drangen gleich würgenden Teufeln auf sie ein. Der Präsident verlor Schlaf und Ruhe und wanderte mit zerwühlten Sinnen die ganze Nacht über im Schloß herum. Seine Überlegungen bestanden darin, Clarissas Natur nach der Seite jener furchtbaren Möglichkeit hin zu erforschen und bald genug sah er ihren undurchdringlichen Charakter mit den Flecken und Brandmalen eines romantischen Lasters bedeckt. Auch er war völlig im Bann der fanatisierten Meinung von aller Welt, sein Urteil und seine Erfahrung hielten dem

Pesthauch des verleumderischen Wesens nicht stand; die Furcht, am Ungeheuern teil zu haben, war stärker als die Stimme des Herzens; der Argwohn wurde Gewißheit und das Leugnen zur Lüge. Wenn er Clarissas Vergangenheit bedachte, ihre unbändige Lust, die vorgeschriebenen Wege zu verlassen, — eine Eigenschaft, die ihm jetzt als die Pforte zum Verbrechen erschien — dann war keine Annahme verwegen genug, und ihr Bild verwob sich von selbst in das düstere Gewebe.

Auch Clarissa schlief nicht. Im Dämmergrauen des Tages überraschte sie den Vater bei seinem verstörten Schreiten durch die Räume und schluchzend warf sie sich ihm zu Füßen. Er machte keine Anstalten sie zu trösten oder zu erheben; ihre verzweifelte Frage, was sie denn dort im Bancalschen Hause hätte suchen sollen, da ihr, als einer Witwe, keine Freiheitsfessel den Schritt verkürze und sie der Heimlichkeiten entraten dürfe, beantwortete der Präsident mit einem vielsagenden Achselzucken, und so fest war schon die schwarze Überzeugung genistet, so fern jede Milde, daß er auf ihre edle Forderung um ein gerechtes Erwägen nichts als die Worte hinwarf: „Sprich die Wahrheit".

Die Kunde war nicht lahm. Verwandte und Freunde des Präsidenten kamen: bestürzt, erregt, lüstern, schadenfroh. Die undurchsichtig fremde, gleitend unnahbare Clarissa in den Kot geworfen zu sehen, war ein Anblick, den zu genießen alle begierig waren. Einige ältere Damen wagten ein heuchlerisch sanftes Zureden und Clarissas verachtendes Schweigen und ihr wehvolles Auge schienen Geständnisse zu geben. Der Präfekt kam neuerdings und in seiner Begleitung befanden sich zwei Beamte. Für die Regierung und die Behörde stand alles auf dem Spiel; der Racheruf der um ihre Sicherheit besorgten Bürger, der Hohn und Groll der Bonapartisten wurden täglich ungestümer, die Zeitungen forderten die Verurteilung der Schuldigen, eine Empörung des Landvolks war im Zuge. Eine an der Tat selbst unbeteiligte Zeugin wie Madame Mirabel konnte alles schnell wenden und beenden, man redete ihr zu, versprach, was den im Bancalschen Haus geleisteten Eid anlangte, schriftlichen Dispens aus Rom und ein Jesuitenpater, den der Bürgermeister ins Schloß führte, mußte dies ausdrücklich bestätigen. Als alles vergeblich war und Clarissa dem frevlerischen Eindringen eine steinerne Ruhe entgegenzusetzen begann, drohte man ihr mit dem Gefängnis, drohte, ihre Schmach und Lasterhaftigkeit zu einer öffentlichen Sache von ganz Frankreich zu machen und bei diesen Worten des Präfekten warf sich ihr Vater vor ihr auf die Knie, so wie sie am Morgen vor ihm getan und beschwor sie zu sprechen. Das war zu viel; mit einem Aufschrei stürzte sie ohnmächtig zu Boden.

Clarissa glaubte sich zu erinnern, daß sie den Abend des neunzehnten März bei der Familie Pal in Rhodez verbracht habe; sie glaubte sich zu erinnern, daß Frau Pal selbst am andern Tag zu ihr gesagt hatte: wir waren so lustig gestern und vielleicht ist um dieselbe Zeit der arme Fualdes ermordet worden. Als sie sich darauf berief, stellten die Pals alles mit Bestimmtheit in Abrede, sie leugneten den Besuch Clarissas, ja, in ihrer unbestimmten feigen Angst erklärten sie sogar, mit Madame Mirabel seit Jahren verfeindet zu sein.

Menschlichem Erbarmen waren die von Furcht und Wahn verblendeten Geister nicht mehr zugänglich. Hätte auch die Vernunft eines einzelnen zu widerstreben versucht, es wäre nutzlos gewesen; die riesige Lawine konnte nicht gehemmt werden. Es wurde ein teuflischer Plan erdacht, und der Präfekt Graf d'Estournel war es, der ihn so vervollkommnete, daß er den besten Erfolg versprach. Gegen ein Uhr nachts rollte ein Wagen in den Schloßhof; Clarissa mußte darin Platz nehmen, der Präsident, der Richter, der Präfekt fuhren mit. Der Wagen hielt vor dem Bancalschen Haus. Herr von Seguret führte seine Tochter in das ebenerdige Zimmer zur Linken, einen höhlenartigen Raum, dumpf wie das schlechte Gewissen. Auf dem Ofensims brannte ein ärmliches Lämpchen, in dessen Schein lehnten zwei Huissiers und ein Schreiber mit starren Gesichtern an der Wand. Die Fenster waren mit Lappen verhängt, aus dem Alkoven äugte tiefe Finsternis, im ganzen Haus war es lautlos still.

„Kennen Sie diesen Ort, Madame?" fragte der Präfekt mit feierlicher Langsamkeit. Alle blickten Clarissa an. Um die gräßliche Spannung über ihrer Brust zu mildern, lauschte sie auf den Regen, der draußen an die Mauer klatschte; all ihre Sinne schienen sich hierzu im Ohr versammelt zu haben. Ihr Leib wurde schlaff, ihre Zunge war nur zu einem Nein oder Ja gewillt, und da jenes neue Qual und Marter, dieses aber vielleicht Ruhe versprach, so hauchte sie ein Ja: ein kleines Wörtchen, aus Schrecken und Erschöpfung geboren und, kaum lebendig, von einer geheimnisvollen Kraft beflügelt. Ihr Geist, verwirrt und von Sehnsucht durchflammt, machte ein Spukgebilde, das von tausend gährenden Gehirnen erschaffen war, zum Erlebnis. Das halbbewußt Vernommene, halbzerstreut Gelesene wurde brennendes Geschehen. Wunderbar verstrickt schien ihr Dasein mit dem jenes Mannes in Busch und Baum, der sich brünstig zum Himmel gereckt und mit dem Ausdruck eines durstigen Tieres die Luft durchschnuppert hatte. Jetzt stand sie auf der Brücke, die zu seinem Reich führte; sie sah sich zu seinen Füßen sitzen, von seiner ausgestreckten Hand fielen Blutstropfen auf ihren demütigen Scheitel. Grauen und lieblichste Hoffnung faßten ihr Herz, jedes von einer andern Seite und dazwischen loderte wie eine Fackel, jauchzte wie ein Schlachtschrei der Name Bastide Grammont, ein Spiel für ihre Träume.

Erleichtertes Aufatmen flog nach dieser ersten Silbe eines bedeutungsvollen Geständnisses über die Gesichter der Männer. Der Präsident Seguret bedeckte die Augen mit der Hand. Im Innern beschloß er, der Liebe zu dem mißratenen Kind zu entsagen. Clarissa spürte es; alle Verträge, die sie an die bisherige Existenz geknüpft, waren gebrochen.

Sie sei also am Abend des neunzehnten März hier in diesem Raum gewesen? wurde gefragt. Sie nickte. Wie sie denn hierher gelangt sei? fragte Monsieur Jausion weiter, und er gab seiner Miene und seiner Stimme etwas Vorsichtiges und Delikates, um die noch zaghaften Geister der Erinnerung nicht bei der Arbeit zu stören. Clarissa schwieg. Ob sie durch die Rue des Hebdomadiers gegangen sei? fragte der Präfekt. Clarissa nickte. „Sprich! sprich!" donnerte plötzlich Herr von Seguret und selbst die beiden Huissiers schraken zusammen.

„Es begegneten mir mehrere Personen," flüsterte Clarissa so leise, daß alle unwillkürlich den Kopf vorstreckten. „Ich fürchtete mich vor ihnen und aus Furcht lief ich ins erste offene Haus."

Monsieur Jausion gab dem Schreiber einen Wink. „In dieses Haus also?" fragte er liebevoll, indes der Schreiber auf der Bank beim Ofen Platz nahm und in verkauerter Stellung schrieb.

Clarissa fuhr mit demselben klagenden Flüstern fort: „Ich öffnete die Tür dieses Zimmers. Jemand ergriff mich beim Arm und führte mich in den Alkoven. Er gebot mir stille zu sein. Es war Bastide Grammont."

Endlich der Name! Aber wie anders war es, ihn auszusprechen als ihn bloß zu denken! Clarissa machte eine Pause, während sie die Augen schloß und die Hände ineinanderkrampfte. „Nachdem er mich eine Weile allein gelassen," begann sie wieder, wie im Schlafe redend, „kam er zurück, hieß mich ihm folgen und brachte mich ins Freie. Da blieb er stehen und fragte, ob ich ihn kenne. Ich sagte erst nein, dann ja. Darauf fragte er, ob ich etwas gesehen hätte und ich sagte nein. Gehen Sie fort! befahl er, und ich ging. Doch war ich noch nicht bis zum Hauptplatz gekommen, als er wieder neben mir war und meine Hand in seine nahm. Ich gehöre nicht zu den Mördern, sagte er beteuernd, ich traf Sie und wollte nichts als Sie retten. Schwören Sie zu schweigen, schwören Sie beim Leben Ihres Vaters. Ich habe geschworen, darauf ließ er von mir. Und das ist alles."

Monsieur Jausion lächelte skeptisch. „Sie wollen, Madame, von der Straße aus hier herein geflüchtet sein," bemerkte er, „es ist aber durch einwandfreie Zeugen festgestellt, daß das Tor von acht Uhr ab verschlossen war. Wie erklären Sie das?"

Clarissa schwieg.

„Und wie ist es ferner zu erklären, daß Sie nichts gesehen haben, während Sie durch das hellerleuchtete Zimmer gingen? nichts gesehen, niemand gesehen und kein einziger hingegen, der nicht Sie gesehen hätte?"

Clarissa blieb stumm, sogar ihr Atem schien zu stocken. Der Präfekt machte Monsieur Jausion ein abwehrendes Zeichen; vorerst war genug erreicht, genug, daß Bastide Grammont von Clarissa erkannt worden war. Der Beschluß, den jede Schuld ableugnenden Verbrecher durch eine überraschende Konfrontation mit der Zeugin zum Geständnis zu zwingen, ergab sich jetzt von selbst.

Die Herren brachten Clarissa zum Wagen, da sie vor Schwäche kaum fähig war zu gehen. Zu Hause geriet sie in einen seltsamen Zustand. Erst lag sie lethargisch in einem Sessel, plötzlich sprang sie auf und schrie: „Schafft mir die Mörder fort!" Die Tür wurde geöffnet und ein erschrockenes Dienergesicht zeigte sich in der Spalte. Das ganze Gesinde stand wartend auf dem Flur, die meisten waren gewillt, den Dienst beim Präsidenten zu verlassen. Clarissa sah sich jedes Schutzes der Liebe beraubt und ausgestoßen aus dem Kreis, wo man das Herkommen achtet und gebundene Form als die geringste der Pflichten anerkannt ist.

Sie war jedem Auge preisgegeben, der frechste Blick durfte ihr Innerstes betasten, sie war ein öffentlicher Gegenstand geworden, und nichts an ihr war mehr ihr eigen, sie fand sich selbst nicht mehr, nichts mehr in sich selbst, um dabei zu ruhen, sie war gebrandmarkt von außen und von innen, Speise der allgemeinen Lüsternheit, wehrlos herumgeschleudert auf den schmutzigen Fluten des Geredes, Mittelpunkt eines entsetzlichen Ereignisses, von dem ihre Gedanken nicht mehr loskommen konnten. Wehmut, Trauer, Angst, Verachtung, das waren keine Gefühle mehr für sie, dazu war ihr Blut zu sehr gejagt; Selbstungewißheit beherrschte sie, Zweifel an ihrer Wahrnehmung, Zweifel am Sichtbaren überhaupt und bisweilen stach sie sich mit einer Nadel in den Finger, nur um die Wirkung zu erfahren und den Schmerz zu empfinden, der als ein Zeugnis ihres Wachseins gelten und ihr Herz vor Verwesung bewahren konnte. Dabei die Qual, die sie von den Zudringlichen litt: Die Aufforderung zur Wahrheit, das Höhnen und Murren von unten, der Befehl von oben, die Rachsucht und Unvergeßlichkeit des einmal gesprochenen Worts; schließlich sah sie die ganze Welt erfüllt von roten, unablässig geschwätzigen Zungen, auf sie gerichteten, schlangenhaft bewegten, blutigen Zungen; jeder Gegenstand, den sie berührte, wurde zur schlüpfrigen Zunge. Die Menschengesichter verdämmerten bis auf eines, ein heldenhaft leidendes, eines, das trotz Schuld und Verdammnis hoch über den andern thronte, ja ausgezeichnet schien durch seine Schuld wie durch seinen Trotz. Und als der Tag kam, wo man ihr mitteilte, daß sie Bastide Grammont gegenübertreten solle, um ihn zu bezichtigen Aug in Auge, da klopfte ihr Puls zum erstenmal wieder in freudigen Schlägen und sie kleidete sich wie zu einem Fest.

Die Begegnung sollte im Amtszimmer des Richters stattfinden. Außer Monsieur Jausion und seinen Schreibern war noch der Rat Pinaud anwesend, der wieder zurückgekehrt war. Monsieur Jausion warf ihm über die Brillengläser hinweg einen boshaften Blick zu, als Clarissa Mirabel spitzengeschmückt hereinrauschte, sich lächelnd vor den Herren verneigte und dann ihren Blick mit heitrer Gelassenheit durch den ungastlichen Raum schweifen ließ. Aus einem Bilderrahmen in der Mitte der Wand schaute das fette und verdrießliche Gesicht des Königs auf sie herab, so verdrießlich, als sei ihm jeder einzelne seiner Untertanen ganz besonders zuwider. Sie vergaß, daß nur ein Bild vor ihr hing und sah mit einem kokettschmollenden Spiel ihrer Lippen hinauf.

Der Richter gab ein Zeichen, eine Seitentüre wurde geöffnet und zwischen zwei Justizsoldaten, mit aneinandergefesselten Händen trat Bastide Grammont herein. Clarissa stieß einen leisen Schrei aus und ihr Gesicht wurde fahl.

Um Bastide hauchte Kerkerluft. Das verwildert hängende Haar, der lang gewachsene Bart, der starre, etwas geblendete Blick, die leichte, an Lastenträger gemahnende Gebücktheit der Hünengestalt, die heimlich zuckende Wut auf frisch gefurchter Stirn, all das verleugnete nicht Grund und Herkunft. Ja, er schien die Mauern unsichtbar um sich herum zu tragen, die seine Brust mit Dunkelheit und Pein füllten und von Monat zu Monat mit hoffnungsloserm Glanz die Ge-

mälde der Freiheit zeigten, bis sie sich schließlich weigerten, einen blühenden Baum, einen strotzenden Acker vorzulügen und sich nur mühsam das öde Grau eines herbstlichen Abends abzaubern ließen, wo die Luft schon nach dem Winter roch, der Leichenwagen öfter als sonst am Gartentor vorbei nach dem kleinen Kirchhof rasselte und der aufgehende Halbmond wie ein blutendes, geteiltes Riesenherz flammend über den feuchten Azur schwamm.

Und dennoch dieses stolze Auge, in dem der Entschluß funkelte, sich selbst getreu zu bleiben? Dennoch dieser seltsam knisternde Spott in den Mienen, der dem vorsichtigen und dabei majestätischen Ducken der gefangenen Tigerkatze vergleichbar war? Diese unendliche Verachtung, mit der er auf die schreibbereiten Hände der Schreiber blickte, dies innerliche, große Frei- und Losgebundensein, trotz der Handfessel und der beiden Soldaten?

Das war es, was Clarissa den Schrei entlockte und die törichte Munterkeit aus ihrem Gesicht jagte. Nicht etwa, weil sie den Waldmann und Erddämon von damals gebunden und gebrochen erblicken mußte, sondern weil sie wie unter Blitzesleuchten erkannte, daß diese Hand kein Mordmesser geführt haben konnte, daß eine solche Tat den Kreis seines Wesens nicht berührte, wenn er auch vielleicht dazu fähig gewesen wäre, und daß dies alles nun umsonst war, ein unverständlicher Rausch und Wahnsinn, das undurchsichtige Grauen selbst, ein Schauspiel von Heuchelei und Krankheit. Es packte sie ein Schwindel, als ob sie von einem hohen Turme herunterstürzte. Sie schämte sich ihres prunkvollen Gewandes, des herausfordernden Aufputzes und in leidenschaftlicher Wallung riß sie die kostbaren Spitzen von den Ärmeln und warf sie mit einer Grimasse des schmerzlichsten Ekels zu Boden.

Monsieur Jausion durfte das anders deuten. Wieder lächelte er Herrn Pinaud zu, aber diesmal triumphierend, als wollte er sagen: das Exempel stimmt. „Kennen Sie diese Dame, Bastide Grammont?" wandte er sich an den Gefangenen. Bastide wandte den Kopf zur Seite und ein Blick voll nachlässiger und bitterer Geringschätzung ging Clarissa durch Mark und Bein. „Ich kenne sie nicht," entgegnete er finster, „ich habe sie niemals gesehen."

Und neuerdings lächelte Monsieur Jausion wie um einen vorübergehenden Irrtum zu berichtigen und säuselte: „Das ist nicht gut möglich; Madame Mirabel, damals in Männerkleidung und mit einem Hut mit grünen Federn, war in der Bancalschen Wohnung und ist von Ihnen selbst auf die Straße geführt worden, wo Sie ihr den Eid abnahmen. Ich bitte, sich dessen zu entsinnen."

Bastides Gesicht zog sich zusammen wie vor der lästigen Zudringlichkeit einer Fliege und er wiederholte energisch und laut: „Ich kenne die Dame nicht. Ich habe sie niemals gesehen." Und das Aufeinanderpressen seiner Lippen verriet den unerschütterlichen Vorsatz, von nun ab zu schweigen.

Monsieur Jausion schob seine Perücke zurecht und sah bekümmert aus. „Was haben Sie darauf zu entgegnen, Madame," wandte er sich an Clarissa, die verloren starrte.

„Er kann es nicht wissen, daß ich ihn gesehen habe," flüsterte sie, doch hatte dabei ihre Stimme etwas so Durchdringendes wie das Zirpen einer Zikade.

Jetzt wandte sich Bastide abermals zu ihr und in dem etwas schrägen Blick seines müd glänzenden Auges mischten sich Neugierde und Hohn, doch nicht mehr von beiden, als etwa einer sonderbaren Spielart von Pilz oder Spinne zukommt. In seinem Innern wog er gleichsam diese zarte Kindergestalt, wunderte sich flüchtig über das Bebende jeder Geberde, das fliegende Auge, das ratlose Zucken der Lippen, wunderte sich über die am Boden liegenden Spitzen und glaubte zu träumen, als er gewahrte, daß eine flehentliche Bewegung ihrer Hände ihm galt.

Der Richter sprang auf und rief mit entstelltem Gesicht Clarissa zu: „Scherzen Sie nicht mit uns, Madame, es könnte Ihnen teuer zu stehen kommen. Sprechen Sie endlich! Ein abgezwungener Eid gilt nicht! Der Frieden Ihrer Mitbürger, die Ruhe des Landes steht auf dem Spiel. Lösen Sie sich aus der Bezauberung des Elenden! Ihr infames Lächeln, Grammont, wird Ihnen angerechnet werden am Tage des Gerichtes."

Der Rat Pinaud trat vor und murmelte Bastide ein paar Worte ins Ohr, der dann die Arme erhob und die geballten aneinandergeketteten Fäuste mit einer Miene fressenden Ingrimms vor die Augen drückte. Clarissa wankte zum Tisch des Richters vor und indem sich ihre Wangen mit Leichenblässe überzogen, schrie sie: „Es ist alles Lüge! Lüge! Lüge!"

Monsieur Jaustion musterte sie von oben bis unten, dann sagte er kalt: „So versetze ich Sie in den Anklagezustand, Madame, und erkläre Sie für verhaftet."

Ein Schimmer düstrer Genugtuung überlief Clarissas Züge. Rasch, mit der blitzartigen Drehung einer Tänzerin kehrte sie sich zu Bastide Grammont, sah ihn an wie man nach einem schwülen Tag in den Gewitterhimmel schaut und nannte schmerzhaft aufatmend mit leiser Stimme seinen Namen. Er aber trat einen Schritt zurück wie bei unreiner Berührung und niemals zuvor hatte Clarissa solchen Blick und Ausdruck der Verachtung gespürt. Ihre Knie bebten, es ward ihr übel im Gaumen, die Wimpern füllten sich mit Tränen. Erst als sich die Türe des Gefängnisses hinter ihr geschlossen hatte, wich der kraftlose Zustand des Gepeitschtseins. Scham und Reue überwältigten sie, kaum fand sie einigen Trost in dem Geheimnisvollen ihrer Lage. Von keinem Gesetz überwacht, schien sie aus dem Gleise gehoben, wo sonst Ursache und Folge, schwerfällig aneinandergekoppelt, den langsamen Gang des Geschehens kriechen.

Ihrem Stande entsprechend, hatte sie den besten Raum des Gefängnisses erhalten. In den ersten Stunden lag sie auf dem Strohbette und wand sich in Krämpfen. Als der Wärter auf ihre dringende Bitte Licht brachte, da sie in der Finsternis wahnsinnig zu werden fürchtete, fiel der Kerzenschein auf das Bild des Gekreuzigten mit der Dornenkrone, das an der graugetünchten Wand hing. Sie schrie auf, ihre überreizten Sinne fanden eine Ähnlichkeit in den Zügen des Heilands mit jenen Bastide Grammonts. Dasselbe qualvolle Rund hatten seine Lippen gezeigt, als er die Fäuste an die Augen gepreßt.

Noch einmal lehnte sie sich auf gegen die maßlose Unbill. Mit der Welt zu leben war ihr eigentliches Element, ihr ganzes Wesen war auf ein liebenswürdiges Einverständnis mit den Menschen gestimmt. Sie verlangte Tinte und Papier und schrieb einen Brief an den Präfekten.

„Gerechtigkeit, Herr Graf!" schrieb sie. „Noch ist es Zeit, das Äußerste zu verhindern. Erinnern Sie sich der Mühe, die Sie gehabt haben, das von mir zu erpressen, was die Wahrheit sein soll, erinnern Sie sich der Drohungen, durch die ich nachgiebig geworden bin. Ich bin ein Opfer der Umstände. Was immer ich gestanden habe, ist Lüge. Kein Mann von Vernunft kann an meinen Aussagen das Gepräge der Wahrscheinlichkeit entdecken. In einem Mutwillen der Verzweiflung hab' ich falsches Zeugnis abgelegt. Sagen Sie meinem Vater, daß seine Grausamkeit ihm sicherer die Tochter raubt als mein scheinbares Vergehen. Schon weiß ich nicht mehr, was ich glauben darf, die Vergangenheit entschwindet meinem Gedächtnis, meine Sicherheit beginnt zu wanken. Wenn es zu viel ist, Gerechtigkeit zu fordern, dann bitte ich um Mitleid, Herr Graf. Mein Schicksal will mich prüfen, aber mein Herz ist rein wie der Tag."

Es war erfolglos. Es war zu spät für Worte, selbst wenn der Mund eines Propheten sie hinausgedonnert hätte. Am andern Morgen wurden viele der Zeugen und Eingekerkerten Clarissa vorgeführt. So kamen Bach, die Bancals, der Soldat Colard, Rose Feral, Missonier und die kleine Magdalena Bancal. Bousquier war krank. Der Anblick der vernichteten, schlotternden, in ein Phantom verlorenen, von hundertfältigen Martern eingeschüchterten, rachsüchtig zu allem bereiten Geschöpfe beunruhigte Clarissa bis ins Mark, und gab ihr zugleich ein Gefühl unauslöschlicher Besudelung. Ist sie es? wurde jeder von den Unglücklichen gefragt und mit verwegener Gleichgültigkeit antworteten sie: sie ist es. Bloß Missonier stand da und lachte wie ein Idiot.

Clarissa war erstaunt. Solche Bestimmtheit und Selbstverständlichkeit der Antwort hatte sie nicht erwartet. Mit innerlichem Schluchzen hielt sie das Unleugbare des gegenwärtigen Zustands von sich ab und suchte in ihrem Gedächtnis schaudernd einen Weg zu jenem Vergangenen, auf den er sich gründete und den man von ihr bekräftigt wissen wollte. Ihr erschütterter Geist kroch zurück in früher gelebte Jahre, bis in die Jugend, bis in die Kindheit, um den doppelgängerischen Feind zu entdecken; was unheimlich und fremd gewesen, ward allmählich Kern und Schwerpunkt ihres Daseins und die Mordnacht in Bancals Haus wurde wie die ganze übrige Welt zu einer Vision von Blut und Wunden.

Aber durch die düstern Phantasien führte der Weg zu Bastide Grammont; ein Blumenpfad zwischen brennenden Häusern. Es dünkte ihr schön, ihn schuldig zu wissen. Vielleicht hatte er seine Lippen auf die ihren gedrückt, ehe seine Hand nach dem Mordmesser gegriffen. Sie vermählte die eigene, finsterempfundene Schuld mit seiner größeren. Was ihn von der Menschheit abschnitt, knüpfte ihn an sie. Seine Gründe zu der Tat? Sie fragte nicht darnach. Sicherlich hatte die Tat damals Wurzel geschlagen, als sie ihn zuerst gesehen, als er den ganzen

Wald, den ganzen Frühling in sich hineingeschluckt hatte. Gleichviel, ob er die Hände in Sonnenlicht oder in Blut tauchte, beides gehörte zu seinem Bild, zu ihrer dunklen Leidenschaft und Fualdes war der böse Dämon und das verderbliche Prinzip. Ach, dachte sie in ihrem sonderbaren Grübeln, hätte ich es gewußt, so hätte ich selbst es vollbracht und hätte eine Heldin sein können wie Charlotte Corday. Doch warum leugnete, warum schwieg Bastide? warum jener Blick zermalmender Verachtung, den sie nicht vergessen konnte und der noch immer auf ihrer Haut wie ein Schandmal brannte? War er zu stolz, sich einem Spruch zu beugen, der seine Tat nicht besser erachtete als die jedes Straßenräubers? Kein Zweifel, er anerkannte seine Richter nicht. So konnte sie ihn also zu sich niederziehen, ihn abhängig machen vom Hauch ihres Mundes, das freie wilde Tier bändigen und sie vergaß, was auf dem Spiele stand, vergaß das eherne Entweder-Oder, vor welches hier die Geschicke gestellt waren und gab sich hin wie ein Kind, das nichts vom Tode weiß.

Für den sechzehnten Oktober war die Verhandlung vor den Assisen anberaumt. Am Mittag des zehnten begehrte Clarissa Monsieur Jausion zu sprechen. Vor den Richter geführt, sagte sie, sie wisse um alles, sie wolle auch alles bekennen. Mit erregt zitternder Stimme rief Monsieur Jausion seine Schreiber.

„Ich kam in die Stube und sah das Messer blitzen," gestand Clarissa. „Ich flüchtete in den Alkoven, Bastide Grammont eilte mir nach, umarmte mich und küßte mich. Er vertraute mir an, Fualdes müsse sterben, denn der alte Satan habe ihm sein Glück zerstört und das Leben unwert gemacht. Bastide war wie trunken von Begeisterung, und als ich Einwände machte, schloß er mir abermals mit Küssen den Mund, ja er küßte mich so, daß ich keinen Widerstand leisten konnte. Dann ließ er mich einen Schwur tun, dann ging er und ich hörte stöhnen, ich hörte ein schreckliches Geschrei, die kleine Magdalena Bancal, die im Bette lag, richtete sich plötzlich auf und weinte, da verlor ich das Bewußtsein und als ich wieder zu mir kam, war ich auf der Straße."

Diese Erzählung brachte sie in einem mechanisch-abgemessenen Ton vor; ihre Stimme klang gläsern und fast verstellt, ihre Augen waren umflort und halbverschlossen, ihre kleinen Händchen hingen schwer neben den Hüften und als sie schwieg, lächelte sie süßlich vor sich hin.

„Sie haben also schon vordem mit Bastide Grammont verkehrt?" fragte der Richter.

„Ja. Wir trafen uns im Wald. In der Nähe von La Morne ist ein alter Brunnen im Feld; auch dort trafen wir uns häufig; besonders des Nachts und bei Mondschein. Einmal nahm mich Bastide auf sein Pferd und wir ritten in rasender Geschwindigkeit bis an die Schlucht von Guignol. Ich fragte: wovor fliehen Sie, Bastide? denn mir war kalt vor Schrecken, und er flüsterte: vor mir und vor der Welt. Doch sonst war er stets sanft. Nie kannte ich einen bessern Mann."

Immer silbriger klang ihre Stimme und schließlich sprach sie wie eine Verzückte oder wie eine Schlafende. Die Aussage ward ihr vorgelesen, sie unterschrieb ruhig und ohne zu zaudern, darauf erklärte ihr Monsieur Jausion, daß sie frei sei.

Im Schloß empfing sie feindselige Ruhe. Die wenigen Dienstboten, die geblieben waren, zischelten frech hinter ihr her. Niemand sorgte für ihre Bequemlichkeit, den Krug Wasser mußte sie selbst aus der Küche holen. Indes, als Herr von Seguret nach Hause kam, wußte er wie die ganze Stadt um Clarissas Geständnisse. Der Umstand ihrer verliebten Beziehungen zu Bastide erleuchtete nun mit jähem Schein das Vorhergegangene und wob eine Glorie um ihr früheres Schweigen. Doch Herr von Seguret schloß sich nur um so fester zu und als er vorüberkam, da Clarissa auf der Schwelle ihres Zimmers stand, wandte er das Gesicht ab und machte eine Geberde des Abscheus.

Am Abend hatte der Präsident einige Freunde bei sich zu Gast. Während des Mahls öffnete sich die Türe und Clarissa erschien. Herr von Seguret sprang vom Stuhl empor, Zorn raubte ihm die Sprache. „Wag' es nicht," stammelte er heiser und mit ausgestrecktem Arm, „wag' es nicht."

Desungeachtet schritt Clarissa bis an den Rand des Tisches. In ihrem Gesicht war ein strahlender, bezaubernder Ausdruck. Mit vollem Auge blickte sie auf den Vater, so daß dieser den Blick wie geblendet sinken ließ. „Schmähe nicht, Vater," sagte sie sanft und in einem bestrickenden Ton anmutigen Werbens.

Mit alltäglicher Frage wandte sie sich an einen der Herren. Der Angeredete zauderte, schien bestürzt, verwundert, vermochte aber nicht zu widerstehen. Ihre von Gefängnisluft gebleichten Züge hatten etwas traumhaft Geistiges angenommen; das gewöhnlichste Wort aus ihren Lippen war von besonderem Reiz umglänzt.

Das Gespräch wurde allgemein; die Gäste besiegten, ja vergaßen ihr heimliches Staunen. Clarissas Witz und schalkhafte Laune übten eine hinreißende Wirkung. Dabei lag ein sinnlich prickelnder Hauch um sie, was Männern nicht entgeht, ihre Geberden hatten etwas Schmeichlerisches, ihre Augen schimmerten in schwärmerischem Feuer. Beunruhigt, widerwillig lauschend, konnte sich Herr von Seguret doch dem Zauber, der seine Gäste gefangen nahm, nicht ganz entziehen. Eine Macht, die stärker war als sein Vorsatz, zwang ihn zur Milde, er nahm schüchternen Anteil an der Unterhaltung, trotzdem seine Brust wie von Bergeslast bedrückt war. Es wurde von Politik, von Büchern, von Kunst, von der Jagd, vom Krieg gesprochen, von allem und von nichts, ein glitzerndes Hin und Her geschliffener Sätze und funkelnder Beobachtung, von Lächeln und Beifall, Spott und Ernst. Es war manchmal wie in einer meisterhaft geführten Schauspielszene oder als ob ein leichter Champagnerrausch die Geister beflügelt hätte; jeder gab das Beste, und suchte sich selber zuvorzukommen und Clarissa hielt und spannte das Ganze wie eine Fee, die auf einem Wolkenwagen einen Zug von Tauben lenkt.

Kurz nach Mitternacht erhob sie sich, ein kurzes, sattes, wildes Lächeln blitzte über ihr Gesicht, sie verbeugte sich beinahe geziert und verließ den Raum, die Männer in einem wunderlichen, jähen Schweigen zurücklassend. Als Herr von Seguret seine Gäste hinausbegleitete, war er verstört und jene entfernten sich still wie Diebe aus dem Schloß.

Der Präsident wandelte eine Weile in der Vorhalle auf und ab und seine Ge-

danken liefen nebeneinander her wie ein flüchtendes Rudel Wild. Da ihn das Widerklingen seiner Schritte unangenehm berührte, trat er in den Garten hinaus und auf den verschlungenen Wegen spazierend, atmete er erleichtert die frische Nachtluft ein. Als er die Taxusallee verließ, fiel ein Lichtschein über den Weg; Herr von Seguret stellte sich auf die Mauerbrüstung einer kleinen Fontäne und konnte so in Clarissas Zimmer sehen, dessen Fenster offen standen. Mit Mühe enthielt er sich eines erstaunten Ausrufs, als er Clarissa im losen Nachtgewand mit hingenommenem Ausdruck und leidenschaftlicher Bewegung tanzen sah. Die Augen waren ganz geschlossen, gleichsam versperrt, die Brauen kokett-angstvoll in die Stirn hinauf verzogen, die Schultern wiegten sich in einem Bad unhörbarer Töne, deren Tempo jetzt gehetzt, jetzt übermäßig langsam schien. Plötzlich griff sie nach einem Gegenstand und hielt ihn sich vor, — es war ein Spiegel; hineinblickend, schauerte sie zusammen und ließ ihn fallen, so daß der Lauscher die Scherben klirren hörte, dann trat sie ans Fenster, riß das Kleid über der Brust auf, legte die Hände auf die bloße Brust und sah gerade nach der Richtung, wo Herr von Seguret stand. Dieser duckte sich, als hätte man eine Flinte auf ihn gerichtet, doch Clarissa sah ihn nicht, sie starrte eine Weile in die ziehenden Wolken und machte dann das Fenster zu. Der Präsident stand noch geraume Weile da und wurde seiner Gedanken nicht Herr. Wen betrügt sie? dachte er mit Kummer sich selbst, oder die Menschen oder Gott?

Seit langem zum erstenmal hatte Clarissa wieder ruhigen Schlaf. Doch als sie sich in das weiße Bett legte, schienen die Kissen eine Purpurfarbe anzunehmen und sie fiel in den Schlummer wie in eine Schlucht. Sie träumte von Landschaften, von unheimlichen alten Häusern und von einem Himmel, der wie geronnenes Blut aussah. Sie selbst ging im Silberschein wie eine Braut und ohne daß sie eine Berührung spürte oder eine Gestalt sah, hatte sie doch auf den Lippen das Gefühl starker Küsse und in ihrem Schoß regte es sich, als ob Leben darin entstehe.

Dieselbe wunderliche Lust und Wallung verließ sie auch während der folgenden Tage nicht. Ein silberner Schleier lag zwischen ihr und der Welt. Aus Furcht ihn zu zerreißen, sprach sie leise und ging langsam; hinter ihm hatte die Sonne nicht mehr Leuchtkraft als sonst der Mond. Als sie am Vorabend des Verhandlungstages von einem Gang über die Felder zurückkehrte, sah sie am Eingangstor des Schlosses zwei Frauen stehen. Die eine eilte ihr entgegen, warf sich auf die Knie und packte ihre Hände. Es war Charlotte Arlabosse. „Was haben Sie getan," flüsterte das schöne Mädchen keuchend, „er ist unschuldig, bei Christi Leiden, er ist unschuldig! Erbarmen, Madame, und wenn auch nicht mit mir, so wenigstens mit seiner alten Mutter!"

Die Röte der Abendsonne lag auf den flehentlich verzerrten Zügen. Hinter Charlotte stand eine sehr beleibte Dame mit großen Warzen auf den Händen; doch der Kopf war hager und das Gesicht regungslos wie das einer Toten. Sie glich einem kraftstrotzenden Baum, dessen Krone verdorrt ist.

Clarissa machte eine abwehrende Bewegung, doch blieb ihre Miene freundlich und gelassen. Eine Sekunde lang glaubte sie in der Knienden sich selbst zu sehen, die Doppelgängerin zu sehen und grausamer Triumph erfüllte ihr Herz. „Keine Sorge, mein Kind," sagte sie leise und lächelnd, „was Bastide betrifft, so ist alles schon entschieden." Damit öffnete sie das Tor und schritt ins Haus. Charlotte erhob sich und sah starr durch das Gitter.

An diesem Abend ging Clarissa bald zur Ruhe, erwachte aber schon um vier Uhr morgens und begann sich anzukleiden. Sie wählte ein schwarzes Samtkleid und befestigte als einzigen Schmuck einen Diamantstern am Saum unter dem entblößten Hals. Ihr Herz klopfte in verdoppelten Schlägen, je näher die Stunde kam. Um acht Uhr fuhr der Wagen vor; es war eine lange Fahrt bis Alby, wo das Assisengericht tagte. Herr von Seguret war schon am frühen Morgen fortgeritten, niemand wußte wohin.

Kaum daß die Mauern der alten Stadt sichtbar geworden, zeigte sich schon so viel Volk auf den Wegen, daß die Pferde im Schritt gehen mußten. Die Leute umlagerten die Kutsche und schauten gespannt in die offenen Fenster; Frauen hoben ihre Kinder in die Höhe, damit auch sie die berühmte Madame Mirabel sehen konnten. Sie verbarg sich nicht der allgemeinen Neugier, mit einem hochzeitlichen Lächeln saß sie da, die feinen schwarzen Brauen waren weit in die Stirne hinauf verzogen.

Punkt zehn Uhr erschien Präsident Enjalran, der Leiter des Prozesses, im menschenüberfüllten Saal, und nach Verlesung der weitläufigen Anklageschrift wurde Bastide Grammont zum Verhör aufgerufen. Fest wie aus Bronze stand er vor dem Tisch der Richter. Seine Antworten waren kühl, knapp und klar. Von Anfang bis zu Ende durchschaute er jetzt das unsinnige Märchen, gewoben aus Dummheit und Schlechtigkeit. Durch beißenden Spott gab er die namenlose Verachtung gegen all das zu erkennen, wessen man ihn bezichtigte, und setzte damit den Verteidiger, den das Gericht ihm in letzter Stunde bestimmt hatte und mit dem zu unterhandeln er sich hartnäckig geweigert hatte, in nicht geringe Bedrängnis.

Bisweilen wandte er den Blick gegen die kirchenartig hohen Fenster, und als er einen Vogel gewahrte, der sich auf das Sims gesetzt hatte und den gelben Schnabel in die Brustfedern grub, verlor er einen Augenblick die Fassung und sein Mund öffnete sich schmerzvoll.

Seine Vernehmung dauerte nur kurze Zeit. Sie war eine Formsache, denn sein Schicksal war besiegelt. Mit Bach, Colard und den übrigen Mitschuldigen hatte Herr von Enjalran leichtes Spiel; ihre Aussagen waren gleichsam schon versteinert. Bousquier war im Gefängnis gestorben. Von den andern suchte jeder für sich selbst noch ein Restchen Unschuld zu ergattern, sie machten den Eindruck von zerbrochenen und völlig willenlosen Menschen. Aufsehen erregte der alte Bancal, der während des Verhörs in einen Weinkrampf fiel und sich dann, seine Unschuld beteuernd, wie ein Rasender geberdete. Der bucklige Missonier

grinste, wenn von seiner Anwesenheit beim Mord die Rede war; er war vertiert durch die lange Gefangenschaft und das viele Verhörtwerden. Die kleine Magdalena Bancal benahm sich komödiantisch und grüßte mit Handküssen ihre Bekannten und Gönner, die unter den Zuhörern saßen. Rose Feral wurde beim Anblick der blutigen Lumpen, die auf dem Tisch des Richters lagen, totenbleich und vermochte nichts zu reden. Frau Bancal erinnerte sich, daß Monsieur Fualdes von sechs Männern in ihr Haus geschleppt worden war, daß er einige Schriften habe unterzeichnen müssen, der Länge und Quere nach, wie sie sagte. Am Tage darauf habe sie einen dieser Wechsel, auf Stempelpapier, gefunden, habe ihn aber, weil er mit Blut befleckt gewesen, verbrannt. Mehr wollte sie durchaus nicht bekennen, setzte allen Fragen ein stumpfsinniges Schweigen entgegen und äußerte schließlich, was sie noch wisse, wolle sie nur ihrem Beichtvater anvertrauen.

Die Zeugen bekundeten das Unglaublichste mit Seelenruhe. Ihr Gedächtnis war so stark, daß sie sich der geringfügigsten Dinge, die man von einem zum andern Tage vergißt, auf Stunde und Minute entsannen. In Nacht und Nebel hatten sie Menschen gesehen und erkannt, ihre Gesichtszüge, ihre Geberden, die Farbe ihrer Kleider. Sie hatten Reden, Flüstern, Seufzen durch dicke Mauern hindurch gehört. Ein Bettler namens Laville, der in Missoniers Stall zu schlafen pflegte, hatte nicht nur die Orgelspieler und Lärm und Schreien vernommen, sondern er hatte auch gehört, daß vier Leute mit einer Last gingen, etwa wie Männer, welche ein Faß schleppen. Bastide Grammont lachte oft bei Aussagen, die er für unverschämte Lügen erklärte. Als die Bancal anfing zu gestehen, sagte er, da es so spät vor sich gegangen, habe er erwartet, daß das alte Weib noch mit mehr Umständen niederkommen werde. Einer andern Zeugin hielt er bebend vor, wie des Himmels Hand schwer auf ihr laste und gemahnte sie an den fürchterlichen Tod ihres Kindes. Er glich einem Fechter, der gegen den Nebel ficht; niemand stand ihm eigentlich Rede, er war allein, die Widersprüche, die er nachzuweisen glaubte, blieben eben Widersprüche. Zuerst schien er zuversichtlich, bewahrte seine Haltung, blickte den Zeugen fest ins Gesicht, dann war es, als schwinde ihm der Sinn für die Bedeutung der Worte, nicht nur seiner eigenen, sondern aller Worte der Welt, oder als verliere er den Boden unter den Füßen und falle unaufhaltsam von Raum zu Raum ins grauenvoll End- und Grenzenlose hinab. Er begriff nicht mehr; er fragte sich entsetzt, ob dies noch Leben sei, noch Leben heißen dürfe, der herrliche Bau der Natur schien ihm verwüstet wie eine vom Sturm geborstene Mauer, der redende Mund all dieser Leute dünkte ihn nichts andres als ein in widerlichen Krämpfen auf- und zuklappender Schlund, sein Geist öffnete sich der Finsternis, Scham durchflammte ihn, er schämte sich im Gefühl des namenlosen Gottes und er schämte sich, daß sein Körper so gestaltet war wie der dieser Geschöpfe rings um ihn. Er hatte die Welt geliebt, er hatte einst die Menschen geliebt, jetzt schämte er sich dessen. Ihn schmerzte, daß er jemals Hoffnungen gehegt, daß er sein Herz mit Versprechungen hingehalten, daß Himmel und Sonne ihm einen frohen Blick, Scherzworte, ihm ein Lächeln hatten entlocken

können, er wünschte wie der Stein am Weg sein Inneres nie verraten zu haben, um nicht Schicksalszeuge sein zu müssen vor dem eigenen gebrandmarkten, gepeitschten und unerhört erniedrigten Selbst. Schon das Denken erschien ihm Schmach, um wie viel mehr erst das, was er hatte sagen können; es war nichts, war weniger als der Atem. Worauf sich stützen? worauf harren? Sie glaubten nicht, nicht einmal den Hohn, nicht einmal das Schweigen. Und Bastide schloß sich zu und blickte dem Tod ins aufdämmernde Antlitz.

Es war schon gegen Abend, als endlich die Kronzeugin, Madame Mirabel, in den Saal gerufen wurde, und die ganze schon ermüdete Versammlung zuckte auf wie ein einziger Körper. Sie kam, und trotz der schwülen Luft, die den Raum erfüllte, schien sie zu frösteln. Als sie den Eid ablegte, zitterte sie sichtbar. Herr von Enjalran forderte sie auf, der Wahrheit gemäß zu berichten. Mit fremder, gleichmäßig matter Stimme, doch ziemlich hastig redend, gab sie dieselbe Aussage ab, wie vor dem Untersuchungsrichter. Im Saal herrschte eine beängstigte Stille und infolgedessen wurde ihre Stimme immer leiser. Sie wußte jetzt eine Menge von Einzelheiten, hatte das lange Messer auf dem Tisch liegen sehen, hatte gesehen, wie Bancal und Colard eine hölzerne Wanne hereintrugen und daß der Advokat Fualdes währenddessen neben der Lampe saß und mit tiefgebeugten Schultern schrieb. Sie hatte auch den geheimnisvollen Fremdling mit dem Stelzfuß gesehen und hatte beobachtet, daß Bach und Bousquier ein großes weißes Laken entfalteten. Auf die Frage, weshalb sie in Männerkleidern gekommen sei, gab sie keine Antwort. Und als sie dann flüsternd, mit zusammengekrampften Fingern, den Kopf geduckt, den mageren Rumpf etwas vorgebeugt, wie unter den Krallen eines Tieres sich kaum merkbar windend und doch mit jenem selig-süßlichen Lächeln, das ihrem Gesicht einen Ausdruck stiller Raserei gab, erzählte, wie Bastide sie im dunklen Nebenraum umarmt und geküßt habe, da sprang dieser plötzlich auf, schlug verzweifelnd die Hände zusammen und eilte ein paar Schritte vorwärts, bis er neben Clarissa stand. Alle hörten, wie schwer sein Atem ging.

Der Vorsitzende verwies ihm sein Benehmen, das er als unzart bezeichnete, Bastide aber rief mit starker, schmetternder Stimme aus: „Vor Gott, der mich hört und richten wird, erkläre ich, daß dies alles grauenhafte Lügen sind. Ich habe niemals dies Weib mit einem Finger berührt, noch mit Augen gesehen."

Clarissa wurde weiß wie Kalk. Ihr war als höre sie jetzt erst das Klirren des zerbrochenen Spiegels, den sie nach dem Tanz zu Boden geworfen. Als der Generalprokurator sie aufforderte, fortzufahren, schwieg sie; ihre Augen verdrehten sich und der ganze Leib schauderte konvulsivisch.

„Sprechen Sie doch!" rief ihr Bastide Grammont zu, und die Empörung erstickte fast seine Stimme, „sprechen Sie! Ihr Schweigen ist noch verderblicher für mich als alle Lügen."

Da schlug Clarissa die Augen zu ihm auf und fragte wunderlich bewegt: „Kennen Sie mich wirklich nicht, Bastide?"

„Nein! nein! nein!“ brach dieser aus und nach oben blickend, stöhnte er qualvoll: „Sie ist eine Närrin.“

Innerhalb einer Sekunde wurde Clarissa glühendrot und wieder totenbleich. Und indem sie sich abermals zu Bastide wandte, sagte sie mit furchtbarem Ton des Vorwurfs: „O Mörder!“

Das Publikum applaudierte. Endlich war das Wort der Wahrheit gesprochen. Doch Clarissa wankte, ein Gerichtsdiener sprang herbei und fing sie in seinen Armen auf, mehrere Damen verließen ihre Plätze und bemühten sich um sie, und es dauerte eine halbe Stunde, bis sie wieder zu Bewußtsein kam; sie bot aber einen so veränderten Anblick, als sei sie plötzlich um zwanzig Jahre gealtert. Herr von Enjalran suchte das Verhör fortzusetzen, doch sie antwortete nur in halben Worten: sie wisse nicht; es sei möglich; sie wolle nicht widersprechen. Bastide Grammont hatte sich wieder auf der Anklagebank niedergelassen; auf seinem Antlitz malte sich unermeßliche Trauer und Bestürzung. Sein Verteidiger bat Clarissa, da sie doch nun einmal gesprochen, so solle sie weiter reden. „Ich beschwöre Sie, Madame, seien Sie deutlich,“ sagte er, „von Ihnen hängt es ab, einen Unschuldigen zu retten oder ihn aufs Blutgerüst zu bringen.“ Clarissa schwieg, als höre sie nicht; in ihrem Herzen wogte, wie Morgennebel über dem Wasser, ein tröstliches und bestrickendes Bild. Nun wandte sich der Rat Pinaud mit strenger Mahnung an sie; sie möge nicht glauben, daß sie ihre Aussagen nach Gutdünken machen und verschweigen könne, was sie wolle; aber darauf nahm der Prokurator für sie das Wort und sagte, man wisse, warum sie schweige, sie habe ja selbst versichert, daß sie eine Überzeugung habe, deren Gründe sie nicht darlegen könne, man möge zufrieden sein, daß man aus ihrem Mund das Wichtigste gehört habe, ja er erklärte sogar jedes weitere Drängen für unschicklich. Er war noch nicht zu Ende mit seiner Rede, als ihn Clarissa unterbrach; sie erhob den rechten Arm und sagte feierlich beteuernd: „Ich habe keinen Eid geschworen.“

Bastide Grammont schaute empor. Er entriß sich seiner Betäubung, stand schwerfällig auf und begann mit ruhiger, doch um so mehr ergreifender Stimme: „Die Mauern der Kerker sprechen nicht. Einst aber werden sie dennoch reden und sie werden die angezettelten Heimlichkeiten mit Namen nennen, die man angewendet hat, um alle diese Elenden zu zwingen, aus der Lüge die schimpfliche Schutzwehr ihres Lebens zu machen. Fualdes war nicht mein Feind, er war nur mein Gläubiger. Wenn Habsucht einen sonst anständigen und mäßigen Mann irregeleitet, wenn sie meinen Arm bewaffnet hätte, so hätte ich ihn doch nimmer gegen einen wehrlosen Greis erhoben. Wollt ihr ein Opfer haben, so nehmt mich; ich bin bereit, aber vermengt mein Schicksal nicht mit dem dieser Brut. Meine Familie, die stets auf dem Land lebte und die Sitte und Einfachheit des Landlebens übte, ist entehrt. Meine Mutter weint und erliegt. Urteilt, ob ich, in dieses Meer von Unglück gestürzt, noch Liebe zum Leben haben kann. Ich liebte einst die Freiheit, ich liebte die Tiere, das Wasser, den Himmel, die Luft und die Früchte der Bäume; jetzt aber bin ich geschändet und läge noch eine Zukunft vor

mir, sie wäre klebrig von Schande und die Zeit schmeckte mir übel. Ist es ein Gericht, vor das man mich gestellt hat? Nein, es ist eine Treibjagd, der Richter ist zum Jäger geworden und richtet den Schuldlosen her zu einem Braten für den Pöbel. Ich verlange keine Gerechtigkeit mehr; es ist zu spät, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zu spät, und wenn man mir die Krone Frankreichs anböte. Ich gebe mich euch zur Vernichtung dar, euer Gewissen soll mit dieser Bürde beladen sein, ein Schuldiger macht tausend und eure Kindeskinder werden noch dafür die lebendige Erde mit Schmach überfluten."

Lähmende Stille folgte diesen Worten. Plötzlich aber brach ein unbeschreiblicher Tumult aus. Zuhörer und Geschworene erhoben sich, ballten die Fäuste gegen Bastide Grammont, schrien und heulten durcheinander und Herrn von Enjalrans donnernde Mahnung verhallte ungehört. Und ebenso plötzlich entstand wieder eine Totenstille. Ein matter, langgezogener Schrei, der sich im Getöse erhoben hatte und nun klagend weitertönte, machte die Gesichter versteinern. Aller Augen richteten sich auf Clarissa. Sie fühlte die Blicke auf sich herabstürzen wie Balken eines zusammenbrechenden Gebäudes.

Ihr Herz war von ungeheurem Sühnewunsch wie verbrannt...

Die Rede des öffentlichen Anklägers sammelte noch einmal die Waffen des Hasses, welche die Fama gegen ihre Opfer geschmiedet; mit abgefeimter Kunst verstand er die Mordnacht in solchen Farben zu malen, daß das Grauen wie zum erstenmal lebendig wurde. Der Verteidiger Bastides dagegen genügte sich an hochtrabenden Phrasen; ihm wurde warm, die Hörer ließ er kalt. Während er sprach, entstand ein Schieben und Drängen im Hintergrund; einige Damen kreischten, ein mittelgroßer schwarzer Hund lief durch eine Öffnung der Schranken, schaute sich mit glitzernden Augen um und kauerte sich vor den Füßen Bastides kurz aufbellend nieder. Dieser legte in tiefer Bewegung die Hand auf den Hals des Tieres und wehrte den Huissier gebieterisch ab, der es entfernen wollte.

Als der Gerichtshof sich zur Beratung zurückzog, wagte niemand laut zu sprechen. Irgendein Frauenzimmer schluchzte und man verwies sie zur Ruhe; es war die Dirne Benoit, Colards Geliebte. Sie hatte den armseligen Menschen bei den Schultern umschlungen und das in Tränen gebadete Gesicht drückte kein andres Verlangen aus, als sein Schicksal zu teilen. Ein Verwandter Bastides trat zu diesem, um mit ihm zu sprechen; Bastide schüttelte den Kopf und sah den Mann nicht einmal an. Etwas Schlaftrunkenes war in seinen Zügen, jedenfalls hatten Worte kein Gewicht mehr in seinen Ohren. Doch geschah es, daß seine Augen sich noch einmal erhoben und, nachdem sie unermessene Fernen durchlaufen hatten, denen Clarissas begegneten. Da schien ihm das fremde Weib nicht mehr so sehr fremd. Er hörte wieder den Ton ihrer Stimme, als sie ihn Mörder genannt hatte; war es nicht vielmehr ein Hilferuf als eine Beschuldigung gewesen? und dieser flehentliche Blick, als hätten unsichtbare Fäuste sie am Hals gewürgt? und diese zarteste Gestalt, so seltsam alterslos, zitternd wie ein junger Birkenbaum im Herbst?

Zwei einsame Schiffbrüchige werden durch den unterirdischen Meeresstrom in ein und dieselbe Bahn getrieben, jeder von einer andern Welt, diesseits und jenseits des Meeres, nicht imstande das Brett zu verlassen, woran ihr Dasein hängt, nicht einmal imstande sich die Hand zu reichen, bloß hingetrieben vom allmählich erschöpften Wind zu unbekannten Tiefen. Es liegt etwas Geisterhaftes in dem Erbarmen des einen für den andern. Doch Bastides schmerzliches und finsteres Erstaunen gährte wieder in den Rausch und Traum der Müdigkeit hinüber und die aufmerksamen Augen seines Hundes erschienen ihm wie zwei rötliche Sterne zwischen schwarzen Baumkronen. Er vernahm das Todesurteil, als der Gerichtshof zurückkehrte; er war aufgestanden und lauschte den Worten des Präsidenten; es klang, als ob Regenwasser auf mürbe Blätter plätschere. Er hörte sich selbst etwas sagen, aber was es war, wußte er kaum. Viele Gesichter sah er in ungenügender Beleuchtung gegen sich gewandt, sie machten ihm den Eindruck wurmstichiger und verwesender Äpfel.

Das Verdikt gegen die übrigen Angeklagten sollte erst am folgenden Tag verkündigt werden. Die Menschenmenge im Saal, in den Gängen und auf der Straße verlief sich langsam. Als Clarissa durch den Korridor schritt, wich alles scheu zur Seite.

Sie hatte in Erfahrung gebracht, daß Bastide nicht nach Rhodez zurückgeführt würde, sondern im Gefängnis von Alby bleibe. Darauf schickte sie den Wagen fort, der auf sie wartete, und begab sich in ein nahegelegenes Gasthaus, wo sie ein Zimmer forderte und einen Brief an ihren Vater schrieb, ein paar fieberdurchwühlte Sätze: „Ich weiß nicht mehr was Wahrheit ist und was Lüge; Bastide ist unschuldig und ich habe ihn vernichtet, während mein Wille zu ihm stand; Ja und Nein sind in meiner Brust wie zwei gestorbene Flammen; würde ich dorthin zurückkehren, woher ich kam, ich würde einen beständigen Tod erleiden, darum und weil so die Menschen leben wie sie leben, gehe ich dorthin wohin ich muß." Es war schon Mitternacht vorüber, trotzdem begehrte sie den Wirt zu sprechen. Sie bat ihn, den Brief am nächsten Morgen durch einen sicheren Boten nach Schloß Perrié zu senden, dann ersuchte sie den verdutzten Mann, ihr ein Körbchen frischer Früchte zu verkaufen. Der Wirt bedauerte höflich, er habe nichts mehr in der Kammer. Leidenschaftlich drängend, bot sie den zehn und zwanzigfachen Preis und warf ein Goldstück auf den Tisch. „Es ist für einen Sterbenden," sagte sie, „alles hängt davon ab." Der Mann betrachtete ängstlich das bleichleuchtende Antlitz der vornehmen Dame und überlegte, erklärte endlich seinen Nachbar aufwecken zu wollen und hieß Clarissa warten. Als sie allein war, kniete sie vor dem Bett nieder, wühlte die Stirn in die Kissen und weinte. Nach einer halben Stunde kam der Wirt zurück und brachte einen Korb voll Birnen, Trauben, Granatäpfel und Pfirsichen. Kopfschüttelnd sah er der Davoneilenden nach und hielt den verschlossenen Brief, den er besorgen sollte, neugierig gegen das Licht.

Die Straßen waren öde und von verdämmertem Mondschein erfüllt. Die kleinen

Fenster kleiner Häuser blinzelten verschlafen; unter einem Torweg stand der Nachtwächter mit der Hellebarde und murmelte wie ein Betrunkener. Vor dem niedrigen Gefängnisbau war ein freier Platz; Clarissa setzte sich auf eine Steinbank und da nebenan ein Brunnen rann und sie Durst hatte, trank sie sich satt. Die sanftgeschwellten Ränder der unfernen Hügel flossen kaum merklich in den Himmel über und hinter einer Talsenkung lohte Feuerschein, auch glaubte sie bei gespanntem Horchen Glockenläuten zu hören. Sie schlief doch nicht die ganze Welt und sie durfte das bange Herz noch einmal an Menschendinge binden. Nach einer Weile erhob sie sich, schritt zu dem Gebäude hinüber, stellte den Fruchtkorb auf die Erde und pochte mit dem Türklopfer ans Tor. Es dauerte lange bis der Pförtner erschien und unwirsch nach ihrem Begehr fragte. „Ich muß Bastide Grammont sprechen," erklärte sie. Der Mensch machte ein Gesicht, als habe ihn eine Wahnsinnige überfallen, knurrte drohend und wollte das Tor wieder zuschlagen. Clarissa packte mit der einen Hand seinen Arm, mit der andern riß sie die Diamantagraffe von der Brust. „Da, da, da!" stammelte sie. Der Alte hob seine Laterne ein wenig und besah sich das blitzende Schmuckstück von allen Seiten. Clarissa mißverstand seine schmunzelnd-furchtsame Freude, dachte, es sei ihm nicht genug und gab ihm noch ihre Börse. „Was ist in dem Korb?" erkundigte er sich in devotem Mißtrauen. Sie zeigte ihm, was darinnen war. Da gab er sich zufrieden, dachte, es sei wohl die Maitresse des Verurteilten und nachdem er die Tür zugeschlossen, ging er voran. Sie schritten ein paar Stufen hinab, dann durch einen schmalen Gang. „Wie lange wollen Sie drinnen bleiben?" forschte der Wärter, als sie vor einer eisernen Türe standen. Clarissa schöpfte tief Atem und erwiderte flüsternd, sie werde dreimal gegen die Türe klopfen. Der Alte nickte, sagte, er wolle oben auf der Treppe warten, sperrte vorsichtig auf, reichte der Frau seine Laterne und schloß hinter ihr zu.

Drinnen hielt sich Clarissa an der Mauer fest und schloß die Augen, um zu warten, bis sich ihre rasenden Pulse beruhigt hatten. Es schien ein mäßig großer, nicht ganz unwohnlicher Raum. Bastide lag auf einem Strohsack an der gegenüberliegenden Wand; er schlief in seinen Kleidern. Welche Stille! dachte Clarissa schaudernd und schlich nun auf den Fußspitzen bis zum Lager des Schlafenden. Welche Stille auch in diesem Antlitz, welch ein schöner Schlummer, dachte sie, und ihre Lippen öffneten sich in lautlosem Schmerz. Sie stellte die Laterne so auf den Boden, daß der Schein sein Gesicht nicht traf, dann kniete sie hin und lauschte den festen Atemzügen. Bastides Mund war ernst geschlossen, die Lider vibrierten nicht, ein Zeichen von Traumlosigkeit; der lange Bart umkränzte Wangen und Kinn wie braunes Buschwerk, der ganze Kopf war etwas hintüber gesunken und die Haare glänzten feucht. Allmählich strömte der Frieden seines Antlitzes auch auf Clarissa über, alle Worte, alle Zeichen, die sie mit hereingetragen, schwanden hin, sie beschloß, nichts weiter zu tun, als ihr Geschenk an sein Lager zu stellen und sich zu entfernen. Sie leerte also den Korb und erschrack jedesmal und wartete, wenn nur ein Sandkorn unter ihren Füßen knackte. Als sie nun alle Früchte ausgelegt

und jede einzelne wie ein lebendiges Geschöpf in ihrer Hand zärtlich befühlt hatte, ward ihr immer ruhiger und leichter zu Sinn, sie spürte sich dem Tode schon so wunderbar hingegeben, daß sie den Gedanken, diesen Raum verlassen zu müssen, fast mit Schrecken abwies und sich mit gefaßter Sicherheit anschickte zu tun, was sie tief erfüllte. Es entstand das Verlangen in ihr, den schlafenden Bastide zu küssen und sie beugte sich auch über ihn, doch eine gebieterische Ehrfurcht hielt sie ab, mehr noch als die Angst, er könne erwachen. Ihr Körper krampfte sich zusammen, sie umarmte ihn im Geiste und schien sich losgelöst von der Erde wie eine Perle, die aus einem Ring gefallen ist. Darauf erhob sie sich leise, ging auf den Fußspitzen auf die andere Seite des Raums, legte sich hin, nahm ein kleines Federmesser aus der Tasche und schnitt sich an beiden Handgelenken mit tiefen Schnitten die Adern auf. Innerhalb einer Viertelstunde seufzte sie noch zweimal und die Hand des Todes suchte vergeblich das trunkensüße Lächeln von ihren erblaßten Lippen zu wischen.

Bastide schlief noch eine Weile in seiner abgründigen Tiefe hin, Glieder und Geist von einem Allvergessen gefesselt und betäubt. Dann begann er zu träumen. Er befand sich in einem großen, abgeschlossenen Raum, in dessen Mitte eine kostbar gedeckte Tafel stand. Es saßen viele Menschen da; sie zechten und unterhielten sich fröhlich. Auf einmal starrten alle nach der Mitte der Tafel, wo ein Gefäß aus undurchsichtigem blauem Glase stand, das vorher nicht dagewesen war. Was ist in dem Glase? was mag es bedeuten? wer hat es gebracht? fragten dunkle Stimmen. Darauf trat ein grauenhaftes Schweigen ein; die vielen Augen starrten bald auf das blaue Gefäß, bald in düsterm Argwohn gegeneinander. Plötzlich erhoben sich die vorher so heitren Zecher und einer beschuldigte den andern, die verdeckte Schale auf den Tisch gestellt zu haben. Es entstand heftiges Geschrei, manche zogen ihre Dolche, andere schwangen Stühle und währenddessen wuchs aus dem Gefäß heraus ein magerer nackter Mädchenleib wie weißer Rauch. Das Gesicht war Bastide bekannt, es war das der Lügnerin Clarissa; mit schlangenhaft flimmernden Augen sah sie ihn an, immer nur ihn. Alle Männer folgten dem Blick, stürzten über ihn her, der Kopf der Lügnerin aber schien nun eine Blume mit gelbem Kelch, während der Leib sich bog wie ein verdorrter Stengel. Du mußt sterben! du mußt sterben! schallte es aus heiseren Kehlen, aber indes sie noch schrien, verhallten schon ihre Stimmen, es öffnete sich die eine Wand und man konnte in einen blühenden Garten sehen, in dessen Mitte ein Schafott stand. Bastide war zum Knaben geworden; langsam schritt er hinaus und seine Todesfurcht wurde besänftigt von einem berauschenden Geruch reifer Früchte, der wie eine Wolke den ganzen Saal, ja den ganzen Weltraum erfüllte.

Da erwachte er. Sein erster schlafbefangener Blick fiel auf das flackernde Licht der Laterne, der zweite auf eine riesige Birne, die gelb wie ein kleiner Mond neben seinem Bette lag. In dumpfbeglücktem Erstaunen griff er darnach, aber indem er sie zum Mund führte, gewahrte er, daß Blut daran klebte. Er schrak empor, noch wähnte er zu träumen. Vor den Fenstern wogte schon das Grau der

Morgendämmerung. Nun gewahrte er auch die übrigen Früchte, eine Pracht und Fülle, als wäre das Paradies geplündert worden. Doch klebte auch an ihnen Blut ... Ein kleiner zweigeteilter Blutbach rieselte von der Mauerecke herüber.

Und Bastide sah ...

Er wollte aufstehen, allein der unvollendete Schlaf lähmte noch seinen Körper. Bitterer und wilder Kummer umklammerte ihm die Brust. Ihn gelüstete nicht mehr nach dem Tag, der sich draußen so müd erhob; der Schläge seines eigenen Herzens satt und voll Gewißheit dessen was geschehen war und geschehen mußte, sehnte er das endliche Ende herbei, begehrte keine besondere Kunde mehr von dem vollbrachten Schicksal drüben an der andern Wand des Kerkers, das, von dunklen Gewalten befehligt, sich auf seinen Weg gedrängt hatte, keine Kunde mehr von den Menschen und dem was sie bauten oder zerstörten. Ein Greuel war ihm der Mensch.

Und dennoch als sein Blick wieder auf die herrlichen Früchte fiel, da jammerte ihn die Kreatur; er wollte der Bringerin wenigstens die Augen zudrücken. Aber jetzt drehte der argwöhnisch gewordene Wächter draußen den Schlüssel im Schloß.



Pippa-Glosse / von Alfred Kerr



Seit der Aufführung sind dreizehn Tage vergangen, wenn der Setzer diese Zeilen setzt, einen Pfiff auf dem Hausschlüssel hat man noch im Ohr, erinnert sich auch an den Beifall der anderen, an das Gefühl der Verbundenheit mit seinen innerlich erfüllten aufrechten und jungen Urhebern, — sieht mit geschlossenen Lidern den erleuchteten Raum, hat alle Gehörs- und Empfindungsreize wieder, zusammengedrängt in das Hundertstel einer Sekunde, es ist wie ein aufblitzender, ein unsichtbar-sichtbarer Kern des auf drei Stunden Verteilten, darin liegen die eigenen Regungen, die während des Spiels sprachen nur verkleinert wie die Photographie eines vertrauten Antlitzes, — das doch in diesem Abglanz lebt und in unser Blut greift, . . . es ist in dem Sekundenraum alles, auch die Stellen des Wartens, die Augenblicke der Erschütterung . . . und das fast religiöse Grundgefühl, das man empfing; damit vermengen sich Eindrücke von später gelesenen Urteilen . . . von Hauptmanns Augen . . . Und wieder das Grundgefühl.

Das Grundgefühl ist die Erschütterung durch ein Gebild, worin Mächte miteinander kämpfen, die unser Sein bewegen.

Aus der verschwebenden Wildnis eines Märchens sprechen Stimmen, die ihren Ursprung wie außerhalb der Kugel haben, auf die wir gesetzt sind. Das Ringen, das sehnende Umfangen, das Toben, das Entschwinden, das Weiterziehn ins Dunkle, das Zueinander- und Auseinanderfliegen der Seelen; der Tanz um die Flamme der Schönheit, um die tanzende Flamme der Schönheit. Wuchtend und zitternd kämpft das Halbtier mit dem Hochmenschen — um sie; deren Gedächtnis der junge Pilger mit erloschnem Aug ins Unbekannte trägt. Es tönt aus der Dichtung das Schweigen, das uns rings umdroht — und ich habe das alles in den ersten Tagen nach der Vorstellung mit ausführlicheren Worten gesagt . . . Einmal empfindet der gewachsene und erfahrene Erdensohn Wann das Dasein als den Aufenthalt in einer Schiffskabine bei Sturm. Das ganze Märchen ist wie ein Gleichnis dieses Gleichnisses. Nochmals: parallel zu Ibsens Wirken spricht hier eins von den neuen Religionsdramen der Darwinzeit.

Auch Ibsen ist ein Symboliker, der Religionsdramen schrieb. Doch beide bleiben getrennt. Ibsen ist der lineare Analytiker des neuen Anfangs; Hauptmann der farbige Analytiker des neuen Anfangs. Ecco. Hauptmann ist ja Ibsens Gegenstück, das ist: Ergänzung, auch im Symbolischen. Bei Hauptmann, es läßt sich nicht anders ausdrücken, bei Hauptmann dampft die Erde. Der Norweger bleibt für mich etwas Unanrührbares, aber Dinge wie das gewaltige Absterben Huhns hat er nicht gemacht . . . wenn das Übergangstier röchelnd mit den Fäusten stapft und das Leuchtende, das höher gestufte Geschöpf, im letzten Tanze vor dem Zerfallen schwebt.

Rechtsanwälte werden von der Symbolik eines Märchens eine klappende Deutlichkeit fordern. Künstler nicht. Es sind keineswegs alle Szenen dieses Stückes klar: nur das ganze Stück ist eine Klarheit. Es gibt in diesem Hauptmannschen Werk wie in den übrigen etwas, das mich ergreift: wie kein anderer Dichter es vermag, der seit Ibsens Pensionierung in Europa lebt. Und da ich mich nicht für wertlos halte, auch nicht für unverwöhnt: so muß ich an einen Mangel bei seinen Gegnern glauben.

Gerhart Hauptmann ist von der Berliner Kritik nicht schlecht behandelt worden, seine ganz innerliche Macht wird von so manchem geliebt. Aber die Wohlwollenden haben jetzt vorwiegend die Fehler betont, waren ohne Ergriffenheit, haben einiges eben nur anerkannt. Ich hätte gern andre Dynamisierungen der Urteile gesehn; die Erschütterungen dieses Märchens sprechen so stark, daß die Ungleichheiten der Ausführung beinah versinken. Man ist nicht blind vor Hauptmann wie vor einem Götzen. Ich habe seit dem Henschel nicht verschwiegen, daß er seine Gestaltungen jetzt zu früh aus der Retorte läßt. Ich schrieb nach dem armen Heinrich in diesen Blättern: „Daß er fertig geworden ist mit der Tätigkeit des Ausscheidens, glaub' ich nicht." Nach Rose Bernd: „Ich glaube von diesem Schauspiel auch, daß er etwa die zweite Niederschrift gab statt der letzten Revision." Nach Schluck und Jau: „Was Hauptmann Bestes gab, war bisher neun Monate getragen; hier zeigt er der Welt, wie so ein Kind nach zwei Monaten aussieht." Nach Michael Kramer: „Man wünschte dieses Werk umgebaut zu sehen. Es gehört in die Reihe von Hauptmanns Zwischenspielen." Nach dem roten Hahn: „Hauptmann hat dieses Stück nicht fertig gemacht; wie er Schluck und Jau nicht fertig gemacht; wie er den Michael Kramer nicht fertig gemacht." Was andere sehn, sieht man auch. Aber der Irrtum liegt darin: das Schwergewicht auf dies Manko zu legen, bei solchen Werken.

Man hat nicht zu sagen: dies und das ist unvollendet. Sondern: es klingt! und ruft! und ergreift — es spricht hier etwas ganz Seltnes, menschlich Hohes, etwas, das an den Herzpunkt unsrer Dinge rührt. Und wenn es nur für zehn Menschen so stark spricht (aber es gibt ja Tausende, die bloß nicht schreiben, — in denen es ebenso ruft und klingt und schwillt), so muß das an der eingeborenen Kraft des Dichters liegen. Ihr könnt ja warten, bis das wiederkommt!

Wen gibt es denn? Etwa Gorki — der im berühmtesten Stück mit der Trivialität in jedem Zuge liebäugelt; der sein Bestes auch da von Hauptmann besaß; dem Hunderttausende bei uns psalmodiert haben, nicht weil er ein großer Dichter, sondern weil Rußland ein merkwürdiges Land ist! und der jetzt im dritten Stück von den „Kindern der Sonne" den Possentatbestand seiner deutschen Überschätzung mit leidlichen, matten Humoren besiegelt hat. Gorki ist nicht der erste Beste, — vor allem aber ist er ein deutscher Aufsitzer.

Das ist es, was ich den Beurteilern dieses Stücks ... eher als über das Stück selbst hier zu sagen habe. Sie mögen nicht in den himmlisch frohen Wirren der Zeit vergessen, was sie haben. Und sie mögen vor so einem gestalteten Gedicht sich lächelnd

ansehen, was ein Harden, eine von den einfachen Intelligenzen mit der großen Sicherheit des Vortrags, darüber sagt. Er steht gewöhnlich etwa hinter einem Drittel der Berliner Tageskritik an Kunsterkennen zurück ... doch er sagt das, was er zu sagen weiß, mit sicherer Handführung. Ich will ihn für heute nur ein bißchen beschauen. Gegen Hauptmann hat sein Verhalten eine Besonderheit. Er kleidet in wohlerwogen gemäßigte Worte einen nichtgemäßigten Haß, — der begreiflich ist. Ach, der nicht begreiflich ist! In Hauptmanns Glashüttenmärchen, so klagt er in goldechtem Bedauern, stimme nichts, — „und", fügt er intelligent hinzu, „alles müßte aufs Härchen stimmen". Voll wahrhafter Trauer seufzt er: „Jammerschade ..." Es gewähre ihm, weint er, nicht „den Trost heller Kunstfreude". Und indem er beifügt, er traue Hauptmann den Kniff nicht zu, durch absichtlichen Nebel die Leute dumm machen zu wollen: indem stellt er eben diesen Kniff zur Erörterung ... Was Saphir für das Wien seines Zeitalters war, das stellt Herr Harden im allgemeinen für ein nationaleres, politischeres und getaufteres Berlin dar. Hier gibt er den weihesamen Anblick: daß jemand über mangelnde Deutlichkeit schilt, der doch von dem Grundsatz „Sucht nur die Menschen zu verwirren, sie zu befriedigen ist schwer" wöchentlich einmal existiert.

... Seht euch das alles heiter an, vergeßt nicht zum Kern jedes wahrhaft erfüllten Werkes vorzudringen, geht mit Kostbaren unter den Zeitgenossen kostbar um (denn Ihr könnt warten, bis das wiederkommt!) — und im übrigen lacht, solang' Ihr selber tanzet den Tanz um die tanzende Flamme.





Wohin? Wohin?
Lau schläft am See die weiche Nacht
Und hat im weiten Lande
Wald, Strom und Menschen müd gemacht.

Ein Tönen ist erklungen
Aus dumpfen Erdentiefen her
Und hat sich zart erschwungen
Ins Reich der Luft; nun tönt es
Wie Harfen leicht und Glocken schwer.

Wohin? Wohin?
Mich hat ein Ton gerufen
Aus dumpfen Erdentiefen her,
Führt über dunkle Stufen
Empor und sehnlich weiter.
Nun schwingt er aus und tönt nicht mehr.

Ein Nachtgevögel rauschet
Vorüber und schlägt mit den Flügeln.
Schon schmilzt es über den Hügeln
Ins dunkle Schweigen, und rauschet
Und fragt und lockt nicht mehr.





Wohl lieb ich die finstre Nacht;
Oft aber, wenn sie also bleich
Und düster wie aus Qualen lacht,
Graut mir vor ihrem argen Reich
Und ich sehne mich, die Sonne zu schauen
Und lichterfüllte Wolken im Blauen,
Um warm in glänzenden Tagesräumen
Von der Nacht zu träumen.

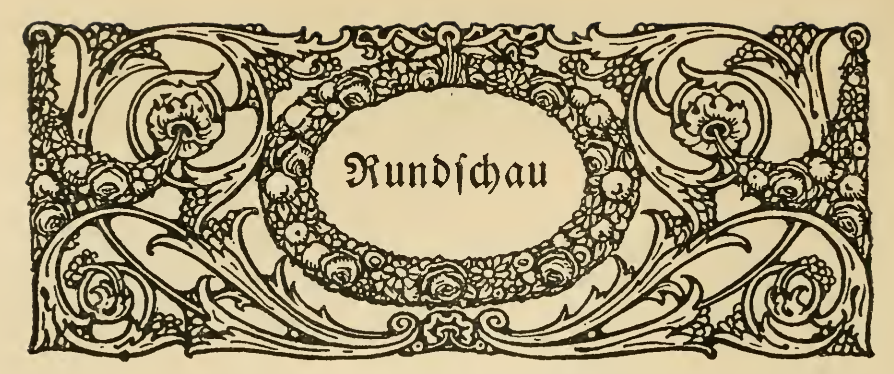


Laufeuchte Winde streifen,
Nachtvögel hört man überm Ried
Mit schweren Flügeln schweifen
Und fern im Dorf ein Fischerlied.

Aus niegewesenen Zeiten
Sind trübe Sagen angestimmt
Und Klagen um ewige Leiden.
Weh dem, der sie bei Nacht vernimmt!

Laß klagen du, laß rauschen,
Rings ist die Welt von Leide schwer.
Wir wollen den Vögeln lauschen
Und auch dem Lied vom Dorfe her.





Rundschau

Aussichten

Ich wünsche dem russischen wie jedem anderen Volke alles mögliche Heil, aber nicht auf unsere Kosten. Wenn Rußland — was allerdings noch in ziemlicher Ferne liegt — ein einheitlicher Riesenstaat bliebe und durch ein freiheitliches Regime reich, stark und mächtig würde, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach dieser Zustand der Dinge in erster Linie für alle Deutschen, vermutlich auch für das ganze übrige Europa viel gefährlicher als der Zarismus, der die Übermacht im Innern mit relativer Ohnmacht nach außen zu organisch, d. h. auf sehr natürliche Weise, verband. Die freien und einigen Russen würden alsbald, vielleicht sogar zunächst durch den Hunger getrieben, ein dringendes Bedürfnis fühlen, das übrige Europa ebenfalls zu befreien, i. e. zu drangsalieren, zu erobern, zu unterdrücken und auszurauben, wie einst die „freien" Franzosen unter Napoleon, dem großen Repräsentanten der revolutionären „Gleichheit" und Gerechtigkeit.

Das liegt in der Natur der Dinge und dürfte speziell auch in der Natur des Russen liegen, der trotz der erbärmlichen Lage, in der sich die unendliche Mehrheit seines Volks bis jetzt befand, sich und seine Nation doch als auserwählt betrachtet, und dessen Literatur ihn schon seit lange belehrt, daß das russische Volk das einzig gesunde — trotz Schnaps, Roheit und vollkommener Unwissenheit der Massen, wir dürfen jetzt hinzufügen trotz Kischinew, Odessa, Kronstadt, Wladiwostok usw. — und daher berufen ist, das verkommene Europa aus dem Sumpf der Kultur zu retten. Noch am 1. August vorigen Jahres erklärte der ehrliche, aber tolle Phantast Leo Tolstoi in der „Times": nur das russische Volk werde dem Lande (d. h. dem Landleben) treu bleiben und seine Kraft auch in Zukunft erhalten, wo die anderen Nationen bereits „degeneriert sein werden".

Ich glaube kaum, daß es in irgendeinem Lande Schriftsteller gibt, die sich in bezug auf grundlose nationale Prahlerei mit gewissen russischen messen können. In diesem Sommer hielt Alexander Tratschewski, ehemals Professor der Geschichte an der Universität Odessa, in der Ecole des Hautes Etudes Sociales zu Paris eine Rede über das Thema „Rußland und die französische Revolution", in welcher u. a. folgender Passus vorkommt: „Ich bin überzeugt, vor dem Gericht der Geschichte werden für die Größe des russischen Volkes die Heldentaten demokratischer Gerechtigkeit eines zehnten Teils des menschlichen Geschlechtes als Verteidiger entschlossen eintreten. Ich meine vor allem das allgemeine Wahlrecht, dieses (in der nicht-russischen Welt offenbar noch ganz unbekannte — d. V.) Gleichheitsideal(!) und das Pfand der Umwandlung der Frau, — die Hälfte der Menschheit! —, aus einer egoistischen Familienbehüterin in einen Engel der Weltbrüderschaft, in eine Zerstörerin der blutigen Überbleibsel des Nationalismus(?). Und das dritte Prinzip großer Revolutionen, die Freiheit, wird sich in dem ungewöhnlich weiten Föderalismus verkörpern, der nicht nur die Volksberechtigung aller Andersgläubigen und Fremdlinge, sondern auch alle Privilegien der annektierten historischen Völkerschaften anerkennen wird. Andere zeigen auf die unvermeidliche

Rolle des befreiten Rußlands in der Freiheitsentwicklung bei seinen Nachbarn Deutschland und der Türkei hin. Für mich ist nur unstreitig, daß kraft der soziologischen Gesetze (!) im Osten Europas die Lösung der Arbeiter- und selbst der Agrarfrage eine Schnellzugsgeschwindigkeit erreicht hat."

Und dabei verlangt der Mann von Rußland, daß es sich nicht „durch erkünstelte Schönrednerei eines verfaulten Doktrinarismus beirren" lasse! Reflexionen über diesen, offenbar nicht schönrednerischen Doktrinarismus überlassen wir getrost dem Leser. Das Interessanteste ist, daß „andere" Russen, die Herr Tratschewski keineswegs eines Irrtums beschuldigt, schon im Sommer 1905, wo noch kein Mensch wissen konnte, was bei der revolutionären Bewegung herauskomme, ja nicht einmal, ob etwas herauskomme, an die Befreiung der Deutschen und der jedenfalls in ganz ähnlichen Zuständen wie diese befindlichen Türken dachten.

Nun stelle man sich ein wirklich freies und großes Rußland vor und frage sich: was würden da die („annektierten"! — Rußland will seine Annektierten offenbar behalten) Slaven in Österreich und Deutschland für Geschichten machen, bis sie russisch wären? diese Tschechen, deren höchstes Ideal ist, jeden einzelnen Deutschen womöglich zu massakrieren, und diese Polen, die, seit mehr als einem Jahrhundert aufs scheußlichste von den Russen mißhandelt, jetzt, nach all den schrecklichen Erfahrungen auch der allerjüngsten Zeit, im November dieses blutigen Jahres 1905 dem deutschen Kaiser die Schuld geben, daß ihr guter Zar alle seine Versprechungen ihnen gegenüber zurückzieht und über ihr ganzes Land den fürchterlichen Belagerungszustand verhängt. Welche schöne und natürliche Rolle hätte da Rußland als Befreier der Slaven vom deutschen und türkischen Joche und zugleich als Befreier ihrer bisherigen Tyrannen, der Deutschen und Türken!

Das russische Weltreich wäre ebenso die Parole des freien, wie des zarischen Rußlands, nur daß man, bei gewachsenen Kräften, dann den Ausbau dieses Weltreichs gewiß lieber nach Süden und Westen, als nach Norden und Osten begänne. Bei der bekannten herkömmlichen Einigkeit der übrigen europäischen Nationen wäre ja das dann nicht allzu schwer.

I. Platter (Zürich)

Das Blumenboot

Was man beim Lesen so denkt. Ein Sittenstück. Ausführlicher falscher Bau; mit folgendem Grundriß: Renaissancemutter, Genußbaronin, die in der Liebe lächelnd über Leichen geht. Nimmt zwei Töchter in ihre Schule; Wirkung: ein entwurzeltes Ehepaar, ein zum Ernst gebrachtes andres Paar ... zwei Gatten, die das Leben schwer nehmen, gehn zugrunde; zwei, die es leicht nehmen, reifen sofort zur Sittlichkeit ... Man mache das Leben zu keinem gewissenlosen Blumenboot, vielmehr zu einem redlichen Reisekahn ...

Die Regiebemerkungen bessern sich; er entspricht den Anforderungen des Bedarfs, geht mit. Das Episodisch-Äußerliche hat er oft gekonnt; Defekt beginnt erst, wo er einen Menschen zeichnen soll. Sudermanns beste Gestalt: der Handlungsreisende (Schmetterlingsschlacht) ... Auch jetzt ein nach dieser Seite geglückter Sprechton. „Nu wirste aber frech, Cousinichen!" Am größten als Unterhaltungsschriftsteller. Die Leute müßten sich bei dem Zwischenspiel, wo er Artisten, Spezialitätenweiber bringt, amüsieren. Auch hier bald unecht ...

Es kommt meistens nach vier Sätzen unecht. So eine Thea, für die er den Sprechton sucht, ist doch eklig falsch gezeichnet. Nach vier Sätzen. So ist das Ganze. Oft plötzlich gewahrt man ... Sonderbarkeiten. Man grübelt über das Warum. Aha, sagt man sich, er sieht hier für die Bühne. Aber die Komik ruht eben darin: er sieht nicht genug für die Bühne. Er sieht ja nicht, was von der Bühne, im Ganzen, als knallig unecht sofort bemerkbar wird. Zusammengefaßt: Er ist ein Theaterkopf ... aber ein unzureichender. Die Gallier haben von Sardou gesagt, daß er selbst die Stellen berechne, wo das Publikum zu Beginn die Geräusche mit den Klappsitzen macht. Auch

Sudermann berechnet solche Parketteinzelheiten: aber falsch. Angelpunkt.

So hat er keinen Fehler, als daß er nicht glaubwürdig gestaltet. Hülsen statt Menschen; für eine Vorstadt-Elite . . .

Und die alte Heiterkeit erwacht. Ach, wenn man das so liest. Zwei Sätze. Ich koste das schon mit einer Zärtlichkeit, wie wenn es ein Bestandteil meines Lebens wäre, — wenn Thea spricht: „Da guck mal 'raus . . . Guck mal die heiße Sonne dort über'm See . . . Jetzt schwimmt sie gleich . . . Und die Linden stehn wie rote Mauern . . . Das ist alles da . . . Aber nicht für uns . . . Irgendwo — da stehn jetzt zwei Menschen — die haben sich um den Leib gefaßt und starren in die Sonne und beten vor Glück. Solche Menschen könnten wir auch sein" — sagt Thea, genannt Muschi. In der Nähe spielt „Graf Sperner" Lawn Tennis, und die Baronin bewegt sich unter ihren Gästen. Später sagt Muschi: „Geh du nur zu deiner Paula. Die wird dich das Beten schon lehren. Und ich such' mir derweilen mein bißchen Andacht, so gut ich es finden kann. Nu geh doch — geh!"

Lieber Herr Sudermann, — Bestandteil mir versinkender Tage . . . Da stehn jetzt zwei Menschen . . . Ich könnte Ihnen die Hand schütteln . . .

Du hast so manches liebe Stück gegeben;
Und schalt ich Dich auch schmollend Kotzebue,
Du bleibst ein schöner Tag aus meinem Leben,
Wir wandeln traulich seinem Abstieg zu.
Wir sprangen miteinander manche Sprünge,
Dein heitres Tun war mir von Herzen wert.
Ich schaukle nun schon oberhalb der Dinge,
Du schwebst in weißem Kleid — astralverklärt.

Mein lieber, lieber Herr Sudermann . . .

Kerr

Bücher zum Sehen und zum Lesen

Der Inselverlag beschenkt uns mit einer Bibliothek, gegen die das Stammland der Bibliophilie, England, schon zurücksteht. Seine Bücher sind Ornamente des Schrankes, Hochgefühle für die Hand, Erlesenheiten für den Geist, eine Subskription für kultivierte Seelen, Finger und Taschen. Nicht Viele können sie kaufen, noch weniger verstehn, diese zarten Lederbände anzufassen und die wenigsten entschließen sich vielleicht zum Lesen. Ich bekam Beardsleys „Unter dem Hügel" in sanftestem Wildleder, noch streichle ich es täglich (ich glaube, es ist mit der Zeit suggestiver als Frauenhaut); wenn die Flitterwochen vorbei sind, kommt das Lesen. Immerhin kommt es. Die Franzosen vertragen die schönsten und berühmtesten Bücher in miserabler Ausstattung; sie haben an ihrer Sprache genug. In England drucken sie schon medizinische Bücher von völlig gleichgültigem Inhalt schön. Es ist vielleicht noch raffinierter, wenn sie gleichgültig sind. Die Engländer sind das der Häßlichkeit ihrer Sprache schuldig. Die Deutschen werden sich das nie gefallen lassen. Sie wollen immer durch den Schlaraffenberg durch. Sie sind zu neugierig. Und sie sind so musikalisch, daß sie die „Identität von Form und Inhalt" verlangen.

Hinter diesem Berg liegt jetzt ein großer Garten. Da schwebt die bürgerliche Frau in der Hängematte und liest Goethes Wahlverwandtschaften, das Märchen, die Unterhaltungen und anderes, was sie sonst in der großen Kontobuchausgabe ihres Gatten nie aufschlug. Daneben sitzt der Germanist und liest Schillers Dramen, die er mit sich „revidiert". Dann spaziert der Philosoph und liest Schopenhauer, in dem er den großen Schriftsteller bewundert. Endlich hinterm Fenster studiert der Oberlehrer Körners gesammelte Werke, ohne recht zufrieden zu werden. Er ist ein Patriot und zieht die ruppigste Klassikerausgabe vor. Es haben nämlich diese Bändchen nichts Klassisches an sich. Sie sind biegsam weich in rotem Leder und auf so dünnem Papier in einer höchst leserlichen Antiqua gedruckt, daß ganze Germanistensemester in ein Buch gehen, Schopenhauers Hauptwerk sogar auf 1462 Seiten und wiegt 375 Gramm. Wird jetzt wirklich die klassische Literatur nicht bloß zitiert, sondern gelesen werden? Das ist die neue Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe des Inselverlags, mit der er alle aristokratischen Sünden wieder durch höchst demokratische Tugenden quittiert.

O. B.

Die Moral der Musik *

Jeder Vortrag einer mystischen Lehre ist persönlich, geht von einem Ich — zu einem Du. So halten es die Inder, die christlichen Mystiker, so hält es Plato. Lehrer und Schüler müssen von vornherein auf gleichem Boden stehn, in der Grundvoraussetzung müssen sie eins sein, eins sein darin, daß diese nicht bewiesen und erklärt werden kann und darf, daß sie in beiden, im Lehrer wie im Schüler, liegt. Der Lehrer will nur freie Bahn schaffen für die Möglichkeiten, die im Schüler liegen. Das ist die „Erweckung" der christlichen Mystik, die ἀνάμνησις Platos. Das Charakteristikon jeder mystischen Lehre ist eben, daß diese erste Voraussetzung nicht erklärt und bewiesen zu werden braucht. Sie ist unmittelbar gegeben, und es läßt sich von ihr nichts weiter aussagen, als daß wir ihrer gewiß sind. Und dieses Unerkennbare gibt erst allem Erkennbaren Sinn und Sein. Das ist der Gott, der „nie bewiesen werden kann" der Upanishads, die „verborgene erste Wahrheit" des christlichen Mystikers. Der platonische Sokrates bereitet den Boden, auf dem er mit seinem Schüler stehen will, dialektisch vor. Wenn er aber von den letzten Tiefen spricht, dann wird er mythisch, er erzählt, beschreibt, als stünde er zusammen mit seinem Schüler auf hoher Warte und deutete ihm die Aussicht, auf die sie beide hinausschauen.

Kant hat die reinliche Scheidung der Oberfläche von der Tiefe vorgenommen, und weil wir, die wir in seiner Schule gesessen, die Oberfläche so deutlich als Oberfläche erkennen, deshalb, gerade deshalb müssen wir uns umso stärker nach der Tiefe sehnen. Kant lehrt uns, daß die Vernunft hier nicht beweisen und erklären kann. Aber ohne diese Tiefe, ohne einen letzten Grund unseres Daseins können wir nicht zu jener Einheit und Wirklichkeit gelangen, die dem Dasein für uns erst Wert und Sinn gibt. Kant, wo er vom Leben des Lebens, von seiner Gestaltung spricht, setzt als Postulat die Idee unserer „Zugehörigkeit zu einer intelligibeln Welt". Die Gewißheit dieser Welt ist uns in uns selbst unmittelbar gegeben: „Das Ding an sich ist uns nur im Selbstbewußtsein gegeben", lehrt Schopenhauer. Kant nennt dieses Bewußtsein zwar leer, allein in dieses Bewußtsein müssen wir die ganze Welt der Erscheinung tauchen, damit sie uns wirklich werde und wir uns selbst mit ihr, damit wir nicht Gespenster in einer Gespensterwelt leben und wie Peer Gynts Zwiebel immer nur Schalen und Schalen sind, deren Kern nicht zu finden ist. Die Philosophie, die Kritik geworden ist, zerlegt uns die Welt der Erfahrung, wollen wir sie wieder zu einem lebendigen Ganzen verbinden, so müssen wir den Weg von der Tiefe zur Oberfläche nehmen, von der ewig unerklärten und ewig gewissen Tiefe. Und solch ein Buch der Erziehung zur Tiefe, zur Wirklichkeit, ist Rudolf Kassners „Moral der Musik".

Weil die Voraussetzung und der letzte Inhalt dieser Weltanschauung das persönliche Erlebnis der Einheit und Wirklichkeit unseres Daseins ist, deshalb wird sie nicht Axiome geben, Gesetze aufstellen, sie wird sich vom Individuum an das Individuum wenden. In der „Moral der Musik" erzieht der Philosoph den Musiker zu seiner Musik, aber der Philosoph, der die sechs Briefe an den Musiker schreibt, ist eine ganz bestimmte, fest umrissene Persönlichkeit, ein Einzelfall, wie jeder Mensch es ist. In der Vorrede wird er beschrieben, er hat einen Namen, er heißt Joachim Fortunatus, er hat sein Aussehn, seine Gebärden, er kleidet sich auf seine Art, er hat seine Gewohnheiten, er wohnt in Wien und in Paris. Und sein Musiker ist ein wirklicher Musiker, der in Wien lebt, ein Klavier hat, komponiert. Das sind nicht Typen, es sind Einzelmenschen, mit der ganzen Einsamkeit und Sonderheit, die den Menschen vom Menschen scheiden. Zu zeigen, wie er unter die Oberfläche dieser Einsamkeit und Sonderheit hinabsteigen kann in die Tiefe, in der sie beide zu einer Welt gehören, das nennt der Philosoph, den Musiker zu seiner Musik erziehen.

Musik ist hier nicht ein Bild, ein Vergleich, steht nicht für Weltanschauung da, sondern repräsentiert eine Weltanschauung als ein Teil von ihr. Um es konkret auszudrücken, auf die

* Rudolf Kassner: Die Moral der Musik. München. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

Gefahr hin „zu wenig und zu viel" zu sagen: die Wesensstruktur, deren vollkommenster künstlerischer Ausdruck die Musik ist, fordert für den Menschen die Weltanschauung, die Fortunatus die Weltanschauung des Musikers nennt. Oder —, wird die Weltanschauung, zu der Fortunatus seinen Freund führt, Kunst, dann wird sie Musik: „Die Musik ist, was sie bedeutet, das Äußere ist hier das Innere, der Vordergrund gleichsam auch der Hintergrund", sagt er. Die Weltanschauung die „die Oberfläche zur Tiefe und die Tiefe zur Oberfläche macht" —, sie ist es, welche „den Helden und den Mystiker, den Philosophen und den Musiker" macht. Fortunatus nennt beide, Julius Cäsar und Richard Wagner, Musiker.

Vor allem, und darin sind sich die Wege aller Mystiker gleich, will Fortunatus, daß sein Musiker die Oberfläche deutlich als Oberfläche erkenne und die Vernunft als ihre Verwalterin. Deutlich soll er sehen, welches Gebiet der Vernunft angewiesen ist, damit er nicht von ihr erhoffe, was sie nicht geben kann, und ihr nicht gestatte das, wozu sie kein Recht hat. Sie richtet die Welt der Erscheinung zu unserem Gebrauch her, sie uniformiert die Dinge, damit wir sie bequemer in Regimenter einreihen können, sie schleift sie, daß sie glatt wie die Kugeln auf dem Rechenbrett werden, damit wir mit ihnen jedes Exempel ausrechnen können. Prinzipien, Gesetze, Systeme, Begriffe, sie sind da, um gebraucht zu werden, aber sie sagen über das Wesen der Dinge nichts aus. Sie sind Kompromisse, die die Vernunft abgeschlossen, Allegorien, denn Allegorien sind Kompromisse zwischen „Sinn und Ausdruck, Inhalt und Form". Sie sind Verbindungen zwischen den Dingen, bei denen ein jedes einen Teil seines Wesens opfern muß, um zum andern zu kommen. Der Musiker kann die Allegorie nicht gebrauchen, denn: „Musik ist unter allen Umständen das, was sie bedeutet". Die Vernunft beschränkt und beschneidet die Dinge, um sie verbinden zu können, der Musiker aber sucht die Dinge dort auf, wo sie sich jenseits aller Beschränkung vereinigen. Selbst der Harmonie darf er sich nicht ausliefern, denn Harmonie ist „Gleichgewicht in der Beschränkung". Sehr schön führt Kassner hier aus, warum die Harmonie eine griechische Tugend war. Für den Griechen hatte nur die griechische Welt und der griechische Mensch und die griechischen Götter, die griechische Tugend und Schönheit Interesse. Vielleicht ist das alte Testament deshalb ein so unharmonisches Buch mit so unendlichen Perspektiven, weil das Volk Israel beständig über die schroffe Mauer, mit der Jehova es umgab, mit seiner Sehnsucht hinüberschielte zu den fremden Göttern.

Der Musiker erträgt nicht die Beschränkung und die Vermittelung. Nichts soll zwischen ihm und den Dingen, ihm und dem Leben stehen. Er will in den Dingen nicht sehen, was ihn angeht, sondern was die Dinge selbst angeht, er gibt ihnen sozusagen seine eigene Würde und Wirklichkeit, um sie zu verstehen. Dieses berührt sich mit dem „Gefallen ohne Interesse" in Kants Ästhetik und wirklich ist alles, was je Teil hatte an der Kunst, stets nur aus diesem freien, brüderlichen Sichgegenüberstellen der Außenwelt hervorgegangen, aus dem Bedürfnis nach der Aufrichtigkeit und dem Eigensinn der Dinge, und dadurch wird die Weltanschauung des Musikers eine künstlerische.

Die Aufrichtigkeit und der Eigensinn der Dinge ist ihre Form. Für den Musiker ist die Form eine Notwendigkeit des Wesens. „Form ist immer die einzig mögliche Form", sagt Kassner. Die Formen verstehen, heißt für ihn, die Sprache lernen jener einzigen Welt, in der er heimisch werden will. Die Form, wird ihm zum Symbol. Das Symbol ist das Sichtbarwerden der Verbindung von Tiefe und Oberfläche, von Wesen und Erscheinung. Es leitet das eine in das andere hinüber. In der Allegorie sind Sinn und Ausdruck willkürlich verbunden, wie durch Telephondrähte, das Symbol verbindet wie mit Nervensträngen: „Im Symbolischen geht der Schein immer unmittelbar in die Bedeutung ein", — und: „das Symbol ist immer echtgeboren". Weil das Symbol Wesen und Erscheinung organisch bindet, muß es in Kassners Weltanschauung so bedeutsam werden, denn es gibt der Welt jenen künstlerischen Zusammenschluß, dessen diese Weltanschauung nicht entraten kann, die ihr Ziel ist: „Im Leben des freien, des

leichten, des selbstbewußten Menschen ist alles symbolisch". Hier wird die Vielheit zum Symbol der Einheit. Das Tiefste des Daseins liegt unmittelbar in der Erscheinung, nährt sie, wie das Blut den Körper nährt, das Symbol lebt, die Allegorie ist Mechanismus und der Musiker kann nur das Leben brauchen und verstehen.

„Das Symbol stellt das einzelne Sein in seiner Ruhe dar, wenn du dieses einzelne Sein in ein Werden, die große Ruhe in Bewegung umsetzest, so sind dieses Werden und diese Bewegung Rhythmus." Auch der Rhythmus verbindet, reißt die Dinge aus ihrer Einsamkeit. Wie er das Gesetz ist, das einen Moment des Einzeldaseins an den anderen knüpft, so ist er auch das Gesetz, das Leben an Leben bindet, Leben mit Leben auseinandersetzt. Wer das heraushört, für den gehört alles zum Leben, für den hat alles ein Recht auf seinen Platz und seinen Augenblick: „Wer alles hört, hört schon Musik", sagt Fortunatus sehr schön.

Freilich wird der Platz, den die Dinge für den Musiker einnehmen, nicht mit dem Platz übereinstimmen, den ihnen das praktische Leben, das Leben, in dem ein jeder an dem anderen nur sieht, was ihn selbst angeht, anweist. Fortunatus will daher den Musiker sehr hoch über das praktische Leben hinaufrücken und sehr weit von den „Nachbaren, Rechtsanwälten und Staatsanwälten" fortrücken. Er will ihn einsam. Der Inder, wenn er Gelehrter, Krieger, Familienvater gewesen war, ging dann in die Einsamkeit um sich ganz in das Unendliche zu versenken, Meister Eckhard preist die Abgeschiedenheit als die höchste der Tugenden, er will den, dem „im tiefsten Schweigen seiner Seele" Gott geboren ist, sehr hoch über „die Notdurft des Lebens und die Notdurft der Tugend" hinausgehoben wissen. Der Musiker jedoch hat den Schein in das Wesen hinübergenommen, er kann ihn nicht abstreifen, das Unendliche ist nicht mehr von dem Endlichen zu trennen, Schein und Endlichkeit lassen sich nicht mehr abtun, deshalb gehört der Musiker mitten in das Leben hinein. Er hat es gelernt, was ihn umgibt, als wirklich wie sich selbst zu fühlen, nur fühlt er auch, wie er gleich allen anderen seinen Platz hat in dem großen Rhythmus, der alle Wesen bewegt. Er soll das Leben, das ganze Leben an sich erleben. Er wird zuerst der „Zerrissene", der dramatische Mensch, dann der „Staunende", endlich der „Musiker".

Der dramatische Mensch hat alle Widersprüche und Sprünge des Daseins in sich. Kassner nennt ihn den „Geheimnisvollen, den Verborgenen, den Widersinnigen, den Leidenschaftlichen". Für ihn werden eben auch alle Widersprüche furchtbar wirklich, er fühlt die Notwendigkeit der eigenen Maske und versteht die Masken der anderen. „Wer die Masken lieben und erkennen will, liebt und erkennt den dramatischen Menschen." Das Leben aller, wie das eigne, in sich haben und damit kämpfen, das ist der Pathos des dramatischen Menschen und das ist der Weg zum „Staunenden", zur Umkehr, von der die alten Mystiker sprechen, in der alles, was der dramatische Mensch leidenschaftlich nach außen projiziert, wieder zurückgenommen, innerlich wird.

Wo wir zusammensetzen, zusammenrechnen, da staunen wir nicht. Wir staunen dort, wo uns ein Ganzes in seiner Größe plötzlich entgegentritt, wo wir gleichsam ohne unser Zutun übersehen und verstehen. Wir halten still und trinken es in uns hinein, lassen es Macht über uns gewinnen. Das ist das „sonderliche Wundern des Meisters Eckhard, das ist die Thauma, Mutter der Iris, der Götterbotin, von der Sokrates dem jungen Theatet spricht, und die der Anfang aller Philosophie ist. Es ist das Hineinnehmen des ganzen Daseins in sich und dann — dann bist du ein Musiker, fürwahr dann bist du ein Musiker, . . . wenn du weißt, daß etwas wirklich sein, alles unmäßig, ungemessen, wunderbar, unbegreiflich, unendlich, unvernünftig, begnadet und einzig und frei sein heißt." Hier erhebt die Darstellung sich zu wundervollem Schwung. Sie wird ein Hymnus auf das Dasein, der Hymnus dessen, der sich als Ausdruck und Träger dieses Daseins weiß und an allen seinen Unendlichkeiten und Wundern Teil hat: „Das Unerklärliche wird er am liebsten hören, die Wahrheit und die Lüge zusammen, den Glauben und den Zweifel zusammen, er wird beide entzückt in sich und außer sich hören wie einen Ton, wie einen einzigen reinen goldenen Ton".

Indem ich es versuche, in einigen Strichen

die Gestalt dieses reichen, bedeutsamen und erregenden Buches noch zu zeichnen, bin ich mir wohl bewußt, daß Resümee und Schematisieren der Methode dieses Buches gerade widersprechen, einer Methode, die nicht die Logik der Arithmetik, die Striche macht und Resultate darunter schreibt, will, sondern die Logik des Organischen, die Logik der Nerven und des Blutes, die verbindet, indem sie gestaltet, die Logik des Lebens, das nie ein Exempel aufgibt, das rein aufgeht. Kassner spricht in seinem Buch von Vielem, von Fragen der Kunst und des Lebens, von Fragen, die oft weit abzuliegen und wie zufällig ihm zu begegnen scheinen. Aber in eine Weltanschauung, die das Dasein als lebendes Ganzes fühlt und sieht, gehört alles hinein, da braucht nichts übersprungen zu werden. Sie ist wie ein Scheinwerfer, der seine Lichtsäule über ein Land hinführt und alles, was in dieses Licht tritt, hat ein Recht darauf, gesehen zu werden, hat ein Recht auf dieses Licht. Fortunatus würde sagen, hier resümieren und summieren heiße „zu viel und zu wenig sagen", und Punkte auf fremde J's setzen würde ihm wohl gegen den Geschmack gehen, aber gerade das, fürchte ich, ist das Geschäft einer Besprechung.

E. v. Keyserling

Die wiederhergestellte Ruhe

Aus ihrem Bette steigt sie bleich
im langen Hemd und setzt sich gleich.

Die Zofe bringt ihr Rock und Schuh
und führt sie sanft dem Divan zu.

Todmüd in grauen Höhlen liegt
der Blick, den Fieber fast besiegt.

Ihr ganzer Leib ist wie verzehrt,
als hätt' in ihm gewühlt ein Schwert.

Der Medicus erzählt der Welt:
sie sei nun wieder hergestellt . . .

Die Zofe kniet vor ihr und gibt
ihr von den Blumen, die sie liebt,

und schmückt sie zärtlich aus der Truhe, —
die wiederhergestellte Ruhe.

Chr. M.

Das Volk

Das Volk soll erzogen werden! Von wem? Wer soll es erziehen? Wozu soll es erzogen werden? Hat nicht diese ganze Vermittlertätigkeit im Grunde etwas so Unglückliches, so Überflüssiges, ja so Lächerliches? Ein unsterbliches Gros von Leuten steht da dem Volk gegenüber, will es bilden, will ihnen Bildung bringen. Das heißt, will es drillen. Es ist ein Flicken, ein Hilfsmittel, ein Übersehen des Wesentlichen. Selbst unglücklich, will dieses Gros andere auch unglücklich machen. Dann können sie sich die Hand reichen, in dem schönen Gefühl, daß nun auch sie — das Volk — nun nicht besser dran sind, als das Gros. Scheinbar will man das Volk belehren — in Wahrheit trachtet man danach, es ewig unmündig, damit ewig in Abhängigkeit, zu erhalten. Man bändigt die ungefügen Massen. Man zeigt ihnen, wieviel ihnen noch fehlt; wieviel hehre Güter es noch gibt, deren Schönheiten ihnen verhüllt sind.

Als ob es feste Maßstäbe gäbe! Als ob nicht die Lehrer die Lernenden sein müßten! Ist der Zug der Entwicklung der: daß nach und nach ein ganzes Volk mit Hilfe von Drill und Knute die alleinseligmachende Bildung empfange? So daß es schließlich gar kein Volk — sondern nur eine Anzahl, eine Schar gelehriger, hohlwangiger Schüler gibt? Ein Volk brauchen wir! Alles andere ist Nebensache. Keine Schüler!

Lehrt das Volk sich selbst gerecht werden! Nicht gegen das eigne Fleisch wüten! Hier liegt euer bestes und ruhmreichstes Feld. Führt sie nicht vor die Güter, die euch selbst schon Überdruß und Ekel genug sind! Ihnen fehlt nur eines: das Verständnis ihres Lebens! Das instinktive Leben. Der Wille ihres Lebens. Des Lebens in seinem Komplex. Die Lebensfülle. Ihr habt sie erstickt. Ihr halft dazu. Ihr, die ihr kraft eurer „Bildung" berufen sein solltet, hier zu verstehen und still vorüberzugeben. Wo ist eure „Bildung"? Wo blieb sie? Ihr könnt ihnen nichts geben. Ihr habt ihnen ja alles das genommen, im Laufe der scholastischen Jahrhunderte. Das blüht aus ihnen selbst hervor, ohne jemandes Zutun — wenn ihr sie in Ruhe laßt!

Es heißt: Bildung macht frei! Ja, die Laienseelen, die nur das Äußerliche begreifen und erkennen, die eine Grenze sehen, bei der sie sich begnügen. Es gibt keine Grenzen. Wer erträgt den Anblick des uferlosen Meeres? Kein Halt für das Auge, keine Ruhe für die Seele? Wer erträgt diesen Anblick dauernd? Wer erträgt diese Freiheit? Es liegt ein furchtbares Gift in der Bildung verborgen. Nie geht der Weg zu Ende. Und ebenso gut hieße es: Bildung macht unfrei! Macht zum Sklaven! Raubt das Innerste! Warum machte die Bildung euch nicht frei? Sklaven seid ihr und wollt zu Sklaven machen. Führt ihr in die Freiheit?

Unfroh macht die Bildung, eigennützig und grausam! Seht euch um! Seht euch an! Alle die, die vermitteln wollen, Bildung in die unteren Schichten tragen wollen — sind sie bestrebt, Genuß, Freude, Glück an der eigenen Existenz zu bringen? Leuchtet ihnen dies Bewußtsein von der Stirne? Wie stolz müssen sie sein! Seht sie an! Wollen sie Freude an der eigenen Existenz bringen? Überdruß! Sucht nach Höher! Ekel am eigenen Leben! Unzufriedenheit! Unglück! Das bringen sie.

Es ist wohl wahr: dieser Trieb zur Bildung schlummert in allen. Wir verdanken ihm, daß wir wurden. Es war der Grund zu unserem Sein. Aber seht zurück: wer kann sagen, daß er ans Ende gelangte? Wieviel Opfer liegen am Wege! Wieviel Stunden gab es, wo ein Haß in euch zu lodern anfing. Möchtet ihr das alles den anderen zumuten, die glauben, Freude daran zu haben? Die glauben, daß es eine Grenze gibt, die leicht zu erreichen ist! Sollen sie mit Formeln vorlieb nehmen? Euch war es nur Mittel. Ihnen soll es Zweck sein. Ihr, die ihr die Erkenntnis besitzt und vielleicht annähernd die Kenntnis eurer selbst, seht ein, daß diesem Trieb nicht zu genügen ist in der Weise, wie es euch gut scheint. In einer ewigen Wiederholung der Dinge! Erkennt, daß dieser Trieb anerzogen ist, wie so vieles andere, und weiter nichts ist, als mißleiteter Drang zum Leben! Man gebe und lehre: Das Recht zum eigenen Sein! Furcht hält hier nur zurück, kleinliche Furcht, wie sie allenthalben herrscht, wo sich eigenes Leben regt. Wir brauchen ein tüchtiges, lebendiges, starkes, ein jauchzendes Volk! Wir für uns! Keine Ansammlung von Kriechern, die um das goldene Kalb: Bildung scharwenzen. Ein Volk, das wieder Grundlage unseres Wachsens werde! Das brauchen wir. Es gibt hier keine Bedenken. Es tut not. Also richtet sich alles andere danach. Was dem entgegensteht, falle! Die Lehrhaftigkeit falle! Das Vorschriften-Machen! Das Leiten-Wollen. Eine Herde wird geleitet! Kein Volk!

Man rede nicht davon: es bestehe so viel Zwiespalt zwischen den einzelnen Ständen. Diese Stände hätten keine Berührungspunkte mit einander. Kein Verständnis für einander. Dies ist auch erst geworden. Und alles, was ist, kann anders sein. Denn es wurde auch erst. Es war auch anders. Eine allzugroße Ehrfurcht vor dem Bestehenden habt ihr, vielmehr Angst vor dem Anders-Werden! Ihr denkt, der ganze Himmel stürzt gleich ein. Es haben sich größere Änderungen vollzogen und kein Blitz oder Donner kam aus den Wolken. Was entgegensteht, wird schwinden, sobald wir lernen, auf ein starkes, wiedergeborenes Volk als auf die Quelle unserer Erneuerung in Ehrfurcht zu blicken. Der Zwiespalt löst sich dann auf; von selbst. Es ist nur eure Angst, die davor zurückschreckt. Es gibt keine unübersteigbaren Hindernisse. Dann wird sich zeigen: Nur Haß und Widerwille, ohnmächtiger, unfruchtbarer Widerwille der höheren Stände war es, was Hindernis sein sollte! Haß und Widerwille, daß das Volk sich doch nur widerwillig knechten lassen wollte.

Wie soll es sein? Ist das Volk dazu da, uns zu verstehen? Wenn es uns so schwer ist, das Volk zu verstehen, d. h. es wachsen und werden zu lassen, wie es wächst und wird — wie soll das dem Volk möglich sein? Das Volk soll zu euch aufblicken. Was bietet ihr ihm dafür? Was hat das Volk von uns? Sind wir nicht dazu da, das Volk zu verstehen? Was gebt ihr dem Volk? Im günstigsten Fall Brocken, mit denen es nichts anzufangen weiß. Was gibt das Volk uns? Sein ganzes Selbst, das uns ewige Quelle der Erneuerung ist!

Wie kleinlich ist unsere Sucht: verstanden und gewürdigt zu werden! Ihr sagt, ihr wollt zu einander. Oft ist es besser, Distanzen

bestehen zu lassen. Man versteht sich besser. Ihr wollt das untergraben, wollt die Existenz des Volkes schwächen und untergrabt damit eure eigne. Seht euer Leben groß an, so werdet ihr Achtung vor fremdem Leben bekommen. Sie fehlt euch.

Wir haben uns entwickelt. Wir durften werden; wie wir wurden! Nun seid gerecht! Nun stattet Dank ab! Laßt andere werden! Was darüber ist, ist Eitelkeit, ist Geldfrage, ist äußerlichstes Machtstreben. Wollt ihr Seelen, Geister beherrschen, oder Körper! Ich — du — wir alle wurden. Nun seid gerecht! Schafft im Stillen weiter, jeder für sich. — Und laßt das Volk werden. Doch mehr noch: Ihr müßt so viel Entsagung haben, daß ihr dem Volk Stütze seid. Da es nicht weiß: Wohin? Aber nicht euer Wille geschehe, sondern sein Wille. Dem müßt ihr sachte und fein nachspüren, wie einer Kinderseele, die unruhig, im Schlaf, hin und her tastet. Es ist euer Gewinn. Hundertfältigen Lohn werdet ihr davon haben. Sie geben euch alles zurück, mehr, tausendfach mehr, als ihr ihnen geben könnt. Und wenn nicht euch, so euren Kindern und Kindeskindern. Die werden es euch danken! Ist das Volk um euretwillen da oder ihr um des Volkes willen? Und doch habt ihr den Gewinn davon — wenn euer Streben ein ernstes ist.

Seht das russische Volk an! Hier ist ein Volk. Das einzige vielleicht noch. Hat es eine Kultur, wie ihr sie euch vorphantasiert? Diese Enge, die nur Ausgeburt eines Standes, Glück eines Standes und Augenblick eines Standes ist. Ist da etwas: von Schönheit und Glanz, und Leben in Kunst? Wer lebt in Kunst? Man schafft Kunst! Aber man lebt im Volk! Leben heißt Werden, Vernichten, Verzehren, Gebären. Wollt ihr euch selbst fressen? In dieser Luft erstickte ja alle Kunst. Wie weit ist das russische Volk davon entfernt. Aber dieses Volk hat ein reiches, eigenes Leben. So reich ist dieses Leben, daß es selbst auf uns, die wir ihm doch fremd gegenüberstehen und ewig fremd gegenüberstehen müssen, daß es selbst auf uns noch einen Schimmer wirft, eine seltsame Anziehungskraft ausübt. Und es redet zu uns immer wieder, und immer wieder hören wir gespannt hin. Und die russischen Dichter gehen immer wieder zu ihm, zu ihrem Volk, und schöpfen es doch nicht aus! Diese sind reich, weil das Volk reich ist. Eines setzt das andere voraus. Eines lebt vom anderen. Es ist, als öffneten sich plötzlich die Lippen dieses ungeheuren Ganzen, die bisher stumm waren. Sie reden. Und ihr horcht! Soll das nun heißen: ihr sollt werden wie sie. Nein. Ich brauche Beispiele. Ihr sollt werden, wie es eurem innersten Wesen entspricht. Ihr sollt werden. Wir hoffen und wissen, daß mehr in euch ist, als ihr uns bisher zeigtet. Zeigt es uns. Laßt es offenbar werden! Entwickelt es! Wir haben euch geknechtet. Nun sollt ihr frei sein! Und wir bitten euch, mit euch gehen zu dürfen. Vielleicht braucht ihr uns ein wenig, eine selbstlose und treue Hilfe.

Ein solches Volk müssen wir haben. Das eine gute und sichere Basis abgibt. Für große und starke Menschen. Sehen wir es so an, so erblicken wir überall Verknöcherung, satte Eigenexistenz. Furcht. Doch hat hinter diesem alles andere zurückzustehen. Jeder hat hier zu entsagen und von seinen Forderungen abzustreichen; bei sich, in seinem Kreise anzufangen. Laßt das Volk erstarken. Die Hände weg! Ihr versündigt euch! Jeder tue seine Arbeit. Seine ehrliche Arbeit, die er sich auferlegt hat. Und tue sie um ihrer selbst willen! Oder dann um seinetwillen! Tretet zurück vor dieser Macht!

Aber ihr — was wollt ihr? Ihr wollt Anerkennung! Erfolg! Geld! Und darum — um euretwillen — arbeitet ihr mit und begünstigt dieses Unheil und verbreitet: Bildung!

Ernst Schur

Für Heinrich Heines Denkmal haben seit dem hier veröffentlichten Aufruf eine große Reihe von Zuschriften gesprochen — und Fragen gestellt. Die Organisation ist bereits in die Wege geleitet. Näheres soll hier mitgeteilt werden. Für heute seien die Namen der ersten Spender genannt:

Christian Morgenstern 20 Mk.; A. N. 1000 Mk.; „Wider die Philister", Unter den Linden 68 100 Mk.; Mannheimer Liederkranz (bei der Feier von des Kaisers Geburtstag) 100 Mk., Oscar Blumenthal 1000 Mk.

Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Parlamente und Parteien im Deutschen Reiche / von Carl Jentsch

Die Beschwerden, die man gegen unsere Parlamente zu erheben pflegt, scheinen mir wenig begründet zu sein. Die Schandtaten, die nach der Behauptung des Vorwärts der Preußische Landtag verüben soll, sind bei Lichte betrachtet ziemlich harmlos, am Reichstage finde ich gar nichts auszusetzen, und sogar die schreckliche schwarze Kammer in München hat bis jetzt weder die Theken noch Herrn Georg Hirth verbrannt. Wenn ein eifriger Patriot mit Geberden des tiefsten Ekels zischt: „Dieser Reichstag!" so meint er: „Dieser Reichstag marschiert wieder einmal nicht, wie ich will", und spricht damit das höchste Lob aus. Der Deutsche Reichstag hat noch niemals die Marschordre eines Diktators oder einer einzelnen Partei befolgt, ist noch niemals radikal gewesen wie ein Jakobinerklub, der alle renitenten Köpfe abhackt; sondern er strebt, allen Schichten der Bevölkerung gerecht zu werden, wobei sich selbstverständlich jede Schicht und Partei Abstriche auf ihrem Wunschzettel gefallen lassen muß. Nur eine kurze Zeit hindurch, auf der Höhe des Kulturkampfes, als es für die Gründer an der Börse und für die „freien Geister" eine Lust war, zu leben, hat sich das hohe Haus einigermaßen jakobinerhaft benommen, damit aber zu gerechter Strafe für seinen jungenhaften Übermut den Zustand herbeigeführt, den heute die Epigonen der damaligen Helden mit starker Übertreibung als die Herrschaft des Zentrums oder gar des Papstes und der Jesuiten bejammern. Unsere deutschen Parlamente sind die fleißigsten der Welt. Sie kriegen mehr Paragraphen fertig als irgend eine gesetzgebende Versammlung anderer Staaten, was ja an sich ein Unglück sein mag (denn es ist der Naturfehler aller Gesetze, daß sie viel Plage verursachen und wenig nützen, meistens sich als untauglich erweisen und, kaum erlassen, schon geändert werden müssen), aber den Abgeordneten, die nach der heut auf dem Kontinent herrschenden Ansicht zu gar nichts anderem da sind als Gesetze zu fabrizieren, darf man es doch nicht zur Schuld anrechnen, daß sie ihre Pflicht

erfüllen. Der ursprüngliche, der englische Begriff des Parlaments stellt freilich dessen Mitgliedern andere Aufgaben: sie haben der Regierung Direktiven zu geben, sie zu kontrollieren, die Ausführung der Gesetze zu überwachen, und nur im höchsten Notfalle, wenn an einem Punkte die vorhandenen Statuten schlechterdings nicht ausreichen, ein neues zu erlassen oder an einem älteren herumzuflicken. Der Engländer hält jede legislatorische Neuerung für ein halbes Unglück. Und in den Kommissionen wie im Plenum geht man bei der Redaktion der Gesetze äußerst sorgfältig, gewissenhaft und gründlich zu Werke. Daß dabei meistens Unsinn herauskommt, das ist ja nur das unvermeidliche Schicksal aller kollegialischen Tätigkeit: „jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig" — den unhöflichen Pentameter ergänzt wohl der Leser. Und wie anständig geht es in unsrem Reichstage, in allen unseren Landtagen zu im Vergleich mit den romanischen, den zis- und transleithanischen, denen in Halbasien. Auch das englische benimmt sich keineswegs immer musterhaft. Die Iren sind dort nicht immer die einzigen, die Radau machen. Als man um die Parlamentsreform stritt, haben sich die feinsten Gentlemen zu virtuosen Tierstimmenimitatoren ausgebildet. Des einen Versuchs, österreichischen Unfug bei uns einzuführen — in der Debatte über den letzten Zolltarif —, ist die Mehrheit unter der Leitung ihres energischen Präsidenten rasch Herr geworden. Und wie kann man die Reichsboten deswegen schelten, weil sie in den Sitzungen oft fehlen und, um sich die Erfüllung ihrer Pflicht zu erleichtern, Diäten fordern? Die Parlamente der romanischen Staaten bestehen größtenteils aus schmarotzerhaftem Gesindel, das sich nur wählen läßt, um von dem Abgeordnetensold zu leben oder die Deputiertenstellung als Sprungbrett zum Aufstieg in ein Staatsamt, womöglich eine Sinekure, zu benutzen, was natürlich nur geht, wenn man dem zur Zeit gerade herrschenden Block angehört. Die österreichischen Abgeordneten lassen sich für nichts als Schimpfereien und possenhafte Lärmszenen fette Diäten zahlen, und auch die übrigens anständigen, rechtschaffenen und fleißigen Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses stecken ihre fünf Thaler täglich ohne Scham und Gewissensbisse ein. Warum sollen denn da gerade die Reichsboten allein das patriotische Opfer bringen, sechs Monate im Jahr auf eigene Kosten in Berlin zu leben, ihr Geschäft daheim zu vernachlässigen und, wenn sie Beamte sind, vielleicht einen Vertreter zu bezahlen? Freilich, die Mitglieder des englischen Unterhauses beziehen keine Diäten. Aber die waren ursprünglich sämtlich und sind heute noch größenteils vornehme, reiche Herren, die daheim nichts versäumen und so wie so die Season in London zubringen. Macaulay meint, das Parlament müsse als kontrollierende Behörde (er hätte sagen müssen, als der eigentliche Souverän) aus lauter unabhängigen, also reichen Männern bestehen; dagegen taugten reiche Leute nicht zu Ministern; denn die sollten ja, als Beamte, fleißig arbeiten, und das tue einer nicht, wenn er seinen Gehalt nicht braucht. Obwohl demnach den right honourables ihr Ehrenamt gar kein Opfer auferlegt, steht es doch um den Besuch der Sitzungen herzlich schlecht. Die Beschlußfähigkeitsziffer beträgt 40, und oft genug wird die Beschluß-

fähigkeit angezweifelt. Vollzählig sind die 670 Mitglieder niemals anwesend, können es auch gar nicht sein, weil der Sitzungssaal nicht so viel Plätze hat. Im Oberhause gar heißt es: tres faciunt collegium, und trotzdem ereignet es sich manchmal, daß der vorsitzende Lord die Beschlußfähigkeit anzweifeln muß, weil er nur noch eine einzige entschlummerte Lordship sich gegenüber sieht. Die Monopolpächter des Patriotismus pflegen den Reichstag besonders oft und grob deswegen abzukanzeln, weil er nicht unbesehen, ungeprüft, einstimmig und mit freudigem Hurrah alle Militär- und Marineforderungen bewilligt; sie halten ihm dabei gewöhnlich das französische und das italienische Parlament als patriotische Muster vor. Obwohl jedoch der französische Chauvinismus und der italienische Größenwahn dabei eine Rolle spielen, ist es dennoch der Hauptsache nach nicht einmal dieser unechte Patriotismus, dem die Bewilligungsfreude entspringt, sondern der gewissenloseste Leichtsinn. Die Deputierten sind in Frankreich und Italien bloß für Intrigen und gewinnbringende Geschäfte zu haben, für Sitzungen, soweit es sich in ihnen um Skandal, Sensation und entscheidende Abstimmung handelt, aber nicht für ernste Arbeit. Das Milliardenbudget wird ungeprüft in ein paar Tagen durchgepeitscht, nachdem die Kommission, in die man kein Mitglied der Minderheit hineinläßt, beschlossen hat, was die gerade regierende Clique befiehlt. Ob die Lasten ins Unerträgliche wachsen, ob für die zu bewilligenden Mehrausgaben Deckung vorhanden ist, danach fragt höchstens einmal ein Kritiker von der Minorität, auf den niemand hört und den niemand einer Antwort würdigt. Die deutschen Abgeordneten sind besonnene und gewissenhafte Männer, die so nicht handeln können. Überdies ist's allgemein bekannt, daß man Fachleuten niemals aufs Wort glauben darf, wenn sie irgend etwas für unbedingt notwendig erklären. Der Fachmann ist immer aufrichtig überzeugt, daß er's nicht billiger machen kann und daß das Vaterland zugrunde geht, wenn nicht jeder Pfennig, den er fordert, bewilligt wird. Wobei nur der Unterschied obwaltet, daß für die beiden Vertreter des Wehrfachs Maßlosigkeit als patriotische Pflicht gilt, während die übrigen Minister, namentlich der des Unterrichts, zu solcher Bescheidenheit erzogen werden, daß sie das, was sie als unbedingt notwendig erkannt haben, gar nicht auszusprechen wagen.

Weit mehr als gegen unsre Parlamente läßt sich gegen die Parteien einwenden. Schon ihre Namen sind anfechtbar, ja gradezu vom Übel. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts, wo das Bürgertum dem Absolutismus die Volksrechte abzuringen hatte, wurde es Sitte, die aufstrebende Partei liberal, die Vertretung des monarchischen Absolutismus und der Adelsprivilegien konservativ zu nennen. Die beiden Bezeichnungen sind aus Gewohnheit und der Bequemlichkeit wegen beibehalten worden und werden nun, abwechselnd mit andern, ihnen verwandt scheinenden, zur Bezeichnung von Bestrebungen, Forderungen und Ansichten gebraucht, die mit den ursprünglichen Begriffen liberal und konservativ gar nichts zu schaffen haben. Zunächst ist es schon ein Unglück, daß man zwei Worte, die gar keinen Gegensatz ausdrücken, zur Bezeichnung eines starken, ja feindlichen

Gegensatzes gewählt hat. Jeder wahrhaft vornehme, d. h. durch Bildung und edlen Charakter hervorragende Mann ist liberal und konservativ zugleich. Er ist liberal, d. h. er hat die Eigenschaften des freien Mannes: Unabhängigkeitssinn, einen weiten Blick, ein edles Herz. Er kennt die Welt und freut sich ihrer Mannigfaltigkeit, der Fülle der in ihr waltenden Kräfte. Es fällt ihm nicht ein, die reiche lebendige Wirklichkeit zur toten Maschine oder zum pedantischen Fachwerk, zu einem gekünstelten Schema verkrüppeln zu wollen. Er läßt, so viel an ihm liegt, alle Kräfte spielen, gönnt die Bewegungsfreiheit, die er für sich in Anspruch nimmt, allen anderen und läßt Freiheitsbeschränkungen nur zu, soweit es die harte Notwendigkeit fordert. Und er ist zugleich konservativ, d. h. er denkt nicht daran, Wohnhäuser, Staatseinrichtungen und Volksgewohnheiten niederzureißen, in denen sich die Leute wohl fühlen; er denkt nicht daran, Bestehendes zu ändern, solange es haltbar ist und seinen Zweck erfüllt, ändert nur, was schadhaft, unhaltbar oder unbrauchbar geworden ist. Verbesserungen, die notwendig erscheinen, lehnt er natürlich nicht ab, sondern betreibt sie selbst, ist also auch Fortschrittsmann. Das ist der Habitus des englischen Staatsmannes alten Stils: er ist liberal, konservativ und Fortschrittsfreund; die drei Eigenschaften verstehen sich für ihn von selbst, denn sie sind gleichbedeutend mit vernünftig. Die Engländer haben unbesonnen gehandelt, als sie die kontinentalen Parteibezeichnungen annahmen, die das Wesen ihrer eigenen Parteien verschleiern. Die alten Bezeichnungen Whigs und Tories waren gut, weil sie gar nichts Prinzipielles andeuten, zu nichts verpflichten. Zwar enthielt der Whiggism ursprünglich insofern ein freiheitliches Element, als er den Widerstand gegen den König für berechtigt erklärte und die Stuarts weggefegt hatte, während die Tories church and crown auf ihr Banner schrieben; allein dieser grundsätzliche Unterschied, schreibt Hans von Nostitz richtig, ist nicht regelmäßig in die Erscheinung getreten und gegenwärtig verwischt. Grundsätzlich stehen alle englischen Politiker auf demselben Standpunkte: sie wollen die Größe, Macht und Wohlfahrt ihres Volks und Vaterlandes, sie wollen praktische Staatseinrichtungen, die diesen obersten Zwecken dienen, sie wollen nicht mehr Freiheitsbeschränkungen, als unbedingt nötig sind, und sie wollen nicht, daß dem Staat aufgebürdet werde, was der einzelne Privatmann oder die Gemeinde leisten kann. Die beiden Parteien sind bloß die zwei Gruppen des Hochadels und der Gentry, die abwechselnd den Staat durch ihren Ausschuß, das Kabinett, regieren. Die Scheidung in die zwei Gruppen, deren eine regiert, während die andre opponiert, ist notwendig, weil jede Maßregel von wenigstens zwei Seiten beleuchtet werden muß und weil andauernder Besitz der Macht die Herrschenden immer verdirbt, darum die Träger der Macht von Zeit zu Zeit wechseln müssen. Bloß diesen Zweck haben die Parteien, deren keine unwandelbare Prinzipien vertritt, die von den Prinzipien der andern Partei und vom allgemein anerkannten Staatszweck verschieden wären. Die Parlamentsreformen haben an diesem Zustande wenig geändert. Daß sich die Tories mehr aus der ländlichen, die Whigs mehr aus der städtischen Gentry rekrutieren, macht deswegen keinen großen Unterschied, weil

der englische Adel keine geschlossene Kaste ist. Und wenn auch Kleinbürger und Arbeiter das passive Wahlrecht empfangen haben, so haben sie doch bisher ihre Vertretung, also die Regierung des Staates, den alten Mächten: dem Land-, Geld- und Geistesadel vertrauensvoll überlassen. Noch im Jahre 1865 haben 31 vornehme Familien ein volles Viertel der Unterhausmitglieder gestellt. Von der Änderung, die sich jetzt ankündigt, sprechen wir noch. Seitdem die Engländer die kontinentalen Parteinamen angenommen haben, glauben sie ja allerdings, daraus gewisse Verpflichtungen ableiten zu müssen. Indes gelingt es ihnen nur schlecht, den vermeintlichen Gegensatz zur Geltung zu bringen. Die Liberalen halten sich zwar für berufen, Dinge durchzusetzen, die in der Volksmeinung für liberal gelten, aber, sagt Gneist, im Parteikampf suchten „die beiden großen Parteien den Wind der Volksgunst durch immer weiter gehende Reformen abzufangen, bis schließlich 1867 die konservative Partei als die meistbietende siegte."

Ist also jeder wahrhaft freie Mann, und ein solcher ist immer ein wahrhaft vornehmer Mann, selbstverständlich liberal, konservativ und Fortschrittsfreund, so ist dagegen ein Liberaler niemals Demokrat, und ein Demokrat niemals liberal. Weiter Blick, Unbefangenheit des Urteils, Freiheitsliebe und edle Gesinnung sind natürlich nicht an Geburt und Stand gebunden, aber sie sind in der Enge und im Dunkel einer großstädtischen Kellerwohnung schwer zu erlangen. Der Kleinbürger, der Lohnarbeiter, der Unterbeamte hat gewöhnlich einen engen Gesichtskreis und wenig Verständnis für Anschauungen, die von den Seinen abweichen. Seine Not verleitet ihn oft zum Neid, und da die Unmöglichkeit, daß alle wie große Herren leben, auch dem Dümmsten einleuchtet, so liegt es ihm nahe, zu wünschen, daß die großen Herren klein gemacht und in das Joch gezwängt werden möchten, in dem er selbst seufzt, was weit eher möglich scheint. Echte Aristokraten sind immer liberal. Leider sind sie sehr dünn gesät; unsern ostelbischen Junkern fehlt besonders der weite Blick und die Liberalität, die Freigebigkeit für edle Zwecke. Aber der Demos ist immer illiberal, und wo er herrscht, muß das ganze Staatswesen illiberal ausfallen, wie in Nordamerika, wo in manchen Staaten heulende und betende Weiber die Schließung aller Wirtshäuser erzwingen und die öffentliche Aufstellung einer nackten Statue, wenn sie einmal vorgeschlagen werden sollte, sicherlich nicht erlauben würden. Auch in der demokratischen Schweiz muß der Freiheitsmann nach Berliner Zuschnitt auf das verzichten, was er für sein unveräußerlichstes Menschenrecht hält: die Nacht durchzukneipen und am Sonntag Geschäfte oder Radau zu machen. Damit ist schon angedeutet, daß sich der Unterschied auf dem sittlichen und dem ästhetischen Gebiete auffälliger bemerkbar macht, als auf dem im engern Sinne politischen. Adam Smith hat den Gegensatz auf platte Nützlichkeit zurückgeführt. Der kleine Handwerker, meint er, kann sich schon ruinieren, wenn er nur eine Woche bummelt, darum ist Sittenstrenge sein Standesideal. Der Lord kann jahrelang liederlich leben, ohne sein Vermögen zu vergeuden und seine Stellung einzubüßen, darum beurteilt er sittliche Gebrechen nachsichtig. Das ist richtig, aber der Gegensatz geht doch etwas tiefer. Der Hochgebildete hat

psychologische Einsicht. Er weiß, daß auch ein edler Mensch durch Lage und Leidenschaft zu Handlungen hingerissen werden kann, die vom Priester Sünde gescholten und vom Staat als Verbrechen gestraft werden. Darum verachtet und verdammt der Geistesaristokrat den Gefallenen und Verirrten nicht. Das Leben des Kleinbürgers verläuft in einer eng umgrenzten Bahn ganz einfach, und weder die äußeren Anlässe, noch die seelischen Komplikationen, die dem Vornehmen, dem Menschen von reichem Geistesleben so oft verhängnisvoll werden, greifen störend in seinen Lebensgang ein. Der Proletarier dann wieder reicht dem Kavalier, dem Künstler, der Bohème die Hand und ist bei aller sonstiger Beschränktheit in diesem Sinne liberal. Ähnlich verhält es sich im Ästhetischen. Der fein gebildete Geschmack bewundert in einer nackten Figur die Technik des Künstlers oder die Schönheit. Der gemeine Mann, der, im Norden wenigstens, nicht ästhetisch empfindet und dessen Auge im Schauen ungeübt ist, sieht bloß die in den zivilisierten Ländern ungewöhnliche Nacktheit, und je nach seinem Charakter erregt sie ihm entweder animalisches Behagen, oder er erschrickt davor, weil er für sich und die Seinigen eine Gefahr davon fürchtet. Auf einem der sozialdemokratischen Parteitage wurde gegen die illustrierte Sonntagsbeilage des Vorwärts gewettert, weil sie „Schweinereien" bringe. Es war darin nämlich einmal der Triumph eines Olympiasiegers abgebildet worden. Seitdem ist das Blatt in dieser Beziehung so rein und unanstößig, daß es, wenn der staats- und religionsfeindliche Text nicht wäre, von jedem Mönche und jedem Puritaner dem Volke empfohlen werden könnte.

Also grade die zwei Begriffe schließen einander aus, die in der Parteisprache für nahe verwandt gelten und meistens als gleichbedeutend gebraucht werden. Die Frankfurter Zeitung z. B. hält sich für hochliberal und für demokratisch. Tatsächlich ist sie beides, aber abwechselnd: ist sie das eine, so ist sie das andere nicht, und manchmal ist sie keins von beiden. Ein Beispiel! In Baden hat der sogenannte Liberalismus, dem die großherzogliche Regierung und das gesamte Beamtentum bis zu den Dorfbürgermeistern als Werkzeug zur Verfügung stehen, jahrzehntelang unumschränkt geherrscht und die katholische Mehrheit des Volkes vergewaltigt. Das Reichstagswahlrecht verschaffte dem Volke die Möglichkeit, seinen Willen zur Geltung zu bringen. Zwar bremste die Bureaukratie aus Leibeskräften. Als einmal die Liberalen Offenburgs nach einer Wahl ein lärmendes Siegesfest feierten, sagte ich zu einem Freunde: es wundert mich, daß Sie von Ihrem Siege soviel Aufhebens machen; Sie haben mir gesagt, der ganze Wahlkreis sei liberal, da verstand sich doch der Wahlausfall von selbst. „Ja, was denken Sie," erwiderte der Herr, „wenn der Bezirksingenieur (Eisenbahndirektor) seine Schuldigkeit nicht getan, nicht das gesamte Eisenbahnpersonal zur liberalen Abstimmung kommandiert hätte, dann hätten die Ultramontanen gesiegt." Der ganze Wahlkreis, damit sind nämlich immer bloß die Honoratioren des Wahlkreises gemeint. Aber die Lokomotive war stärker als die Bremser, und die Reichstagswahl von 1890 fegte die liberale Vertretung einfach weg. Im Landtage behauptete sie sich noch kümmer-

lich; doch 1905 konnte die Zentrumsmehrheit nur dadurch abgewendet werden, daß man den Sozialdemokraten ein Dutzend Mandate einräumte. Da schrieb nun ein Liberaler der Frankfurter Zeitung: man dürfe aus der diesmaligen Zunahme der Zentrumsstimmen nicht auf Ausbreitung der ultramontanen Gesinnung schließen; sie rühre nur daher, daß die letzte Wahlreform das Stimmrecht Schichten verliehen habe, die der geistlichen Beeinflussung zugänglicher seien. Vor dreißig und etlichen Jahren würde sie diesen Ausdruck der Sehnsucht nach Wahlrechtsbeschränkung nicht ohne Bemerkung wiedergegeben haben. Damals hatte sie nicht bloß demokratische Anwandlungen, sondern war wirklich demokratisch. Sie nahm z. B. die Zuschrift eines Arbeiters auf, der meinte: Mit den Pfaffen kann man sich vertragen, denn die haben den Grundsatz: leben und leben lassen, aber nicht mit der liberalen Bourgeoisie, denn die hat den Grundsatz: selber leben und sonst keinen leben lassen. Nehmen wir an, Katholizismus sei gleichbedeutend mit Dummheit, Aberglauben, wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Rückständigkeit, was die Katholiken natürlich nicht zugeben, so könnte man es vom liberalen Standpunkte aus allenfalls rechtfertigen, daß den Leuten eine Regierung aufgezwungen wird, die sie nicht wollen. Gleich dem aufgeklärten Absolutismus würde man glauben, die dummen Massen durch Zwang zur Freiheit führen zu sollen. Nur wäre der unmaskierte Zwang des Absolutismus dem im konstitutionellen Staate geübten vorzuziehen, weil es doch einfach ekelhaft ist, wenn man die Leute auch noch dazu zwingt, sich die Regierung, die sie nicht wollen, selbst zu wählen. Kann man also mit der Methode, die als jesuitisch gebrandmarkt zu werden pflegt, allenfalls den Liberalismus der badischen Bureaukratie und Bourgeoisie herausbeißen, so ist es doch ganz unmöglich, ihr Regiment demokratisch zu nennen. Denn die Demokratie besteht ja eben darin, daß der Demos, die Plebs, sie mag so dumm sein wie sie will, sich selbst regiert oder nach ihrem eignen Geschmack regiert wird. Gottfried Keller schreibt einmal mit Beziehung auf die Sonderbündler, wie der Bucklige auf seinen Buckel, so habe der Dumme ein Recht auf seine Dummheit. Das ist demokratisch gedacht und gesprochen.

Die Parteibezeichnungen führen eben irre. Es gibt liberale Menschen in der Welt, und zwar unter den geborenen wie unter den Geistesaristokraten, aber es hat noch niemals eine liberale Partei gegeben, die ihren Namen verdient hätte, und es kann keine geben. Angenommen auch, die Gründer und Führer einer solchen Partei wären liberale Männer, so machen sie doch die Partei nicht aus. Diese braucht Füllsel, sie muß Krethi und Plethi aufnehmen, Krethi nnd Plethi aber sind niemals liberal. Liberale Gesinnung ist eine sehr, sehr seltene Tugend, und es wäre vielleicht noch leichter, eine politische Partei der Keuschen oder der Dankbaren aufzubringen, als eine Partei der Liberalen. Toller Gedanke, eine politische Partei auf eine Tugend, noch dazu auf eine so seltene, gründen zu wollen! Auch ist die Freiheit, soweit sie im Staate und durch den Staat verwirklicht werden kann, niemals das Werk einer Partei gewesen, die die Freiheit auf ihre Fahne geschrieben hatte. Vielmehr entsteht sie aus dem Kampfe der Parteien, das heißt

der Volksschichten und Stände, gegeneinander, und das erreichbare höchste Maß allgemeiner Freiheit tritt ein, sobald der Parteikampf eine Gleichgewichtslage geschaffen hat, in der keine Partei mehr stark genug ist, die übrigen zu vergewaltigen. Daß das Freiheit sei, erkennen die Parteien niemals an; weil sie nicht unterdrücken können, schreien sie alle, sie würden unterdrückt. Die Führung im Kampfe um die Freiheit, d. h. um die Macht — denn Freiheit ist eine bloße Negation; der positive Inhalt, der ihr allein Wert verleiht, ist die Macht; das im Walde ausgesetzte Kind ist frei, denn niemand hindert es, zu tun was es will, aber es verhungert oder wird von Tieren aufgefressen — also die Führung in diesem Kampfe hat immer der Stand, der im Augenblick unterdrückt wird. Jeder fühlt sich frei in dem Maße, als er die Macht hat, zu tun, was ihm beliebt. Der mächtigste Stand im Staate, der herrschende, genießt allein volle Freiheit. In Frankreich hat der dritte Stand den ersten beiden Ständen die Macht entrissen. Gegen ihn hat sich der vierte Stand erhoben, der bis heute seinen Anteil noch nicht erlangt hat. Nehmen wir an, es gelänge ihm. Die Lohnarbeiter teilten sich mit den führenden Gruppen des dritten Standes: Bankiers, Fabrikanten, Großhändlern, Advokaten, Literaten in die Macht, und es teilten sich nicht allein die Führer beider Stände, sondern alle ihre Angehörigen zu gleichen Teilen darein, was die gleiche Verteilung der Einkommen zur Voraussetzung haben würde, so wäre Frankreich eine sozialdemokratische Republik. Jeder seiner Bürger wäre in die philisterhafte Enge einer bescheidenen Berufstätigkeit und einer dürftigen Lebenshaltung eingepfercht, ohne Aussicht, jemals herauszukommen. Und diese allgemeine Freiheit müßte sehr bald in allgemeines Elend umschlagen, weil es keine führenden Geister mehr gäbe, denen ihre verhältnismäßig unabhängige Lage die Muße und die Hilfsmittel gewährte, den technischen Fortschritt im Gange zu erhalten. In Deutschland haben nach der französischen Revolution zuerst die Stadtbürger den Fürsten und dem Adel politische Rechte abgerungen, die als ein bescheidener Machtzuwachs ein Stück Freiheit genannt werden dürfen. Dann haben im Kulturkampf die Katholiken, unterm Sozialistengesetz die Arbeiter, zuletzt die Polen und die Dänen Preußens die Einschränkung der Freiheit einzelner Klassen von Staatsbürgern durch Ausnahmegesetze bekämpft, also im Sinne des Liberalismus gewirkt.

Gelänge es nun, alle Privilegien der einen, alle Beschränkungen der andern zu beseitigen, so würde es allen deutlich werden: je größer die Zahl der Teilnehmer an der Macht, desto kleiner ist der Anteil jedes einzelnen; die allgemeine Freiheit ist die allgemeine Unfreiheit. Etwas anders verhält sich die Sache, wenn wir uns die Einwohnerschaft eines Großstaats nicht als atomisierten Haufen, sondern organisch gegliedert denken. Der Franzose merkt von seinem mikroskopischen Souveränitätsanteil ($^1/_{10\,000\,000}$) nur alle drei Jahre etwas, wenn er zur Wahlurne geht. Im übrigen hat er keine Spur von Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. In England sind von den Staatsangelegenheiten im engeren Sinn die Gemeinde- und die Grafschaftsangelegenheiten geschieden. Die ersten besorgt, wie

gesagt, die Aristokratie. Den gemeinen Mann interessieren sie im allgemeinen nicht, und er versteht natürlich auch nichts davon; gern überläßt er sie denen, die sie verstehn. Dagegen besorgt er im Gemeinderat, im Grafschaftsrat, in der Gewerkschaft, in der Genossenschaft den Teil der öffentlichen Angelegenheiten, den er versteht, den er übersieht, und der ihn am nächsten angeht, ja mit seinem Privatinteresse so ziemlich zusammenfällt. Die englische Selbstverwaltung besteht nicht darin, daß Schuster, Schneider und Lohnarbeiter den Staat regieren, sondern daß sie ihre eigenen Angelegenheiten besorgen, die sie natürlich besser verstehen, als ein Minister oder Präfekt. Sollte die Demokratisierung, wie es jetzt den Anschein hat, ins Parlament und in die Staatsverwaltung übergreifen, so würden eine stärkere Konzentrierung der Gewalt, sei es in der Person des Monarchen, sei es in einer Koalition mächtiger Familien und Bureaukratisierung der Verwaltung als Gegengewichte notwendig werden. Daß die Franzosen auf Selbstverwaltung ganz verzichtet haben und von ihrer Bureaukratie, einer lächerlich kleinlichen Bureaukratie, als unmündige Kinder behandelt werden, ist allgemein bekannt. Diese Unfähigkeit zur Selbstverwaltung, diese Faulheit, klagte vor fünf Jahren ein Mitarbeiter der Revue des deux Mondes, mache den Staat allmächtig. Die Regierung ernte bei den Wahlen ihre Kandidaten wie reife Früchte, und da die Bürger das Denken und das Handeln verlernt hätten, so dächten und handelten für sie ein paar Jakobiner. Durch die Selbstverwaltung kann die Demokratie auch in den Großstaat einbezogen werden, und die heutige Demokratisierung Englands bestand bis vor kurzem, wie man u. a. aus Dr. Josef Redlichs Werk über die englische Lokalverwaltung sehen kann, in nichts anderem, als darin, daß diese germanische Selbstverwaltung, die von der Herrschaft der Tudors an mehr und mehr zur Karikatur geworden war, wieder hergestellt worden ist; nicht durchgreifend, denn sowohl die Landarbeiter wie das zahlreiche Lumpenproletariat der Städte sind zu verkommen, als daß sie zu lebendigen Gliedern des politischen Organismus gemacht werden könnten. Auch in Deutschland erfreuen wir uns seit den Reformen des Freiherrn von Stein dieser gesunden Art Demokratie in einem bescheidenen Maße. Selbstverständlich fällt die Gemeindeverwaltung desto weniger liberal aus, je mehr darin die ärmeren und ungebildeteren Schichten den Ausschlag geben. Genießt ein kleines Gemeinwesen Souveränität, so kann es Republik sein. Und je ärmer seine Bürger, je geringer die Unterschiede in Beruf, Lebensführung und Einkommen sind, desto besser paßt dafür die republikanische Verfassung. Was sollten wohl die Hirten von Uri mit einem Könige anfangen? Ein Großstaat dagegen kann auf die Dauer nur als Monarchie oder Aristokratie bestehen. Die großen sich so nennenden demokratischen Republiken sind Schein. Von Frankreich war eben die Rede. Die Republik wird dort so lange halten, als die Geduld der Steuerzahler und der Arbeiter hält. Diese Geduld ist groß. Bismarck sagte einmal: Der Franzose läßt sich 25 aufzählen, wenn man ihm eine Rede über die Freiheit dabei hält; aber zuletzt reißt der Geduldsfaden doch einmal. In den letzten Jahren hat man den Blick des hungrigen Arbeiters von der Milliarde

Rothschilds durch die Aussicht auf die imaginären Milliarden der Kongregationen abgelenkt. Sie sind zu einer Milliarde zusammengeschrumpft, und soweit diese nicht ins Ausland gerettet worden ist, nutzt sie den Franzosen nichts, denn zu einem Teil besteht sie aus Spital- und Schulgrundstücken, zum andern aus Kapitalien, von deren Zinsen nicht eine Familie wie die Rothschild, sondern eine auf viel hunderttausend sich belaufende Schar von Ordensleuten und deren Pfleglingen zu leben hat, die natürlich nicht aus der Welt verschwunden sind, sondern weiter leben wollen. Zum Glück für den Block bestehen die meisten Ordensschulen als weltliche Privatschulen fort. Wenn die Jakobiner die allgemeine Zwangsstaatschule durchgesetzt haben werden, wird die Verlegenheit des Finanzministers um so größer sein, weil schon die jetzt vorhandenen weltlichen Volksschullehrer, die sich mit 80 Franks monatlich nicht länger abspeisen lassen wollen, wütende Sozialisten geworden sind. Nordamerika aber ist kein Einheitstaat. Von den Einzelstaaten sind die einen so dünn bevölkert, daß kein Nachbar den andern einengt und man deshalb darin wirkliche Freiheit genießt und auch frei ist von den Verwicklungen, die eine stramme Zentralgewalt und eine fachmännisch geschulte Bureaukratie notwendig machen. In den dicht bevölkerten aber herrschen eine Korruption und eine Lotterwirtschaft, die nur der natürliche Reichtum des Landes erträglich erscheinen läßt. Und den Bund regiert der Präsident mit nahezu unumschränkter Machtvollkommenheit.

Wenn hundert und mehr Millionen Köpfe mitsammen den Staat regieren wollen, den sie ausmachen, so ist das natürlich Unsinn. Aber wenn man den Ton nicht auf das Kratein sondern auf den Demos legt, dann darf man die orientalischen Despotien und Rußland echte Demokratien nennen, denn ihre ganze Bevölkerung besteht aus einer einzigen gleichartigen Schicht. Vor dem Despoten, der den Stallknecht zum Günstling, zum Minister erhebt und den Vornehmen, der in Ungnade fällt, einen Kopf kürzer macht, sind alle gleich. Auch in Rußland gibt es, wie Sir Donald Mackenzie Wallace sehr hübsch nachweist, nichts, was der englischen, der deutschen Aristokratie, der französischen des ancien régime ähnlich sähe. Fürst und Bauer leben frère et cochon in derselben nicht besonders reinen Atmosphäre, was nicht ausschließt, daß sie mitunter sehr ungemütlich gegeneinander werden, wenn jener einmal die Laune und die Macht hat, und dieser die Geduld verliert; politisieren sie aber, so erweisen sich beide gleich unfähig. Es symbolisiert den Unterschied der beiden Völker, daß sich ein vornehmer Engländer nicht leicht dazu entschließen kann, eine Russin zu heiraten, weil ihm der Gedanke unerträglich ist: möglicherweise bequemt sie sich nicht dazu, täglich ein Bad zu nehmen. Deswegen kann sich auch Rußland aus eigner Kraft nicht reformieren, weder mit, noch ohne Revolution. Zu einer erfolgreichen Revolution, die einen besseren Zustand herbeiführt, gehört ein Stand oder eine Volksschicht, der oder die tüchtiger ist, als die wegen Mißregierung zu beseitigende Beamtenschaft. Einen solchen Stand, eine solche über den Durchschnitt sich erhebende, also im guten Sinne aristokratische Volksschicht besitzt Rußland nicht.

Wenn jetzt bei uns über den Niedergang des Liberalismus geklagt wird, so ist darauf zu erwidern, daß etwas, was niemals existiert hat, weder aufsteigen noch niedergehen kann. Die Parteien, die sich liberal nennen, haben wohl manchmal liberale Anwandlungen gehabt, aber im großen und ganzen sind sie nie und nirgends liberal gewesen. Wenn ihnen in Deutschland der Kampf gegen Absolutismus, Privilegien und Verkehrsschranken vorübergehend einen liberalen Schein verliehen hat, so haben sie diesen in der Zeit ihrer Herrschaft gründlich zerstört. Sie haben harte Ausnahmegesetze gegen Katholiken, Lohnarbeiter und Polen beschlossen, und zwar die ersten in ausgelassener Hurrastimmung, und haben über jeden Geistlichen, der wegen Erfüllung seiner Amtspflichten, über jeden Redakteur, der wegen eines Tadels der Maigesetze eingesperrt wurde, gejubelt. In Baden hat vorigen Sommer ein jungliberaler Redner gesagt: „Das Zentrum war überall liberal, wo wir nicht liberal gewesen sind; darum wächst seine Macht." Löbliche Selbsterkenntnis! Nur schade, daß sie nichts nützt; denn es handelt sich im politischen Kampfe nicht um liberal oder illiberal, sondern um die Herrschaft einer Volksschicht über die andre, und nur die, die unten liegt, kann und muß liberal sein, die auf ihr herumtrampelt, ist es nicht und kann es nicht sein. Auch für den über den Parteien stehenden Monarchen oder Diktator lautet die Frage niemals: Freiheit oder Unfreiheit, sondern: welches Maß von Bindung und welches Maß von Freiheit haben die verschiednen Schichten und Gruppen der Staatsbürger nötig? Denn der Staat ist gar nichts anderes, als die Zwangsordnung, die die Freiheit aller soweit einschränkt, daß jedem seine Tätigkeitssphäre gesichert wird, und daß die Schwächeren nicht von den Stärkeren zerrissen oder erdrückt werden. So weit freilich, wie die „liberale" ungarische Adelsrepublik, die Karikatur der englischen, würde wohl eine deutsche, wenn wir sie hätten, nicht gehen. Dort hat z. B. die herrschende „liberale" Partei 1898 ihre Kandidaten mit militärischer Hilfe von den unterdrückten Slovaken, Serben und Rumänen wählen lassen, weil die magyarischen Kreise Oppositionsmänner wählten. Bei uns in Deutschland waren die Liberalen die Partei des wohlhabenden Bürgerstandes und der akademisch Gebildeten, die Vertreter von Bildung und Besitz, wie sie sich selbst gern nannten. Nietzsche hat sie bekanntlich in der Person des „Bildungsphilisters" David Strauß verspottet. Für liberal hielten sie sich, weil sie die Überreste des Feudalismus bekämpften (die Fabrikanten unter ihnen zu dem Zweck, durch Freizügigkeit wohlfeile Arbeiter zu bekommen) und mit dem Kirchenglauben gebrochen hatten. Schon Lessing hat es beklagt, daß sich die Berliner „Freiheit" auf die Freiheit beschränke, „so viel Sottisen gegen die Religion zu bringen, als man will". In der Zeit nun vollends, da die steigende Produktivität der Arbeit in den Oberschichten Reichtum und Komfort verbreitete, fand man, daß das Leben täglich schöner werde und ein Jenseits nicht mehr nötig sei, und man wollte sich die schöne Aussicht auf den irdischen Himmel nicht mit Bußpredigten verekeln und mit Mönchskutten verhängen lassen. Wohlhabende Bauergutsbesitzer, ostpreußische Rittergutsbesitzer, welche die Kornausfuhr nach England reich machte, waren

lustig dabei. Die Klagen bedrängter Handwerker wurden nicht gehört; die Arbeiter verdienten auch ganz hübsch und waren noch nicht organisiert, die kriegerischen Erfolge schwellten das Hochgefühl, und als die Sittlichkeitsdelikte für Antragdelikte erklärt worden waren, so daß jeder Lebemann für ein paar Taler Kinder mißbrauchen konnte, als das Handwerk durch Niederreißung aller Schranken dem Kapital ausgeliefert worden war, als der Milliardensegen einströmte und in Berlin die Orpheen blühten, da glaubte man den Gipfel der Freiheit, die man meinte, erklommen zu haben. Der Krach, die amerikanische Korneinfuhr und die Erben Lassalles machten dem Jubel ein Ende. Der Kulturkampf erweiterte das Zentrum zur Partei aller Katholiken, die Arbeiter schufen sich die sozialdemokratische Partei, die Bauern wurden Agrarier, die Handwerker und Krämer Antisemiten, und die liberalen Führer waren Offiziere ohne Soldaten oder mit sehr gelichteter Mannschaft. Auf einem der letzten nationalliberalen Parteitage hat ein Optimist ausgerufen: die Partei muß wieder werden, was sie zur Zeit ihrer Blüte war! Ja, da müßte die damalige Struktur unsres Volkskörpers und müßten die damaligen wirtschaftlichen und sozialen Zustände wieder hergestellt werden, was natürlich nicht möglich ist.

Indem man nicht eingestehen will, daß die politischen Parteien im Grunde genommen nichts anderes sind als Vertretungen von sozialen Schichten und Berufsständen, ist man genötigt, in ihren Programmen prinzipielle Forderungen voranzustellen. Und um diesen Nachdruck zu verleihen, erklärt man das eigne Prinzip für das gute, das der Gegner für das böse und nimmt die Pose des caballero della triste figura an, der überall in der Welt Recht und Gerechtigkeit aufrichten will und alle seine Gegner für Bösewichter hält. Bei dieser Kinderei wollen wir uns nicht weiter aufhalten, obwohl sie keineswegs harmlos ist, da sie den politischen Kampf mit Haß und Verachtung vergiftet. Das ernsthafte Übel besteht darin, daß man technische Fragen nicht technisch sondern als Prinzipienfragen behandelt, die nur ein schlechter oder böser Mensch anders entscheiden könne als die Parteidoktrin vorschreibt, und daß man auf Forderungen von ganz untergeordneter Bedeutung ein übertriebenes Gewicht legt, bloß darum, weil zu irgend einer Zeit einmal ein Politikaster seinen Fraktionsgenossen aufgebunden hat, das gehöre zum liberalen oder zum konservativen Prinzip. Seit fünfundzwanzig Jahren soll der Schutzzoll konservativ und der Freihandel liberal sein. Die liberalen Engländer sind nun freilich seit sechzig Jahren Freihändler, weil sie nicht anders können, weil ihnen Zollschranken die Lebensluft absperren würden. Aber den Vorsprung in der Industrie, der ihnen den Freihandel möglich macht, haben sie durch Hochschutzzöllnerei und andere ähnliche Gewaltmittel erlangt in der Zeit, da ihr Parlament den König matt setzte, was ja wohl nach kontinentalen Begriffen die liberalste aller Taten ist. Die „demokratischen Republiken" Frankreich und Nordamerika betreiben Hochschutzzoll, und in Deutschland haben die „liberalen" Großindustriellen die Reaktion gegen die preußische Freihandelsära eingeleitet, nachdem die ostelbischen Agrarier, damals fanatische Freihändler, die Aufhebung des letzten Eisen-

zolls durchgesetzt hatten. An sich ist der Freihandel wirklich etwas liberales, aber nicht aus dem Grunde, den die englischen Liberalen in der Wahlkampagne gegen Chamberlain geltend gemacht haben, denn billiges Brot ist nicht eine liberale sondern eine demokratische Forderung, sondern weil die Grenzzöllnerei eine arge Freiheitsbeschränkung und eine unnütze Belästigung des Personen- und Warenverkehrs ist, die ich schon oft verspottet habe. Indes Bequemlichkeit darf in Fragen der Volkswohlfahrt ebensowenig den Ausschlag geben wie ein doktrinäres „Prinzip". Bei den Agrarzöllen der letzten Tarifdebatten handelte es sich um folgende vier Fragen: 1. Schwebt der Bauernstand in Gefahr? 2. Sind Schutzzölle das geeignete Rettungsmittel? 3. Werden diese das Brot verteuern? 4. Ist die Erhaltung des Bauernstandes wichtiger für Staat und Volk als wohlfeile Ernährung der Lohnarbeiter? Die letzte Frage bejahe ich. Die ersten beiden bin ich geneigt zu verneinen, möchte jedoch, weil ihre Beantwortung ein Maß von Sachkenntnis erfordert, daß ich mir nicht anzueignen vermag, keine Verantwortung für die Entscheidung in meinem Sinne übernehmen. Die dritte Frage zu beantworten, bin ich nicht imstande.

Als liberale Forderung gilt auf dem europäischen Kontinent die Gleichheit aller ungeflügelten Zweifüßler, wie Justus Möser den Unsinn genannt hat. Natürlich bloß in der Theorie. Den Bettelmann, der sich in einer hochliberalen Villa in Berlin-West mit zu Tische setzen wollte, würden die Bedienten schön hinausbringen und die Vertreter der Großindustrie, die sich teils nationalliberal, teils freikonservativ nennen, erklären feierlich: mit Arbeiterorganisationen verhandeln wir nicht. Was aber die Abgrenzung der Stände und die Zusammenfassung der Berufsgenossen betrifft, so ist nicht leicht eine Zeit zu finden, die zünftlerischer gewesen wäre als die unsre. Nicht allein die Handwerker haben wieder ihre Innungen, sondern die Landwirte, die Ärzte, die Rechtsanwälte, die Kaufleute haben ihre „Kammern" und wachen mit Argusaugen über jeden Versuch, ihre Standesvorrechte anzutasten; die Gewerkvereine der Lohnarbeiter aber sind gar nichts anderes als moderne Zünfte. Der Liberalismus hat die seiner negativen Natur entsprechende Aufgabe erfüllt, veraltete Organisationen wegzufegen. Neubildungen zu schaffen, ist er unfähig, und wenn er den Zustand der Organisationslosigkeit aufrecht erhalten will, eine strukturlose Gesellschaft anstrebt, so stellt er sich außerhalb der wirklichen Welt, außerhalb der Natur. Mittelalterliches, Reaktionäres abzuschaffen, rechnet der kontinentale Liberalismus zu seinen Aufgaben. Nun, im Mutterlande des Liberalismus, des echten Liberalismus, wird jede Parlamentssitzung mit einem vom Kaplan des Unterhauses gesprochenen Gebet eröffnet, werden heute noch die französischen Formeln der Normannenzeit gebraucht: Le roy le veult, le Roy remercie ses loyals sujets, fungiert das Oberhaus, das Haus der Lords, als höchster Gerichtshof, und tragen der Speaker, die Clerks des Hauses und die Richter Allongenperücken. Ist das nicht reines Mittelalter? Zwar sind die Allongenperrücken erst zwei Jahrhunderten nach Ablauf des sogenannten Mittelalters aufgekommen, aber unsre Liberalen datieren gern gewisse

Dinge, die nach 1500 fallen, z. B. die Seuche der Hexenprozesse in den germanischen vorwiegend protestantischen Ländern und die Hinabdrückung der freien Bauern Ostelbiens in die Hörigkeit ins Mittelalter zurück. Zum Liberalismus gehört ferner auf dem europäischen Kontinent der Atheismus oder wenigstens die erklärte Feindschaft gegen Christentum und Kirche. (Die vielfach nur politische Heuchelei ist. In Italien schicken die grimmigsten Pfaffenfresser ihre Kinder in Klosterschulen, die Knaben mit Vorliebe zu den Jesuiten, und manche behängen sich mit Amuletten.) In England sind die Liberalen größtenteils bigotte Dissenters, während die Tories, als Anhänger der „breitkirchlichen" Established Church, einen freieren Standpunkt einnehmen. Diesen sind die Aufzüge und Heulereien der echt demokratischen Heilsarmee nicht weniger ein Greuel als die Hüte der weiblichen Offiziere dieser unästhetischen aber segensreich wirkenden Gesellschaft; doch würde es keinem Aristokraten einfallen, sie unterdrücken oder verbieten zu wollen, denn das wäre wirklich illiberal.

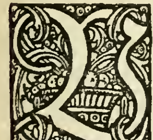
Mit dem Aberglauben, das Bekenntnis zu irgend einem materialistischen oder atheistischen Dogma sei etwas Liberales, hängt die Bewegung für Simultanschulen zusammen. In England sind die allermeisten Schulen Kirchenschulen. Im Jahre 1887 (neuere Data besitze ich nicht) unterrichteten: die Staatskirche 2157204, die Sekten 506331, die römische Kirche 245700, die Zivilgemeinden 1725949 Kinder. Das Schulgesetz von 1870 nun hat, wirklich liberal, bestimmt, daß jede Schule, die einen Staatszuschuß haben will, die Gewissensklausel beobachten muß, d. h. es darf für den Schüler und seine Eltern keinerlei Vorteil daran geknüpft werden, daß der Schüler irgend einen Gottesdienst oder den Religionsunterricht, den seine Schule erteilt, besucht oder nicht besucht. Diese Klausel ist aber nicht der Atheisten und Religionslosen wegen erlassen worden, deren Zahl in England (auch in Nordamerika) so gering ist, daß sie keine Beachtung fordert, sondern mit Rücksicht auf die Dissenters, die ein ungemein kräftiges konfessionelles Bewußtsein haben. In Deutschland nun, in Preußen wollen die die meisten Eltern, daß die Kinder in ihrer Konfession erzogen werden. Der preußische Gesetzentwurf, der die Errichtung neuer Simultanschulen nur dort zulassen will, wo sie aus schultechnischen Gründen angezeigt erscheint, entspricht den Wünschen der überwiegenden Zahl der Eltern. Wenn man die Simultanschulen allgemein machen, darin womöglich den Religionsunterricht durch einen Moralunterricht und die biblische Schöpfungsgeschichte durch Haeckels Anthropogenie ersetzen will, so ist das nicht Liberalismus, sondern jakobinische Vergewaltigung der Mehrheit. Auf die Gründe, welche die Haltung des Preußischen Lehrertages bestimmen, kann hier nicht eingegangen werden. Es genüge, daran zu erinnern, daß sich mehrere evangelische und katholische Lehrerversammlungen gegen ihn ausgesprochen haben. So hat eine Versammlung von Kleinstadt- und Landlehrern zu Magdeburg einstimmig die Resolution angenommen: „Wir erklären, daß die Beschlüsse des III. Preußischen Lehrertages durchaus nicht der Ausdruck des Gesamtwillens der preußischen Lehrerschaft sind, und wir bedauern

die terroristische Art, mit der die aus Großstadtlehrern bestehende Mehrheit des Lehrertages die anders denkenden Kollegen vergewaltigt hat." Allerdings, die Dissidenten kommen beim jetzigen Entwurf zu kurz. Warum haben sie nicht die Annahme des Zedlitzischen Entwurfes von 1892 durchgesetzt? Graf Zedlitz-Trützschler, in jeder Beziehung ein vortrefflicher Mann, echter Aristokrat und zehnmal liberaler als die meisten Liberalen und Freisinnigen, wollte Privatschulen gestatten, in denen jeder nach seiner Fasson selig werden konnte. Statt diese liberale Errungenschaft mit Dank anzunehmen, hat man den damaligen Entwurf mit verlogenen und jeder Sachkenntnis baren Phrasen zu Tode gehetzt; teils aus fanatischem Haß gegen das Christentum, teils um bei dieser Gelegenheit die große liberale Partei zustande und ein paar Parteihäupter ins Ministerium zu bringen. Verpaßt ist verpaßt. Jetzt können die Dissidenten lange warten, bis ihnen der Himmel wieder einen Zedlitz bescheert. Ich selbst kritisiere in meinen Lebenserinnerungen den Religionsunterricht sehr scharf und stelle als das zu erstrebende Ideal seine Abschaffung hin, die aber erst dann möglich sei, wenn ein christlicher Theismus, von dem die Konfessionen nur Schattierungen sind, allgemein herrschen und den gesamten Schulunterricht beseelen wird. Konfessionsschulen sind dann selbstverständlich nicht mehr nötig. Ein besonderer Moralunterricht wäre noch viel lederner und unausstehlicher als der Religionsunterricht. Erträglich zu machen vermag ihn nur ein pädagogisches Genie wie Dr. Fr. W. Foerster, einer der Führer der ethischen Bewegung. Aber gerade dieser Mann, der sich nicht mit Zeitungsgeschwätz begnügt, sondern ernsthaft in der Praxis arbeitet — er hat in Zürich ethische Kurse für Knaben und Mädchen eingerichtet —, ist, wie er in seinem ausgezeichneten Buche „Jugendlehre" bekennt, in dieser praktischen Tätigkeit zu der Überzeugung gelangt, daß ein wirksamer ethischer Unterricht die religiöse Grundlage voraussetzt.

Ein Strohhalm, nach dem der ertrinkende Liberalismus von Zeit zu Zeit hascht, ist auch die lex Heinze. Der mit ungeheurem Pathos gegen sie geführte Kampf ist darum lächerlich, weil grade das liberale Bürgertum, niemand sonst, die Prüderie verkörpert. Das mittelalterliche Europa endete im Sumpfe der Lustseuche. Calvin hat es mit starker Hand herausgerissen, und das Luthertum hat zwar nicht puritanisch jeden Genuß, aber wenigstens jeden außerehelichen Geschlechtsgenuß verpönt. Wollte die katholische Kirche den ihr verbliebenen Rest der Christenheit behalten, so mußte sie in der Sittenreform nachfolgen. Die Jesuiten und die übrigen katholischen Reformer gingen dabei zwar von ihren eignen katholischen Idealen aus, aber die Rückkehr zur Sittenstrenge an sich war unvermeidlich, und bis heute liegt die Sache so, daß katholische wie evangelische Geistliche, die sich zu libertinischen Grundsätzen bekennen wollten, in ihren Gemeinden unmöglich sein würden. Aus Ursachen, die, wie oben bemerkt wurde, Adam Smith erkannt hat, setzte sich die neue Sitte zunächst im Stadtbürgertum fest, während die Höfe und die Kavaliere liederlich blieben, der katholische Klerus sich wenigstens in acht nehmen mußte. Die Revolution, die Konstitutionen und

die Presse haben schließlich außer dem Klerus auch die Monarchen und den Adel unter Kontrolle gestellt und die bürgerliche Sitte, die von der, alles Unästhetische verabscheuenden, aus Literatur und Philosophie erwachsenen feinen Bildung vollendet wurde, erlangte die allgemeine Herrschaft. Das naturalia non sunt turpia darf sich nur noch der Bauer erlauben, soweit er von Sommerfrischlern verschont bleibt. Was immer von einer großen Masse betrieben wird, das kann der Übertreibung, das kann der Abgeschmacktheit nicht entgehen. Die Katholiken schufen sich den unmännlichen, süßlich-zimperlichen Aloysiustypus, die Calvinisten das fanatische, kunst- und naturfeindliche Puritanertum. Die englische Prüderie, die als Überrest davon geblieben ist, wird ja allgemein verspottet, und im 37. vorjährigen Grenzbotenheft erzählt ein Kenner Hollands von einer dortigen Dame, „die selbst in dieser Beziehung aufgeklärt, aber den Vorurteilen der Dienstboten Rechnung tragend, nur heimlich zu baden wagt, um nicht in den Ruf der Frivolität zu kommen". Wer zweifelt, ob in Deutschland wirklich das liberale Bürgertum ein Herz und eine Seele mit den „Heinzemännern" sei, der kann ja die Probe machen. Er schenke dem vierzehnjährigen Sohne eines hochliberalen badischen Oberamtmanns oder Staatsanwalts eine Mappe voll Aktphotographien und einen Band erotischer Geschichten im Stile des Simplizissimus, und er wird sein blaues Wunder erleben. Selbstverständlich erfüllt der liberale Mann nur seine Pflicht als gewissenhafter Familienvater, wenn er einen solchen Jugendfreund hinauswirft. Es ist wahr, die Prüderie ist vielfach Heuchelei. Aber die Heuchelei ist eine der Tugend dargebrachte Huldigung, und es steht nicht gut um ein Volk, das nicht einmal diese Huldigung mehr für nötig hält. Es ist auch wahr, daß die Scheu vor dem Nackten und vor jeder Erwähnung des Geschlechtslebens auf einer falschen Psychologie beruht, aber die richtige Behandlung dieser Dinge ist keine ganz leichte Sache. Es ist endlich wahrscheinlich, daß bei der heutigen Leichtigkeit der Reproduktion und bei der alle Schranken durchbrechenden Erwerbsgier die Jugend vom Anblick und der Lektüre bedenklicher Sachen nicht abgesperrt werden kann, und daß kein andres Mittel zu ihrem Schutze übrig bleibt, als Immunisierung durch abhärtende Gewöhnung und frühzeitige Belehrung. Aber man darf es zarten Seelen nicht verargen, daß sie sich schwer entschließen können, die Unschuld der Jugend zu zerstören, und damit ein ästhetisches Gut von unersetzlichem Wert zu vernichten. Der einzelne hochgebildete Mann mag zu seiner Erholung schlüpfrige Lektüre und entsprechende bildliche Darstellungen ohne Gefahr genießen, weil sein vernünftiger Wille die Begierden fest im Zügel hält, so daß sie die Phantasie nicht zu Dummheiten fortreißen können, aber bei seinem jungen Sohne, das weiß er, ist das weiße Pferd des platonischen Sokrates noch nicht stärker als das schwarze. Derselbe hochgebildete Mann mag die Zeit zurückwünschen, „da man deine Tempel noch bekränzte, Venus Amathusia" (obwohl Jakob Burckhardt, vielleicht zu schwarzseherisch, die Hellenen auf der Höhe ihrer Kultur — die der homerischen Zeit sind keusch gewesen — für ein sehr unglückliches Volk gehalten hat) und mag es sich als einen idealen Zustand

vorstellen, wenn jeder Mensch von der ersten Regung der Pubertät an bis ins Greisenalter in erotischen Genüssen schwelgen dürfte (obwohl außer den christlichen Heiligen auch Männer wie Sokrates und Plato, Kant, Fichte und der gereifte Schiller ein solches Lebensideal ablehnen); aber er weiß auch, daß die harte Wirklichkeit die Verwirklichung dieses Ideals nicht gestattet, und daß das Ende eines jungen Menschen, den man dafür erziehen wollte, Verlumpung sein würde. Dazu kommen die Rücksichten der Volksgesundheit. Der Nervenarzt August Forel, ein Monist Haeckelscher Richtung und entschiedener Pfaffenfeind, brandmarkt an fünf Stellen seines Buches über die sexuelle Frage die Art Literatur und Kunst, um die gestritten wird, als eine Volkspest, und das Bayrische ärztliche Korrespondenzblatt schlägt eine neue, wirksamere Fassung des Paragraphen 184[a] vor. Gewiß, Heuchelei, die dazu dienen soll, Schlimmes zu verdecken, psychologische Irrtümer der ehrlichen Sittlichkeitseiferer und offenbar falsche Maßregeln müssen bekämpft werden. Ich habe das oft getan, gestehe jedoch, daß ich es in einem andern Tone getan haben würde, wenn ich eine Ahnung von der pornophotographischen Industrie, von der Art und Massenhaftigkeit ihrer Produkte gehabt hätte, über die ich erst in diesem Augenblick belehrt werde durch die als Manuskript gedruckte Schrift: die graphische Reklame der Prostitution, von Dr. Ludwig Kemmer (München, Arcisstraße 32), aus der ich u. a. erfahre, daß Scharen von Kindern als Modelle benutzt und dabei für die Prostitution zurechtgeknetet werden. Also über den Gegenstand muß debattiert werden, aber einer großen politischen Partei zumuten, daß sie den Schutz gewisser obszöner Dinge in ihr Programm aufnehmen solle, das könnte nur einer Gesellschaft von Louis einfallen.


Verhängnisvoll ist für die Liberalen bekanntlich die mit den wirtschaftlichen Fragen verfitzte soziale Frage geworden. In England haben Hutcheson und Adam Smith wirkliche unzeitgemäße Fesselungen bekämpft und in diesem Kampfe ein ideales und humanes System der wirtschaftlichen Freiheit ausgedacht: der Schöpfer hat Harmonie gestiftet zwischen den Trieben und den Befriedigungsmitteln, zwischen dem Interesse des Einzelnen und dem der Gesamtheit, so daß das allgemeine Wohl am besten gefördert wird, wenn jeder aus allen Kräften seinen eignen Nutzen sucht. Und diese rücksichtslose Verfolgung des selbstsüchtigen Interesses, diese Entfesselung der individuellen Selbstsucht, hat ja auch in der Tat England als Nation reich gemacht, aber zugleich die Arbeiterschaft ins tiefste Elend gestürzt, weil die unbeschränkte Freiheit der Starken die absolute Fesselung der Schwachen zur Folge hatte. In Deutschland haben die Philosophen ein ganz andres Freiheitsideal ausgebildet. Nicht die Freiheit, Reichtümer aufzuhäufen, predigten sie, sondern die sittliche Freiheit. Für deren Betätigung sollte der Vernunftstaat jedem Bürger eine Wirkungssphäre und die Bedingungen der Wirksamkeit sichern. So gelangten Kant und Fichte zu sozialistischen Forderungen, denen die preußischen Institutionen: allgemeiner Schulzwang und all-

gemeine Dienstpflicht, Erfüllung verhießen. Als nun die neue Industrie auch bei uns einzog, hielt mit ihr zugleich der Smithianismus seinen Einzug, in der Gestalt der Gewerbefreiheit, die dem Interesse der Kapitalisten und der Großunternehmer entsprach, während die Entscheidung für oder gegen Freihandel je nach den Konjunkturen wechselte. Bald zeigte es sich auch in Deutschland, daß die Freiheit des Kapitals keineswegs die Freiheit der Arbeit bedeute, die Arbeiter organisierten sich, und während sie unter Lassalles und Marxens Einfluß Sozialisten wurden, führte ihnen die Kant-Fichtische Philosophie bürgerliche Patrone zu. Nun trat in der Partei der wirtschaftlich Liberalen eine Scheidung ein. Die vornehmsten Industrien, namentlich die Großeisenindustrie, brauchen körperlich, geistig und sittlich tüchtige Arbeiter. Darum schufen unsere captains of labour, unsre Industriefeudalen, nicht allein selbst Wohlfahrtseinrichtungen, sondern arbeiteten auch, wenngleich vorsichtig zögernd, an der Sozialpolitik des Reiches als Sachverständige mit. Andre Industrien fahren am besten mit wohlfeilen Arbeitern, gleichviel welcher Qualität, und teils in der Vertretung dieser Industrien und gewisser andrer Zweige der Kapitalsverwertung, teils aus Doktrinarismus blieb der linke Flügel der Liberalen manchesterlich. So stieß er denn die Arbeiter vollends ab, die der Sozialismus schon kräftig angezogen hatte, und die Industriepartei verlor den Hauptstamm ihrer Wähler. Sie blieb auf ein buntes Gemisch von akademisch Gebildeten und allerlei Gewerbtreibenden angewiesen. Wo der Nationalliberalismus als staatserhaltend gilt, müssen ihm in Ermangelung einer konservativen Organisation die Kriegervereine Gefolgschaft leisten, und wo ein liberaler Wahlverein einer polnischen oder Zentrumsmehrheit gegenübersteht, da wählen die orthodoxesten Superintendenten und die allerfeudalsten Landräte „liberal". In Wirklichkeit hat die Sozialpolitik mit dem Liberalismus gar nichts zu schaffen. Sie ist zunächst Christenpflicht, die nicht gestattet, daß eine ganze Volksschicht in den Sumpf gestoßen werde. Sie gehört darum ins Programm des Zentrums, weil dieses eine kirchliche Partei ist, und sie mußte bei den Protestanten eine christlich-soziale Bewegung hervorrufen. Und sie ist eine politische Notwendigkeit. Die eine Hälfte dieser Notwendigkeit erkannt und die großartige, für die ganze zivilisierte Welt vorbildliche Arbeiterversicherung ins Leben gerufen zu haben, ist Bismarcks unsterbliches Verdienst. Ohne sie würde das Land mit Vagabunden überschwemmt, die Armenlast für leistungsunfähige Gemeinden ins Unerträgliche gesteigert worden sein, und die Aussicht, als Invaliden zu Almosenempfängern herabzusinken, die Wut der Lohnarbeiter gegen Staat und Bürgertum zur Siedehitze entflammt haben. Die andre Hälfte der Notwendigkeit hat Bismarck, dem doch vor allem die Wehrhaftigkeit unsers Volkes am Herzen lag, sonderbarerweise nicht erkannt. Ohne den Arbeiterschutz würden die ärmeren Schichten unsers Volkes jener leiblichen Entartung, sittlichen Verwilderung und intellektuellen Verkümmerung anheimfallen, die zwischen 1760 und 1850 das Schicksal des größten Teils der englischen Arbeiterschaft gewesen ist. Also die Lohnarbeiter sind dem Liberalismus unwiederbringlich verloren

gegangen. Naumanns Versuch, Unternehmer und Arbeiter durch den gemeinsamen Gegensatz gegen die Agrarier zu einen, mußte schon darum mißlingen, weil das gemeinsame Interesse der Industrie- und der Agrarfeudalen an der Abwehr der Arbeiteransprüche viel stärker ist, als ihr Gegensatz in Kanal- und Zollfragen.

Als wirklich liberale Programmpunkte bleiben nur übrig: 1. Der Kampf gegen Ausnahmegesetze, und darin haben die Liberalen versagt, nur das Zentrum und die Sozialdemokraten standgehalten. Hätten wir eine liberale Partei, so würde sie zunächst die Aufhebung des Paragraphen 2 des Jesuitengesetzes gefordert haben, welcher das Deutsche Reich vor der ganzen zivilisierten Welt lächerlich und verächtlich gemacht haben würde, wenn nicht unsre gesamte Presse, mit Ausnahme der katholischen natürlich, seinen Wortlaut vorsichtig verschwiegen hätte, und sie würde jetzt die Aufhebung der Ausnahmegesetze gegen die Polen fordern, sowie die Beseitigung der Hindernisse, die Braunschweig, Mecklenburg und das Königreich Sachsen der Ausübung der katholischen Religion — das streng lutherische Mecklenburg auch der reformierten — entgegenstellen. 2. Die Abwehr absolutistischer Anwandlungen der verbündeten Regierungen dem Reichstag gegenüber, und der Beschränkungen der Vereins-, Versammlungs-, Preß- und Redefreiheit. 3. Die Kritik und Bekämpfung ungerechter richterlicher Urteile, mancher Übergriffe der Regierung in die kommunale Selbstverwaltung und der Überschreitungen der Amtsgewalt, die sich Behörden zuschulden kommen lassen, sowie überhaupt kleinlicher bureaukratischer Schikanen. In Beziehung auf den zweiten und den dritten Punkt haben ja bis jetzt die kleinen Parteien, die den linken Flügel der Liberalen ausmachen, ihre Pflicht leidlich erfüllt, soweit nicht die Abneigung gegen Polen und Katholiken oder die Furcht vor der Sozialdemokratie ins Spiel kommt. Aber eine besondere liberale Partei ist für diesen Kampf gar nicht erforderlich, weil er jederzeit von den Schichten geführt wird, die grade unterdrückt oder benachteiligt werden, und das sind in den letzten dreißig Jahren nicht die „Liberalen", d. h. die wohlhabenden Stadtbürger und die Akademiker, sondern die Arbeiter, die Katholiken und die Polen gewesen.

Die schiefe Stellung der sogenannten Liberalen und ihre Aussichtslosigkeit rührt daher, daß sie sich darauf versteifen, liberal heißen zu wollen, während sie nichts weiter sind als Stadtbürger. Alle Verlegenheit und alles Wirrsal schwindet, wenn die Parteien den Mut gewinnen, sich als das zu bekennen, was sie sind: wenn sich die Nationalliberalen als die Partei der Fabrikanten, Großhändler und Akademiker, die Konservativen als die Partei der Landwirte und der evangelischen Geistlichen, die Antisemiten als die Partei der Handwerker und der Krämer, die Freisinnigen als die Partei der Börsenmänner, der Berliner Hausagrarier, der Gastwirte, eines Teils der Händler und einer Gruppe von Rechtsanwälten und Ärzten konstituieren. Die Sozialdemokraten machen kein Hehl daraus, daß sie die Partei der Lohnarbeiter sind.

Die Anhänglichkeit an die alten Parteinamen hat ja auch einen sehr achtungs-

werten, einen idealen Beweggrund: man schämt sich, offen einzugestehen, daß man ein Standesinteresse vertritt, das mit dem eignen Privatinteresse zusammenfällt. Allein diese sehr ehrenwerte Scham entspringt doch einem Mißverständnisse. Für einen Begriff, mag er Freiheit, Autorität, Monarchie, Konstitution oder sonstwie heißen, leben und sich opfern, ist der törichtste aller Götzendienste. Das Ideal ist ein Vorbild menschlicher Lebensformen, und nur soweit es der Idealist auf die Verwirklichung des Ideals in lebendigen Menschen abgesehen hat, ist sein Idealismus vernünftig. Nur lebendige Menschen, die der gegenwärtigen und die der zukünftigen Generation, nicht abstrakte, sind wert, daß man für sie kämpft und sich für sie opfert. Nicht die Freiheit in abstracto muß man auf seine Fahne schreiben, sondern für jeden Staatsangehörigen so viel Freiheit erstreben, als die Staatsordnung verträgt. Dieses Ideal aber wird, wie schon oben bemerkt wurde, niemals durch eine besondere Freiheitspartei verwirklicht, sondern immer nur dadurch, daß jeder Stand, jede Volksschicht, jede Konfession, jede Nationalität ihre oder seine Rechte verficht und behauptet. Der Mensch, der Staatsbürger kann nicht als Mensch, als Bürger vervollkommnet, befreit oder beglückt werden, denn ein Wesen, das sonst weiter nichts wäre, als Mensch oder Staatsbürger, gibt es gar nicht, sondern nur als Angehöriger eines Berufes kann ein jeder zur Selbstvollendung gelangen. Darum ist die Berufsgemeinschaft die natürliche Grundlage der Parteibildung und enthält der altgermanische Ständestaat den Keim, aus dem allein sich ein vernünftiger Verfassungsstaat entwickeln kann. Die Fiktion, daß jeder Abgeordnete das ganze Volk vertreten soll, also gleichzeitig eine Menge Paare von Parteien, die entgegengesetzte Interessen haben und einander zeitweise in Todfeindschaft gegenüberstehen, ist Unsinn, Lüge und Humbug. Der Abgeordnete, der kein Standesinteresse vertreten will, vertritt entweder die Kirchturmsinteressen seines Wahlkreises, oder er ist blindes, mitunter sehend gekauftes Werkzeug der Mehrheitsführer, die unter dem Schein des Gemeinwohls das Interesse einzelner hinter den Kulissen dirigierenden Personen und kleinen Gruppen verfolgen. Wie, ein gesundes, starkes, schönes, wohlhabendes Volk sollte kein Ideal, sollte nicht das allerwürdigste und beste Ideal sein? Nun, dieses Volk besteht aus den Angehörigen von allerlei Berufsständen und wir werden es haben, wenn wir einen kräftigen Bauernstand, einen wohlhabenden Handwerkerstand, kühne und intelligente Unternehmer und Großhändler, geniale Forscher, treue Diener von der Art des Eumäus haben. Und da jeder Stand am besten wissen muß, was ihm zum Heile gereicht, so muß er seine Interessen durch eigene Angehörige im Parlament vertreten lassen.

Einer ständischen Gliederung des Reichstags steht hauptsächlich das Zentrum im Wege, das eine kirchliche, alle Berufsstände umfassende Partei ist. Eine solche Partei ist eben gar keine Partei. Das ganze Parlament könnte sie sein, wenn sie sich nicht auf die Katholiken beschränkte. Das Musterparlament, das englische, ist tatsächlich die Vertretung aller Berufsstände in der Weise, daß der Ausgleich der verschiedenen und einander zum Teil entgegengesetzten Standesinteressen von

vorherein als Grundsatz feststeht. Wenigstens war das in England möglich, solange das Parlament eine aristokratische Körperschaft war, deren Mitglieder nicht nötig hatten, um Steuer- und Lohngroschen miteinander zu feilschen, und die in der Lage waren, das Wohl des gesamten Volkes, worunter man hauptsächlich das Einkommen verstand, auf Kosten des Auslands zu heben. In Deutschland geht das nicht. Hier muß der Interessenausgleich unter der Leitung des Monarchen und seiner Minister im Parlament von den ihre Interessen selbst vertretenden Berufsständen vollzogen werden, und es heißt die Volksvertretung fälschen, wenn für einen Teil des Volks der Ausgleich hinter den Kulissen, in der Fraktionssitzung, bewerkstelligt wird. Die Wähler des Zentrums sind bis jetzt leidlich zufrieden gewesen, weil es den klugen Führern immer gelungen ist, ein erträgliches juste milieu zustande zu bringen. Aber Landwirte und Stadtbürger streben doch auseinander und die Arbeiter drohen bald hier, bald dort zu meutern. Daß der Großhandel und die Großindustrie in der Fraktion schwach vertreten sind, das Börsenkapital ganz fehlt, ermäßigt die Spannung. Für die Gesetzgebung wäre der Fortbestand des Zentrums kein Unglück; denn weil es eben die Partei des juste milieu, der von vornherein von Fraktionswegen vollzogenen Ausgleiche ist, würde sie nach Verteilung der Zentrumswähler an die verschiedenen Fraktionen, zu denen sie ihren verschiedenen Berufen nach gehören, nicht anders ausfallen als jetzt. Nur deswegen muß seine Auflösung angestrebt werden, weil es die natürliche, die berufständische Parteibildung hindert. Das Zentrum selbst protestiert gegen die Bezeichnung: konfessionelle Partei. Aber die Kölnische Volkszeitung mag täglich zehnmal beteuern, daß ihre Partei eine rein politische sei, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß nur konfessionelle Gründe ihre sehr verschiedenartigen Bestandteile zusammenhalten. Diese ausführlich zu erörtern, zu zeigen, wie sich im Konfessionsstreit Recht und Unrecht auf beide Seiten verteilen, und wie die Leidenschaft, mit der heute wieder der Katholizismus im Reiche bekämpft wird, teils aus persönlichen und Standesinteressen, teils aus historischen und philosophischen Vorurteilen entspringt, würde einen besonderen Aufsatz erfordern. Hier muß eine kurze Charakteristik der Lage genügen. Die Katholiken haben sich seit langem in Preußen und in mehreren andern Bundesstaaten, sogar in dem überwiegend katholischen Bayern, über Zurücksetzung im Staats- und Gemeindedienst und an den Hochschulen zu beklagen gehabt. Der Kulturkampf bedrohte sie nicht allein mit vollständigem Ausschluß aus allen höheren und einem Teil der mittleren Lebensstellungen, sondern zielte auf vollständige Zerstörung ihres Kirchentums ab, an dem sie im Unterschied von den gemütlosen, wenn auch intermittierend fanatischen Franzosen und Italienern mit ernster, tiefer Liebe hängen. So sahen sie sich gezwungen, sich zur Verteidigung ihrer bürgerlichen Rechte und ihrer Religion als politische Partei zu organisieren. Nachdem Bismarck Friede mit ihnen geschlossen hatte, organisierten die mit diesem Friedensschluß Unzufriedenen eine Agitation, die den Zweck hat, den Staat zur Wiederaufnahme des Kulturkampfes zu bestimmen, und das ist es nun, was die auseinanderstrebenden Bestand-

teile des Zentrums zusammenhält. Solange der Evangelische Bund besteht, werden wir das Zentrum nicht los. Dieses kann nicht gesprengt, sondern nur allmählich aufgelöst werden. In dem Maße, als die Versuche aufhören werden, die bürgerlichen Rechte der Katholiken zu kürzen und ihnen ihre Religion zu rauben, werden die Bauern des Zentrums zu den Agrariern, die Arbeiter zur Arbeiterpartei, die Handwerker zu den Antisemiten übergehen. Natürlich schließt die Auflösung des Zentrums nicht aus, daß auch später, so oft Konfessionsfragen auf der Tagesordnung stehen, die Angehörigen der verschiedenen politischen Parteien zu einen Corpus Evangelicorum und einem Corpus Catholicorum ad hoc zusammentreten, wie auch die Abgeordneten einer bedrängten Nationalität, solange die Bedrängnis dauert, selbstverständlich eine eigne, eine nationale Fraktion bilden müssen. Übrigens ist, wenn Scheidung nach den Konfessionen in der Politik eines Landes nicht vermieden werden kann, die Dreiteilung in katholische und evangelische Christen und in Konfessionslose oder Freigeister, die wir in Deutschland haben, besser als die französische Zweiteilung in Klerikale und Atheisten. Es kann bei uns niemals zu einem so hohen Grade fanatischen Hasses kommen wie in Frankreich, weil jede der drei konfessionellen Parteien abwechselnd die eine oder die andre der beiden übrigen braucht. Die katholische Minderheit muß sich mit den Sozialdemokraten und den Linksliberalen verbünden, so oft das konservativ-protestantische Junker- und Beamtentum Ausnahmegesetze plant und sein Privilegium auf die hohen Staatsämter gar zu unverschämt geltend macht, mit den sogenannten Konservativen aber, so oft der linksliberale Radikalismus der Religion, der Ehe und der Volkssittlichkeit zu Leibe zu gehen versucht.

Da nun aber die berufständische Parteibildung die Zahl der Fraktionen nicht vermindern sondern vermehren und für sich allein zunächst ein heilloses Durcheinander schaffen würde, müßten die kleinen Gruppen in zwei große zusammengefaßt werden: die städtische oder industrielle und die agrarische. Dieser würden sich wahrscheinlich viele Beamte und die Handwerker anschließen. Wenn nun diese Parteien, gleich den beiden großen Parteien in England, in der Leitung der Politik miteinander abwechselten, der jeweilen herrschenden Mehrheit immer die andre als Opposition gegenüberstünde, so würde auch bei uns die Politik einen ruhigen und sicheren Gang annehmen und sich nicht in einem nervösen Zickzackkurs sondern in sanften Schwankungen auf der durchs Gemeinwohl vorgeschriebenen Bahn fortbewegen.

Freilich dürfte das politische Leben in diese Schablone nicht eingesperrt bleiben. Es müßten von Zeit zu Zeit Lebensfragen der Nation auftauchen, die das Volk leidenschaftlich erregten und das Parlament anders spalteten. Denn der Streit um kleine Standesinteressen ist zwar unvermeidlich in dieser schlechten Welt und sozusagen das tägliche Brot des Politikers, aber nur ein absterbendes Volk beschränkt sich darauf. Ein lebenskräftiges verfolgt große Ziele, und diese, sowie die zu ihnen einzuschlagenden Wege sind die würdigsten Gegenstände des Parteikampfes. Mit der keineswegs vollständigen Einigung Deutschlands im Jahre

1870 glaubten die Kleindeutschen das höchste unsrer Nation erreichbare Ziel erreicht zu haben, und seitdem schwebt ihr kein begeisterndes Ziel mehr vor. Glücklicherweise aber gibt es noch solche Ziele. Die einen werden zwar schon von kleinen Parteien erstrebt, ermangeln jedoch der klaren Abgrenzung und sind noch weit entfernt davon, Sache der ganzen Nation zu werden. Andere werden vorläufig gar nicht erkannt, oder Furcht hält vielleicht die Politiker ab, sie zu nennen. Drei solche Ziele, die geeignet sind, eine kräftige Parteibildung ad hoc zu schaffen, mögen kurz beschrieben werden.

Das Deutsche Reich sollte nach vieler Wunsche ein Staat werden. Kleinstaaten wie die reußischen, die lippischen und die anhaltischen sind in unsrer Zeit eine Lächerlichkeit, und die größeren hindern die Gesundung der Reichsfinanzen und des Reichstags. Dieser kann nicht zu Kräften kommen, solange gleichzeitig mit ihm eine Menge Landtage verhandeln. Die mittleren und die kleinen Souveräne könnten mediatisiert und mit den vornehmsten Mitgliedern der ersten Kammern zu einem Hause der Lords vereinigt werden, das an die Stelle des Bundesrats zu treten hätte. Preußen würde in Deutschland aufgehen. Selbstverständlich wird dieser Plan leidenschaftlichen Widerstand erregen, eben dadurch ist er ein Ferment gesunder Parteibildung; er würde den Reichstag in Partikularisten und Unitarier spalten.

Sodann ist eine gründliche Parlamentsreform anzustreben. Die Gesundung des Parteilebens durch Verzicht auf den Doktrinarismus und das offene Bekenntnis zur Interessenvertretung genügt noch nicht, denn bei der heutigen Wahlform, die nicht das berufständisch gegliederte, sondern das atomisierte Volk voraussetzt, ist die geordnete Vertretung der Berufsinteressen gar nicht möglich. Wie können die vielleicht fünfzig Rittergutsbesitzer eines Wahlkreises, der 20000 Wähler hat, einen Vertreter erlangen? Das ist an sich unmöglich. Es wird nur durch die Lüge möglich, daß sich die Rittergutsbesitzer nicht Rittergutsbesitzer sondern Konservative nennen und den Bauern und Stadtbürgern vorreden, die heiligsten Güter des Volkes: die Monarchie, die Religion, die Wehrkraft, die gute Sitte, die ehrliche Arbeit seien von Feinden bedroht, und diese Güter zu bewahren, sie vor diesen Feinden zu schützen sei heilige Pflicht jedes Staatsbürgers und jedes Christenmenschen, und darum müßten alle rechtschaffenen Christenmenschen und treuen Untertanen ihn, den Herrn von Dingshausen, wählen, der sich als Vorkämpfer in diesem heiligen Kriege bewährt habe. Außerdem wird den Bauern die Identität ihrer Interessen mit denen des Großgrundbesitzes vorgeschwindelt. Und wie fängt es ein Großindustrieller an, sich oder seinen Berufsgenossen von seinen Arbeitern wählen zu lassen und so der Großindustrie Vertretung im Reichstage zu verschaffen? Es ist ja möglich, daß sich im langen Laufe der Jahre die Interessengemeinschaft von Unternehmern und Arbeitern offenbart. Aber im Augenblick tritt der Interessengegensatz stärker hervor. Der Arbeiter will kurze Arbeitszeit, hohen Lohn und viel Freiheit in und außer der Fabrik, die meisten

Unternehmer wollen von alledem das Gegenteil. Manche haben sich nun in der einfachsten Weise geholfen. Sie ließen jedem ihrer Arbeiter den Wahlzettel mit dem Namen des freikonservativen oder nationalliberalen Kandidaten in die Hand drücken und ihre Mannschaft, die Hand mit dem Zettel hoch erhoben, kolonnenweise zur Urne marschieren. Kann es etwas Empörenderes geben? Wo das nicht geht, und es scheint heute nirgends mehr zu gehen, da sucht der Unternehmerkandidat die Arbeiter zu überreden, daß er ihre Interessen vertrete, vielleicht sie vor Brotverteuerung oder vor einem Kriege oder vor Arbeitslosigkeit schützen werde. Linksliberale Kandidaten versprechen Schutz vor Pfaffen- und Junkerknechtschaft. Ein verärgerter Staaterhaltender hat jüngst ein Lehrbuch der Demagogik herausgegeben, das eine Satire sein soll, in Wirklichkeit jedoch bloß eine witzlose Schilderung der sozialdemokratischen Demagogie ist. Diese ist ja nun auch wirklich nicht schön, aber doch nur roh, trotz vieler Lügen nicht prinzipiell verlogen, da die sozialdemokratische Reichstagsfraktion den Arbeitern tatsächlich Vorteile verschafft. Dagegen kann die nationalliberale Agitation, wenn sie Arbeiter als Wähler gewinnen will, bei der oben beschriebenen Sachlage nicht anders als grundsätzlich verlogen sein, und die Feinheit der Form ihrer Demagogie kann an der Immoralität der Sache nichts ändern. Wahl ohne Lüge und Rabulisterei ist nur möglich, wenn nicht nach Köpfen, sondern nach Ständen abgestimmt, und jedem Berufsstande eine Anzahl von Vertretern zugebilligt wird, die dieser Berufsstand, ungehindert und ungestört durch andre Stände, selbst wählt. Dann bekommen die Rittergutsbesitzer, die Großhändler, die Großindustriellen, die der Wichtigkeit und dem Wert ihrer Leistungen angemessene Vertretung ohne erniedrigende Lügen und Ränke und ohne empörende Gewalttat.

Und man wird wahrscheinlich noch einen Schritt weiter gehn müssen als vom allgemeinen gleichen Wahlrecht zur ständischen oder Kurienwahl. Zwar, wenn mein „rückständiges" soziales Ideal verwirklicht, wenn die Zahl der Bauern und der Handwerker vermehrt und die der Lohnarbeiter vermindert würde, wäre dieser zweite Schritt nicht nötig. Ja man könnte es auch bei dem jetzigen Reichstagswahlrecht belassen, denn so unvernünftig das auch sein mag, so arg verlogen es das politische Leben macht, eine Gefahr bedeutet es nicht, solange die soziale Struktur des Volkes die Möglichkeit einer sozialdemokratischen Mehrheit ausschließt. Bleibt dagegen die wirtschaftliche Entwicklung in der jetzigen Bahn und machen nach zwanzig, dreißig Jahren die Lohnarbeiter die Mehrheit der Bevölkerung aus, emanzipieren sich auch noch die katholischen Arbeiter vom Zentrum, dann haben wir eine sozialdemokratische Mehrheit im Reichstage, und ob die in der Lage sein wird, ihre törichten Beschlüsse auszuführen, das hängt von dem Erfolg der Erziehung ab, zu deren Objekt die Sozialdemokratie unsere Dienstpflichtigen erkoren hat. Das Abwehrmittel, das man in Sachsen ergriffen hat und das in Preußen noch besteht, die Zensuswahl, ist das denkbar schlechteste. Denn es schließt nicht allein die Lohnarbeiter, sondern auch viele Bauern, Handwerker und den größten Teil der Intelligenz von der Vertretung im Parlamente aus. Das Wahl-

recht, das es den unteren Steuerstufen gewährt, ist Schein, ist Lüge, darum unsittlich und erbitternd. Und selbst wenn es nur den Lohnarbeitern das Wahlrecht raubte, wäre es verwerflich, denn ein zahlreicher Stand darf nicht mundtot gemacht werden. Abhilfe muß in der Weise geschehen, daß die Arbeiter zu Worte kommen, ohne den Staat zu gefährden, und das geschieht, wenn man ihnen eine beratende, aber keine entscheidende Stimme einräumt.

Wir haben gesehen: im Großstaat ist die Demokratie ein Ding der Unmöglichkeit. Wo sie dem Namen nach besteht, ist sie nur ein Schein. In Frankreich wechselt das Schaf, das sich Bürger und Souverän nennt, bei der Deputiertenwahl gewöhnlich nicht einmal die Personen, von denen es sich scheeren läßt. In England beschränkt sich das demokratische Element, das die Parlamentsreform in die Verfassung gebracht hat, darauf, daß bei den Wahlen die Volksmehrheit bestimmt, ob die gegenwärtig herrschende Aristokratengruppe noch einige Jahre länger am Ruder bleiben oder von der andern Gruppe abgelöst werden soll. Zuweilen, nicht immer, wird dabei eine allgemein verständliche große Streitfrage, wie Homerule oder Schutzzoll, entschieden. Ein moderner Großstaat ist eine so ungeheuer verwickelte Maschine, daß zu ihrer Handhabung und zur Ausarbeitung der Gesetze, nach denen sich die Regierung richten soll, eine gewaltige Menge von Kenntnissen gehört. In neunundneunzig von hundert Fragen, die im Reichstage entschieden werden, müßte ich mich für inkompetent erklären. Sachgemäß mitsprechen können nur eingearbeitete Regierungsbeamte, kenntnisreiche Mitglieder des Parlaments, die jahrelang in Kommissionen gearbeitet haben, und Fachmänner für Fragen ihres Fachs. Das ist ein zweiter Grund, weshalb das Parlament berufsständisch gegliedert sein muß: man braucht Sachverständige für jeden Zweig der Staatsverwaltung. Hätte man einen kleinen Winzer im Reichstage gehabt, so hätte nicht der eine Sartorius das ganze hohe Haus hineinlegen können. Wäre er wenigstens nicht als Vertreter des Freisinns sondern als Vertreter der Kunstweinfabrikanten in den Reichstag geschickt worden, so hätte er weniger Schaden angerichtet. Also der Reichstag muß eine Elite von Sachverständigen sein, und von den Fachfragen sind außerdem die allgemeinen, die im engeren Sinne politischen, die den ganzen Staat angehn, die hochpolitischen zu unterscheiden. Deren Beantwortung kann nur Personen anvertraut werden, die über hohe Intelligenz, über universelles Wissen verfügen — das werden aber nur in sehr seltenen Fällen Lohnarbeiter sein — und die, mit Justus Möser zu sprechen, eine Landaktie besitzen. Dieser Patriot meint, der Staat sei eine Aktiengesellschaft, und nur Aktionäre dürften in der Generalversammlung Sitz und Stimme haben. Wer weder Grundbesitz, noch Kapitalbesitz, noch, als Beamter, eine Staatspfründe hat, der hat keinen Teil am Vaterlande, kein warmes Interesse an ihm, dem darf auch keine Entscheidung eingeräumt werden in Fragen, bei denen es sich um die Geschicke des Vaterlandes handelt. Der besitzlose Lohnarbeiter hat keine Aktie, also darf man ihm die Entscheidung über das Vermögen der Aktiengesellschaft, über das Vaterland nicht anvertrauen.

Als Kant und Fichte die Idee des Vernunftstaats schufen, da bestand die Bevölkerung Deutschlands noch fast ganz aus Bauern und aus Handwerkern, die meistens Ackerbürger, mindestens Hausbesitzer waren. Aus diesen Elementen läßt sich ein Staat freier, gleichberechtigter Bürger bilden, nicht in dem Sinne, daß sie selbst den Staat zu regieren hätten, das können Bauern und Ackerbürger so wenig wie Lohnarbeiter, aber daß sie in einzelnen wichtigen Fragen, namentlich in Wehr- und Steuerfragen, das entscheidende Votum abzugeben haben und daß sie sich wirklicher Gleichberechtigung erfreuen. Warum Lohnarbeitern das erste nicht zugestanden werden kann, ist eben gesagt worden. Aber auch die Gleichberechtigung hört in der heutigen differenzierten Gesellschaft auf. Wo die wirtschaftliche Gleichheit, die wirtschaftliche Selbständigkeit großer Massen fehlt, da ist die politische und die strafrechtliche Gleichheit Schein und Trug. Wo in aller Welt hat man auch nur den Versuch gemacht, Großunternehmern ihr Koalitionsrecht einzuschränken? Sie genießen es als etwas Selbstverständliches, Unanfechtbares, ohne daß es ihnen ein Gesetzesparagraph zusicherte. Die Arbeiter, denen feierliche Paragraphen das Koalitionsrecht gewährleisten, werden überall in der Welt, am entschiedensten in Frankreich, als Rebellen behandelt, wenn sie von ihrem Recht einen Gebrauch machen, der den Unternehmern oder der Polizei unbequem ist. Der Reiche, der Unabhängige, kann immer wählen, wen er will; der Arbeiter setzt sich durch Stimmabgabe für den sozialdemokratischen oder Zentrumskandidaten der Gefahr der Maßregelung aus. Der Reiche kann jeden Tag feiern, der Arme, der es tut, wird ins Korrektionshaus gesperrt, und der Arbeiter, der ohne Erlaubnis seines Brotherrn nur wenige Tage feiert, verliert sein Brot.

Nie und nirgends hat es eine differenzierte Gesellschaft gegeben — und jede hochzivilisierte Gesellschaft ist stark differenziert —, die ohne Sklaven ausgekommen wäre. Nur der Name wechselt, die Sache bleibt. Allerdings, einen grundsätzlichen Unterschied zwischen der modernen und der antiken Sklaverei haben Christentum und Philosophie durchgesetzt, nachdem ihnen das heutige Unternehmerinteresse zu Hilfe gekommen ist, weil es gewisse Verpflichtungen ablehnt, die überall das Korrelat der Unfreiheit sind: z. B. den Sklaven zu ernähren, auch wenn man ihn nicht braucht, wenn er arbeitsunfähig geworden ist. Die heutige Unfreiheit beschränkt sich auf das Arbeitsverhältnis und die Arbeitszeit, in seinem außerdienstlichen Leben ist unser Lohnarbeiter frei. Aber ein Arbeitsverhältnis „freiwillig" einzugehen, zwingt ihn der Staat; weigert er sich, so wird er als obdachloser Vagabund bestraft. Der heutige Lohnarbeiter ist also Sklave des Staates, das heißt der im Staate organisierten herrschenden Klassen, und solange er in Arbeit steht, tritt der Staat sein Herrenrecht an den einzelnen Brotherrn ab. Übrigens erstreckt sich die Abhängigkeit nicht selten über die Fabrik und die Grube hinaus auf das Privatleben, und es hat Zeiten und Orte gegeben, wo der moderne Lohnarbeiter Sklave war im vollen Sinne des Wortes, bis ihn der Gewerkverein und die Sozialdemokratie befreiten. Wenn nun diese Sachlage einfach und ehrlich anerkannt und in die Verfassung aufgenommen würde, so würde sich der Lohnarbeiter nicht

schlechter sondern besser stehn. Vertreten müßte er sein, in der Weise, daß die Arbeiter jedes Gewerbes einen der ihrigen, also einen Sachverständigen, frei zum Abgeordneten wählten (Beeinflussung der Wahl durch die Unternehmer und nachträgliche Maßregelung der Abgeordneten wäre unter Strafe zu stellen) und daß diese Arbeiterabgeordneten im Reichstage der Reihe nach über die Lage ihrer Berufsgenossen zu berichten, deren Beschwerden vorzutragen und Anträge zu formulieren hätten. Fiele die Entscheidung der Gesetzgeber nach ihrer Ansicht ungerecht aus, so hätten sie den ihr Gewerbe betreffenden Gesetzen gegenüber ein suspendierendes Veto auszusprechen. An den übrigen Gesetzen hätten sie nicht mitzuwirken. Das wäre viel mehr als sie jetzt haben. Denn ihr jetziges Recht beschränkt sich auf die Vorbringung ihrer Beschwerden; Gesetze zu verhindern, die ihnen nicht gefallen, sind sie nur bei ausnahmsweise günstigen Konjunkturen imstande, und ihre Vertretung durch Literaten und Advokaten ist von zweifelhafter Güte. Aber weil ihnen, als einem großen und wichtigen Bestandteile des Volkes, das heutige Reichstagswahlrecht wenigstens die Möglichkeit verschafft, sich vor der Regierung und dem ganzen Lande auszusprechen, darum muß es trotz seiner großen Mängel solange aufrecht erhalten werden, bis ihnen eine für sie selbst wie für den Staat zweckmäßigere Art der Vertretung eingeräumt sein wird. Es gehört zu den schlimmen Wirkungen der erhabenen Idee des Vernunftstaates, daß jetzt jeder Lude und Nante Vollbürger sein und den Staat regieren, kein Mensch aber mehr dienen will. Die Menschenwürde, die gar vielen Angehörigen des Arbeiterstandes noch fehlt, soll und kann jedem verbürgt werden. Aber die wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß einer Untertan oder Knecht ist. Ein tüchtiger und treuer Knecht ist ein edler und achtungswerter Mensch; ein freier Lump bleibt ein Lump. Heute stehn einander die Bürgerschaften der Hansastädte und ihre Arbeiterschaft in Todfeindschaft gegenüber. Kein Wunder! Wie können königliche Kaufleute erwarten, daß ihre Angelegenheiten von sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstage richtig behandelt werden, und wie kann man ihnen zumuten, daß sie auch noch vollends ihren eigenen kleinen Staat von Arbeitern sollen regieren lassen? Die mächtigen Handelsrepubliken alter und mittlerer Zeiten sind alle Aristokratien gewesen, und das beherrschte Volk, dem sie ein gutes Leben verschafften, hat sich wohl gefühlt unter ihrer Herrschaft. Der Rat von Venedig machte einmal in großer Kriegsnot den untertänigen Gemeinden des Festlandes bekannt, er habe keine Truppen, sie zu schützen und stelle es ihnen frei, sich mit den Feinden zu vertragen; sie aber erwiderten einmütig, sie würden der Republik treu bleiben und sich der Feinde erwehren, so gut es ginge.

Die dritte große Frage ist die unserer auswärtigen Politik. Solange wir uns auf bloß kommerzielle Expansion beschränken, entsteht für uns keine Kriegsgefahr, wie ich in der bei Emil Felber in Schöneberg-Berlin erschienenen Schrift: Die Zukunft des deutschen Volkes, bewiesen zu haben glaube. Denn der vom Raubhandel früherer Zeiten grundverschiedene Welthandel heutiger Zeit besteht der Hauptsache nach in dem Austausch von Industrieerzeugnissen zwischen den Kultur-

völkern, deren jedes der beste Kunde für die anderen ist; und das gilt vorzugsweise für England und Deutschland, so daß ein Krieg zwischen beiden nicht bloß sinn- und zwecklos, sondern Wahnsinn und Verbrechen wäre. Aber sollte es sich zeigen, daß die bloße Erweiterung unseres Auslandshandels zur Versorgung unserer stetig wachsenden Bevölkerung nicht genügt und daß wir auf Gebietserwerbungen ausgehen müssen, dann haben wir uns zu entscheiden, ob wir die im Südosten oder im Westen, zu Lande oder jenseits des großen Wassers, mit unserem Landheer oder mit einer erst noch zu schaffenden großen Flotte erstreben wollen, denn beide Ziele zugleich zu erstreben, sind wir nicht stark genug.

Von der glücklichen Lösung dieser drei Aufgaben hängt das Leben, hängt die Zukunft unseres Volkes ab; sie sind gewaltig genug, Begeisterung zu entflammen und unsere Politiker in zwei große Parteien für und gegen die vorzuschlagende Lösungsart zu spalten. Die Dinge, um die man sich seit 1870 gestritten hat: Konfessionen, ein mehr oder weniger verzopftes Strafrecht, ein paar Bataillone oder Kähne mehr oder weniger, die angebliche Polengefahr, die lex Heinze — sind nicht wert, daß man ihretwegen den Nachmittagsschlaf unterbricht. Auch die Agrarzölle haben für uns vorläufig noch nicht dieselbe Bedeutung wie für England, das dreiviertel seiner Nahrungsmittel aus dem Auslande bezieht.



Der letzte Kampf / Roman von Otto Rung

(Schluß)



da Clermont ging langsam die breite Treppe hinauf, welche gelbe und rote, zwischen den Geländerstützen aufgehängte japanische Lampen erhellten. Vor ihr öffnete ein schwarzgrünes Ungeheuer seinen flammenden Rachen, und als sie durch die Türe aus gemalter Leinwand geschlüpft war, klappten die Kiefern des Ungetüms hinter ihr zusammen, und ein Konfettiregen ergoß sich über ihre Schultern.

Im Vestibül stand Nelsons Diener, im Stil der London-Towers beefeaters mit Pluderhosen und Vogelfedern kostümiert. Er verbeugte sich und führte sie in das Damenzimmer. Sein Gesicht drückte Irritation und Demütigung aus, diese lächerliche Tracht tragen zu müssen.

Und als Ida sich in dem großen Pfeilerspiegel betrachtete, begriff sie seinen Zorn. Sie hatte ein Kostüm vom Hofe Louis-Seize gewählt, ähnlich dem, in welchem die Mutter ihrer Urgroßmutter abgebildet war, tief dekolletiert und mit dem Perlenkollier der Stammutter, das sie kürzlich eingelöst hatte. Nun ärgerte sie sich über diese lächerlichen Fischbeine, die den weiten Rock wie einen Ballon ausspreizten, über den allzuentblößten Nacken und Busen. Sie legte die Halbmaske aus roter Seide über das Gesicht, und augenblicklich fühlte sie angstvoll ihre Physiognomie, ihr Ich, ihre Individualität unter diesem roten steifen Stück Zeug schwinden. — — —

Masken wimmelten um sie her. Sie drängten auf sie zu; Männer in sonderbaren Kostümen sahen ihr naseweis ins Gesicht und schrieben verkehrte Buchstaben in ihre Hand. Sie gebärdeten sich wie toll. Ein weiblicher Bajazzo ging gespreizt umher; hoch über alle hinaus ragte ein großer, gravitätisch nickender Storch. Ein dreiellenlanges Baby, das ein Saugfläschchen trug, brüllte nach seiner Amme, und die Amme kam dahergelaufen mit einem Gardisten auf den Fersen.

Ida lehnte sich an die Kante eines mit weißem Wein gefüllten Beckens, auf dessen Grunde gelbe Glasfische blinkten. Zu Häupten der wimmelnden Menge erhoben sich Loggien, von denen schwere Trauben herabhingen. Jetzt kam ein ungeheurer hochroter Hummer dahergekrabbelt und klemmte sich an ihre Beine; sie fühlte die Finger eines Mannes um ihre Knöchel gespannt, riß sich los und floh. Ein Orchester intonierte. Maria Stuart trat ein, von Bothwell geführt, während Rizzio wie ein Hund ihr auf der Ferse folgte. Eine Mephistofela kam auf dünnen feuerroten Beinen dahergestelzt.

Da legte sich ein Arm um ihren Leib, ein Antlitz neigte sich über ihre Schulter, und sie fühlte eine Perücke ihre Wange streifen. „Geliebte!" flüsterte eine Stimme, „Geliebte!" Dann verschwand die Gestalt im Gewimmel. Sie schloß die Augen im Schmerz. Wer hatte sie Geliebte genannt — seine Geliebte — und war darauf geflohen, war entflogen, wie die ringelnden Konfetti flogen! — —

Hamlet, der Prinz von Dänemark, stand vor ihr und hob ihr den Schädel des Narren Yorrick entgegen. „Sieh hinein in diese beiden leeren Augenlöcher," sagte er, „und du wirst die Wahrheit sehen." Und sie blickte in die beiden runden schwarzen Höhlen; sie sah Licht, ein Bild im Stereoskop, ein Mann und ein Weib vereint. — — — Sie schlug die Hände über ihre Brust, ihre nackten Schultern, fühlte, daß sie entblößt sei, fror, schämte sich. — —

Vor sich erblickte sie einen breiten geraden Rücken in hochrotem Leibrock, schlanke starke Beine in schwarzen Seidenstrümpfen, einen schönen Nacken mit ganz kurzem Haar. Sie erkannte sogleich Gordon Marshner und schlich sich fort. Sie beabsichtigte diese Begegnung bis in die späte Nacht zu verschieben. Die rote Mephistofela streifte sie, beugte sich zu ihr und fragte: „Ida?"

„Ja," sagte Ida, „ich bin es."

„Kolbe hat in einem Briefe heute um mich geworben. Was soll ich ihm antworten? Es kommt mir sehr mal à propos." Sie hielt ein und fügte nach einer kleinen Pause hinzu: „Man muß es verstehen, zwei Dinge auseinanderzuhalten." Sie ließ sich in den Armen eines Mannes, eines kleinen Vermummten, fortwirbeln; es sah aus, als schleudere er seinen blauen Mantel über einen treibenden roten Strom, der ihm vom Gesichte niederrann.

Ein schwarzer Domino brach sich durch das Gedränge Bahn, beugte sich zu jeder Dame, die er traf, und spähte durch die Löcher der Maske. Jetzt war er nahe bei ihr, neigte sich und betrachtete sie lange. „Ida?" sagte er. „Ich bin es, Hugo Jacobs," fuhr er fort. „Ich bin bloß hier, um einige Worte mit Ihnen zu sprechen. Kommen Sie mit: die Zeit ist sehr knapp."

„Ihre Maske deutet nicht auf viel Erfindungsgabe," sagte sie lachend.

„Mag sein! Ich war ja gezwungen, mich zu maskieren, um herein gelassen zu werden. Das ist das ganze! Ich habe Sie den ganzen Tag gesucht, aber Sie halten ja Ihre Behausung geheim. Ich habe Ihnen wichtige Dinge zu sagen."

„Lassen Sie hören," sagte Ida. Und sie ging mit ihm in eines der halbdunkeln Kabinetts, die hinter den Loggien lagen.

„Ida!" sagte er. — — Sie betrachtete ihn, es war eine Elastizität in seinen Bewegungen, eine Knappheit in seiner Form, die sie ängstlich machten. Er fuhr fort:

„Ich reise heute Abend — oder vielmehr heute Nacht — mit dem Zug 12.40 nach Hamburg. Von da weiter. Ich verlasse das Land für immer."

Sie holte tief Atem: Nun türmte es sich auf in ihr, Last auf Last, ein wachsendes Gewicht, das sie niederschlug, tief hinab — „Wirklich?" sagte sie.

„Ida," sagte er. „Gehen Sie und holen Sie Ihren Mantel. Ich habe einen Wagen unten. Wenn nötig, können wir vor Ihrem Hause halten, während Sie Toilette wechseln und die Handtasche packen. — Übrigens habe ich für alles gesorgt."

Sie begriff noch nicht — alles sank, alles verschwand hinter ihr; und sie empfand ganz leise etwas Hellwarmes, etwas, das sich vor ihr öffnete, plötzlich licht, aussichtsreich, verlockend wurde.

„Wir brechen auf," sagte Jacobs. „Für mich bleibt nichts anderes zu tun, als aufzubrechen. Ich kann nicht ohne Sie reisen. Sie müssen alles über Bord werfen und mit mir kommen. Auch Ihnen bleibt ja nichts anderes übrig als mit mir zu gehen."

Sie atmete heftig und bewegt. Ach! reisen! Sich aufraffen und reisen! Alles fahren lassen und reisen! Ohne Fessel, ohne Furcht — reisen! Sie lächelte und sagte: „Wie kann Ihnen nur die merkwürdige Idee kommen, daß ich mit Ihnen zusammen entlaufen soll?"

„Ida," bat er, „quälen Sie mich nicht. Die Zeit ist so knapp. Kommen Sie mit mir! Ein neues Leben erwartet uns beide. Für mich ist hier alles vorüber."

„Und —" sie zögerte, — „Ihre Pläne, Ihre Spekulationen? — Ich möchte gern klaren Bescheid haben, wie Ihre Sachen stehen!"

Er nickte: „Wohlan! Die Baugesellschaft hat heute eine geheime Sitzung abgehalten, in welcher man nach Revision der Rechnung beschlossen hat, wegen betrügerischen Vorgehens die Anklage gegen mich zu erstatten. Hierbei werden sie sicher nichts erreichen. Aber unter allen Umständen bin ich fertig, habe gebundene Hände und muß fort von hier. In einem Monat wären diese Tölpel vermutlich durch mich Millionäre geworden. Ich hätte mich vielleicht retten können, wenn ich beizeiten alles — die Pläne und meine geheimen Mittelspersonen — verraten und ihren ungeschickt tappenden schmutzigen Fingern preisgegeben hätte. Ich habe genug. Ich habe meine Ansicht diesen Dingen gegenüber geändert. Die Sache ist eine ganz andere, als ich ehedem geglaubt. — Nun, Ida: Erlauben Sie mir, daß ich Sie hinunter begleite, um Ihre Garderobe zu holen. Ein Wagen wartet unten auf uns."

Ida schwieg eine Weile. So stark wogte es in ihrer Brust, so heiß und heftig rann es durch ihre Adern! Ja! Reisen, frei sein, reisen, alles lassen, von allem gelassen werden! Die offene Welt! Die freie, weite Welt!

„Sie haben wohl einen kleinen Karnevalsscherz vor, Hugo," sagte sie dann. „Aber Sie bekommen mich nicht dran. Nein!"

„Hier ist keine Zeit zu spielen," versetzte er leise. „Man hat mir Frist gegeben zu reisen. Aber reisen muß ich. Und Sie müssen mit mir reisen und meine Sache zu der Ihrigen machen."

„Nein!" sagte sie. „Nein!" Reisen! reisen! Sie fühlte sich so bewegt, so hingerissen bei seinen Worten.

„Ist dies Ihr letztes Wort?"

„Ja, natürlich. Sie sind ein zu gefährlicher Mensch, um mit Ihnen zu reisen, — vielleicht sogar von der Polizei verfolgt — ohne Geld. Nein!"

„Ich habe Geld," sagte er. „Aber ich sehe: Sie lieben mich nicht!"

„Nein," erwiderte sie, „ich liebe einen anderen. Ich liebe einen Mann, den ich nicht kenne, dessen Name ich nicht einmal kenne. Einen Mann, den ich einmal im Gewühl gestreift, dessen Augen sich in meine gesenkt!"

„Leben Sie wohl!" sagte er und wandte sich ab.

Sie erstarrte in plötzlichem Schreck. Sie dachte: Was habe ich ihm denn geantwortet? Was habe ich gesagt? Ich will ja mit ihm reisen, ich will — ich will ja — — „Leben Sie wohl, Hugo," sagte sie.

Er blickte noch einmal aufmerksam in ihr Antlitz. „Vielleicht sind auch Sie nicht diejenige, die ich liebe," sagte er, als mache er sich tiefe Gedanken klar. „Vielleicht war es bloß eine Tollheit, eine Manie, die mich trieb, nach Ihnen zu verlangen, mein Leben einzusetzen, um Sie zu gewinnen. Vielleicht ist es klüger, daß das geschieht, was Sie wollen: daß wir scheiden." Er reichte ihr die Hand. „Leben Sie wohl, Ida! Möge es Ihnen wohl gehen, mögen Sie Ihre kleine weiße Kugel glücklich ans Ziel treiben!"

Und noch fügte er hinzu: „Sie sind es wert, einem Manne mit sehr feinen und sehr erlesenen Sinnen anzugehören, der imstande ist, Sie ganz zu genießen, ganz zu fassen, ganz und jede Facette im ganzen." Er betrachtete sie lange. „Sie sind wie einer jener seltenen Kristalle, die das Licht in zahllosen geschliffenen Facetten brechen — und dennoch ist es, als sammle sich alles Licht, alles Leben in Ihrer bebenden, nervösen, kleinen Mädchenseele. Ich reise allein, und ich werde Ihnen Ihren Pfandbrief quittiert zurücksenden. Leben Sie wohl, Ida!" Er ging rasch fort. — — —

Leutnant Clermont verließ zu eben diesem Zeitpunkt den Offiziersverein, wo er Zeitungen gelesen, und begab sich auf den Weg nach der Kaserne.

Er ging wie gewöhnlich, die Hände tief in den Manteltaschen, den Säbel hinter sich her schleppend. Hinter seinen Fersen trabte die große blaue Dogge.

Immer noch beschäftigten ihn dieselben peinlichen Gedanken. Er war an diesem Tage beim letzten Verhöre gewesen. Nun hatte das Kriegsministerium die Sache vorgelegt erhalten und würde vermutlich die Klage erheben lassen.

Er sah noch dies Inquisitionstribunal vor sich: den Auditor, blaß, geckenhaft, irritierend wie eine Wespe mit seinen kleinen hinterlistigen Fragen — zu seiner Rechten den aufmerksamen Oberst, dessen rotes Gesicht gespannt schien, gewölbt wie eine Linse, um jedes Wort aufzufassen — den freundlichen bekümmerten Kapitän, der ihm hie und da wie in Gedanken einen aufmunternden Blick zusandte. Und Leutnant Bach, klein und stramm hinter dem Richtertisch, wie vor seiner Abteilung bei einer Parade.

Endlich dieser Generalleutnant Zwinger, der aus irgendeinem Grunde während des Verhörs erschien, Platz nahm und, die Hand hinter dem weißbuschigen Ohre, gespannt lauschte, während sein mächtiger Bauch zwischen den dünnen Schenkeln schaukelte. Er unterbrach dann und wann das Verhör und flüsterte mit dem Auditor. Und der Auditor hielt in einer Fragenreihe inne, nickte, strich etwas im Protokoll an und stellte neue Fragen nach einem ganz anderen Plan. Der General heftete die Augen auf ihn, lächelte undurchdringlich und schleppte sich hinaus. Leo aber begriff; seine Sache klärte sich. Man wollte ihm wohl — da oben.

Seine Schultern hoben sich. Diese Männer saßen zu Gericht über ihn, — Männer des Augenblicks, des Zufalls, die zudem die ganze Sache so wenig an-

ging. Diese Gesichter faßten nicht mehr, als ein Mikrophon faßt, was man in seinen Trichter ruft. Sie saßen da oben wie eine Mauer, schwer, zufrieden mit ihrem Amte, begrenzt von ihrem Amte: ein gemeinsames Organ für irgendein Prinzip, eine Masse — ein Haufe — — wie der Haufe da unten von gierigen Mäulern und schmutzigen Händen, die jedes für sich hinauf und weiter wollten — und doch nur eine Masse waren, eine rollende organisierte Masse. Diese Offiziere, die ihn als Kameraden nicht verurteilen würden, würden ihn als Richter sicherlich verurteilen.

Der Tauschnee stob ihm ins Gesicht. Februar war da mit seiner nassen Kälte. Bald knackte das Eis unter seinen Stiefeln, bald platschte er in breiiges Wasser. Und aus dem Dunkel tauchten Menschengesichter auf; bleich im Laternenschein kamen sie vorbeigerollt, wunderlich nachtwandlerhaft, Strom gegen Strom. Er fühlte sich einsam unter all diesen Menschen, die jeder ihr privates Ziel verfolgten, aber zugleich viele Ziele gemeinsam hatten, Glieder der Gesellschaft waren, diesen und jenen Organisationen untergeordnet — dem Klumpen — der Masse.

Wieder lebte die alte Angst in seiner Seele auf — wie ein großes saugendes Loch, in welchem alles versank und schwand: Was galt er, was bedeutete er in diesem Haufen? Wie war es möglich, über diesen Haufen hinaus Stellung zu halten, eine eigene und besondere Position gegenüber diesen vereinten Scharen! — — —

Ein Herr sprang rasch aus einer Droschke, prallte an ihn an, entschuldigte sich; er erkannte Rechtsanwalt Jacobs. Auch dieser erkannte ihn nun und wünschte guten Abend. „Kommen Sie mit und rauchen Sie eine Zigarre bei mir," fügte er hinzu, „ich reise mit dem Zuge 12.40 ab. Es ist erst elf. Sie müssen schon so liebenswürdig sein und mir eine Stunde Gesellschaft leisten."

Leo überlegte. Er sollte um ein Uhr die ausgestellten Posten inspizieren. Diese beiden wachen Wartestunden gähnten nun vor ihm.

„Überdies," sagte Jacobs, „können Sie mir den Dienst erweisen, Ihrer Schwester ein Dokument zu überbringen, das ich ihr in die Hände zu besorgen versprochen."

Leo nickte und folgte dem Schein der Treppenlaterne, die Jacobs emporhielt und die sich nun aufwärts bewegte. Jetzt erst bemerkte er, daß Jacobs einen Mantel aus schwarzer Seide — einen Domino trug. —

In einem großen Raume, dem inneren Kontor, zündete Jacobs Licht an. Leo stieß mit den Füßen an einen niederen dunkeln Gegenstand und sah, daß es ein gepackter Koffer war. „Sie verreisen?" sagte er.

„Ja gewiß, ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich mit dem Zuge 12.40 fortreise — nach dem Süden."

Leo sah nun, daß alle Schreibtischladen herausgezogen waren; Papier lag überall, war in großen Haufen vor dem Kamin aufgestapelt, der vollgestopft von Asche war und noch große Bündel verbrannten Papiers enthielt. Jacobs nahm ein neues Bündel, trug es ins Nebenzimmer, kam wieder herein und suchte Zündhölzer. Er bot nun Leo ein Glas Whisky und eine Zigarre an, stand eine Weile und betrachtete ihn, offenbar in tiefe Gedanken versunken.

„Hier ist es nicht mehr behaglich," sagte er endlich. „Aber ich verlasse wie gesagt dies Land und muß vorher viele Papiere ordnen. Es wäre freundlich von Ihnen, wenn Sie mir ein wenig behilflich sein wollten."

Er wälzte ein Bündel Protokolle von einem Regal auf den Fußboden herunter.

Leo blickte rasch auf. — „Sie verlassen das Land? Für immer?"

„Ja, für immer. Es wäre Affektation, dies jetzt zu verhehlen, überdies wird es morgen mit großen Buchstaben in dem Schaufenster stehen, wo ich Sie neulich zu Pferde abgebildet sah, dem Pöbel mit Ihrer Reitpeitsche das Gesicht gerbend, und wo auch ich früher übrigens die Ehre hatte ausgestellt zu sein. Jawohl, ich verreise. Ich bin sozusagen ein fertiger Mann hier in diesem gesegneten Lande. — Und nun bin ich im Begriffe, mein Haus zu bestellen. Es gibt hier so manches, was nicht in unrechte Hände kommen soll, und ich weiß denn doch einzelne Menschen hier, denen ich so gut bin, daß ich sie nicht zu kompromittieren wünsche. Und zugleich möchte ich dem Gericht viele Mühe ersparen, die ihm die Untersuchung meines hinterlassenen Archivs bereiten dürfte. — Sehen Sie: hier zum Beispiel ein kleines Bündel Papiere, das ich lieber aus der Welt haben möchte." Er nahm einen Briefumschlag, welcher mehrere Blankette enthielt, augenscheinlich Quittungen, blätterte zerstreut darin, ging zum Kamin und stocherte in der Asche.

„Sie ist schon kalt," sagte er, strich ein Zündholz an und hielt Blatt auf Blatt in die Flamme. Dann ließ er eines um das andere in die Kaminöffnung fallen, und der Zug wirbelte sie empor wie kleine flackernde Fackeln.

Leo sah ihm ein wenig verwundert zu. Nun wandte Jacobs sich um und hob ein schmales längliches Papier empor.

„Wieviele kleine Sünden," sagte er, „sind hier auf diesem Verzeichnis registriert, das lang ist wie Leporellos Liste! Jeder dieser Posten ist für mich eine liebe kleine Erinnerung. Ich sehe jeden Punkt rubriziert und zu einem Ganzen summiert: ein Ganzes leuchtender Facette und nun flammt dies Ganze vor meinen Augen auf." Er ließ das brennende Papier fallen, das sich auf dem Roste zu einem schwarzen Span zusammenballte.

Er zertrat ihn mit dem Fuße zu feinem Pulver. „So," sagte er, „nun muß ich Sie nur noch bitten, Leutnant Clermont, Ihrer Schwester dies Dokument zu bringen," — er entnahm seinem Geldschrank ein Papier. — „Sie werden sich ohne Zweifel mit der Erklärung zufrieden geben, daß ich bei einem bestimmten Anlasse Ihrer Schwester als juridischer Konsulent beigestanden bin." Er legte das Schriftstück in einen Briefumschlag, machte Miene, diesen zuzukleben, zögerte jedoch. „Es ist sonderbar, daß es faktisch Menschen gibt, von denen man weiß, daß man ihnen getrost ein wichtiges und geheimes Dokument zur Besorgung anvertrauen kann."

Leo nickte und legte den Brief in seine Brusttasche.

„Tun Sie mir nun den Gefallen, mir bei diesen Protokollen behilflich zu sein. Ich versichere Sie, daß hierbei nichts Gesetzwidriges geschieht. Es sind dies ganz private Sachen, die ich nur nicht von fremden Nasen ausgeschnüffelt zu wissen

wünsche. Alles, was das Nachlaßgericht angeht, liegt in diesen drei Paketen, die ich mit Bindfaden verschnürt, versiegelt und meinen Gläubigern dediziert habe. Aber ich bin nicht sehr praktisch und wäre Ihnen für Ihre Hilfe dankbar."

Die Flammen knisterten um die Pakete, die Einbanddecken öffneten sich, die Blätter sperrten sich auseinander, und der ganze Pack spreizte sich aus wie eine Harmonika, während große flammende Bogen emporwirbelten. Jacobs stand dabei und stieß mit der Stiefelspitze in das Feuer.

„Sehen Sie, wie schnell dies alles verbrennt, sogar diese Protokolle, die nicht so leicht fangen wollen. So leicht verlöscht man sein ganzes Werk, das nichts anderes war als Zahlen auf Zahlen gelegt und das auf der letzten Seite mit Defizit endete. Mich dünkt, man hätte seine Zeit besser anwenden können. — Ich neige zu der Ansicht, daß wir uns im Grunde recht lächerlich aufführen, indem wir so ganz blind die Bahn weitertappen, die die Verhältnisse — das will sagen, unsere Geburt, unsere Familie und das Land, in dem wir nun einmal wohnen — uns angewiesen. Dies ist wohl auch der Grund, daß so wenige es wahrhaft weit bringen. Man jagt eben auf dieser im voraus gegebenen Bahn dahin, wie unter einer Manie. Und was erreicht man? Man sollte seine Laufbahn ganz unabhängig von vorausgegebenen begrenzten Rücksichten wählen."

Leo nickte. „Vielleicht!"

Der Rechtsanwalt ging beständig von Regal zu Regal und ordnete Papiere, band einige zusammen und steckte andere in das nun stark flammende Kaminfeuer.

„Allerdings," fuhr er fort, „ist alles Streben im vorhinein hoffnungslos und insoweit eine krankhafte Manie. Aber es muß doch eine Befriedigung gewähren, am Endpunkte der Bahn, das heißt, an der Stelle, wo man aus der Bahn austritt, sich wenigstens im Besitze irgend einer schönen Fertigkeit zu fühlen. Heutzutage legt man wohl geringes Gewicht auf Fertigkeiten. Jeder hat vor der Nase sein Ziel: — Geld oder Macht, das ihm flatternd und flüchtig vorgaukelt. Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß ich mich auf keinem Gebiete jemals besonders ausgezeichnet habe, nicht einmal als Jurist. Sie erinnern sich, daß ich einmal sagte, ich beneide Sie um Ihre hervorragende Fertigkeit in der Fechtkunst. Ich habe mich niemals auf irgend eine Kunst verlegt, die nicht ihren Zweck hatte, mir gute Einkünfte zu schaffen. Und dies bereue ich nun am meisten von allem, nun da ich aus der Bahn austrete — zumindest aus dieser Bahn.

Ich sah neulich im Zirkus einige japanische Akrobaten. Sie führten schöne Balancestellungen auf einem Bambusmaste vor. Einer von ihnen balancierte, mit einer Hand auf den Knauf des Mastes gestützt, während sein Kamerad die Bambusstange auf der Stirne trug. Sie müssen viel Zeit darangewendet haben, diese Fertigkeit zu erlangen, und ich zweifle sehr, daß sie ihre Kunst bloß ausübten, um Geld zu verdienen. Nach jedem Kunststück sahen sie einander an — nicht das Publikum — und lächelten auf eine eigentümlich einige und sympathetische Art.

Es waren schöne Leute von ganz goldgelber Hautfarbe. Ich glaube niemals solche Augen gesehen zu haben wie die ihrigen, so warme und zugleich feste,

sammetbraune Augen. Hierzulande sieht man gewöhnlich matte, wenig markierte Augen — Tauwetteraugen!

Die Haltung dieser Menschen war eine ganz fürstliche. Und dennoch waren diese Artisten wohl bloß die Hefe jenes merkwürdigen Volkes, das jetzt im Osten erwacht ist. Und ich empfand hierbei so deutlich, worauf es meiner Meinung nach ankommt, und was wir — oder vielmehr ihr Europäer so gründlich mißversteht: daß die Freude, eine schöne Fertigkeit erlangt zu haben, ganz unabhängig bestehen kann von der weit geringeren, diese Fertigkeit auszunützen und auszutauschen. An jenem Abend wandelte eine Sehnsucht mich an zurück nach dem Osten, wo die Sonne goldgelb herabscheint auf dies Volk geborener Artisten. Ich bilde mir ein, daß die gelbe Rasse ausersehen ist, einstmals die Frage der Produktion und die Frage des Klassenkampfes zu lösen. Und vielleicht wird mein Stamm einmal unter diesen gelben Menschen leben und sie jene Versprechungen einlösen sehen, die die christlich kaukasische Rasse gab, aber niemals hielt — von Freiheit, Brüderlichkeit und Humanität.

Freilich ist es jetzt nichts als ein schöner Traum, mit welchem ich selbst mich über die Niederlage zu trösten versuche. Ich reise nun fort und beginne wohl anderwärts eine neue Tätigkeit. Mag sein, daß ich lernen will, mit Kugeln und brennenden Fackeln zu jonglieren. Zu Fecht- und Balancekünsten bin ich schon zu steif. — — Und bei alledem ist es im Grunde genommen ein befreiendes Gefühl, eine Torheit losgeworden zu sein."

Leo Clermont saß in das Sofa zurückgelehnt. Wahrhaftig, es mußte wohltun, sich eines Tages so völlig losmachen zu können. Und irgendwo mußte es ja einen Ausgang geben, ein enges Löchlein in diesem Labyrinth, in welchem man vergebens umherirrte und immer von neuem auf Menschen stieß, deren Wege man nicht verstand, die aber jeder für sich behaupteten, daß ihr Weg der richtige sei, und die den anderen fanatisch hinderten, weiter zu kommen und das Freie zu gewinnen. —

Jacobs sah auf die Uhr. „Der Wagen muß schon hier sein," sagte er. Er blickte zum Fenster hinaus. „Ja, da ist er schon. Ich danke Ihnen, daß Sie so freundlich sein wollen, dies Dokument in Ihrer Schwester Hände zu besorgen, und daß Sie mir so lange Gesellschaft geleistet haben." Er ging ringsumher und drehte die Schlüssel in allen Türen um, nahm seinen Pelz vom Entree, kam zurück und blieb in tiefen Gedanken stehen, während er die flache Hand auf den Dokumentenpack legte, dessen Umschlag die Aufschrift „An das Nachlaßgericht" trug. Endlich wandte er sich, nahm aus einem Winkel einen vollgepackten Handkoffer; wieder schien er sich zu bedenken. In sein Antlitz kam ein angestrengter Ausdruck. Die Brauen zogen sich zusammen, er näßte die Lippen mit der Zungenspitze.

Leo wies auf den großen Koffer, der mitten im Zimmer stand und fragte, ob er dem Kutscher hinabrufen solle, das Gepäckstück zu holen; aber Jacobs schüttelte den Kopf. „Nein," sagte er, „diesen Koffer habe ich unter einer Voraussetzung gepackt, die sich nicht erfüllt hat." Er hob den Deckel. „Sehen Sie," sagte er, „diesen Koffer habe ich ganz fertig gepackt von einem großen Magazin bestellt.

Er enthält die vollständige Reiseausstattung für eine sehr verwöhnte junge Dame, deren Geschmack das betreffende Magazin besonders gut kennt. Ich reise indessen allein und kann mich mit weniger Bagage begnügen.

Darf ich Sie nun bitten, mit mir die Treppe hinabzugehen, damit ich die Entreetüre abschließen kann?"

Leo folgte ihm auf den Treppengang hinaus. Dort blieb der Rechtsanwalt stehen und hing einen kleinen Briefkasten an die Türe. Dieser trug einen Zettel, des Inhalts, daß niemand daheim zu treffen sei.

Der Kutscher stand auf dem Fußdamm, lüftete die Mütze und hielt die Wagentüre offen. Aber Jacobs war stehen geblieben, und Leo sah im Laternenscheine, daß er sehr bleich war. „Adieu, Clermont," sagte er. Aber die Stimme war heiser, gebrochen. Und er erschien mit einem Male so zusammengesunken und klein in dem schweren Pelze — so hinfällig und fahl. Seine Hand, die den Reisesack trug, schien zur Erde niedergedrückt, er suchte an der offenen Wagentüre eine Stütze für seine Schulter. Und in seinen starren aufgerissenen Augen sah Leo einen so angsterfüllten, so kranken Ausdruck, daß er selbst sich ergriffen, verwirrt, beängstigt fühlte.

„Adieu, Clermont!" sagte Jacobs wieder. Mühsam kam er in den Wagen und warf sich in die Kissen zurück. Der Kutscher warf die Türe zu. Noch einmal beugte Jacobs sich durch das Fenster heraus. Er nickte, und ein bleiches Lächeln verzog sein Gesicht. Er winkte und rief, der Kutscher möge zufahren.

Die Droschke wendete und kam schwerfällig in Gang. Leo aber blieb noch eine Weile stehen, ohne diesen angstkranken, fahlen Blick verwinden zu können. Es war nun über zwölf und er machte sich auf den Weg, die ausgestellten Posten zu inspizieren.

Auf einem der letzten Posten traf Leutnant Clermont die Schildwache, in ihren Wollmantel gehüllt, aufrecht stehend im Schilderhause wie eine Mumie in ihrem Sarge, mit geschlossenen Augen und offenem Munde, in tiefem Schlafe an.

Er wunderte sich darüber, wie Menschen stehend schlafen könnten, wie ihr Körper, selbst wenn alles Bewußtsein erloschen war, der Parole gehorchte, die befiehlt, daß der Soldat stehen muß. Sie waren doch nur Sklaven, Maschinen, — ein organisierter Haufe. — —

Auch hier: Gemeingedanke, Gemeinauftreten — die große kompakte Masse von tausend Willen, die sich in einer Bewegung einten.

Und dem System zufolge war es seine Aufgabe, seine Aufgabe als Organisierender, jeden von ihnen zu gehorsamen, der Gemeinschaft untergeordneten Gliedern auszubilden.

So war man zumindest auf seine Art von Nutzen, wenn man denn von sich selbst verlangte, von Nutzen zu sein.

Er näherte sich der schlafenden Schildwache. Hier schlief ein Mann auf einem Posten, der vor langen Zeiten, als sich auf dieser Bastei ein Munitionsdepot befand, seinen Zweck hatte. Eine schlafende Wache war hier ebenso gut wie eine

wachende. Dennoch mußte der Mann angemeldet und bestraft werden. Denn es kam keineswegs auf den reellen Nutzen einer Sache an. Er betrachtete diesen Menschen, der stehend so ruhig schlief, und mußte seine Sicherheit, seine robuste Gesundheit bewundern, die jedes Verhältnis nahm, wie es war und das möglichst beste aus den unangenehmsten Situationen zu machen wußte. Der Körper paßte sich willig der Kälte, Feuchtigkeit und ungewohnten Stellung an — und schlief.

Er ging fort, leise auftretend, um die schlafende Schildwache nicht zu wecken —

Es hatte zu frieren begonnen. Unter seinen Fußtritten klang und knirschte es. Hinter ihm her kam ein trockener fester Laut; nun, es war wohl bloß der Hund, der ihm auf den Fersen trabte und nun stehen blieb und an einer der Faschinen der Bastei schnupperte. Jetzt lief er die niedere Böschung hinab und schlürfte das schwarze frostdicke Wasser und bellte dumpf in die Finsternis hinaus. Leo sah auf die Uhr; es war halb zwei. Der Mond kam hervor; aber die nackten Baumkronen des Walles legten ihr Netz über die bleiche Scheibe und verschleierten ihr Licht.

Und während dieser einsamen Wanderung über die pechfinsteren Schanzwerke und durch den öffentlichen Spazierweg, der die alte Zitadelle umgab, sammelte Leo all das, was in der Nacht dadraußen dämmerte und lauerte, dicht an sich; es war ihm, als kämen nun wirklich feste dunkle Formationen ihm ganz nahe zu Leibe, und legten sich um ihn, drückend, aber zugleich doch deckend — — sogar beschützend. Er fühlte, wie er immer mehr fertig, abgeschlossen wurde; — und die Finsternis dadraußen war bloß ein leerer Raum — unendlich — unfruchtbar, der so wenig mit ihm zu tun hatte.

Er dachte, und der Gedanke formulierte sich in Worte: Ich trage alles bei mir, ich trage alles bei mir.

Seine Knie stießen an etwas Weiches; — es war der Hund, der stehengeblieben war, unbeweglich, lauschend. Er strich ihm das Fell und pfiff; die Dogge lief einige Schritte vorwärts und blieb wiederum stehen. Ein Mondstreifen fiel über den Weg; er sah seinen langgezogenen Schatten vor sich. — —

Und mit einem Mal wälzte sich etwas Dunkles vor ihn hin. Er vermochte es nicht zu unterscheiden; etwas Hartes schlug ihm auf die Schienbeine. Er sprang vor, begegnete etwas Warmem, Weichen, bekam einen Schlag wie von einer Faust mitten ins Gesicht und taumelte. Alles schien zu sinken und zu schwinden. Er empfand ein Gefühl wie Übelkeit, einen tiefen trüben Ekel vor allem. Und nun vernahm er deutlich Brüllen, Jammern, ein dumpfes abgebrochenes Knurren ganz in der Nähe, niedrig, in der Höhe seines Knies. Der Mond kam plötzlich hervor und leuchtete:

Vor ihm auf der Erde tummelten sich zwei Körper, die irgendwie einander gepackt hatten. Ein saurer Schweißgeruch traf ihn. Er unterschied eine schlanke glatte Form, außerdem einen schwereren Körper, der sich frei machte, sich zu erheben suchte, ausglitt, fiel.

Nun begriff er augenblicklich: Sein Hund hatte einen Menschen angefallen, lag jedesfalls im Kampfe mit einem Menschen. Er rief ihn beim Namen und

sprang vor. Ein schwerer Stock, der auf der Erde lag, rollte unter seine Füße. Er tappte zwischen die Kämpfenden hinab, fühlte des Hundes warmes, feuchtes Fell unter seiner Hand und suchte sein Halsband zu packen. Aber blitzschnell hatten die beiden Körper Platz gewechselt; die Hand griff daneben. Ein weißer Qualm, der im Mondlicht erglänzte, verschleierte die Gruppe. — —

Dennoch unterschied er nun einen Mann, der auf der Erde hockte und sich mit seinen Ellbogen wehrte, augenscheinlich mit der Absicht um sich schlagend, dem Hunde den Garaus zu machen. Die Dogge schlich zurück, schnaufend, knurrend, und sprang abermals vor. —

In diesem Augenblicke erkannte Leo den Mann, der sich einstweilen erhoben hatte und ihm nun das Gesicht zuwandte. Es war ein Mann aus seiner Kompanie. Er sah die weiße Korporalsschnur am Ärmel — er kannte ihn sehr wohl. Und jetzt war es ihm klar, daß dieser Mensch nun zum drittenmal einen Angriff auf sein Leben versucht, daß er, wohl wissend, der Leutnant müsse bei der Inspizierung diesen einsam gelegenen Weg passieren, sich in Hinterhalt gelegt habe. —

In plötzlicher Panik trat er zurück, riß den Säbel aus der Scheide und hob ihn über sein Haupt, während er zugleich mit der linken Hand das schnaubende Tier fest beim Halsband hielt.

Er sah nun diesen Menschen vor sich, ganz bleich im Mondlichte, das Antlitz starr, ausdruckslos, wie versteinert. Einen Augenblick hegte er Zweifel, ob es wirklich mehr als eine Halluzination sei, eine lebendige Vorstellung seiner erregten Phantasie. Er klemmte die Waffe in die Hand, er fühlte sich ruhig mit diesem Metall zwischen den Fingern und der Klinge vor Augen — der blanken Klinge, auf der das Licht des Mondes zu strömen und zu zerspringen schien.

Er rief den Namen des Korporals und forderte ihn auf, näher zu kommen und gutwillig zur Hauptwache zu folgen.

Aber in der nächsten Sekunde ließ sein Gegner den Arm sinken, machte kehrt, duckte sich und lief. Schon war er im Dunkel verschwunden; nur sein Traben, das laut und fest auf dem halbgefrorenen Weg erscholl, blieb lange hörbar.

Leo fand sich allein, die Waffe wie zur Verteidigung erhoben. Der Hund hatte sich ihm zu Füßen niedergelegt und schleckte seine Pfoten, jetzt wandte er dem Herrn den rauchenden Rachen zu und suchte, kurz und heftig atmend, seinen Blick.

Leo lauschte immer noch den verhallenden Fußtritten. Jetzt hörte er nichts mehr. Er begann rasch zu gehen. Ein ganz neuer Gedanke tummelte sich in ihm, dem er Form zu geben suchte. Wär es nicht möglich, sich mit diesem Menschen, der ihm nach dem Leben trachtete, zu verständigen? Er hatte unzweifelhaft von jeher diesen Mann und das Prinzip, das seine Handlungen leitete, mißverstanden. Er mußte trachten, ihn zu finden, jetzt gleich, ihn einzuholen, mit ihm zu sprechen, ein Übereinkommen, einen Vergleich zu erzielen. Das gewaltsame Vorgehen seines Gegners, seine desperaten Handlungen hatten ohne Zweifel sehr tiefe, vielleicht auch sehr begreifliche Gründe.

Und mit einem Male empfand er es wie ein Verwandtes zwischen dem Fliehen=

den und sich selbst: daß zwischen ihnen eher ein Bund sein sollte als Blut und Rache und Krieg.

Er hub an zu laufen. Er verfolgte die Seitenwege, bog die Zweige zur Seite, hinter denen der Flüchtling sich etwa verborgen halten konnte — oder umgesunken war, ermattet von dem Kampf und dem verzweifelten Lauf.

Aber alles war still, finster. Er lief weiter. Die Dogge sprang bellend vor ihm her. Und während er lief, suchte er unaufhörlich seine fliegenden Gedanken zu formen. Ja, er begann diesen Proletarier zu begreifen, sein Wesen zu erraten und seinen verzweifelten Kampf. Das war keiner von denen, die breit daherkamen und sich einen Weg, einen rechtschaffenen Bürgerweg nach oben bahnten, die bohrten und gruben, voll Zuversicht, einmal dort hinaufzukommen, wo all das Gute war. Allein ging er umher in der Finsternis, in der schmutzigsten Tiefe, ohne darauf zu verfallen, daß einstmals die, die zuunterst waren, den Weg hinauf finden würden. Einsam und gebückt stand er und empfand den ungeheueren Druck der oberen Schichten auf den schmerzenden Schultern. Und sein Blick reichte nicht weiter als zum nächsten Vorgesetzten. Auf ihn sammelte er all seinen Haß, häufte diesen Haß an zu Rache, zu Zerstörung.

Und er verlor, er flüchtete, geschlagen, zerschmettert — wohl wissend, daß er erkannt sei, daß er gemeldet, gepackt, mit Handeisen belegt, in eine Zelle gesperrt werden würde. —

Leo lief rascher. Er meinte diesen Mann einholen zu müssen, eine Aussprache zu versuchen — ihn ruhig, sanft zu machen, auch ihn zum Verständnis zu bringen. —

Er lief über die alte morsche Holzbrücke, die hohl unter ihm dröhnte. Jetzt gaffte das lange dunkle Festungstor vor ihm, er lief weiter, und aller Laut wölbte sich in diesem Torwege über ihm. Er lief durch die leeren Kasernengassen, erinnerte sich nun mit einem Male, warum er laufe, blieb stehen und fragte eine Schildwache, ob sie eben einen Unterkorporal vorbeikommen gesehen.

Er sah einen Soldaten aus einer Türe taumeln, sich an die Wand lehnen, leichenblaß, schwindlig, augenscheinlich einer Ohnmacht nahe.

Leo ging auf ihn zu. „Was gibt es?" fragte er, „wohin wollen Sie in dieser Montur?" Der Soldat war kaum halb bekleidet, die bloßen Füße staken in Schuhen.

Seine Hand schlug an die Mütze. „Ich melde," — stöhnte er. „Ich muß auf die Hauptwache und melden" — —

In diesem Augenblick kam Leutnant Kramer die Treppe herab; seine Miene war sehr feierlich. „Guten Abend, Clermont," sagte er. „Es gibt etwas für Sie zu tun. Ein trauriger Vorfall hat sich ereignet. Ein Unterkorporal Ihrer Abteilung hat sich soeben mit einem Dienstgewehr erschossen." Und während sie zusammen die Treppe hinaufgingen, erzählte er, wie der wachehabende Soldat den betreffenden Unterkorporal rasch in den Korridor vor den Schlafstuben kommen, aus der Reihe an der Wand ein Gewehr nehmen und den nächsten Treppenabsatz hinaufgehen gesehen. Einem Vorgesetzten gegenüber hatte die Stubenwache keine Einwendungen zu machen gewagt. Kurz darauf sei ein Schuß gefallen. —

Die Leiche liege dort, wo sie gefallen war. Der Arzt wurde erwartet; man habe zum Kapitän geschickt und zur Hauptwache nach Mannschaft mit einer Bahre. Hier liege der Mann. Er wolle Clermont nur vorbereiten, daß der Leichnam verwünscht garstig aussehe.

Der Tote lag ausgestreckt mit gespreizten Beinen. Kramer zog die Decke beiseite. Der Kopf war vollständig zersprengt; das Gesicht nur eine blutige Hautfalte. Kramer zeigte, wie Blut und Gehirn in großen Klexen auf der Wand, ja selbst an der Decke saßen. Vermutlich hatte der Mann den Gewehrlauf voll Wasser gegossen, den Lauf in den Mund gesteckt und abgedrückt. Die Kugel hatte ein kleines rundes Loch in die Stubendecke gebohrt und war weiter gegangen. Es war ein Gottesglück, daß nicht einer im oberen Stockwerk gelegen und geschlafen.

Leo Clermont fühlte sich krank, gebrochen. Entsetzen ergriff ihn beim Anblick dieser fast kopflosen Leiche, dieses Menschen, der in seiner Desperation und Furcht sich selbst zersprengt und elend gestorben war, im Dunkel, ungekannt. Es kam ihm der Gedanke, daß dies das Los der Einsamgestellten sei, derjenigen, die sich nicht den Vielen unterzuordnen vermochten, nicht in Gemeinschaft empfanden, handelten und, einig in jedem Begriffe, sich Wege bahnten zu dem möglichst Erreichbaren. —

Der Arzt, der bei dem Toten niedergekniet war, hob den Kopf. „Die Uniform des Mannes," sagte er, „ist vom linken Ärmelloch bis zum Gürtel aufgerissen. Er ist an mehreren Körperstellen zerbläut. Am rechten Handgelenke sind einige merkwürdige Schrammen, die in hohem Grade an Bisse erinnern. Vermutlich hat er sich mit Zuhältern oder ähnlichen Leuten gebalgt."

Er nahm ein großes Stück Watte und zerschnitt es in lange regelmäßige Streifen. Diese hüllte er sorgfältig um das zerschmetterte Antlitz und suchte die zersprengte Hirnschale in diesen Verband aufzunehmen. Die Blutmasse glich gepreßtem Rips. Der Unterarzt saugte sie vermittels hydroskopischer Baumwolle vom Boden auf.

Da hörte er ein Geräusch hinter sich, und als er sich umwandte, erblickte er Leutnant Clermont, der den Säbel auf den Boden gestemmt hatte und sich nur durch diese Stütze aufrechtzuerhalten schien. Sein Gesicht war kreideweiß, die Augen aufgerissen und krank.

Der Reservearzt lächelte, ein gaffendes, unverschämtes Lächeln. „Sie sollten lieber gehen, Herr Premierleutnant, wenn Sie sich unwohl fühlen. Übrigens mußte ein Soldat es ja ertragen können, einen gefallenen Kameraden zu sehen — selbst wenn diesem das Hirn fehlt, das für einen Soldaten ja ohnehin ein recht überflüssiger Artikel ist."

Leo raffte sich auf, wandte sich und verließ schwerfällig das Zimmer.

Plötzlich erloschen alle Kronleuchter. Nur die Lampen in den roten und grünen Blumen aus Seidenstoff glimmten im Finstern. — Da flatterten fünf Serpentinen durch den Saal und wirbelten mitten zwischen die Tanzenden hinein. Ein elektrischer Scheinwerfer folgte ihnen und verwandelte sie von bunten Schmetterlingen in Fledermäuse, in weiße Wasserlilien, in jubelnde rote Flammen.

In einem Nu rissen sie den wehenden Tüll aus ihren Schultern und sandten ihn in langen Tauen über die herbeigedrängten Zuschauer; nun tanzten die fünf trikotbekleideten schlanken Mädchen hinein in die Menge, schlüpften unter den Ellbogen hinweg, an Händen, die sie greifen wollten, vorbei und verschwanden. Niemand hatte gesehen, wer sie seien.

Kurz darauf trat Ida Clermont in den kleineren Salon hinter dem Tanzsaal. Sie richtete an den schmalen Schulterbändern, die beständig herabglitten, nahm die Maske vom Gesicht und fächelte sich. Sie fühlte sich so heiß, so schwer. Sie blickte durchs Fenster hinaus. Dadraußen lag der Himmel eisig schwarz. Keine Sterne! Und doch waren sicherlich Tausende von Sternen zu sehen, wenn man im Freien war.

Jacobs war nun wohl schon unterwegs. Er hätte warten sollen. — — — Er hätte warten müssen! Vielleicht war er noch gar nicht fort, sondern wartete ihre endgültige Antwort ab. Er war ein kluger Mann — und er mußte ja begreifen! —

Eine breite Gestalt füllte die ganze Portiere: Gordon Marshner! Sie griff nach der Maske; aber im selben Augenblicke hatte er seine schwarze Halbmaske heruntergerissen und kam auf sie zu. „Nun habe ich Sie die ganze Nacht gesucht, Miß Ida," sagte er; „aber ich habe Ihre Maske nicht durchschauen können."

Ida lächelte ironisch. Seine Sinne waren eben zu stumpf um zu empfinden, was unter einer Maske Schutz und Reiz suchte.

„Meine Maske verbirgt doch nur mein Gesicht," sagte sie. „Und was meine Verkleidung betrifft, so ist sie — der gültigen Moral zufolge — eine möglichst geringe." Sie war immer noch bemüht, das glatte Schulterband zu befestigen, das unaufhörlich herabsank.

„Ich habe Sie früher eben immer nur im Promenadeanzug gesehen," entgegnete er, sie unverwandt unter den niederen drohenden Brauen betrachtend. „Ich erkannte Sie wirklich nicht früher, als bis ich Ihr Gesicht sah."

„Auch nicht als Serpentine?" fragte sie.

Marshner sprang empor und sank ganz nahe von ihr auf einen Stuhl nieder. „Sie? Sie waren unter diesen! — — Ich suchte Sie ja da," fügte er heiser hinzu, „— aber wie konnte ich wissen —"

„Vielleicht war ich auch nicht darunter," lächelte sie spöttisch. Wie blind gehorchte er jeder Betonung ihrer Worte, jedem Spiele ihrer Launen! Seit jenem großen Matchtage, an welchem sie über ein niederes Netz hinweg innerhalb bestimmter gegebener Grenzen mit ihm kämpfte, hatte er unablässig ihre Nähe gesucht. Dieser drohende, leise pulsierende Blick ließ nicht von ihr ab. Jawohl, diese Sache war nun sicherlich in Ordnung, zur Lösung bereit. Nun — dieser Abend bot ja gute Gelegenheit zur Lösung. Sie bebte ganz leise. Es war sogar eine ganz unumgängliche Notwendigkeit, daß diese Sache geordnet wurde; nun da Jacobs fort war, — der einzige Freund, den sie besessen, — — Sie sprang auf.

„Führen Sie mich zum Tanz!" sagte sie.

Er schlug den Arm um ihren Leib, zog sie an sich, brach durch das Gewimmel

hinaus in den Saal, wirbelte sie mit sich und suchte Ruhe im rhythmischen Steigen und Fallen des Walzers, in seiner stürmenden Flucht, seinem sanft liebkosenden Locken.

Auch Ida empfand den gefährlich betörenden Rhythmus. Es galt sich freizumachen, bis die Schwere auch aus ihrem Inneren gewichen. Ja, schön war dieser Walzer, war wie ein Sinken und Getragenwerden, wie ein Einswerden mit diesen wogenden heißen Rhythmen. Und sie ward eins mit ihnen.

Beß Nelsson ergriff ihren Arm und zog sie an die Wand zurück, während Marshner, auf einen Stuhl sinkend, im Schwindel der wirbelnden Tüllschleppe nachblickte. Beß hatte sich umgekleidet und trug nun ein weißes dekolletiertes Seidenkleid; ein kurzer Spitzenschleier flatterte von ihrem Haar, in dem sie eine norwegische Brautkrone befestigt hatte.

„Ich bin Braut," sagte sie. „Mein Kostüm ist zwar ganz ohne Stil; aber du siehst, ich trage die Brautkrone. Ich tanze nämlich heute abend mit meinem Bräutigam."

„Graf Kolbe?" fragte Ida. Aber die Freundin lachte laut. Ihre Augen waren flackernd, wild, sie schien viel Wein getrunken zu haben. „Mit Adam Kolbe tanze ich nicht — diesen Abend nicht!" Sie neigte sich vor. „Ida!" raunte sie. „Ich gebe mich heute nacht einem Manne!" Und sie ließ sich von einem Arme fangen, der aus einem mächtigen sich drehenden Rade von Tanzenden hervorschwenkte und nach ihr griff.

Maria Therese kam in Pagenkleidung mit kleinen vorsichtigen Schritten daher, das matte, fast schmerzliche und doch so süße Lächeln umrahmt von einer mit blauen Schleifen besetzten, ungeheuren weißen Perücke, verbeugte sich vor Ida und forderte sie zur Quadrille auf.

„Ich habe nun eine halbe Stunde Beß Nelssons Schleppe tragen müssen," sagte sie; „das wurde mir allein zu schwer."

„Freilich," erwiderte Ida, den Kopf schüttelnd, „nun ist Rose Wahl ja nicht mehr hier als dein Pendant und um dich abzulösen."

Maria Therese suchte forschend ihren Blick. Und tief in diesen großen glashellen Augen erblickte Ida einen Schimmer ihrer eigenen Traurigkeit, ihres ewig angstvollen Mißmuts.

Wieder war Marshner an ihrer Seite. Er schwieg und betrachtete sie unablässig, bis dieser zornige und so stark männliche Blick sie peinigte. „Sehen Sie doch," sagte sie, „ist das Arrangement nicht vortrefflich?"

Er sah sich um. Die Decke des Saales stellte eine Loggia dar, von der schwere Trauben niederhingen. Zwischen ihnen schwebten an Schnüren, auf den ausgespannten Flügeln segelnd, gebratene Tauben und gespickte Rebhühner. Ein lebendes Spanferkel stand angebunden mitten in einem Beete mit großen weißen Spargel- und Selleriestengeln; das ganz hellrote rundliche Tierchen schien sehr vergnügt und ließ sich gern hinter den fortwährend lauschenden Ohren krauen. In dem Bassin mit dem schmächtigen Springbrunnenstrahl schwammen große frisch-

geschlachtete Lachse und glänzende Forellen und die Blumenbeete waren mächtige Salatschüsseln in bunten Mustern.

Unter dichtem Buschwerk, von welchem Apfelsinen, Pfirsiche und Aprikosen niederhingen, waren bequeme Sofaplätze angebracht und an einem Büfett in der Ecke des Saales richteten drei Märchenköche mit hohen weißen Mützen, das mächtige Küchenmesser zur Seite, die Speisen an.

Graf Kolbe und sein Protegé Kammerjunker Kleist saßen einander gegenüber an einem mit vielen Flaschen und Schüsseln besetzten Tische. Sie speisten schweigend, mit Sorgfalt und Ernst.

Marshner setzte eine der schwebenden Tauben in Bewegung.

„Was soll dies alles vorstellen?"

Ida suchte nach dem Namen —: „Sybaris — oder ein ähnlicher Name eines Landes, wo man gut lebt, in auserwählter Gesellschaft — und sich im ganzen wohl befindet. Ist es nicht großartig und prächtig?"

„Oh yes, very nice indeed." Er sah sich gleichgültig um. Und sie erriet, daß in seiner Heimat die Begriffe von großem Stil, von Reichtum und Pracht ganz andere seien als in den beschränkten Verhältnissen dieses Landes — ganz anders „Mammuth", wie er sich einmal ausgedrückt hatte. Sie spielte mit dem Gedanken — einstmals — bald — in diesen weit größeren Verhältnissen — in diesen ungeheueren Zirkeln heimisch zu sein; sie sah in ihrer Phantasie grenzenlose Gebiete — das Grenzenlose. —

Schwindel und Unruhe ergriffen sie. — „Tanzen wir doch!" rief sie. Und abermals sah sie im Tanze sein Antlitz an ihre Schulter geneigt, dies schöne regelmäßige Antlitz, das sich jetzt wie im Schmerz verzog.

Da erklang ein ganz dünner Violinton irgendwo fern im Saale, schnitt durch, schwoll groß und voll an, verschwand. Und wieder klagte diese Violine, wie ein kleines wildes Tier in tiefem Walde jammert; jetzt schwang sie sich empor, sang sich aus in einer wogenden reichen Melodie.

Die Tanzenden standen mit einem Male still. Es war nun keine Musik zu hören als diese Violine. Nach ihr konnte man nicht Mazurka tanzen. Man sah einander an und wich an die Wände zurück.

Und durch den offenen Kreis kam der Rattenfänger von Hameln, ein kleiner rotgekleideter Mann, der mit seiner feinen weißen diamantenglitzernden Hand den zitternden Bogen führte. Seine gelbe Wange mit dem buschigen Bockbart legte sich zärtlich und doch mit einer eigentümlich festen Energie an die schöne Violine, wohl eine Cremoneser, und unter dem bebenden Kontakt zwischen Bogen und Saite entstand Leben. Jeder der Zuhörer vernahm dies Lebende als ein strömendes Fluidum, das durch den Saal rann und leicht prickelnd über Hände, Nacken und Rücken floß. Die Tanzenden hielten inne, mitten im Takt, Paar bei Paar, Körper an Körper, dichter, fester, diese Nähe so seltsam empfindend, Arm um Arm geschlungen, Wange an Wange glühend.

Eine Sekunde schwiegen die Töne, wuchsen dann wieder in reißenden kurzen

Strichen an, schmolzen dahin, schwanden und wuchsen aufs neue. Die Melodie formte sich über einem Motiv: dem Rufe, der Lockung, der Bitte zu folgen, einem verständigen — doch zugleich aufreizenden — melodiösen Überreden, endlich einem klangvollen Gebot: Komm! Komm!

Wieder begannen die Paare zu tanzen. Langsam wie mit einer Nebenabsicht, erreichten sie, ein Paar nach dem anderen, eine Stelle, wo sie aus der Reihe treten und abbrechen konnten. Der Kavalier verbeugte sich, die Dame legte ihren Arm in den seinen, und er führte sie fort.

Marshner drückte Idas Arm. „Sind Sie müde?" fragte er; aber sie merkte die Nebenabsicht in seiner Frage. Sie fühlte wie an jenem Tage, da sie miteinander spielten, daß nun nichts anderes zu tun sei als ihn gewinnen zu lassen. „Ja," sagte sie. „Ich bin müde. Schaffen Sie mir irgendwo einen Platz." Sie gingen wieder in das halbdunkle Kabinett. Aber nun war es ganz voll Menschen. Ida fühlte mit Unbehagen die Berührung dieser heißen Körper. Ein Paar bahnte sich einen Weg durch das Gewimmel: der Rattenfänger von Hameln, Beß Nelsson, die noch die Maske trug, an der Hand mit sich führend. Sie brachen sich Bahn hinaus in das Vestibül.

Ida sah ihnen lächelnd nach. Sie gingen nun wohl zusammen fort. Ja, die Freundin hatte recht: sie verstand es, zwei Dinge auseinanderzuhalten. Aber nicht jedem waren wie ihr zwei Dinge, zwei Chancen zu gleicher Zeit geboten.

Maria Therese, noch in Knabenkleidung, trat mit einem jungen Kavalier in genau derselben Tracht ein, der seinen Arm kameradschaftlich und doch fest, besitzend um ihre Schultern gelegt. Sie setzten sich in ein Sofa, der Kavalier bequem zurückgeworfen, Maria Therese vorsichtig, wie verwirrt. Ihre Finger tappten in der Luft nach dem Faltenwurf eines Kleides, sie legte die Füße übereinander, suchte die Augen ihres Begleiters und lächelte, während sie leise seufzte.

Marshner führte Ida in eine der dichten Lauben, in der bloß eine rote Lampe glühte. Eine Weile saßen sie schweigend; durch das Laub drang Gelächter zu ihnen, eine raunende Stimme, eine andere, die zu sprechen begann, schmeichelnd, leise wie ein Summen; — und plötzlich verstummte sie, als preßten sich Lippen auf den Mund, der eben gesprochen.

Irgendwo rief man nach Champagner. Eine Bajadere, die sich auf einen Harlekin stützte, guckte in die Laube; sie hing schläfrig und matt an seinem Arm und sprach mit dicker Stimme, er machte ihr ein Zeichen zu schweigen; — da schlug sie ihn auf die Wange, riß sich los und taumelte fort — bis sie auf ein Sofa niedersank und da liegen blieb, stumm, betäubt. — —

„Miß Ida!" flüsterte Marshner, ergriff ihre Hand, beugte sich zu ihr nieder und zwang durch diesen Händedruck ihr Gesicht zurück, dem seinen zugewendet. Mehr konnte er nicht hervorbringen.

Sie betrachtete ihn fest und kalt. „Was wollen Sie?"

Und nun war's, als breche er zusammen; er ließ ihre Hand fahren und begann zu erklären — eine lange undeutliche Erklärung auf amerikanisch = englisch, die

sie mit Mühe verstand: Er habe sich solange ihretwegen gequält, er sei kein Mensch mehr, tauge zu nichts auf der Welt. Er könne nicht ohne sie leben und so weiter.

„Gut," sagte Ida, als er schwieg, „was, wollen Sie, soll ich Ihnen nun antworten? Noch haben Sie mir ja nicht gesagt, was Sie von mir wollen." Und sie neigte das Haupt. Sie sah Tränen in seinen Augen. Es war so schwer, so schwer.

„Ida," stammelte er, „Sie müssen mein werden, Sie müssen, Miß Ida, ich weiß nicht, was Sie noch von mir hören wollen. Ich reise in vierzehn Tagen von hier fort. Reisen Sie mit mir, nach Chicago — oder zuerst, wenn Sie wollen, durch Europa — nach Italien, nach Ägypten."

Sie nickte. „Ich reise gern mit Ihnen, Sie werden sicherlich ein guter Kamerad sein. Ich kann Sie gut leiden und gebe mich gern in Ihre Hände. Ich will mit Ihnen reisen, wann Sie wollen, wohin Sie wollen."

Er erhob sich ungestüm. „Morgen, wenn ich Sie bäte? Noch heute nacht, wenn ich Sie bäte!"

„Ja — wann Sie wollen."

Er lächelte, und seine großen blanken Zähne glichen in dem roten Lichte Blutstropfen, die unter dem steifen braunen Barte hervorrannen. „Well," sagte er, wieder ganz beherrscht, und wie plötzlich von einer neuen Idee ergriffen, fügte er hinzu: „Nun, natürlich warten wir und heiraten vorher."

Sie neigte das Haupt, tief Atem schöpfend. Alles war ihr jetzt so gleichgültig, so ganz ohne Gewicht und Wert. Aber mit einem Male fühlte sie seinen Mund an ihrem, den Griff seiner Arme um ihre Hüften, sie fühlte seine Küsse, feste, heiße Küsse über Wangen, Hals und Schultern; er zerriß das Schulterband, das ihren Kleiderleib trug, preßte sein Gesicht an ihre Brust hinab, und Ida stöhnte vor Schmerz, vor Scham, vor Furcht.

„Lassen Sie mich!" flüsterte er. Und er hob das Gesicht, betrachtete sie lange und sagte: „How nice you are! How extremely nice you are!"

Ida empfand einen Schimmer von Freude, ein wachsendes Behagen:

Jawohl! — — — Das war ja wohl auch die ganze Sache! — — —

Einige Tage später, bei einem anläßlich Beß Nelssons Verlobung mit Graf Kolbe stattfindenden Frühstück teilte Gordon Marshner den Anwesenden mit, daß er sich nach Verlauf von drei Wochen mit Fräulein Ida Clermont zu verehelichen gedenke.

Ida gegenüber trat er von nun an auf eine nonchalant protegierende Art auf, die jedoch seine beständige Eifersucht und die Hast, mit welcher er seine Sache zum Ziel zu führen bestrebt war, nur wenig verbergen konnte. Er ging täglich mit ihr von Laden zu Laden, und sie besorgten zusammen Idas Aussteuer: drei große Koffer standen vollgepackt mit Kleidern, die bloß für die bevorstehende Reise bestimmt waren. Im übrigen sprach er den Wunsch aus, daß sie so wenig wie möglich aus diesem Lande mitbringen möge, dessen Geschmack und Warenauswahl ihm wenig zeitgemäß schienen. Er meinte, sie würde, was sie sonst noch

brauchen könnte, weit besser und chiker daheim in den Staaten bekommen. Überhaupt vermied er alle unnötige Bemühung und meinte, je früher und je leichter alle Formalitäten geordnet würden, desto besser sei es.

Am fünfzehnten März trafen sie sich nach Verabredung im Rathause und ließen sich, mit Leo Clermont und Oskar Nelsson als Zeugen, bürgerlich trauen. Hierauf frühstückten sie mit einigen Freunden, und um fünf Uhr reisten sie zusammen direkt nach Paris. Marshner hatte vorgeschlagen, sechs Wochen lang Europa zu „machen", um sodann mit beruhigtem Gewissen nach Chicago gehen zu können. — — —

Zwei Tage nach der Trauung fiel das Urteil des Kriegsgerichts in der Clermontschen Affäre.

Durch dieses wurde Leutnant Clermont nach der Bestimmung des militärischen Strafgesetzes über „Offiziere, welche, indem sie Anlaß gegeben zu grober Unordnung und Ärgernis und sich einer, mit der Standesehre unvereinbaren Behandlung ausgesetzt — — — sich der Achtung unwürdig gemacht, die sie ihrer Stellung zufolge genießen müßten," — zusammengehalten mit den Bestimmungen des bürgerlichen Strafgesetzes über gewalttätiges Vorgehen gegen Personen, zu einer Strafe verurteilt, die den Umständen gemäß, namentlich in Anbetracht der Beleidigungen und Drohungen, deren Gegenstand der Angeklagte seiner Angabe nach gewesen, und seines hierdurch erregten Gemütszustandes, auf zweimonatlichen Festungsarrest angesetzt wurde.

Dies Urteil erregte große Erbitterung — in militärischen Kreisen seiner Strenge, in zivilen Kreisen seiner Milde wegen.

Zwei Tage nach Empfang des Urteils reiste Clermont aus der Hauptstadt ab, nach der im Norden gelegenen alten Festung, in welcher er die Strafzeit verbringen sollte.

Er meldete sich beim Kommandanturskontor und erhielt sogleich zwei Zimmer angewiesen, deren eines auf den Schloßhof ging, während das andere die Aussicht über den Sund hatte. Sie waren recht wohnlich als Schlafkammer und Wohnstube eingerichtet. —

Als Leo allein war, setzte er sich an das Fenster und öffnete es. Frische, kalte Luft strömte herein. Er lehnte sich über die klafterstarke Brüstung. Zuseiten der Brüstung unterschied er die reiche Ornamentik der Mauer — ein barockes, bärtiges Steinantlitz, nasenlos und halb verwittert, das vornübergebeugt das zackige Gesimse trug.

Er sah tief hinab in den inneren Schloßhof, den die hochragenden Mauern einschlossen, bleich lila schillernd in der klaren Märzluft. An der südlichen Ecke des Hofes erhob sich der schlanke Turm mit seinen vielen Flächen in verschiedenen zarten Nuancen von Blau. Und gegen das Dach hinauf, um Giebel und Mansardenfenster brach der Sandstein sich Bahn in Reihen dünner feiner Spitzen, wie die Borte einer Stickerei.

Die Türme konnte er nicht sehen, dazu war die Brüstung zu tief und zu eng. Aber irgendwo tauchten sie in der Höhe auf, steil, schlank, ausgewölbt, und wieder schlank: nadelscharfe Spitzen. Die Windhähne drehten sich leise dadroben.

Unten auf den spitzen Pflastersteinen des Schloßhofes sah er die Mannschaft in einem Viereck aufgestellt: ein Rahmen in drei parallelen Farbenlinien, lichtblau, dunkelviolett und dazu diese warm graue Gesichtsfarbe. Alles erschien so bleich in dem klaren Tageslichte. Ein Offizier stand mitten im Karree, gestikulierend, auf die Pflastersteine stampfend. Einige Mann traten vor; der Offizier fuhr auf sie zu und seine schneidende dünne Stimme schien von allen vier Mauerflächen zurückzuprallen.

Weiter drüben marschierten drei Mann mit vollem Gepäck. Sie bewegten sich mit viel Feierlichkeit einem Sergeant entgegen, der sie scharf beobachtete und schrie — und wieder schrie. Leo fand diese Szenen wenig anmutend; sie fielen so ganz aus dem fürstlichen Stile dieses Schlosses. Wie liliputartig vollführte diese Mannschaft ihre kindisch elementaren Bewegungen zwischen diesen kolossalen sinnreich geschmückten Mauern!

Ein Stabssergeant rief einen Soldaten vor, dieser hielt die Hand an der Mütze, und der Vorgesetzte fuhr fort, mit ihm zu sprechen. Der Soldat hielt sich standhaft in der sicherlich ermüdenden Stellung — immer noch — immer noch! Vielleicht freute der Offizier sich dessen, daß ein Mann, jünger, stärker und vielleicht auch klüger als er, ihm solcherart sklavische Huldigung erwies. Und immer noch nahm der Soldat die Hand nicht herab. Auch dies fand Leo sonderbar und unbehaglich anzusehen.

An der Wand hing, auf Pappe geklebt, das Reglement für die verschiedenen Arten von Arrest. Eine halbe Spalte des Festungsarrests betraf ihn persönlich. Dies Reglement war übrigens das einzige, das ihn daran erinnerte, daß er hier Gefangener sei.

Und bei dieser Mahnung empfand er aufs neue seine alten Schwächestimmungen; aber jetzt nicht als beständige Irritation, Angst und Unruhe, sondern in fester Form: als etwas, das im Begriffe ist, sich zu klären, als einen langsam umgestaltenden Prozeß, der seine Zeit verlaufen muß unter Druck und Spannung — und endlich vorbei sein wird.

Es klopfte an seine Türe, und ein Premierleutnant trat ein. Er erkannte Holger von Terkow, der kürzlich in diese Garnison versetzt worden.

Terkow reichte ihm die Hand, bat ihn, sich zu setzen und nahm selbst Platz. Seine große plumpe Hand strich über den blassen stark gelichteten Scheitel. Es war ein offener Ausdruck in den kurzsichtigen blauen Augen. „Es freut mich, Sie hier bei uns zu sehen, Leutnant Clermont," sagte er, „wiewohl Sie in der Eigenschaft eines Festungsarrestanten hier sind. Wir wollen, soweit es uns gestattet ist, alles tun, Ihnen Ihre Strafe leicht und angenehm zu machen." Er stand wieder auf. Seine Stimme klang in Leos Ohr so seltsam tonlos. — — Und die Luft dadraußen jenseits der Mauern war so klar, so klingend klar — schien nur auf Klang zu warten, auf ein tiefes und reines Organ — um zu tönen, zu singen. — — —

„Leutnant Clermont! Ich muß Ihnen im Namen des Kommandanten Ihre Seitenwaffe abfordern."

Leo nickte; aber er fühlte seine Wangen brennen. Er löste die Schnalle, die den Leibriemen zusammenhielt und legte die Waffe in des anderen Hand. Nun also gab er seine Waffe von sich, die blanke schmale Klinge, die an seiner Seite gehängt als Zier und als Zeichen seiner Charge. — — Nichts ohne ein Zeichen! — Das Symbol, daß man von militärischer Kaste und anderen übergeordnet war. Wie historisch fern in der Zeit lag es, daß die Klinge des Mannes Wehr bedeutete! Schon jetzt verdrängte ein Feldstecher den Säbel. — —

Was sollte er fernerhin mit einer Waffe, die der Zeit fremd geworden? Mit Gemütsruhe konnte er es von sich geben, dies schön gekrümmte Stück Stahl, das bloß zum Staat getragen wurde! —

Er betrachtete seine wenig kräftigen Hände, die auf den Armen des Stuhles ruhten. Er fühlte sie so leer — waffenlos, wehrlos. —

Und dennoch — dennoch! Irgendwo da unten, in der tiefsten Tiefe der Gedanken, begann es zu keimen, zu wachsen! Einmal würde alles klar werden — einmal — vielleicht bald — alles ganz offen liegen! Jetzt aber mußte er auf diesen klanglosen Menschen hören, der vor ihm saß und zu ihm sprach:

„Ich habe Sie einmal im Offiziersverein gesehen, Leutnant Clermont, in einer größeren und sehr animierten Gesellschaft von Kameraden. Sie allein saßen schweigend und ernst. Ihre Stirn lag in tiefen Falten, ich erriet, daß Sie im Kampfe mit sich selbst seien. Es war dies wenige Tage nach der Affäre, um derentwillen Sie jetzt hier sind."

„Ja," sagte Leo, „ich bemerkte Sie jenen Abend."

„Ich hatte damals große Lust, mit Ihnen zu sprechen, fand aber keine Gelegenheit dazu. Ich hätte Ihnen sagen wollen, wie wohl ich innerlich Ihren Protest verstünde, diesen Schlag mit einer Reitpeitsche angesichts eines Zuges revolutionär gesinnter Menschen; — wenn ich auch die Form dieses Protestes nicht billige. Aber wir alle, wir alle, die wir noch nicht verblendet sind von den modernen Propheten, wir begreifen Sie und Ihren Zorn beim Anblick des von Sieg zu Sieg geführten roten Banners. Die gute Sache ist in unseren Tagen in Gefahr. Ich weiß nicht, ob Sie Christ sind, Leutnant Clermont. Nein, ich frage Sie nicht. Ich bin keiner von jenen eifrigen Verkündern, die umhergehen und jedem Menschen den Puls fühlen. Ich wollte Ihnen bloß gerne ein gutes Wort sagen — wenn Sie mich hören wollen."

Leo nickte. Er empfand viel Sympathie für diesen zugleich verlegenen und eifrigen Menschen, dessen Augen nun Fieberglut erhielten, während er ihm näherrückte und in überstürzender Hast fortfuhr:

„Ich nehme keinen Anstand, Ihnen zu bekennen, daß ich ein Christ bin und daß ich in Jesu Lehre die einzige Rettung in diesen entsetzlichen Zeiten erblicke, wo alles umgestürzt wird, wo das, was sich bisher im Dunkel verborgen, in Gewalt und Drohung sich gegen das ewige Licht erhebt; wo das Alte verläugnet und Neues verkündet wird von tausend Rednerstühlen — nichts gutes Neues.

In Haufen kommen die Menschen dahergestürmt und rufen nach Gleichheit und

Freiheit. Der Nachbar lebt nicht im Frieden vor dem Nachbar, der Freund glaubt nicht dem Freund. Es stehen Propheten auf, die verkünden, eine neue Zeit sei da; sie sammeln die Massen um sich, sie rufen, daß alle es hören, nun werde die Welt sich ändern. Und sie ändern wirklich die äußere Welt, sie suchen des Menschen Sinn zu ändern. Sie verkündigen eine Religion der Körper, der Sinne, der Begierde.

Denn dies ist die ganze Sache — die Triebfeder, der Ansporn: die menschliche Begierde, die niemals genug hat, stets weiterstrebt, stets umschaffen will; niederbrechen, was fest steht, zerschmettern, was Widerstand leistet.

Und das Tier wächst, wächst. — — — Wir, die wir in Ruhe und Harmonie mit uns selbst leben, wir sehen mit Entsetzen diese Gärung von unten, die kochende Gärung der Begierde — wenn ich mich so ausdrücken darf. Und es mag sein, daß auch wir selbst angesteckt werden von der Seuche des Zweifels, daß auch unsere Gedanken gären, unser Blut kocht — und daß wir zweifeln an dem Recht unseres Widerstandes, verzweifeln an der Möglichkeit, unsere Stellung behaupten zu können, das Gute zu wahren, das unsere Väter von ihren Vätern geerbt: die Wahrheit, das Recht und den Glauben — ja daß wir selbst an dem Glauben zweifeln!

Aber jetzt — ich kann Ihnen auf das Datum angeben, seit welchem Tag — fühle ich mich ruhig und sicher und zuversichtlich. Ich weiß es jetzt so tief und so genau, welche Mächte einstmals siegen werden über die böse Zeit, die nun triumphierend das Haupt zu heben scheint. Diese Mächte sind: Glauben und Disziplin.

Der Bund zwischen Schwert und Kreuz! Durch diesen werden wir siegen. Wie in einer Vision sehe ich schon ein Netz über das Land gelegt, ein Netz, dessen Maschen von unseren vereinigten Händen gezwirnt ist: Priester und Soldaten Hand in Hand! Ein zähes unzerreißbares Netz über diesem vielköpfigen Tiere! — Jawohl, dies Tier, von welchem Johannes spricht: Begierde, Habsucht, Ehrgeiz und Herrschgier! All dies, dem falsche Propheten so schöne Namen geben: Fortschritt, Evolution, freie Konkurrenz!

Wir müssen ein Ritterorden werden, der das Kreuz an die Schulter geheftet trägt. Wir müssen stehen, Bruder bei Bruder, verbunden durch das starke Bindemittel des Glaubens. Wie ein Netz über der Welt!

Verstehen Sie mich? Können Sie mir folgen? Vielleicht spreche ich zu rasch?

Sind wir einig und stark und reich in dieser einen Sache, so wird der Sieg uns gegeben werden. Und das große Reich des Glaubens wird herrschen auf Erden."

Er schwieg. Leo begegnete seinem vorsichtig prüfenden Blicke. Er nickte: „In einem Dinge haben Sie recht. Wir stehen auf sehr schwachen Füßen."

Leutnant von Terkow legte die Hand auf seine.

„Nein!" rief er. „Unsere Stellung ist schon jetzt weit besser. Ich habe einen Verein gegründet. Wir sind schon ein halbes Hundert Mitglieder. Sie müssen

sich dazu melden. Es ist nicht nötig überzeugter Christ zu sein, um Mitglied zu werden; — wenn man bloß auf dem Wege ist, bloß die Gefahren sieht, die lauern, den Untergang bemerkt, der uns droht — —"

Er erhob sich. „Der Feind ist im Lande," sagte er, während er mit der Hand auf den Tisch schlug. „Jeder Patriot muß auf die Wälle mit Spaten und Waffe." Er setzte sich wieder.

„Sie, Leutnant Clermont, sollen nun hier eine Strafe verbüßen, die Sie vielleicht schwer und demütigend finden werden. Sie werden sicherlich auch die Einsamkeit der langen untätigen Stunden empfinden, und Sie werden vielleicht denken, daß Sie unverschuldet leiden. Aber dann glauben Sie, wie ich glaube, daß dies zu Ihrem Besten geschieht.

Isoliert, fern von der täglichen Beschäftigung, auf Ihre eigenen Gedanken verwiesen, werden Sie Zeit haben, sich vieles klarer zu machen. Sie werden alles sammeln, was Sie besitzen, und tief in sich selbst suchen, um nichts zu übersehen. Sie werden alles überzählen. Sie werden vieles vermissen und darauf sinnen, wiederzugewinnen, was Ihnen fehlt.

Sie werden Ihre Rechnung machen. Und dazu wünsche ich Ihnen Glück als Kamerad und als Mensch!"

Er reichte seine Hand hin. Leo drückte sie mit Wärme.

In der Türe wandte sich Leutnant von Terkow nochmals um. „Sie wissen, daß ich einige Broschüren, die eben erörterten Fragen betreffend, veröffentlicht habe. Darf ich Ihnen meinen Burschen mit einigen dieser Hefte herübersenden?" Und gleichsam entschuldigend fügte er hinzu: „Sie sind jede kaum ein halb hundert Seiten lang und rasch gelesen."

Leo versicherte, er würde mit großer Freude diese Broschüren lesen. Und er beschloß, später zu erklären, daß sie ihn in hohem Grade angesprochen und ergriffen hätten. Er sah dies ältliche magere Gesicht in einem Schimmer von Freude aufleuchten, dann sank es wieder in stumpfe trübe Ruhe zurück.

Auf der Stirn über der eingefallenen Nase liefen krumme, horizontale Falten. Leo entsann sich, daß von Terkow beim Avancement zum Kapitän zweimal übersprungen worden; aber daß man sich in letzterer Zeit höherenorts für ihn interessierte.

Leutnant Clermonts Säbel mitzunehmen, vergaß er indessen. Die Ordonnanz, die sich gegen abend mit den erwähnten Heften einfand, hatte Befehl, den Säbel in das Kommandanturskontor hinabzunehmen.

Leo Clermont erlangte bereits im ersten Monat des Arrestes die Erlaubnis des Festungskommandanten, sich täglich eine Stunde in freier Luft zu bewegen, jedoch — dem Reglement gemäß — unter entsprechender Aufsicht und in einem abgelegenen Teile der Festung.

Die Aufsicht hatte ein Soldat, der ihm, einen gezogenen Säbel im Arme tragend, auf zehn Schritt Distanz folgte. Öfters, wenn sie so über die Wälle

hinschritten, wandte Leo sich um und betrachtete lächelnd diesen Mann, der sogleich auch Halt machte und stehenden Fußes eingeschlafen schien, während die lange scharfe Klinge in seinen Händen an einen großen Hauzahn erinnerte, der eigentlich ganz wo anders hingehörte, aber losgegangen war und hier so merkwürdig hilflos umhergetragen wurde. — Finge er nun an zu laufen, so würde der Mann entweder stehen bleiben und ihm verblüfft nachglotzen oder hinter ihm herlaufen, sorgfältig bemüht, die zehn Schritte Distanz zu bewahren.

Tag um Tag machte er dieselbe Tour, längs der äußeren Bastionen um das Schloß herum. Dann und wann ging er ganz hinaus auf die äußerste Zugbrücke. Dies war gegen das Reglement; aber der Wächter erhob keinen Einwand. Da stand er dann und sah hinüber über den langen, tintenschwarzen Festungsgraben, aus dem die Kasemattenmauern sich steil erhoben, ein Gürtel aus runden Feldsteinen und darüber, Schichte auf Schichte, gleichsam verdichtet durch den Druck der Jahrhunderte, die schmutzigrote Ziegelmauer.

Aus einer der vergitterten Luken wuchs ein junger schlanker Baum hervor; etwas weiter drüben streckte ein dickstämmiger Ahorn die blätterlose Krone in gleiche Höhe mit der Mauer empor. Die Wurzeln gruben sich in hunderte von Spalten dieser Mauer, den verwitterten Stein zugleich sprengend und zusammenhaltend. Aber man ließ diese Pflanzen ungestört mitten im Festungswerk aufwachsen; man war seiner Mauern so sicher, daß man der Natur gern Obdach gewährte. Überdies schied sich im Sommer das Grün so schön von dem roten Stein. Das war Grund genug.

Er ging durch das krumme, sehr lange Tor zurück, das unter die Wälle führte. Hierdrinnen hingen die Löschgeräte an den frischgekalkten Mauern. Und eingerahmt von einer weißen Wölbung lag das Schloß vor ihm: so breit, so massiv gegossen auf die dunkeln Wälle, ein so kompakter Festungskörper. — Oben aber machte es sich frei in vielen feinen Details, erhob sich in Türmen, wies steil hinauf, verschwand in drahtfeinen Spitzen, die in Wolken gehüllt schienen.

Gegen Sonnenuntergang leuchtete das Schloß ganz goldig, und eine Minute lang, eben bei Sonnensinken, schien es aus glühendem Metall, das an den Schattenflächen erstarrt, geklärt war. Durch die steilen Flammen blaute die Luft. Des Abends sprang irgendwo dadroben der Leuchtturm hervor. Er konnte ihn von seinem Fenster nicht sehen, aber er hörte das Klappern des Blinkapparates.

Einmal besuchte er die tiefen Festungskasematten. Ein altes Weib hielt eine rauchende Fackel unter die Decke empor und erzählte zungenfertig von Gefangenen, die in Ketten hinter den Gittern gesessen, in kaum zweiellenbreite Kellerecken gesperrt.

Er verglich lächelnd diese Gefängnisse mit dem seinen und atmete mit Behagen die sumpfige Kellerluft ein. Dann tat er einige Schritte in den langen geheimen Gang, der, wie es hieß, quer über den Sund unter dem Meeresgrunde drüben zur Stadt führte. Ein feuchtkalter Brodem, salzig wie eine Seebrise, schlug ihm entgegen; der Boden war schleimig. Ob wohl zu jener Zeit Gefangene auf diesem Weg

geflüchtet waren? Hierüber wußte die Frau nichts. Möglich sei es wohl, meinte sie. Aber dazumal war ja dadrüben kein Ausland. Dieser Gang gehörte zu beiden Seiten des schmalen Sundes dem Lande an.

Damals — dachte er — damals blühte mein Geschlecht in einem Lande fern von hier. Die Geschichte dieses Volkes berührt mich also gar nicht. Noch bin ich wie ein Fremder in diesem Lande. Oder vielleicht verstehe ich nur nicht, was in diesem Lande vorgeht. Oder vielleicht — — —?

Dies Volk duldete keine Fremden unter sich; aber nein — dies war es doch wohl nicht. Worunter er litt, das war seine eigene, seine eigene enge Sache, die ererbte schwere unheilbare Qual seines Sinnes, seines Blutes.

Die war es, die ihn trieb, ihn hinaustrieb von Stätte zu Stätte, ihn vertrieb. —

Am liebsten stand er auf der Flaggenbastion an der nordöstlichen Festungsecke. Dies schien ihm die äußerste Spitze, der letzte Punkt, der ihm erreichbar war. Und von hier aus suchte er sich seine Lage klar zu machen, zu sammeln und zu scheiden. Selten aber kam er weiter als die ihn umgebenden Dinge zu betrachten, über diese Dinge zu grübeln und sie mit seinen ewig zurückrollenden Gedanken zu verbinden.

Vertrieben worden war er hier heraus in den äußersten Winkel eines Landes! Vor seinen Füßen rollten die Wogen, die als Grenze das Land umströmten. Von Stätte zu Stätte war er getrieben worden. — Heimatlos — bodenlos!

Gegen seine Väter war das Volk aufgestanden, hatte sich in Massen gesammelt, war dahergerollt wie ein wachsender Berg, der durch sein Gewicht zermalmt. Wenige seines Geschlechtes waren entkommen. In einer Karosse waren sie gen Norden gefahren und hatten endlich Asyl gefunden. Glied um Glied hatten sie in einem neuen Lande um ihre Macht gerungen, neues Land erworben, hatten auf ihrem Lande gestanden und es verteidigt Fuß um Fuß. Und eines Tages hatte die starke Bürgerstadt die Arme ausgestreckt und dies Land an sich genommen.

Aber immer noch hieß es: Nichts verloren geben — nicht sinken — nicht sinken. Noch besaß er eine Stube; hier verwahrte er alle Insignien der Familie, ihre Waffen, ihre Bücher, diese alten Bücher mit goldenen Rücken und schweren gepreßten Einbänden. Eines Tages brach Feuer aus, und alles verbrannte.

Ihn selbst trieben sie als Gefangenen hinaus an einen fremden Ort und gaben ihm Freiheit, sich auf einem Terrain zwischen Wällen und Mauern zu bewegen. — So am äußersten stand nun seine Sache! —

Dadraußen spülte das Wasser an ihm vorbei, bald nach Nord, bald nach Süd — stets ein neues Muster aus blauschwarzen, schwefelgelben und tiefvioletten Streifen bildend.

Er brachte Papier und Wasserfarben auf den Wall herab und entwarf lose Skizzen der Schloßmauern und Türme — der Wälle, der Strömung. — —

Abermals überkam ihn jene alte eigentümliche Freude, zu sitzen und zu schauen, zu schauen, immer neue Linien, neue Farben herauszufinden: hier etwas rostrotes

in den Mauerflächen, dort einen grünen Reflex, eine gewundene Linie — eine kühne Krümmung in einem Ornament. Und er dachte, daß allein so es sich verlohne zu leben: zu empfinden, zu schauen, — die Welt in sich aufzunehmen und nichts anderes zu wollen als dies. — —

Zuzeiten aber brach die Unruhe hervor, jagend, ungestüm, durch vielerlei noch so unwesentliche Eindrücke hervorgerufen.

So hatte er unter den Sandsteinfiguren, die über den Fenstern und unter den Wasserrinnen der Halbdächer der reichen Mauerornamentik angegliedert waren, einzelne gefunden, die ihn mahnten, ihm sein Leiden bewußt, fühlbar machten.

Da war ein Kopf, eine männliche Karyatide, deren Antlitz halb weggerissen, wohl einmal während einer Schlacht von einer Kugel zerschmettert worden.

Und wieder sah er vor sich dies zersprengte Antlitz zwischen den langen blutigen Watteſtreifen: den Unglücklichen, der sein Lebelang gestöhnt unter der Last der obersten Schichte, endlich einmal seinen Haß entleert hatte in einer Explosion — und gestorben war. Von Zeit zu Zeit tauchten solche Typen in einem titanischen Sprengattentat auf, allerzeit gleich desperat, gleich wild, toll. Der Blutrauch wirbelte über die Welt hinaus — verwehte. Die Schichten kamen aufs neue zu Ruhe. Der Protest war vergessen.

Leo aber kam schwer über diese Sache hinaus. Wieder überkam ihn die etwas unklare peinliche Empfindung: daß er lange Zeit die Sache dieser Menschen, die doch der seinen verwandt war, mißverstanden, einen Protest überhört, der einsam und hoffnungslos war wie seine eigene schwere Sache.

Er konnte den Anblick dieses großen gefallenen Körpers nicht vergessen, wie er dalag — ein gefällter Koloß mit über dem Sockel abgehauenen Beinen, das ganze Antlitz ein blutig offenes, tief, tief verwundertes Gaffen. — —

Später war es ein neues Bild, das dies erste verdrängte. Unter einem Fenstergesims entdeckte er ein anderes Steinhaupt, ein großes glattes Gesicht mit aufgesperrtem, dicken und gierigen Munde. Und quer über die Stirn, über Wange und Kinn herab bemerkte er einen langen Striemen wie von einem Hieb. Unruhig und angstvoll betrachtete er dieses Gesicht, das in einem stummen Grinsen erstarrt schien. Dann ging er rasch fort. Aber am nächsten Tag suchte er wieder die Stelle auf. Da oben saß unbeweglich die häßliche Steinfratze, zwischen einen Pilaster und ein Gesims geklemmt, und starrte ihn mit ihrem stupiden Steinlächeln an. Es kam ihm vor, als verändere die Schramme ihre Farbe, würde violett und grün, — eines Tages schien sie ihm mit fetter schwarzer Erde gefüllt.

Es gelang ihm nicht, ruhig um diese Turmecke zu biegen. Wandte er ihr den Rücken, so empfand er wie eine Berührung den kalten unangenehmen Steinblick. Bei Tauwetter floß aus dem aufgesperrten Munde eine dünne grünliche Flüssigkeit.

Eines Tages ergriff er in Wut einen Stein und schleuderte ihn nach der Maske; aber der Stein flog nicht hoch genug. Der Wächter glotzte ihn an — wie ein Spiegelbild des glotzenden Gesichtes droben auf der Mauer. Er wagte keinen

weiteren Versuch. Aber Tag um Tag mußte er diesem Antlitz begegnen, dessen breite Schramme immer markierter schien, und wieder spürte er in der Hand den elastischen Gegendruck jener Wange unter der klatschenden Reitpeitsche.

Da oben saß es unter vielen anderen Steinmännern, die, Scheitel und Schultern gegen das Gesimse stemmend, die gewaltigen Schloßmauern trugen. Ihre Körper und langen Beine schienen durch das Mauerwerk durchgewachsen und gegen die festgestampften Wälle gestemmt.

Hoch darüber ragten die freien Türme. Ihre Spitzen trugen zackige Kronen. Diese Riesenhäupter aber starrten zur Erde, standen fest in der Erde, und sie spien den Wasserabfluß des Schlosses durch die rund geöffneten Münder.

Leo blickte zu ihnen empor, und er las in diesen plumpen und groben Zügen eine langsam erwachende Erkenntnis. Diese Steinmänner begannen zu verstehen, daß sie es waren, die das Schloß trugen, die Türme, Flügel, Kuppeln und alle die glänzenden Säle.

Und mit einem steigenden Gefühl der Unruhe betrachtete er die stummen Atlanten.

Er stand gern auf der Flaggenbastion, an die niedere rote Brustwehr gelehnt. Von der weißen Stange klatschte hoch über ihm die Fahne. Selten blickte er hinter sich, wo das Schloß lag. Aber er sah die winterbraunen Wälle, diese langen trägen Rücken, parallel zwei zu zwei, die gegen die Festung zu steil mit roten Mauern abfielen. Zu seinen Füßen brach sich das Wasser an weißen und blaßroten Wackensteinen. Die Stadt dadrüben lag Tag um Tag gleich klar, mit scharf erkennbarem Hafen, Haus an Haus gereiht. Auf dem mächtigen Viadukt, dessen Bögen sich vom Hafen dem Lande zu spannten, bliesen die Eisenbahnzüge ihren Dampf in die Luft.

Und von Nordwesten her kam das Meer zwischen die Länder gestürzt, die Küsten dämmten es ein, und es wand sich überquellend in seinem Lauf durch die Enge. Häufig trug es Treibeis mit sich, die Brandung schleuderte gewaltige Blöcke auf die Steine unter den Wall und die Flaken scheuerten übereinander wie weiße Walrosse, die ihre Eiszähne einander in den Rücken hauen.

Aber dann kamen Stürme von Westen. Sie klärten das Fahrwasser, die Eisblöcke tanzten auf den Stahlkämmen der Dünungen, zerschlugen und wirbelten dahin. Wiederum rollten die Wogen frei, wild, hastig, an den Steinen der Wälle zu Schaum zerstiebend.

Und von Süd und Nord kamen Segler und Dampfer; in wachsender Menge glitten sie vorbei. Sie passierten einander, holten sich ein. Segelschiffe strichen in schlanken Wendungen um die Festungszunge, oder sie braßten unter großem Tumult auf dem Decke und mit knackender Takelage ihre Segel um und stachen dicht unter die Wälle. Der schwarze Rumpf der Dampfschiffe stieß energisch durch die Strömung.

Signale fuhren von den Masttoppen auf. Die Bastionwächter schrieben Namen, Heimat und Fahrt der Schiffe auf ihre Schiefertafeln.

Leo Clermont beobachtete diese Schiffe aufmerksam und lernte sie voneinander unterscheiden, Barke von Brigg, Schoner von Galeasse. Es war für ihn ein ganz neues Gebiet, in dem er Befreiung und Reiz fand.

Aber eines Tages kam es ihm wie eine neue Tatsache, daß all diese Schiffe mehr waren als Schachfiguren, über eine Fläche geführt, damit er von seinem Posten aus beobachten und notieren könne.

Jedes Schiff hatte sein Ziel, war an seinen Hafen verfrachtet und mußte dies Ziel in sowenig Tagen, als möglich erreichen. Man brauchte diese Waren an einem bestimmten Ladeplatz; diese Holzladung in südlichen Häfen, Kohlen, Mais und Weizen da und dort. Sie wurden mit Spannung erwartet. Bei ihrer Fahrt standen Interessen auf dem Spiel.

Es war das große pulsierende Leben, das an ihm vorbeijagte, während er untätig, ohne eine einzige Aufgabe, zusah: der Weltverkehr, der rastlose Konflux der Märkte.

Und mit Bitterkeit sah er diese Schiffe sich vorüberbewegen: Er blieb zurück; er hatte keine Fracht zu führen. Kein Makler ging voll Spannung in einem fernen Hafen umher und spähte nach einem Schiffe, das ihn an Bord führte. — — —

Eines Vormittags erhielt er Besuch von Leutnant Kramer und Baron Güldenkrantz. Sie verfügten sich an je eine Seite von ihm, während sie von einer Bank der Bastionen die See betrachteten, die unter einer steifen nordwestlichen Brise hohe Wellen warf.

Güldenkrantz, der kürzlich in die Garde gekommen, erzählte diskrete Intimitäten vom Hofe. Über sein sonst so lärmendes Wesen war eine gewisse abgedämpfte Vorsicht gekommen. Er war in Zivil, und seine Gangart war eine ganz andere als in Uniform — als klebten seine Füße am Boden; dabei wiegte er sich elastisch bei jedem Schritte vornüber.

Kramer saß wie gewöhnlich breit und massig da, die Hand auf das Knie gestemmt, und sah starr hinaus über die Brandung, die mit großem Spektakel daherfuhr und an der Wallwehr zersplitterte.

Sie erzählten Neues aus der Hauptstadt, die letzten Ernennungen, erörterten den großen Baukrach. Seit dieser Rechtsanwalt Jacobs unsichtbar geworden, seien vier Matadore verduftet. Ein sehr bekannter und angesehener Rechtsanwalt saß unter Schloß und Riegel; Kramer selbst hatte fünftausend Kronen verloren, die Erbschaft einer Tante, die er in einer feinen zweiten Hypothek sicher anzulegen geglaubt. Er fluchte. Diese Schwindler, diese Schufte!

Und nun schwiegen sie alle drei. Kramer ließ sich die Seebrise in den halboffenen Mund blasen. Güldenkrantz führte unablässig den Zeigefinger über den blonden Schnurrbart. Nur während er sich in einem runden Spiegelchen betrachtete, verschärfte sich sein Blick zu starrer Aufmerksamkeit.

Südlich von der Landzunge lagen Dampfer und Segler in einem dichten Schwarm verankert, vom Sturm aufgehalten. Ein Schoner, der den Weg zu forcieren versucht, kam zurückgekreuzt, mit Tauen in allen Segeln. Da und dort pfiff ein

Dampfer — langgezogene traurige Signale. Und ein anderer antwortete mit einem kurzen ungeduldigen Trompetenstoß. Große Wolkenlappen stürmten über einen blassen roströten Grund. Das Wasser war braun und lehmig, der Schaum, der hier und dort ganz über den Wall hereinpeitschte, enthielt grünen Schleim.

Immer neue Schiffe kamen an, fragten um Nachricht. Ein Signal flog zu den Topps. Und mit einem Plumps sank der Anker. Ein Motorboot mit Lebensmitteln schoß von Dampfer zu Dampfer. Die große Kohlenprahm, eine entmastete Barke, die mitten im Strome lag, hieb laut knackend in ihre Ketten.

Güldenkrantz wies mit der Stiefelspitze auf die wartenden Schiffe. „Die müssen hübsch bleiben, wo sie sind. Der Sturm sticht ihnen gerade in die Nase. Was zum Kuckuck haben sie's auch so eilig!"

Leo Clermont blickte über die Schar wogender Maste. Jawohl, hier gingen nun große Werte verloren, diese Stunden waren gar kostbar: Vermögen wurden eingebüßt, Kapitale standen vor dem Falle. Jetzt hatte der Sturm das Wort, das Naturelement — mitten durch allen Fortschritt, allen Verkehr hindurch.

Der Wind war eisigkalt, seefrisch. — Die Flagge drüben klatschte wie Schüsse.

„Nun Clermont," sagte Kramer. „Heute in einem Monat bist du wieder ein freier Mann und ebenso guter Offizier wie früher."

„Ich habe mich entschlossen, fortzureisen," sagte Leo. „Ich denke nach dem Kongo zu gehen." Erst in diesem selben Augenblick hatte er diesen Ausweg gefunden. Er fror hier in dem herben Wind. Und plötzlich sah er vor sich ein Bild. Eine große Fläche gelben Sand und krustigen Lehm. Große schwarze Schatten, die umgewälzten Teereimern ähnlich sahen, zeichneten seltsame Figuren darüber. Dies war der Kongo. Da lagen sie, in Khakiuniform gekleidet, am Ufer eines fetten gelbbraunen Flusses im Rohr versteckt, und sie schossen mit Büchsen nach Scheiben mit glänzenden Negern, die auf treibenden Holzstämmen vorbeibalancierten. Kongo! Ein Sportsland!

„Der Kongo!" rief Güldenkrantz und senkte dann feierlich die Stimme. „Das ist ja der gewisse Tod, Tropenfieber!"

Leo lehnte sich in die Bank zurück und betrachtete die beiden anderen. Ihre Mienen waren wieder ruhig geworden. Da saßen sie, unbekümmert, zuversichtlich und kniffen die Augen zusammen gegen den Sturm, der nun eine Nacht und einen Tag lang eine Barriere wirbelnder Luft diesen vollbeladenen Schiffen entgegengestemmt, welche weiter wollten — weiter mußten. — —

Eines Tages zu Ende April saß er auf einer der Bänke des Walles. Er skizzierte wieder mit Bleistift die nördlichen Schloßflügel und die Stadt dahinter mit ihren schlanken Kirchturmspitzen und ihrem roten vierkantigen Rathausturm. Dann begann er über die leicht schraffierten Bleistiftumrisse Farben aufzulegen. Er fand einen Luftton, ganz silberblaß; schwach mit Ocker gemischt, gab dieser Ton ihm die bleiche Färbung des Schlosses wieder.

Ein Mann kam über den Wall gegangen und setzte sich, um Erlaubnis bittend, auf seine Bank. Er warf einen Blick auf das Bild. „Ist denn gar so Merkwürdiges an diesem Schlosse," sagte er, „daß alle sich hinsetzen und es malen? Sehen Sie doch nur, die Brigg da unten ist viel schöner." Und er wies auf ein gelbgemaltes Fahrzeug mit grauen zerfetzten Segeln, das die langen Dünungen weich dahertrugen. Das Schiff begann zu stoßen, schlingerte, und sein ganzes Deck kam zum Vorschein, eine gelbbraune ovale Fläche voll von Waren und geteertem Tauwerk und der Mannschaft in ihren Öltuchkleidern, die sich taumelnd an Spillen und Takeln festhielt. „Dieses Schiff ist viel schöner," wiederholte der Fremde. „Denn das Schloß ist zu dem Zwecke gebaut, um schön auszusehen, das Schiff aber ist an und für sich schön ohne Absicht."

Leo wandte sich ihm zu. „Wir haben einander schon begegnet," sagte er. „Sie hielten im Juni vorigen Jahres einen Vortrag in einem Vereine, zu welchem ich mit mehreren anderen Offizieren geladen war."

Der andere nickte und sagte seinen Namen. Sein großes helles Gesicht trug mit einem Male einen reservierten Ausdruck. Er strich das schwere blonde Haar von den Schläfen zurück unter den breitkrämpigen Hut. Und als er nun wieder sprach, war der Dialekt seiner Sprache ausgeprägter — breit, robust.

„Ich kann dieses Schloß nicht leiden," sagte er. „Liegt es nicht da und hebt seine vier Bronzespitzen in die Luft wie ein alter, kunstfertig geschmiedeter Schlüssel aus der Renaissance? In alten Zeiten versperrte er das Land. Jetzt ist das Schloß entzweigebrochen. Und der Kasten leer. Manche finden diesen Überrest aus der Schloß- und Riegelzeit rührend und merkwürdig und sogar ehrfurchterweckend. Da kann ich nun nicht mittun.

Für mich sind diese Mauern nur eine Erinnerung an eine nichtswürdige und harte Zeit, da das Land noch kein Volk hatte, sondern nur ein Regiment, einen Adel von ausländischer Herkunft. Die Fronbauern der Krone schleppten Steine zusammen zu diesen Türmen, rollten Erde herbei zu diesen Wällen. Der Reitvogt schwang die Peitsche über ihren gekrümmten Rücken. Nein, dies Schloß ist häßlich! Es ist gut genug zur Kaserne. Sein Anblick kann einen dauern. Diese Wälle ohne Geschütze scheinen mir wie alte zahnlose Kiefer. Die Schiffe segeln zollfrei durch. Nein! Eine Häuslerwohnung ist ein stolzeres Schloß! Oder eines der befrachteten Schiffe, die da draußen schaukeln mit Wimpeln an allen Masttoppen."

Leo schwieg, und auch der andere saß lange schweigend, während seine hellen, ein wenig kurzsichtigen Augen sanft längs der gewellten Küstenlinie hinschweiften.

„Wie schön es ist, da landeinwärts," sagte er. „Diese weichen Hügellinien sind fast ebenso schön wie westlich in meiner Gegend. Das Land liegt so breit da wie eine unserer alten Volksmelodien, so mild, so rund, so üppig. Was sollen wir mit unfruchtbaren Steinschroffen, mit Abgründen und gewaltigen Felstürmen, die in die Wolken ragen — mit Bergen, die hinab in die Täler schauen, mit Tälern, die stolze Zinnen tragen? Hier sind wir ein Volk. — Das Land ist so rund und

lind, in gedämpften Nebel gehüllt — die volkstümlichste Natur der Welt. Was sollen wir hier mit Kirchspitzen und Fürstenszeptern und Bajonetten!"

Sein Blick beschrieb immer noch einen Halbkreis nach Süden zu.

„Morgen reise ich von hier mit einem Dampfer nach Havre," sagte er. „Ich will mich in Europa umsehen. Man hat mir ein Stipendium gegeben. Aber nun ist mir zumute, als könne ich mich nicht losreißen.

Ich bin vom Lande, Bauernsohn dieses Landes. Mein Vater war Torfbauer in einer Heidegegend, weit nach Westen zu. Da gab es meilenweit niemand anderen als uns — Vater, meine zwei Schwestern und eine Kuh. Vater stach mit einem großen schweren Spaten den Torf aus. Ich sah diesen Spaten, als ich letztesmal daheim war, und er erschien mir immer noch sehr schwer und groß. Wir Kinder breiteten den Torf aus und stapelten ihn auf. Die Heidekrauthügel verbargen uns die Welt. Des Abends krochen wir auf der Ofenbank zusammen und sahen mit blinzelnden Augen in das rote Torffeuer hinein.

Ich glaube, ich sah mehr darinnen, als ich nun in Paris, Rom und Palästina zu sehen bekommen werde."

Und auf einmal richtete er einen starren Blick auf den Leutnant an seiner Seite, der in strammer Uniform, einen Zeichenblock über den Knien, die Palette in der linken Hand, aufmerksam seinen Worten lauschte. „Nun," sagte er, und in seiner Stimme klang ein gut Teil Verwunderung, „Sie haben sich wohl kaum für meine Auseinandersetzungen interessieren können. Aber die Sache ist die: Ich soll morgen abreisen, und mein Herz hängt an meinem alten Lande. Und da verfällt man natürlicherweise in Rührung."

„Ich verstehe das sehr gut," erwiderte Leo. Und die Küstenlinien da unten wurden ihm mit einem Male so bekannt, so teuer. Wie zart waren sie doch, wie schlank gestreckt, wie fein gekrümmt. Schon sproßte es allenthalben zwischen den braunen Baumgärten. Fette harzreiche Knospen saßen schon an den Kastanien der Allee. Der Frühling kam wie eine milde Brise schaukelnd von Süden her über den blauen Strom. — — —

Eine Dame in weinrotem Regenmantel schritt vom Schlosse rasch die Wall-böschung herauf. Sie blieb stehen, nickte, stand dann still und wartete. Leo er-kannte die Schwester.

Er streckte dem anderen die Hand entgegen. „Ich muß Ihnen Lebewohl sagen. Sie sehen, ich habe Besuch. Überdies ist meine Spazierstunde nach dem Reglement abgelaufen."

Der andere hob die Augenbrauen. „So so! Nun erinnere ich mich auch. Sie sagten, Ihr Name sei Clermont. Sie waren es also, der die Peitsche erhob und zuschlug — wie die Reitvogte aus alten Zeiten, als die Fronbauern sich unter der Last bückten. Ehrlich gesagt, habe ich nicht viel Sympathie mit Ihnen." Und er tat, als sähe er die ausgestreckte Hand nicht.

Als Leo Clermont auf dem Weg zum Schlosse hinab sich umwandte, sah er ihn im Profil auf der Höhe des Walles stehen, unausgesetzt hinausstarrend über das

braune wellige Land. Er stand so fest auf den Beinen, so breit und eingepflanzt, als trüge er eine schwere Bürde auf den Schultern.

Aber seine Stirne war erhoben, die Linien des Antlitzes in Ruhe. Die breite, etwas eckige Gestalt trug das Gepräge von Harmonie und Selbstvertrauen.

Leo Clermont geleitete die Schwester in das vordere Arrestzimmer, das auf den Schloßhof ging. Sie ließ sich auf einem Stuhle nieder und hakte den Regenmantel auf. Sie trug darunter ein blaues Cheviotkleid von fremdartigem Schnitt, mit zahlreichen Aufschlägen und Klapptaschen ausgestattet Leo betrachtete sie aufmerksam. Sie war sehr bleich und machte zuerst den Eindruck, als sei sie stark gepudert. Die Augen waren glanzlos, die Nase schien habichtartig scharf. Sie blies, wie es ihre Gewohnheit war, zerstreut in den Schleier. Ihr Mann habe in der Stadt im Konsulat Geschäfte, sagte sie. Sie blieben nur einige Stunden hier. Da wolle sie die Gelegenheit benützen, den Bruder zu sehen. Den Abend zuvor seien sie angekommen. In zwei Tagen gingen sie über Hamburg nach Chicago. Es würde wohltun, endlich einmal zu Ruhe zu kommen.

Und mit plötzlichem Eifer begann sie von der Hochzeitsreise zu erzählen. Sie bewegte forciert die Hände, während sie sprach.

„Zuerst reisten wir nach Hamburg. Dort waren wir eine Nacht. Nächsten Morgen um sieben Uhr mußten wir weiter nach Frankfurt. Dort waren wir einen halben Tag. Von hier aus fuhren wir mit dem Luxuszug nach Paris. Wir besuchten den Louvre, das will sagen, das große bekannte Magazin; ich traf eine Auswahl und ließ die Waren nach unserer Villa in Chicago senden. Wenn mein Mann kommt, zeige ich dir eine Photographie dieser Villa. Er hat die Handtasche. Die nächsten zwei Tage ‚machten' wir die Schweiz, wie Gordon sich ausdrückt. Wir fuhren bei Schneewetter über den St. Gotthard. Glücklicherweise hatte mein Mann, während wir in Paris waren, mir einen schönen Reisepelz aus Zobel verehrt. Er ist überhaupt sehr generös. Dann nahmen wir einige Stunden in Genua Aufenthalt und liefen durch den Friedhof. Er ist außerordentlich schön. Auch in Milano hielten wir Rast, machten einen Abstecher nach Pisa — Florenz sahen wir dagegen nicht. Oder warte ein wenig. Nein — nach Florenz kamen wir nicht, sondern fuhren direkt nach Rom, wo wir bei dem amerikanischen Konsul zum großen Lunch geladen waren. Dann opferten wir Neapel und Pompeji einen ganzen Tag. Hierauf wandten wir uns nach Norden. Mein Mann wollte partout Wien sehen, obwohl ich ihm versicherte, Wien und Berlin seien zwei Ellen von demselben Stück. Aber dafür kam ihm der Einfall, wir müßten auch ein kleines Stück Orient mitnehmen. Und so gingen wir denn nach Konstantinopel und Athen. Ich war nun doch ein wenig reisemüde und überredete ihn, Ägypten aufzugeben. Er hatte bereits halb und halb Cook-Billetts zu der Katarakt-Tour bestellt. Dabei berief er sich beständig auf den ganz gleichgültigen Umstand, daß er gleichen Namens wie ein gewisser englischer General Gordon sei, der einmal in einem früheren Jahrhundert in Ägypten gefallen war. Indes siegte zuletzt doch mein

Wille. Wenn man ihn auf die rechte Art nimmt, ist er sehr fügsam. In Neapel spielten wir bei dreißig Grad Wärme Tennis. Er vertrug die Hitze minder gut als ich, und ich gewann zum erstenmal eine Partie.

Auf der Heimreise hielten wir uns in verschiedenen Orten Bayerns auf. Bayern ist ja ein Wurstland. Mein Mann, der, wie du weißt, zum Chemiker ausgebildet ist, studiert augenblicklich die Wurstgifte. Die bayerischen Schlächtereien imponierten ihm wenig. Es sind da ganz veraltete Betriebsprinzipien. Große fette Schlächter mit hohen Mützen aus leberbraunem Samt zogen die Schweine bei den Ohren aus den unsauberen Ständen, schmissen sie auf einen Boden von morschen Holzbrettern und stachen sie. Gordon war sehr indigniert. In München versäumten wir die Pinakothek, weil ein Frühstück sich zu lange hinauszog. Aber was sollten wir auch auf der Pinakothek?"

Sie schwieg. Sie stützte den Kopf in die Hand und sah zerstreut hinab in den Schloßhof, wo die Mannschaft eben ein Karree bildete. Ein Offizier stand in der Mitte mit einem Buch in der Hand.

„Du hast da eine traurige Aussicht," sagte sie, „dieser geschlossene Hof, wie ein Zuchthaushof, mit uniformierten Sklaven angefüllt!"

Er öffnete die Türe zu der anderen Stube. „Von hier sehe ich das Wasser und die Küste; hier ist es besonders des Morgens schön, wenn alle Ankerlieger lichten und mit vollen Segeln durch den Sund stechen."

„Sage mir, Leo," wandte sie sich zu ihm, „ob in meiner Abwesenheit etwas sich ereignet hat, das mich interessieren könnte?"

Er schüttelte den Kopf.

„Ach nein," sagte sie, „es gibt wohl auch hier nichts, das mich interessieren könnte. Aber sage mir nun: Dieser große Bankrach, von dem ich in ausländischen Blättern gelesen — — Weißt du etwas von Hugo Jacobs? Er war einer meiner guten Freunde."

„Ich habe nichts von ihm gehört," sagte Leo, „seit er fort ist. Hiervon habe ich dir ja erzählt, als ich dir den Briefumschlag übergab, den er mich dir zu überbringen ersuchte. Soviel ich weiß, wurde die Untersuchung gegen ihn eingestellt. Aber sein Hausrat ist sequestriert."

„Ja," sagte Ida, „dies habe ich gelesen. Vielleicht ist er tot. Er war ein kluger Bursche und sehr feinfühlig. Er ist wohl irgendwo gestorben, wo niemand ihn kannte."

Wieder entstand Schweigen. Endlich wandte Ida sich dem Bruder zu, heftete die Augen auf seine, lächelte und sagte langsam tastend: „Und — Leo — und du selbst? Wie geht es dir — deiner Zukunft, deinen Plänen deiner Karriere —!!" Sie nahm den Blick nicht von dem seinen. Sie stand vor ihm und wippte mit ihren Handschuhen auf den Fensterrahmen.

Leo wandte sich ab. Er starrte hinaus über das Wasser, das sich weich an die schlanken Buchten der Küste schmiegte. Die Segel glitten vorbei. Ein großer holzbeladener Dampfer lag stille. Nun kam das Lotsenboot aus der Hafenmün-

dung dahergestrichen. Das Segel flatterte in einer Wendung über Stag. Der rote Rand schien über das Segel herabzufließen, wie es zitternd an die Stage schlug Von der Werft her kam ein metallisches Hämmern — nichts als dieser Laut, taktfest und vereinzelt.

Leo wandte sich langsam nach der Schwester um, und während er ihren lächelnden und doch ängstlich gespannten Blick zu verstehen suchte, sagte er: „Die Stellung läßt sich nicht halten!"

Sie sah ihn im Schatten gegen das gelbliche Licht des Fensters. Wieder erschien in ihrer Vorstellung der rote Kragenbesatz wie ein blutiger Hieb quer über seinen Hals. Sie lächelte noch, legte einen Schimmer von Ironie in dies Lächeln, fiel aber sogleich zusammen mit einem Gefühl unsäglicher Schwäche.

Leise trat sie zu ihm, und die Ellbogen auf die Fensterbrüstung stützend, betrachtete sie das Wasser dadraußen, das vorüberströmte, die treibenden streifigen Böen und die Luft, die sich dort, wo die Sonne nun sank, rostrot färbte.

Die Wasser vereinigten sich, und nun öffneten wohl die sanftgewölbten Felder alle ihre Pflugfurchen und tranken den milden Lenzregen, der von Süden über das Meer kam.



Aubrey Beardsley/ Briefe an den Verleger Smithers

Dieppe, Café des Tribunaux, 5. September 1895.

Lieber Smithers!

Meine Kleider sind angelangt und „Richard ist wiederum er selbst". Das Wetter ist wunderschön. Ich werde darum eine Zeitlang hier umherlungern. Um Satan's willen: senden Sie mir schleunigst „de quoi VIVRE"! Ich verlange das als Liebesgabe, und nicht als mein Recht. Ich möchte Sie gerne drängen, den Block für den Einband (des „Savoy") so bald als möglich herstellen zu lassen. Je frischer die Zeichnung, um so leichter die Herstellung eines guten Blockes.

Stets Ihr Aubrey Beardsley.

Lieber Smithers! Bruxelles, Hotel de Saxe, 26. März 1896.

Ich bin nervös wie eine Katze und in jeder Hinsicht zerrüttet. Seien Sie daher nicht erstaunt, wenn Sie eine recht gemischte Fuhre Zeichnungen von mir erhalten.

Mein Prosabeitrag (für das „Savoy") wird wahrscheinlich die Form eines Briefes an S. annehmen.

Hoffe, die Verhandlung ging gut aus. Aufs Äußerste gespannt, das Resultat zu erfahren!

Sie haben vollkommen recht: die Zeichnungen, die ich Ihnen sandte, sind außerordentlich schön.

Bedauere, daß Ihnen die Uhr nicht gefiel.

Das kleine Wesen, das die Hüte überreicht, ist kein Kindlein, sondern eine noch unentschnürte Frühgeburt.

Rayon sandte mir gestern einen komischen kurzen Brief. Photographien folgen.

Ihr Aubrey Beardsley.

Lassen Sie mich unbedingt ein Bild für „Claras Geschichte" machen.

Bruxelles, Grand Hotel de Saxe, 28. April 1896.

Mein lieber Smithers!

Vielen, vielen Dank für die 200 Frank, die ich heute in tauiger Morgenstund' empfing. Von „Flucht" braucht nun schließlich doch keine Rede zu sein, da mir der Doktor volle Erlaubnis gibt, am 2. oder 3. Mai nach London zu fahren. Ich fühle mich um vieles wohler und bin gestern (dem Befehl des Arztes zuwider) ausgegangen. Ich schlenderte bis zur Place Royale und fuhr dann zurück. Der Cul de Lampe soll eiligst und hübsch verfertigt werden.

Ich sehne mich danach, wieder in der Cockneystadt zu sein! Nur fürchte ich, wird die Wohnungsfrage Schwierigkeiten bereiten. Treppen sind für mich eine Unmöglichkeit. Die wenigen Stufen, die zu meinem Zimmer hier führen, machen mich halbtot. Ein Hotelzimmer, hoch gelegen, mit Lift, wäre mein Ideal. Können Sie mir derartiges vorschlagen? Ihr Aubrey Beardsley.

1. April 1896.

Lieber Smithers!

Was Sie mir über die Ballade sagen, entsetzt mich. Ich hatte keine Ahnung, daß sie „unbedeutend" sei. Drucken Sie das Gedicht um Gotteswillen unter einem Pseudonym, getrennt von „Under the Hill".

Wie meinen Sie, würde sich .... als nom de plume machen? (Nichts desto-weniger behalte ich mir mein eigenes Urteil vor und finde mein Gedicht doch recht interessant.) Doch ernstlich: das Ding darf nicht unter meinem Namen veröffentlicht werden. Gleichviel unter welchem sonst. Nehmen Sie Arthur Malyon.

Ich bin wütend über Z.'s Refus. Das beast! — Hat Prangé über die Hawkins geschrieben? Wenn Sie mir in letzter Stunde noch Zeit gewähren können, möchte ich ein Bild zur „Chopin-Ballade" in Angriff nehmen.

Ihr Aubrey Beardsley.

P. S. Nichts Neues aus Bruxelles. Bruxelles — C'est moi!

8. April 1896.

Lieber Smithers!

Die ganze Arbeit wird Freitag fertig sein. Was Sie mir über die „Ballade" und deren Illustration sagen, hat mich entmutigt. Die Zeichnung ist eine so gute und durch ihre Ausschaltung werde ich in der Nummer nur recht ärmlich vertreten sein. Denn sehen Sie: Gedicht und Zeichnung haben mich und das „Savoy" beinahe fünf Tage meiner Arbeitszeit gekostet und ich hätte diese zu anderem verwenden können, hätte ich gewußt, daß S. Sorge tragen würde, meine Beiträge nicht im Magazin erscheinen zu lassen. Als literarischer Herausgeber hätte er mir wahrlich früher schreiben und sagen können, daß die letzten Verse eine Umdichtung erforderten. Sie wissen, wie willig ich stets Änderungen vornehme und auf Vorschläge eingehe. Jetzt ist es natürlich zu spät, das Gedicht zu ändern.

Ich werde, solange ich von London fort bin, nie mehr eine Arbeit für das „Savoy" liefern.

Ich freue mich so, daß Ihnen die „Hl. Rosa von Lima" gefällt. Ich glaube, sie besitzt einen eigentümlichen Reiz, wie ich ihn bisher noch keiner meiner Zeichnungen zu verleihen vermochte. „Das Rheingold" (das demnächst folgt) ist eine virtuos gemachte Farce und die „Bacchanale" sind wieder einmal „voriges Jahrhundert". — Ich hoffe, Sie kommen bald herüber. Meine Schwester ist hier; das Wetter wird wärmer und meine Stimmung täglich besser. Ihr A. B.

3. Mai 1896.

Lieber Smithers!

Vielen Dank für die 150 Franks. Ich wäre morgen abgereist, aber R. drängte mich, mit ihm das Lunch zu nehmen; auch hätte ich heute Abend niemanden zum

Packen aufgetrieben, da das ganze Hotel mit der Grader-Hochzeit beschäftigt ist, welche die hiesige Bourgeoisie in maßlosen Aufruhr versetzt. Ein völlig Gargantuanisches Fest.

Mein Gebet ward erhört: Ihre Fortsetzung des „Limerick" ist superbe und ganz im Geiste der ersten, erhabenen Couplets.

Mein Blut zeigt, nebenbei gesagt, schon seit langem nicht mehr die geringste Lust, wieder hervorzusprudeln. Ich habe meine Schwester telegraphisch ersucht, mich Montag einzuschiffen oder mir jemand, der zur Verfügung ist, zu senden. Im letzten Augenblicke zittere ich vor der Reise. Von Dantz kommt morgen die Rechnung; sie kann nicht sehr erschrecklich sein.

Ich habe etwas sprunghaft gearbeitet, war aber nicht müßig. Mein Plan bezüglich des Umschlags wird gereift sein und feststehen, bis die Zeichnung vollendet ist. Die Geschichte von „Hop-on-my-thumb" macht Fortschritte. Die „Bacchanale" sind verpfuscht, dann wieder begonnen worden und jetzt bis zu dem Punkt gediehen, wo es nur mehr der Tinte bedarf.

Ich leere bei jeder Mahlzeit auf das Wohl des „Raub" und des „Savoy" höchst bürgerlich mein Glas. Ihr A. B.

Im Zimmer nebenan höre ich Gelächter und ein merkwürdiges Klatschen. Flämische ... und belgische Geilheit paaren sich da offenbar.

3. Juli 1896.

Mein lieber Smithers!

Anbei ein ander Stück für die „Tischgespräche": ein „Porträt Webers", oder wie sonst Sie es nennen wollen. Ich habe vor, drei oder vier gleichartige Zeichnungen anderer Musiker zu machen. Die nächste „Lysistrata" ist im Werden begriffen. Viel Zeit werde ich ihr kaum schenken können. Wollen Sie mich wissen lassen, bis wann ich Zeichnungen und Manuskript der „Tischgespräche" vollenden muß, damit sie rechtzeitig für die nächste Saison erscheinen können? Ich wäre Ihnen übrigens furchtbar dankbar, könnten Sie mir von allen Zeichnungen je einen Probedruck zukommen lassen. Es wäre mir eine große Hilfe, sie zur Hand zu haben, wenn ich meine unsterblichen Aussprüche niederschreibe.

Heute in einer Woche ist die „Lysistrata" vollendet. Die „Savoy"-Arbeit wird ungefähr zwei Wochen beanspruchen.

Was wird zum Weihnachtsbuche erwählt? — „Amlet" — oder die „Vierzig Diebe"? Letztere wären ja, Ihrer Beschreibung nach, äußerst ergiebig an Tätigkeit für mich.

Heute früh fiel mir eine riesige Eisenstange auf den Kopf und tötete mich nicht! Wunderbar — wie? Ihr A. B.

Mein Husten — beim Alten. —

Mein lieber Smithers! 25. Juli 1896.

Heute Morgen kam wieder ein Sturz Blut und seine Nachwehen stören mich

immer noch ein wenig. Der Arzt war am Nachmittage da und meint, daß ich, der neuerlichen Blutung zum Trotz, stark auf dem Besserungswege wandle!

Haben Sie den albernen Irrtum gesehen, den die Morning-Post bei Aufzählung der königlichen Hochzeitsgeschenke beging?

„Lady Algton — „Der Lockenraub" von Mrs. Beardsley; von ihr selbst illustriert." ...

Sie sehen, wie weit verbreitet der Zweifel an meinem Geschlechte ist.

Ihr A. B.

Epsom, 6. August 1896.

Mein lieber Smithers!

Dienstag Nacht fand bei mir wieder ein höchst aufregendes Blutbad statt. Ich dachte schon, es stünde mir neuerdings eine schwere Erkrankung bevor. Doch glücklicherweise hatten wir ein herrliches Blutsturzrezept zur Hand und der Strom war in einer Stunde gedämmt. Ein Rückfall stellte sich nicht ein und ich fühle mich verhältnismäßig wunderbar wohl und vergnügt. Heute Nachmittag stehe ich auf.

Wenn alles gut geht, wird Bournemouth mich nächsten Dienstag bereits erblicken.

Ihr Laden in der Royal Arcade ist einfach A!. Ich werde für den ersten Katalog, den Sie von Ihrer neuen Adresse aus versenden wollen, ein wahrhaft herrliches Titelblatt zeichnen.

Ihr A. B.

Boscombe, 14. Sept. 1896.

Anbei Grays Gedichte. Bitte, sie in Nr. 7 zu veröffentlichen. Sie sind gut.

Mein lieber Smithers!

Ich danke Ihnen für die Briefe. Anderes wird sich kaum mit dem „Savoy" beginnen lassen. Ihr Scherz ist entzückend und ich werde Ihnen für Nr. 8 einige Brandzeichnungen senden. Mit den „Rheingold"blättern geht es glänzend. Sie könnten eine der wichtigeren für die Schlußnummer verwenden.

Es werden vier bis ins Kleinste ausgeführte Vollbilder und acht oder neun minder große Zeichnungen sein. Ende der Woche schicke ich Ihnen einen stattlichen Stoß Illustrationen.

Wie die Photographie zu reproduzieren ist, weiß Cameron genau. Sie können daher sofort mit der Anfertigung der Platte loslegen.

Ich möchte gerne das Titelblatt Nr. 1 für den Einband des „Savoy" benützen. Die Zeichnung würde dadurch unsterblich werden.

Ich habe mit einer Nadel den Stoff bezeichnet, der mir der denkbar liebste für mein Album ist. Von allen eingesandten Mustern ist er der einzige, auf dem der Einbanddruck gut zur Geltung gelangen wird. Auch in der Farbe weitaus der beste. Er ist so recht das, was ich mir für diesen Zweck vorgestellt hatte.

Die Schaffenslust hat mich derzeit überwältigend erfaßt. Gebe Gott, daß es so bleibe. Es ist doch allzuwichtig, daß solches Zeug gemacht werde. Hierorts gibt es nichts anderes zu tun; der Himmel sei dafür gepriesen!

Lane schickt seine schriftliche Erlaubnis zur Vervielfältigung der „Salome"-Zeichnungen und entschuldigt sein verspätetes Schreiben. Stets Ihr A. B.

Boscombe, 27. Sept. 1896.

Mein lieber Smithers!

Arzneien, Milch, Zurückgezogenheit und Boscombe-Luft scheinen nichts zu frommen und nicht zu vermögen, das Blut zurückzuhalten, das — wie Mord — ans Tageslicht will. Gestern lag ich infolge eines Blutsturzes gleich einer Leiche da. Für mich und meine Lunge scheint es wenig Hoffnung mehr zu geben.

Sie müssen bei den Stürmen in Dover eine lästige Zeit gehabt haben. Wie ist sie an Ihnen vorübergegangen?

Cameron hat mir soeben meine Photographien gesandt. Wie gut gelungen sie sind! Haben Sie für sich selber ein hübsches montiertes Exemplar behalten? Er wird Ihnen wohl auch jenes geschickt haben, dessen Abzüge ich eben erhielt.

Für das Schlußheft des „Savoy" stelle ich gar feine Arbeit her. Irgend welche Neuigkeit über das Album würde selbstverständlich wie Balsam auf mich wirken. Wütend wäre ich, müßte ich dahingehen, ohne es gesehen zu haben. Hier ist jedermann sehr freundlich — überschüttet mich mit Blumen und Früchten, die mir nicht die leiseste Befriedigung bereiten.

Ich habe nun mein Zimmer einen Monat nicht verlassen und ich fürchte, es wird noch geraume Zeit dauern, ehe ich wenigstens zu den Mahlzeiten hinunter darf. Ich glaube, eine ganz besondere Vorsehung hat dies feuchte fluchwürdige Wetter herniedergezaubert. Ich schreibe dies, vom Scheitel bis zur Sohle halb-erstarrt.

Wagner allein tröstet mich ein wenig.

Ich bin sehr begierig, was S. und ich für Nr. 8 zustande bringen werden.

Uff! So fühle ich mich. Ihr A B.

P. S. Und Amerika — und das „Buch der Fünfzig?"

Ich weine buchstäblich vor Ärger! Eine der besten Zeichnungen, die ich je gemacht habe, die allervollendetste, ist von der schrecklichen Feuchtigkeit völlig vernichtet worden. Der ganze Teil des Papieres, auf den ich Kopf und Schultern des „Loge" zeichnete, ist in Fließpapier verwandelt. Das bedeutet die Vernichtung all der harten Arbeit dreier Tage. Es ist zu bitter!

Anbei die erste Zeichnung für Nr. 8. Für dieselbe Nummer gehören auch alle anderen Zeichnungen, die ich Ihnen demnächst senden werde.

Alle Versuche, obgenanntes Bild zu wiederholen, haben sich als fruchtlos erwiesen. Ich schicke Ihnen daher den einzigen Teil, den ich zu retten vermochte.

Mein lieber Leonardo! 4. Okt. 1896.

Wollen Sie so überaus liebenswürdig sein und mir alles verschaffen, was Henry und Co. von Nietzsche herausgegeben haben — es hersenden und zu größtem Dank verpflichten. Ihr A. B.

Mein lieber Smithers! 19. Nov. 1896.

Dank für Brief. Ich lese die „Liaisons" und bin fest überzeugt, daß sie in guter Übersetzung, mit gutem Bilderschmucke ein verkäufliches Buch sein werden. Meiner Ansicht nach müßten die Illustrationen hauptsächlich Ton und Linie pflegen, da sich das dekorative Element hierbei mit einem sehr bescheidenen Plätzchen wird begnügen müssen.

Ich habe eine Menge neuer Ideen und bin nun voll Begier, sie zu einer Reihe guter Bilder zu gestalten.

Doch daß ich nicht vergesse: ich möchte gerne, wenn Sie in Paris sind, ein gebundenes Exemplar der „Dame aux Camélias" von Dumas haben.

Woran arbeitet S. zurzeit für Sie? Wäre er nicht der geeignetste Übersetzer der „Liaisons"? Er liebt das Buch und ist ein flinker Arbeiter.

Der Einband des „Savoy" gefällt mir gut.

Ich freue mich, das Haus in Bedford Square zu sehen. Ihr A. B.

Mit dem Kanarienweibchen ist alles in Ordnung. Ich habe ihm ein Abortivmittel verschafft. Der gute alte Collins hat es mir gebraut.

Mein lieber Smithers! Pier View, 27. Nov. 1896.

Danke für Brief. Den 6 L-Scheck habe ich eingelöst.

Ich erwarte den Prud'hon, das Album und das letzte Savoy.

Meine Dummheit bestand darin, daß ich Dowsons Übersetzung noch mit keinem Auge gesehen hatte, als ich an die Initialen für die „Liaisons" ging; kann ich doch kaum von ihm verlangen, daß er jedes Kapitel mit dem gleichen Buchstaben anhebe, mit welchem es im Original beginnt. Voilà tout.

Was soll es mit dem Phenacetin?

Für den Einband des Dowson-Stückes möchte ich graues Papier und auf der Rückseite eine kleine weiße Etikette in Vorschlag bringen. Soll ich Ihnen einen Entwurf senden?

Yeats Stück darf ruhig 6' kosten. — Ich mache jetzt ein Doppelbild dafür. „Der junge Herr zu Pferde", wie er „der jungen Dame zu Pferde" folgt.

Der Zahnarzt wollte die Zähne nicht ziehen, wird aber jetzt während der nächsten Monate täglich alles mögliche an ihnen vornehmen.

Ihr A. B.

Boscombe I. Angleterre. Dimanche, 13. Dez. 1896.

Mein lieber Smithers!

Was macht Brüssel? Gestern wagte ich einen schüchtern-kleinen Spaziergang

im Winter-Parke. Als ich die Anhöhe hinanstieg, stieg mir auch das Blut meuchlings zum Munde. Stellen Sie sich meine Verzweiflung vor: keine Menschenmöglichkeit, anders denn zu Fuß nach Hause zu kommen. Ich war bereits darauf gefaßt, daß nunmehr ein Schauerbild al fresco entstehen werde. Ich schleppte mich péniblement dorthin, wo ich einen Trinkbrunnen zu finden hoffte. Ich fand auch einen, und so trank das feine Tierchen. Das kalte Wasser machte die Geschichte besser und ich hatte dann das Glück, ein Eselwägelchen zu treffen, das mich den Rest des Weges nach Pier View zog.

Das Kapitel Blut scheint kein Ende zu nehmen.

Immerhin geht es mir heute besser.

Wie ist's in Brüssel?

Danke für Band 3 des Savoy. Mutter sendet gleich mir die besten Grüße an Frau Smithers und Sie Ihr A. B.

Freue mich recht sehr, daß Sie Zeit finden wollen, mich Jammermenschen zu besuchen.

Boscombe, 6. Jänner 1897.

Mein lieber Smithers!

Der Voltaire ist gut angelangt. Ich hatte aus Ashworths Brief irrtümlich gefolgert, daß Sie ihn vor geraumer Zeit bereits abgesandt hätten. Eine hübsche Ausgabe. Wollen Sie ihn für mich in Verwahrung nehmen? Sie sollen sich nicht stören lassen, dürfen nicht daran denken, herzukommen, wenn es Ihnen nur die leiseste Schwierigkeit bereitet oder Ihre Pläne kreuzt.

Ich befinde mich momentan in einem höchst negativen Zustand und mein Hirn ist mit Mühe und Not imstande, sich an den „Mystères de Paris“ zu vergnügen.

Vielleicht war es Influenza, woran ich litt. Alle Symptome sprechen dafür. Die Ärzte sind Betrüger. — Ich habe ganz vergessen, Ihnen die Ausschnitte für Ihr Zeitungsbuch zurückzustellen. Ich füge sie hier bei.

Der augenblickliche Zustand lastet fürchterlich auf meinen Nerven.

Ihr Rat, betreffs einer Wohnung, ist mir von höchster Wichtigkeit, falls ich nach London muß. In Hast, Ihr A. B.

Muriel Exter Rd. Bournemouth, 4. Februar 1897.

Mein lieber Smithers!

Ich hoffe, daß Ihre Besserung rasch genug fortschreitet, um Ihr Kommen Ende der Woche zu ermöglichen. Wie hübsch wird es sein, Sie wieder zu sehen. Mir ist, als wären Ewigkeiten seit Ihrem letzten Hiersein vergangen. Ich nähere mich sanft ungefährem Wohlbefinden; habe aber natürlich längst jedwede „Hoffnung“ aufgegeben. „Wen die Götter lieben ...“ usw.

Das Wetter ist gerade jetzt trübe. Doch jede Witterung ist besser als dieser dreckige Frost.

Heute habe ich mich plötzlich entsonnen, daß ich ja ein Drama Dowsons illustriert habe! Mir kam's so seltsam vor, daß noch etwas von mir erscheinen soll...

Ich füge den besten Grüßen meiner Mutter die meinen bei. Ihr A. B.

Mein lieber Smithers! Bournemouth, 14. Februar 1897.

Habe ich Ihnen die „Veillées au Château“ bestätigt? Sie sind gut angekommen. Gott allein weiß, was in aller Welt meiner Mutter einfiel, sich ein derart ödes Buch zu wünschen. Monsieur P.... kommt Freitag her und bleibt bis spät am Sonnabend. Sollten Sie ihn in der Zwischenzeit sehen, so sagen Sie ihm doch, bitte, dies und jenes über die Würde der Kunst und die Existenznotwendigkeit der Künstler! Bringen Sie eine Anspielung auf Mäcenas an.

Heute ist das Wetter leidlich. Trotzdem bin ich nervös. „Mlle. de Maupin“ wird reizend werden.

Ich denke stark an London. Ich muß eine Wohnung mit Atelier zu mieten suchen. Würden Sie mir raten, zu annoncieren? Bloomsbury ist der geeignetste Stadtteil für mich; früher oder später kommt nämlich Mabel zurück und da muß sie ein kleines 'ome vorfinden.

Mit vereinten Grüßen und viel Freundschaftlichem Ihr A. B.

Mein lieber Smithers! Muriel, 25. Februar 1897.

Bin herzlich erfreut über Ihren nun bevorstehenden Besuch. Ich glaube, Sie werden mein Aussehen besser finden. Ich habe, als ich von Ihrer neuerlichen Erkrankung las, allsogleich die flehentlichsten Gebete gen Himmel gerichtet und hoffe mit Zuversicht, daß sie sich nicht ernst gestalten wird.

Meiner Schwester geht es bei den Mansfields ausgezeichnet — nur hat sie natürlich ein wenig Heimweh.

Was ist mit Conder los?

Die 11′3 d habe ich gezahlt — pauvre mufe, que je suis. Nun ist noch eine andre Rechnung auf 6 d ausständig. Das Begleichen dieser Schulden gäbe eine höchst spannende Geschichte ab. Sir Walter Scott ist rein nichts dagegen. Auf „Pierrot“ warte ich voll Begier.

Vorgestern früh kam ein Tröpfchen Blutsturz, das ich jedoch verheimlichte. Erwähnen Sie es also nicht. Ich glaube trotzdem, daß es besser um mich steht.

Mit unseren allerbesten Grüßen Ihr A. B.

Muriel, 7. März 1897.

Mein lieber Smithers!

Der jüngste Anfall hat plötzlich eine heimtückische Fratze hervorgekehrt. Alle Pläne sind dadurch über den Haufen geworfen. Ich fürchte, London wird ein zu großes Wagnis sein. Sehen Sie, ich habe vielleicht nur wenige Monate mehr zu leben und muß für die nächste Zeit ein Fleckchen finden, wo ich mich endgültig niederlassen kann. Wo das sein wird, weiß Gott allein. Mein Arzt spricht heute

von der Normandie und der Bretagne; er hat Angst, mich weiter reisen zu lassen. In ein paar Tagen werde ich Ihnen mehr zu sagen wissen.

Das Blut ist hartnäckig, trotz Gall. Acid. und Ergotin.

Alle „Idler" in Bournemouth sind ausverkauft. Ich habe daher den Artikel noch nicht gelesen. Claret Egad!

Grüße von Mutter und eigne sendet

Ihr in Verfall begriffener A. B.

Mein lieber Smithers! Bournemouth Muriel, März 1897.

Das Blut sickert noch, verrät aber gelegentlich, daß es demnächst gänzlich ausbleiben dürfte. Wenn Sie für mich beten, so beten Sie, bitte, so laut als Sie nur können. „Père Goriot" habe ich immer in der „Vie Parisienne" zu sehen vermeint und ich schwöre, dahin gehört er auch. Die Gesamtausgabe Balzacs ist, soviel ich weiß, in seinem Todesjahre, 1850, erschienen. Es ist eine unvollständige Ausgabe (?). Vielleicht bin ich darüber ganz falsch unterrichtet. Sie können jedoch alles aus der Bibliographie am Schluß von Nedmores „Balzacs Leben" ersehen.

März ist ein menschenfeindlicher Monat und muß gar manchen Leuten den Garaus machen. Möge ich nicht deren Einer sein.

Wenn Sie übrigens einen Kopf von Balzac haben möchten, so schreiben Sie es mir und geben Sie mir zugleich das Ausmaß bekannt.

Mit allerherzlichsten Grüßen stets Ihr A. B.

Hotel Voltaire, Quai Voltaire, Paris, Sonnabend.

Mein lieber Smithers!

Ich habe die Reise großartig überstanden und fühle mich heute fit wie ein Kampfhahn. Bin in den Straßen kühn herumstolziert. Ein Duval hat mir mein erstes Déjeuner geliefert. War das ein Genuß, wieder in einem öffentlichen Lokal zu essen. Das Wetter hier ist veränderlich, aber im ganzen nicht schlecht. Ich habe die neue „Raub"-Zeichnung begonnen; sie wird hübsch werden. Mein Zimmer geht auf den Quai — eine Aussicht, die froh macht. Mein Bett steht in einem Alkoven, dessen Vorhänge zugezogen werden können, so daß ich tagsüber einen ganz hübschen, kleinen Salon habe. Paris ist sehr besucht. Beinahe hätten wir keine Zimmer bekommen. Ich habe mir soeben ein Buch über Canaletto und eines über La Tour gekauft.

Ich denke mit Freuden daran, Sie in dieser holden Stadt zu bewillkommnen.

Den Grüßen meiner Mutter fügt alles Liebe bei Ihr A. B.

Mein lieber Smithers! Hotel Voltaire, Quai Voltaire, Paris, Sonntag.

Welcher Gottessegen, wieder hier zu sein! Stellen Sie sich vor: ich schreibe meine Briefe in einem Café ... die Sonnenblenden sind alle rings herabgelassen; ... eine Theaterzwischenakts-Klingel schallt ... und die Leute schreien nach bocks.

... Wenn ich nicht acht gebe, verfalle ich in S...sche Stimmung. — Mir geht es um Welten besser.

Hotel Voltaire ist ganz angenehm, obzwar wir noch nicht unsere eigentlichen Zimmer haben, auf die wir weitere zwei oder drei Tage warten müssen. — Ist Leigh Hunts „Restoration-Dramatists" (1. Ausgabe) 5 Frks. wert?

Stets Ihr A. B.

S. Romain bezahlt.

Pavillon Louis XIV. St. Germain, 30. Mai 1897.

Mein lieber Smithers!

Vielen Dank für Ihren Brief und den Scheck. Ich lebe in ewigem Fieberschauer, denn unablässig quält mich die mörderische Angst vor Bettler-Elend, Bettler-Tod!

Wollte Gott, ich hätte nur ein Stück Arbeit in Schwarz und Weiß — transzendental oder irgend was — zusammengebracht!

Solange mein jetziger, widerlicher Zustand anhält, werde ich nichts leisten.

Ich sehne mich schon sehr nach der Rückkehr meiner Schwester.

Hoffentlich haben Sie unter Ihren elf Maschinenschreiberinnen eine verwendbare gefunden!

Stets Ihr A. B.

Mein lieber Smithers! Pav. Louis XIV. St. Germain, 3. Juni 1897.

Vielen Dank für den Stoß Briefe. Ich habe den ganzen gestrigen Abend damit verbracht, Schecks zur Begleichung dieser Rechnungen auszuschreiben. Jetzt ist mir eine Zentnerlast vom Herzen.

Der Arzt hier, ein gewisser Mr. Lamarre, der gelehrt, berühmt und dekoriert ist, gibt über den Zustand meiner Lunge ein sehr hoffnungsreiches Gutachten ab und sagt, daß man mich eigentlich gar nicht schwindsüchtig nennen könne. Er behauptet, daß sich meine Schwäche bei nötiger Sorgfalt verlieren würde, und rät mir, früh morgens von 4—6 Uhr im Wald spazieren zu gehen. — Ich habe den Versuch noch nicht gemacht, da ich ein paar Stunden nach der Konsultation einen überaus heftigen Blutsturz hatte. Dieser ging übrigens rasch wieder vorüber und ich habe mich dann sogar wohler gefühlt. Es hat mich nicht Wunder genommen, daß er mich überraschte, denn ich habe mich die letzte Zeit hindurch fürchterlich abgesorgt und infolgedessen kaum irgend welche Nahrung vertragen können.

Vielys Porträt hat mir ungeheuer gefallen — eine vornehme Sache! Obgleich meine Nase nicht gerümpft ist, ist sie es gleichzeitig doch. Darauf beruht der feine Reiz meiner Schönheit.

Gestern erhielten wir ein Telegramm von Mabel, das ihre glückliche Ankunft in Liverpool anzeigt.

Herzlich Ihr A. B.

Pavillon Louis XIV. St. Germain, 11. Juni 1897.

Mein lieber Smithers!

Dank für Ihren Brief. Gesundheitlich geht es mir immer noch leidlich, doch

ist meine Verstimmung unleidlicher denn je. Wenn ich mich nur rascher der Gesundung näherte, würde ich diese unwürdige Lebensführung noch verzeihen. Aber so hinzuleben, das ist hassenswert.

Ja, die Küche ist hier vorzüglich; sie steht auf der Höhe eines allerersten Pariser Restaurants.

Wissen Sie, ob Trübner schon Band V von „Wagners Prosaschriften" veröffentlicht hat?

Meine Schwester war hier und ist wieder abgereist. Ich vermute, daß Sie sie inzwischen schon gesehen haben.

Warum hält sich die Königin am 22. nicht in der Royal-Arcade (wo sich Smithers Verlagsbuchhandlung befand) auf, um Glückwünsche und eine Luxus-Privatausgabe von diesem oder jenem in Empfang zu nehmen?

Übrigens: ich sehe eben, daß man jetzt in London „Tristan und Isolde" gibt. Sie sollten es sich anhören.

Mit besten Wünschen immerdar Ihr Aubrey Beardsley.

Hotel Foyot, Rue Tournon, Paris, 27. September 1897.

Mein lieber Smithers!

Ich übersende Euch mit dieser Post D. C.s „Ex-Libris", eine höchst reizvolle Zeichnung, die beinahe von Bleistiftzartheit ist. Erlauben Sie daher dem Drucker ja nicht, das Original anzurühren. Der Stift, dessen ich mich bediente, war so weich, daß die leiseste Berührung mit dem Finger ihn verwischen würde. Ich flehe Sie an, drillen Sie das dem Betreffenden, dem Sie die Anfertigung der Platte übergeben, gründlich ein. Lassen Sie das Seidenpapier darauf.

In Eile Ihr A.

Ich glaube, eine winzige Photogravüre wäre das Vernünftigste, das sich daraus machen ließe.

Hotel Foyot, Rue Tournon, Paris, 22. Oktober 1897.

Mein lieber Smithers!

Mit diesem übersende ich Ihnen auch ein Bild; ich glaube, ein sehr gutes. — Ich ziehe alles, was Sie über die „Maupin" sagen, in Erwägung. Dank für Ihren Brief.

Albert brauchen wir vorläufig noch nirgends einzuschalten. An dem Gesichte der Dame ist stellenweise mit Bleistift gezeichnet worden; auch ein wenig an ihrer Hand. Drohen Sie daher Swan mit Ewigkeitsstrafen, wenn sie die Zeichnung berühren.

Wie konnten Sie nur Doré sagen, daß ich in Paris bin! — Die Geschichte macht mich sterbensunglücklich und völlig unfähig zur Arbeit.

Verkaufen Sie, bitte, meine sämtlichen in Ihren Händen befindlichen Bücher, ausgenommen: J. Grays „Geistliche Gesänge". 2 Bände: „Leben der Heiligen" (französisch. Folio). 3 Bände: „Werke der hl. Theresa". 4 Bände: „Prosaschriften R. Wagners".

Ich bin all diese Tage hindurch wieder ganz gebrochen und nur ein Schatten von Hoffnung hält mich noch aufrecht. Immerdar Ihr A.

Hotel Foyot, Rue Tournon, Paris, 27. Oktober 1897.

Mein lieber Smithers!

Ich bin grenzenlos gedrückt und elend. Ich habe meine Schwester gebeten, Sie aufzusuchen und mit Ihnen zu sprechen. Ich muß fort von Paris. Wie ich jedoch das — und alles andere — ermöglichen soll, weiß wohl Gott allein. A.

Hotel Cosmopolitain Mentone France, 21. November 1897.

Mein lieber Leonardo!

Endlich! — Die Reise hat mich beinahe umgebracht. (Nebst anderem ein kleiner Blutsturz in Dijon.) In Marseille haben wir übernachtet. Wie lebensfroh ist man hier! Wir sind reizend untergebracht, ein gutes Hotel auf eigenem Grundstück. Mein Zimmer ist palastartig.

Und die Sonne! Da muß man genesen. Schreibe bald wieder. — Jetzt ruhe ich mich aus. Ihr A.

Mentone selbst ist weniger gräßlich, als ich befürchtet habe.

Hotel Cosmopolitain Mentone France, 15. Dezember 1897.

Mein lieber Smithers!

Vielen Dank für Ihren Brief mit den 5 L. Ich schrieb heute früh und sandte Ihnen zwei chef-d'œuvres.

Ja, ich werde alle die gebenedeiten vierundzwanzig Zeichnungen in Wohlbefinden und Geduld vollenden, und ich werde am Leben bleiben, wenn Sie mir dieses durch jeweiligen schleunigen Umtausch meiner Zeichnungen gegen Probedrucke erhellen wollen. Haben wir einmal den Block, dann bangt mir nicht mehr vor den Möglichkeiten des Verlustes oder der Beschädigung einer Zeichnung und steht es Ihnen zu jeder Stunde frei, darüber zu verfügen.

Tun Sie mir die Liebe, ich bitte Sie darum.

Ich verstehe vollkommen, daß Sie bisher gezögert haben, die unsterbliche Tatsache meiner Mitarbeiterschaft an „Volpone" bekannt zu machen.

Die Ankündigung wird nach Weihnachten stärker ziehen und sie können gleichzeitig mit ihr den Prospekt versenden. Rühren Sie die Trommel!

Mit Freundesgrüßen von Mutter und mir Ihr A.

Die „Häuser der Sünde" sind ausgezeichnet, zweifellos das beste Buch O'Sullivans.

Herzlichste Wünsche von Mutter und mir für die Weihnachtstage; eine dreckige Zeit. Stets A.

Mein lieber Smithers! 7 B Sl R Samstag.

Gestern sandte ich Ihnen die Zeichnung die „Höhle des Spleens".—, welche

inmitten der Zerstreuungen, die Zahnschmerzen und Diarrhoe gewährten, vollendet ward. Na!!

Der Balzac ist angelangt und hat mich ganz entzückt. Ich habe schon zwei der immergrünen und erquickenden Geschichten gelesen.

Es freut mich sehr, daß Sie bald herüber kommen, doch bedauere ich unendlich, von Ihrer Krankheit zu vernehmen. Hoffentlich sind Sie nunmehr wieder ganz gesund.

Wenn mein Monat um ist, werde ich ausziehen, da ich jetzt mit meinen Zimmern niederträchtig überhalten werde.

Natürlich bin ich nicht imstande, mich dessen zu erwehren.

Ich habe hier in den Zeitungen gelesen, daß Stead eine Agentur für Adoptierung von Kindern errichtet habe. Ist das wahr?

Wenn ja, beabsichtige ich unbedingt, ein hübsches kleines Mädchen zu adoptieren, das gleichzeitig meine mütterlichen Zärtlichkeitstriebe und meine erzieherischen Instinkte befriedigen würde.

Dies ganz im Ernst! Ihr Aubrey Beardsley.

Hotel Cosmopolitain Mentone, 15 Januar.

Mein lieber Smithers!

Vielen Dank für Briefe. Es ist mir sehr lieb, daß Swan die Blocks herstellen. Ich habe zur Zeit ein kleines V, ein kleines N und ein großes S in Arbeit.

L 15 kommen als Ersparnis immerhin in Betracht und ich bin nicht erpicht darauf, die Zeichnung auf beiden Seiten zu haben. Drucken Sie das kleine Klischee nicht. Wenn Sie auf der anderen Seite besonders gerne gleichfalls etwas haben möchten (obzwar ich selbst es keineswegs nötig finde), mache ich Ihnen eine neue Zeichnung.

Ich fürchte, gute Bücher über pompejanische Wandgemälde sind teuer und liegen jenseits meiner Geldgrenzen. Immerhin bitte ich Sie, es mich wissen zu lassen, falls Sie von etwas halbwegs Erreichbarem vernehmen sollten. Gütige Götter, wie dringend brauchte ich doch etliche Bücher über Kunst!

Ein gutes, klares und billiges Handbuch der Perspektive und ein ebensolches der Anatomie würden mich gerade jetzt beschwichtigen und dürften ja mit nur wenigen Schillingen zu ergattern sein. Evans weiß wahrscheinlich etwas gutes in dieser Art. In Hast, A.

Hotel Cosmopolitain Menton, 1. Februar.

Mein lieber LS!

Vielen Dank für die Briefe. Ich war wieder eine Beute des Rheumatismus und mußte einige Tage hindurch das Bett hüten. Ich erwarte sehnend einen Probedruck des Vogels; gesegnet sei sein knochiger Schnabel! Betreffs der „Menus und Programme" glaube ich, daß es gar viele andere Bücher usw. gibt, die mir augenblicklich von größerem Nutzen wären. Drum, bitte, verzeihen Sie mir, wenn

ich sie Ihnen retourniere. Ich habe sie mit Interesse durchblättert. Dank dafür. Es ist ein hübsches Buch, das Ihnen nicht lange auf den Händen bleiben wird.

Ich wollte, Sie könnten einige meiner Bücher verkaufen und mir den Erlös auf unserer Verrechnung gutschreiben. Vielleicht nehmen Sie folgende im Kataloge auf:

Ricketts,	„Vale publications"	6 vol.
Voltaire,	30 Bände	
Racine,	6 „	
Balzac,	30 „	

Alle französischen Romane.

Bourdaloues Predigten, 6 Bände

„Acajou und Zirphile".

Andere fallen mir nicht ein; doch wenn Sie noch einiges unter meinem Plunder wissen sollten, das vielleicht mehr als einen Schilling einbringen könnte, so rufen Sie es mir, bitte, in Erinnerung.

Hatte soeben Brief von Evans, der die „Volpone"-Bilder noch nicht kennt.

Heute ist hier endlich ein gebenedeites Wetter, ganz warm und lenzlich.

Allzeit A.

Mein lieber LS.! Bett, 14. Februar 1898.

Ich hatte ganz vergessen, daß unter den „Vale publications" ein Band von Grays „Gedichten" ist. Bitte verkaufen Sie die „Geistlichen Gesänge" nicht. En revanche veräußern Sie die 3 Bände Rabelais.

Die „geistlichen Gesänge" könnten Sie bei Laensdorff oder sonst jemand in scharlachroten Maroquin einbinden lassen. Verkaufen Sie mir ja nicht aus Versehen das „Leben der Heiligen" (2 Folio-Bände; grün Mar.).

Ich schmachte noch immer im Bett.

Trauriges Tuen!

In Zuneigung allzeit Aubrey Beardsley.

Wie lieb von Ihnen, mir einen Abzug des „Volpone" auf schönem Papier zu verheißen.

Hotel Cosmopolitain Mentone, 7. März 1898.

Jesus ist unser Herr und Richter!

Auf meinem Bett — in Agonie.

Lieber Freund!

Ich flehe Sie an, alle Exemplare der „Lysistrata" und alle unsittlichen Zeichnungen zu vernichten! Zeigen Sie dies Pollitt, und beschwören Sie ihn, dasselbe zu tun. Bei Allem, was heilig ist, alle unsittlichen Zeichnungen.

Aubrey Beardsley.





Der Klub der Erlöser/ ein Akt von Hermann Bahr

Personen: Kaiser Moriz/ Herzog Oriol/ Prinz Adolar/ Prinz Wistian/ Jessie Gall/ Sotta/ Egon Roderich/ Cann, Direktor des Herold/ Notar Habes/ Professor Timian/ Rabich/ Kamilla Winden/ Tricoli/ Tobias/ Ein Herold.

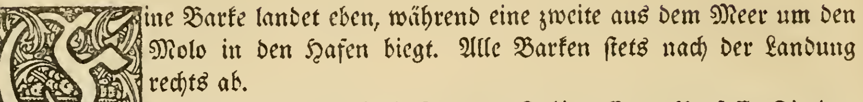
Ein großer Herr mit langem weißen Bart, ein kleiner Herr mit langem weißen Bart, ein russischer Student, eine Dame in Schwarz, eine russische Studentin, eine Münchner Malerin, eine kleine Soldatin der Heilsarmee, zwei reiche Amerikanerinnen, ein Organist, Diener, Ruderer, Matrosen, Chorknaben.

Auf der Insel der Erlöser.

Villa des Prinzen Adolar. Einst ein gotisches Kloster. Halle zum kleinen Hafen; hinten ein schmaler Molo, um welchen die Barken aus dem Meer einfahren, das blau glänzt; aus der Halle in den Hafen Stufen, zum Landen der Barken; im Wasser vier Pfosten. Rechts eine schwere bronzene Türe in das Refektorium. Links drei Türen, eine größere geschnitzte in der Mitte, die beiden anderen kleiner und einfacher. Hohes Gewölbe, weiß getüncht. An der linken Wand, in schweren schwarzen alten Rahmen, zwei Bilder nach Ribera, gefolterte nackte Märtyrer darstellend, deren Fleisch leuchtet. An der rechten Wand, in schweren schwarzen alten Rahmen, drei Bilder nach Zurbaran, weiße Dominikaner darstellend. Vor der Ecke rechts Nietzsches Büste von Kruse. Vor der Ecke links der Kopf des Balzac von Rodin. Links, zwischen der ersten kleinen und der mittleren Türe, ein Buddha in Holz. Links, zwischen der mittleren und der zweiten kleinen Türe, eine heilige Theresa von Gregorio Hernandez, in Holz geschnitzt und bemalt; vor dieser ein antiker Dreifuß. Links und rechts je ein Arrangement von bequemen Stühlen, teils großen schweren englischen, teils geschnitzten alten Chorstühlen; ferner ein geschnitztes altes Notenpult, darauf die Times, die Aurore, das Studio, die Revue des deux mondes, die Woche und der Vorwärts; ferner ein modernes drehbares Gestell für Bücher, teils kostbare alten Bibeln, teils Prachtausgaben für Bibliophilen, das eine Platte mit Zigarren

und Likören hat; so daß man sich halb in einem Klub, halb in einer Kirche glauben kann.

Herbst. Nachmittag. Auf dem Meere grelle Sonne.



Eine Barke landet eben, während eine zweite aus dem Meer um den Molo in den Hafen biegt. Alle Barken stets nach der Landung rechts ab.

In der ersten Barke ein Ruderer, Tobias, Cann, Professor Timian, Notar Habes. In der zweiten Barke ein Ruderer, Roderich, Fräulein Winden, Nabich.

Vier Diener, klubmäßig gekleidet, auf den Stufen zum Hafen, die Barken erwartend, um das Gepäck zu nehmen und den Gästen an das Land zu helfen.

Tobias (alter Diener; müde, sehr bekümmert; sieht magenkrank aus; sehr korrekt, aber seufzt bisweilen auf und sieht die Gäste doch aus seinen alten stummen grauen Augen recht verwundert an; hat ein Blatt in der Hand, auf welchem die Gäste verzeichnet sind und er sich manchmal ein Zeichen macht; indem er an das Land steigt und dem ihm folgenden Cann behilflich ist; zu den Gästen): Also bitte nur den Zettel mit der Nummer den Dienern zu geben, die wissen schon. — (Zum Ruderer; mit einer Gebärde, dann nach rechts wegzufahren.) Aber dann gleich weg, daß Platz wird. Schnell ein bißchen.

Cann (siebenundfünfzig Jahre; kahl, ein paar graue dünne Haare an den Backen und auf den schmalen Lippen, das Kinn ausrasiert; kleine, neugierige Augen, die gern über den schiefen Zwicker schielen; scharfe, leicht gebogene Nase, die dem abgespannten Gesicht einen spöttischen Zug gibt; geht etwas gebeugt, kaum durch sein Alter, sondern weil es ihm nicht der Mühe wert scheint, sich aufzurichten; grauer Zylinder, langer grauer Rock, mit rotem Bändchen im Knopfloch, weiße Weste, Stock mit goldenem Knopf; läßt sich von Tobias aus der Barke helfen, tritt ein, dehnt sich vom engen Sitzen, greift in die Westentasche, nimmt ein paar Goldstücke, sucht eines, über den Zwicker zwinkernd, und reicht es Tobias): Sie. Da haben Sie. (Dehnt sich wieder.)

Tobias (sieht leicht verwundert auf und nimmt das Gold): Danke. (Hilft Professor Timian und Notar Habes.)

Professor Timian (vierzig Jahre; groß, breit, dick; volles blondes Haar; langer starker blonder Bart; Jägerhemd, Lodenanzug, großer breiter grauer deutscher Hut; laut, impetuös, lärmend; springt ans Land, sieht sich lebhaft um, erblickt die Bilder nach Zurbaran rechts, packt den Notar Habes, der eben an das Land tritt, kräftig am Arm und zeigt auf die Bilder): Aha! Symbol! Verstehen Sie?

Notar Habes (eleganter alter Herr, gemessen liebenswürdig; steigt etwas mühsam an das Land, sieht auf Timians Zeichen flüchtig die Bilder an und tritt nach links vor, indem er sich die Stirne trocknet): Heiß ist es.

Cann (zu dem Ruderer, der mit der Barke nach rechts will): Sie! Halt! Da

haben Sie. (Gibt ihm ein Silberstück und geht dann langsam rechts ein wenig vor, indem er die Halle neugierig, mißtrauisch und gelangweilt betrachtet.)

Der erste Ruderer (greift, Cann salutierend an die Mütze; dann mit der ersten Barke rechts ab).

Die vier Diener (haben das Gepäck der ersten Barke auf den Boden gelegt und sind nun den Gästen der eben landenden zweiten Barke behilflich).

Fräulein Kamilla Winden (noch in der zweiten Barke; lange hagere hastige hysterische Person von sechsunddreißig Jahren, in Reformkleid; kreischt auf, da es schwankt, als Roderich ungeduldig ans Land springt; klammert sich an Nabich; schreiend): Retten Sie mich, Nabich!

Nabich (noch in der zweiten Barke; kleiner Reporter von einundzwanzig Jahren; blasiert, frech; schneidet zu allem ein verdächtiges Gesicht und wackelt mit dem Kopf hin und her; indem er Fräulein Winden hält und den Kodak, den er in der Hand hat, zu schützen sucht): Tun Sie mir nur meinen Kodak nicht. —

Tobias (an der zweiten Barke): Vorsicht, bitte.

Professor Timian: Es wird ein historischer Tag. Ich hab es ja gesagt.

Notar Habes (sucht Timian zu entkommen, indem er einem der Diener seinen Zettel reicht): Bitte, hier ist mein Zettel.

Egon Roderich (siebenunddreißig Jahre; klein, beweglich, aufgeregt; glaubt dem Daudet ähnlich zu sehen und will es noch verstärken, indem er sich quartier latin trägt; alles flattert an ihm; er überstürzt sich im Reden so, daß man oft nur das letzte Wort verstehen kann; springt an das Land, sieht gierig durch das Zimmer und stürzt strahlend auf Cann zu): Nun?

Cann (dreht nur die Hände der schlaff herabhängenden Arme flach um, indem er über den Zwicker auf Roderich schielt): Warten Sie's ab.

Roderich (immer sehr rasch): Schon sein Entschluß war eine Tat.

Cann: Was tut aber Gott? Es wird nicht wahr sein.

Roderich (außer sich): Nicht wahr? Wie kann es nicht wahr sein, wenn —?

Professor Timian (gröhlend): Oho, oho, oho! Verehrtester Herr Direktor!

Fräulein Winden (indem sie von Tobias an das Land gezogen und von Nabich geschoben wird; ängstlich, schreiend): Meine Schatulle! Haben Sie sie, Nabich?

Cann (zu Timian, wieder die Hände flach drehend): Warten Sie's ab.

Nabich (indem er hinter Fräulein Winden mit ihrer Schatulle und seinem Kodak an das Land steigt): Aber alles, mein Engel, unbesorgt.

Timian (zu Cann): Ein historischer Tag, sag ich Ihnen.

Roderich: Schon durch den Entschluß allein.

Fräulein Winden (schreiend): Und mein Schirm, Nabich?

Cann (mit einem schiefen Blick auf Fräulein Winden zurück; flau machend): So historische Tage, wo die Kamilla dabei ist! —

Roderich (aufgeregt): Schon der Entschluß eines Fürsten, mit allem zu brechen —

Cann: Wer weiß.

Tobias: Bitte nur den Zettel dem Diener zu geben, Fräulein!

Fräulein Winden (gibt ihren Zettel dem zweiten Diener): Hier. Wo ist mein Zimmer?

Roderich: — sich von allem Schutt der Vergangenheit loszusagen ...

Timian: Durch!, muß unser Motto sein.

Tobias (dem zweiten Ruderer winkend): Und Platz!

Der zweite Ruderer (mit der zweiten Barke rechts ab).

Cann: Es wird aber nicht wahr sein.

Timian (lacht nur verächtlich auf): Ha!

Roderich (aufgeregt): Und warum nicht wahr? Warum soll es nicht wahr sein?

Cann: Warum soll es wahr sein? Weiß man denn?

Fräulein Winden (zum zweiten Diener; immer gleich sehr stürmisch): Und ich muß sofort ein Bad haben.

Rabich (indem er dem dritten Diener seinen Zettel gibt): Ja, kühlen Sie sich ab, Engel.

Timian (zu einer längeren Rede ausholend): Als der Prinz vor drei Jahren —

Cann (sieht Timian nur mitleidig an und winkt ihm kurz mit der Hand ab; indem er Roderich am Arm nimmt): Herr Roderich, Sie sind ein begabter Mensch, könnten Sie nichts machen, daß (mit einer Gebärde auf Fräulein Winden zurück) die Kamilla einen Mann kriegt?

Erster Diener (trägt das Gepäck und führt den Notar Habes durch die mittlere Tür links ab).

Notar Habes (will dem ersten Diener folgen).

Tobias (gibt ein Zeichen, daß man auf ihn hören möge): Bitte, meine Herren.

Timian (zu Cann): An großen Momenten seinen kleinen Spott zu üben, verehrtester Herr Direktor —

Tobias (lauter): Meine Herren. (Da alle aufhorchen) Seine ... (verbessert sich) der Herr läßt ersuchen, ihn nicht mehr Hoheit, sondern einfach Herr Doktor zu nennen. — Beginn um fünf Uhr. Eine Fanfare gibt das Zeichen.

Notar Habes (durch die mittlere Tür links ab).

Zweiter und dritter Diener (durch die mittlere Tür links ab).

Roderich (von den Worten des Tobias begeistert; zu Cann): Was sagen Sie?

Timian: Keine Hoheit mehr, nur der einfache Doktor, der schlichte Mann der Wissenschaft.

Cann (immer in seinem skeptisch gelangweilten Ton): Man wechselt die Namen: ich hab auch Cohn geheißen, jetzt heiß ich Cann.

Timian (aufgebracht): Was kommen Sie dann überhaupt, wenn Sie nur spotten?

Cann: Weil ich mit der Familie gut bin. Mit regierenden Familien bin ich immer gut.

Roderich (der geschäftig zwischen Timian und Cann vermitteln will): Der Herr Direktor steht nur Ereignissen stets behutsam gegenüber, was bei seiner Reife, seiner Erfahrung —

Cann: Roderich, wenn Sie ein Blatt hätten, wie der Herold ist, mit siebenmalhunderttausend Auflage, möchten Sie auch reif sein. Sie sind ein ... (mit einem Ton, wie er „Rindvieh" sagen würde) Schöngeist.

Rabich (kurz, zu Tobias): Und sagen Sie: ist die Braut schon da?

Tobias (läßt Rabich stehen): Wenn es den Herrn jetzt also angenehm ist — (zeigt nach links).

Timian (herzlich zu Cann): Sie dürfen deswegen nicht glauben, mein verehrtester Herr Direktor ... Sie wissen, daß ich zu den treuesten Bewunderern des Herold gehöre —

Vierter Diener (mit Gepäck links ab).

Cann: Kunststück.

Rabich (ist rechts vorgekommen): Aber was ist mit Gall? Das sollte doch die große Sensation sein. Wo?

Tobias (nach links zeigend; leicht ungeduldig): Wenn die Herren also jetzt —

Roderich (indem er mit Timian zur mittleren Türe links geht; wieder sehr begeistert): Wenn wir das erleben! Gall als Gast des Prinzen — der grimmigste Feind der Djemini hier in ihrem Hause! Es wäre —

Timian: Ein welthistorischer Kontrast!

Roderich (sehr schnell): Kennen Sie Gall? Ich meine: persönlich.

Timian: Kein Mensch kennt ihn doch.

Roderich (sehr rasch, zu Cann zurück, der den beiden langsam nach links folgt): Herr Direktor, kennen Sie Gall?

Cann: Sonst hab ich keine Sorgen.

Roderich: Ich möchte so gern ... ich schwärme für Gall.

Cann (nimmt Roderich am Arm, bleibt stehen): Roderich, den Komtessen lesen Sie Märchen vor, das Bürgertum haben Sie besungen, für den Anarchisten Gall schwärmen Sie — Roderich, Sie brauchen nicht erst noch reif zu werden: talentvoll!

Roderich (in einem entschuldigenden Ton): Gall ist doch unstreitig heute der stärkste Karikaturist in Europa.

Timian: Er ist eine Potenz. (Durch die mittlere Türe links ab.)

Cann (achselzuckend): Nu. (Durch die mittlere Türe links ab.)

Roderich (läßt Cann den Vortritt; eifrig): Ein Talent von einem Schwung, einer Kraft, einem Zorn — und worauf im Leben kommt es denn an? Schwung, Kraft und Zorn sind die — (durch die mittlere Türe links ab; man hört dann draußen noch einmal undeutlich „Schwung, Kraft und Zorn —").

Rabich (hat das Zimmer gemustert und einiges notiert; zu Tobias, kurz): Hören Sie, sagen Sie —

Tobias: Den Herren wird dann alles Nötige mitgeteilt werden.

Nabich: Ich will aber das Unnötige wissen, bester Mann.

Tobias (wendet ihm den Rücken und notiert auf seinem Blatt etwas): Bedaure.

Nabich (trocken): Sie hätt ich mir demokratischer gedacht. Der Fürst, zum Volke herabsteigend, während die Dienerschaft ihre Würden behält — Antithese. Eine Nachricht wär' mir lieber. (Durch die mittlere Türe links ab.)

Adolar (dreiundzwanzig Jahre; sehr groß, sehr schlank, mit schmalen, abfallenden Schultern, leicht vorgebeugt, mit dünnem Hals und eingesunkener Brust; weiches glattes hellbraunes Haar; bartloses blasses gelbliches Gesicht einer alten Frau; große blaue kindlich fragende Augen; große, stark gebogene Nase; schmale dünne leere Lippen; schlaffe, müde Bewegungen; scheint immer zugleich zerstreut und ängstlich aufmerksam; sehr höflich, fast ein bißchen schüchtern, dann wieder Haltung forcierend; mit der größten Einfachheit, sehr elegant gekleidet; durch die erste Türe links, sehr aufgeregt): Nun Toby? Ist er endlich —?

Tobias: Nein. Auch mit dem letzten Schiff nicht. Sonst alle. Die ganze Liste. Aber kein Gall.

Adolar: Das kann nicht sein. — Es ist undenkbar, daß ein Mensch auf einen solchen Brief — nein. — Wann kommt das nächste Schiff?

Tobias: In drei Tagen. Zum Feste kommt er jedenfalls nicht mehr.

Adolar: Das kann nicht sein. Es ist unmöglich, daß ein solcher Brief, in solcher Not geschrieben, nicht erhört würde. Es ist kein Schiff signalisiert?

Tobias: Eine Yacht mit der Flagge des Herzogs Oriol.

Adolar (lächelnd): Also doch. Mein guter Oheim. — (wieder nachdenklich): Wenn Gall wirklich fähig wäre — nein, das kann nicht sein. — Alles in Ordnung?

Tobias: Ja, (mit einiger Mühe) Herr Doktor. Der Sänger hat im Ort übernachtet, aber versprochen, pünktlich zu sein.

Adolar (zur ersten Türe links gehend): Gut. — Ich würde meinen Glauben an die Menschheit verlieren, wenn er einen solchen Brief — nein. Rufe mich jedenfalls gleich. (Durch die erste Türe links ab. Eine große schwarze Gondel biegt langsam um den Molo in den Hafen ein: zwei Ruderer, venetianisch gekleidet, auf dem Boden ausgestreckt Prinz Wistian, auf der Bank Herzog Oriol.)

Tobias (erblickt die Gondel, öffnet die mittlere Türe links und klatscht in die Hände).

Erster und zweiter Diener (durch die mittlere Türe links; helfen beim Landen. Hinter dem Molo wird eine Barke sichtbar).

Herzog Oriol (achtzig Jahre; sehr groß und schwer; mächtige Stirne, große graue harte Augen, starke, sehr gekrümmte Nase, ein verwittertes ledernes ausdrucksloses zugeschlossenes nichts verratendes Gesicht, langer weißer Bart eines Patriarchen; in der Haltung und den Bewegungen noch fast jugendlich; kurzer gelber Überzieher, rundes Hütchen, heller Anzug; indem er rasch an das Land steigt, auf den Prinzen Wistian zeigend): Ihr müßt ihn auf sein Zimmer tragen. Gebt acht, er ist schwer. Und sperrt aber die Türe gut ab, man kann nie wissen.

Erster und zweiter Diener (heben mit den beiden Ruderern den Prinzen Wistian aus der Gondel und tragen ihn durch die mittlere Türe links ab).

Prinz Wistian (dreiundzwanzig Jahre; wunderschöner großer glänzender Mann; liegt sinnlos betrunken schlafend; schlägt nur einmal lallend um sich; wird von den zwei Dienern und den zwei Ruderern fortgetragen; durch die mittlere Türe links ab).

Die zwei Ruderer (kehren, nachdem Prinz Wistian fortgetragen worden ist, sogleich zur Gondel zurück und rudern rechts ab).

Tobias (sieht traurig auf den Herzog Oriol).

Herzog Oriol (kommt langsam rechts vor): Ich freue mich, guter Toby, daß er doch dich noch hat.

Tobias (traurig seufzend): Ja, Hoheit! (zuckt die Achsel).

Herzog Oriol: Ich wundre mich über gar nichts mehr. In unserem Hause! — Und er hat ja recht. Wenn es ihn glücklich macht!

Tobias: Hoheit werden ja sehen.

Herzog Oriol: Es reißt jetzt ein, unter dem Stande zu heiraten. Die Menschen versuchen es jetzt so. Nun.

Tobias (leise, zögernd, bekümmert): Aber diese, die doch —

Herzog Oriol (immer sehr ruhig, monoton): Ja. Sie war im Zuchthaus. Aber das ist doch eigentlich dann schon gleich. Er wird ja wissen. Was Frauen betrifft, da weiß es jeder nur selbst.— Man hat auch den Fehler begangen, ihn zu viel lernen zu lassen. Dies wirkt freilich auf die Bevölkerung gut, aber man hat dann einen Menschen nicht mehr in der Hand. Nun. (Setzt sich rechts vorne.)

Tobias (bekümmert): Die vielen Bücher. Und auch: das viele Reisen. Das war auch nicht gut. Er glaubt den Leuten zu viel. Die reden doch nur, es ist ihr Geschäft. Er aber, der es gar nicht nötig hätte, macht Ernst daraus. Das kann kein gutes Ende nehmen.

Herzog Oriol: Unser altes Haus hat mehr ertragen. Wir können uns das leisten. — Ist das Mädchen schon hier?

Tobias: Ja. Um fünf beginnt ja das Fest.

Herzog Oriol: Neun Jahre, hat man mir gesagt, ist sie gesessen. So besonders hübsch kann sie nicht mehr sein.

Tobias: Nein, Hoheit.

Herzog Oriol: Aber was Frauen betrifft, da — (bricht ab). Sag ihm jetzt, daß ich hier bin.

Tobias (nickt, geht ein paar Schritte zur ersten Türe links, wendet sich aber dann noch einmal zurück; zögernd): Ich möchte Hoheit nur bitten ... es ist vielleicht dreist von mir, aber —

Herzog Oriol: Nun?

Tobias: Ich möchte Hoheit nur bitten, nicht ungeduldig zu werden, wenn Prinz Adolar vielleicht .... er ist wirklich so gut und er hat doch auch Hoheit

ganz besonders gern, seit jeher, aber ... man kann ja mit ihm jetzt gar nicht reden, er ist unglaublich aufgeregt, weil dieser Gall noch immer nicht kommt —

Herzog Oriol (in Gedanken suchend): Gall, Gall?

Tobias: Der diese schamlos frechen Sachen zeichnet.

Herzog Oriol (sich erinnernd): A ja ... der das Bild von meinem Bruder gemacht hat, (herzlich lachend) wie der das Ballet inspiziert? Das ist ein Kerl!

Tobias (feindselig): Er hat auch über den Prinzen Adolar schändliche Sachen gemacht. Er nennt ihn immer das ästhetische Känguruh.

Herzog Oriol (herzlich lachend): Ja, das hat man mir einmal gezeigt. Er war aber ausgezeichnet getroffen (lacht wieder) als Känguruh.

Tobias: Und fast jede Woche, es müssen schon ein paar hundert Sachen sein. Was der Prinz auch tut, der höhnt ihn aus. Und, Hoheit, was nun kein Mensch versteht, aber der Prinz schwärmt noch für ihn. Er hebt sich alles auf, schon eine ganze Sammlung, in der Kapelle sind alle Wände voll — und da sitzt er manchmal den halben Tag und schaut das an und denkt nach. Man kann sagen, der Gall ist eigentlich an allem schuld. Denn der Prinz hat nur noch im Kopf, was er tun könnte, um es ihm recht zu machen ... damit ihn der einmal anerkennt. Und jetzt will er ihn durchaus bei dem Fest haben, hat ihm einen langen Brief geschrieben, der Sekretär ist eigens hingefahren, aber der war nicht da und man weiß auch gar nicht, wo er eigentlich wohnt, er fliegt immer in der Welt herum ... und nun quält sich der arme Prinz Adolar ab, wird er kommen oder nicht?, und ist unglücklich und ich weiß mir schon wirklich nicht mehr zu helfen mit ihm.

Herzog Oriol: Die Narren sind in unserm Hause nicht die Schlimmsten. — Ruf ihn jetzt.

Tobias (indem er zur ersten kleinen Türe links geht): Hoheit sind der einzige, auf den er noch hört und der ihn vielleicht noch retten kann. (Durch die erste kleine Türe links ab.)

Herzog Oriol: Nein, auf solche Sachen lasse ich mich nicht mehr ein. (Sitzt nachdenklich. Die dritte Barke ist langsam um den Molo in den Hafen gebogen und landet jetzt.)

Ruderer (in der dritten Barke; pfeift).

Erster Diener (kommt auf den Pfiff des Ruderers aus der mittleren Türe links und hilft beim Landen).

Tricoli (kleiner, monströs dicker Herr, den man zuerst, so lange er, in Decken eingehüllt, in der Barke sitzt, für ein altes Weib halten kann; schlaffes aufgedunsenes grinsendes Gesicht mit den bösen Augen eines alten Fisches und einigen spärlichen, borstig abstehenden, gelblichen Haaren auf der grauen Lippe; aufgeschwollener spitzer Bauch, einknickende ganz dünne Beine; Strohhut mit breiter Krempe, Plaid, eine schmierige große Reisetasche in der Hand; steigt aus; zum ersten Diener, der ihm hilft): Tricoli.

Erster Diener (nimmt seine Tasche): A der Sänger. Bitte. (Geht Tricoli voraus, durch die mittlere Türe links ab.)

Tricoli (folgt, den Herzog Oriol devot grüßend und sich vor dem Prinzen Adolar, der eben aus der ersten kleinen Türe links tritt, tief verneigend, dem ersten Diener, durch die mittlere Türe links ab).

Adolar (aus der ersten kleinen Türe links, rasch auf den Herzog zu, indem er nach dem sich tief verneigenden Tricoli hin nur kurz nickt, herzlich): Lieber Onkel, das ist schön von Ihnen — (reicht ihm die Hand und sieht ihm in die Augen).

Herzog Oriol (ist zuerst ruhig nachdenklich gesessen, hat dann, nach Tricoli hin, aufgeblickt und erschrickt über ihn so, daß er aufsteht, ihm neugierig verwundert nachblickt und sich noch immer gar nicht fassen kann, Adolar nur ganz mechanisch die Hand reicht und ihn entsetzt fragt): Was war denn das ... für ein Scheusal?

Adolar (leichthin): Tricoli, der berühmte Kastrat.

Herzog Oriol (der sich noch immer nicht erholen kann): Der sieht aus!

Adolar (leichthin): Aber wohl die schönste Stimme, die es heute gibt.

Herzog Oriol: Da lieber stumm sein ... wenn man dafür so aussehen muß, armer Teufel! (Indem er Adolar herzlich die Hand schüttelt.) Nun, mein lieber Adolar. Dein Bruder Wistian ist auch mit, aber leider zu betrunken ... nun du weißt ja; er sagt: er muß sich den Jodgeschmack ausspülen.

Adolar: Das ist so gut von Ihnen, Sie wissen ja gar nicht, lieber Onkel —

Herzog Oriol: Da du mich doch so gebeten hast —

Adolar (traurig): Ich hatte schon Angst, Sie würden nicht kommen. Auch Sie nicht.

Herzog Oriol (indem er sich wieder setzt): Warum?

Adolar: Ich bin es nicht mehr gewohnt, daß mir ein Wunsch geschieht.

Herzog Oriol: Ja, mein armer Adolar.

Adolar (betreten, mißtrauisch): Wie meinen Sie das, Onkel?

Herzog Oriol: Das ist nun das Leben.

Adolar: Nein, ich habe mich nicht zu beklagen. O nein. Nur, wenn dieser eine Mensch — (bricht ab und geht erregt an die mittlere Türe links) verzeihen Sie! (ruft) Tobias! (Kommt wieder nach rechts.) Denn wenn es mir geschieht, an eben diesem Tage, von dem ich mir das Höchste, von dem ich mir alles erwarte, wenn's mir da geschehen könnte, daß dieser einzige Mensch, den ich mir zum Richter genommen, dessen Urteil ich über mein Leben angerufen habe, der jetzt entscheiden soll (tief aufatmend) ja — wenn auch der mich täuscht, wenn ich mich in ihm ... oder aber dann in mir so sehr getäuscht habe, daß es möglich ist — nein, das wäre das Ende. (Ungeduldig rufend) Tobias!

Herzog Oriol: Aber, Adolar, bedenke, daß ich alt und somit unfähig bin, dir auf den Umwegen deiner Gedanken zu folgen. Ich nehme mich schon zusammen, doch wollen Kinder und Greise klar behandelt sein. Bemühe dich also, bitte, ein wenig.

Adolar: Es dringt nur jetzt so viel auf mich ein, wie gleichsam in einem Moment des Sterbens, wo vieles abgeschüttelt werden muß, um einem reineren Leben zu weichen.

Herzog Oriol: Sag mir nur, was du glaubst, aber verständlich; und sprich, bitte, lieber nicht vom Sterben, wenn es möglich ist.

Adolar: Hören Sie mich an.

Tobias (tritt durch die mittlere Türe links ein).

Adolar (da er Tobias bemerkt; rasch): Tobias! Man soll doch gleich noch einmal nach dem Dampfer schicken, er muß gekommen sein. Aber es ist möglich, daß er erwartet hat, ich würde ihn abholen; vielleicht verletzt ihn das.

Tobias: Es ist bereits geschehen.

Adolar (heftig, brutal ausbrechend): Ich befehle, daß es noch einmal geschieht.

Tobias: Sogleich. (Durch die mittlere Türe links ab.)

Adolar: Er muß gekommen sein.

Herzog Oriol: Du würdest noch dein Regiment ganz gut kommandieren können.

Adolar: Nämlich Gall, an den ich einen Brief von —

Herzog Oriol: Gall ist vielleicht ein Mensch, der eher boshaft ist.

Adolar: Gall ist der Mensch, der mir, als ich alles verloren hatte, die Wahrheit gab. Die Wahrheit über mich, über uns, über den Sinn der Welt. Was ich jetzt tue, ist ein Versuch, wieder leben zu können. Aber er muß mir helfen.

Herzog Oriol: Mir ist, Adolar, alles recht. Doch weißt du? Dein Vater hat sich sehr gekränkt.

Adolar: Mein Vater hat (mit dem Ton auf dem nächsten Wort) mich sehr gekränkt. In jeder Stunde meines Lebens. Stets. Für mich ist das nur ein bloßes Wort. Gefühlt hab ich nie, was ein Vater ist. Und als ich nun, auf jener Reise, zum erstenmal —

Herzog Oriol: Man hätte dich nicht reisen lassen sollen. Das war es.

Adolar: Als ich (mit einem starken Ton auf dem nächsten Wort) Menschen sah, zum erstenmal, und dies alles, was man uns verbirgt, da geschah es, daß ich erschrak. Vor unserer ungeheueren Schuld, Onkel, die doch jeder von uns abzubüßen hat; das wird ihm nicht erlassen. So oder so. Darum entschloß ich mich, es lieber freiwillig zu tun.

Herzog Oriol: Du bist undeutlich. Ich denke mir, du hast Menschen kennen gelernt, die sich in der Nacht nicht fürchten. In unserem Hause schläft man schlecht. Da ist zu viel geschehen, das liegt noch aus alter Zeit da. — Aber glaubst du, unser Schicksal wird dich nicht auch unter einem angenommenen Namen zu finden wissen?

Adolar: Bin ich auf ewig zu den Sünden der Toten verdammt?

Herzog Oriol: Bist du kein Djemini mehr, weil du dich Doktor nennst?

Adolar: Darf ich nicht, was jeder darf: mein Leben leben, meines?

Herzog Oriol: Kannst du dein Blut auswechseln, unser altes Blut?

Adolar: Muß ich immer nur der Erbe, niemals ein eigener sein?

Herzog Oriol: Ich frage und du fragst, aber niemand antwortet.

Adolar (mit einem starken Ton auf dem ersten Wort): Ich antworte. Das ist

es, was ich will. Antworten will ich: durch mein ganzes Leben. Zeigen, daß man die Ketten sprengen kann. Zeigen, daß der Lebende stärker als die Toten ist. Zeigen, daß keiner zur Schuld der Vergangenheit verdammt bleiben muß. Und wie ich meinen alten Namen abgeworfen habe, um einen neuen anzunehmen, nach meiner Wahl, will ich nach meiner Wahl mir mein eigenes Leben suchen dürfen, meiner Vernunft gerecht, frei von euerer Schuld.

Herzog Oriol: Und du glaubst, du wirst es können?

Adolar: Wir sind viele. Überall. Oben und unten. Überall sehnen die Menschen sich, lebendig zu werden. Für diese gibt es kein Gesetz mehr, als ihrer eigenen Liebe, ihrem eigenen Haß zu folgen. Dazu haben sie sich entschlossen.

Herzog Oriol (langsam in Erinnerungen versinkend; tonlos): Man entschließt sich. Man entschließt sich. Aber es hilft nichts. Auch ich war jung. Aber es ist stärker.

Adolar: Ihr schreit, daß ich unser Haus verrate. Aber darf ich (mit dem Ton auf dem nächsten Wort) mich verraten? (Sehnsüchtig, leise.) Und vielleicht kann ich vieles sühnen. Vielleicht kommt dann eine Zeit, wo das Blut an unserem Namen verlischt. (Zuckt nervös zusammen; dann rasch, in einem freien und hellen Ton, voll Mut und Vertrauen) Ja. Da steht mein Leben jetzt: ich will durch, von euch weg, zu mir selbst. Nur wer sich frei von der alten Schuld macht, macht sie gut. Und nur aus uns selbst, aus uns selbst allein können wir uns erlösen. Erlösung, Erlöser! Wie das in mir klingt! — (Wieder ruhiger.) Auch dies verdanke ich wieder Gall. Er hat über mich und meine Freunde ein böses Blatt gezeichnet, das der „Klub der Erlöser" heißt. Ich will es Ihnen dann geben. Es war gewiß gut gemeint, grausam gut: als Stachel nämlich, für uns alle. Und so hat es gewirkt und wirkt noch jeden Tag in mir.

Herzog Oriol: Doch erkläre mir, warum du deshalb eine Dame heiraten mußt, die acht oder neun Jahre, sagt man mir, im Zuchthaus gesessen ist.

Adolar: Hören Sie mich an.

Herzog Oriol: Glaub nur aber nicht, daß ich dir abraten will. Der Mensch tut, was er muß; er kann nichts dafür. Ich wundere mich bloß, da du doch den Wunsch hast, frei zu sein, aber wer ist dies in der Ehe? Ich war es nicht. Wenn du aber bloß Lust auf schlechte Gesellschaft hast, hättest du doch wirklich in der Familie bleiben können.

Adolar: Sie wissen, daß Jessi, eine — (Atemzug) Dirne, ja, für einen Mord an einem trunkenen Passanten verurteilt, jetzt aber, nach neun Jahren, bei der Amnestie zur Hochzeit meines Bruders, begnadigt wurde. Wissen aber wohl kaum, daß auch ich dieses Mädchen, als es noch in der Schande war, besessen habe, ein einziges Mal.

Herzog Oriol: Das kommt vor.

Adolar: Kennen Sie das Wort: Er nimmt die Sünden der Welt auf sich? Dies, lieber Onkel, will ich. Dies muß jeder, der helfen will. Und sind wir nicht alle, die in der Schande des Mädchens geschwelgt haben, mit an seiner Tat

schuld? Sind nicht eigentlich (mit dem Ton auf dem nächsten Wort) wir doch die Mörder?

Herzog Oriol: Ja, so denkt sich der das in dem Buch.

Adolar (erstaunt, leicht unruhig): Welches Buch meinen Sie, Onkel?

Herzog Oriol: Das russische Buch, ich kenne es doch nicht, aber man sagt mir, du hast es dort gelesen.

Adolar (leicht verlegen): Ich habe nicht den Ehrgeiz, originell, sondern gut zu handeln.

Herzog Oriol: Es wäre mir lieber, wenn du es nicht in dem russischen Buch gelesen hättest.

Adolar: Kein Buch kann uns geben, was wir nicht schon haben. Es weckt uns nur auf.

Herzog Oriol (sekkant): Es wäre mir nur lieber, wenn du es nicht in dem russischen Buch gelesen hättest.

Adolar (leise, traurig): Auch Sie zweifeln an mir. Auch Sie.

Herzog Oriol: Mein Alter macht bedächtig.

Adolar: Mir aber könnte nur helfen, wer mich drängt.

Herzog Oriol: Ich fürchte, du begehst den Fehler, daß du eine zu große Vorliebe für noble Worte hast. Man kann sich aber auf sie nicht verlassen, es ist ihnen nicht zu trauen. Möchtest du doch versuchen, einmal selbst zu sagen, wie dir ist und was du hast.

Adolar (aufgeregt hin- und hergehend): Man nimmt solche Worte, um sich anzuhalten ... oder auch, ja, das noch besonders: um mich sozusagen warm einzuhüllen, in sie, denn mich friert, wenn ich nackt bin. — Helfen könnte mir aber nur einer, der mich drängt. Ich bin verloren, wenn Gall nicht kommt.

Herzog Oriol: Was treibt dich, dein Schicksal an diesen Gall zu binden?

Adolar: Er hat hundertmal sein Leben eingesetzt, um mit den Lügen zu brechen.

Herzog Oriol: Er hat dein Haus, uns alle, dich selbst nur immer verhöhnt. Die Gefahr war nicht so groß. Denn ihn schützt der Pöbel, der mächtiger ist als wir.

Adolar (von seinen springenden Gedanken verfolgt): Das von den Worten, denen man nicht trauen kann, das von den noblen Worten geht mir nach.

Herzog Oriol: Ich finde nur, du solltest nicht so viel lesen.

Adolar: Begreifen Sie denn aber nicht, was es heißt, in ein fremdes Leben verdammt zu sein, das in jeder Stunde die eigne Seele verneint?

Herzog Oriol: Seele ist auch ein wunderschönes Wort.

Adolar (heftig): Nehmen Sie mir die Worte ... und was bleibt? Wer kann dann noch leben?

Herzog Oriol: Ich will ja nichts von dir, ich bin gekommen, weil du mich gebeten hast; wenn du sprichst, höre ich dir zu, wenn du fragst, muß ich dir antworten; ich sage nicht, du hast unrecht, ich weiß nicht, ob ich recht habe — dies alles ist hinter mir.

Adolar: Sie sind in unserm Hause der einzige, der rein geblieben ist. Sie heißen der Gütige, das Volk verehrt Sie. Wem kann ich mich vertrauen, wenn (mit einem starken Ton auf dem nächsten Wort) Sie sich mir entziehen?

Herzog Oriol: Ich will dir sagen, mein Neffe: ich sehe gut aus, das ist es. Das Vertrauen der Menschen, ihre Liebe, den Ruf der Weisheit oder Güte, dies alles, zweifle nicht, ich verdanke dies meinem Profil. Es zwingt mich auch zu meiner Haltung im Sittlichen, die jeder unwillkürlich seiner Nase anpaßt. Meine gleicht der des Marc Aurel.

Adolar (heftig, fast höhnisch): Daran erkenn ich unser Haus: selbst der Beste nimmt sich nicht ernst.

Herzog Oriol (ruhig, traurig): Ich habe dir das Geheimnis meines Lebens gesagt und du hältst es für einen Witz. Wozu reden die Menschen miteinander?

Adolar (ausbrechend): Lassen Sie mich nicht so! Ich will Ihr Urteil.

Herzog Oriol (nach einer Pause): Ich habe dich beneidet um den Mut, unser Haus zu verlassen. Während wir unser Schicksal fürchten müssen, dies altverworrene Schicksal über uns, bist du fort, aufs Meer. Ich habe dich beneidet um die Kraft, dich einsam und frei zu machen. Aber jetzt willst du wirken, du willst ein Beispiel sein, du bist eine Partei, die Zeitungen nehmen dich, man blickt, man hofft, man zählt auf dich. Wenn es dir Vergnügen macht, gewiß. Ich aber finde, daß du nur den Herrn gewechselt hast. Uns gehorchst du nicht mehr, aber deiner Sehnsucht nach Werken oder Taten, den Erwartungen deiner Freunde, den Wünschen, die du dir und ihnen erregst. Ich beneide dich nicht mehr.

Tobias (durch die mittlere Tür links).

Adolar (da er Tobias bemerkt; mit heftiger Ungeduld): Nun?

Tobias (achselzuckend): Nein.

Adolar (schwer): Er ist wirklich nicht ... nicht gekommen?

Tobias: Nein.

Adolar: Und kein Schiff mehr?

Tobias: Erst in drei Tagen.

Adolar (sehr rasch und kurz Tobias abwinkend): Gut, gut. (Geht außer sich hin und her.)

Tobias (leise mahnend): In einer Stunde soll das Fest beginnen.

Adolar (schreit Tobias brutal an): Ja. Pack dich. Man hat dich nicht gefragt.

Tobias (durch die mittlere Türe links ab).

Adolar (beherrscht seinen Zorn; dann ruhiger, mehr zu sich selbst): Ich habe an die Seele dieses Menschen gepocht und er ... und er! (Gebärde der Verzweiflung.) Nicht einmal ein Wort bin ich ihm wert, ein einziges kleines tröstendes Wort.

Herzog Oriol (ganz ruhig): Wenn du frei sein willst, wirklich frei, mußt du dir abgewöhnen, einen Menschen zu brauchen oder gar ihn gern zu haben.

Adolar (nach einer Pause; kommt auf den Herzog zu; leise, traurig): Sie geben mir nicht recht, Onkel, auch Sie nicht.

Herzog Oriol (achselzuckend): Recht, Unrecht, ich bin achtzig Jahre.

Adolar (fortfahrend): Aber bitte, Onkel, bleiben Sie mir gut. Ich soll stolz und eigensinnig sein. Nein. Es kränkt mich nur, wenn man verkennt, daß ich ja nichts will als — (mit einem tiefen Atemzug) nach meinem Gewissen leben. Nicht wahr, das glauben Sie mir doch? Und behalten mich ein bißchen lieb!

Herzog Oriol: O ja. Unser Gefühl für einen Menschen hängt von seinem Gesicht, das wir mögen oder nicht, von seinem Ton, der uns angenehm oder zuwider ist, vielleicht von seinem Geruch ab, keineswegs aber von unserer Meinung über sein Verhalten. Dein Gang gefällt meinen Augen, deine Stimme meinen Ohren ... und darauf kannst du dich verlassen.

Adolar (bitter): Ich habe aus der Tiefe meiner Seele zu Ihnen gesprocheu und Sie antworten mit einem Scherz.

Herzog Oriol: Ich habe das Unglück, wenn ich mich aufraffe, ganz ernst zu sein, daß man mich dann für witzig hält.

Adolar (das Gespräch abbrechend, indem er auf die Uhr sieht): Es wird Zeit. Um fünf beginnt das Fest. Ein einfaches stilles Liebesmahl mit unseren Freunden. Ich will da deutlicher, ausführlicher, als es jetzt in der Eile möglich war, den Sinn meines künftigen Lebens und dieser Tat auszusprechen trachten. Ich gebe noch die Hoffnung nicht auf, Sie mir dann geneigter zu finden. Jetzt muß ich zu meiner Braut. (Ruft) Tobias!

Herzog Oriol: Ist es dir wichtig, daß ich in Uniform und mit Orden erscheinen soll?

Adolar: Nein. Als Mensch.

Herzog Oriol: Wistian wird wohl nicht können. Das dauert oft elf, zwölf Stunden, wenn er so ist. Und vielleicht besser. Man weiß nie, wie er sich benimmt.

Adolar: Ja. Aber es freut mich, daß er den Mut hatte zu kommen. So darf ich auf ihn noch hoffen.

Tobias (durch die mittlere Türe links).

Herzog Oriol: Er weiß, daß es alle furchtbar ärgert.

Adolar (zu Tobias): Bringen Sie den Herzog auf sein Zimmer.

Herzog Oriol (steht langsam auf; nachdenklich): Wären die Menschen nur dumm, das ginge noch, aber sie wollen bedeutend sein. (Durch die mittlere Türe links ab.)

Adolar (verneigt sich vor dem Herzog): In einer Stunde also. (Rasch durch die zweite kleine Türe links ab.)

Tobias (hinter dem Herzog durch die mittlere Türe links ab).

Roderich (durch die mittlere Türe links, mit Rabich; eine Mappe unter dem Arm; enthusiastisch aufgeregt): Und der Park! Waren Sie im Park?

Rabich (durch die mittlere Türe links, hinter Roderich; mißvergnügt, suchend; blickt durch die Türe nach dem Gang zurück): Das war doch der Herzog! Nu soll man sich auskennen. Ist es ein Spaß, ist es ... was ist es? Wenn sogar der Herzog —! Sachen gibts heute.

Roderich (ist zu dem Tischchen gegangen, legt die Mappe hin und richtet sich alles zum Schreiben her): Waren Sie im Park? Ich sage Ihnen —

Nabich: Seekrank werd ich, um e Park zu sehn! Was mach ich mit dem Park?

Roderich (indem er sich auf einen der Stühle mit dem Rücken zum Meer setzt und eine Füllfeder aus der Tasche nimmt; enthusiastisch heraussprudelnd): Lorbeer, Orangen, Rosmarin, die schwarzen Zypressen, die schiefen Agaven, Platanen, Pinien, der heilige Ölbaum und darüber, ewig strahlend, der bläuliche Azur!

Nabich: Und wenn schon. Eine Nachricht wär mer lieber. Aber dieser Verwalter ist ein Hund. (Versucht, die Türe rechts zu öffnen, die aber versperrt ist.)

Roderich: Der ganze Süden lacht herein! Und die großen Erinnerungen: Phönizier, Normannen, Venezianer — die Weltgeschichte sieht uns über die Schulter. Und alle Quellen springen in mir auf.

Nabich (kommt enttäuscht von der Türe rechts, zu Roderich): Sie habens gut, Stimmung ... und fertig. Ich muß eine Nachricht haben. Die Agaven nutzen mir nix.

Roderich: Mensch! Spüren Sie denn das nicht? Dieser Glanz der Natur ... Schwung und Kraft überall! (Schwingt seine Feder.) Mich weht der Atem der Ewigkeit an, alle Quellen springen in mir auf und so will ich, noch trunken vom Duft der glühenden Orangen, immer den Blick auf das unendliche Meer —

Nabich (indem er zur ersten kleinen Türe links geht): Sie blicken doch gar nicht. Tun Sie nur nicht so.

Roderich (indem er eifrig zu schreiben beginnt): Innerlich. Darauf kommt's an. Innerlich immer den Blick auf das ewige Meer. Innerlich, innerlich. (Schreibt rapid, hält manchmal ein wenig ein, sagt sich die letzten Worte leise vor, indem er mit der linken Hand dazu schlenkert, und schreibt dann wieder rapid, vor Freude strahlend.)

Nabich (hat an der ersten kleinen Türe links gehorcht, öffnet sie dann ein wenig, blickt scheu hinein, zieht sich aber behutsam gleich wieder zurück. Dann): Nu? was wird geschehen? (Resolut durch die erste kleine Türe links ab; hinter dem Molo wird ein großes schmutziges gelbes Segel mit einem roten Drachen sichtbar: das alte Boot, von der Art, die die Chioggioten haben, biegt um den Molo nach dem Hafen ein.)

Gall (fünfundzwanzig Jahre; sehr groß, lange Beine, breite Schultern; massiver Schädel auf einem kurzen dicken fleischigen Hals; die kurzen sehr dichten braunen Haare mit Fransen in die mächtige Stirne gekämmt; das infam häßliche breite grobe Gesicht glatt rasiert; dicke plumpe platte Nase; die wulstigen gierigen schamlosen Lippen eines Mulatten; sehr große, sehr breite, sehr weiße Zähne; eine knarrende Stimme, schrill, wie eine Trompete; die Hände und die nackten Arme stark behaart; großer verbogener Strohhut, ein rotes Ruderleibchen, das den Hals und die Arme freiläßt, kurze schmutziggraue Hose aus Segeltuch; nackte Füße; die langen grauen Strümpfe und die gelben Halbschuhe liegen im Boot, neben einer Jacke aus Segeltuch, einem großen grellroten Schirm, einer Mappe,

einem Feldstuhl, einem photographischen Apparat, einer Tasche mit einem Fernglas, einem alten schmutziggelben kleinen Koffer und mehreren zusammengebundenen Stöcken; er steht im Boot, zieht das große gelbe rot geflickte und mit einem roten Drachen verzierte Segel ein und stößt dann mit einer langen Stange das Boot durch den Hafen an das Land, wo er es an einen Pfosten bindet, seine Strümpfe mit den Schuhen ins Zimmer wirft und selbst nachspringt; indem er sich umwendet und zurück auf Sotta blickt, ihr zärtlich mit dem Finger drohend): Sotta, klein Isotta, warte schön.

Sotta (elf Jahre; das gelockte schwarze Haar ganz kurz geschnitten; matt gelbliches Gesicht mit großen schwarzen Augen, einer sehr schmalen feinen edlen Nase, dünnen, sehr roten Lippen; der nußbraune Leib, sehr schlank und knabenhaft, ist in allen Muskeln vollkommen ausgebildet; sehr große Ohrringe, Armbänder, Ringe an den Fingern und einen am rechten Fuß um die Fessel; trägt ein ganz kurzes tiefblaues Leibchen und eine kurze hellblaue Hose, Arme und Füße nackt; sitzt im Schnabel des Boots, immer Zigaretten rauchend; nickt Gall lustig zu): Ja.

Gall (sieht noch einmal zärtlich auf Sotta, setzt sich auf den Boden und zieht Strümpfe und Schuhe an; rufend): Aoh!

Roderich (fährt aus seiner Begeisterung an der Arbeit auf, sieht sich nach Gall um und erkennt ihn; vor Aufregung stotternd): Nein ... kein Zweifel! Gall, Gall! Welches Glück, daß ich der Erste bin. (Rennt auf Gall zu.)

Gall (noch auf dem Boden sitzend): Sind Sie der Kellner?

Roderich (stellt sich vor): Roderich, Egon Roderich, der bekannte — Sie kennen mich doch.

Gall (springt auf und richtet sich in seiner ganzen Größe vor Roderich auf; rufend): Aoh! Kellner!

Roderich (sehr rasch): Sie kennen mich doch, erinnern Sie sich nur, Sie kennen mich.

Gall (geht nach rechts vor): Herr, ich reise zu meinem Vergnügen. (Wirft sich in einen Stuhl und streckt die Füße auf einen anderen.)

Roderich (hinter Gall her): Sie kennen mich. Egon Roderich, erinnern Sie sich nur. (Strahlend.) Sie haben mich ja gezeichnet.

Gall: Eben darum. Menschen, die mir Anlaß gaben, sie zu zeichnen, sind abgetan. Ohrfeigt man einen, so ist es, um ihn nicht mehr zu kennen. Und hopp!

Roderich (entzückt): Sie sprechen genau, wie Sie zeichnen.

Gall: Ja.

Roderich: Welches Glück, daß ich der Erste bin.

Gall (brutal): Und hopp.

Roderich: Ich bin unbefangen genug, einen Mann von Ihrem Genie rein ästhetisch zu nehmen — (über seinen eigenen Einfall entzückt, grinsend, sehr rasch) wie eine prachtvolle Naturerscheinung. Naturerscheinung!

Gall (behaglich im Sessel): Sie wird gleich blitzen. (Ruft wieder nach links) Aoh!

Roderich: Seit Jahren ist es mein heißester Wunsch, Ihnen sagen zu dürfen, wie sehr ich Sie bewundere und verehre.

Gall (spuckt auf den Boden).

Roderich: Und ich denke: hier, auf neutralem Boden, wo die Vergangenheit an die Zukunft stößt —

Gall (lacht brutal auf): Ha.

Roderich: Und die einzelne Laune, der einzelne Wunsch sich in der gemeinsamen großen Sehnsucht verliert —

Gall: Hopp! Bin ich schon ein Narr, will ich mein eigener sein.

Roderich: Ich will um Sie werben, um den Menschen, den mir das Schicksal gibt —

Gall: Ha.

Roderich: Ich sehne mich nach Ihnen, ich strecke die Arme nach Ihnen aus —

Gall (lachend): Alle. Alle strecken sich nach mir aus.

Roderich (sehr rasch): Und Sie stoßen sie zurück?

Gall (plötzlich in einem sehr ernsten und drohenden Ton; rasch): Ich habe keine Zeit mehr.

Roderich (plötzlich sehr neugierig): Wieso? Warum? Haben Sie noch was vor?

Gall (sieht auf und Roderich seltsam an; langsam): Ja. — Ja, Hänschen.

Roderich (rasch): Egon, bitte.

Gall (brüllt ihn an): Nein.

Roderich (fährt erschrocken zurück): Wieso?

Gall: Sie heißen Hänschen. Von Natur.

Roderich (betreten, achselzuckend, scheu liebenswürdig): O bitte, wenn Sie wünschen. (Wieder sehr neugierig.) Also Sie haben noch was vor?

Gall (ruhig): Ja.

Roderich: Und darf man vielleicht, darf man wissen —?

Gall (Roderich groß in die Augen): Ja. Sterben.

Roderich (tritt betreten zurück und lächelt nur mechanisch; gedankenlos): Ja natürlich.

Gall (im Tone Roderichs, aber mit einem Anklang von böser Ironie): Ja natürlich.

Roderich (in seiner hastigen Art auf ein anderes Thema springend; indem er mit der Hand nach links zeigt): Ich habe Sie noch eben leidenschaftlich verteidigt, nämlich Ihre Feinde nennen Sie einen bloßen Blagueur, aber da bin ich —

Gall: Frag immer seine Feinde, Hänschen, um die Wahrheit über einen Menschen zu hören.

Roderich: Denn Sie müssen wissen, daß ich fast in allen Fragen Ihrer Ansicht bin.

Gall (trocken, kurz): Ich nicht.

Roderich (neugierig zufahrend): Wieso? Hätten Sie —

Gall (brüllt): Ich habe keine Zeit mehr.

Roderich (prallt zurück; aber gleich wieder sehr liebenswürdig): Ich leugne nicht, mich bezaubert selbst Ihre Grobheit.

Gall: Du willst mich zwingen, höflich zu werden.

Roderich: Sprechen wir uns einmal rückhaltlos aus, von Mann zu Mann, wie —

Gall (mit einer kurzen Handbewegung, geheimnisvoll): Psst (steht ruhig auf).

Roderich (neugierig, leise): Was? —

Gall: Psst (nimmt Roderich gelassen am rechten Ohr und zieht ihn wie einen Knaben zur mittleren Türe links).

Roderich (läßt sich geduldig am Ohre nach links ziehen; neugierig): Was hat der Scherz zu bedeuten, bitte?

Gall (läßt sein Ohr aus und zeigt nur mit einer einladenden Gebärde der Hand auf die mittlere Tür links).

Tobias (durch die mittlere Türe links; fragend): Herr —?

Roderich (zu Tobias; strahlend): Gall, es ist Gall. Ich war der Erste. Man muß sogleich den Prinzen ... ich eile. (Stürmisch durch die mittlere Türe links ab.)

Gall (zu Tobias; kurz, indem er auf Sotta zeigt): Milch mit Kognak für das Kind. Und den Prinzen.

Tobias (verneigt sich; durch die mittlere Türe links ab).

Gall (bleibt an der Türe, wendet sich um; zärtlich): Sotta. Klein Isotta.

Sotta (im Boot; auf Gall hörend; fragend): Ja?

Gall: Tröste mich.

Sotta (nickt, lächelt, springt ans Land, verneigt sich lächelnd, stellt sich auf die Hände und geht auf den Händen in die Mitte vor, springt hier wieder auf die Füße, lächelt Gall zu, verschränkt die Arme auf dem Rücken und beginnt, leise pfeifend, einen langsamen wollüstigen maurischen Tanz, sich windend und biegend, den braunen Leib dehnend und streckend; zuletzt biegt sie den Kopf ganz zurück und von hinten durch die gespreizten Beine vor, hört zu pfeifen auf und sieht Gall lächelnd an).

Gall (hat Sotta kindlich ernst und gierig zugesehen; jetzt, leise): Danke. — Du mein schönes liebes Tier.

Sotta (schnellt wieder in die natürliche Stellung zurück und hält Gall bittend die rechte Hand hin).

Gall (lächelnd): Ja. (Wirft ihr seine Dose mit den Zigarretten zu.)

Sotta (fängt die Dose und ist mit zwei Sätzen wieder im Boot).

Gall (geht nach rechts).

Tobias (durch die mittlere Türe links; mit Kognak und Milch, die er in das Boot zu Sotta trägt): Der — Herr Doktor kommt schon. (Dann wieder durch die mittlere Türe links ab.)

Adolar (aufgeregt rasch, durch die mittlere Türe links, auf Gall zu, bleibt aber nach einigen Schritten verlegen stehen; immer mit großen langen sehnsüchtigen Blicken auf ihn): Wie soll ich Ihnen danken? Sie können ja nicht wissen, was mir das ist.

Gall (das Gesicht ganz starr, mit trotzig vorgedrücktem Kinn; sich affektiert tief verneigend): Hoheit sind sehr gnädig.

Adolar (richtet sich auf, mit Energie): Ich habe kein Recht auf den Titel, den Sie mir geben, und habe das Recht ihn abzulehnen.

Gall: Und so glauben Sie Ihrem Schicksal zu entkommen?

Adolar: Über dies alles sollen Sie jetzt richten.

Gall: Sozusagen inkognito vor Gott? Der Einfall ist verflucht gescheit.

Adolar: Hören Sie mich an.

Gall: Herr! Ich liebe die Menschen zu verhöhnen, nicht zu betrügen. Ich bin der Feind der Djemini.

Adolar: Eben darum.

Gall: Auch (mit dem Ton auf dem nächsten Wort) Ihr Feind. Denn es gelingt Ihnen nicht, sich wegzuschleichen.

Adolar: Sie sind nicht mein Feind: denn Sie sind da.

Gall: Weil das der Brief eines Menschen in solcher Not und einer solchen inneren Verwüstung war —

Adolar: Ja.

Gall: Daß mich gelüstet, ihn zu sehen —

Adolar (öffnet ein wenig die Arme und senkt den Kopf): Hier.

Gall (schneidend, trompetend): Um mich daran zu weiden!

Adolar (zuckt auf; betreten): O!

Gall: Weil es kein reineres Vergnügen gibt, Herr, als an Menschen, welchen es noch schlechter geht.

Adolar (taumelt zurück, starr): Auch Ihnen ... auch Ihnen?

Gall (lacht höhnisch auf): Und sogleich würden Sie mich verachten.

Adolar (erregt): Nicht diesen Ton! Stoßen Sie mich jetzt nicht weg. Ich stehe mit gefalteter Seele vor Ihnen. Ich beschwöre Sie. Nicht diesen Ton!

Gall (heftig): Nicht diesen Stil! Herr! Gefaltete Seelen. Herr! Nicht diesen Stil! Es macht mir Halluzinationen.

Adolar (erschrickt; nach einer Pause, mit einer entschuldigenden Gebärde): Ganz einfach denn.

Gall (höhnisch wiederholend; außer sich): Denn. (Schüttelt den Kopf und wirft sich in einen Stuhl. Kurz, rasch) Ich habe keine Zeit mehr. Mein Vater war herzkrank. Ich hatte zwei Brüder. Der Ältere starb mit siebenundzwanzig, herzkrank. Der zweite mit siebenundzwanzig, herzkrank. Ich bin fünfundzwanzig. Ich habe keine Zeit mehr. Dies alles geht mich gar nichts an.

Adolar (furchtbar erregt): Aber ich rufe Sie, wie einer der ertrinkt. Mit diesem höchsten Rechte, das die Verzweiflung gibt. Zeigen Sie mir den Weg. Was soll ich tun? Ich habe mein ganzes Leben auf Sie gestellt. Ich will von Ihnen hören, ob ich leben darf.

Gall (biegt sich im Sessel halb nach dem Meer zurück; leise): Die Sonne, das Meer ... und fragt, ob er leben darf! — (Wieder kurz, knapp, nervös) Die meisten Menschen, als ob sie sicher wären, hundert Jahre zu werden, können fragen. Ich nicht mehr. Ich kann nicht länger beim Vorspiel bleiben. Es geht knapp aus. Ich muß mich an die Wahrheit halten. Die Sonne glänzt, das Meer rauscht, klein Isotta tanzt — ich habe für das andere keine Zeit mehr.

Adolar (in tiefem Sinnen): Und das wäre die Wahrheit? Das?

Gall: Kleine Isotta tanzt, die Sonne glänzt, das Meer rauscht.

Adolar: Und der ungeheuere Zorn in Ihren Werken? Und der ungeheuere Ruf nach Freiheit?

Gall (heftig): Weil es gut bezahlt wird! Dem Mob gefällt das. Deshalb, Herr!

Adolar (wallt auf): Wie können Sie sich so verleumden? Sie hätten gewagt, an unser altes Haus zu rütteln, das ganze Land aufzustören, die Welt zu entflammen — für Geld?

Gall: Für Geld und aus Haß. Um mich zu rächen, daß Ihr so häßlich seid. Sehen Sie sich an! Daß ich so häßlich bin. Sehen Sie mich an! Mit Rafaels Profil wäre ich ein Heiliger geworden. Aber sich vor keinen Spiegel wagen dürfen. Und durch Eure Schuld! Ihr habt meine Väter, weit hinauf, so gepeinigt und verstört, viele hundert Jahre, daß wir Enkel davon noch den Grimm und die Wut (zeigt auf sein Gesicht) in unseren Fratzen haben. Ich habe meine Visage an Euch gerächt! Dies alles, Euere Scheußlichkeit und meine, verstellt mir die Sonne, das Meer, die Schönheit — und ich hab doch keine Zeit! Das hat mich toll gemacht. — Und nun gehen Sie heim, bitten Ihren Vater um Verzeihung und raten ihm, mich einzusperren. Es ist dumm, mich zu fürchten. Kein Hahn kräht nach mir.

Adolar (bitter): Mein Vater.

Gall (wieder ruhiger): Er ist mehr wert als Sie. Verlassen Sie sich.

Adolar: Er? Und das sagen Sie?

Gall (nachdenklich): Er muß einmal sehr schön gewesen sein. In seiner Jugend.

Adolar (ausbrechend): Aber es kommt doch, um Gotteswillen, auf die innere Schönheit an.

Gall: Wo kann ich sie sehen?

Adolar (rasch, lebhaft): An unseren Werken doch, an unseren Taten! Ist das nicht mehr, wenn diese schön sind? — (In einem leichteren Ton, rasch) Sie kennen Tricoli, den Kastraten?

Gall (kurz): Ja.

Adolar: Er singt heute hier.

Gall (stark interessiert): O! — Sotta! Du wirst Tricoli hören, denk.

Sotta (im Boote liegend, Zigaretten rauchend; leichthin): Ja.

Gall (zu Adolar, kurz): Pardon!

Adolar: Er ist gewiß nicht schön.

Gall: Nein.

Adolar: Und bringt doch das Schönste hervor. Das ist es, was ich die innere Schönheit nenne. Darauf kommt es doch an.

Gall (kurz): Und Sie?

Adolar (kurz fragend, da er nicht versteht): Wie?

Gall: Was bringen Sie hervor?

Adolar (wieder aufgeregt): Das ist es ja doch, was mich so quält! Darum bettle ich doch vor Ihnen so, weil ich von Ihnen die Losung zur großen schönen reinigenden Tat will, nach der mich verlangt. O seien Sie nur jetzt nicht klein, in dieser feierlichen Stunde nicht, der wichtigsten meines Lebens, um die ich mit heißen Händen rang —

Gall (fällt ihm ins Wort, aber ruhig): Dann ist sie es nicht. Die wirklich wichtig und die wahr sind, die Stunden treten uns unangemeldet an ... und wie im Traum. Und wir erkennen sie erst, bis sie vorüber sind. — (leichthin) Aber was wollten Sie sagen? (Wieder nervös werdend, fast brutal) Sagen Sie endlich, was Sie eigentlich wollen!

Adolar (senkt den Kopf; leise): Ein Beispiel geben, ein Zeichen.

Gall: Wem?

Adolar: Allen, die sich sehnen. Aus der Vergangenheit weg, hinüber, hinauf.

Gall: Wo sind die? Wo?

Adolar: Überall. Oben und unten. Nach Tausenden. Es wagt's nur keiner. Aber denken Sie nur, wie Sie gewirkt haben, Sie! Wer hält nicht ein Blatt von Ihnen bei sich versteckt, wie einen Talisman der neuen Zeit? Denn alle sehnen sich. Und warten nur, gierig, auf das Zeichen. Dann werden alle mit uns sein, das neue Leben einer freien Menschheit zu stiften.

Gall (scharf): Mit Deserteuren? Denen es im alten nur mit der Zeit schon ein bißchen langweilig geworden ist? Oder die nicht mehr vertrauen? Denen angst wird?

Adolar (über das Wort betreten): Deserteuren?

Gall (schneidend): Deserteuren. Wie Sie! Was sind denn Sie? Ein Djemini. Aus diesem alten blutigen Hause. Ein Djemini. Und Sie glauben, das hört man einfach über Nacht auf? Wenn es unbequem, wenn es gefährlich, wenn man zu feig wird, dem Schicksale zu stehen, da es sich erfüllen will? Nein, Herr. Sie möchten nur entwischen! Aber mit Flüchtlingen aus dem alten fängt man das neue Leben nicht an. Erst muß das Ende sein. — (leise) Ihr Vater, sehen Sie, der steht und hält aus. Die Hände rauchen ihm von Blut. Er steht und hält. Er würde mich köpfen, wenn er mich kriegt. Es wäre peinlich für mich. Aber ich würde ihm salutieren. Ihnen nicht. Denn ich achte nur den, der stolz ist, zu sein, was er ist, und es mit Leidenschaft ist. Wer erst fragt, ob er darf, wer erst um sein Recht fragt, der hat schon jedes verwirkt. — (In einem andern Ton, indem er Adolar ansieht) Haben Sie sich nie gefragt, warum ich Sie so mit meinem Haß verfolge? Mehr als Ihren Vater, Ihre Brüder, Ihr ganzes Haus? Nein, gerade Sie.

Adolar (mit gesenktem Kopf, zögernd): Ich dachte ...

Gall: Warum?

Adolar (zögernd): Um mich aufzuwecken ... daß ich mich besinnen sollte! Weil Sie ... doch heimlich noch auf mich hofften, vielleicht auf mich zählten.

Gall (lacht höhnisch auf): Ha!

Adolar: So nahm ich es auf.

Gall (kurz, knapp): Herr. Wenn man sich, als ich noch jung war, gegen Ihr Haus verschwor, hieß es stets: Außer der Adolar. Ich fragte: Warum? Und erfuhr, Sie seien (mit einem spöttischen Ton auf den nächsten Worten) ein vortrefflicher junger Mensch, wohlwollend und wirklich gut. (Lacht höhnisch auf) Ha! Ein Djemini! Ein sanfter Tiger, ein freundlicher Schakal ... und Sie glauben sich darum besser als die andern? Eine Bestie, die nicht einmal eine ist! — Ich kenne nur (mit dem Ton auf dem nächsten Wort) ein Gesetz: Sei, was deine Natur verlangt! Und nur einen Schimpf: Aus der Natur zu schlagen! Jetzt werden Sie begreifen, daß ich Ihnen nicht raten noch helfen weder kann noch will. Ich Ihnen nicht. Ihrem Vater — vielleicht.

Adolar (nach einer Pause, in der er fassungslos steht; bittend, leise): Und verstehen Sie denn nicht, wie dieses Gefühl auf mich drückt, das Gefühl unserer uralten Schuld —

Gall (springt auf; stark): Schuld muß gesühnt werden, gesühnt! Sie aber wollen ihr entlaufen.

Adolar: Ich bringe mich selbst dar, um es auszutilgen ..... mit allem, was ich bin und kann. Ist das kein Opfer, das sühnt?

Gall (geht jetzt mit großen Schritten durch das Zimmer; ungeduldig): Sie setzen sich mit ein paar Gaffern auf eine Insel, um revolutionär zu schmusen, ha!

Adolar (kleinlaut und unsicher): Es macht vielleicht doch manchem Mut.

Gall: Hunger macht Mut. Und dazu brauchen wir nicht erst Sie. Hunger und der Haß — die bringen die neue Menschheit herauf.

Adolar (ganz unsicher): Was also bliebe dann mir?

Gall: Ihrem Vater zu gleichen. Ein echter Djemini zu sein. Sie können der Menschheit nicht besser dienen.

Adolar (sich verzweifelt wehrend; leise): Nein, nein.

Gall: Aber Sie sind wie ein zu dünnes Gefäß. Ihre Wände lassen alles durch. Was nur irgendwo gedacht oder gewollt wird, sickert ein. Und das eigene rinnt aus. Sie können Ihr Wesen nicht halten, wie manche das Wasser. Armer Teufel. (Achselzuckend) Aber mein Gott, es wird eben jedem sein Amt zugewiesen. Ihres ist: einen Nekrolog von Roderich zu verdienen.

Adolar (tief traurig): Wenn ich denke, was ich mir von dieser Stunde gehofft, wie ich mich nach ihr gesehnt habe, ganze Tage, wochenlang über Ihre Blätter gebeugt —

Gall (ungeduldig, brutal): Und auf welchem meiner Blätter steht, daß Sie sich mit einem Luder aus dem Bagno verheiraten sollen?

Adolar (eifrig, rasch): Erinnern Sie sich nicht — (will weiter reden).

Gall (fährt ihm brutal ins Wort; höhnisch): Nein, ich erinnere mich nicht.

Adolar: Erinnern Sie sich nicht Ihrer Serie: Aus dem Leben eines Diebes —

Gall (aufmerksam werdend): Ja?

Adolar: Die vor zwei Jahren erschien.

Gall: Es lockte mich die merkwürdigen Bewegungen im Dunkel schleichender gleitender Menschen zu zeigen.

Adolar: Aber darunter war eine Legende.

Gall: Welche?

Adolar: Darunter hatten Sie gesetzt, als Motto: „Es reizt mich oft enorm, zu stehlen, rauben, schänden ... was weiß ich, um nur irgendwie zu manifestieren, daß ich den alten Abmachungen der landläufigen Sittlichkeit meine Zustimmung versage."

Gall (lacht amüsiert kurz auf).

Adolar: Damals ist in mir dieser Entschluß gekeimt. So meine ich es. So soll es wirken.

Gall (sieht lächelnd auf Adolar; dann, fast gutmütig): So vorzügliche Werke wie meine sollte man Kindern nicht in die Hand geben.

Adolar (blickt zu Gall auf; dann flehentlich, leise): Lassen Sie mich nicht so vor Ihnen stehen. Erbarmen Sie sich doch. Ich will gern anders werden ... so wie Sie meinen, daß es recht ist, daß ich soll. Aber — (von rechts schmettern jetzt Trompeten und Posaunen das Glaubensmotiv aus dem Parsifal, das sogleich im Gange links, um eine kleine Terz höher, aufgenommen und dann noch einmal rechts, um eine Terz höher, wiederholt wird. Adolar zuckt zusammen und steht einen Moment verwirrt, bestürzt; dann, heftig erregt, aber leise) Aber doch nicht jetzt! Ich kann doch nicht jetzt — jetzt doch nicht! (Rennt nach links.)

Tobias (durch die mittlere Türe links, die er offen läßt; um den Prinzen zu melden): Der Zug —

Adolar (da er Tobias erblickt, das Gesicht vor Wut verzerrt, schreiend): Hast du nicht erst fragen können, Hund? Ich will dich, verfluchter Hund ... ich will dich — (hebt den Fuß, um nach Tobias zu stoßen; da setzt draußen links der Hochzeitsmarsch aus dem Lohengrin ein).

Tobias (weicht Adolar aus; rasch, flehentlich): Um Gotteswillen, Hoheit, der Zug beginnt.

Gall (hat Adolar am Arm gepackt und weggerissen; indem er ihn nach links vorne zieht, breit lachend): Sehen Sie, so gefallen Sie mir ganz gut. Das war echt. Ein Naturlaut. (Läßt Adolar lachend aus und lehnt sich jetzt links vorne an, um, die Hände auf dem Rücken, zu beobachten.)

Adolar (kommt, von Gall weggerissen, erst wieder zu sich, senkt den Kopf und legt beschämt die Hand auf seine Augen).

Tobias (geht an die Türe rechts, die von außen geöffnet wurde).

Tricoli, der Organist und vier Chorknaben (eröffnen den Zug, gehen von der mittleren Türe links zur Türe rechts und verschwinden dann durch diese).

Tobias (an der Türe rechts; zu Tricoli): Gleich beim Eingang links, über die kleine Treppe, geht's auf den Chor.

Herzog Oriol (erscheint links, wenn Tricoli rechts abgeht).

Nabich (von links, dicht hinter dem Herzog, etwas zur Seite).

Adolar (geht, als der Herzog links erscheint, rasch durch die Mitte zurück, um, wie bestimmt ist, die Braut aus dem Zimmer an der zweiten kleinen Türe links zu holen. Da fällt ein Kanonenschuß. Adolar zuckt zusammen und blickt nach dem Meere. Ein zweiter und ein dritter Schuß. Die Musik verstummt, die Gäste drängen sich zusammen. Hinter dem Molo wird eine lange schmale ganz weiße Barkasse sichtbar, die pfeilschnell in den Hafen biegt. Sie ist mit sechs ganz in weiße Seide gekleideten Matrosen bemannt und hat eine weiße Flagge, der ein goldenes Kalb aufgestickt ist. Adolar, erstaunt, zu Tobias): Wer kann das sein? Kennst du die Flagge?

Tobias (verneint und tritt achselzuckend an Galls Boot, löst den Strick vom Pflock und zieht es ein wenig nach rechts, so daß nur der Schnabel sichtbar bleibt).

Gall (ruft, da er Tobias an sein Boot treten sieht): Sotta. (Winkt ihr zu kommen; bleibt links vorne.)

Sotta (auf Galls Ruf): Ja. (Springt aus dem Boot und kommt, sich auf den Zehen wiegend, alle lustig betrachtend, zu Gall vor, zu dessen Füßen sie sich, mit gekreuzten Beinen, türkisch setzt.)

Herzog Oriol (ist links stehen geblieben und blickt ruhig, nur sachlich interessiert auf die Barkasse): Ein goldenes Kalb in weißem Felde.

Nabich, Cann, Timian, Habes, Fräulein Winden, ein großer Herr mit langem weißen Bart, ein kleiner Herr mit langem weißen Bart, ein russischer Student, eine Dame in Schwarz, eine russische Studentin, eine Münchner Malerin, eine kleine Soldatin der Heilsarmee und zwei reiche Amerikanerinnen (sind auf den Schuß alle rasch aus der mittleren Türe links gestürzt und scharen sich nun neugierig hinter dem Herzog in der Ecke links).

Roderich (ist hastig aus der mittleren Türe links gestürzt, sogleich auf Gall zu, dem er sich auf alle Weise zu nähern versucht).

Herold (Araber; baumlanger Kerl in violettem Haik und ungeheurem grünen Turban; steht in der Barkasse, die, ohne noch zu landen, hält, während die sechs weißen Matrosen sich auf die Ruder beugen; ruft schallend): Seine Majestät Moriz der Erste, Kaiser von Wadelai, entbietet dem Doktor Adolar von Djemini seinen Gruß.

Die sechs Matrosen (kurz, stoßweise; wie drei Salven): Harru — harru — harru.

Adolar (hat verlegen auf Tobias geblickt, der ihm ein Zeichen macht; schüchtern): Bitte. Er soll mir willkommen sein.

Herold (springt an das Land, hält das Boot).

Zwei Matrosen (springen aus dem Boot und rollen einen großen schweren persischen Teppich über die Stufen in das Zimmer auf, auf dessen Enden sie niederknien).

Cann (hat gespannt nach der Barkasse gesehen und kommt jetzt, da er den

Kaiser Moriz erkennt, gebeugt, mit der rechten Hand das Lachen verhaltend, zu Roderich vor; sich vor Vergnügen schüttelnd, zu Roderich)): Morizl! Der kleine Morizl Veilchen ... (mit dem Ton auf dem ersten nächsten Wort) mein Freund!

Roderich (sehr aufgeregt, sehr rasch; leise, zu Cann): Ah das ist ... der ist das! Der große Raffineur, der jetzt —

Cann: Morizl Veilchen. Gott, wie oft — als ich noch Cohn hieß. Da sehen Sie, was ein Mensch alles werden kann: durch Petroleum. (Indem er die Schultern hoch zieht und mit der Hand das Lachen verhält): Kaiser von Wadelai.

Kaiser Moriz (einundfünfzig Jahre; klein, gedrungen; starker Schädel mit energischen Zügen; das sehr dichte, sehr schwarze Haar kurz geschoren, ganz kurzer sehr dichter schwarzer Spitzbart, Hackennase; spricht langsam, indem er sich bemüht, rein zu betonen; Panama, weißer Flanell, weiße Handschuhe, weiße Schuhe; steigt aus der Barkasse, kommt über den Teppich bis an den Rand vor und winkt den beiden Matrosen ab; zu Adolar; gelassen hochmütig): Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen. (Reicht ihm nachlässig die Hand hin.)

Die zwei Matrosen (springen auf den Wink des Kaisers auf und eilen in die Barkasse).

Adolar (drückt dem Kaiser die Hand, immer ein wenig verlegen): Ich habe viel von Ihnen gehört.

Kaiser Moriz (läßt die Hand des Prinzen los; lächelnd): Ich gehe (zeigt mit dem Finger empor) dorthin, woher Sie kommen. Da mußten wir uns begegnen. — (Immer sehr nachlässig, ganz Cercle haltend): Ich finde manche Ihrer Ideen recht interessant, wenn auch das Leben freilich wohl ein bißchen anders ist, als Sie denken. Aber ich liebe das, ich mag Idealisten gern.

Cann (ganz leise, zu Roderich): Morizl. (Schleicht behutsam vor und sucht diskret dem Kaiser aufzufallen.)

Adolar (immer verlegen): Ich suche nach meinen schwachen Kräften mitzuwirken, daß —

Kaiser Moriz: Ja. Nun darüber sprechen wir wohl noch einmal. Ganz interessant. Ich habe ja meinen geheimen Plan mit Ihnen, übrigens. Wie wärs, Sie kämen an meinen Hof?

Adolar: Ich weiß nicht, Majestät —

Kaiser Moriz (lächelnd): Ich bin ein bißchen gradezu. Nun überlegen Sie das einmal. Was Sie da neulich schrieben, in Ihrem offnen Brief an die Nation, über das Ende der alten Rassen und die Geburt einer neuen, einer Rasse der Arbeit, der Kraft, der Tat, das hat mir sehr gefallen. (Lächelnd): Werden Sie mein Posa, nur hoffentlich mit mehr Glück. Es soll Ihr Schade nicht sein. (Blickt nun erst nachlässig über die Gäste, bemerkt den Herzog und nickt ihm lächelnd zu): O der Herzog.

Nabich (hat Gelegenheit zu einer Aufnahme mit seinem Kodak gefunden; man hört diesen knacksen).

Herzog Oriol (sieht den Kaiser unbeweglich mit steinernem Gesichte an).

Kaiser Moriz (einen Moment durch die starre Haltung des Herzogs etwas befangen, indem er sich rasch wieder zu Adolar wendet): Aber ich habe gestört, nicht? Lassen Sie sich durchaus nicht —

Adolar: Das Fest soll eben beginnen, ein kleines Liebesmahl, die Trauung ist dann erst morgen. Wenn Majestät also —

Kaiser Moriz: Gern. (Erblickt jetzt Cann; rasch, in einem anderen, etwas singendem Tone): Gott, das ist doch aber — (tritt rasch auf Cann zu) Isidor! (Beherrscht sich, da Cann sich feierlich tief vor ihm verneigt, sogleich wieder und bleibt stehen; huldvoll, zu Cann): Wie geht's Ihnen denn immer, lieber Cann?

Adolar (hat sich vor dem Kaiser leicht verneigt und geht nach links, durch die zweite kleine Türe links ab, die er offen läßt).

Tobias (geht hinten nach links herum und ordnet die Gäste wieder in den Zug ein. Auf sein Zeichen beginnt im Gange links dann wieder der Hochzeitsmarsch aus dem Lohengrin).

Die sechs Matrosen (rudern die Barkasse nach links ab).

Roderich (vorne links; sucht fortwährend Gall aufgeregt zu haranguieren; er hält sich im Zuge dann an Cann).

Gall (steht die ganze Zeit unbeweglich, an die Mauer gelehnt, die Arme über der Brust verschränkt, nur manchmal leise mit dem Fuße die vor ihm kauernde Sotta berührend; er schließt sich dem Zuge nicht an, sondern bleibt).

Cann (hat sich, als der Kaiser ihn erkennt, sehr feierlich tief vor ihm verneigt; jetzt, auf des Kaisers Frage): Gott, man lebt. Bei (mit dem Ton auf dem ersten nächsten Wort) den Zeiten!

Kaiser Moriz (lächelnd): Sie haben sich doch wirklich nicht zu beklagen.

Cann: Nu, Majestät doch auch nicht.

Tobias (kommt aus der Ecke links wieder in die Mitte; zum Kaiser und zum Herzog, indem er auf die Türe rechts zeigt): Also bitte . . . ja aber wer —? (Verstummt verlegen und sieht den Kaiser und den Herzog fragend an.)

Kaiser Moriz (versteht, was Tobias meint; lächelnd zum Herzog): Wer von uns beiden tritt vor? (Tritt zurück, liebenswürdig): Ihr Haus ist das ältere.

Cann (zu Roderich, mit dem er sich in den Zug rangiert; leise): Unstreitig.

Herzog Oriol (steinern): Aber ich bin kein regierender.

Kaiser Moriz (leichthin zustimmend): Also. (Schreitet allein dem Zug voran, durch die Türe rechts ab.)

Herzog Oriol (schreitet hinter dem Kaiser Moriz allein durch die Türe rechts ab).

Adolar (aus der zweiten kleinen Türe links; führt Jessie in die Mitte und dann, hinter dem Herzog Oriol, durch die Türe rechts ab).

Jessie (vierunddreißig Jahre; klein, dick; glatte schwarze Haare, in der Mitte gescheitelt; ein breites fahles welkes Gesicht mit einem lauernden Zug; den Blick der großen schwarzen Augen starr gesenkt, hält sich gewaltsam; einfach schwarz gekleidet; mit Adolar aus der zweiten kleinen Türe links, durch die Türe rechts ab).

Cann (im Zuge mit Roderich; zurück auf die Musik zeigend): Da ist es aber (mit dem Ton auf dem nächsten Wort) sie, die nix befragt werden darf.

Roderich (im Zuge mit Cann; in seiner Art sprudelnd): Einer Niobe gleich, Niobe der sozialen Not. (Durch die Türe rechts ab.)

Cann: Kunststück. (Durch die Türe rechts ab.)

Timian, Habes, Fräulein Winden, Nabich, der große Herr mit langem weißen Bart, der kleine Herr mit langem weißen Bart, der russische Student, die Dame in Schwarz, die russische Studentin, die Münchner Malerin, die kleine Soldatin der Heilsarmee und die zwei reichen Amerikanerinnen (zu zweien oder dreien rangiert, durch die Türe rechts ab).

Die vier Diener, der Pförtner, der Gärtner, der Koch, der Jäger und die Kammerfrau (schließen den Zug; durch die Türe rechts ab).

Tobias (geht als der letzte, gibt an der Türe rechts ein Zeichen nach dem Gange links, auf welches die Musik verstummt; dann durch die Türe rechts ab; die Türe bleibt offen).

Sotta (lehnt den Kopf an Galls Bein und wetzt ungeduldig).

Gall (fährt sanft mit der Hand über Sottas Locken, zärtlich): Noch ein bißchen Geduld, Klein Isotta. Wir wollen doch Tricoli hören. Dann gleich. (Läßt ihren Kopf aus und geht langsam nach rechts. Man hört rechts draußen Stühle rücken und Teller klappern.)

Adolar (rechts draußen; hastig, kurz): Liebe Schwestern und Brüder! Laßt uns dies einfache Mahl in herzlicher Liebe vereint genießen. Nachher will ich dann noch einiges vorbringen, was ich auf der Seele habe. (Man hört, wie er sich setzt. Kurzes Gemurmel. Dann Stille. Eine Orgel ertönt mächtig. Die Stimmen der Knaben beginnen, bald setzt der himmlisch jauchzende Sopran Tricolis ein. Kantate von Bach.)

Gall (ist, als die Orgel beginnt, an die Türe rechts getreten und lehnt sich zuhörend an. Die Musik bewegt ihn tief. Plötzlich, wütend, indem er seinen Platz an der Türe rechts verläßt): Und dabei können die Schweine fressen. (Geht rechts vor, wirft sich in einen der Stühle, beugt sich vor, stützt den Arm auf, preßt die Hand an die Stirne und lauscht, die schwellende Stimme Tricolis trinkend, während Tränen über seine häßlichen Wangen rinnen; plötzlich schluchzt er röchelnd laut auf, verbeißt es aber gleich.)

Sotta (hört Gall schluchzen, schleicht leise zu ihm, kauert vor seinem Stuhl, schmiegt sich an ihn und reibt ihren Kopf an seinen Armen, wie ein zutraulicher guter Hund).

Gall (das Köpfchen Sottas streichelnd; tief bewegt; leise): Das gibt es. Das gibt es und — man muß sterben. Das verlassen. (Lauscht wieder; dann, indem er immer Sottas Köpfchen streichelt, in einem andern Ton, mit stillem Hohn, aber ganz leise, um nichts von der Stimme Tricolis zu verlieren): Und ich hätte siebzig Jahre werden können, denk ich oft. Vielleicht. Wenn ich einen natürlichen Beruf

hätte. Es gibt Leute, Klein Isotta, die einen natürlichen Beruf haben. Lehnen an einem heißen Stein im Hafen, bis das Schiff kommt, heben dann den Korb und rufen: Mandoli! Oder liegen im Gras und schauen Weiden zu. (Lauscht wieder dem Gesange; dann, grimmig, aber ganz leise) Ich aber habe mir gewählt; täglich mein Gehirn aufzuschneiden, damit das Pack zu lachen hat, für seinen Sou, ha! — Und es gibt doch (mit dem Ton auf dem nächsten Wort) das! (Lauscht wieder; flüsternd) Horch, Sotta, Klein Isotta, liebes Tier, horch nur, wie das Leben ist. (Versinkt lauschend. Plötzlich hört man nebenan rechts Jessie schrill aufkreischen, verworrenes Geräusch von Tellern und Messern, Adolars heiser streitende Stimme, Sesselrücken, rufen, Tumult, der Gesang bricht plötzlich ab, gleich darauf auch die Orgel. Gall steht erstaunt auf und tritt nach rechts, während Sotta unbekümmert kauern bleibt.)

Jessie (stürzt rasend durch die Türe rechts herein, in höchster Wut): Der Teufel soll ihn holen, den blöden Sauhund! Was weiß denn ich, wie er das gewohnt ist —

Timian (dicht hinter ihr, eine Serviette vorgebunden; aufgeregt, indem er sie zu beschwichtigen sucht, sehr rasch): Hören Sie doch nur, es ist ein Mißverständnis, beste Frau —

Roderich (dicht hinter Jessie, eine Serviette in der Hand schwingend; aufgeregt, sehr rasch, durcheinander mit Timians Worten): Lassen Sie sich nur erklären — (Der Lärm nebenan wächst.)

Erster Diener (durch die Türe rechts, rennt nach der mittleren Türe links und dort ab).

Jessie (indem sie zur zweiten kleinen Türe links will; immer aufgeregt schimpfend): Was denn nicht noch? Hauen lassen ... von so einem. Wenn ich nicht einmal mehr essen darf, wie ich will, da pfeif ich ihm was.

Timian (links neben ihr, in sie hineinredend): Aber begreifen Sie doch nur, beste Frau —

Roderich (rechts neben ihr, um die Wette mit Timian in sie hineinredend): Er hat es ja nicht so gemeint, es wird sich alles aufklären —

Tobias (durch die Türe rechts, die er hinter sich schließt, so daß der Lärm verstummt, indem er nach links rennt): Nur Ruhe, um Gotteswillen, der Prinz liegt in Ohnmacht. Man muß um einen Arzt — (rennt durch die mittlere Türe links ab).

Jessie (kreischend): Soll er sich eine von seinen dreckigen Prinzessinnen holen, wenn er (mit dem Ton auf dem nächsten Wort) das will.

Timian: Aber Sie hören einen ja nicht an.

Roderich: Wenn man Ihnen schon sagt — (faßt Jessie am Arm) lassen Sie sich doch nur —

Jessie (stößt Roderich weg, daß er taumelt): Weg oder —! (die Hände in die Hüften stammend) Ich pfeif' ihm was, auf das ganze Narrnhaus pfeif' ich — da! (Reckt die Zunge heraus und rennt zur zweiten kleinen Türe links.)

Timian (der sich feige zur Seite gedrückt hat, ruft ihr nach): Bedenken Sie, was Sie sich verscherzen!

Jessie (schon die Klinke in die Hand; höhnisch): Den? Nein. Vor dem könnt' man ja gar keine Achtung haben, der eine wie mich nimmt, pfui Teufel. Aber zahlen soll er, daß er schwarz wird. Da gibt's noch ein Gericht dafür. (Durch die zweite kleine Türe links ab, schlägt sie zu und verriegelt gleich.)

Roderich (dem sie die Türe vor der Nase zuschlägt, prallt zurück).

Timian (will ihr nach und ergreift die Klinke): Zugeriegelt.

Roderich (indem er enttäuscht in die Mitte kommt): Nichts zu machen.

Timian (indem er Roderich folgt): Wie wird das nun werden?

Roderich: Peinlich, furchtbar peinlich; wird nicht gut wirken, wenn man es erfährt.

Gall (von rechts, mit einem Schritt auf Roderich und Timian zu; ruhig fragend, bestimmt): Was war denn?

Timian (achselzuckend): Gott, der Prinz ist eben ein Ästhet.

Roderich: Aber schlagen hätte er nicht sollen.

Timian: Er war sinnlos, vor Wut. Sie haben sie nicht gesehen, ich saß neben ihr, es war wirklich nicht schön.

Roderich: Schauerlich war es, selbstredend.

Timian (zu Gall, erklärend): Nämlich —

Gall (gespannt): Nämlich?

Timian: Also das Fest begann, Tricoli sang —

Roderich: Himmlisch! Eine Stimmung! Nietzsche, gesungener Nietzsche. Zarathustra.

Gall (leicht ungeduldig über Roderich): Und?

Timian (achselzuckend): Ja. Sie hatte nun schon mit dem Fisch etwas merkwürdig hantiert, die Niobe —

Roderich: Aber nun —

Gall (allmählich erratend, indem er das ganze Gesicht breit verzieht, mit diabolisch funkelnden Augen): O.

Timian: Als nun aber der Braten kam und sie ein großes Stück auf dem Messer in den Mund schob —

Roderich (eifrig, sehr rasch): Und das Brot hat sie in die Sauce getunkt.

Timian (mit den letzten Worten Roderichs zugleich, ruhig): Da verlor eben der Prinz die Besinnung.

Gall (fängt plötzlich auf beiden Füßen zu hüpfen an, wie ein Bock, immer rascher, immer höher, durch das Zimmer rasend, indem er bei jedem Sprung immer schriller schreit): Ha. Ha. Ha. Ha. Ha.

Roderich (tritt verdutzt an die Türe rechts): Was hat er denn?

Timian (folgt Roderich an die Türe rechts; achselzuckend): Man erlebt hier manches, in diesem Haus.

Adolar (erscheint in der Türe rechts, sehr bleich; lehnt sich an und spricht nach rechts in den Saal zurück; seine matte Stimme forcierend). Nein, bitte. Wirklich.

Tut mir den Gefallen und laßt Euch nicht stören. Nur noch ein bißchen frische Luft und mir ist wieder gut. Ich komme dann gleich. Musik! (Zu Roderich und Timian, mit einer Geberde, daß sie rechts eintreten sollen) Bitte, meine Herrn. (Die Orgel setzt ein.)

Roderich und Timian (mit einer leichten Verbeugung gegen Adolar, rasch rechts ab; sie schließen die Türe, man hört die Musik nicht mehr).

Gall (hat, wie der Prinz erscheint, zu springen und zu tanzen aufgehört, steht vor der mittleren Türe links, Adolar mit großen Blicken erwartend, und gibt Sotta mit der Hand ein leichtes Zeichen, ins Boot zu gehen).

Sotta (geht auf Galls Zeichen zum Boot, löst den Strick vom Pfosten, zieht es nach links, so daß es wieder ganz sichtbar wird, und setzt sich, indem sie mit der Hand an eine der Stufen greift, um so das leise schwankende Boot festzuhalten).

Adolar (noch an der Türe rechts, blickt zu Gall auf, senkt dann den Kopf; beschämt, traurig, leise): Sie hatten recht.

Gall (immer den Blick auf Adolar; fest und ruhig): Verzeihen Sie.

Adolar (der kaum auf ihn hinhört; verloren): Ich weiß gar nicht, wie denn das über mich kam ... was denn nur plötzlich mit mir war!

Gall (ruhig, scharf, schneidend): Ich habe Sie verkannt. Sie sind noch zu retten. Denn —

Adolar (sieht verstört auf): Denn?

Gall (falsch pathetisch): Denn noch — noch tönt in Ihnen die Stimme der Natur.

Adolar (schmerzlich): Sie verhöhnen mich noch.

Gall (rasch, hell, stark): Nein. (Noch heller, noch stärker.) Nein. — Denn Sie haben mich überführt: Sie können noch, was ich Ihnen niemals zugetraut hätte.

Adolar: Was?

Gall: Eine Tat, die aus uns wie der Blitz aus der Wolke fährt, unbedacht, unbegehrt, stärker als der armselige Verstand, vor ihm und gegen ihn und über ihm. Ich habe Sie für einen bloßen Buchstaben gehalten, aber es zeigt sich, Sie sind ein Mensch. Ich gratuliere.

Adolar (wieder ganz versunken): Ich begreife gar nicht, wie das mit mir geschah ... ich kanns noch immer nicht verstehen ... was war nur? Es fuhr so plötzlich über mich — (bricht ab).

Gall: Der Jobber Moriz Veilchen im Gottesgnadentum und ein Djemini als Erlöser, begreifen Sie meinen Haß auf die Zeit? Aber jener wird sich beim ersten Coup auf der Börse besinnen und nun zeigt es sich, daß auch Sie noch leben. Der Mensch ist doch stärker, als was er sich denkt. (Indem er sich die Hände reibt.) Hurra.

Tobias (stürzt durch die mittlere Türe links): Prinz Wistian ist entsprungen. (Auf Sotta zeigend) Das Kind! Daß er nur das Kind nicht erwischt.

Erster Diener (stürzt aus der Türe rechts, entsetzt): Prinz Wistian soll im Park sein.

Wistian (durch die erste Türe links; nur in Hemd und Hose; torkelt lallend vor, erblickt Sotta, brüllt ungeheuer, will sich brüllend auf sie werfen, wird aber von Gall, Tobias und dem ersten Diener gebändigt und fortgebracht, indem er wüst um sich schlägt und tobend flucht; dann durch die mittlere Türe links ab).

Gall (ist vor das Boot gesprungen; brüllend): Schuft. (Er packt Wistian am Kragen und hält ihn fest, so daß ihn Tobias und der erste Diener von hinten bändigen können.)

Tobias und der erste Diener (springen auf Wistian von hinten los, bändigen und schleppen ihn zur mittleren Türe links; dann mit Wistian, ihn stoßend und tragend, durch die mittlere Türe links ab).

Gall (nachdem er Tobias und dem ersten Diener geholfen hat, Wistian zur mittleren Türe links zu bringen; noch an der Türe, gelassen, kalt höhnisch): Er kann ein gutes Werk tun, er soll sich an das Fräulein Kamilla wenden, (mit einer kurzen Geberde der Hand, nach der Türe rechts hin) da, nebenan. (Schließt die Türe, so daß man das Gebrüll Wistians nicht mehr hört, schüttelt sich dann, wie um dies alles abzuwerfen, geht zum Boot, beugt sich auf Sotta und streicht ihr Haar leise; still zärtlich): Sotta, Klein Isotta.

Sotta (ist die ganze Zeit unbekümmert im Boote gesessen).

Adolar (lehnt bleich an der Türe rechts; entsetzt, leise): Wir. Wir.

Gall (wendet sich nach Adolar um, bleibt aber am Boot; ruhig, höhnisch, mit einem Blick auf die mittlere Türe links): Ihr Haus hat doch noch einen starken Fonds von ungebrochener Kraft. — Nein, Sie sind kein Anfang. Ihr seid das Ende.

Adolar (verstört): Und keine Hoffnung, keine?

Gall: Für Sie? Doch, Hoheit. Melden Sie sich bei Ihrem Vater. Man wird Ihnen gnädig sein, man ist die liberalen Kronprinzen gewohnt. Kehren Sie heim, melden Sie sich bei Ihrem Vater. Es ist das Einzige. Zum Erlöser — nein! Zum Erlöser langt's nicht. Aber Sie können noch einen ausgezeichneten Korpskommandanten geben. Melden Sie sich bei Ihrem Vater. (Springt ins Boot und ergreift die Stange, um es langsam aus dem Hafen nach dem Meer zu stoßen.)

Adolar (verloren, leise): Einen Korpskommandanten? Und darum —? ... Einen Korpskommandanten?

(Vorhang.)



Ödipus und der Ruf des Lebens/ von Alfred Kerr

O, die Antike steht nicht mehr auf,
Es liegt nicht in der Dinge Lauf,
Daß etwas erst heute geboren sei
Und tausend Jahre alt dabei. (F. Hebbel)

I.



Der stärkste Beweis für Hofmannsthals Können ist, daß er im unmöglichsten Teil einer unmöglichen Sage, nämlich in den Beziehungen der Jokaste zum Ödipus, etwas ... nicht nur Ernstes, sondern still und fern Entzückendes vermocht hat. Die Sage steht hier gewaltig (fast inhaltslos gewaltig) in einer komischen Trauerigkeit da. Bei Hofmannsthal ist dieser Punkt verschönt, mit leicht vibrierender Innerlichkeit fast großstädtisch gemacht.

Ich erkenne jedoch: daß die Holdheit dieser Frau eine absolute Holdheit ist ... und nicht aus dem furchtbaren Verhältnis zum Sohne quillt. Sie quillt, mit allem Reiz der Scham, des Erschauerns und einer wie geahnten Blutschande, doch nicht aus diesem Verhältnis. Sichtbar wird sie nur insoweit: als jede Umarmung einer Älteren durch einen halben Knaben ein Stück Blutschande birgt. Nur insoweit hier zu jeder weiblichen Lust ein sorgender Schmerz kommt; ein tieferes Verhüllen des Gesichts mit den Händen in der lähmenden Entzückung; insoweit der Mutterzug der Frau und ihr Geschlechtszug auf denselben Gegenstand vereinigt sind. Aber das Geschlechtsverhältnis zwischen einer Mutter und einem Sohne steigt nicht auf. Ich sehe bloß: die Witwe mit dem Knaben.

Also wo das Stück am schönsten ist, bleibt es der Sage fern. Hofmannsthal schaue die Nibelungen auf dem Theater: so wird er wissen, daß es dem großen Hebbel nicht anders erging.

2.



Wo das Stück am schönsten ist, bleibt es der Sage fern. Wo es am stärksten ist, wieder. Nämlich im Kreon. Kreon hat die Tragik des Kronprinzentums hinter sich, früh ist er klug gemacht worden durch die Erkenntnis des Schrecklichen in der Welt (Ödipus wird hierdurch dümmer, wie wir sehn werden). Kreon klagt über Schlaflosigkeit, ist Päderast, sieht überall die Hemmnisse, kann sich nicht freuen, verleidet andern die Freude, will nur um seiner selbst willen geliebt sein, bringt gelegentlich dem Stefan George eine Huldigung („Knabe, wenn ich König bin, so laß ich deinen Namen in das Gold des Weinpokals graben, draus ich trinke zu Abend" — das ist einer Dichtung des steilen Stefan von Bingen entliehen, so wie der Eklekt Hofmannsthal das Gleichnis von der Milchstraße, die einer Wünschelrute ähnelt, im Ödipusdrama kennerisch vom Jean Paul borgt). Kreon scheint im Kampf mit seinem Neffen die „Anziehung des Abstoßenden" zu spüren ... und alles in allem ist hier Meisterliches; das steht uns ja viel näher als der Skule. Zusammen-

gedrängt Meisterliches; Schlag auf Schlag. Eine verwickelte Natur, die vor Erkenntnis keine Instinkte hat; man denkt wieder an den „Brief", der zum Allerschönsten von Hofmannsthal gehört. Dieser Kreon will immer das Andere, das Abwesende. Kurz und gut: hier sind ... vielleicht Entdeckungen, sicher neue Formulierungen.

Hier wirkt jemand, der uns weiter bringt.

Niemals jedoch in der Gestalt des Ödipus — als welche (kraft ihres Schicksals) nicht auszugestalten, sondern von der Sage fest zu übernehmen war. Dieser Mythus ist ... der Stoff der unbegrenzten Unmöglichkeiten. Ich frage: Wer steht uns näher: der erfundene Kreon, der die psychischen Zusammenhänge sieht, jede Lage durchschaut — oder der andere, der trotz allen Warnungen in das hineintappt, was er eben vermeiden soll? Er muß sich zuletzt die Augen ausstechen und setzt schiefe Verwandtschaftsgrade in die Welt. Ich weiß, die Symboldeutung möchte sagen: jemand will sich loslösen von dem, womit er erblich belastet ist — und erliegt dennoch der Zusammensetzung seines Blutes; ich weiß. Doch über die Beschränktheit dieses Ödipus kommt man bei alledem nicht weg. Tragik? Es ist ja bei der sogenannten Tragik die Ursache der Tragik nicht gleichgültig; gewiß leidet auch jemand furchtbar, der sich auf einen spitzen Gegenstand gesetzt hat.... Dieser Ödipus träumt zu seinem brüllenden Schmerz, er werde den Vater töten, die Mutter heiraten — und tötet gleich darauf einen alten Mann, heiratet gleich darauf eine ältere Frau: obschon ihm einer angedeutet, daß seine Pflegeeltern nicht seine wahren Eltern sind. Das ist beschränkt! Seit anderthalb Jahrhunderten lachen die Gallier über einen solchen Stoff. Bei Hofmannsthal sucht Ödipus umsonst seinen schwachen Verstand durch mutige Taten zu bemänteln. Er gilt trotz seiner Beschränktheit plötzlich als ein Halbgott. Ist er wirklich ein Symbol dafür, daß ein Mensch seinem Schicksal nicht entgehn könne? Wie soll er ihm entgehn, wenn er nicht den geringsten Einfall hat, es zu meiden, bloß einen starken Willen, um hineinzurennen. Was ist das für ein Symbol!

Aber das Ganze sei ein Symbol: dann erschiene mir noch immer ein unendlich schwerer und langer Apparat verwandt für den Ausdruck eines verhältnismäßig bescheidnen Gedankens.

(O Bearbeitungen! Bearbeitungen!)

3.

Es gilt, reale Werte abzuwägen. Ich will, um wahr zu sein, auch gegen Hofmannsthal, nicht von einer Erneuung des Mythus schwafeln — sondern die Frage dieser Stoffbearbeitungen prüfen. Mißlich ist hier stets folgender Hergang. Der bearbeitende Dichter sagt nicht: ich habe die und die Gefühle und will sie in Gestalten umsetzen. Sondern: Ich finde die und die Gestaltung vor — welche Gefühle lassen sich darin unterbringen? Es ist Freiheitsberaubung! Und statt daß er für seine Gefühle eine Handlung ersinnt (Ibsen), muß er einen Einrenkungsprozeß vornehmen. Das wird fast immer schief. Ibsen dramatisiert die schicksalsvolle Erblichkeit des Blutes (er ist

darin ein Ahnherr): für heutige Menschen, in einer heutigen Dichtung. Die Erblichkeit der Materie wird für ihn sofort ein gleichnistiefer Hintergrund auch für Gesetz und Rechte, die sich krankheitsähnlich verwüstend in uns fortgeerbt. Ein großartiges darwinistisches Bühnengleichnis: das Zeitempfinden, das mit einer mitgeschleppten Vergangenheit ringt. Ein hohes Gegenstück war Michael Kramer: als ein Trauerspiel von der schicksalsvollen Ungerechtigkeit des Fleisches; beide Dichter haben eine Form für uns Heutige da zu schaffen gesucht, unbekümmert um vergangene Griechen.

Und nun ein Zurückzwängen in gewesene Kleider? Wir sahen kurz, was es mit dem Symbolwert auf sich hat. Wir sahen die schiefen Mythus-Voraussetzungen. Was sollen wir mit solchen Stoffen tun? Warum verschreibt ihnen Hofmannsthal seine schwingenden Kräfte? Nur weil sie vor zweieinhalb Jahrtausenden ... vor zweieinhalb Jahrtausenden wahrscheinlich von einem Alkibiades schon belächelt worden sind? Heute starrt zwischen solchem Stoff und uns ein Krater — aus dem, seien wir ehrlich, die Dünste einer stillen Heiterkeit strömen. Ich hätte nichts dawider, daß ein Offenbach dieses Paares Hochzeit, Ehe, Kindersegen und Vorgeschichte tragierte. Ich frage: wozu sich denn herumwürgen mit kindlich uralten Dingen, denen heute nur gewaltsam ein grader Gedanke, ein gradegewachsenes Gefühl einzurenken ist.

Warum sich nicht mit unseren Angelegenheiten befassen? Bearbeitet man die Mythen der Vorzeitmenschen: so werden die Bestände zweier Kulturen verwirrend ineinandergemischt. Wir haben neue Schicksalsdramen, die Brücke zu den alten hat, wie ich schwöre, schon dem Alkibiades gefehlt. Dem Dichter Beer-Hofmann rief ich nach dem Charolais zu: „Ist es die Darstellung von Gefühlen, die uns angehen, wenn eine Reihe so seltener Fakten gehäuft wird?" Was soll man dann erst vor diesem Stoff sagen. Hofmannsthal selber gab den jetzigen Menschen seine Sobeiden und Vittorien, — die keinen mythischen Umfang, aber unsere Inhalte haben. Heute ist auch ein Tag, heute ist heut. Ein ganz lebender Dichter, der zufällig vor fünfzig Jahren starb, befaßte sich mit den Seelen seiner Gegenwart; und schrieb das Wort: „Die Gestalt der wahren Sphinx weicht nicht ab von der des Weibes; Faselei ist jener Zusatz des betatzten Löwenleibes; todesdunkel ist das Rätsel dieser wahren Sphinx. Es hatte kein so schweres zu erraten Frau Jokastens Sohn und Gatte."

Schreibt unsere Stücke!

4.

Aber holde Schönheiten kränzen das Hofmannsthalsche Werk. Der Gipfel bleibt jenes Duett zwischen Ödipus und Jokaste; von einer beschwingten, absonderlichen Schönheit. Bisweilen in der Verssprache lebt ein neuer Hofmannsthalscher Klang. Etwas in den Düsternissen kinderhell Vibrierendes. Sehr fein ist das artistisch gemacht: zuerst etwas Starres, Antikeres in Blankversen — dann das Romantisieren mit dem Reim. Als sähe man klassische Bauten, aber dann träten belebte

Wesen heraus und der Dichter sagte: diese sind nicht rechtwinklig, nicht säulenmäßig, wenn sie schon alte Griechen waren — sondern ihr Weh ist schlaffer, unschuldiger, volksliedhafter . . . fast wie ein Gebirgsweh neuerer Menschen, sie könnten manchmal am Wörthersee hausen, wenn man vernimmt:

Aber wer schlingt seine Zweige in meine,
Wer ruht neben mir wie der Stein beim Steine?

so klagt Ödipus als ein halber Steirer. Manches erinnert mich daran, wie im Wunderhorn antike Götter und Göttinnen deutsch-naiv wiedergestaltet wurden. Hofmannsthal hat anscheinend mit Bewußtsein getan, was dort arglos gewachsen ist. O nein, sagt Ödipus —

O nein: es ist ein Schwert dazwischengelegen.
Und weißt du warum? Meiner Mutter wegen.

Wie naiv. Und wie bleibt der Liebreiz dieses Klanges im Ohr; auch wenn man glaubt, daß Hofmannsthal beschloß, ihn anzustimmen. Er ist ein Kulturkünstler mit fein erbebendem Organismus. Das Bewußtsein dieser Eigenschaft ist in vielen köstlichen Punkten verwertet.

Und mit allen Schönheiten bleibt das Ganze mehr ein Willensakt als eine Künstlertat. Ein tönerner Klang in den Geschehnissen! (O Bearbeitungen! O Stoff der unbegrenzten Unmöglichkeiten.) Man sieht, wie auf der Bühne die Leute erschüttert sind: ohne die Erschütterung in einem Augenblick zu teilen. Die Tragödie ist mehr für die Darsteller als für die Zuschauer. Der Zuschauer gewahrt nur die Indizien der Bewegtheit an den Handelnden. Er spricht: diese klagenden, düsteren, feierlichen, schicksalgetroffenen, siegenden, erbebenden, beglückten Menschen scheinen sehr bewegt zu sein — (spricht er). Ich sehe sie reden und höre sie nicht...

Was mir aber eine Lust erweckt, ist das Schauspiel, den Dichter schreiten zu sehn. Ausschreiten. Man sieht freilich mehr die Bewegung als den Zweck seines Pfads. Ich freue mich über seinen impetus: ohne zu glauben, daß das Ziel dieses impetus für uns ein Inhalt ist. Es kann eine Dichtung kalt, in langen Teilen leer sein — und doch einen großen Zug haben. Das trägt sich hier zu.

... Soll ich ein Gleichnis wählen? Flaubert, als er die Bovary zu enden im Begriff stand, hörte den Rhythmus des Schlusses, ohne noch zu wissen, welchen Begriffsinhalt, welche Worte der Rhythmus haben würde. Es geht allen manchmal so. Aber hier geht es einem ganzen Stück so. Ecco.

Es hat bloß einen Rhythmus.

Es hat sicherer einen Rhythmus als einen Inhalt.

5.

Der Ruf des Lebens ... Schnitzlers Machart bemüht sich, vordeutend zu sein, wie Hofmannsthals nachstrebend ist (Schnitzler sucht die Ibsentechnik fortzubilden). Beide sieht man leicht in Verzerrungen. Hofmannsthal streift die Oper, Schnitzler streift das ... wie soll ich sagen? ... das Nervenkasperlestück. Der große Auftritt bei Hof-

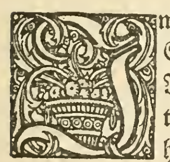
mannsthal: Wir wollen einen König! Zweitens: ha, er naht! Die Königin tritt vor. Wunderblitz der Liebe. Finale. Der Intrigant stößt einen Fluch aus: ha, Volk, wenn ich König sein werde! (Ab.) Hingegen bei Schnitzler ein Übermaß an errechneten Verknüpfungen. Auch sehr komisch. Bei Ibsen empfiehlt sich hierfür das Wort: Kausal-Inzucht. Ich beklopfe die Machart von dem Leutnant aus. Ein Leutnant liebt zwei Frauensbilder. Der Mann der einen will sein Regiment in den Tod führen — das vor dreißig Jahren sich mit Schmach bedeckte. Der Vater des andern Frauensbildes hat zufällig damals jene Schmach verursacht. (Ein Leutnant kann nicht tiefer mit der Geschichte seines Regiments verknüpft sein als dieser Leutnant.)

Weiter: sein Freund macht die Parallelhandlung, er liebt die Base jenes Mädchens, bildet mit ihr das Gegenstück, indem er (umgekehrt wie sein Freund) dem Gemetzel zu entrinnen sucht; indem sie (umgekehrt wie ihre Freundin) nicht die Dinge überlebt.

Weiter: es ereignet sich, daß ein Arzt nicht nur die Heldin liebt, sondern mit ihrem Verlobten befreundet wird, das ist natürlich. Aber (jetzt kommt es) dieser verlobte Forstadjunkt seinerseits hat beide Parallelbasen geliebt — welche nachher die beiden Parallel-Leutnants lieben.... (Es könnte ja nun auch der Forstadjunkt ein Jugendgespiele der Oberstenfrau sein; oder der Arzt wäre hoffnungslos einst von der Mutter des zweiten Leutnants geliebt worden. Aber davon hat Schnitzler abgesehen.)

In Summa: auch Ibsens Dramen, die man eine Zeitlang für „naturalistisch" hielt, sind zwar in ihrer Inzucht vom Leben mondfern; aber Schnitzlers mit ihren Errechnungen siriusfern.

6.



Immerhin: der Anfangsakt ist glänzend. Mit der Privatperipetie (diese Schwadron reitet erst morgen!) schier vorbildlich gut gearbeitet. Nur ein auffallender Kniff: das Wort des Vaters: „Gib mir zu trinken," — als eben die Tochter Gift in ein Wasserglas geschüttet hat. Man sagt sich: das ist Sudermann!

Aber nein, im zweiten Akt, nur die Machart beklopft, kommt ähnliches so heftig, daß es schon nicht mehr Sudermann, sondern in dieser Häufung bereits ein Puppenspiel von Schnitzler wird. Nervenkasperletheater. Die Heldin springt herein, hinter einen Vorhang, klapp, ab, und lauscht — die andere Geliebte springt mit dem Leutnant herein, klapp, macht eine Szene: laß uns fliehn — der Oberst springt herein, klapp, durchs Fenster, das Glas klirrt, er schießt sie tot, klapp, geht ab — die Versteckte tritt vor, der Leutnant sagt: an mein Herz, laß uns fort, klapp, ab, die Leiche bleibt liegen. Man denkt: Arthur Cassian Schnitzler ...

Über zwei Leichen zieht das Mädel zur ersten Umarmung, zudem mit Ausblick auf den sicheren Tod ihres Schatzes. Also: ein Mord, den sie verübt; zweitens ein Mord, den sie mit ansieht; drittens ein Sterbefall, den sie erwartet. Mehr nicht. Doch: mehr! Dazu kommt nämlich, daß sie einen Ehebruch des von

ihr geliebten Mannes bemerkt. Dazu kommt, daß sie noch das Lokal erst wechseln muß, das Kasernenzimmer verlassen, (weil eine Leiche herumliegt wie eine bei ihr zu Haus), und daß sie ein Hotel (oder ein Gebüsch) aufsuchen muß. Sie hat es nicht leicht, ihre Magdschaft loszuwerden. (Aber wenn zwei sich nur gut sind, keine Sorg' um den Weg.)

Man gewahrt, was darin alles nicht paßt. Es paßt nicht einmal, daß dieses Mädel rein physiologisch nach dem Giftmord, nach dem Pistolenmord, nach der Enttäuschung auch nur für zwanzig Minuten im Bett oder im Gras glücklich wird. Man gewahrt, daß in einem Stück von Georg Engel, das er „Der Hexenkessel" nannte, dasselbe Motiv des todgeweihten Regiments und der ersten Liebesnacht verarbeitet war; nachher im „Teja" von Sudermann Ähnliches. Beim Schnitzler sind nicht bloß die Offiziere todgeweiht: auch eines der Mädchen (die Parallelbase) weiß, daß sie todverfallen ist. Und bei dieser Base denkt man an Hebbel, der niederträchtig in sein Tagebuch schreibt: „Ophelia ist einmal Mutter geworden, nämlich mit Gretchen." Hier ist Ophelia Urgroßmutter geworden — wie kein Kritiker unbemerkt ließ.

Es paßt ferner nicht, daß Marie, die Heldin, überhaupt ihren Vater tötet; der immerhin am Leben noch hängt. Sie erklärt, daß sie das verübt hat, nicht um ihn zu erlösen, sondern um wegzukommen; (um zu —). Schön. Aber weggekommen wäre sie auch durch einen bloßen Schlaftrunk; warum gab sie den nicht? Man achte nun auf die Antwort: „Seine Flüche sollten mich nicht empfangen, wenn ich wiederkehrte." Einen Menschen umbringen, bloß um den Morgen danach eine „reine Stimmung" zu haben: dieser Komfort geht mir zu weit. Leben — ja. Aber wenn irgend möglich (Bester, Liebster) auch leben lassen.

Und den Leutnant, um dessentwillen sie mordet, hat sie vorher ein einziges Mal gesehen ...

7.

Doch der Poet scheint zu sagen: das Werk ist erst vom Schluß zu betrachten; dies alles dient für den Schluß, damit folgendes herausblicke: ein Mensch kann in einer Nacht das Furchtbarste verübt haben, das Furchtbarste miterlebt haben — wenn man nur dann lebt! wenn man nur atmen darf! alles andere bleibt hiergegen wurst!

Und das ist wahr. Hierin liegt der Wert des Schauspiels. —

Es schien mir wahr, als ich vor Jahr und Tag die grundsätzlichen Worte drucken ließ: „Das einzig wahrhaft Unangenehme, das geschehn könnte, wäre zu sterben. Ich würde mich abfinden mit allem anderen, noch mit dem Zuchthaus: nur mit dem Tode nicht. Ich finde mich ab, da es nicht anders geht, mit der täglichen Qual der Hunderttausende — und mit meiner eigenen, eines kommenden Tages. Ich nehme es hin, weil aller dieser Schmerz überwogen wird vom tiefen Lustgefühl zu atmen, morgens wieder die Sonne zu sehen, nachzudenken, den Zauber der Erde mitzumachen." Es schien mir wahr, als ich vor bald einem Lustrum grundsätzlich wider das Heldentum schrieb: „Sterben ist das einzig Dauernd-Un-

angenehme, das jemandem widerfahren kann. Lieber dreimal Sklav' als doodt!" Es schien mir wahr, als ich grundsätzlich schrieb: „Bei dem geringen Ernst, der in der Weltgeschichte ruht, scheint mir kein Umstand wichtiger als der: fortzuexistieren und den ganzen seltsamen Puppenzauber mit anzusehen — solange es geht." Es schien mir wahr, als ich grundsätzlich schrieb: „Und gewiß ist alles andere unehrlich. Das Natürlichste ist: am Leben bleiben zu wollen."

Und darum ist mir dieses Drama trotz dem Zusammengeleimten, psychologisch Anfechtbaren, Allzuvielfältigen ... darum ist es mir in seinem schönen dritten Akt etwas Teures, weil es den ehrlichen Glauben, den kommenden Glauben dramatisiert, der zusammenfaßbar ist in die Worte:

Es ist die Schuld der Übel größtes nicht,
Der Güter höchstes aber ist: das Leben.

Und indem das Werk den Heldenbegriff zerstören hilft; indem der Vater, der Oberst, der eine Leutnant ihn mit ausdrücklichen Worten zerstören helfen; indem das Werk über unsere innerste Stellung zum Dasein Ehrlichkeiten aussagt: indem bringt es uns vorwärts und ist einzureihen unter die wenigen und seltenen Stücke für die heut Lebenden.

Und ich bedaure dabei, daß ich die Unmöglichkeiten zweier Akte vergessen muß, um des dritten ergreifende Macht zu kosten.

8.

Schnitzler ist noch immer nicht sehr bekannt. Hofmannsthal ist repräsentativer. Irgendwo draußen in Europa trifft man aber zuweilen wohl einen Mann, der etwas von Schnitzler gelesen hat ... oder mal auf der Bühne sah; und die Stimme dieses Dichters tönt in ihm fort, hat an irgend einen Punkt seiner Seele gegriffen (einer heutigen Seele), und es bleibt ein wertvolles Erinnern.

Der liebe Schnitzler arbeitet mit gar keinem Kredit — will alles baar bezahlen. Er sucht die neue Form für die nächsten Jahrhunderte mit zu schaffen. Selten begeht er eine Sache wie jüngst sein glitschiges „Zwischenspiel": das immerhin ein Ästchen am Norabaum war. Viel öfter gab er Werke wie dies neue, mißglückte, wertvolle Stück. ... Noch in seinen Unvollkommenheiten ist er zukunftsträchtig.



Entschwundene Wälder/ von Johannes V. Jensen



orra hieß ein Mann, der Ackerbau betrieb. Als er etwas Geld erspart hatte, machte er sich auf zur Stadt, um einen Sklaven zu kaufen.

Der Kaufmann zeigte ihm verschiedene, aber Korra konnte sich nicht entscheiden.

„Willst du vielleicht, daß ich sie dir alle herschleppen soll!" höhnte der Kaufmann schließlich. Es war zur Mittagszeit, die Sklaven schliefen.

„Ich kann ja zu einem anderen Händler gehen", sagte Korra.

„Gut, gut." Der Kaufmann rüttelte an den Ketten und Korra besah die ganze Auswahl. Er ging aufmerksam um jeden einzelnen herum.

„Befühl' mal diesen hier," sagte der Kaufmann und schob einen von den Sklaven nach vor „— he? Hast du schon mal solch großartigen Brustkasten gesehen, klopf mal! Und beachte die Handgelenke, die Sehnen liegen wie Stränge auf einem Violinhals. — Machs Maul auf!"

Der Kaufmann griff mit einem Finger in den Mundwinkel des Sklaven und drehte ihn dem Licht zu.

„Was sagst du zu diesen Zähnen?"

Und der Kaufmann fuhr mit dem Rücken eines Messers rasch über die Vorderzähne des Sklaven.

„Siehst du, mein guter Mann, da sitzt Metall drauf. Diese Zähne sind imstande einen Nagel zu durchbeißen."

Korra bedachte sich noch eine Weile, er befühlte den Sklaven sehr gründlich und drückte seine Fingerspitzen in die Muskulatur, um zu fühlen, ob die Fibern dicht lagen. Endlich entschloß er sich, der Sklave wurde losgekoppelt, und nachdem er mit saurer Miene bezahlt hatte, zog er ihn mit sich nach Hause.

Nach wenigen Tagen wurde der Sklave krank. Denn, da er nun nicht mehr im Handel war und die Spannung nachgelassen hatte, bekam er Sehnsucht nach seinen heimatlichen Wäldern. — Korra verstand sich auf diese Krankheit, die er für ein gutes Zeichen hielt. Er setzte sich neben den Sklaven, der auf dem Rücken lag und nicht leben wollte, und redete ihm bedächtig zu.

„Du sollst zu deinen Wäldern zurückkehren," sagte er, „selbstverständlich. Ich verspreche es dir und du kannst dich auf mein Wort verlassen. — Du bist noch jung ... willst du mein Land fünf Jahre lang gutwillig und rechtschaffen bearbeiten — bezahlt hab' ich dich ja, aber das will ich nicht rechnen — dann sollst du deine Freiheit zurückerhalten. Fünf Jahre."

Und der Sklave arbeitete mit voller Kraft. Wie ein Satan stürzte er sich auf sein Tagewerk. Es war eine Lust für Korra vor der Haustür zu sitzen und zuzusehen, wie die braunen Muskeln unter der Haut sich wölbten und bebten. Es gab keine angenehmere Beschäftigung für ihn, als seinen Sklaven arbeiten zu sehen, denn

die Augen begannen ihm dafür aufzugehen, daß der Mensch eine schöne Schöpfung, eine Augenlust ist.

Fünf Jahre — der Sklave rechnete — eben so viel Sonnenwenden wie er Finger an der Hand hatte. Die Sonne mußte zehn Runden machen. Er sah die Sonne jeden Abend untergehen und er machte sich Zeichen an Steinen und Höhen, um den Fortschritt zu verfolgen.

Als die Sonne das erstemal wendete, rechnete er den Daumen der rechten Hand nicht mehr mit. Nach dem Verlauf einer weiteren Sonnenwende — es dauerte allerdings bitterlich lange — war auch der Zeigefinger frei. Er liebte diese beiden Finger mehr als die anderen, die noch solch lange, lange Zeit vor sich hatten. — Dieses große Rechenstück wurde der Reichtum des Sklaven, sein innerstes Eigentum, das niemand ihm streitig machen konnte.

Und indem die Zeit verstrich, nahmen seine Berechnungen an Umfang zu, an dunkler Fülle. Die Jahreszeiten zogen vorbei wie große, grenzenlose Zeiten, die er nicht fassen konnte. Aber bei jedem neuen Abendrot durchdachte der Sklave seine Hoffnung.

Die Zeit, die so kurz erschien, während sie bevorstand, schien unübersehbar, wenn sie vorbei war. Aber die neue Zeit zögerte mit ihrem Kommen.

Auf diese Weise vertiefte sich die Welt des Sklaven. Indem seine Sehnsucht unendliches Zögern in die Zeit brachte, erweiterte sich auch der Raum um ihn her. Jeder hereinbrechende Abend führte mehr und mehr Tiefe mit sich.

Alles lag in weiter Ferne, alles lag in weiter Ferne. Das, was sich ewig wiederholte, würde niemals erreicht werden.

Der Sklave starrte jeden Abend in den tiefen Sonnenuntergang.

— Als fünf Jahre endlich, endlich um waren — es sagt sich so leicht — kam der Sklave zu Korra und bat um seine Freiheit. Er wollte in seine Heimat zurückkehren.

„Du hast mein Land sehr gut bearbeitet," sagte Korra grübelnd. — „Sage mir, wo liegt deine Heimat — im Westen? Ich habe dich nach jener Seite hinstarren sehen."

Ja, des Sklaven Heimat lag nach Westen.

„Es ist weit dorthin", sagte Korra. „Du nickst — weit! Und du hast kein Geld."

Der Sklave schwieg bestürzt. Nein, das war richtig.

„Willst du noch drei weitere Jahre für mich arbeiten — nein, zwei mögen genügen, zwei, dann will ich dir das Reisegeld geben?"

Der Sklave beugte das Haupt und arbeitete weiter. Aber er hielt nicht mehr Rechenschaft mit der Zeit wie früher. Dagegen träumte er viel, Korra hörte ihn im Schlaf bellen und lallen. Und nach einiger Zeit wurde er krank.

Da setzte Korra sich zu ihm und sprach lange auf ihn ein. Seine Worte klangen so ehrwürdig, so erfahren:

„Ich bin ein alter Mann. Ich habe mich auch in meiner Jugend nach den westlichen Wäldern gesehnt. Aber ich konnte nicht genug Geld zur Reise zusammensparen. Nun komme ich nicht dahin, bevor mein Geist dorthin zieht, bevor ich tot bin. Du bist jung und kannst tüchtig arbeiten — bist du aber tüchtiger als ich seinerzeit war? Überleg es dir und folge klugem Rat. Mach daß du wieder gesund wirst!"

Der Sklave erholte sich ungern. Und als er wieder zu arbeiten begann, bekam er einen Hang zum Faulenzen und zum Schlafen. Da gab Korra ihm eines Tages die Peitsche. Das bekam ihm gut, er mußte weinen.

Und die zwei Jahre vergingen.

Da gab Korra seinem Sklaven wirklich die Freiheit. Der Sklave reiste gen Westen. Aber etliche Monate später kam er in einer traurigen Verfassung zurück, ohne seine Wälder gefunden zu haben.

„Siehst du wohl", sagte Korra. „Aber ich bin gut, niemand soll etwas anderes von mir behaupten. Reise noch einmal fort und suche gen Osten. Vielleicht liegt der Wald in jener Richtung."

Der Sklave reiste. Und er fand wirklich seine heimatlichen Wälder. Aber er erkannte sie nicht wieder. Er kam erschöpft zurück und erzählte, daß er wohl an manchen Orten Bäume gefunden habe, viele Bäume, aber nicht seine eigenen Wälder.

„Hm!" Korra hustete.

„In meinem Hause sollst du immer dein Unterkommen finden," sagte er warm, „bleib nur bei mir. Heimatlos sollst du nicht sein auf Erden. Und wenn ich zu meinen Vätern eingehe, wird auch mein Sohn für dich sorgen."

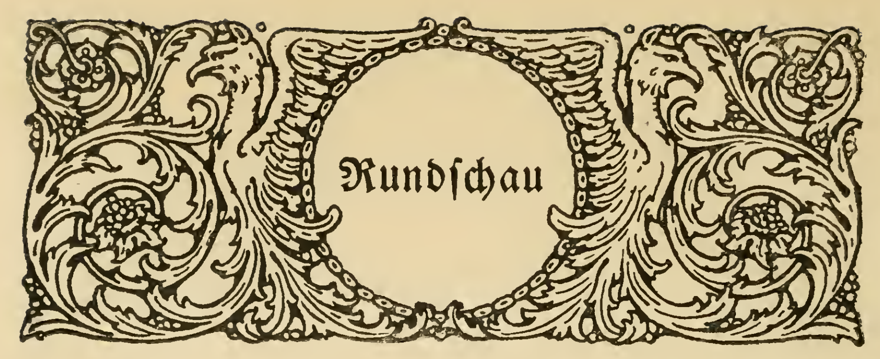
Korra alterte, aber er hatte einen Sklaven im besten Mannesalter. Er gab ihm genug zu essen, um ihn bei Kräften zu erhalten, und er hielt ihn reinlich, damit er keinen Ausschlag bekäme. In verständigen Zwischenräumen gab er ihm die Peitsche, damit er demütig bliebe. An Ruhe ließ er es auch nicht fehlen; alle acht Tage durfte der Sklave auf einer Höhe sitzen und nach Westen schauen.

Korras Erde trug gute Früchte, er kaufte Waldungen, ließ fällen und bebauen. Und der Sklave fällte Bäume mit Lust und Eifer. — Korra hatte Geld genug. Eines Tages kaufte er eine Sklavin fürs Haus.

Jahre vergingen, und in Korras Hause wuchsen sechs große Sklavensöhne heran. Sie arbeiteten ebenso fleißig wie ihr Vater. — „Nur wenn man arbeitet, vergeht die Zeit", sagte ihr Vater. „Und wenn die Zeit vergangen ist, gehen wir müde zu den ewigen Wäldern ein." An jedem Ruhetage führte er seine Söhne zur Höhe hinauf, vor das Antlitz des Sonnenunterganges und lehrte sie Sehnsucht.

Korra war alt und hinfällig. Er war immer alt gewesen, aber jetzt war nichts als das Alter von ihm übrig geblieben. Sein Sohn war von Geburt schwächlich. Aber sie brauchten niemand zu fürchten, ein jeder der Sklaven konnte mit einem einzigen Keulenschlag einen Mann töten. Es waren prächtige Menschen, das Fleisch schloß fest um die schlanken Knochen. Und wahre Tigerzähne hatten sie. Aber die Zeiten waren ruhig. Die Sklaven schwangen die friedliche Axt und fällten Bäume.





Palais de glace

Wenn's fünf wird, sind die Champs-Elysees jetzt schon dunkel. Von den Bäumen tropft's und die Fiaker müssen die Laternen angezündet haben, um über den großen Platz in die grüne Straße einbiegen zu dürfen, in der von Frühjahr, Sommer und Herbst noch ein süßer Atem von Liebelei, Galanterie, Amüsements, Nervenzappeln übrig geblieben ist. Jetzt ist's finster, Jardin de Paris, Ambassadeurs, Alcazar d'été alles zu. Bei Laurent, bei Ledoyen, im Pavillon Paillard — kein Mensch. Die Marignys ohne Jupons, kein rotes Haar sticht vom weißen, elektrisch flimmernden Stuck ab. Traurig. Drüben die Ausstellungshäuser sind jetzt im Winter auch öd, wenn nicht gerade zehn Tage lang die Automobile drin wohnen, und so viel Lichter und Girlanden angezündet werden, daß es bis zur Etoile leuchtet. Die Autos lösen die Bilder ab, Rodin und die Süße der Akademien und die neue Talentiertheit der Herbstsalons — aber das alles hält jetzt den Winterschlaf, und nur von einem kleinen runden Haus kommt uns das Licht, nur in einem Schlupfwinkel leben die Champs-Elysees weiter: Palais de glace.

Ein Eislaufplatz. Ja, sozusagen. Aber doch mehr Promenoir eines Großstadtvarlétés. Tingl-Tangl ohne Bühne. Aber wer sieht denn in den Folies-Bergères auf die Bühne? Ein paar Fremde, wenn's hoch kommt die kleinen Mannequins, die man ausführt. Die Hauptsache ist der gesellschaftliche Verkehr, das Va et Vient, die Mädchen, die Michés, die Zuschauer, die Freunde. Aber nachts ist das alles eher ordinär, eine Ausdehnung der Boulevardtrottoirs, Geschäftslokal mit Warenhauspreisen. Im Palais de glace lebt eine größere Welt. Grand demi-monde oder Demi-Grand-monde. In dem Halbkreis der Einfahrt stehen die elektrischen Autos, unzählige Voitures de maître, Klubwagen. Die warten auf die Herrinnen, die drinnen Cercle halten, Freundinnen begrüßen, Tee trinken. Tea und Toast. Heißen Toast wie in Bondstreet, jenes dürre Brot, das zum Klima drüben besser paßt und das doch die Brioche früherer Jahre verdrängt hat wie der Tee die Schokolade von anno damals. Rund um die Eisarena sitzen die Leute und tun dasselbe wie bei Ritz oder bei Rumpelmayer, wo man die besten, ganz raffinierten Kuchen bekommt, oder in Elysee Palace: nämlich einander anschauen. Und gelegentlich erfreuliche oder einträgliche Bekanntschaften machen. Auch läuft man Schlittschuh. Anfänger stolpern die Barriere entlang, Engländer atmen fleißig während des Sports, ein kleines, grüngekleidetes Kind mit dem kürzesten Rockerl, das ich je gesehen habe und den geschwindesten Beinen, weiß alle Schritte und nimmt jedes Tempo und kennt alle Welt. Und die großen Kokotten und die Horizontalen, die nachmittags von 5—7 junge Mädchen äußerst glücklich spielen. Und dann wird getanzt. Ein Riesenorchestrion spielt und wer kann, fügt sich den Walzern, der Polka, der Matchiche, und macht die kleinen Bogen, wirft das Bein herum, zeigt schwarze Strümpfe, violette Knoten, lachende Beine, kokettiert mit den Knöcheln . . . . . . Ja, Eislaufen!

Ich habe nun schließlich in Wien die schlechten kleinen Mädchen aus der besten Gesellschaft, die jungen Frauen des halborientalischen Klimt-Typus laufen gesehen, zwei Schritte vom Ring und allen den Straßen, in denen sie gerne jungen Herren verstohlene Besuche machen; ich habe in London die langen Sportsladies gesehen, und in der Mark auf den Seen preußische Leutnants — es ist etwas verteufelt anderes. Vor allem gar kein Sport, nichts mit ethisch-hygienischem Augenaufschlag. Schon weil der Raum ja geschlossen ist, die freie, die frische Winterluft nicht eindringt in diese Atmosphäre, die andere korrupt, pourri sagt man hier, schelten mögen, und die ich scharmant finde, liebenswürdig, fast distinguiert, sicher unglaublich kultiviert. Ich bin ganze Nachmittage schon dagesessen und habe das Variété der Stunden gelebt. Kommt man sehr früh, knapp nach dem Dejeuner, da gehört das Schlachtfeld den jungen Mädchen, den Kindern „wirklicher Leute" und den jungen Männern, die brav sind, bald heiraten, aus denen was wird. Einige bleiben auch länger da, bis gegen fünf. Dann, wenn halb fünf ist, gibt's eine hübsche Interimszeit. Die Mütter und die Misses, und die dames de compagnie packen ihre jungen Mädchen eiligst ein und schaffen sie fort. Die halbe Welt kommt, die Sünde im elektrischen Wagen und den schönsten Pelzstolen. Gott, was haben die Frauen, die nun eintreffen, für schöne Sachen. Da sind einfache in englischen Kleidern und Sealskin-Jäckchen, prunkliebende, die ihre Spitzen, ihren Hermelin lässig schleifen, die Chiffons, Jupons nur heben aus Menschenfreundlichkeit, nicht um die Pracht zu schonen. Hübsch, ja, das gibt's auch, gut gehalten, alle. Und schöne Klasse, wie man in ein paar Wochen, wenn die Rennen wieder anfangen, von den Pferdchen sagen wird. Die Kunst der Schönheit, ich bestaune sie hier und will mit Worten sie nicht zerstören. Ich will die Illusion an diesen Nachmittagen und hüte mich, den Schönen allzu sorgsam in die Augen zu sehen, in die leuchtenden Belladonna-Äuglein. Die „großen" tanzen nicht, laufen nicht. Sie sitzen nur da, Prinzessinen, lassen sich grüßen und machen einander die schönsten Reverenzen. Nirgends fragt man höflicher nach dem Befinden. Madame hin, Madame her! Ein paar ältere Damen, die nun ihr Leben damit verbringen, einsame Seelen zusammenzuführen, werden mit allem Respekt, den man verwitweten Herzoginnen zollt, behandelt. Ganz junge Elevinnen, bis jetzt nur die Töchter ihrer Mütter, horchen aufmerksam. Wird hier eine neue Auflage jenes Aretinschen Dialogs in nachmittägigen Fortsetzungen vorgetragen? Nein, man spricht von „Miarka" in der Opéra comique, der Musset-Reprise im Français, höchstens von einigen neuen Verlobungen ..... Sonntag und Donnerstag, wenn die Schulen zu sind, bringen die lieben Frauen die Kinder mit. Köstlich sind die Babys mit den ernsten nurses und governesses und den geputzten Müttern, und die vielen Väter stehen rings herum. Die Herren gefallen mir weniger. Einige sind wohl jene Club-men, von denen man zeitweise liest. Nicht immer Rühmliches, auch daß sie eigentlich Kommis sind und gerade die Société générale ausrauben, auch daß Monsieur de Chaceroy im Spiel betrogen hat ..... immerhin Clubmen. Geschweifte Winterröcke, Zylinder mit genau acht Reflexen, ermüdete Augen, die ganze Persönlichkeit standesgemäß éreinté. Unter sie gemischt alte Herren, die eigentlich sympathischer sind. Gute Freunde, hochachtung-erweckende Portefeuilles. Vielleicht auch ein oder der andere Geldverleiher. Dann, ja, ich will niemanden wehe tun, dann vermutlich verschiedene Messieurs Alphonse. Oh, keine Apachen, glatte Herren, die hie und da sogar den Degen ziehen, — sie haben es nötig, damit die bösen Worte über sie nicht laut werden, aber ihre Ressourcen sind trüb. Sie sind sehr befreundet mit den jungen Damen. Sie lassen sich manchmal ihre Geldgeschäfte durch sie besorgen, sie erweisen ihnen Gefälligkeiten, sie gehen zusammen in einen jener neumodischen Klubs, die Damen — dames seules — zu Mitgliedern machen, und wo gespielt wird, Chemin de fer, Baccarat, was man will. Nur die böse Roulette verbietet die Polizei. Die ekelste Sorte Herren in diesem Palais de glace-Trubel aber sind die „Professoren"! Von drei bis vier halten sie junge Mädchen an der Hand und zeigen ihnen züchtiglich, wie man die ersten Schritte auf dem Eis macht,

ohne sich hinzulegen. Von fünf bis sechs schwingen sie die Zünftigen herum, daß die Röcke Perspektiven gestatten, und wirken männlich. Schöne Kerle, brutal, unbedenklich, jedem Geschäft geneigt. Nachts manchmal wüst, denn auch nach dem Diner öffnet die Arena ihre Tore; nur ist das Publikum da ein wenig tiefer, das Entree billiger, die Manieren natürlicher, also mehr Kanaille. Und der ganze Spektakel noch offenherziger. Motive: Gelegentliche Wehmut, quelle vie, Misere unter Seide, Bubu de Montparnasse, auf dem Wege zu Maxime oder gar vor den letzten Nummern des Casino de Paris. La deveine. Eine Schaukel, sagt Wedekind, dem das Palais de glace riesig gefiele. Macht doch in Berlin so was statt Verein zur Rassenzüchtung — —!

Dann wird wieder Nachmittag, Teezeit und noch eine Nacht. Toast, dann la verte, der grüne Absinth. Das ist auch so ein Rhythmus, ein Stück Weltgefühl von 1906: schwankend, jedem Urteil ausweichend, nur der Laune momentaner Geneigtheit oder körperlichen Unbehagens gehorchend, betrachtet der Mitteleuropäer die künftigen Mütter und die Weiber, sie alle. Eva, Lilith und Lulu. Dem kleinen, grünseidenen Kind hüpfen die dünnen Beine, die Polaire ist dämonisch, Madame de Haussonville macht Regenceschritte, Jeanne de Montfort hat rote, zornige Augen, eine Verspätete mit blondem Zopf, rückwärts gesteckt, sagt sich: solche Strümpfe werd' ich nie haben! La matchiche. Plötzlich Grièg, recht übel. Und nun tanzt eine gertenschlanke Miß — — — Alles geht durcheinander. Rasch, leicht, unbedenklich.

— — — Und wie ich die Zeilen schreibe, die Sätze schließe, bleibt die bescheidene Wehmut nicht aus, daß sie deutsch sein müssen, ein wenig mühselig, weil uns das Blut doch schwer fließt — —

W. Fred

Der große Einsame

Unter den Lichtern, die immer reichlicher auf den Dämmer Nietzscheschen Erdenwallens fallen, sind uns am willkommensten jene, die seine Beziehungen zu Freunden erhellen. Dabei macht man stets die gleiche Wahrnehmung: in der Fülle des Interessanten, davon die meisten Zeugnisse dieser Beziehungen übersprudeln, fast nie ein dauernder Ton glückhaften Zusammengehörens, nie das Frohlocken unbedingter Liebe und seelischer Hingabe. Beinahe möchte man sagen: Nietzsches ganzes Leben ist ein einziger Schrei nach Menschen — ein Schrei, dem kein Echo antwortet. Es ist die Tragik eines Reichen, dessen schenkende Hände in die leere Luft greifen. Er selbst hat es einmal grausamtreffend ausgedrückt, da er sich einem Manne verglich, der eine große Mahlzeit veranstaltet und dem angesichts aller guten Speisen die Gäste davonlaufen. Von dieser Tragik aber, die ja noch aus den jauchzendsten Tarantellentänzen des Zarathustra uns entgegenklingt, widerhallen neben manch andrem, was die jüngste Zeit an den Tag gefördert, ganz besonders auch die Dokumente, die in dem letzten Bande der Nietzsche-Briefe (Bd. III in 2 Teilen bei Schuster und Löffler) vereinigt sind.

Sie bestätigen, was man bereits aus den früheren Publikationen gewußt hat: wie grenzenlos einsam Nietzsche in seinen letzten Jahren gewesen, wie dieser Virtuose der Freundschaft, dem eine Freundesseele über alles ging, sich gerade damals, wo er nach aufhorchenden Freunden lechzte, dazu verurteilt sah, von allen verlassen allein seinen Weg zu gehen. Aber noch mehr sagen uns diese Briefe. Der von aller Welt Gemiedene und Totgeschwiegene hat sich in den Trost hineingelebt, er besitze doch einige Menschen, die ihn lesen und verstehen und die ihm eine Welt von Lesern aufwiegen. Er dachte dabei vornehmlich an Jakob Burckhardt, Gottfried Keller und Taine. Aus den vorliegenden Briefen ersehen wir aber deutlich, wie stark sich der Einsame geirrt hat und wie er in seinem niegestillten Durst nach Zustimmung jedes von Höflichkeit diktierte Wort als bare Münze hinnahm, über die er, nach Art aller Einsiedler, derart in Verzückung geriet, daß er sich an ihrem kupfernen Gleißen die Augen blind sah.

Seine Beziehungen zu Taine waren rein äußerlicher Natur. Er sandte dem französischen Historiker, in dem er den „substanziellsten

Kopf Frankreichs" bewunderte, seine letzten Werke und empfing darauf jedesmal einen freundlichen Dankesbrief. Aus diesen immer sehr kurzen, nie zuviel sagenden Briefchen vermag man kaum eine tiefere Anteilnahme Taines für den deutschen Philosophen herauszulesen. Aber die beiden Männer kannten einander nicht persönlich, tauschten nie Händedruck und lebendiges Wort aus, waren sich als Menschen ganz fremd. Anders steht es um Gottfried Keller. Zu dem Züricher Meister trieb Nietzsche jene innige, beinahe persönliche Liebe, wie sie für die einzigartige Wirkung dieses Dichters so bezeichnend ist: man liebt ihn, noch ehe man dazu kommt, seine Kunst zu bewundern. Es ist rührend, wie Nietzsche um ein freundliches Nicken des geliebten Dichters wirbt. Wenn er sich diesem gegenüber dünkt, so verläßt ihn jener stolze, selbstbewußte Ton, der fast aus allen Briefen der Zarathustra-Zeit so mächtig klingt. Was konnte aber Nietzsche dem Züricher Meister sein? Läßt sich ein größerer Gegensatz ausdenken als der abgeklärte Dichter einerseits, der vom Baume seiner Weisheit süße, schwellend reife Früchte in stiller Bescheidenheit schüttelt — und andrerseits die gährende Prometheus-Natur, die im Hader mit Göttern und Menschen, leidenschaft-berauscht, alte ehrwürdige Tafeln zerstört? . . . Wie gut versteht man, vom Standpunkte Kellers, jene Stelle in einem Briefe an Emil Kuh, den Hebbel-Biographen, wo Nietzsche (allerdings im Jahre 1873!) ein „Erz- und Kardinalphilister" gescholten wird! „Denn nur solche," sagt da Keller, „pflegen in der Jugend so mit den Hufen auszuschlagen und sich für etwas anderes als für Philister zu halten, gerade weil dieses Wähnen etwas so Gewöhnliches ist." Man muß dabei an den jungen Herrn Jacques aus den „Züricher Novellen" denken und an dessen Paten, der ihm so klug die Sehnsucht nach Originalität austreibt . . . Nur ein Brief Gottfried Kellers hat sich erhalten: äußerst korrekt, beinahe höflich. Doch ich fürchte, diese Höflichkeit wird hier einmal von der Herausgeberin, der Frau Förster-Nietzsche, überschätzt. Man hört eben zu viel und zu oft von der „Grobheit", die Keller im persönlichen Verkehr auszeichnete, und weiß nicht, daß er auch gut, menschlich-wohlwollend sein konnte wie Wenige. Ein andrer, deutlicherer Brief soll verloren gegangen sein. Daß er aber wirklich beredter gewesen sei, ist kaum zu glauben. Entscheidend scheint mir vielmehr, daß in den zahlreichen bisher bekannt gewordenen Briefen Kellers aus den achtziger Jahren der Name Nietzsches nie vorkommt — selbst nicht in der Korrespondenz mit Storm, die doch von allem möglichen handelt . . . Keller, das merkt man, gehörte jedenfalls nicht zu Nietzsches getreuen Lesern.

Und Jakob Burckhardt? Auch sein Verhältnis zu Nietzsche ist ein großes Mißverständnis. Wir, die Späteren, gewahren dieses Mißverständnis: Nietzsche selber ahnte es kaum. Zu sehr hing er an dem großen Basler, als daß er an dessen aufrichtigem Worte hätte zweifeln können. Er war von seiner Übereinstimmung mit Burckhardt in allen Dingen so fest überzeugt, daß er das Gezwungene in Burckhardts Briefen nicht sah, ja daß er mehr in sie hineinlas, als sie in Wahrheit enthielten. Aber Burckhardt hatte für den kranken ehemaligen Kollegen, dessen adelige Natur er ehrlich schätzte, eine gewisse schonende Rücksicht behalten: er wußte, welchen Orakelwert seine Worte für Nietzsche besaßen, und wollte ihm keinen Kummer, nicht einmal den Schatten von Kummer, bereiten. Das merkt man seinen bald scheinbar lobenden, bald ausweichenden Meldungen an. Und die Wenigen, denen es vergönnt war, einen Einblick in den streng verwahrten Nachlaß Burckhardts zu tun, wissen zu erzählen, daß das Verfassen der Dankesbriefe auf Nietzsches Sendungen Burckhardt nicht geringe Mühe kostete. Es haben sich zu seinen Briefen Entwürfe erhalten, die peinliches Überlegen und Korrigieren verraten. Aber auch denjenigen, die ganz unbefangen an die Briefe herangehen, wird das leis Abwehrende und der durchgehende Gleichklang, der in ihnen herrscht, auffallen. Man wird die Verlegenheit, die sich hinter allerlei allgemeine Wendungen verbirgt, herausfühlen und sich auch der Absichtlichkeit etwa in jenem von Burckhardt wiederholt gebrauchten Bilde von dem auf hohen Felsgraten schwindelfrei Wandelnden, dem er selber kaum mit den Blicken zu folgen vermöge, nicht verschließen können.

Es ist der typische Gegensatz des prophetischen und des beschaulichen Menschen großen Stils, der uns hier entgegentritt. Nicht daß Burckhardt, aus dessen weitsichtigem Kolleg über das Studium der Geschichte, das ja nun auch offen daliegt, Nietzsche die fruchtbarsten Eindrücke empfangen, die Probleme, mit denen dieser rang, fremd gewesen wären. Ihm, dem es wie keinem anderen gegeben war, verschollene Zeiten mit all ihrem mächtigen Leben, mit ihren Leidenschaften, Begierden und Kämpfen aus dem Schutte der Jahrhunderte erstehen zu lassen, und dessen Auge, von keinen Schleiern getrübt, alles sah und vor keinem Anblick zurückschreckte — ihm waren all die Phänomene, die in Nietzsche nach Erlösung riefen, wohl vertraut. Aber sie waren ihm keine Probleme. Dazu wurzelte er viel zu fest in der Welt der Tatsachen, die er als solche ruhig hinnahm und deren Harmonie er sich nicht trüben lassen mochte ... Man muß sich auch die ausgesprochene Erasmus-Natur Burckhardts mit ihrem tiefen Widerwillen gegen alles Laute und Revolutionäre vergegenwärtigen, um seinen natürlich begründeten, wenn auch aus Zartheit verhüllten Gegensatz zu dem späteren Nietzsche zu begreifen. Und man denke doch auch an den feinen Geist des Rotterdamers und an dessen Abneigung gegen jenen Augustinermönch von Wittenberg, der ja im Grunde nur mit pathetischer Gebärde und ehrlichem Überzeugungseifer das verkündete, was er selber im stillen bereits gesagt oder doch angeregt hatte. Aber für Esoteriker-Naturen wie Erasmus, wie Burckhardt kann es kein ärgeres Greuel geben, als wenn einer Wahrheiten in die Welt hinausschreit, die dazu geboren scheinen, unausgesprochen zu bleiben. Ja, würde der Verwegene seinen Offenbarungen wenigstens ein Schwänzchen von Posse anhängen, er würde wohl ein feines Lächeln auf den spöttischen Mund des Miteingeweihten locken. Aber so mit dem „blöden Ernst" und der Geste des Sehers, auf den sich der Geist eines Gottes herabgelassen — — — den Esoteriker schüttelt's davor ...

Die beiden Typen des Wissenden hat man stets vor Augen. Wer von ihnen den Reiferen, Weiseren, menschlich Vollendeteren vorstellt, danach soll man nicht fragen. Tatsache aber ist, daß es der Prophet ist und nicht der Esoteriker, auf dessen Namen spätere Geschlechter schwören.

— — — — — — — — — — — —

Erst aus diesen Briefen erkennen wir die schauerliche Öde, die Nietzsche in seinen letzten Jahren umrauschte und ihm so manches bittere, tief ergreifende Wort erpreßte. Denn selbst jene wenigen wohlwollenden Leser, auf die er immer mit Stolz hinwies, existierten nur in der täuschenden Phantasie des großen Einsamen.

Jonas Fränkel

Revolutionäre Gardinenpredigt

Aus Gründen sozialdemokratischer Parteiehre haben selbstbewußte Setzer einen Abschnitt des dieser Tage erscheinenden Buches „Rußlands Wiederaufbau" im Zusammenhange mit dem Reste des Textes nicht setzen wollen. Als Grund ihrer moralischen Entrüstung haben sie angeführt, er ähnelte allzusehr den schrecklichen Gardinenpredigten, welche die weltberühmte hochselige Madame Kandel ihrem unglücklichen Ehegespons des Nachts zu halten pflegte. Hier ist diese Moralpredigt an die russischen Revolutionäre.

Liebe Leute!

Ja, wenn ihr euch einbildet, ihr würdet auf diese Weise irgend etwas durchsetzen, dann seid ihr aber wirklich gründlich auf dem Holzwege. Was sagt ihr? Was ihr denn hättet tun sollen? Ja, wenn ihr das selbst nicht wißt, dann fängt man eben gar nicht erst so großspurig an! Was ihr dafür könnt, wenn die Sache nicht ordentlich gegangen ist? Ganz einfach, daß ihr es nie fertig gebracht habt, hübsch zusammen zu marschieren. Ihr habt lange genug zusammen beraten, und immer wenn einer was unternommen hat, haben die anderen nicht mitmachen wollen? Das ist mir eine nette Entschuldigung! Wenn ihr nicht gegenseitig aufeinander rechnen könnt, dann tut eben auch nicht so, als wenn ihr ein ganzes Heer wäret, das zum offenen Kampf fähig ist; dann treibt Guerilla, laßt jeden einzelnen seine Haut zu Markte tragen, laßt den Bürgerkrieg und die hohe Politik beiseite, bleibt mysteriöse Ver-

schwörer, Terroristen, Nihilisten, Attentäter, Mörder; damit habt ihr doch früher etwas erreicht. Ihr habt nach Stimmenmehrheit beschlossen, daß der Zar nicht umzubringen, sondern daß der Zeitpunkt gekommen ist, gegen seine reaktionären Heerscharen in offenem Kampfe vorzugehen? Das weiß ich wohl, aber seit wann kann man denn „beschließen, daß ein Zeitpunkt gekommen ist"? Und außerdem ist es gar nicht wahr; ihr habt bloß beschlossen, gar nichts zu beschließen, weil ihr es überhaupt nicht könnt. Ihr wollt ja nie dasselbe. Ihr könnt doch nicht eure heiligsten Überzeugungen opfern und euch blind den Beschlüssen eurer Freunde unterwerfen? Das ist es ja gerade. Ihr kabbelt euch untereinander um Sachen, die in fünf oder zehn Jahren vielleicht einmal aufs Tapet kommen können. Ein paar von euch fangen etwas an, und die anderen warten mit Schadenfreude, daß sie hineinfallen, damit ihr ihnen sagen könnt: „Siehst du wohl? das haben wir uns gleich gedacht."

Während in Moskau, wo alles zu gewinnen war, Ströme Blut flossen, und das Schicksal des ganzen Landes an einem Faden hing, habt ihr euch in Petersburg kindisch gezankt und unter albernen Spintisierereien ruhig gewartet, bis alles verloren war. Was? Der Aufstand wurde von den Arbeitern und den Heißköpfen gegen den Willen der wissenschaftlich gebildeten intellektuellen Führer angezettelt? Eine schöne „wissenschaftliche Bildung", die nicht einsieht, daß man jede Gelegenheit beim Schopfe ergreifen muß, und welche lieber die Freunde und dazu ihre eigenen Aussichten im Essig sitzen läßt, als für einen Augenblick die blöden „Wahrheiten" der Theorie in die Rumpelkammer zu werfen! Es war nichts zu machen? Pardon; die Moskauer Infanterieregimenter warteten nur auf einen Teilerfolg um mit euch gemeinsame Sache zu machen, und dieser Teilerfolg war sicher, solange keine Prätorianertruppen aus Petersburg zu Hilfe geschickt waren; daß ihr dies nicht gehindert habt, zeigt eure totale Unfähigkeit. Auch wenn ihr daran gedacht hättet, hättet ihr es nicht gekonnt? Faule Ausrede! Erstens habt ihr nicht daran gedacht, und das ist lächerlich. Zweitens habt ihr es nicht gewollt, weil eure „Intelligenzen" oder vielmehr Exzellenzen nicht nach ihrer Meinung gefragt waren, und das ist jämmerlich. Drittens hättet ihr es sehr wohl gekonnt; ihr brauchtet in Petersburg nicht einmal Bomben zu werfen, geschweige denn die Moskauer nachzuahmen; nur auf ein paar Tage die Arbeit einzustellen, und zehntausend Mann hoch auf den Straßen spazieren zu gehen; dann hätte kein Mensch in Zarske gewagt, auch nur einen Prätorianer nach Moskau zu expedieren.

Das ging nicht, weil die Proletarier in Petersburg froren, hungerten, kein Geld hatten und zur Arbeit gehen mußten? Und ihr wäret auf der Straße totgeschossen worden! Ja, aber wäre es nicht besser gewesen, in Petersburg ein paar Hundert Leben zu opfern, um in Moskau nicht nur mindestens ebensoviele Tausende, sondern vor allen Dingen die große Sache selbst zu retten, den entscheidenden Schlag gegen das Zarentum? Die Proletarier hungerten und froren! Aber in einem solchen Falle hätten sie auch noch vier Tage länger hungern und frieren können; und wenn ihnen das zu schwer war, dann sollten sie einfach plündern; die Franzosen haben seinerzeit doch schöne Beispiele dazu geliefert. Sie hätten euren Vorschriften nicht gehorcht? Ja, dann seid entweder ihr unfähig, sie zu führen, oder sie sind zur Revolution nicht reif, und in diesem Falle müßtet ihr euch alle ruhig verhalten und nicht den großen Kladderadatsch predigen.

Warum ich soviel Aufhebens von dieser „Episode" mache? Ihr wollt wohl nichts mehr davon hören? Das beweist nur, daß die Sache euch äußerst fatal ist. Aber ihr wißt ja nur zu gut, daß eure Privatzänkereien, eure organisatorische Unfähigkeit — hoffentlich wird das alles nur vorübergehend sein — und die noch mangelhafte Energie des Gros eurer Truppen damit ans Licht gekommen sind; daß der Prätorianerterror daraufhin neue Triumphe feiert, daß eure Siegesbewußtheit, hinter der bloß theoretische Illusionen standen, euch durch zahllose Gewaltmaßregeln, Gefängnis, Deportation, Standrecht, grausame Verfolgung vollständig desorganisiert und jammervoll geschwächt hat, so daß ihr den stolzen „offenen Kampf" ganz habt aufgeben müssen, um zur alten Verschwörertaktik zurückzukehren, das heißt, die ganze Geschichte noch einmal von vorne anzufangen. Jawohl, ihr habt noch

eine Hoffnung, deren Erfüllung dies unnötig machen soll, aber die nicht mehr von euch abhängt.

Ihr wartet, daß der verachtete Muschik sich erhebt und euch aus der Patsche zieht. Und ihr könnt nicht anders . . .

Alexander Ular

Credibile quia ineptum

Ich möchte auf ein Buch aufmerksam machen, „Irings Vermächtnis" von Otto Marschall*, das nach seinem Inhalt wie eine romantische Grille erscheinen würde, wenn ihm nicht sein dunkel rollender, unerschrockener, schwerer, durch und durch positiver Rhythmus einen reineren als bloß dokumentarischen Wert verbürgte. Es hat einen solchen Klang von Wahrhaftigkeit, daß man nicht die wohlfeile moderne Persönlichkeit, sondern einen Menschen zu hören sicher ist; und vielleicht ist es wirklich keine literarische Fiktion, daß der Verfasser seine Schrift als das Vermächtnis eines Toten vorlegt.

Das Buch nennt sich im Untertitel „ein konservatives Gedicht"; eine Bezeichnung, in der für uns ein Widerspruch zu schmecken, aber auch wahrscheinlich dem Verfasser bewußt gewesen ist. Denn was in unserm öffentlichen Leben heute als konservativ gilt, hat Instinkt genug zum Mißtrauen gegen den Geist, der immer gefährlich ist und revolutionäre Nücken und Tücken gegen die Praxis, die Gewohnheit und das Konto hat. In „Irings Vermächtnis" stehen die besten Sätze über das Duell, die von jener Seite gesagt werden könnten; aber man bediente sich ihrer nicht im Parlament und kam gegenseitig vortrefflich mit Gemeinplätzen aus. Und als, vor Weihnachten, ein Staatssekretär sittliche Imponderabilien in die politische Rechnung setzen und an die Gewissen rühren wollte, antwortete es ihm stumpf und flau von allen Seiten.

Wer ist Iring? Kennt ihn keiner von denen, die die erste Pflicht dazu hätten? Ich fürchte, die Konservativen werden ihn nicht kennen wollen, weil sie sich von ihm kompromittiert glauben werden. Der Konservative ist ein Politiker und ein Christ. Ein Politiker kann ein Christ sein, sagt man; aber ob ein Christ ein Politiker sein könne, daran nicht zu zweifeln, muß man wohl selbst Politiker sein. (Oder Christ?) Unsere Frommen in den Zeitungen und Versammlungen betrügen sich, wenn sie auch alle Monat einmal liberale Pastoren aus dem Amte bringen: auch sie sind liberal. Auch sie sind dualistisch mit schlechtem Gewissen und zur Verhüllung des Eigennutzes. Ihr Gott ist viel zu durchschaubar Mensch und zu unmittelbar polizeilich in unsre Angelegenheiten verstrickt; sie haben längst nicht den Mut und die Kraft, es ohne Blinzeln auszusprechen, daß die Absurdität das legitime Reich des Glaubens sei.

Nun sind freilich die Versuche nicht selten, das Kantische Vakuum durch ein Spiel der Phantasie auszufüllen und dieses Spiel für Religion auszugeben. Mit mehr oder minder großer Unschuld hat man vergessen, in dem Satze, daß wir die Über- und Hinterwelt nicht erkennen können, das Wörtlein „nicht" in seinem diamantenen Sinn zu nehmen. Es ist sonst ein relatives, praktikables Wort, und nur in diesem einen wunderbaren Fall ist es von unnachgiebiger, allerletzter Härte und duldet keine Folgerung. Nichts bleibt uns, als seine diamantene Furchtbarkeit, seine furchtbare Heiligkeit zu empfinden und zu schauen; und was uns dann überkommt, das ist so gewiß eine höhere als neutheologische Religion, wie das dumpfe, tiefe Staunen zu den Sternen mehr ist, als eine Vorstellung von der Bewohnbarkeit der Himmelskörper; so gewiß, wie der höhere Mensch in den über seinem Scheitel ausgesäten Lichtern ein Symbol sieht und nicht eine Fortsetzung seiner Historie. „Irings Vermächtnis" aber gehört nur scheinbar zu diesen Versuchen, die nach der „Kritik der reinen Vernunft" doch nur mit einem im letzten Grunde immer freiwilligen Selbstmord der intellektuellen Redlichkeit ausgeführt werden können. Sein Nerv ist nicht der schwächliche der ins Blaue und Graue verlängernden Logik, sondern der feurig starke der sittlichen Dämonie. Sein Gott ist un-menschlich und seine Hinterwelt schreckensvoll.

Die Stimme des Leides spricht:

* Berlin, 1905; bei Hermann Walther.

„Das Übel wäre keiner Schwermut wert, wenn wir wüßten, daß mit dem Tode das Dasein und Erfahren überstanden ist; doch hinter aller Wahrheit, die fest und klar für dieses Leben gilt, vermeldet sich eine Wahrheit tieferer Art: daß wir dies Leben träumen und erwachen werden. Wir gleichen Leuten, die vertieft beim Brettspiel sitzend den Tisch, die Stühle und die Welt vergessen haben; die Spielregeln sind unser All; bis eine Hand sich uns auf die Schulter legt und eines hereingetretnen Heischers Frage uns an Räume und Geschäft der Wirklichkeit erinnert." In dieser Wirklichkeit, ein Dämon fragt so, wird in ihr „das Leid verschwinden wie ein Flor, der vor dem Schimmer des Glücks hing, oder wird das auf Erden Tröstliche verschwinden, wie ein Schleier, der dämpfend und hüllend über den Qualen lag?"

Also — gibt es eine Hölle.

Es ist ein ungeheuerlicher Schluß, und Iring wagt ihn, ohne zu schwanken. Noch mehr: Aus dieser Dantischen Möglichkeit ringt sich ein kühner Dualismus los: „Das Übel kann von Gott nicht stammen; es muß von einer bösen Macht verursacht sein, die ihm zuwiderwirkt . . ." Und was sie besiegen will, das kann nicht innerhalb der Naturwelt liegen, denn „Entwicklung ist nur so scheinbar Fortschritt, wie jeder Punkt auf der Kugel sich selber der Oberste däucht"; die Wage zwischen dem Subjekt und dem Objekt ist immer im Gleichgewicht.

Und darum hilft uns die Naturkausalität weder zu Gott, noch zur Welt.

Am allerwenigsten hilft sie uns zum Gewissen. „Wer seinem Gewissen Gründe abverlangt, wird bald kein Gewissen mehr haben."

Sondern unser Gewissen und unsere Gewißheit haben außerirdischen Ursprung; die Stimme, die uns dessen versichert, schweigt niemals und läßt die sich vordrängende Weisheit von heut auf morgen getrost sich erschöpfen und ihrer Scham auch noch im Siege inne werden; ewig erneut sie die Uroffenbarung Gottes, die, den Menschen von Anbeginn bewußt, in Jesus am lautersten verklärt, durch Überlieferung sich fortpflanzt.

Es sei noch einmal daran erinnert, daß das Buch ein Gedicht ist und kein System; es will nicht lehren, sondern darstellen; es will so bildhaft, so sichtbar sein, wie eine Motette. Insofern die Wahrheit etwas ist, was konstatiert wird, dürfen wir die Achseln über den Schwarmgeist zucken; wir müssen es sogar: denn wiewohl der Mythos eine Wahrheit höheren Grades ist, als die Wissenschaft, — im Augenblick, wo er der Wissenschaft verfallen ist, beginnt die Lüge für ihn zu kämpfen. Insofern aber Wahrheit etwas ist, was geschaffen wird, insofern ist Wahrheit in Irings Vermächtnis. Die Welt dieses Buches könnte bestehen; in ihr zu leben, würde vielen Starken, Guten und Tapferen eine abgründige Lust sein.

Konzeptionen so verwegener Art lassen sich selten ganz rein bewahren, auch Iring wird manchmal praktisch. Er hört dann auf, der klare, stolze Laienmensch zu sein und wird ein Ideologe von Fach. Was das heißen will, kann man nirgends trauriger erfahren als in jenem sonderbaren dunkeln Deutschland, wo sich die empirischen Blößen unter dem intelligibeln Domino einer nationalen Ehre so pfiffig zu verstecken wissen; und auch Irings Vermächtnis, vor die Agitatoren geworfen, würde die Reaktion mästen helfen.

Aber eben damit, daß seine Wirkung sozial verderblich, jedoch individuell herrlich sein kann, verflachend dort, vertiefend hier, beweist dieses Buch seinen hohen Rang, sein Christentum, und daß die Wahrheit des Menschen auch ein Mensch ist, auf zwei Beinen stehend, von einem Herzen genährt.

Tobias Fischer

Chamberlains „Kant"

Ich will nicht die Zahl derer vermehren, die sich mit mehr oder weniger Glück darum bemühen, Chamberlains großzügige Synthese zu zergliedern, um aus dem einzelnen heraus das Ganze zu verstehen: das haben bereits viele getan; das wird noch oft geschehen. Ich will bloß die Punkte möglichst deutlich hervorheben, welche die Persönlichkeit und die Betrachtungsart des Autors von allen anderen unterscheiden — deren volles Verständnis zugleich die unumgängliche Vorbe-

dingung jedes kritischen Versuches bedeutet, der an seinem Gegenstande nicht blind-ahnungslos vorbeigehen will.

Chamberlain ist bei allen Themen, denen sich sein reicher Geist immer zuwenden mag, in erster Linie und durchaus Künstler, Gestalter. So ward ihm in seinen **Grundlagen** die gesamte Weltgeschichte zu einem Rohmaterial, aus dem er sich mit selbstherrlichem Meißel ein Kunstwerk erschuf; so im **Richard Wagner** die Person des großen Musikers zum bloßen Stoffe, dem er ein ebenso neues und selbständiges Leben einhauchte, wie Wagner selbst es den altdeutschen Sagen gegenüber getan. Daß dieses Verfahren die **wissenschaftliche** Wahrheit zugunsten einer höheren künstlerischen benachteiligen muß, liegt auf der Hand; und trotz seines enormen Wissens, seiner großen Gewissenhaftigkeit wird es Chamberlain daher den zünftigen Gelehrten niemals recht machen können — schon darum nicht, weil bei ihm die synthetische (organisierende) Befähigung die analytische weitaus überwiegt. Doch macht ihn gerade dieser Umstand zu einem kulturellen Lebenspender, wie wir deren heute keinen größeren besitzen.

Als Kunstwerk muß daher auch der **Kant** verstanden werden. Freilich klingt schon die bloße Aufgabe parador, Erkenntnistheorie — denn diese ist der Hauptinhalt des Buches — künstlerisch zu behandeln: aber schließlich muß alles Bedeutende so lange parador erscheinen, als bis es verwirklicht wird; sonst wäre jedwede Überraschung unmöglich. Und wer den **Kant** von Anfang bis zum Ende aufmerksam durchliest und dann als Ganzes auf sich wirken läßt, der erkennt, daß Chamberlains Unternehmen allerdings geglückt ist. Er hat es wirklich zuwege gebracht, bei allem Eingehen auf die schwierigsten Probleme, bei aller Wissenschaftlichkeit im einzelnen, dennoch aus sprödestem Material ein Kunstwerk zu schaffen, das — wie jede wahre und große Kunst — nicht nur zum Wissenden, sondern auch zum Naiven, zum Laien spricht. Darum bedeutet es gar keinen Nachteil in wissenschaftlicher Hinsicht, daß Chamberlain populär schreibt: die Popularität ist das notwendige Produkt jener Meisterschaft in der Form, die bisher jedem Künstler das Verständnis der Menge zugeführt hat.

Der Inhalt! — Ich will nur zwei Themen berühren, die zwar beide in Exkursen abgesondert werden, aber doch diejenigen sind, bei denen einem Chamberlains Originalität am deutlichsten und greifbarsten entgegentritt: die analytische Geometrie und höhere Mathematik (im Descartes-Vortrage) und die Lebenslehre, die den Kern des Plato-Vortrages — des Kulminationspunktes des ganzen Buches — ausmacht. Bei ersterem Thema gelangt Chamberlain zu völlig neuen und überaus fruchtbaren Einblicken in das gegenseitige Verhältnis von Anschauung und Denken. Die Lebenslehre aber wird gewiß Epoche machen für das Denken dieses Jahrhunderts: denn sie dringt tiefer ein in das Wesen der Lebenserscheinungen, als irgend eine Theorie dies bisher vermocht.

Doch ist das Bedeutendste am Buche weder im Gehalte, noch im Ausdrucke begründet: der Hauptwert liegt in der Grundidee, der Art der Problemstellung. Kant hat uns gelehrt, daß alles Denken unverbrüchlich nach Formen verläuft, die dem Menschengeiste ein für alle Male innewohnen, denen er niemals entrinnen kann; und daß infolgedessen alle Erkenntnis immer nur menschlich wahr ist, keinerlei übermenschliche Bedeutung besitzen kann. Chamberlain ist von der Überzeugung durchdrungen, daß Erkenntnis nicht bloß eine reinmenschliche, sondern geradezu eine persönliche Angelegenheit ist: die Art und der Wert der Erkenntnis sei eine Funktion des Individuums. Er geht von der Voraussetzung aus, daß jede Weltanschauung nur als Ausdruck ganz bestimmter Geistesanlagen begriffen werden kann; sie gehört für ihn zur Biologie der denkenden Persönlichkeit. Diese fundamentale Einsicht bestimmt nun den Stil des ganzen Werkes. Es behandelt nicht eigentlich des Denkers **Gedanken**, sondern des Denkers **Denken**: — die Art und den Weg des Schaffens, erst in zweiter Linie die Resultate. Durch diese überaus neue Art der Fragestellung dringt Chamberlain in Tiefen hinab, von deren Existenz der Durchschnittsphilosoph bisher kaum eine Ahnung haben konnte: er weist uns den Weg zu einer neuen Philosophie, welche das Geistige als besondere Funktion des Lebens, die Weltanschauung gar als Naturerscheinung wird begreifen lernen — einer Philosophie, die zum

ersten Male nicht mehr anthropozentrisch, sondern kosmozentrisch sein wird.

Hermann Graf Keyserling

Ein Sommeridyll

Das vielgestaltige Klingen unserer jungen Lyrik ist für den, der da aufmerksam hineinhorcht, eine bedeutsame Voraussage der Stimmungen, die heraufziehn, der Sehnsucht und der Ideale der Generationen, die neu aufmarschieren, um an unserer Kultur mitzuarbeiten.

An einem Sommermorgen, kurz vor Sonnenaufgang, fand ich einst einen alten Bauern zwischen seinen reifen Kornfeldern sitzen. Es war Erntezeit. Er saß still da, hielt die Augen geschlossen und lauschte gespannt, als wollte er Worte verstehn, die ihm aus einer weiten Ferne zugerufen werden. Als ich ihn fragte, was er höre, sagte er: „Ich höre, wie der Tag wird. Vor Sonnenaufgang tuscheln sie und wispern und rauschen sie durcheinander. Wer da zu hören versteht, weiß wie der Tag wird. Das ist sicherer, als nach den Wolken sehn."

Nun, das Rauschen und Klingen unserer jungen Lyrik war in den letzten Jahren sehr laut. Ganze Orchester sollten aus den Versen hervortönen; — Worte, wie schwerer, funkelnder Schmuck und brennende Farben und ganz schwüle Düfte. Überall eine nervöse Sehnsucht nach Kraft, nach Fülle, nach heißen Gefühlen. Ein jeder fühlte sich als Sturm von Leidenschaft, von Sinnlichkeit und Schmerz. Solche Verse geben die Empfindung, als sei jedes Wort mit purpurnen und goldenen Strichen zehnfach unterstrichen.

Jetzt, meine ich, beginnen wir wieder hie und da — gedämpftere, feinere Töne zu hören; Stimmen, die leiser, zurückhaltender von den ganz subtilen Dingen des Lebens erzählen, von den ganz flüchtigen Augenblicken, die über unsere Seele ziehn, ein Aufglänzen, ein Schatten, ein Tau, ganz feine Fäden, aber gerade diese sind es, von denen das Gewebe unseres Schicksals Glanz erhält. Die Musik und die Lyrik können sie festhalten und kostbar gefaßt aufbewahren. Kierkegaard schreibt an Regine Olsen: „Du kennst auch die Unendlichkeit des Augenblickes." Die Unendlichkeit des Augenblickes verstehn, das ist die Seele der Lyrik, ist das Wesen der Verse von Storm und Mörike, und das Wertvollste solcher Augenblicke ist so zart, so flüchtig, daß die Stimme, die davon erzählt, sich dämpfen muß, unter dem zu lauten Klingen, unter dem schweren Schmuck und den heißen Farben erstickt es. Rossetti nennt das Sonett „das Monument des Augenblickes".

Benno Geigers „Sommeridyll" ist solche Lyrik. Eine Anzahl kleiner Gedichte in Terzinen. Von einem Landgut ist die Rede mit reifenden Kornfeldern, mit einer Pappelallee, mit Sommersonne über Wiesen. Eine Mutter ist da und ein Jüngling. Eine blonde Elise kommt zu Besuch. Der Jüngling und die blonde Elise gehen die Felder entlang, sitzen im Walde, lauschen in die Sommernacht hinein, hören den Bienen in der Mittagsschwüle zu, den Schnitterliedern und dem Dengeln der Sensen. Der Mond steigt über die Pappelwipfel auf und bescheint Elisens Hände:

„Sogleich
„Wird Euch der Mond, den Ihr geträumt, erstehn
„Dort bei dem Pappelhaine überm Teiche.
„Wird Eure Hände, diese Hände sehn
„Und weil die Hände noch viel bleicher scheinen,
„Muß er bescheiden hinter Pappeln gehn.
„Ist dies der Traum, den Eure Hände träumen?"

Und in das sommerliche Klingen, in die Lichter und Schatten, in das Schweigen und Wehen singt immer der Ton einer jungen Liebe hinein, kein leidenschaftliches Stürmen, ein glückliches Spielen mit des Lebens süßesten Geschenken, eine vornehme Einsilbigkeit, denn der vornehme Mensch wird einsilbig vor der Schönheit, er wird sparsam mit Worten, weil er sehr wählerisch wird. Mehr ist in diesen Versen nicht darin, aber der Duft des Kornes, der feuchte Atem abendlicher Wiesen, das Kommen und Gehen sommerlicher Töne, das ist darin.

Die stolze Dantestrophe ist hier flüssiger, intimer gemacht, aber sie behält dennoch etwas Zeremonielles, das in den häuslichen Szenen eine leichte Ironie über das Bild breitet. Diese Strophe kann sich nicht gehn lassen, sie legt

über den Ausdruck wohltuend dämpfend etwas, wie den Bann einer edlen Formtradition, das, wonach wir Deutsche uns immer sehnen und das uns so leicht immer wieder abhanden kommt.

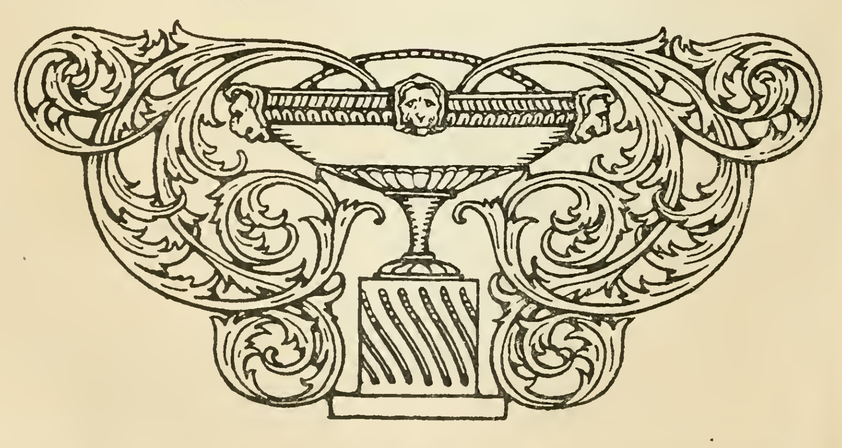
E. v. Keyserling

Heinedenkmal

Ernst Haeckel (der aufrechte, prachtvolle Kämpfer für den Monismus und für eine mutigere deutsche Kultur ist beiläufig ein Neffe jenes Christian Sethe, dem Heine die schönen Jugendsonette gewidmet hat), Max Klinger, Gerhart Hauptmann, Richard Dehmel, Max Liebermann, Oskar Bie, Hugo von Hofmannsthal, Engelbert Humperdinck, Alfred Kerr haben als Ausschuß für das Denkmal öffentlich ersucht, Geldspenden an die Deutsche Bank (Berlin, Mauerstraße) zu richten. — Am und um den 17. Februar wurden Versammlungen in verschiedenen deutschen Städten abgehalten; manche sandten dem Denkmalsstock Geldbeträge; so der Literarische Verein in Breslau (Willy Maertz), der von Professor Hollaender geleitete Sternsche Gesangverein in Berlin, die Lesegesellschaft in Elberfeld (Dr. Apfel); die Prager Concordia; das deutsche Theater in Hannover (Hubert Reusch). Personal, Redaktion und Verlag der Sächsischen Arbeiterzeitung schickten Geld. Verse des Dichters Erich Mühsam begleiteten die Enthüllung eines Heinebildnisses in einem Berliner Kaffeehaus, — ein Akt, der hier wegen der gelösten, nicht mehr berlinischen Stimmung der Teilnehmer festgehalten sei. Nach den Enthüllungsversen erklang eine Ballade von Erich Mühsam, später unvergeßliche Strophen von Jodocus Schnellpfeffer; die Tellersammlung ergab 113 Mark 45 Pfennige. Das Kleine Theater zu Berlin widmete das Erträgnis eines Abends, für den Frank Wedekind im Auftrage des Leiters Victor Barnowski den Prolog verfaßt und gesprochen hatte. Im Verein für Kunst in Berlin sprach Rosa Bertens Heinesches Fleben und Heinesche Flüche mit tief ergreifender Gewalt; Olden witzig die Disputation; und Anna Muthesius sang Lieder . . . mit einer aus der Ferne gekommenen, in die Ferne sich verlierenden Innigkeit. — Hermann Konsbrück in Koblenz sandte zum Verkaufen oder Versteigern Originalholzschnitte, „um auf diese Art einige Tagelöhnerstunden beim Denkmalsbau zu erübrigen". Aus Konstantinopel ging ein Betrag ein. Einer kam aus Salzburg mit dem Motto „Quand même". Ein Kellner, Albert Timian in Dresden, sandte 2 Mark. — Eine Anzahl deutscher Frauen, von Lily Braun geführt, hat einen Sonderaufruf zugunsten des Denkmals erlassen.

Die Leser finden ausführlichen Bericht über die bisher eingelaufenen Gaben im Anzeigenteil.

K.



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Sören Kierkegaard/ Aphorismen von Rudolf Kassner

Sein Geist



Man könnte billig einige Seiten damit füllen, daß man in Kierkegaard den bedeutendsten Prosaschriftsteller des dänischen Volkes, einen der drei oder vier ganz großen Psychologen des Jahrhunderts — eigentlich ist ihm nur Dostojewsky als Psychologe ebenbürtig —, den streitbarsten Protestanten seit Luther darstellt und schließlich noch, wie das geschehen ist, bedauert, daß er schon mit 43 Jahren starb und nicht noch einige Jahre den Tod warten ließ, um noch mehr zu schreiben und Stoff zu geben oder gar, wie jemand gehofft hat, Freigeist zu werden. Auf diese Weise würde man Kierkegaard schnell in die Kultur- und Literaturgeschichte gebracht haben und könnte sich an ihm aus der Entfernung, sozusagen historisch, immer von neuem freuen. Doch Kierkegaard, der die griechischen Methoden liebte, dürfte wohl gesagt haben: eine solche Methode ist ungriechisch, eine Methode vom Leben zu sprechen, indem man zwanzig Seiten Kultur- oder Literaturgeschichte schreibt und bei jeder Gelegenheit den Anschluß sucht. Die griechische Methode — der Ausdruck stammt von ihm — liegt darin, die Methoden immer wieder zu wechseln, sich aus dem Gegenstande selbst die Methode zu holen, auch das Entfernte gegenwärtig und das Fremde sich zur eigensten Angelegenheit zu machen. Es ist das die Methode des Künstlers dem Leben gegenüber, und sie wird auch vor einer geistigen Erscheinung dann notwendig, wenn diese so voll Leben ist, daß sie zu allen geistigen Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart in unmittelbare Beziehungen tritt. Kierkegaard ist nun ein Lebendigstes, ein Vollkommenes, und seine unmittelbaren Beziehungen sind unendlich. Ein ganz beziehungsloses Individuum — wenn sich das denken läßt —, ist sozusagen jeder fremden Methode unterworfen und ganz ohne Art; je mehr aber ein Individuum an Beziehungen gewinnt, umso deutlicher verschwindet der Gegensatz von Art und Methode, bis endlich bei dem Genie die Art selbst Methode geworden ist.

Doch sollen Beziehungen nicht verführen, und ein anderer dürfte vielleicht darin Befriedigung finden, daß er nach entsprechender Anerkennung der persönlichen Form Kierkegaards dessen „Ideen" in verwandten Geistern der Vergangenheit „nachweist". In der Tat, wenn ich die Mühe nicht scheute, könnte ich den ganzen Kierkegaard in der Bhagavadgita, in der christlichen Mystik, in Pascal nachweisen. Ein Thema: Kierkegaard und Meister Eckhardt dürfte recht gefällig und, wenn man will, geistreich durchgeführt werden, und ich wollte gerne zwanzig und mehr solcher Themen jedem verraten, der mir verspricht, sich nicht ganz unpassend dabei zu benehmen. Aber schließlich ist das keine Kunst, jeder mäßig für den Gegenstand Gebildete bringt einen solchen Nachweis fertig. Nur wird er übersehen, daß gerade das Beziehungsreichste auch das Ursprünglichste sei und daß man von jedem Ursprünglichen nur mit Kunst reden dürfe — nicht weil man auch schön schreiben und auch ein Künstler sein will, sondern damit man einfach nicht schwätzt und den Gegenstand fälscht. Die Leute haben stets und mit Recht Angst vor der philosophischen Terminologie und suchen sich davor in die „allgemeinen Ideen" zu retten, und wirklich: dort, wo es viel Terminologie gibt, sind die Ideen stets auch sehr allgemein, so daß allemal der Gemeinplatz sich am besten noch unter einer unendlichen Terminologie verbirgt. Nun, Kierkegaard hat fast gar keine Terminologie, ja, was noch weniger ist, er hat die Terminologie alter protestantischer Erbauungsbücher, so durchaus ist er Künstler, so ganz eigentümlich, fast augenblicklich ist der Ausdruck seines Geistes. Kierkegaard ist ganz entschieden der größte Künstler unter allen Philosophen, und er würde im Augenblicke gelegentlich vorgezogen haben, kokett und eitel zu sein, bevor er eine einzige allgemeine Phrase niedergeschrieben hätte.

Die historische Kurz- und Weitsichtigkeit also würde es nicht treffen, nun könnte aber ein praktischer Mensch, der Kierkegaards religiöse Schriften und Angriffe „auf die Christenheit", d. h. die dänischen Pfarrer, sich zu Gemüte geführt hat, auftreten und, weil also Kierkegaard schließlich nur mehr noch von Gott usw. spricht, mit der Frage herausbrechen: „Ja, ist denn Kierkegaard nun wirklich in den Himmel gekommen? Nach allem? Ja oder nein? Und wenn es keinen Himmel gibt, was dann, wo bleibt dann Kierkegaard? Wieder einmal nur in der Geschichte?" Man sieht gleich, dieser Praktiker ist mit den historischen Theoretikern verwandt, nur ist er eben der Praktiker. Und da ihm kein Orakel antworten kann, so bleibt seine Frage nach dem Himmel sehr schwierig, denn es gibt auf sie drei mögliche Antworten. Nein: — dann muß natürlich dem besorgten Manne das ganze Werk Kierkegaards als außergewöhnlicher Zeitvertreib, zuletzt aber doch als überflüssig erscheinen. Ja: — dann hätte derselbe nichts angelegentlicher zu tun, als sich im Geiste Kierkegaards zu üben, den Geist in ein System zu bringen und allmählich in Dogmen auszugeben. Denn das steht fest: gleichwie man von einem Ursprünglichen nur als Künstler reden darf, um nicht das Ursprüngliche zu fälschen, so muß es für einen ganz bestimmten Himmel Dogmen geben, unbedingt, denn sonst käme niemand mit einiger Sicherheit hinein und das Ganze würde zu einer

Art lebensgefährlichen Lotteriespiels werden. Die Antwort würde, drittens, halb ja, halb nein lauten: nun dann dürfte mein Mann nie zu einer ehrlichen Freude an Kierkegaard kommen, ja, Kierkegaard dürfte ihm zu einem bleibenden Ärgernis werden, oder er würde sich Kierkegaards durch die Geschichte zu entledigen suchen, ihn dort sozusagen in Haft setzen.

Die Wahrheit ist: Sören Kierkegaard hatte wirklich Geist, Kierkegaards Geist ist Geist, und nicht der Witz eines verfehlten Lebens und nicht das Mittel, mit einem System oder mit irgend etwas anderem schnell fertig zu werden. Wie ein Blatt Blatt ist und gleichsam gar nicht damit fertig wird, Blatt zu sein, wie das Pferd ein Pferd, der Jüngling ein Jüngling und Jupiter ein Gott und alle drei gar nicht damit fertig werden, Pferd, Jüngling und Gott zu sein, so ist Kierkegaards Geist Geist und wird gar nicht damit fertig, Geist zu sein. Die Menschen haben alle Geist, gewiß, und alle aus vielen, verschiedenen Gründen: der eine, weil er eigentlich nicht lebt, der andere, weil er häßlich wie Thersites ist, der dritte, weil er Minister werden oder ein Buch schreiben will oder sich einbildet, von seinen Zeitgenossen als Psychologe gefeiert werden zu müssen, ein vierter, weil es viel Unglück im allgemeinen in der Welt gibt und die Menschen sich gelegentlich noch gerne totschlagen, ein fünfter aus dem einfachsten Grunde, weil er nicht der Dumme bleiben will. Wie gesagt, die Menschen haben alle oft erstaunlich viel Geist — aus sehr geistlosen Gründen. Kierkegaards Geist aber ist Geist, und man könnte ihm gar keine Bedingungen stellen oder auf keinen Fall von ihm sagen etwa: eine Tragödie hat er doch nicht schreiben können, oder: Shakespeares Geist ist schließlich größer, oder: was nützt soviel Geist, wenn man zuletzt doch nicht ganz genau sagen kann, ob man in den Himmel kommen werde, nachdem man, erwiesenermaßen, auf Erden damit nicht glücklich geworden ist. Alles das darf man in der Tat nicht erwägen, denn Kierkegaards Geist ist Geist und wird auch im Himmel mit sich nicht fertig. Kierkegaards Geist ist unmeßbar und unvergleichlich und darum die Bestimmung seines Lebens gewesen. Man kann es auch so sagen: Kierkegaard konnte seinen Geist nicht betrügen, auch nicht mit irgend einem Himmel. Sein Geist war seine Bestimmung und hatte, königlich, alle Attribute des widerspruchsvollen Lebens. Kierkegaards Leben ist wie das Gebilde seines Geistes, und Kierkegaard konnte alles, den Tod auf seinen Geist wagen. Sein Geist gewann ihm alles ab, und er hatte doch nichts an den Geist verloren. Und ihm war jeder Wunsch im Geiste erfüllt, ja, er konnte übermütig werden, wenn er seines eigenen Geistes gedachte. Kierkegaards Geist war so groß, daß er nur in der Vorstellung der unendlichen Gottheit ruhen konnte, gleichwie ein langer Mensch ein großes Bett braucht, um zu schlafen.

Kierkegaard hat sich Hegels Definition des Geistes als der Einheit von Körper und Seele zu eigen gemacht: sein Geist ist jedenfalls die herrlichste, beispiellose Einheit eines Denkens und eines Lebens. Wie Ödipus zu seinem Schicksal, so steht der kranke, witzige, schwermütige Kierkegaard zu seinem Geiste. Und wie Ödipus nur der versteht, der sein Schicksal dichtet, so versteht Kierkegaard, wer

sich dessen Geist aneignet. Man kann nicht den eigenen mit Kierkegaards Geist mischen, man darf diesen nicht bald zitieren, bald erklären wollen. Kierkegaard ist von unwahrscheinlicher Klarheit, und keine Zeile in seinen vielen Schriften ist umsonst oder leer. Man muß Kierkegaards Geist, noch einmal, sich aneignen und darstellen, wie er war: als die herrlichste, beispiellose Einheit eines Lebens und eines Denkens.

Der Vater und der Sohn

Das Leben der Geweihten ist stets sehr einfach. Man kann von den Geweihten sagen: es widerfährt ihnen nichts anderes als das eigene, einzige Leben; dies genügt ihnen. Das Leben der Geweihten ist sozusagen ganz ohne Umstände. Den anderen, den ins Leben Geworfenen, widerfährt stets mehr, als ihnen eigen ist, widerfährt stets das Fremde, ja das Unerhörte; den Geweihten aber genügt es, daß sie geboren wurden; die Geweihten sind die wahrhaft Geborenen; mit ihrer Geburt bekamen sie alles, das ganze mögliche Leben. Die alten Mythen der Helden der Tat, der Geweihten des äußeren Lebens, drücken dasselbe aus, indem sie den verzauberten Leib des Helden an einer Stelle verwundbar machen: Achilles an der Ferse, Siegfried an der Stelle so groß wie ein Lindenblatt zwischen den beiden Schulterblättern, Simson am Haupthaar. Diese Helden haben gleichsam einen kleinen Fehler mit ihrer Geburt mitbekommen, wie man sagt. Alles Schwerste ist der Kraft ihres geweihten, reinen Leibes leicht wie ein Spiel, bis ihr Schicksal sagt: des Ungewöhnlichen ist nun genug, und dem Helden das Gewöhnlichste, das Menschlichste, das Dümmste, der Tod zufällig an dieser kleinen Stelle widerfährt, welche die Geburt gleichsam offen gelassen hat. Bei den Helden, den Geweihten des Geistes ist dieser kleine Fehler die Tatsache ihrer Geburt selbst; die Geburt ist gleichsam das kleine Loch, das die Natur in sie geschlagen hat, damit gleich das ganze Leben hineinfließe. Mit der Geburt ist sozusagen alles Notwendige für sie geschehen, mehr kann ihnen nicht widerfahren. Darum erfährt der Geweihte der Tat am Ungewöhnlichen das Gewöhnliche, und der Geweihte des Geistes am Gewöhnlichen das Ungewöhnliche.

Kierkegaard war ein Geweihter des Geistes, und sein Leben war — von außen gesehen — einfach, gewöhnlich, tatenlos. Man sah ihn viel auf der Straße und im Theater; jedermann in Kopenhagen kannte Kierkegaard, er galt für sehr witzig und den besten Gesellschafter. Er sprach gern mit Kindern und Leuten aus dem Volke, mit Dienstmädchen, Fuhrleuten usw. Zu Hause war er unzugänglich. Wer des Abends an seinem Hause vorüberging, konnte die lange Flucht seiner Zimmer erleuchtet sehen, Kierkegaard ging dann von Zimmer zu Zimmer, in jedem waren Papier und Tinte und Kierkegaard schrieb. In fünfzehn Jahren war auf diese Weise eines der umfangreichsten Werke des ganzen Jahrhunderts entstanden. Um sich zu erholen, unternahm er mehrmals im Monat lange, einsame Fahrten in Seelands Buchenwäldern. Kierkegaard liebte jeden Menschen, er nahm vor

allem auch den unbedeutendsten ernst; nur die Öffentlichkeit war ihm widerwärtig, eine große und sehr schlecht gespielte Komödie. Er lehnte sie ab, und nur wo die Öffentlichkeit das, was ihm als Höchstes galt, die Religion, fälschte, trat er gegen sie auf. Seine letzten Jahre waren sozusagen öffentlich, die Jahre seiner einzigen Tat, in diesen Jahren schrieb er seine blutigen Pamphlete auf die dänische Geistlichkeit. Aber mit dieser Tat hatte er sein Leben erschöpft, eines Tages fiel er ohnmächtig auf der Straße zusammen, man trug ihn ins Spital, wo er bald darauf starb, von fast allen seinen Freunden verlassen.

Die meisten Menschen leben so fern ihrem eigenen Leben, daß sie gar nicht sehen, wie alles sozusagen hinter ihrem Rücken geschieht, daß die Menschen ganz am Schlusse erst das erfahren, was eigentlich ganz zu Anfang schon mit ihnen geschehen war. Kierkegaard aber war seinem Leben so furchtbar nahe, daß er in diesem, dem Leben, gleich den Tod, daß er im Anfange schon das Ende, daß er als Kind sich schon im Vater sah und darum nie bestimmt wußte, ob er das Leben liebe oder ob er es hasse. Das große Erlebnis seines Lebens, das Schicksal seines Lebens war der Vater. Der alte Mikael Pedersen Kierkegaard war ein strenger pünktlicher, königstreuer und gottesfürchtiger Mann. Aus tiefster Armut war er zu Reichtum gekommen; die Leute mußten ihn beneiden, so sehr schien ihnen in dessen Leben alles gelungen, und sie durften den alten Kierkegaard einen nennen, auf dem Gottes Segen ruhe. Doch er wußte es anders, Mikael Pedersen war von heimlicher Angst untergraben, schwermütig und ein Verzweifelter. Da das Kind einst vor vielen, vielen Jahren auf der jütländischen Heide die Schafe eines fremden Herrn hütete und Hunger litt und fror, trat es eines Tages auf einen Hügel, hob seine Hand zum Himmel auf und fluchte Gott dafür, daß Gott ihn, ein unschuldiges Kind, also Hunger leiden und frieren ließe. Seit diesem Fluche nun, sagte der Alte, sei es ihm in der Welt gut gegangen. Er wurde reich, der Fluch brachte seinem Leben wirklich Segen, aber dieser wirkliche Segen seines Lebens wurde der Fluch seiner Seele. Der Greis konnte noch den Fluch des Kindes nicht vergessen. Wenn es ihm nach dem Fluche noch viel schlechter gegangen wäre, der alte Kierkegaard würde sich glücklich gefühlt haben, sein Fluch würde gesühnt worden sein, und er würde alles begriffen haben. So aber lebte der Fluch fort, ganz heimlich, in den Segen gehüllt und vom Segen genährt. Und das war seine Angst und Verzweiflung, und nur die vollkommene Unterwerfung unter den Willen seines furchtbaren, verborgenen Gottes konnte ihn am Leben erhalten. Niemand begriff ihn außer seinem Sohne, denn der Sohn liebte den Vater, wie den Sohn wiederum nur der Vater begriff und liebte: das sind des Sohnes eigene Worte. Und mit der Liebe des Vaters übernahm der Sohn auch des Vaters Angst und Verzweiflung. Nie durfte Sören mit den andern Kindern spielen, die harte Erziehung in den strengsten, dunklen Begriffen des protestantischen Glaubens machte das Kind früh alt und nahm ihm alles Unmittelbare und gab ihm die Schwermut. „Ich bin schwermütig geboren und kam als Greis auf die Welt.“ Der Fluch des Vaters war des Sohnes Schwermut,

und gleichwie der wirkliche Segen des Vaters Fluch, so verschloß und nährte der Witz die Schwermut des Sohnes. So verstand der Sohn den Vater, so verstand der Sohn sein eigenes Leben, so verstand er schließlich das Leben des Christen — als einen Widerspruch, als das Paradox. Ödipus hatte gefrevelt, aber er wurde gestraft, und jeder Grieche konnte die Strafe an dem ausgestoßenen, geblendeten König sehen: sie war klar und vernünftig — so, noch einmal, hätte der Alte es auch haben wollen, und sein Sohn wäre ihm so froh in den Fluch gefolgt wie Antigone dem thebanischen Könige nach Kolonos. Job war auch reich und gottesfürchtig, Jehovah wollte Jobs Gottesfurcht versuchen und machte darum den reichen Job arm, Job aber blieb gottesfürchtig, und Jehovah machte den armen Job wiederum reich — natürlich: auch so hätte es der alte Kierkegaard haben wollen, mit dem Glauben des reichen-armen Job hätte er es wohl noch aufgenommen, dieser Glauben ging nicht über den Verstand. Sein Gott aber strafte ihn unbegreiflich mit dem Glück, sein Gott schenkte ihm ein reiches, schönes, ein gesegnetes Leben und ließ es ganz in seiner Hand und sagte ihm nur wie im Weggehen: „Es ist deine Schuld, dieses reiche, schöne, gesegnete Leben ist nichts anderes als deine Schuld. Lerne mich begreifen!"

Was der Vater litt, das sah klar der Sohn. Was der Vater fühlte und verschwieg, das mußte der Sohn sagen. Was der Vater im Glauben, das mußte der Sohn im Geiste begreifen — die Schwermut. Der Sohn mußte sagen, daß der Geist ganz im Glauben liege und gleichsam nie mit sich und dem Glauben fertig werde, und er mußte sagen, daß der Geist niemals groß genug sei, um im Glauben zu ruhen wie das Kind im Schoße der Mutter. Und der Sohn mußte sich den Geist von dort holen, woher der Vater den Glauben nahm — aus der unendlichen Schwermut. Die Schwermut war des Sohnes Erbe, des Sohnes Geburt, des Sohnes Kindschaft, und der Sohn durfte sie nicht vergeuden. Er hätte ja die Schwermut in einem zügellosen Leben ersäufen, er hätte sie in Gedichte bringen, er hätte ihr mit seinem Leben ein Ende machen können — sein Schicksal aber war der Vater, auch der Vater durfte seinen Fluch nicht vergeuden, nicht an den vielen Segen vergeuden. Was der Sohn an seiner Schwermut verbrochen hätte, das würde er an seinem Vater verbrochen haben. So hatte sich der Vater im Sohne geschaffen, und so mußte sich der Sohn im Vater sehen.

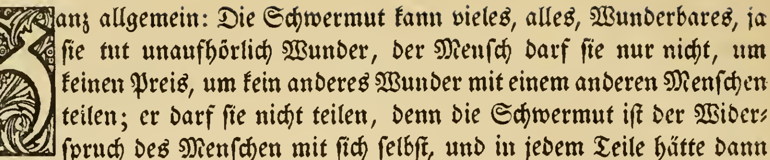
„Das schöne Leben"

Kierkegaards Leben war geweiht mit der Schwermut. Das Leben der Geweihten, sagte ich, ist einfach, d. h. auch: wenn den Geweihten scheinbar ein ganz kleiner Teil des großen fremden Lebens, irgend ein Glück oder irgend ein Unglück, zustößt, so müssen sie darin stets das ganze Leben erfahren, und das ganze kann nie mehr sein als das eigene Leben. Das heißt weiter: sie selbst persönlich möchten sich schon mit dem ganz kleinen Teil des großen, fremden Lebens begnügen und ganz heimlich mit ihrem kleinen Glück oder Unglück tun und es niemandem verraten, aber die

Schwermut, die sie besser kennt, weil sie ihre Weihe ist, reicht ihnen mit dem ganz kleinen Teil des großen, fremden Lebens das ganze, das eigene Leben, und sie müssen es bewahren. Das heißt noch bestimmter: Kierkegaard wollte sich nach dem Tode seines Vaters mit Regine Olsen, einem ganz kleinen Teil des großen, fremden Lebens, einem jungen, sehr hübschen, sehr lebenslustigen und artigen Mädchen, verheiraten, Kierkegaard war mit Regine Olsen schon verlobt, nach einem Jahre aber löste er die Verlobung wieder auf. Warum? An den üblichen Antworten hat es natürlich nicht gefehlt: man konnte wieder einmal von der Unmöglichkeit einer Dichterehe sprechen, Schopenhauer zitieren, auch mit gewohnter Geberde auf Beatrice, Laura, Dulcinea und Goethe hinweisen und schließlich ganz besonders modern und naturwissenschaftlich die Gründe in Kierkegaards schadhafter Gesundheit suchen. Nur der Eigensinn könnte alle diese Gründe leugnen, aber trotzdem ist es so unglaublich albern, klüger sein zu wollen als Kierkegaard selbst, da Kierkegaard alles wußte und alle Gründe gleichsam vorgab. Kierkegaard hat doch selbst alles gesagt, ja, er hat viel mehr getan: er hat sein Verhältnis zu Regine Olsen gedichtet, und wenn ein Kierkegaard sein Leben dichtet, so tut er es nicht, um die Wahrheit zu verbergen, sondern um sie überhaupt sagen zu können. Wer die Schwermut nicht versteht, der wird ihn allerdings nicht begreifen, aber Kierkegaard sagte und wußte es: ich bin schwermütig. In Regine Olsen begegnete ihm das schöne, reiche, unmittelbare, grundlose, kindliche, ganze Leben. Er hätte es dichten mögen; ja wirklich, da er dieses Leben sah, mußte es ihm vorgekommen sein, als hätte er es einmal — vor einer Ewigkeit — gedichtet, so durchsichtig schien es ihm. Er hätte sich dieses fremden Lebens lange, unendlich und wollüstig erinnern mögen, er hätte es verführen und schnell genießen können wie eine Frucht und dann gleich sterben wollen, er hätte sich in ihm gleich vergessen mögen und dann nie mehr dessen sich erinnern wollen, er durfte aber Regine Olsen nicht als ganz kleinen Teil des Ganzen, als Weib besitzen, er durfte das Ganze, das Leben, die Schwermut nicht mit ihr teilen. Denn die Schwermut reicht — noch einmal — stets das Ganze, und Kierkegaard durfte, was ganz war, die Schwermut nicht teilen, denn erst, indem die Schwermut ihm das Ganze reichte, gab sie ihm sich selbst.

Wenn er Regine Olsen seine Schwermut hätte mitteilen können, so würde diese Schwermut deren Wesen, das am Fremden hing, entwurzelt und deren ganzes Leben, das in tausend kleinen, fremden Wünschen gesammelt war, wie in tausend kleine, fremde Stücke gesprengt, aufgerissen haben. Regine Olsens Liebe wäre an seine Schwermut verschwendet gewesen, wie stets der Teil das Ganze nur verschwenden kann, seine Schwermut hätte ihr Leben gefälscht; und seine Schwermut wäre an ihre Liebe vergeudet worden, und ihre Liebe hätte seine Schwermut betrogen, wie allemal der Teil das Ganze betrügt. Kierkegaard hätte seine Schwermut verloren und Regine Olsen ihre Kindlichkeit, denn das wußte, das sah Kierkegaard so deutlich wie nichts anderes: genau dort, wo die anderen Menschen, die glücklich am Fremden hängen, ihre Kindlichkeit haben, hatte er die Schwermut, den Segen des Vaters, und darum mußte er verzweifelt an sich selbst hängen.

Die Schwermut



Ganz allgemein: Die Schwermut kann vieles, alles, Wunderbares, ja sie tut unaufhörlich Wunder, der Mensch darf sie nur nicht, um keinen Preis, um kein anderes Wunder mit einem anderen Menschen teilen; er darf sie nicht teilen, denn die Schwermut ist der Widerspruch des Menschen mit sich selbst, und in jedem Teile hätte dann der Mensch wiederum das Ganze, d. h.: sich selbst, wenn er die Schwermut teilen wollte. Mit anderen Worten: Die Menschen können sich in der Liebe, im Haß, im Glauben, im Zweifel, im Geiste und im Körper einen, aber niemals, niemals in der Schwermut, da die Schwermut stets beides zusammen ist: Haß und Liebe, Glauben und Zweifel. Der Mensch will die Liebe, gut, aber die Schwermut, die ihn besser kennt, reicht ihm den Haß — nicht, weil sie eigensinnig wäre, der Mensch nur ist eigensinnig und will die Liebe, sondern um des Ganzen willen, des Ganzen, denn im Haß hat der Mensch dann auch die Liebe, das weiß die Schwermut, das lernt der Mensch von seiner Schwermut, die ihn besser als er sich selbst kennt und dem Menschen daher stets beides, das Ganze, sich selbst reicht.

Die Schwermut war Kierkegaards Element, alles traf ihn in seiner Schwermut, in der Schwermut traf er schließlich sich selbst; was nicht bis in seine Schwermut kam, davon erfuhr er nichts, das blieb ihm fremd. Und diese wunderbare, einzige Schwermut, die nur begreift, wer sie besitzt, hat eine Tugend, die ebenso wunderbar und einzig ist wie sie selbst. Gleichwie die Kindlichkeit sich in Wünschen äußert und der Wunsch wirklich, auch vor Gott, die Tugend des Kindes ist, genau so äußert sich die Schwermut im Betrug. Ist das nicht einzig und wunderbar? Zwischen dem Kinde und allem Fremden, der großen, fremden Welt, lebt der Wunsch; zwischen der Schwermut und dem Fremden, der großen, fremden, stets geteilten Welt, lebt der Betrug. Wie der Wunsch das Gebilde und die Tat des Kindes, so ist der Betrug das Gebilde und die Tat des Schwermütigen. Oder wie der Dichter in seinen Bildern, so lebt der Schwermütige in seinem Betrug, die Schwermut ist gleichsam das Auge des Betrugs. Der Schwermütige ist nicht einfach ein Eigensinniger, der gleichsam stets den Spiegel bei sich trägt und sich im anderen sieht, nein: der Schwermütige ist doppelsinnig — man sieht gleich, daß hier kein Wortspiel vorliegt. Der Schwermütige ist noch weniger einfach irgend ein Einsamer, der Verfluchte, ein strenger Gedanke, ein unerfüllter Wunsch, die Schwermut kann sich nicht allegorisieren, denn auf diese Weise würde sie ganz platt, zu einer Sentimentalität werden und verloren gehen und verschwätzt werden, nein, nein, nein: der übliche, schnelle Melancholiker ist gar nicht schwermütig, sondern nur höchst überflüssig, die wahre, die echtgeborene Schwermut muß ihre Einsamkeit in Geselligkeit, ihren Fluch in eitel Segen, ihren einzigen Gedanken in die tollste Phantasie, in allerhand Zerstreutes hüllen, dann erst wird sie nicht vergeudet und gemein, dann erst hat die Schwermut im Betruge ihre Form, gleichwie das Kind sich im Wunsche gestaltet. Was man so im allgemeinen Schwermut nennt, das ist gewöhnlich der Vorwand für etwas sehr Irdisches,

Zeitliches, oft auch nur für einen Band Gedichte. Kierkegaards Schwermut war anders, sie war kein Vorwand oder, wenn man will, nur der Vorwand eines Göttlichen. Aber das Göttliche kann der Mensch auf die Dauer nicht betrügen, und um den Betrug am Göttlichen los zu werden, mußte Kierkegaard das Menschliche betrügen — und das war seine Schwermut. Um sich zuletzt nicht selbst zu betrügen, mußte Kierkegaard die Menschen betrügen, sich selbst in den Menschen betrügen — das war, noch einmal, seine Schwermut, sein Doppelsinn.

Ich könnte hier vom Schwermütigen, dem stets das Ganze gereicht wird, alles sagen, aber nichts wollte ich mit solcher Bestimmtheit, ja mit solcher Freude von ihm behaupten, als daß man mit jedem Menschen Mitleid haben dürfe, nur nicht mit dem Schwermütigen. Nicht damit man zeigen könne, daß man auch einmal gelegentlich grausam zu sein verstehe, sondern damit man sich selbst nicht betrüge, damit man nicht lächerlich werde. Der Schwermütige nämlich unterschlägt jede Summe von Mitleid, die man ihm reichen wollte. Man denke nur: kein Mitleid wäre zu groß, um nicht vom Schwermütigen unterschlagen zu werden. Wenn alle Menschen ihr Mitleid zusammentäten — der Schwermütige würde es unterschlagen. Man kann es auch so sagen: der Schwermütige hat jedes mögliche Mitleid aufgekauft — womit wollten also die Leute ihn rühren? Oder auch so: der Schwermütige trägt ja jedes mögliche Mitleid bei sich — in seiner Schwermut nämlich —, was könnten die Leute ihm also noch geben, das er nicht schon hätte! Und dann, der Schwermütige ist, wie gesagt, nach außen ein ganz vollkommener Komödiant, und ebensowenig wie er, der innerlich Harte, Mitleid empfangen kann, darf er, der Komödiant, Mitleid haben, denn sonst würde er sein Spiel, seinen Betrug stören und gleich vor den anderen lächerlich werden. Ich frage mich oft: wer darf eigentlich mit den Menschen, wer darf überhaupt kein Mitleid haben? Die Antwort lautet mir allemal: Gott und der Komödiant. Bei Gott wäre das Mitleid überflüssig oder ein bloßes Wort, beim Komödianten lächerlich. Der Schwermütige, der weder ein gewöhnlicher, namenloser noch ein ungewöhnlicher, berühmter Mensch, sondern einfach ein Ungeheuer ist, ein Komödiant Gottes, ein Komödiant seiner selbst, er hat weder Mitleid, noch darf er dieses in irgend einer Form entgegennehmen, es sei denn, daß er sich selbst überflüssig und lächerlich machen, daß er sich ganz taktlos benehmen wollte. Die Schwermut gab Kierkegaard Takt. Und viele Menschen haben Mitleid, aber wenige haben dafür Takt. Der Takt des gewöhnlichen Menschen ist weniger als das Mitleid, der Takt des Schwermütigen aber viel mehr, ganz gewiß.

„Die Möglichkeit"


ierkegaard hätte ehrlich nicht klagen dürfen: „Ich bin niemals Kind gewesen." Man könnte ihm nämlich ganz gut erwidern: „Mein Lieber, du warst doch schwermütig. Und das genügt." Oder Kierkegaard hätte ehrlich ebensowenig klagen dürfen: „Ich habe nie gelebt." „Mein Lieber," müßte man ihm da erwidern, „du hattest

ja die Möglichkeit." Wie gesagt, Kierkegaard hatte Unrecht, wenn er klagte, aber in einem gewissen Sinne hatte er wieder Recht. Denn es besteht doch ein Unterschied zwischen der Kindlichkeit und der Schwermut, zwischen der Tat und der Möglichkeit, und zwar gerade dort, wo niemand den Unterschied sucht. Für den Kindlichen wählt Gott oder das Schicksal oder das Leben oder der Zufall; der Schwermütige aber hat selbst zu wählen — das ist es. Als Herakles, das große Kind, am Scheidewege stand, war er nicht allein, nein: da kamen die zwei allgemein bekannten Frauen zu ihm, das Leben selbst also oder Gott, wie man es nimmt, und ließen ihn zwischen sich, zwischen der Tugend und der Sünde, wählen. Was immer man unter Einfältigen sagen mag, diese Wahl war nicht schwer, und Herakles würde eben nur sehr einfältig, witzlos gewesen sein, wenn er nicht die Tugend gewählt hätte, denn dann dürfte er nicht gewußt haben, daß, bevor er noch den ersten Schritt macht, die Tugend für ihn gewählt hat. Darum war ja schließlich die Tugend mit dem Laster zugleich aufgetreten. Herakles hat die Tugend gewählt — das sagt man bloß so allegorisch; die Wahrheit ist, daß die Tugend Herakles gewählt hat, da Herakles ein großes Kind war. Das Gegenteil, daß nämlich Herakles gewählt hat, war nur scheinbar der Fall, einen Augenblick lang, damit das Laster, das mit seinen reellen Absichten daneben stand und wartete, nicht sage: Hier wird geschwindelt. Zu dem Schwermütigen nun kommt niemand, der sich irgendwie ausweisen könnte, überhaupt niemand, weder eine Tugend noch ein Laster. Der Schwermütige kann sich einigemal um sich selbst drehen, ohne jemand anderen als sich selbst wahrzunehmen, der Schwermütige ist tatsächlich bei sich selbst, gleichsam wie eine zweite Person, und er hat für sich selbst und das heißt hier auch: gegen sich selbst zu wählen, ganz in der Stille, ohne gleich Herakles allen Neugierigen ein ebenso befremdendes wie angenehmes moralisches Schauspiel zu bieten. Und der Schwermütige hat natürlich nicht zwischen der Tugend und dem Laster zu wählen, diese Wahl bleibt den großen Kindern und allen Leuten ohne Einbildungskraft, nein: er hat zwischen sich und sich, zwischen sich und der Möglichkeit, zwischen sich und dem Betrug zu wählen. Im Bilde gesprochen: der Schwermütige ist gar nicht auf irgend einem Scheidewege, Scheideweg — das ist Theater, nein: die Möglichkeit, der Betrug sind kreisrund um ihn, der Schwermütige kreist um sich selbst, ihn schwindelt. Und doch muß er wählen, und diese Wahl ist ungeheuer schwer. Herakles hat, sagen wir, in fünf Minuten gewählt, der Schwermütige hat im Augenblicke zu wählen, aber doch so, daß er dann ausgerechnet sein ganzes Leben bis zur Todesstunde braucht, um ganz sicher zu sein, daß er sich damals in jenem Augenblicke der Wahl nicht geirrt habe. Und das ist nicht leicht. Kierkegaard hat so gewählt, er brauchte ganz genau sein ganzes Leben, dreiundvierzig Jahre, um zu wissen, daß er sich in sich selbst nicht geirrt habe. Und er würde mehr gebraucht haben, wenn er länger gelebt hätte. Wenn man schon den Scheideweg will — Kierkegaard war eigentlich fort und fort am Scheidewege, auf dem Theater, und doch war die Bahn seines Lebens herrlicher als die Bahn der Tugend des Herakles. Sie war ein Wunder.

Diese Wahl also ist schwer; kein Gelehrter, kein Charakter, nur das Genie, das stets Kind und Greis zugleich, d. h. schwermütig ist, kann hier wählen: zwischen sich und sich, zwischen sich und der Möglichkeit, zwischen sich und dem Betrug. Denn zuerst scheint es dem Schwermütigen, diesem andern Kinde, als ob er selber ganz im andern, im Betruge, in der Möglichkeit stäke, so daß ihm gar nichts vom eigenen Selbst übrig bleibt. Im Augenblicke sind beide einander zum Verwechseln ähnlich: er und die Möglichkeit, und wer kein Genie und nicht gleichsam wie ein Schlafwandler ist, der kann schon, ohne im gewöhnlichen Sinne unsittlich zu sein, das eine statt des anderen greifen — im Augenblicke. Und darum muß auch im Augenblicke, ohne Überlegung — wer hier überlegt, schwindelt — gewählt werden, einerseits. Weil aber andererseits das eigene Selbst so schwer von der Möglichkeit zu trennen ist, muß der Schwermütige das Mögliche sehr gut kennen, er muß durch die ganze Möglichkeit bis an der Möglichkeit äußerste Grenzen, er muß wie um sein ganzes Leben, er muß durch die fremden Länder der Sünde bis dorthin, wo die Sünde steilab in das Meer des Todes fällt, gereist sein, um die Tugend das heißt: sich selbst zu wählen und zu besitzen, denn dann erst hat wirklich ein ganzes Leben lang einem großen Augenblicke gedient, denn dann erst darf der Greis vor dem Kinde in die Knie sinken. Mit anderen Worten: der Schwermütige muß die Möglichkeit geliebt haben, um sie zu hassen — sonst könnte er sich ja irren —, der Schwermütige, nur er und nicht das Kind, muß einmal in der Möglichkeit seine ganze Kraft, seinen Segen, empfunden haben, um sie jetzt seine Schuld und seinen Fluch zu nennen, der Schwermütige muß die ganze und jede einzelne Möglichkeit gewünscht haben, wie nur ein Kind wünschen kann, um also seinen Wunsch, der ihm nie erfüllt wurde, zu bereuen.

Und Kierkegaard liebte die Möglichkeit. Er hätte mit jeder Möglichkeit tauschen wollen, sofort und für immer. Keine Möglichkeit war ihm fremd, er begriff in der Möglichkeit alles Menschliche. Kierkegaard war stets wie außer sich über alles andere und Fremde, Kierkegaard liebte die Form, den Schein, das Leben der bloßen, ja eitlen Wünsche, er liebte die Liebe, die Helden, das Leben des Geschlechtes, er liebte die Griechen, Kierkegaard hätte Sokrates sein wollen und zugleich Alkibiades, er hätte Odysseus sein wollen und zugleich der Bettler, der den Heimkehrenden zuerst erkannte, er hätte sehr gut sein wollen und sehr schlecht, er konnte sich als Verschwender denken und als Geizhals, als einsamer Schiffer draußen am Meere gegen die schwedische Küste zu und als Nero, Kierkegaard liebte alles und immer auch das Gegenteil von allem, Kierkegaard liebte alle Dinge bis in den Tod der Dinge hinein, seine Liebe trank alles bis auf den Tod aus, ja Kierkegaard liebte auch noch den Tod, der Tod noch schien ihm leicht und schön und hatte Form. Doch, so oft er also alle Länder der Liebe, des Segens, der Formen, der goldenen Möglichkeiten durchreist hatte, war ihm nichts von allem geblieben, und müde und erschöpft und leer trat er wieder in die große, öde Burg seiner Schwermut, in die große, öde Burg des Fluches, in der schon sein Vater schwermütig gehaust hatte, und er haßte seine Burg und wußte, daß nur die Schwermut, der

Fluch, ihn ausgeschickt habe in die fremden Länder der Möglichkeit, die er liebte, und er haßte die Möglichkeit, denn die Möglichkeit war seine Schwermut. Die Möglichkeit war der ewige Trugschluß seiner Schwermut, sie war der Betrug seines Lebens, die große Liebe zum Möglichen war Selbstliebe, die Sehnsucht des Narkissos. Und er begriff in der Möglichkeit seinen Leib, und er schlug willig diesen blühenden Leib an das Kreuz der Schwermut, denn nur, nachdem er die Möglichkeit getötet hätte, würde er die Schwermut loswerden. Was soll noch das Kreuz, wenn der Leib an ihm gestorben ist? Kierkegaard sah sein Leben an als eine ewige Flucht vor der Möglichkeit, und in seinem Leben sah er das Leben der Christen und dessen erhabenen Vorbildes.

Kierkegaard nannte sich einen Ritter der Schwermut. Da haben wir wieder das Paradox. Ein gewöhnlicher Ritter, sagen wir, auf dem Theater erschlägt mit dem Schwerte den Drachen. Das Schwert ist die Tugend, der Drachen die Sünde usw. Kierkegaard aber mußte ganz dreist mit der Schwermut auf die Schwermut, auf die Möglichkeit, auf sich selbst losschlagen. Und erst nachdem er sich erschlagen hatte, wurde er frei, ward der Ritter geheilt und ohne Schwermut.

Jener Ritter, sagen wir, auf dem Theater, der den Drachen mit seinem Schwerte töten soll, geht in fremde Länder und tut die äußere Tat. Der Ritter der Schwermut hat es nicht so weit, da er auf keiner Bühne ist, er geht nur in sich, und tut die innere Tat.

Die innere Tat

Die Menschen verwechseln gewöhnlich beide miteinander und, was noch schlechter ist, sie raten dem einen zum anderen und haben im Notfalle eben mit beiden Mitleid, was das schlechteste ist. Die Menschen möchten, daß der Ritter der Schwermut sofort irgend eine äußere Tat tue, das heißt: daß er gleich sage, was er wolle, und sie lehre, was er wisse, daß er gleichsam auf die Kanzel oder auf die Bühne trete, daß er heirate und arbeite, daß ihm ein Sohn geboren werde usw. Und doch hat der Ritter der Schwermut, der inneren Tat für nichts anderes zu sorgen, als daß seine Tat eine innere bleibe, daß er nicht zu früh sich äußere, daß er irgend welche Entfernungen nicht setze, daß er nicht plötzlich abbreche und ausweiche, daß er sich nicht verrenne und nicht mehr weiter könne, indem er gleichsam auf die Kanzel oder die Bühne tritt. Der Fall ist, noch klarer ausgedrückt, der: Kierkegaard litt an zu viel Reflexion, er litt also. Das versteht auf seine Weise jedermann, und wenn alle Verständigen, die Mittelmäßigen und auch die, welche gewöhnlich nicht wissen, daß sie im Grunde mittelmäßig sind, die Stoiker also und Professoren, davon hören, so raten sie natürlich dem an zu viel Reflexion Leidenden, er solle handeln. Nun, das ist falsch und eben mittelmäßig. Wenn einer an zu viel Reflexion leidet, so ist das ein Zeichen, daß seine Reflexion unvollkommen ist, und wenn er es vermag, muß er sie vollkommen machen, denn dann erst ist sie mehr als Reflexion, dann erst wird sie zur Tat, zur inneren Tat. Kierkegaard

mußte sich also zu Ende reflektieren, wenn er die Reflexion, sein Leiden loswerden wollte.

Kierkegaards Dasein war eine ununterbrochene Dialektik, d. h. Kierkegaard erlebte nur, was er zugleich überwand. Er war wahr, nicht indem er auf eine Kanzel oder eine Bühne trat und vor einem versammelten Publikum rief: Ich bin „wahr", und: Seht meine „Wahrheit" und nehmt auch davon soviel, wie jeder verträgt! Nein, Kierkegaard war wahr, indem er den Betrug in sich selber überwand. Kierkegaard machte sozusagen keine Pause zwischen Erleben und Überwinden, gleichwie ein Liebhaber auf der Bühne nicht mitten im Spiel einen Augenblick anhält, um an seine Frau zu Hause zu denken. Kierkegaard war fort in Aktion, gleichwie ein Schauspieler nicht aus der Rolle fällt. Kierkegaard war in der Tat ein ganz großer Schauspieler, denn er überwand nicht die Wirklichkeit, um dann einfach wie die gewöhnlichen Menschen zu sagen, daß er anderer Meinung sei, er mußte die Möglichkeit überwinden, um zu sich selbst zu kommen, er mußte seine Schwermut überwinden, um die innere Tat zu vollenden. Kierkegaard durfte weder billig bei einer anderen Meinung, noch auch glänzend bei einer bloßen Dichtung stehen bleiben, denn aus einem sehr hohen Gesichtspunkte sind eben auch die Dichter nur — anderer Meinung über sich selbst. Kierkegaard mußte den Dichter in sich überwinden — so hoch wurde bei ihm gespielt —, um zu sich selbst zu kommen. Denn auch die Dichtung wäre für ihn nur eine äußere Tat geblieben. Er durfte also auch damit seine Reflexion nicht unterbrechen, daß er schnell ein Gedicht machte, wozu ihm mittelmäßige Ästhetiker auf alle Fälle geraten hätten, nein: seine Reflexion mußte vollkommen sein und alle mögliche Dichtung gleichsam aufkaufen. Und in der Tat, Kierkegaards Reflexion bestand keineswegs in einer Menge kleiner Skrupeln, sondern war die herrliche Einbildungskraft eines großen Dichters, so man diese umkehrt. Kierkegaard kehrte seine Einbildungskraft gegen sich selbst, und das war seine Reflexion, nicht mehr und nicht weniger, ganz genau das — eine umgekehrte Einbildungskraft.

Kierkegaard brauchte sich also nicht zu fragen: Wie komme ich zu einem Gedicht?, sondern er, der in jedem Augenblicke sich reproduzierte, mußte die Frage so stellen: Wie gewinne ich überhaupt Dasein, wie werde ich primitiv, wie gewinne ich Religion? Religion war für ihn einfach das Primitive, nur in der Religion waren alle Menschen gleich, d. h. primitiv. Seine Religion war keine unglückliche Liebe zur Dichterexistenz, wie das schnelle Kritiker oft wiederholen — das wäre ihm für ein ganzes Leben zu billig gewesen —, sondern die unglückliche Liebe zu Gott, zum primitiven Dasein. Und das war eine seiner großen Behauptungen, eines seiner paradoxen Dogmen, nur die unglückliche Liebe zu Gott sei glücklich, nur wer die Sünde und den Spott erfahren hat, lerne den Glauben, und dadurch allein unterscheide sich das Christentum von allen anderen Religionen, daß dem Christen gelinge, was keinem Liebhaber gelingen will: aus einer unglücklichen Liebe eine glückliche zu machen — ohne den Gegenstand zu wechseln.

Die deutschen und französischen Melancholiker vor Kierkegaard: Hamlet, Werther,

Benjamin Constants Adolphe, Lenau, Friedrich Schlegel haben alle die Frage so gestellt: „Wie werden wir Dichter? Wie ist es zu verstehen, daß wir bei soviel Geist nicht das Geringste tun können, ein Gedicht oder, wenn wir schon Dichter sind, eine Tat? Wie kann es möglich werden, daß wir bei soviel allgemeiner Liebe schließlich auch ein Weib nehmen und einen Sohn zeugen? Es müßte doch möglich sein! Warum nicht?" Und jeder beantwortete diese Fragen auf seine Art: und der eine beging Selbstmord, und der andere schrieb also das erwünschte Gedicht, und der dritte heiratete seine Maitresse oder auch nicht, oder er wurde Minister oder auch nicht, und Friedrich Schlegel, der ein genialer Kopf, aber eine gemeine Natur war, ging zum Katholizismus über. Ich spreche von ihnen, weil sie — literarhistorisch — Kierkegaards Vorläufer sind. Sie alle waren berufen und wußten darum, Kierkegaard aber hatte den entscheidenden Mut, der allen fehlte. Sie alle waren kostbar, solange sie sich als Ausnahmen geberden durften, sie fanden aber nicht den Weg von der Ausnahme ins Allgemeine, wohin sie wollten, d. h. in dem Augenblicke, da sie das Allgemeine verwirklichen, da sie zu sich selbst kommen sollten, wurden sie gemein oder begingen Selbstmord oder wurden wahnsinnig, was alles dasselbe ist. Kierkegaard allein rettete die kostbare Ausnahme. Diese Vorläufer waren alle eine sehr schöne Musik, aber ihr Text war gewöhnlich, irgend ein Librettist hatte ihn verfaßt. Kierkegaard aber schrieb sich selber seinen Text, und dieser Text war herrlich wie die Musik, er war notwendig. Ich gebrauche dieses Bild ganz absichtlich: denn — wenn man hier überhaupt werten darf — Kierkegaards innere Tat, dieses beispiellose Einswerden von Denken und Sein, ist genau so groß wie Richard Wagners künstlerische Tat, das Musikdrama, genau so groß. Diese deutschen und französischen Melancholiker waren alle gebrochene Naturen, irgendwie unheilbar, oder Menschen, die schließlich an Auszehrung sterben mußten, wenn sie sich nicht rechtzeitig, gleich Friedrich Schlegel, einer Mastkur unterziehen wollten. Keiner von ihnen war von ganz reiner Rasse, wie man zu sagen pflegt. Ja, Friedrich Schlegel war typisches Halbblut — im Physischen ist das nicht schlecht, im Geistigen aber höchst gefährlich —, Kierkegaard war Vollblut. Ihre Melancholie hatte schließlich ihren Grund in einer verborgenen Unfruchtbarkeit, sie kamen mit ihrer Melancholie nicht durch, nicht aus. Sie mußten sich über sie hinwegtäuschen. Für Friedrich Schlegel, den melancholischen Ironiker, war plötzlich der Augenblick gekommen, da er unfruchtbar wie eine alte Hure wurde und den Glauben wechseln mußte. Ihre Melancholie, sage ich, war wie die Schönheit junger Mädchen, dann werden sie Mütter und . . . Ihre Melancholie, sage ich, war wie die Schwärmerei der Jünglinge im Alter der Pubertät, dann werden sie Männer und . . . Kierkegaard hat seine Schwermut nie, in keinem Augenblicke verraten. Und wer darum von Kierkegaards Schwermut spricht — ja, zuletzt sagt der nicht mehr als: dieses Pferd hat Rasse, diese Blume ist schön. So konnte er sie verbergen, daß sie aussah wie eine Schönheit, wie eine Freude, wie eine hohe Geburt. Friedrich Schlegels Melancholie hatte Absichten, ohne daß er es wußte — erst später kamen sie heraus, zu-

nächst hatte Friedrich Schlegel wohl nur Mitleid mit sich selbst. Seine Reflexion hatte eine Menge kleiner Löcher und Risse, wenn man sie sozusagen gegen den Geist wie ein Stück Tuch gegen die Sonne hielt. Friedrich Schlegel war nicht gleich gemein, auch das zeigte sich erst später, nein: er hatte einfach und von vornherein nicht genug Einbildungskraft, etwas fehlte ihm immer, denn — das sieht man deutlich — er wollte vieles ganz direkt, sofort und grob haben. Die Reflexion Kierkegaards war vollkommen, und in ihr besaß er, ohne sie zu berühren und zu verraten, die ganze Welt. Man kann es auch so sagen: Friedrich Schlegel hatte Geist, Witz, Ironie, weil der Philister ein Philister ist. Das ist gewiß sehr schätzbar, nützlich und unterhaltend, man verdient damit auch den Adel für die eigene Person. Friedrich Schlegel ärgerte sich gleich Heine und allen Geistreichen am Philister, aber abgesehen davon, daß jeder Ärger die Einbildungskraft stört, so wird man mit dem Ärger am anderen bald sich selbst ein Ärgernis, und Friedrich Schlegel ärgerte sich schließlich über den Philister nur deshalb, weil er den Philister in sich selbst spürte, und hier, im Ärgernis, steckt im letzten Grunde seine Melancholie. Friedrich Schlegel bekämpfte und, wenn man will, überwand den Philister, seine Wirklichkeit, und wurde siegreich die Möglichkeit eines Nichtphilisters, wurde Friedrich Schlegel, wurde der Paradoxe usw. Kierkegaard dagegen hatte es leichter und schwerer — leichter: weil Friedrich Schlegel die rohe Arbeit, die Überwindung der Wirklichkeit, des Philisters schon getan hatte, schwerer: weil Kierkegaard die Möglichkeit, Friedrich Schlegel, den Geistreichen, den Witzigen zu überwinden hatte, um zu der neuen, ewigen Wirklichkeit seiner selbst, des einzelnen, zu kommen. Das klingt wie ein Spiel, ist aber eine historische Tatsache. Die ganze Romantik mußte sich Kierkegaard opfern, damit Kierkegaard auftreten könne. Historisch heißt das: Kierkegaard war ein Romantiker; in der ewigen, symbolischen Sprache des Geistes aber: Kierkegaard mußte die Romantik bekämpfen, opfern, um weiter, um — in derselben symbolischen Sprache des Geistes — zu sich zu kommen, um die innere Tat zu tun.

So mitleidlos wie möglich mußte Kierkegaard auftreten, und wo ist einer mitleidloser als dort, wo er gegen sich selbst auftritt? Und wie ist einer anders so mitleidlos wie möglich, denn als sein eigener Schauspieler? Kierkegaard wollte nicht lehren, das hier sei gut und das dort schlecht; nein, die Leute sollten ihn sehen, wie er ist. Er wollte nicht das Romantische, das Ästhetische mit ein paar hergenommenen Worten verurteilen, nein, er mußte zeigen: Seht her, so ist, so schön ist die Ästhetik, so meisterhaft kann ich sie beherrschen, ihr seid Stümper gegen mich! Er mußte es durchspielen können, um zu sagen, was es ist. Und weil er sich oft mit Hamlet verglich — er mußte wie Hamlet das Schauspiel anwenden, um die Wahrheit herauszulocken, denn diese war tief, unendlich tief, tief wie Gott. Und gleichwie Sokrates sich der Ausdrücke der Handwerker und Leute aus dem Volke bediente, wenn er sprach, um die Tugend zu lehren, so mußte Kierkegaard die ganze Sprache der Sinnlichkeit beherrschen, um vom Geiste ehrlich zu reden.


Er ist im Augenblicke des Genusses vollkommen. Was andere mit einem ganzen Leben nicht erreichen, das hat er im Augenblick oft mit einem Gedanken, mit einem Wort, mit einem Witz: die Herrschaft. Der ästhetische Mensch lebt von Augenblick zu Augenblick und besitzt den Schein eines unendlichen Daseins. Weil er beides nur genießt, das Gute und das Böse, so scheint er jedem, der sich zu entscheiden hat, überlegen. Der Gegenstand an und für sich birgt für ihn keine Gefahr. Es gibt für ihn überhaupt keinen Gegenstand, da er alles und überall nur sich selbst genießt. Wenn der ästhetische Mensch sich im Augenblicke behaupten könnte, wäre er gleich einem Gott und sähe die Welt, wie ein Kind die Blumen sieht. Seine Gefahr aber liegt im nächsten Augenblicke oder besser: zwischen zwei Augenblicken. Seine Gefahr ist die Leere zwischen den Augenblicken. Immer wieder muß er durch seine eigene Leere hindurch, darüber hinweg hilft ihm niemand. Und immer mühsamer wird es ihm, den nächsten Augenblick zu erklimmen, bis es ihm schließlich unmöglich erscheint und der ästhetische Mensch in sich selbst, in seiner Leere, in der Verzweiflung ertrinkt. Die vielen Dinge, die er früher zu besitzen schien, kehren sich gegen ihn und starren ihn an wie die Masken von Toten; jetzt sieht er, daß sie ihn besessen haben und nun verwerfen. Er war exzentrisch, und die Menschen bewunderten darin eine Freiheit; jetzt aber hat er den Mittelpunkt, und dieser Mittelpunkt, sein Innerstes ist die Verzweiflung.

Kierkegaard war ein Ästhet, sein Genuß an den vielen Dingen war vollkommen, und seine Ästhetik dankte nicht frühzeitig zugunsten einer sozialen oder bürgerlichen Moral ab; alles wurde ihm so sehr zu einem Genießen, daß er für sich nur den Geist behielt. Während aber dieser Geist des Genusses einem Keats oder Flaubert oder Wilde genügt, weil diese ihn immer wieder produzieren, verriet ihn Kierkegaard an das, was ihn ein höheres Leben dünkte, und nannte ihn Verzweiflung. Aber darüber darf man sich nie täuschen: er begann sozusagen als Ästhet, es wäre Kierkegaard nicht eingefallen, über die moralische Bedeutung des Schauspiels etwa nachzudenken. Gleichwie der Heilige nur darum die vollkommene Tat der Entsagung tun kann, weil er den vollkommenen sinnlichen Genuß kennt, so mußte Kierkegaard den vollkommenen ästhetischen Genuß kennen, um den Geist der vollkommen inneren Tat zu begreifen.

Kierkegaard war Ästhet, gleichwie Buddha ein Prinz und der heilige Franziskus der leichtsinnige Sohn eines reichen Vaters war.

Oder: Kierkegaard überträgt die Welt der Dichter auf die Welt Platons. Und gleichwie für Platon die Erscheinungen den Trug bergen, so hüllt für Kierkegaard der Genuß die Verzweiflung ein.

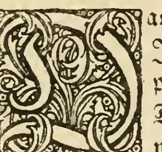
Der ästhetische Mensch ist wesentlich charakterlos, passiv, er ist in fortwährender Auflösung begriffen, und er kann darum nicht gerichtet werden: d. h. er kann nur sich selbst richten — mit seiner Verzweiflung. Wenn dieser ästhetische Mensch nun Charakter, d. h. seinen ihm wesentlichen Charakter bekommt und aktiv wird,

so kann das nicht heißen: er gibt sein Genußleben auf und verheiratet sich, nein, dann muß es heißen: er wird dämonisch. Was der dämonische Mensch tut, das tut er aus Verzweiflung. In Nero ist beides ineinander geflossen: Neros Charakter ist die Verzweiflung. Nero reagiert auf den Betrug mit der Lüge. Kierkegaard definiert das Dämonische als die Angst vor dem Guten. Der Dämon ist innerlich unfrei und hat Angst vor dem Freien, und er haßt das Gute, das Andere, weil dieses ihn befreien und damit dessen Unfreiheit, ihn selbst, dessen Wesen vernichten würde. Hinter der Verzweiflung lauert der Tod, der ästhetische Mensch kann nur sterben — er stirbt sozusagen sich selbst fort und fort ab — und dagegen wehrt sich sein Charakter, der Dämon, und darum verrammelt er dieses Loch, das in den Tod, in seine Wahrheit, führen müßte, mit der Lüge. Der dämonische Mensch betätigt sich in der Lüge — ganz naiv und natürlich, gleichwie der ästhetische Mensch im Genusse sich, seine Verzweiflung belügt. Der Dämon produziert die Lüge wie der Dichter das Bild. Er ist der heroische Lügner, er kämpft, noch einmal, mit der Lüge gegen seinen Tod und den „Sieg der Wahrheit". Er sagt also nicht etwa heute eine Lüge und morgen wieder eine und zieht sich dazwischen zurück und bereut vielleicht gar ab und zu und wird bald rot, bald blaß — der Dämon verrät nicht die Lüge, denn damit würde er sich selbst, seine Verzweiflung verraten, nein: der Dämon produziert die Lüge in jedem Augenblicke und ist von vollendeter Schamlosigkeit, sein Gesicht ist eine Maske, und er offenbart seine Lüge niemals umsonst, seine Lüge verführt unmittelbar, d. h.: sie verführt nicht so, daß sie dem Verführten etwas übrig ließe, an dem sich dieser noch retten könnte, sie verführt durchaus das Ganze, das Herz, sie kehrt des Menschen Innerstes heraus und macht es ganz falsch. Nero mordet den, welchen er fürchtet — Nero kann seine Angst nicht besser ausdrücken — und der Dämon reproduziert sich im Menschen. Mit anderen Worten: Der Dämon verführt nur seinesgleichen. Faust kann nur von Mephistopheles verführt werden, alles andere wäre Stümperei. Und die alten Mönche spürten im Geringsten, in einem Nichts, im Augenblicke die Kunst des Teufels, nicht, weil sie mit dem Teufel eine geläufige theologische Vorstellung verbanden, sondern, weil ihr Wesen so auf die Freiheit, auf Gott gespannt war, daß sie eben nur von ihresgleichen, von ihrem Gegensatz, einem Nichts, einem Augenblicke, einer Täuschung, von sich selbst, vom Teufel verführt werden konnten. Wenn man einen Studenten der Theologie verführen will, so bringt man ihn in eine verrufene Gasse, er vergißt sich dort einen Augenblick, kommt aber wieder schnell zu sich und studiert weiter Theologie. Den hl. Antonius würden alle diese Umständlichkeiten nur gelangweilt haben. Dafür aber spürt es sein Gott, wenn den Heiligen ein Traum, ein Gedanken verführt. Der höchste Geist trägt den Dämon in sich selbst und kann nur von sich selbst verführt werden.

Ich kenne nichts Tieferes als die wenigen Seiten, die Kierkegaard über das Dämonische geschrieben hat. Ich kann sie nur mit Dostojewskys Analyse Iwan Karamasows vergleichen. Wie der Dichter das Leben, so erlebt Kierkegaard das

Dämonische überall. Ich möchte sagen: seine leidenschaftliche Kritik fand hier den ihr eigentümlichen Gegenstand. Am Mittelmäßigen, Gewöhnlichen, wie es nun einmal ist, entscheidende Kritik zu üben, schämt sich schließlich der große Geist. Eine leidenschaftliche Kritik fordert das Dämonische heraus, ja, Kierkegaard machte sich alles zu einem Dämonischen, auch das Mittelmäßige, Gewöhnliche, d. h. er sah in diesem die Masse, die Kanaille. Im Dämonischen fließen wie in einem Wunder Dichtung und Leben ineinander, das Dämonische lebt wirklich, indem es sich dichtet, und wer das Dämonische erkennt, der hat es sich auch geschaffen. Kierkegaard erlebte sich selbst im Dämonischen, er lebte dort fortwährend in seiner furchtbaren Möglichkeit, im Schwindel, wie vor dem Abgrund der Möglichkeit. Es heißt, der Kritiker sei ein Dichter, ja! doch nur vor dem Dämonischen. Shakespeare war ein Kritiker des Dämonischen, d. h.: er dichtete es. Das Gewöhnliche kritisiert nur der Politiker, ein subalterner Kopf. Der hohe Geist hat dazu — noch einmal — zu viel Scham, er dichtet das Gewöhnliche, er macht es zu einem Dämonischen und richtet es.

Das Ethische



as Ethische ist die mittlere Stufe, ein Übergang, ein Vorläufiges. Ich gestehe, Kierkegaard spricht ein wenig abstrakt und nicht selten peinlich davon. Es ist ihm mehr eine Forderung als ein Erlebnis. Der ethische Mensch ist noch nicht das ganz Große, Einsame und nicht mehr das im Augenblicke stets Verlorene, er ist der Besonnene, die Ordnung. Der ästhetische Mensch ist die falsche, der religiöse die wahre Ausnahme, der Weg aber vom einen zum anderen führt durch das Allgemeine, das Ethische. Nur wer hier stecken bleibt, wird mittelmäßig. Der ethische Mensch hat also darum nichts so sehr zu betreiben, als daß der Weg ins Religiöse offen bleibe. Im Ethischen ist sozusagen noch ein Verkehr unter den Menschen möglich. Sonst würden sie einsam bleiben. Der religiöse Mensch hat die Ewigkeit, der ästhetische den Augenblick, der ethische Mensch siegt in der Geschichte. Er ist wenn man will, die Kultur. Auch so kann man es sagen: er produziert die Geschichte; der Ruhm, die Ehre sind seine Bilder, die Pflicht ist sein Wesen, und sein Wesen Notwendigkeit. Er behauptet sich gegen den Zufall und gegen das Gelächter des ästhetischen, des interessanten Menschen, und er verteidigt das Höchste, indem er diesem dient. Der ethische Mensch ist, kurz, ein so einwandfreier, ein so anständiger Mensch, er hat so bestimmt im Täglichen, in der Vermittlung des Fremden und Eigenen zu leben, daß es schwer fällt, von ihm anders als sehr allgemein zu reden. Man muß sich auf alle Fälle davor hüten, aus ihm ein letztes Ziel, ein Tugendmuster zu machen, denn auf diese Weise würde er nur abstoßend wirken.

Kierkegaard sah hier deutlich den Unterschied zwischen der antiken und christlichen Weltanschauung. Die Griechen — in Kierkegaards Auffassung — kamen nicht weiter als bis zum Ethischen, der Held konnte in Griechenland wirklich, ohne

lächerlich zu sein, ein Tugendmuster sein, der Grieche konnte sich in der Tugend vollenden und, ohne peinlich zu werden, von seiner Tugend deutlich sprechen, der Grieche konnte seine Tugenden gleichsam zu Ende zählen, die Tugend war ein Wirkliches, ein Dasein, der historische Ruhm gleichsam von unendlicher Bedeutung. Für den Christen dagegen ist das Ethische nur ein Mittleres, die Tugend nur das Zeichen eines unbegreiflichen Daseins, ein Symbolisches.

Wenn man Kierkegaard gefragt hätte, wo er das Ethische, das wahre „Tugendmuster", die Bürgertugend im modernen Leben suche, so würde er uns weder auf die Politik noch auf ethische Vereine, sondern auf die Ehe gewiesen haben. An einem Griechen hätte er entschieden ein politisches Streben noch begriffen, in Athen schien ihm Politik etwas Natürliches, Reelles, hier konnte die Politik den ganzen Menschen beanspruchen. Im modernen Leben mußte die Politik die Persönlichkeit fälschen, weil sie stets nur einen Teil der Persönlichkeit brauchte, und alles, was die Persönlichkeit fälscht, galt Kierkegaard für unmoralisch. Kierkegaard fehlte nämlich jeder Sinn für nationale und soziale Fragen. Für ihn war das dänische Volk einfach schlecht erzogen. Und darum war Kierkegaards politisches Glaubensbekenntnis sehr einfach: Gehorche dem König, dem Parlament, dem Richter, gehorche überhaupt, wem du gehorchen mußt, bist du ein Pfarrer, dem Bischof; zahle pünktlich alle Steuern, im übrigen verschwende nicht den kleinsten Gedanken daran! Alle Bürgertugenden der Griechen sollte und konnte der Christ nur in der Ehe verwirklichen. Die Ehe ist die gesunde Politik des Christen, Politik der Natur gegenüber. Denn nur in der Natur und nicht wie für den Griechen in der Nation, im Vaterland, in der Vaterstadt ließ sich für den Christen das Endliche fassen. Die Ehe ist gleichsam das von der Natur gegebene Maß der sittlichen Persönlichkeit, eine organische Vermittlung zwischen dem Geistigen und Natürlichen, die wahre Verwirklichung des rein Menschlichen, die Ehe ist Vernunft.

Kierkegaard wäre selbst gerne in die Ehe getreten und war lange Zeit unsicher, ob er diese „Instanz überspringen" dürfe, wie er sich ausdrückt. Doch sah er immer klarer, daß es für ihn nur einen Weg gebe, seine Natur, seine Sinnlichkeit, seine Einbildungskraft — drei Ausdrücke für dasselbe — legitim, ohne das Überspringen einer Instanz, zu überwinden, und das war seine schriftstellerische Produktion. Kierkegaard war weder ein antikes Tugendmuster, noch ein Ritter, noch ein Ehemann, nein: er produzierte. Die Produktion war seine Tugend, seine Ehe, seine Geschichte, sein Ruhm, seine zeitliche Notwendigkeit, sein Maß. Kierkegaard produzierte gern und leicht, das gesteht er selbst. Seine Produktion würde ihn verführt haben müssen, wenn er sich nicht ein höchstes Ziel darüber hinaus gesteckt hätte. Kierkegaard konnte tagelang sich am Rhythmus seiner Perioden erfreuen und hatte die echte Künstlerfreude am eigentümlichen Wort. Wie Luther wollte er das Wort dem einfachen Volke aus dem Munde nehmen, und er verstand auch sehr gut Theophile Gautiers Rat: viel im Wörterbuche zu lesen. Kierkegaard hatte Stil und liebte diesen — oft bis zur Manier. Er fühlte sich unerschöpflich und überreich und bangte stets, dieser Reichtum müßte ihn zuletzt sprengen. Nur wahr-

haft produktive Geister können ihn hier verstehen. Und darum mußte er sich's — wie man sagt — einteilen, in seiner Produktion nie ein Ende, sondern stets nur den Weg sehen, darum durfte er nicht zu früh abschließen oder etwas im voraus sagen. Wie alle wahrhaft großen Künstler, wie ganz besonders Richard Wagner, besaß er in seiner Produktion eine nur ihm in hohen Augenblicken klare Teleologie. Mußte er auch die ganze Teleologie der Griechen und der christlichen Dogmatik verwerfen — im religiösen Leben war Teleologie für ihn eine Fälschung, welche die Vernunft an der ewig geheimnisvollen und nur darum lebendigen Vorsehung verübt —, dem Künstler aber war es gestattet, diesen Begriff für sich zu retten. Kierkegaards Produktion hatte ein Ziel, und dieses Ziel war die Selbstüberwindung, war die Tat, war das religiöse Dasein. Und nur um dieses Zieles willen war die Produktion gut, ein Ausdruck des Ethischen, sonst hätte sie ihn in jedem Augenblick zum Ästhetischen verführen müssen. Seine Produktion war ein inneres Drama, d. h. er stellte nicht Werk neben Werk und ließ also das Publikum staunen, Kierkegaard produzierte — gleichwie Hamlet Komödie spielt —, um zuletzt die Tat zu tun und richten zu dürfen. Nur der Vollendete, der Tätige darf richten, und solange der Mensch nicht richten darf, muß er produzieren.

In diesem Sinne ist Kierkegaards Werk das wundervoll aufgebaute Drama einer Selbstentwicklung: Im ersten Akte handelt es von der Reflexion, von der Verzweiflung, vom Greise, der alles genossen, im letzten Akte stehen dann die Tat und das Kind. Äußerlich schon kennzeichnet Kierkegaard dieses dramatische Werden dadurch, daß er alle ästhetischen, ethischen und religiös-psychologischen Werke (Entweder-Oder, Die Stadien, Der Begriff der Angst, Furcht und Zittern, Die unwissenschaftliche Nachschrift) unter Pseudonymen, seine „Erbaulichen Reden", seinen „Angriff auf die Christenheit", alle Schriften also, in denen er mit sich fertig ist und einfach nur mehr noch sagt, was er erfahren, unter seinem eigenen Namen herausgibt.

Wie nun dem ästhetischen Menschen objektiv der dämonische, so entspricht dem ethischen objektiv das Genie, der Held. Weder das Genie noch der Held bedeuten für Kierkegaard eine Vollendung des Menschlichen. Kierkegaard tritt hier wiederum der Anschauung der Romantiker entgegen, die am liebsten aus Gott ein dichterisches Genie und aus dem Apostel einen tragischen Helden gemacht hätten, um „mit dem Ganzen auf geistreiche, menschliche Art fertig zu werden". Er konnte in diesen und ähnlichen Bestrebungen nichts anderes als den alten griechischen Anthropomorphismus auf Grund christlicher Erfahrung sehen, eine ihm widerliche Vermittlung zwischen Antikem und Christlichem, kurz ein Ausweichen, einen Mangel an Ehrlichkeit und Psychologie. Das Genie und der Held sind für ihn noch in der Notwendigkeit befangen. Gleichwie er selbst, das Geistesgenie, produzieren muß und von seiner Produktion abhängig ist, so produziert das Genie der Tat, d. h. der Held sein Schicksal. Der Held kann nicht über das Schicksal hinweg, er jagt das Schicksal auf, ja er kann sich ohne sein Schicksal gar nicht bewegen, das Schicksal wächst mit dem Helden. Man kann es auch so

sagen: Das Schicksal kommt dem Helden entgegen — aus dem anderen Lande, aus dem Reiche der Schatten und des Todes, und an der Grenze der Länder des Lebens und des Todes fällt dem reifen Helden das reife Schicksal in die Arme gleichwie einem Geliebten, und der Held war niemals so groß wie jetzt, da ihn das Schicksal mit den Armen des Todes umfängt wie einen Geliebten. Denn erst in diesem Augenblicke ist der Held sich selbst gewachsen und ohne Angst. Mit einem anderen Bilde: Der Held verwandelt sich in sein Schicksal und ist erst dann wahr und unbelogen und ohne Maske, da er in seinem Schicksal ist. Oder auch so: Der Held wird von seinem Schicksal verführt als von seinem Dämon, und um frei zu sein und jeder Kunst seines Verführers zu begegnen, muß er sich selber in sein Schicksal, in seinen Dämon kehren. Der Held darf seinem Schicksal nicht ausweichen, um auf neutralem Gebiete ein honetter Mensch zu werden, um „er selbst" zu bleiben, denn dann würde er sozusagen unter sich selbst sinken und im Truge, der auf ihn fällt, ersticken und wie einer sein, den man lebendig begraben hat. Das Geistesgenie und der Held hängen vom Augenblicke ab, vor und nach dem Augenblicke sind sie schwach und zaghaft wie Kinder und Frauen, ganz entschieden unter dem Mittelmaße menschlicher Kraft; der Augenblick erst erhebt sie über sich selbst, und im Augenblicke nur können sie fallen. Das unterscheidet Macbeth von einem gewöhnlichen Mörder. Und ein Napoleon kann nie über die Daten seiner Siege hinwegkommen.

Der religiöse Mensch

Wie werde ich Christ? so stellte sich Kierkegaard die Frage nach dem Sein. ‚Wie verwirkliche ich in mir selber heute in Kopenhagen das, was vor mehr als tausend Jahren zu Bethlehem in einem Stalle seinen Anfang genommen und auf Golgatha am Kreuze sein Ende gefunden hatte? Schließlich braucht es mich gar nicht zu stören, daß einmal vor mehr als tausend Jahren in Palästina ein Jude, der sich Gottessohn nannte, Wunder getan hat, so es mir versagt sein soll, das Ganze selbst, persönlich, in meinem Leben zu erleben.'

Für Kierkegaard gab es zwei Wege, das Christentum zu verwirklichen: man muß es entweder resolut leugnen, bekämpfen und verfolgen, oder man muß es wirklich leben. Was dazwischen liegt, ist oft ein guter Gedanke, oft ein erhebendes Gefühl, zumeist Geschwätz am Sonntag, eine Not der Kirchgänger und eine Unterkunft für so und soviel Theologen, was dazwischen liegt, das ist Geschichte, Abschwächung, System, Hegels Versöhnung des Glaubens mit dem Wissen, Geniekult und Schwindel. Kierkegaard wollte „Ehrlichkeit". Das sagt er ebenso oft wie: „Ich bin nur ein Dichter". Kierkegaard wollte nicht, daß man sich das Schwerste, das Entsetzliche leicht und zu einer erbaulichen Rede am Sonntag in der Frauenkirche mache.

Wie das Genie die Natur, so sieht Kierkegaard das Christentum wie zum ersten Male. Zwischen Kierkegaard und dem Christentume war nichts, was vermitteln

durfte. Er mußte also vom Christentum sprechen, wie noch niemand vor ihm davon gesprochen hatte: mit unendlicher Leidenschaft, ganz ohne Terminologie, ja er mußte sich gerade die ganz bekannten, verbrauchten Worte aus den Erbauungsbüchern holen, damit es nicht scheine, als sei er allzu ängstlich im Vermeiden der Terminologie. Kierkegaard mußte das Christentum gleichsam wagen, er mußte den Sprung — nicht wie Curtius vom Leben in den Tod, nein: er mußte, was viel gefährlicher ist, den Sprung vom Tod ins Leben wagen. Wo der römische Held das Leben hatte, dort hatte Kierkegaard den Tod erfahren, dort war Kierkegaard ungezählte Male gestorben, und dorthin, wo Curtius den Tod fand, mußte Kierkegaard das Leben setzen. Mit anderen Worten: Kierkegaard mußte dort anfangen, wo der tragische Held aufhört. Am Ende der Bahn des tragischen Helden steht das Schicksal, und dort, wo der Christ den Weg beginnt, steht die Vorsehung. Der Christ ist also gleichsam hinter das Schicksal gekommen wie hinter einen Betrug, und das Schicksal löst sich ihm in der Vorsehung auf. Wie im Segen sich ein Fluch verbergen kann, so ist in das Schicksal die Vorsehung eingehüllt. Alle Menschen, die den Christen nicht verstehen, nennen eine Kette von Unglücksfällen Schicksal, er allein darf es Vorsehung heißen. Die Unglücksfälle müssen die Vorsehung gleichsam nur halten, dazu sind sie da. Der Christ hat mit seiner bloßen Geburt sein Schicksal erfüllt, es braucht nicht mehr, als daß er geboren werde, um wie Ödipus gezeichnet zu sein. Man kann darin ganz gut einen Vorzug der königlichen Natur erblicken. Die Erbsünde ist sein Schicksal; einmal, das heißt wieder: ganz genau vor einer Ewigkeit ist er an ihr gefallen wie der tragische Held an seinem Schicksal, am Zauber der Not, am Nicht-Wissen fiel, und es wird des Christen zweites Schicksal sein, daß dieses ihn von seiner eingebornen Sünde, vom Schicksal, von sich selbst befreie, denn was immer er tut, er kann nicht höher greifen, als die Vorsehung hängt, gleichwie ein Kind nicht über seinen Wunsch kann. Dem tragischen Helden wird gerade die Tat, die er tun muß, zur Schuld; der Christ hat es da scheinbar viel besser, denn er muß gar keine bestimmte Tat tun, er kann jede Tat und auch gar keine tun, ganz wie es ihm beliebt, er braucht zum Beispiel gar nicht ein großer König zu sein, er kann sich — sagen wir — durch seinen Beruf eines Papierhändlers jeder heroischen Betätigung für immer entzogen haben; nun aber, damit er vor Freude über diese Wahl- und Berufsfreiheit nicht außer sich komme und hochmütig werde, wird ihm von vornherein erklärt, daß er an jeder Tat, die er tut, und selbstverständlich auch an jeder, die er nicht tut, schuldig wird — damit nicht gestritten werde, damit keine Ausnahmen gemacht werden können, damit zum Beispiel der König und — sagen wir — der Papierhändler sich irgendwo ausgleichen dürfen und einer nicht zum anderen sage: Ich bin mehr als du. Was also so leicht scheint — Christ zu sein, da es gar keine heroischen Komplikationen mehr gibt —, ist in der Tat ein Entsetzliches. Der Christ darf also in der Wirklichkeit gar nicht vorwärtskommen, er darf nicht den kleinsten Schritt wagen, ohne schuldig zu werden, der Christ gleicht ganz und gar einem Kranken, der sich abschließen muß, er darf auch nicht stehen bleiben, denn

für ihn gilt absolut, daß er auch das tut, was er nicht tut, und darum an dem schuldig wird, was er — vielleicht aus Vorsicht — läßt, der Christ muß in sich zurück und sich gegen sich selbst kehren. In der ganzen, ihm scheinbar eigenen, doch wesentlich fremden Welt seiner kindlichen Wünsche, seiner Jünglingshoffnungen, seiner Mannestaten sind die Schuld und die Sünde und der Tod ihm wie Fußangeln und Fallen dem Diebe gelegt. Denn es steht so: die Sünde ist nicht etwa eine schlechte Tat, die man nicht tut, weil man sie ebensogut lassen kann, oder eine bösartige Wirklichkeit, der man ausweichen kann, wenn man von ihr durch seinen Nächsten Kunde erhalten hat, sie ist nicht etwas Häßliches, das man bei klarem Blick durchschauen müßte, auch kein verbotenes Spielzeug für Kinder, die Uhr der Mutter, nein: die Sünde ist durchaus nur in der Möglichkeit, in den Gedanken, im Menschen zu suchen, ein „Pfahl im Fleische", eine Krankheit, ein Fieber und ein Zauber. Und dazu ist man Christ, daß man den Zauber der Sünde empfinde. Wer die Sünde nicht als Zauber empfindet, dem kann allerdings nichts geschehen, dafür ist er auch ganz und gar ohne Geist und Leidenschaft. Der Geist aber ist des Christen Leidenschaft; ja, man kann den Christen definieren als den Menschen, der so leidenschaftlich ist, daß die Leidenschaft ihm zu Geist werden muß, wenn er an ihr nicht sterben will. Der Geist hat des Christen Leidenschaft geboren, und die Leidenschaft gebiert fort und fort die Schuld, und nur der Geist kann den Zauber lösen, den er sich geschaffen. Der Grieche kannte gar nicht die Sünde, sie wäre für ihn einfach das gewesen, was man nicht tut, weil es schädlich ist. Der Christ dagegen ist in die Sünde wie verliebt, er ist in die Sünde verliebt mehr als das Kind in seinen Wunsch, denn noch die Enttäuschung kann Sünde sein; mehr als der Jüngling in die Hoffnung, denn auch das, was dem Christen nicht erfüllt wurde, kann Sünde sein; mehr als der Mann in das Weib, denn auch die Enthaltsamkeit kann dem Christen Sünde sein; mehr endlich, als der Held in die Tat, denn auch das Leiden kann dem Christen Sünde sein. Der Christ ist in die Sünde wie in sich selbst verliebt, und darum muß er sich selbst loswerden, wenn er von der Sünde frei werden will. Der tragische Held würde wohl, so seine Tragödie zu Ende ist, einsehen, daß die bestimmte Tat, die er tun mußte, eine Versuchung gewesen wäre und daß er also, wenn er nicht versucht worden wäre, Statthalter oder Richter oder Landwirt hätte werden und seinen Freunden weiter ein Freund bleiben können. Der Christ ist vielleicht, wie gesagt, ohne die geringste Aussicht auf irgend eine tragische Verwicklung Statthalter oder Richter oder Landwirt oder nur der Freund seiner Freunde, aber gerade darum darf er nicht das Geringste tun, ohne in Versuchung zu geraten. Denn er wird nur von sich selbst, mit Allem und mit Nichts versucht. Und wenn es für ihn gilt, die Sünde zu fliehen, so heißt das soviel wie: er muß auch die Tat bereuen, die er nicht getan, er muß die Lust bereuen, die er in Wirklichkeit nicht gekostet, er muß die Sünde und das Leben bereuen, die er nicht verbrochen und das er nicht gelebt hat. Nur dann ist seine Reue tätig, ein inneres Tun, eine Entzauberung und vollkommen. Nur dann ist er durch seine Reue in Sympathie mit der ganzen Welt. Die Reue ist der umge-

kehrte Ausdruck der Angst vor der Möglichkeit, mit der Reue allein kauft sich der Christ von dieser Angst los. Wie der Dichter in seinem Geiste das vielfache Leben, so spiegelt der Christ in seiner Reue die Angst. Wie Sokrates durch seine Dialektik zur Vernunft, wie der Held durch seine Tat zum Schicksal, zum Gesetze, so setzt sich der Christ durch seine Reue zu Gott, zum Geiste in ein unmittelbares Verhältnis. Der Christ ist unmittelbar nur in der Reue, die Reue ist die Tat seines Geistes und der Spiegel der Sünde und des Zaubers, und gleichwie ein Ding überallhin, nur nicht in seinen Spiegel kann, so können die Sünde und der Zauber, die überall sind, nicht in die Reue.

Der Yogin und der Mönch treiben Askese, um frei zu werden, Kierkegaard weiß nur von der Reue. Für Kierkegaard ist Askese sozusagen keine Kunst, sie ist für ihn etwas wie ein geistloses Gedicht, das jedermann mit Talent und vor allem mit viel Gedächtnis schließlich fertig bringt. Askese ist für ihn wie etwas, das einer vom anderen abliest; die Reue jedoch ist ein reinster Ausdruck des Geistes, die Reue ist um so vollkommener, je weniger der Mensch damit an etwas ganz Bestimmtes, Vergangenes rührt. In der Reue produziert der Christ seinen Geist, die Reue hat jede Form.

Bis zur Reue kam Kierkegaard, der Dichter. In der Reue atmete er die reine Luft des Geistes. Die Reue war über seinem Geiste wie der Sturm über dem Meere ist. Die müden, toten Gewässer seiner Schwermut waren durch die Reue erregt. Zwischen seinen Geist und die Reue konnte nichts mehr treten. Wer kann vom Meere den Sturm nehmen, jetzt, da der Sturm in allen Wellen sich gefangen hat? Wer kann vom Menschen die Reue nehmen, da die Reue des Menschen Wollust geworden ist?

In der Reue ist tatsächlich der ganze Schmerz Wollust geworden, und Gott mußte also auf diesem Umwege die Wollust in dem erregen, den seine Liebe verführen will. Man denke sich das so: Ein Mann will eine Frau verführen. Ich nehme an, daß sie ebensoviel Scham besitze wie er Kunst. Seine Kunst wird die Scham der Frau wecken, und sie wird diese wie einen Schmerz empfinden und diesem Schmerz mit allem Möglichen Nahrung geben; die Frau wird jetzt Bedenken haben, die ihr sonst fremd geblieben wären, und sich mit ihrem ganzen Schmerz gegen den Verführer wehren. Wenn der Verführer nun ein dummer Junge ist und seine Kunst nicht beherrscht, so wird er ihr den Schmerz ausreden und sagen: Das ist Unsinn, das ist alles bloße Einbildung, und er wird sich sehr klug vorkommen, aber die Frau nie besitzen. Wenn er dagegen wirklich ein Künstler ist, wird er die Distanz beobachten, den Schmerz der Frau größer, unendlich machen, bis der Schmerz ihr unerträglich wird und die Wollust durchbrechen kann, bis die einzige Wollust ihr nur mehr übrig bleibt, und dann erst kann er sie wahrhaft und ganz besitzen. Und genau so tut es Gott mit dem Sünder. Er verführt ihn mit der Reue. Wenn Gott zum Menschen spräche: Die Reue ist nur Einbildung, du hast alles das in Wirklichkeit nie getan, was du dir einbildest, so wäre Gott einfach noch unreif und hätte mit dem Menschen wesentlich nichts zu schaffen.

Kierkegaard bereute, gleichwie Sokrates seine Unwissenheit gestand. Doch Kierkegaard lebte noch nicht. Die Reue ist erst die ganz vollkommene Negation. Und wenn er jetzt trotz der Reue leben wollte, so mußte es wie durch ein Wunder geschehen. In der Reue ist der Mensch für die Befruchtung durch das Wunder, durch die göttliche Liebe, durch den Glauben reif. Das heißt: Die Reue wäre nichts, sie wäre eine Lüge, sie hätte den Menschen nur zum Hasse verführt, wenn sie ihn nicht das Wunder so deutlich sehen ließe wie der Mensch sich selbst sieht. Das heißt weiter: Wenn der Mensch jetzt den göttlichen Einfall nicht hat, ist alles umsonst gewesen, und Gott und der Mensch waren Spaßvögel oder haben sich ineinander geirrt. Jetzt in diesem Augenblicke muß der Mensch das Unbegreifliche begreifen, daß nämlich drüben das dumme Fischerweib, das sorglos ißt, trinkt, arbeitet und schläft, mehr sei als er, Kierkegaard, der alles weiß — weil es den Glauben hat. Er muß jetzt sehen, daß der Glauben, daß das Leben ein Unbegreifliches sei, und er muß nun das Absurde tun — ohne Furcht vor der Strafe oder dem Gelächter der Menschen.

Wenn einer, sagen wir es so, alles bereut fort und fort und dennoch es jeden Menschen sehen läßt, daß er glücklich sei und sich in nichts, was immer er tut, stören lasse, so kann das wohl niemand begreifen, so muß wohl jeder vernünftige Mensch sagen: Der Mensch ist einfach wahnsinnig — wenn er nicht lügt. Und sie haben Recht, das ist er: wahnsinnig. Der Wahnsinnige ist der Gläubige, der Wahnsinn ist der primitivste, ein förmlich unschuldiger Ausdruck des Glaubens. Gleichwie die heidnische Priesterin nur im Wahnsinn die Wahrheit sagen konnte, gleichwie die Bauern der Bretagne in einem Idioten den verehren, der das Geheimnis einer großen Weisheit gleichsam im Absurden verbirgt, so lebt der Gläubige im Wahnsinn. Er tut das, was niemand erwartet. Er sollte unglücklich sein, sich den Tod je eher, je lieber wünschen — das wäre vernünftig, das müßten alle erwarten —, doch dieser Gläubige ist glücklich und freut sich über jeden Tag. Gott ist ein großer Künstler und verlangt darum auch vom Menschen die Kunst. Unglücklich sein und dann und darum sich den Tod wünschen, das kann jeder, das kann vor allem der tragische Held, das ist gar keine Kunst. In einer Welt des Unglücks aber selbst unglücklich und dennoch froh sein wie ein Kind, wie ein Vogel, wie ein Fisch — das ist Kunst, das kann nur der Gläubige. Ja, der Gläubige verdreht und verwirrt alles und tut stets das Unerwartete. Es tritt da einer auf und sagt, er sei Gottes Sohn, und er sei ein König, und er könne die Toten zum Leben erwecken. Natürlich hören das alle Menschen gern und verstehen es jeder auf seine Art, der Fürst versteht es fürstlich und der Bettler als Bettler. Alle freuen sich darüber: da gibt es ein Schauspiel, da gibt es Ästhetik und Ethik und Klubs, da kann man mittun, zum mindesten bewundern und schreien .... Nun geschieht aber das Absurde: Dieser Gottessohn, dieser König, dieser Wundertäter läßt sich mißhandeln und bespeien und verspotten, ja endlich sogar zwischen zwei wirklichen Mördern ans Kreuz schlagen. Das alles ist in der Tat so absurd, daß auch der Weiseste aller Zuschauer ausrufen muß: Dieser Mensch ist wahnsinnig gewesen.

Christi Leben ist vorbildlich für jeden, der im Glauben lebt, Christus handelte das Paradox.

Jeder Mensch, der nicht ganz geistlos ist, begreift die tragische Weisheit im Ödipus, er sieht diese förmlich mit eigenen Augen, das Große drückt sich hier für die Sinne und die Vernunft groß aus. Aber wenn einer, trotzdem er davon überzeugt ist — wie Sokrates von seinem Nicht-Wissen —, daß Geborenwerden das größte, das einzige Unglück sei, dennoch — ich sage es so — geboren werden will, ja wirklich auch geboren wurde, als würde ihm Gott damit den sehnlichsten Wunsch erfüllt haben, so muß das jeder menschlichen Vernunft widersinnig erscheinen. Und in diesem tiefsten letzten Sinn ist die bloße Geburt ein Wunder der gleichsam gläubigen Natur. In diesem tiefsten Sinne tut der Gläubige nicht mehr als die Blume, die blüht, als der Hirsch, der zeugt, als der Vogel, der sein Nest baut — trotzdem Sokrates gesteht, daß er nichts wisse. Aber Sokrates sollte dennoch wissen, er weiß auch, nur kann er nicht sagen, denn die Blume blüht, der Hirsch zeugt, der Vogel baut sein Nest, denn der Christ wurde in der Welt seines Todes geboren und lebt und ist glücklich und wird ohne Spott und Lüge siebenzig und mehr Jahre alt — in der Welt seines Todes.

Die Form

Alles menschliche Leben ist Ausdruck und Form. Die Menschen verstehen sich untereinander, indem sie sich Form und Ausdruck geben, indem sie das Große groß, das Kleine klein, das Einsame einsam, das Glückliche glücklich sein lassen. Und wenn das Große groß handelt, so ist das schön, und wenn das Kleine klein bleibt, so ist das zum mindesten natürlich — wer wird vom Kleinen mehr verlangen? Und die Menschen weinen über das Unglück des Helden — ein ganz natürlicher Ausdruck — und sie lachen über den Narren — die beste Form — und dem Einsamen bauen sie mit Vergnügen ein Kloster und dem Verbrecher selbstverständlich die Zelle. Wer wird sich darüber wundern? Der Held? Der Narr? Der Einsame? Der Verbrecher? O nein, gar nicht! Niemand unter ihnen wundert sich. Alles Menschliche lebt in seiner Form und seinem Ausdruck und ist hier tätig und begriffen und stirbt auch darin. Wer ewig leben will, für den gibt es schließlich einen Himmel oder eine Hölle oder auch das Nichts — die Formen hören nicht auf. Alles menschliche Sinnen geht dahin, jedes Ding seiner Form gleichzusetzen, und darum haben die Dichter Bilder, und darum haben die Richter Gesetze. Wer aus der Form ein Bild macht, hat die Schönheit: das Kloster ist das Bild, die Schönheit des Einsamen, und wer aus der Form ein Gesetz macht, der hat die Wahrheit — der Verbrecher gehört in die Zelle, wenn das Gesetz Wahrheit ist usw. Je mehr Formen und Ausdrücke, je mehr Gesetze da sind, umso besser scheint für das Leben der einzelnen Dinge gesorgt zu sein, und die menschliche Weisheit steht am höchsten im Preise dort, wo sie für alle einzelnen Dinge, für alle Formen und Ausdrücke und Gesetze eine Form, einen Ausdruck, ein Gesetz hat. Der Philosoph

macht sich dann diese Einheit sofort zu eigen, der Dichter verbeugt sich vor ihr wie vor einer Tat, jeder Mensch dient ihr, und der Unwillige tut willig und opfert sich ihr. Nun, über diese Welt wäre weiter nichts zu sagen, da sie ja selbst alles über sich selbst sagt, und nur einer, der darin durchaus keine Anstellung, ich meine: keine Form gefunden hat, könnte über sie ein Wort verlieren. Und jetzt frage ich: Gibt es solche Narren?

Ja, es gibt solche Narren, es gibt merkwürdigerweise wirklich zu allen Zeiten Menschen, die so einfältig sind, über diese Welt, ohne daß sie eigentlich etwas darin zu schaffen hätten, ein Wort zu verlieren: Narren, wie gesagt, Komiker, Überflüssige, die alles anders sehen und anders sagen und, trotzdem sie nichts wissen, schwätzen müssen. Immer werden solche geboren — ganz heimlich, irgendwo. Vater und Mutter können nichts dafür. Ihr Sohn hat keinen Sinn für die Formen der Menschen, wahrscheinlich sieht er sie überhaupt nicht, es ist ein vollkommener Narr, denn er sieht nicht, was doch jedermann sieht. Er lacht z. B. über den Helden auf der Bühne, dieser Narr, und ist unzart genug, sich auf sein Eintrittsgeld zu berufen, er läßt den Verbrecher aus der Zelle, als ob er den Schlüssel dazu hätte, und macht sich ein Vergnügen daraus, den Einsamen aus dem Kloster zu reißen. Wahrhaftig, er ist ein Kind, sagen die Unbesorgten; die Besorgten rufen: Er verwirrt alles, denn das gehört dahin und das dorthin. Und die Besorgten und die Unbesorgten haben Recht: Alles wird tatsächlich durch ihn verwirrt. Nun, wenn es diesem Kinde nur auf die Verwirrung ankäme und dieser Narr nicht mehr vermöchte, als den Helden zurück hinter die Kulissen, den Verbrecher — sagen wir — dorthin, wo Verbrecher gewöhnlich nichts zu schaffen haben, in die Kirche und den Mönch in einen Tanzsaal zu schleppen, so hätten die Besorgten und schließlich auch die Unbesorgten alle Gründe, dagegen Einspruch zu erheben. Denn dieser Verwirrer ist noch ihresgleichen und durchaus nicht mehr als sie, er hat genau soviel Formen wie sie, nur eben alle verkehrt, er hat genau soviel Gesetze, nur befolgt er sie nicht; man kann also getrost behaupten: er ist nicht originell und hat die Menschen nur auf eine subtile, man möchte sagen: phantastische Art betrogen.

Doch diese Verwirrung ist nur augenblicklich und scheinbar. In Wirklichkeit sieht er gar keine Formen und findet gar keinen Ausdruck, der für ihn paßte, und kann sich an gar nichts von allem halten, was Menschen tun. Er ist jede und gar keine Form, er ist alles und nichts, und alles zerfließt ihm und treibt dahin wie Wellen und Sand, alles ist bewegt und zerrissen und zerdacht. Er hat nichts und sagt nichts und macht nichts, und alles tut ihm wehe. Eigentlich wäre jetzt für ihn der geeignete Augenblick gekommen, ebenso heimlich zu verschwinden, wie er gekommen war — wenn er nicht in diesem Augenblicke, bevor es schon zu spät ist, dennoch wie durch ein Wunder das fände, das ihm paßt, das er begreift: die Form, die Tat, das Wort.

Jedes Genie hat es gefunden, sonst wäre es kein Genie, und Kierkegaard fand die Form im e i n z e l n e n. Ich sage, das war sein größter, sein unsterblicher

Augenblick, und der Augenblick kam eben zurecht, denn Kierkegaard war gerade im Begriffe zu verschwinden ebenso heimlich, wie er gekommen war.... Den einzelnen, diese Form sah Kierkegaard wirklich, gleichwie ein Kind das sieht, was es wünscht. Alles hatte für Kierkegaard die Form des einzelnen: die Formen des Einsamen, des Helden, des Verbrechers waren gar nicht die Bühne, die Zelle, das Kloster, sondern ganz genau der einzelne. In diese Form tat Kierkegaard alles. Wie ein artiges Kind seine Spielsachen nicht herumliegen läßt, sondern alles schön in die dazu gehörigen Schachteln legt, so legte Kierkegaard alles, was in der Welt herumlag, in den einzelnen — weil er Ordnung und nicht alles in der Welt herumliegen lassen wollte. Kierkegaard sah den einzelnen viel deutlicher als der Verbrecher seine Zelle, als der Mönch sein Kloster oder der Held seine Bühne sehen, denn Kierkegaard sah den einzelnen wie sich selbst und in der Zelle des Verbrechers die unendliche Freiheit und im Kloster des Mönchs den Tanzsaal und auf der Bühne des Helden die Kulissen. Kierkegaard sah den einzelnen überall, im Geringsten und im Höchsten. Er sah ihn, wie er ist, und zugleich, wie er nicht ist — beides mit einem einzigen Blick. Er sah ihn mit Augen, und das Große liegt darin, daß diese Form entsprach. Sie hätte ja zu groß oder zu klein sein können, dann würde es aber für Kierkegaard besser gewesen sein, er wäre dennoch verschwunden genau so heimlich, wie er gekommen war. Aber nein, die Form paßte, alles, das Kleinste und das Größte, ging in diese Form.

Pascal etwa fand das Kloster, weil die Welt, die er sah, in Palästen und Hütten wohnte. Nietzsche fand den Übermenschen, weil er sich am Menschen ärgerte. Platon fand die Ideen, weil die Worte die Dinge drückten und die Dinge es auf die Dauer nicht in diesen Worten ausgehalten hätten, der hl. Franziskus fand die Armut, weil er den ganzen Reichtum bezwang, Kierkegaard fand den einzelnen, weil — ich wollte eben sagen, weil der Menschen, d. h. der Christen, schon zu viele waren — nein: weil die Welt mittelmäßig geworden war und keiner sich mehr vom anderen unterscheiden wollte und einer sich auf den anderen ausredete und niemand mehr die Verantwortung übernehmen wollte und die Schuld so lange von einem auf den anderen gewälzt wurde, bis sie einfach weg war, Kierkegaard fand den einzelnen, weil jeder sonst anständige Mensch Christ zu sein glaubte, wenn er mit anderen am Sonntag in die Kirche ginge, weil man aus dem Theater eine Kirche und aus der Kirche ein Theater gemacht hatte. Kierkegaard fand den einzelnen, weil er überall im fremden, äußeren Leben nur Masse, Lärm und Masken sah.

Der einzelne war die Bedingung zum Christentum. Zu zweien kann man nicht Christ sein. Der einzelne ist gleichsam die eingeborene Form des Christen. Als Einzelner geht der Christ aus Gottes Hand hervor, gleichwie der Grieche in der Schönheit, in der Güte, in der Tugend aus der Hand seiner Götter hervorging. Die Schönheit und Güte des einzelnen aber sind seine eigene Art, und damit lebt er gegen die Meinung der anderen. Der einzelne ist seine Form, die

Form aber, in der ihn die anderen verstehen, ist der Widerspruch, das Paradox. Gleichwie der Grieche schön oder gut war, so erregt der Christ, der einzelne, Widerspruch. Der einzelne produziert das Paradox. Der Einsame im Kloster ist noch nicht paradox, in das Kloster gehen viele; der Einsame im Tanzsaal aber ist ein Widerspruch, in den Tanzsaal gehen wohl noch mehr Menschen als in das Kloster, aber nur der einzelne kann einsam im Tanzsaal sein. Der Pfarrer ist auch kein einzelner, denn Pfarrer werden viele, die auch Steuereinnehmer sein könnten, Christ aber ist z. B. Kierkegard, dem es niemand geglaubt hätte, da er alles ironisch nahm und über alles Witze machte; Christ, einzelner ist ganz primitiv der, dem niemand es glaubt und den alle für einen Betrüger halten, und darum muß er es beweisen und sei es mit dem Tode.

Gleichwie jegliche Kunst Überwindung der Antithese, so ist der einzelne die Überwindung der Tautologie. Ich gebe damit Kierkegaards Begriff den weitesten Umfang. Ein Kritiker von europäischem Ruf hat geschrieben, Kierkegaards Schriften erwecken den Eindruck der Heide, jener jütländischen Heide, auf welcher der alte Mikael Pedersen als Kind seinem Gotte geflucht hatte. Nun ist es ganz sicher, daß dieser Kritiker von europäischem Ruf vielleicht einen Trauerspieler, vielleicht einen Lustspieler, aber nicht den einzelnen versteht. Ich sage: Der todessüchtige, schwermütige, strenge Sören Kierkegaard ist ein einzelner (und kein Trauerspieler), weil sein ganzes Werk von der ersten bis zur letzten Seite eine große, einzige, beispiellose, unendliche Heiterkeit ist. Gleichwie ich zu Anfang gesagt habe, daß nur der wahrhaft Schwermütige, der zur Schwermut Geborene das Mitleid abstoße — wer mit dem wahrhaft Schwermütigen Mitleid haben wollte, würde eine Tautologie begehen und sich in gar keine Beziehung zu ihm setzen können —, so sage ich hier: dieser schwermütige einzelne produzierte eine wunderbare Heiterkeit. Er mußte es so, er konnte gar nicht anders. Daß er sich überhaupt auszudrücken vermochte und nicht in sich verging, das ist Heiterkeit. Das bloße Wort, die bloße Form, die bloße Oberfläche, der bloße Schein, kurz alles das, was für den Trauerspieler traurig und für den Lustspieler lustig ist, für den einzelnen ist es bloß Wort, Form, Oberfläche, Schein, für den einzelnen ist es Heiterkeit. Allerdings sagt man mit der Heiterkeit des einzelnen nicht mehr als: Der Vogel baut sein Nest, die Blume blüht, der Hirsch zeugt. Wenn der einzelne etwas, das Geringste dieser Heiterkeit vorenthalten hätte, so würde er heute ein Trauerspieler und morgen ein Lustspieler, aber niemals ein einzelner gewesen sein. Der einzelne ist heiter, weil er sich ausdrücken kann — in jeder Form, in jedem Augenblick, sofort. Wenn er einen Augenblick lang gewartet hätte, so wäre er vielleicht traurig geworden.... Noch einmal: er hätte ja im Schweigen vergehen, er hätte ja unmenschlich sein, er hätte nicht geboren werden, er hätte ja Selbstmord verüben und damit so heimlich verschwinden können, wie er gekommen war.... Aber dennoch, dennoch drückte er sich aus; ich denke, unter solchen Umständen konnte sein Ausdruck nicht anders als heiter sein. Wenn ein Stummer plötzlich zu reden anfängt, so wird er ganz entschieden

keine traurigen Sachen über seine eben vergangene Stummheit sagen — das würde sich nur ein Trauerspieler oder ein Lustspieler einbilden —, nein, er, dem sich also die Zunge löst, — er wird auch nicht laut Gott preisen, denn das wäre auch so etwas wie das stets übertriebene Wort eines Trauerspielers, der glücklich davongekommen ist — nein, er wird einfach seine bloßen Worte sagen, ja diese nur versuchen, aber diese Worte, diese Versuche werden, weil sie eben jetzt seine Worte sind, so heiter, eine solche Heiterkeit sein, daß alle stets beredten Menschen, wenn es nicht abgefeimte Trauer- oder Lustspieler sind, wie in einem Augenblick des Wahnsinns wünschen müßten, auch einmal stumm gewesen zu sein wie er, dem sich jetzt die Zunge zu einer so natürlichen und doch unbegreiflichen Heiterkeit gelöst hat. Dieser Stumme ist Kierkegard, der einzelne....

Ein trauriger Mensch dichtet ein Trauerspiel, ein lustiger ein Lustspiel, von Gott spricht man am besten als Leichenbitter — diese Logik, diese Tautologie, diesen Anthropomorphismus überwand Kierkegaard vollkommen, indem er Künstler war — ich wiederhole es: einer der größten, die je gelebt haben. Ich will keine Vergleiche machen, nur als Direktive sei es gesagt: Maeterlinck ist gegen Kierkegaard gehalten — wie soll ich es sagen — nun eben ein, der Trauerspieler, besonders jetzt, da er seine Heiterkeit gefunden zu haben scheint. Kierkegaard war Künstler, wie ein anderer Mensch ist; seine Form war heiter, gleichwie der Menschenleib ein Heiteres ist. Und Kierkegaard war Künstler im ursprünglichen Sinne dessen, der die Logik überwindet. Das macht Kierkegaard zu einem der modernsten Geister, ihn, der stets von so „alten und überwundenen Sachen" sprach, und das unterscheidet ihn von Pascal, seinem älteren Bruder. Zwischen Pascal und seiner Form war noch die Logik. Pascal war Künstler natürlich, aber es wäre ganz logisch gewesen, wenn er schöne Predigten gehalten oder gar nichts gesagt, sondern nur gefastet hätte; Pascal, entschieden ein ganz großer Geist, war zufällig ein Künstler, wir brauchen ja seine „Pensées" nur zu lesen, aber es wäre — nicht natürlich, das nicht — nein: logisch gewesen, wenn ein anderer Port-Royalist dieselben „Gedanken" in derselben, in ähnlicher oder gar keiner Form niedergelegt hätte. Pascal war ein Einsamer und ein Katholik, aber nicht im unbedingten Sinne ein einzelner und Protestant. Nicht jeder Einsame ist Katholik, zwischen dem Einsamen und dem Katholiken bestehen nur logische Beziehungen, aber jeder einzelne ist unbedingt ein Protestant — in irgend einem Sinne, auch als Katholik. Ob das eine mehr oder weniger, schwerer oder leichter als das andere sei? Der einzelne hat es immer schwerer und leichter als irgend ein anderer. Das ist das Gesetz des einzelnen.

Zwischen Pascal und seinem Künstlertum war noch die Logik. Sie hielt ihn gebunden. Pascal ist um der Logik willen noch nicht ganz frei und unvermittelt. Der ganz freie Geist muß diese Gebundenheit, diese Vermittlung empfinden wie etwas Überflüssiges, Schweres, Opakes, Materielles. Der ganz freie und hohe Geist unterscheidet nicht mehr zwischen Körper und Seele, diese Unterscheidung hat er endlich aufgegeben, er sieht nur auf alles, was dazwischen

ist, und da dünkt ihn stets die Logik das absolut Undurchsichtige, Harte, Traurige zu sein.

„Ja," wird mich jetzt irgend ein Mißtrauischer fragen, „war denn Kierkegaard unlogisch?" Ich weiß nicht, wie ich da antworten soll! Nun, Kierkegaard hatte unendlichmal mehr Logik als etwa John Stuart Mill, doch das wäre nicht einmal viel, überhaupt gar nichts, nein, ich muß es schon besser so sagen: Kierkegaard konnte die ganze Logik, die er besaß, umkehren — er mußte also ganz bestimmt stärker sein als seine Logik —, Kierkegaard hatte nämlich Humor. Wie Pascal in der Schule des Port-Royal die Logik, so lernte Kierkegaard im Verkehre mit sich und den verschiedensten Menschen, seiner einzigen Schule, den Humor. Und Humor ist umgekehrte Logik. Wer mir also oben vielleicht nicht geglaubt hat, daß Kierkegaards Form eine einzige unbeschreibliche Heiterkeit sei, der wird wohl jetzt davon überzeugt sein, wenn er erfährt, daß Kierkegaard Humor hatte — doch das ist nicht alles —, daß Kierkegaard einer der größten Humoristen war, ein Bruder Sternes. Diese Heiterkeit des ausgesprochenen Humoristen ist doch logisch. Aber wie gesagt, Humor ist umgekehrte Logik.

Pascal hatte keinen Humor, weil er in einer starren Welt fremder Dogmen, fremder Formen lebte, weil der Katholizismus immer mehr den Humor verloren hatte. Der Barock ist das absolut Humorlose. Zwischen Pascal und Kierkegaard steht Kant, der die Welt Pascals, auch den Barock auflöste. Kierkegaard übernahm sie aus dieser Hand ganz ohne Gesetz und Form, ja sie war noch weniger als gesetz- und formlos, sie war mittelmäßig geworden, und die einzige Form, die der Künstler dem Mittelmäßigen geben kann, wenn er dieses nicht in der Kanaille dämonisiert, ist der Humor.



Herr Wenzel auf Rehberg/ Novelle von Felix Salten

Dieses sind die Begebenheiten, die ich jetzt erzählen will. Denn ich habe heute vernommen, wie des Kaisers Leben sich gewendet hat. Und ist von dieser Kunde ein heller Abglanz in mein Gemüt gefallen, also daß alle meine Erinnerungen aufleuchten, wie die Fenster eines Hauses in der abendlichen Sonne.

Ich war fünfundzwanzig Jahre alt und saß allein auf meinem festen Schlosse Rehberg, das in Böhmen liegt. Da kam Botschaft von meinem neuen Anverwandten Nikolaus Perrenot, dem Handwerkerssohn, der sich jetzt Herr von Granvella nannte und beim Kaiser Karl V. hoch begnadet war. Er habe gehört, schrieb mein Anverwandter, daß ich in den Wissenschaften erfahren, wie auch in der Kriegskunst wohl unterwiesen sei. Deswegen lade er mich ein, in des Kaisers Dienst zu treten und wolle sich gerne unterfangen, mir zu meinem Glücke zu verhelfen. Es stünde anjetzt bei mir, den Rang und die Güter meines Geschlechtes zu mehren; am Ende gar noch das goldene Vließ zu gewinnen.

Leicht wäre es möglich, daß meine Sippe mir dereinst noch gram wird, weil ich hernach an jener Pforte, durch welche man zu hohen Würden, zu Reichtum und Kriegsglorie eingeht, infolge einer seltsamen Regung des Gemütes meine Schritte verhielt. Hat mich doch Herr Albrecht, der Markgraf von Kulmbach, einen Schelm geheißen, als ich des Kaisers Armada vor der Affäre von Geldern verließ, um für immer heimzukehren. Ich weiß es aber besser, daß ich kein Schelm bin, indem ich nicht anders handeln konnte und alles nur Gottes Wille gewesen ist, der mein Herz erschüttert und meinen Sinn gelenkt hat.

Den Zins, den meine beiden Meier mir noch schuldeten, trieb ich damals ein und ritt, von einem Waffenknecht geleitet, gen Augsburg. Es war ein wettergrauer Morgen, als ich eben auf den großen Platz vor des Kaisers Herberge kam. Da rührte sich nun ein erstaunliches Getümmel von Kriegsvolk, Wagen und Pferden, von Edelleuten, Schalksnarren und Schreibern, dergleichen ich noch nie vorher gesehen hatte. Auch der spanischen Kleidung ward ich allhier zum erstenmal gewahr.

Indem ich also langsam durch das Jahrmarktsgedränge ritt, in dem Getöse schreiender, singender und rufender Stimmen davon der Widerhall sich an den reichen Häusern ringsumher brach, mitten in dem tapferen Schmettern der Trompeten und den Wirbelschlägen der Becken die stattlichen Pferde mir besah, die stolzen spanischen Herren musterte, die vielen kaiserlichen und reichsfürstlichen Fahnen betrachtete, war mir, als solle mein Leben jetzt wie ein rechtes Fest anheben und von Stund ab glanzvoll vor sich gehen. Ich atmete tief, um das Lachen der Freude, das mir vom Herzen her aufstieg, nicht laut herausschallen zu lassen. Es würgte mich ein wenig am Halse, tat aber nicht weh und blieb innen.

In dem wunderbaren Tumult, der mich umgab, spürte ich die Nähe der gewaltigen Majestät des Kaisers, war frohen Mutes ihm zu dienen und bis an den Rand meines Wesens geschwellt von Ehrfurcht und Zuversicht.

Wie ich bei dem schweren Fuhrwerk vorbeikam, fiel mir wegen seines sonderbaren Betragens ein Bursche auf, daß ich stille hielt und ihm eine gute Weile zusah. Er stand vor seinen beiden Pferden, redete zu ihnen und ich sah, wie er plötzlich den Kopf des einen, es war ein schwerer Eisenschimmel, umfaßte und ihn mitten auf die breite Stirne küßte. Die beiden Tiere drangen zärtlich auf ihn ein, und wie er gerade zwischen ihren Köpfen stand, legte jedes die Schnauze an sein Ohr, das eine rechts, das andere links, so daß es schien, als wollten sie ihm freundliche Dinge sagen, und als horche er mit Heiterkeit ihrem Zuspruch. Dann wieder streichelte er ihre Wangen, faßte sie unter dem Kinnbacken, ganz wie man Weiber karessiert. Dermaßen trieb er es eine Zeitlang, schien auf nichts zu achten, mitten im lärmenden Schwalle allein sich zu fühlen und es war einem Gespräch zwischen vertrauten Freunden vergleichbar, wie er mit seinen Rössern tat und seine Gäule mit ihm. War ein hochgewachsener Bursche, breitschultrig und mit mächtigen roten Händen. Wie ich aber sein Gesicht sah, war es völlig das fröhliche, arglose Antlitz eines gesunden Kindes und im selben Augenblicke ergriff mich eine unerklärliche, beinahe heftige Zuneigung für ihn, als sei er auch mein Freund, wie er derjenige seiner Zugpferde war.

Ich ritt dann weiter, behielt aber das anmutige Bild, das sich mir geboten, in meinem Gedächtnis. Vor des Kaisers Herberge, als ich aus dem Sattel gestiegen war, fehlte mein Waffenknecht zur Stelle. Er mochte im Gewühl des Marktes sich verloren haben, und ich fand mich allein. Da begab es sich, indem ich umherspähte, wer wohl mein Pferd derweil halten könne, daß jener Bursche mit einem Male vor mich hintrat und sich dazu erbot. Mir kam wieder jene merkwürdige Zuneigung in das Herz geschossen und ich fragte ihn leutselig nach seinem Namen.

„Kaspar Dinckel, gnädiger Herr," sagte er mit einer bescheidenen, sanften Stimme.

Als ich ihn näher inquirierte, berichtete Kaspar, daß er mit vielen anderen Fuhrleuten aufgeboten sei, die neuen Kanonen, die der Kaiser hier in Augsburg und in Ulm habe gießen lassen, der Armada voraus zu kutschieren.

Da mich sein Wesen nun einmal gefangen hatte, fragte ich ihn, ob er in meine Dienste treten wolle.

Er möchte es schon gerne, meinte er, doch müsse ich ihn zuerst seiner jetzigen Pflicht entledigen.

Wie das zu machen sei?

Ich müsse es vor dem Herrn-Hauptmann Rosenzwick, dem Befehlshaber der Kartaunen und Feldschlangen anbringen. Wenn der ihm die Freiheit verwillige und ihn aus dem Gedinge lasse, sei es getan.

Mir war ohnehin der Mut in dieser letzten Stunde gar hoch gestiegen und hier

auf dem Markte zu Augsburg dachte ich am Borne aller Gnaden angelangt zu sein, aus dem ich mit vollen Händen schöpfen und ein paar Tropfen wohl verspritzen dürfe. Es stach mich, vor diesem lieben Gesellen als ein vielmögender Herr dazustehen und ich entgegnete mit wichtiger Miene, daß ich dem Herrn Hauptmann Rosenzwick schon ein Wörtlein sagen wolle. Hierauf wandte ich mich ab, um des Kaisers Haus zu betreten, sah aber noch, wie dem Fuhrknecht der helle Freudenfunke aus den Augen sprang, und gelobte mir, mein Wort noch heute zu lösen und den braven Burschen zu mir zu nehmen.

Herrn Nikolaus Perrenot traf ich in einem Prunkgemach, wo kostbare, gewebte Bilder aus Flandern von den Wänden niederhingen. Es war ein stolzer Mann mit einem blassen, klugen Antlitz, hatte einen langen, weißen Bart, durch den ich die verkniffenen Lippen sah. Ich war ihm nie vorher begegnet und es bestand keine Gemeinschaft zwischen mir und ihm, ob er gleich mein Anverwandter hieß. Sein Vater war nämlich in Burgund nur ein niedriger Schlosser gewesen und ich meinte nicht anders, als daß er mich mit einer geziemenden Devotion empfangen werde, weil ich ja doch aus edlem Blute stammte. Aber der Sohn des Schlossers war jetzt der Erzkanzler von Kaiser Karl; er führte den Namen Granvella nach einem Dominium in Burgund, das ihm sein Herr geschenkt, und er schien es für nichts zu achten, daß meine Base, eine Rehberg von der Czenstochauer Linie, seinen Sohn geheiratet hatte. Sein Wesen war, ungeachtet seiner geringen Herkunft, so gebieterisch, daß ich, ohne es zu wollen, vor ihm ganz schüchtern dastand, indessen er in seinem Armstuhl sitzen blieb. Er meinte, ich solle erst Soldat werden, um zu vielem Gelde zu gelangen, dann werde er mir eine Gesandtschaft anvertrauen, damit ich an einem fremden Hofe meinen Reichtum mehren könne. Ich wußte nichts, als ja zu sagen und mit dem Kopf zu nicken und es tat mir nicht wohl wie er mich musterte und mit seinen eiskalten Augen durchsuchte.

Währenddessen wir redeten, trat ein junger Priester in den Saal, den ich sogleich als den Sohn des Granvella erkannte. Er hatte dieselben harten, verschlossenen Mienen und diesen kühlen, herrischen Gleichmut, der ihm stolz aus den dunklen Augen sah. Indem er hörte, daß wir Vettern seien, neigte er nur leicht das Haupt gegen mich, der ich mich von seinem Anstand wie von seinem geistlichen Gewande bezwungen fand, und — ob ich gleich bei mir dachte, es müsse eigentlich umgekehrt sein — bückte ich mich tief vor ihm zu Boden. Er war damalen Zweiundzwanzig, also drei Jahre jünger als ich und war Bischof von Arras. Heute ist er Kardinal und Erzbischof von Mecheln, derweilen ich geblieben bin, was ich in jenem Augsburger Zimmer gewesen: ein armer unbegnadeter Edelmann.

Es kamen, indem ich darinnen blieb, nacheinander viele Menschen in das Gemach, vornehme und fürstliche Personen, wie ich gut merkte, und waren auch etliche Vließritter mit dabei. Betrugen sich aber alle mit vieler Unterwürfigkeit gegen den Sohn des Schlossers und nahten ihm mit Schmeichelworten. Konnten

jedoch über die Schranken, die er mit seinen kalten Manieren rings um sich aufgerichtet hatte, nicht hinweg in seine Vertraulichkeit gelangen. Während die Türen gingen, vernahm ich aus der Tiefe des Hauses ein wütendes Hundegebell. Mir aber schien es nicht wie das Bellen richtiger Hunde, vielmehr als ob Possenreißer es wollten nachahmen und des Spaßes wegen vortäuschten. Eben hatten sie ein ganz erschreckliches Heulen angehoben, als ein paar von des Kaisers Sekretären heftig eintraten, unter ihnen Herr Johann Obernburger, für die Reichssachen angestellt, stattlich anzusehen und fett vom Leibe, daß er schnaufen mußte. Es war der einzige, den ich von früher her kannte. Dieser kehrte sich zu dem Großkanzler und fing mit Getöse seine Beschwerde an. Es sei wohl gerecht, wenn der Kaiser die Verleumder strafe, indem er sie auf allen Vieren laufen und gleich dem Hundegezücht bellen lasse. Man könne aber vor solchem Satanslärm nicht arbeiten, werde empfindlich gestört und glaube zuletzt, es gäbe nichts als lauter Verleumder auf der Welt.

Der Schimmer eines Lächelns flog an dem starren Antlitz des Nikolaus Perrenot vorbei, indem er sprach, die Verleumder wüßten eben auf jede Weise die Arbeit der Rechtschaffenen zu kreuzen und man könne ihnen nirgends beikommen.

Der Bischof von Arras befahl: „Laßt sie solange schweigen."

Ich vernahm dergleichen Dinge mit Staunen und es war mir nicht anders, als sei ich hier im Vorsaal der göttlichen Gerechtigkeit. Noch eine Weile ließ sich das Bellen vernehmen, dann ward es plötzlich still. Ich aber fühlte anjetzt zum zweiten Male und noch weit heftiger als auf dem Markte draußen die Nähe der kaiserlichen Person und erkannte wohl, daß er von Gott gesetzet sei, schon auf Erden hier Seligkeit und Verdamnis auszuteilen. Denn er strafte wie man in der Hölle straft und ließ die Gerechten, ob sie auch von einem Schlosser stammen mochten, im Rate an seiner Seite sitzen. Darob kam eine große Andacht in mein Herz, daß ich die Mauern des Hauses, darin ich war, mit meinen Blicken durchdringen wollte, um der Herrlichkeit Seiner Majestät ansichtig zu werden, gleichwie inbrünstige Beter durch das Gewölbe der Kirche hindurch schauen möchten, den Glanz des Höchsten einmal mit Augen zu erspähen.

Ich stand in großer Bewegung da, indessen die anderen untereinander sich besprachen, als mit einem Male alle Türen geöffnet wurden. Von weitem kamen jetzt Fanfarenklänge herein, ein hastiges Gedränge entstand und sagten etliche, so in meiner Nähe waren, daß der Kaiser eben aus der Messe komme und zur Tafel gehe. Trat auch der Bischof von Arras her zu mir und meinte in seinem kalten hochmütigen Tone: „Kommt mit, Herr Junker, den Kaiser beim Mahle zu betrachten. So könnt Ihr ihn wenigstens aus der Nähe sehen, bis ein schicklicher Anlaß sich findet, Euch zu präsentieren und seiner Gnaden zu empfehlen."

In den Kammern all, den Treppenhäusern und Galerien, durch welche wir schritten, war ein gewaltiger Zulauf von Menschen und das Gemäuer dröhnte vom Klirren der Waffen, der schweren Sporenschritte und vom Lärm der Stimmen. Im Saale aber, der weit und hoch war wie eine Kirchen, legte sich

eine festliche Stille über die Menge, gleichsam als wäre sie von einem dunklen Mantel überbreitet. In der Mitten stand ein artiger Tisch, aber nur ein einziger Stuhl davor mit der Lehne gegen die Fensterseiten, und ich verwunderte mich, daß der Kaiser allein beim Essen sitzen werde. Konnte aber diesem Umstand nicht weiter nachdenken, denn wir mußten uns sämtlich der Ordnung nach in einem weiten Bogen aufstellen. Hinter uns trat eine Reihe von Hellebardenträgern, die hielten ihre Spieße verquer, daß der helle Haufen von Kriegsvolk und Bürgersleuten nicht herzudrängen konnte. Mich hatte der gleißende Saal, die köstliche Vertäfelung, der Prunk des Geschirres und der Kristalle aufs Heftigste gespannt. Dabei fühlte ich mich bedrückt von dem Stolz, dem edlen Anstand und der reichen Kleidung all der vielen Herren rings um mich her. Ich kam mir klein und elend und gar zu nichtig vor, und mein Blut entzündete sich plötzlich in einem heißen, schmerzhaften Wünschen, mühevolle und gefährliche Taten zu vollbringen, vornehm und ausgezeichnet zu werden und mein Haupt so hoch zu tragen, wie ich es jetzt bescheiden gesenkt hielt. Ein jähes Hoffen riß sich in mir los und wie es dieser Stunde in rasendem Flug um Jahre vorausstürmte, wollte es mir schier den Atem rauben.

Unterdessen aber tat sich eine Türe auf und es kamen viele Kämmerlinge herein, Schänken, Truchsesse und Pagen in wohlgeordneten Reihen, die sich alle bei den Kredenztischen, Pfeilern und Fenstern mit ernster Miene an ihre Plätze stellten.

Nun blickte jeglicher gespannt zu der kleinen Pforte in der Schmalwand und als dort zwei Pagen in den Reichsfarben sichtbar wurden, neigten sich alle auf einmal so tief sie nur konnten zur Erde, denn jetzt trat der Kaiser in den Saal.

Er hatte unser gar nicht acht, hielt nur einen Augenblick inne und reichte etlichen Personen, die hinter ihm einhergeschritten waren, die Hand. Das waren lauter kaiserliche Prinzen, Kurfürsten und regierende Herren. Durfte aber keiner mit der Majestät zu Tische gehen, sondern nahmen Urlaub, um ihre eigene Tafel aufzusuchen oder traten beiseite und schauten der kaiserlichen Mahlzeit zu, wie wir.

Ich sah, daß der Kaiser düster blickte und erschrak darum, denn ich hatte mir's anders gedacht. Hörte aber später, daß er immer ein verfinstertes Wesen habe. Es war ein wunderbar stattlicher Herr, zierlich und nicht zu hoch gewachsen und hatte eine feine Anmut der Glieder. Passierte er vor den Fenstern, wo eben die Mittagssonne hereinschien, da leuchtete sein glattes Haar goldblond. Kam er jedoch in den Pfeilerschatten, so zeigte es sich, daß es hellbraun war und einen metallischen Glanz besaß. Niemalen aber hatte ich ein Antlitz geschaut, das so bleich war wie dieses. Denn es sah aus, wie das Angesicht eines Entsetzten und es war die Blässe der zarten Schläfen, der Stirne, Nase und der Wangen so gleichmäßig wie die weiße spanische Halskrause, die der Kaiser trug. Weil nun auch die Augen so erloschen und ohne allen Glanz blickten, weil ihm dazu der Mund mit seiner breiten, vorgeschobenen Unterlippe zu klaffen schien, war es, als

habe man einen Toten auferweckt und als starre er, von der unermeßlichen Schwere des ewigen Schlafes noch trunken, fremd und fern in das Licht der Welt.

Als der Kaiser niedersaß, trugen sechs junge Grafen sechs goldene Schüsseln herbei und boten sie kniend dar. Der Hofmeister, Herr Philippe de Beaume, ein munterer und gefälliger Mann, den ich vorerst in Granvellas Zimmer allerlei Schnurren hatte treiben hören, stand mit unbeweglichen, völlig gefrorenen Mienen dabei und ließ kein Auge vom Kaiser. Dieser musterte die Speisen und hob dann seinen Blick gleichgültig ins Leere. Da wurden alle hinweggenommen und es kam die zweite Tracht, die wieder aus sechs Schüsseln bestand. Diesmal winkte der Kaiser und erwählte unter den leckeren Pasteten und ausländischen Gerichten nur einen Kalbskopf, der vor ihm auf den Tisch gesetzt wurde. Er nahm ein blankes Messer, löste sich vom Fleisch ein tüchtig Stück herunter und schnitt es mit dem Weißbrot zusammen in lauter kleine Brocken. Dann hob er den Teller unter das Kinn und aß, jeden Bissen mit zwei Fingern greifend, so zierlich, daß es eine Lust war. Dabei blinkte auf dem dunklen Bart seine schneebleiche zarte Frauenhand und ich erstaunte, wie er damit wohl ein Schwert oder gar eine Turnierlanze mochte rühren können.

Standen da etliche Narren, Hanswürste und Philosophen in einer Reihe, die allerhand Schabernack trieben und sich heruntermühten, es ihm mit lustigen Späßen und Sentenzen abzugewinnen. Das war jedoch als ob sie in die leere Luft redeten. Denn von uns blickten alle nur auf den Kaiser, der aber blieb still für sich, als habe er nichts gesehen, noch vernommen. Wie er einmal verlangend das Haupt wandte, traten in ihren langen schwarzen Talaren die beiden Leibärzte an den Schänktisch und mengten aus zwei hohen Kristallkrügen den Trunk in einen großen Becher. Der Kaiser empfing ihn von Herrn Philippe de Beaume, brachte ihn an die Lippen, schloß müd die Augen und leerte den Pokal bis auf den Grund. Ich sah wie er manchmal inne hielt und Atem schöpfte, aber er setzte dabei nicht ab. Er machte es wie die Kinder tun, die ihre Portion mit eins bewältigen wollen, und da er seinerzeit ein schwächliches Knäblein gewesen, mag ihm wohl mit vielem Zuspruch zu fleißigem Trinken angelegen worden sein, also daß er diese Art gewohnt und bis in sein Alter bewahrt hatte.

Während der Kaiser so an seinem Tische saß und das Mahl seinen Fortgang nahm, stieß mir plötzlich der Satan einen argen Gedanken vor die Stirn: daß nämlich der blasse Mann dort an seinem Tische, den wir alle mit Neugier umstanden, gar wohl einem fremdartigen, gefährlichen Tiere ähnlich sei, das hier, gezähmt, vor einer bangen Gaffermenge seine betrübten Possen agiere. Eilig aber nahm ich meine Zuflucht zur kaiserlichen Person, indem ich scharf in Obacht nahm wie er von all den Grafen und Edlen unterwürfig bedient wurde, und wie er es in der majestätischen Ruhe seiner Gebärden im stolzen Gleichmut seiner Haltung auszusprechen schien, daß er sich ganz allein im Saale erachte, so viele Augen ihn auch bespähen mochten. Da holte ich ein ander Gleichnis aus meinem Herzen, um es dem Bösen, der mir anwollte, entgegenzustemmen. Erschien mir nämlich der

Tisch mit unseres gnädigen Herrn einsamer Person wie ein weltlicher Altar, vor dem wir aus gehöriger Entfernung zusahen, wie eine bedeutsame und erhabene Handlung zelebriert wurde. Ich hatte in diesen wenigen Stunden meines Hierseins viel Macht der Erde geschaut und Größe der Welt. Jetzt in diesem Saale waren sie ja alle beisammen, die mir bisher begegnet, und ihrer noch viel mehr. Aber wo war jetzt im Angesicht des Kaisers ihr Hochmut geblieben? Bei etlichen hatte er sich aufgelöst wie neuer Schnee in der Morgensonne und sie standen kahl in ihrer Demut mit Befangenheit in den Augen. Etliche freilich hatten sich noch höher aufgerichtet, aber es war nicht ihr eigener Stolz. Sie trugen ihn nur wie des Königs Livree; er glänzte an ihnen nur als der Widerschein des Lichtes, das ihnen hier aufgegangen war. Da merkte ich, daß nur er allein von allen die Hoheit besaß, daß nur in seinem Wesen die Freiheit wohne, ihrer selbst nicht bewußt. Und jetzt erst fing ich an, mit der rechten Andacht seine Gegenwart zu verehren.

Der Kaiser stand auf, schob den Stuhl zurück und es ward darauf mit wunderbarer Schnelligkeit alles Gerät hinweggeräumt, Tische und Schüsseln und Geschirr beiseite geschafft, so daß der Saal im Nu wie ausgeleert erschien. Die Schänken, Truchsesse und das ganze übrige erlauchte Gesinde zog ab, mit tiefer Verbeugung nach rückwärts schreitend, und blieb der Kaiser allein im großen Raume stehen. Da trat ganz leise der Bischof von Arras, mein Herr Vetter, zu ihm heran, neigte sich, schlug das Kreuz, faltete die Hände und betete ihm, niedergeschlagenen Blickes, mit seiner kalten Stimme das Gratias vor. Der Kaiser sah ihm dabei mit seinen erloschenen Augen von unten her ins Gesicht und ließ die Unterlippe klaffen. Als dann der Bischof von Arras vollendet hatte, kam Herr Philippe de Beaume herbei, brachte ein Federkielchen, das der Kaiser nahm und sich mit aller Sorgfalt die Zähne stocherte. Hierauf trugen zwei kleine Pagen, die wie himmlische Engel anzusehen waren, ein silbernes Waschbecken heran, das sie kniend über ihre Lockenköpfe in die Höhe hielten und darein der Kaiser seine weißen Hände tauchte Zuletzt trat er allein in eine Fensternische, zog ein schief Gesicht, als sei ihm übel und blickte nur so für sich hin.

Indem fing die Menge, die im Saale versammelt war, sich zu entfernen an und an meiner Seite stand plötzlich ein Schreiber, der mir sagte, er sei von Granvella gesendet: „Kommt mit, ich soll Euch Euer Quartier weisen."

Unten vor der Haustür traf ich meinen Waffenknecht mit den Pferden. Ich hatte allbereits vergessen, daß er sich heute früh, als wir hereinritten, verloren hatte. Und daß jener andere Bursche derweil meinen Gaul gewartet, daran dachte ich kaum. Nur wenige Stunden war ich im Hause des Kaisers gewesen, mir aber schien es, als hätte ich unterdessen manches Jahr durchlebt. Wie lange war das her, seit ich an dieser erlauchten Schwelle vom Sattel gestiegen? Und was war ich damals noch? Ein armer, weltunkundiger Junker. Jetzt aber meinte ich zu des Kaisers vertrauter Gesellschaft zu zählen; einer von denen zu sein, ohne welche er nicht

zu Tische ging. Als ich hier die Bügel verließ, trat ich auf, wie ich es eben gewohnt war, hielt mich, ohne weiter auf mein Gehaben zu achten, und wußte es nicht besser. Jetzt aber mühte ich mich ab, den stolzen Schritt der spanischen Herren nachzuahmen, ihren feierlichen, großen Anstand, und mein Gesicht sogar versuchte die bedenkliche Wichtigkeit der Mienen anzunehmen, die ich am Kaiser gesehen hatte. Wie fern war jene Morgenstunde von diesem Mittag.

Der Schreiber führte uns durch ein paar enge Gäßchen. Seiner Reden hatte ich weiter nicht acht, da er mir von meiner Unterkunft schwatzte, und daß ich es jetzt sicherlich zufrieden sein werde, ein wenig ausruhen zu dürfen. Mir war es nicht nach stille Liegen noch nach Ruhe und ich merkte scharf auf das üppige Treiben, durch das wir schritten, bestaunte die vergoldeten, purpurn ausgeschlagenen Sänften, die uns begegneten, die Kavaliere auf prunkvoll geschirrten Pferden, die fremdländischen Soldaten, die in kleinen Rotten unter Trommelschlag dahermarschierten, die schönen Frauen, die ihren weißen Hals und ihre runden Brüste merken ließen, und dann die Kramläden, darinnen vielerlei gleißende Waren auslagen.

Wir kamen vor ein stattliches Haus, von dem mir der Schreiber sagte, es sei des Kaisers Eigentum, der eine Menge Edelleute und Offiziere in des Reiches Dienst darin wohnen lasse und es sei auf Granvellas Befehl auch schon für mich eine Stuben allda bereitet.

Es war ein wohlstaffiertes helles Gelaß, und indem wir es betraten, sprach der Schreiber: „Hier hat bisher der Georg Dux gehaust. Kennt Ihr ihn nicht? Er ist des Bayernherzogs Wilhelm Bastard und Obrist über fünf Fahnen."

Dieses war ein Umstand, der mich sehr in Aufregung brachte, denn ich hatte wohl eingesehen, daß hier am Hofe alles nach einer strengen Ordnung vor sich ging und nichts ohne Bedeutung geschah. Deshalb überlegte ich, es müsse wahrscheinlich kein Geringes sein, wozu mein Oheim Granvella mich ausersehen habe, weil er mich das Quartier solch eines hochgeborenen Herrn beziehen ließ.

Als dann mein Waffenknecht mit dem Reisesack kam, sah ich mich schon als einen Obristen über fünf Fahnen wie den Dux, mit einer breiten Feldschärpen um den Leib, und eine goldene Gnadenkette hatte ich mir auch schon um den Hals gedacht. Während ich auf dem schöngedielten Boden hin und her ging war ich meinen Hoffnungen völlig dahingegeben, die mich gepackt hatten und all mein Denken in die Ferne schleiften. Ich warf mich endlich gar vor dem Kruzifix, das ob dem Bette hing, in die Knie, um den Heiland anzuflehen, er möge mir so viel Ehre geben, als ein braver Edelmann nur immer in des Kaisers Diensten gewinnen könne, und dabei stand auf einmal der schöne Herr Philippe de Beaume vor meiner Seele. Ich sah ihn mit dem blütenweißen Spitzenkragen, den Borten am Kleide, mit seinem munteren, von der Wichtigkeit der Aufwartung angestrafften Gesicht, und ich dachte mir aus, daß es auch mir dereinst könne gewährt sein, dem Kaiser das Federkielchen zu reichen, wenn er gespeist hatte.

Mein Waffenknecht, der ein stiller, unterwürfiger Mann war, ließ mich zufrieden,

da er mich so in mich selbst versunken sah und ordnete nur schweigsam, auf den Fußspitzen hin und her gehend, meine Habseligkeiten. Wie ich aber dann meine Kleider musterte und bekümmert überlegte, daß es doch ein gar zu unansehnlicher Staat sei, unterfing er sich mich anzureden.

„Ein tolles Wesen, hier in Augsburg .. gnädiger Junker", meinte er leise.

„Schön ist's, lieber Jakob", sagte ich darauf, so recht aus meiner Freude heraus.

„Hab' dergleichen mein Lebtag nicht gesehen", ließ er sich wieder vernehmen.

„Dein Herr auch nicht", gab ich ihm zurück.

„Ich muß den Herrn noch um Verzeihung bitten, daß ich am Tor nicht zur Stelle gewesen", sprach Jakob weiter. „In dem höllischen Treiben hier hab' ich mich so verwirrt, daß ich nicht aus noch ein wußte ... ist aber ein tüchtiger Kerl, der Euer Gnaden Pferd am Zügel hielt."

Bei diesen Worten erst fiel mir der Fuhrknecht wieder ein, und mit einer seltsamen Rührung mußte ich des zärtlichen Spieles mich erinnern, das er mit seinen Gäulen getrieben.

„Hat er geschwatzt mit Dir und hast ihm was für seine Mühe gegeben?"

„Geschwatzt hat er gar nicht", berichtete Jakob, „und was ich ihm geben wollte, hat er nicht genommen."

„Warum nicht?"

„Er lachte mich aus und meinte, für Euer Gnaden sei es gern geschehen."

„Hättest ihm trotzdem was geben müssen", schalt ich.

„Ja geben", erwiderte Jakob. „Er hat sich's nicht aufdrängen lassen. ‚Den lieben Herrn seh' ich schon wieder', rief er und war weg."

Mir war's ordentlich wie eine Freude, daß dieser Bursch mich einen lieben Herrn nannte. Und daß er's dem Jakob nicht gleich aufgebunden hatte, ich wolle ihn zu mir nehmen, erschien mir als eine zarte Handlung. Jetzt aber empfand ich es auch plötzlich sehr stark, daß ich mein Wort bei ihm gelassen und noch mit keinem Gedanken eingelöst hatte und ich wollte sogleich zu ihm senden, damit er mir seinen Hauptmann weise.

„Weißt Du wie der Bursche heißt?" fragte ich Jakob.

„Nein."

„Also, er heißt Kaspar Dinckel und ist von den Fuhrleuten ..."

In diesem Augenblick ward die Türe aufgestoßen, ein Page lief erhitzt herein und rief mir zu: „Der Bischof von Arras läßt Euch zur Tafel bitten. Folgt mir, so schnell Ihr könnt, ich soll Euch hinführen. Aber rasch. Die Herren sind schon bei Tisch."

Dies neue Ereignis gab mir einen gewaltigen Ruck, daß ich ganz kopflos wurde, an nichts weiter mehr dachte und mich in großer Hast mit dem Knaben des Bischofs hinweg begab.

Wir hatten nur ein paar Schritte zu laufen und langten auch schon vor dem Hause an, wo der von Arras wohnte. Der Page die Treppe hinauf, immer voran,

öffnete. Eine lang hingestreckte festliche Tafel schimmerte mir entgegen. Lärm, Gelächter, Rufen füllten den hochgewölbten Saal. Denn es waren gut ihrer vierzig Herren da beisammen. Diener, Mundschänken, Edelknaben huschten hin und her oder standen aufwartend hinter den Stühlen. Der Bischof hieß mich willkommen, hochmütig und kalten Tones wie ich ihn nun schon kannte. Er winkte einem Kavalier, der uns vom Tische her ansah und nun herbeikam: „Das ist mein Bruder Thomas, derselbe, der Euere Base Margarete zur Frau hat." Herr Thomas Perrenot gab mir artig die Hand und sagte: „Es trifft sich gut, daß ich eben heute in Augsburg bin." Es war ein vornehmer Herr von etwa dreißig Jahren, der den schwarzen Bart nach der spanischen Mode trug. Er war hochgewachsen, aber ebenso mager und bleich wie der Bischof. Damals diente er dem Erzherzog Max, demselben, der heutzutage als Kaiser über uns regiert. „Wie geht es meiner Base?" fragte ich, und es verdroß mich dabei, daß mir schon wieder vor diesen Enkeln eines Schlossers aus lauter Befangenheit der Atem stockte. „Ich hoffe gut," sagte Thomas gleichgültig und schaute nach dem Sessel, den er eben verlassen. „Grüßt sie von mir und findet sie in Gesundheit wieder," sprach ich und zwang mich dabei zu einem weltläufigen, gelassenen Ton. Er nickte kurz und trat von mir weg.

Zum erstenmal in meinem Leben saß ich nun in so erhabener Versammlung, speiste mit großen Herren und hatte eine Weile nichts zu tun, als darauf zu achten, wie sie sich untereinander auf spanisch, lateinisch, deutsch und französisch unterhielten.

„Ihr seid wohl eben erst nach Augsburg gekommen," sprach mich mein Nachbar zur Linken an. „Ich sah Euch heute zum erstenmal, als der Kaiser tafelte."

Das war ein blutjunger Mensch; kaum zwanzig, hatte ein fröhliches, vom Wetter ganz verbranntes Gesicht und lachte, wenn er redete mit den braunen Augen.

„Wißt Ihr schon Euer Regiment?"

Und als ich bekannte, daß ich noch gar nichts wisse, riet er mir: „Macht, daß Ihr zu den Schwadronen des Markgrafen von Kulmbach kommt. Es ist eine Truppe, die der Kaiser liebt."

„Steht Ihr bei dem Markgrafen?" fragte ich ihn.

Er lachte mit den Augen: „Ich bin ja sein Leutnant. Johann Schnabel von Schönstein, dem Herrn Junker aufzuwarten."

Ich hielt mich an den Schnabel, weil er hier doch der einzige war, der mir Rede stand. Und er berichtete mir, daß er zwölf schöne Beutepferde besitze, Juwelen und Dukaten genug, daß der Markgraf von Kulmbach ein wilder, rauflustiger Herr sei, unter dessen Fahnen ein tapferer Offizier leichter als irgendwo zu Kriegsruhm und Gold gelangen könne. Mir flößte der Schnabel immer mehr Respekt ein, weil er, soviel jünger als ich, schon Leutnant und im Krieg gewesen war. Am meisten aber, weil er so dreist und mit so lachenden Augen von all den erlauchten Herren, die hier umhersaßen, zu reden wußte.

„Seht Ihr die zwei käsegelben Gesichter dort, die beiden Pfaffen, die neben dem

Bischof sitzen, das sind die spanischen Beichtväter des Kaisers. Und dort der spitzschnauzige Kerl, dem das schwarze Haar bis zu den Augen herunterwächst. Das ist der Contarini, der Gesandte von Venedig. Er ist schlau wie ein Fuchs, bissig wie ein Wolf und frech wie ein Dachs. Aber ich mag ihn gerne leiden, denn ich weiß mir keinen andern, der dem Kaiser so ein Maul anzuhängen wagt wie er... Schaut Euch den Mann dort gut an .. den alten, mit der Hexennase und dem traurigen Blick. Er hat eine Gewohnheit, sich unterm Tisch in den Hosenlatz zu greifen und zu kratzen, ist aber ein vielerfahrener und berühmter Feldhauptmann: der Wolf Fürstenberg; war lange in Castilien, noch unterm Vater des Kaisers .. Der andere auch, der weißhaarige Spanier neben ihm, Gonzalez heißt er .. Weiß Gott, wie alt der schon ist, nimmt aber noch jeden Abend einen Buben zu sich ins Bett und es wird einmal von den Pagen einer zu ihm in den Sarg steigen müssen, damit er sich nur überhaupt begraben läßt. Dort drüben sitzen alle die spanischen Kerls beisammen. Seht Ihr .. alle ausgedörrt wie geröstete Pflaumen .. Das schnappt uns hier die besten Gnaden weg, hat den Vließorden im Handumdrehen, und dabei kann man sterben mit ihnen vor Langerweile, so steif sind sie .. Und jener Kleine dort, der aussieht, als wolle er jeden Augenblick vom Sessel rutschen ..."

Ich hätte ihm gerne nur immer weiter gelauscht und hatte ein wunderliches Gefühl dabei aus Schrecken, Neugier und aufwachendem Verstehen gemischt. Aber der Bischof hob eben die Tafel auf. Es entstand ein allgemeines Stühlerücken, ein heftiger Lärm, da jeder seine Stimme nur noch lauter erhob, und während sie so miteinander schwatzten, durcheinander liefen, lachten und sich begrüßten, wurden die Tische von einem Dienerschwarm hurtig beiseite geschoben, an die Wand gerückt und die Stühle im Kreise aufgestellt. Man setzte sich wieder, ein jeder wo er gerade mochte, man plauderte in den Fensternischen und jetzt fingen sie wieder an, schweren Wein in hohen Krügen herumzureichen.

Ein stämmiger Mann mit einem feisten Gesicht und lockigem Vollbart überschrie alle anderen, so daß ich näher ging, um zu hören, was es gäbe. Er stand von anderen Generalen umringt und zeterte mit hitzigen Gebärden darauf los:

„Nein! Es paßt nicht für ihn, und es ist nicht gut für uns, diese verfluchte Kopfhängerei .."

Er trank in tiefen Zügen und ich fragte einen jungen Offizier, wer dieser Mann wohl sei.

„Den kennt Ihr nicht? Das ist der Markgraf von Kulmbach."

Indem hatte ich überhört, was ein anderer dem Markgrafen entgegnet hatte. Der aber riß jetzt heftig den Becher von den Lippen und schaute zornig zur Seite:

„Von Geburt an? Hol' Euch der Teufel! Und warum war er dann bei Pavia so lustig, wenn er von Geburt an die Mieselsucht hat? Er muß nur wieder in den Krieg, versteht Ihr ..?"

Der venezianische Gesandte saß gelassen da und mit pfiffigem Lächeln: „Ich

hab' ihn in Neapel gesehen, Euern Kaiser," sagte er, „da ist er auch recht von Herzen fröhlich gewesen, hat mit den Frauen karessiert und sich mit einem silbernen Zänglein die grauen Haare einzeln ausreißen lassen, damit er als ein junger Stutzer gefalle."

„Nun also!" brüllte der Markgraf. „Krieg muß er haben und schöne Weiber! Gebt ihm beides, dann habt Ihr einen fröhlichen Herrn."

„Ach was, ich kenn' ihn besser," fuhr der Herr Philippe de Beaume auf. „Er hat's von seinem Lehrmeister, vom Croy. Der hat ihm als Kind schon das Regieren eingebläut, davon ist er in die Melancholie verfallen."

„Hofschwatz!" schrie der Markgraf. „Hof- und Kammerschwatz!"

„Sei doch still, Kulmbach," rief jetzt der alte Fürstenberg mit einer hellen, freundlichen Stimme. „Hat der Kaiser denn nicht Kriegsgloria genug, und kann er nicht grad' soviel Weiber haben wie der Großtürke? Sei nur still, lieber Kulmbach, da ist nichts zu machen. Er hat's von seiner Mutter . ."

Der greise Gonzalez hob das kahle, verknitterte, vom Alter braungelbe Antlitz: „Die Königin Johanna . ." sagte er mit dünnem, schleifenden Ton, „die Königin Johanna . . da bin ich ja damals mit in Arragonien gewesen, . . bei der Abgesandtschaft war ich, die für Castilien werben kam."

„Was denn weiter?" fuhr ihn der Markgraf Kulmbach an.

Gonzalez horchte zu ihm hinüber, als könne er ihn nicht sehen: „Damals war ein großes Fest in Arragonien . . da haben sie uns die schöne Prinzessin gebracht, und mitten im Saal ihr den Halsschmuck abgenommen . . ja . . da konnten wir ihre frischen, runden Brüste sehen . . und unserem Herrn Philipp vermelden, daß sie wohlgestaltet sei . ."

„Ihr hättet ihr lieber in das Herz schauen sollen, statt auf die Brüste . ." meinte der Fürstenberg.

Plötzlich stand der Leutnant Schnabel mitten unter den Generalen: „Ihr habt sie vielleicht gekannt, Herr Graf?" fragte er und lächelte mit den Augen.

„Freilich . ." gab ihm der Fürstenberg zurück. „Ich war ja dazumalen lange in Castilien und bin dabei gewesen, als König Philipp starb."

„Ist es wahr, daß sie selbst ihn vergeben hat?" donnerte der Markgraf dazwischen.

„Wie meint Ihr?" fragte Fürstenberg ruhig.

„Nun, vergiftet soll sie ihn haben . .", schrie der Markgraf.

„Ihr seid sehr töricht, dergleichen laut gegen die Wände zu schmettern," sagte Contarini spöttisch.

Schnabel ersah mich jetzt und blinzte mich fröhlich an: „Merkt auf! Merkt auf!" rief er zu mir herüber, „hier vernehmt Ihr die Welthistorie aus der Quelle."

Mir wurde Angst, die Generale könnten es übel ansehen, daß ich so nahe dabei war und lauschte. Achtete aber niemand meiner geringen Person, sondern steckten alle nur die Köpfe zusammen, um den Fürstenberg erzählen zu hören.

„Sie hat's mit dem König arg getrieben," sagte er halblaut „und es ist kein

Wunder, wenn ihr jetzt nachgeredet wird, sie habe ihn vergiftet. Laßt nur, Herr Contarini," wandte er sich zu dem Venezianer, „in Castilien sprach damals jeder Mensch davon. Ich selbst habe es auch geglaubt und an den Kaiser Maximilian geschrieben. Denn die Arragonische ist von je eifersüchtig gewesen, und wenn die Wut sie erfaßte, hat sich der muntere Herr Philippe nicht zu helfen gewußt. Damals war ein junges Weibsbild am Hof, ein burgundisches Fräulein, schön ... wir schauten alle nach ihr. Eines Tages fängt die Königin an, ihr Gemahl halte es mit der Burgunderin. Sie ist darüber ganz von Sinnen gekommen, hat sich den Kopf gegen die Wand gerennt, die Brüste geschlagen."

„Die Brüste hab' ich gesehen ..." pfiff Gonzalez dazwischen.

„Still ... Ruhe ..." riefen die anderen. „Weiter."

„Und am nächsten Morgen," fuhr der Fürstenberg fort, „am nächsten Morgen war der schöne, heitere Herr Philippe tot, war das burgundische Fräulein unter der Erde."

„Weiter! Weiter!" Alle rückten näher heran.

„Ich weiß noch, daß ich die Königin jammern hörte, ehe ich noch den Palast betrat. Es war, wie wenn ein gestochenes Tier brüllte, ein Heulen und Winseln und rasendes Kreischen. Die Leute liefen zusammen, standen in den Höfen, auf den Treppen, in den Gängen ... sie rührten sich nicht und waren alle versteinert von diesem Schreien."

„Daß sie aber dann noch den Toten mit sich herumschleppte ..." sagte Herr Philippe de Beaume mißbilligend in seiner kleinen, höflichen Weise.

Der Fürstenberg nickte ihm zu. „Die Königin war von Sinnen, denn sie grub sich in den festen Glauben ein, ihr Vater halte sie wie einst gefangen, um sie vom König Philipp zu trennen. Dann wieder kehrte sich all ihr Toben gegen Philipp: ‚Er lebt, er lebt,' schrie sie, ‚und buhlt mit einer anderen ... deshalb werde ich hier eingesperrt!' So heftig kam die Raserei über sie, daß man für ihr Leben fürchtete. Da verfiel jemand, um sie zu retten, auf den Gedanken, man solle vor ihren Augen die Gruft öffnen, damit sie selber nachschauen könne, in wessen Armen ihr schöner Philippe ruhe. Also wurde sie nach Burgos geführt und alle glaubten, jetzt werde sie geheilt sein, jetzt werde sie endlich auf eine christliche Weise trauern. Sie aber fiel nur aus dem einen Wahn in den anderen. Kaum hatte sie den König durch die Glaswand des Sarges erblickt, als sie zu schreien anfing: ‚Herauf! Herauf! Du nicht allein dort unten, und ich hier oben nicht allein!' Und sie ruhte nicht, bis der Sarg gehoben und in ihr Zimmer getragen wurde. Dann lebte sie stiller, war getröstet, und man konnte zu ihr sprechen."

„Habt Ihr das auch mit angesehen?" wollte der Schnabel wissen.

„Ja ... Ich kam etliche Wochen später zur Königin, und fand sie in ihrer Stube mit dem Leichnam. Ich hab' damals geglaubt, mein Verstand gehe zum Teufel, wie ich sie so mit dem Toten Zwiesprache halten hörte. ‚Ach, der Fürstenberg ist da,' rief sie als ich eintrat. ‚Er kommt vom Kaiser.' Dann vergaß sie mich wieder, und redete von anderen Dingen zu dem Toten. Der König lag da,

in seinen Staatskleidern, wie lebendig. Seine Wangen waren frisch, seine Lippen rot, denn sie hatte ihn schminken lassen, und mich schauderte... wirklich, mir wurde heiß und kalt, wie sie verliebt zu ihm redete, von den Heimlichkeiten ihres Bettes zu ihm flüsterte, ihm Vorwürfe machte, ihn bat und flehte, und wie er nicht hören wollte..."

„Nicht hören wollte," lachte der Markgraf, „wenn er doch mausetot war..."

„Ihr habt gut lachen, mein lieber Kulmbach," sprach der Fürstenberg darauf. „Hättet Ihr nur den König gesehen, wie er auf seinen Kissen lag, als ob er atmen würde. Seine Augenlider standen noch ein wenig auf, und es schien, als spähe er von der Seite her, lauernd nach der Königin, und auf seinen Lippen schwebte ein lebendiges, ein spöttisches Lächeln... da war es, als wollte er sich jetzt an ihr rächen, als sei er hart und grausam und unerbittlich gegen all das Schluchzen und Weinen... da war es, als müsse es ihm ganz leicht sein, das Haupt zu wenden und ihren sehnsüchtigen Klagen ein gutes Wort zu geben. Aber als wolle er einfach nicht, und als zeige er ihr, daß er sie in Zeit und Ewigkeit verschmähe... Ja, mein lieber Kulmbach, ich hab' doch all' meine Vernunft zusammennehmen müssen, um mir vorzustellen, daß dieser Mann dort vor zwei Monaten gestorben, daß er weit, weit von uns entfernt ist, daß er nicht hört und nicht sieht und nicht fühlt und nicht denkt, und daß ich eigentlich mit der Königin ganz allein im Zimmer sei..."

„Einmal bin auch ich ihr so begegnet," fing Gonzalez mit seiner dünnen, verknitterten Stimme an. Er saß tief in seinem Stuhl versunken, blickte ins Leere und redete nur vor sich hin: „Das war lange nach Philippes Tod... Jahre... Mitten in der Nacht bin ich ihr begegnet, als ich mit meinen Truppen durch die galizischen Wälder von Orense her nach Astorga ritt... oder war es Braganza, wohin wir damals mußten?... Ganz finster war es, und da kam sie auf einmal angejagt... die Fackeln leuchteten ... man konnte das Zaumzeug ihrer Maultiere sehen... am hellsten aber sprühten die Fackeln um den gläsernen Sarg... das war, als komme der König in Qualm und Feuer dahergezogen... Meine Soldaten mußten sich am Wegrand aufstellen, daß der rasche Zug vorbei könne... alle bekreuzten sich und beteten laut... Ich aber ritt herzu und grüßte die Königin... da ließ sie die Bahre niedersetzen, ließ die Fackelträger herbeikommen, neigte sich zu dem Toten und erzählte ihm, daß ich da sei... Ich habe ihn angeschaut... er sah aus wie eine alte Puppe... ein wenig schadhaft war er schon... zwei Zähne lagen ausgefallen auf seiner Brust... die Halskrause war schmutzig und die Farbe auf seinen Wangen hatte Trockensprünge... ‚Er schläft,' sagte die Königin zu mir... ‚er schläft noch immer und das ist gut, denn er wird alle vergessen... im Schlafe... alle anderen wird er vergessen haben, wenn er dann aufwacht... Wir müssen weiter...' meinte sie zum Abschied... ‚er will nach Miranda. Ich weiß, daß er nach Miranda will. Dort war auch einmal eine... und jetzt muß er dort schlafen, um auch die in Miranda zu vergessen...' Hernach ließ sie den Sarg heben. Sie lächelte gnädig, als sie mich entließ und

wir schauten ihr noch lange nach wie ihre Fackeln den finsteren Wald hinter uns ganz erleuchteten ..."

„So ein Satan von einem Weibe ..."

„Nein," widersprach der Fürstenberg. „Es war nur eine Traurigkeit in ihrem Gemüt von jeher ... Gott hatte die Pforten ihrer Seele verschlossen, daß sie verdunkelt blieb wie eine Kammer ohne Fenster, nur schwarze Gedanken krochen darin umher und ein Argwohn mit blinden Augen ..."

„Trotzdem," meinte einer, „die Arragonische wird schon im Recht gewesen sein, als sie das Weibsstück aus Burgund beiseite schaffen ließ ..."

Da sagte der Fürstenberg laut: „Nein! Ihr irrt Euch! Das burgundische Fräulein starb ohne Schuld. Die war mit einem deutschen Offizier verlobt. Ich hab' ihn gut gekannt. Er hat sich umgebracht, am selben Tage noch. Und das Schlimmste daran, daß er gemeint hat, sie sei ihm wirklich mit dem König untreu gewesen. Die Wut der Königin hatte ihn angesteckt. Daß man seine Braut getötet hatte, galt ihm schon als Beweis und als Strafe ihrer Schuld."

Der Venezianer sah scharf auf den Fürstenberg: „So denkt Ihr, all die Gräuel seien um nichts geschehen ... und der König war gleichfalls schuldlos?"

Auch der Fürstenberg maß den Italiener: „Daß denke ich so wenig wie Ihr. Denn ich weiß es anders. Aber die arragonische Johanna hat es nie erfahren, wen König Philipp geliebt hat. Bei all ihrer Eifersucht, bei all ihrer Wachsamkeit ... niemals ..."

„Wißt Ihr es?" riefen einige zugleich.

„Ich weiß es ..." sprach er leise. „Sie konnte keine Ruhe finden, als die Königin ihren Gatten aus der Gruft holte. Und wie dann Johanna mit dem Sarg in der Welt umherirrte, ist sie immer hinterdrein gefahren, kreuz und quer, ohne Rast. Jahrelang. Dann aber traf sie es besser und war als Reitbursche verkleidet heimlich im Gefolge der Johanna."

„Warum denn? Was wollte sie . . .?" fragten etliche. Und andere wieder drangen in Fürstenberg: „Wer war sie? Wie hat sie geheißen? Sagt uns doch, wer sie war!"

„Das werde ich niemals verraten . . ." sprach der Fürstenberg und tauschte wieder einen Blick mit dem Contarini. „Aber was sie wollte, das war, den toten Geliebten nicht bei der anderen allein lassen ... ihn sehen, solange die andere ihn auch noch sah. Und dann: wenn die andere den Leichnam mit verbuhlten Reden schändete, ihn mit Gebeten wieder reinigen."

„Ja, konnte sie ihn denn immer sehen ...?" fragte Herr Philippe de Beaume.

Und der Venezianer sagte plötzlich: „Immer! Von den vier Maultieren, die den Sarg trugen, ritt sie rückwärts das linke. Da hatte sie des Königs Antlitz stets vor sich . . ."

Der Fürstenberg aber wandte sich zu dem Markgrafen: „Da seht ihr, mein lieber Kulmbach, von welch einer Mutter der Kaiser stammt . . ."

In der andern Ecke des Saales hoben jetzt die Musikanten ihr Spiel an und

es stimmten auch von den deutschen Offizieren etliche mit Gesang ein. Die große Türe ward geöffnet und kamen etwa zwanzig junge Mädchen in den Saal. In lang herabschleifende, bunte Tücher gehüllt, schritten sie paarweise bis in die Mitte der leeren Runde. Sogleich entstand ein Gelächter, ein Zujauchzen, Schreien und Getöse an den Wänden ringsum. Die Hübschlerinnen grüßten lächelnd nach allen Seiten. Die Musik schwieg still. Da warfen sie sämtlich zugleich die Arme in die Höhe, daß die Tücher von ihnen abglitten, und nun standen sie nackend, so wie Gott sie geschaffen, vor der aufbrüllenden Versammlung.

In mir dröhnten noch all die neuen Worte, die düsteren Geschichten und dreisten Reden, die ich eben vernommen hatte. Jetzt blendete der jähe Anblick all der nackenden Mädchen meine Augen, und das Blut fing mir an in den Schläfen zu pochen. Es war nicht anders, als ob ein schwerer Nebel vor mir herabsinke, aber ich sah durch die Verschleierung meiner Sinne hindurch die weißen Leiber glänzen, die runden Hüften, die vollen Brüste mit den roten Beeren darauf, ich sah das Lächeln dieser Dirnen, ihre heißen Augen, und noch viel mehr, und ich begann mit den anderen zu lärmen, als nun die Mädchen beim Schall der Pauken und beim Tönen der Zimbeln ihren Tanz aufführten.

„Merkt auf, jetzt nehmen die spanischen Pfaffen Reißaus!" hörte ich den Schnabel flüstern.

Mitten durch den Reigen der entblößten Mädchen schritten die beiden hochgewachsenen, blassen Mönche und das leuchtende Fleisch der Dirnen blinkte hell gegen die schwarze Seide der priesterlichen Gewänder. Sie gingen mit tief gesenktem Haupte, wie um nichts zu sehen, und die Tanzenden wichen vor ihnen zu beiden Seiten. Nur ein ganz junges Ding, dem die blonden Haare wie ein goldener Mantel den schmalen Rücken bedeckten, sprang aus der Reihe. Andacht und Schuldbewußtsein in ihrem Kindergesicht, lief sie den beiden Spaniern nach, bückte sich, als sie den einen erreichte, haschte nach seiner Hand und küßte sie schnell. Der Priester schien es nicht zu merken. Das Mädchen aber stand noch eine Weile wie entrückt. Dann riß sie sich zusammen und tanzte mit den übrigen im Kreise.

Die Musik wurde lauter, das Getöse und Jubilieren stieg, und ich trank von dem Weine, der immerzu dargereicht wurde, denn meine Kehle war beständig trocken.

„Gib dir keine Mühe, Markgraf..." hörte ich neben mir eine heisere, knurrende Stimme. Da stand ein feister, alter Offizier, den ich schon früher gesehen, dicht neben mir. Mit weißen Locken, mit einem blauroten Gesicht, von dessen Stirne die Berauschtheit loderte. Er sah mit verkniffenen Augen zu den Hübschlerinnen hinüber und schnaufte dabei: „... gib dir keine Mühe, Kulmbach," keuchte er den Markgrafen an, „du hast ja gehört, es wird nicht anders ... er hat's von seiner Mutter ..."

„Ach was ..." antwortete der in seinem wilden Ton. „Von seinem Vater wird er schon auch was haben, und der war lustig genug ..."

Der feiste Offizier knurrte wieder: „Bild' dir nichts ein ... ich hab' die langen

Reden von Fürstenberg auch vernommen. Schwatzt jeder was anderes und keiner das Rechte. Ich sag' dir, der ganze Mensch ist von der ersten Stund an verpfuscht ... glaub's mir ... wenn er auch der Kaiser ist ... Sie hat ihn auf einem Abtritt geboren ... weißt du das nicht? Daran liegt alles, sag' ich dir. Seine Frau Mutter hat ihn von sich gegeben, während sie meinte, ihr Wasser zu lassen ... Das war eine Komödie, damals in Gent, als sie den Ball abhielten, und die Königin, wie's am schönsten war, beiseite ging. Die Hofleut' hätten es gern vertuscht ... aber das Knäblein zeterte, als sie's aus dieser feinen, ersten Wiegen herauszogen. Das hörten die Wachen, und brachten's aus ... Laß gut sein ... er ist auf einem Abtritt geboren, und seither scheint ihm die ganze Welt zu stinken. Er bringt den Geruch nicht aus der Nasen."

Der Alte lachte wieder. Ich aber faßte den Schnabel heftig an: „Wer ist der Kerl, der solche Scherze wagt ...?"

„Der?" sagte Schnabel mit seinen fröhlichen Augen. „Er hat ein grobes Maul, sonst aber ein treuherziger Mann ... es ist der Rosenzwick, der die Kanonen über hat ..."

„Rosenzwick ..." Der Name fiel in meine verwirrten Sinne. Rosenzwick ... ich griff ihn auf, und stöberte in meinem Gedächtnis nach irgend einem Gedanken mit diesem Namen, wie man mit einem Lichte im Finstern nach verlorenen Dingen sucht. Rosenzwick ... aber das Wort flackerte nur so über mein Denken hin und verlosch gleich wieder.

„Er redet übrigens nur, was jeder weiß", sagte der Schnabel, und seine Augen jubelten wieder. „Die Kammerfrau, die dazumal der Königin Johanna Hilfe brachte, hat sich noch kürzlich in Flandern hochberühmt, sie habe den Kaiser Karl aus dem Dreck gezogen ..."

Eh ich mich deswegen noch besinnen konnte, fuhr ein schreiendes Lachen auf, daß ich dem offenen Kreis mich wieder zuwandte.

Da sprang ein schlankes Weib an mir vorbei, drehte sich wie toll, und warf die Arme, indessen ihr von den Brüsten und vom Nacken hellroter Wein in breiten Bächen herabstürzte.

Ich tat einen Schritt vor, und sah den Bischof von Arras unfern von mir in seinem Lehnstuhl sitzen, wie er in hocherhobener Hand ein Kelchglas schwang und wie gerade ein anderes Mädchen an seinem Sitze vorübertanzte. In diesem Augenblicke schleuderte der Bischof ihr den roten Wein mitten ins Gesicht. Ich betrachtete meinen Vetter, den Bischof. Er war viel bleicher noch als sonst, hielt die schmalen Lippen hart zusammengepreßt und starrte mit brennenden Augen auf die blinkenden Frauenleiber, die sich vor ihm drehten. Sein Knabe füllte ihm aus einer hohen Kanne beständig frischen Wein in den Pokal, und im Bogen schleuderte der Bischof dann die berauschende Flut auf jede Dirne, die tanzend in seine Nähe kam.

Alle die im Kreise umherstanden, stießen jenes schreiende Lachen aus, so oft der Wein dunkel an Schultern, Armen, Stirn oder Nacken der Mädchen klatschend

aufspritzte. Der Wein funkelte in roten, dampfenden Lachen auf dem Estrich, benetzte die nackten Füße der Tanzenden, daß es aussah, als ob sie im Blute wateten, er rann von weiß glänzenden Rücken, floß ihnen die blinkenden Hüften herab, alle Mädchen waren davon mit unzähligen funkelnden Perlen besprengt. Der Wein rann ihnen über die Augen, zog schimmernde Streifen über ihre Wangen, lief ihnen über den Hals und betäubte sie mit seinem schweren Duft.

Ein starkes Weib mit zornigen Augen trat vor den Bischof. Er schwang den Arm und der Burgunder traf sie dicht unter der Kehle. Sie hob mit beiden Händen ihre vollen Brüste, neigte den Kopf und schlürfte mit den Lippen den süßen Trank, der ihre Haut benetzte, indessen alle ihr zuriefen und lachten. Dreimal schleuderte der Bischof die Fülle des Pokals gegen sie. Dann aber fing sie an, sich feierlich zu drehen und die von ihr absprühenden Tropfen bespritzten die andern Mädchen wie ein feiner Regen.

Es kam auch das blonde, junge Ding, das dem kaiserlichen Beichtvater so inbrünstig die Hand geküßt hatte. Wie ein Kind war sie noch, mager an allen Gliedern. Als des Bischofs Wein sie traf, fuhr sie schaudernd zusammen, und ich merkte, da ich ihr mit den Augen folgte, wie sie es oft noch überlief.

„Gefällt Euch die Kleine dort?" stieß mich der Schnabel an, „ich schick' sie in Euere Stuben, wenn Ihr sie haben wollt . . ."

„Ja, sie gefällt mir . . ." sagte ich.

Uns gegenüber hatte einer von den deutschen Reitern das starke Weib an die Wand gedrückt, hielt sie an den Brüsten fest, indessen seine Kameraden allerlei Kurzweil mit ihr trieben. Der Bischof von Arras schüttete mit ernsthaft zusammengepreßten Lippen einen Becher nach dem andern über zwei üppige Dirnen, die sich vor ihm mit unzüchtigen Gebärden umschlungen hielten.

Aus der schallenden Musik hervor, über die Musik hinweg, kam eine heftige Stimme: „Ist der Herr Wenzel auf Rehberg im Saale . . .?" Und noch einmal, den Lärm der Instrumente niederpressend: „Ist der Herr Wenzel auf Rehberg da? In des Kaisers Namen!"

Als hätte der Burgunderwein des Bischofs mich selbst auf bloßem Leib getroffen, zuckte ich zusammen, da mir mein Name aus diesem wüsten Treiben plötzlich entgegenflog. Mir war nicht anders, als sei ich auf einer Missetat ertappt worden, und ich zitterte, weil ich gewahrte, daß des Bischofs Augen suchend umhergingen.

Der Schnabel stieß mich in die Seite: „Ihr seid ja doch der Rehberg . . ."

Da sah ich nun ein, daß ich mich nirgends mehr verbergen könne, sprang mit einem langen Schritt vor, stand beschämt und niedergeschlagenen Blickes da und es drehte sich alles um mich herum.

„Seid Ihr der Herr Wenzel auf Rehberg . . .?" rief die heftige Stimme wieder.

Ich nickte nur und schwieg.

„Dann folgt mir auf der Stelle. Denn der Kaiser begehrt Euch zu sehen."

Jetzt war es auf einmal ganz ruhig in mir. Auch im Saale war es völlig still geworden und die Musik hatte ausgesetzt. Ich erhob das Antlitz und sah wie alle nach mir schauten, ernst, neugierig und mit Achtung. Nur der Bischof, den ich grüßte, schien mich gar nicht zu bemerken. Ich ahmte die spanische Würde nach, als ich nun quer durch den Kreis der nackten Weiber schritt. Sie wichen vor meinem Weg zur Seite, wie vorhin vor den Priestern. Ich sah noch die blonde Kleine neben mir, wie sie von unten her mit geducktem Halse ehrfürchtig zu mir aufblickte. Ich sah einen Tropfen roten Weines leuchtend wie ein Rubin auf ihrer Brustspitze schweben. Dann stand ich an der Türe vor dem alten Kämmerling, der meiner wartete, und war draußen.

In des Kaisers Herberge ward ich über halb dunkle Treppen, durch dämmernde Galerien, an den schweigsam hinwandelnden Garden vorbei in dasselbe Zimmer geführt, das ich heute Morgen betreten hatte.

Der Herr von Granvella war da und besprach sich leise mit einem der kaiserlichen Leibärzte. Als er mich gewahrte, sagte er: „Wartet."

Ich stand im Zwielicht des weiten Raumes, hörte nur das Flüstern der beiden, und die tiefe Stille des kaiserlichen Hauses, in der alle Verwirrung des Weines und der Weiber von mir abglitt.

Indessen huschte der Arzt aus dem Zimmer und Granvella redete mich an: „Der Kaiser findet keinen Schlaf ... es ist Gelegenheit, Euch vorzustellen ... habt Ihr Euch eine besondere Truppe gewählt, dann sagt es mir jetzt ..."

Ich überwand die Scheu, die mich bei seiner kalten Stimme befiel und brachte unter Räuspern und Schlucken heraus: „Wenn ich beim Regiment des Markgrafen Kulmbach eintreten könnte ..."

Granvella stand ohne zu antworten auf, schritt zu einer niederen, verborgenen Türe und winkte mir. Während wir durch ein paar hohe, spärlich erhellte Gemächer gingen, redeten wir keiner ein Wort. Vor einer hohen Pforte blieb er stehen und sprach mich kurz an: „Beugt eine Knie vor dem Kaiser, und tretet nicht allzu nah an ihn heran. Redet nicht, es sei denn, er fragt Euch. Und vor allem, schaut ihm nicht zu dreist in das Antlitz."

Da ging eben die Türe sachte auf, der andere Leibarzt kam heraus und ließ uns den Weg frei.

Mich schüttelte ein Fieber der Ehrfurcht, als ich in der Tiefe des großen Saales beim schwachen ruhelosen Schein einer Kerze des Kaiser ansichtig wurde.

Bleich und verfallen tauchte sein Angesicht vom dämmernden Zwielicht umwoben aus der Finsternis des Gemaches. Er stand hinter einem kleinen Tisch, hatte beide Hände auf die weiße Marmorplatte gestemmt und wie seine dünnen Arme aus dem dunkeln Samt der Schaube hervorkamen, waren sie so weiß wie der Stein, worauf sie sich stützten.

Kniend vergaß ich Granvellas Befehl und schaute ergriffen zum Kaiser empor. Ihm hob und senkte sich das Kinn, wie er mit der klaffenden, vorgeschobenen

Unterlippe nach Atem schnappte. Wirr stand sein kurzer Bart aus den Wangenhöhlen und seine Augen blickten erschöpft ins Leere.

Ich vernahm wie Granvella sprach, aber er hatte jetzt eine gedämpfte, liebreiche und demütige Stimme: „Dieses ist der Junker Wenzel auf Rehberg, der sich der kaiserlichen Gnade empfiehlt. Er stammt aus einem alten böhmischen Hause, ist mir verwandt und bittet, unter Euerer Majestät Fahnen eingestellt zu werden."

Der Kaiser sah mich an, mit einer unermeßlichen Gleichgültigkeit und wie aus der Ferne. Dann glitten wieder seine Blicke über mich hinweg ins Leere. Granvella redete weiter: „Geruhen Eure Majestät Erlaubnis zu geben, daß der Junker bei dem Markgrafen von Kulmbach sich melde . . ."

Weil keine Antwort kam, blickte ich wieder auf und merkte, daß der Kaiser zitterte. Ein Beben ging durch seinen schmalen Leib. Er riß die Hände vom Tisch und starrte mit Entsetzen darauf nieder, als drohe ihm von da her eine Gefahr. Ich sprang schnell auf, da verfärbte sich der Kaiser noch mehr und war wie von einem kalten Grausen an allen Gliedern geschüttelt. Ich spähte rasch, was seine Augen gebannt halte und gewahrte eine kleine graue Spinne, die, vom Scheine des Lichtes angelockt, mit hochgehobenen Beinen langsam ihren Weg über den Marmor nahm.

Herzuspringend, schlug ich das Tier mit der flachen Hand und wischte es hinweg.

„So," entfuhr es mir leise und ich lächelte dem Kaiser zu.

Seine Brust keuchte und er sah mich verstört an. Gleich darauf winkte er heftig mit der Hand gegen mich, drohend, seine Mienen krochen zusammen, wurden spitz und böse und Granvella herrschte mir zu: „Entfernt Euch, Junker! Entfernt Euch!"

Gescheucht verließ ich das Gemach, ereilte die Treppe und wollte heim, als mich der Kämmerling anrief und mir von Granvella meldete, es sei alles in Richtigkeit, ich solle mich morgen früh nur zum Markgrafen begeben.

Wie ich aus dem Palaste trat, stand der Vollmond hoch am Himmel und beschien den weiten Platz mit den schlafenden Häusern. Nur wenig Schritte hatte ich getan, da flog das eiserne Klirren rasenden Hufschlags durch die Stille. In dem tiefen Schatten einer engen Gasse kam es heran. Ich sah nichts als die Funken aus den Steinen spritzen, näher und näher, als liefe das Pferd dort auf einer schmalen Feuerspur durch die Finsternis. Und ehe ich mich noch besinnen konnte, brach es auch schon aus der Dunkelheit der Seitengasse in das freie Mondlicht: ein Rappe, vom Dampf seines Schweißes wie von einem Geisternebel umwallt, ein schwarzgepanzerter Mann darauf, dem der schwarze Mantel um die Schultern flatterte, und nur die goldene Mantelspange blitzte hell, als trage er seine glühend gewordene Seele mitten auf der Brust. Den Platz querüber sauste er dahin, und es war, da er vor dem Haus des Kaisers anhielt, nur ein einziger Augenblick: das letzte Aufsprühen der Funken unter dem dröhnenden Eisen, das Niederschmettern des Pferdes, das wie von einem Streich gefällt hinschlug, als wollte es die Flammen, die seine Hufe aus dem Boden gestampft

hatten, mit dem eigenen Leib ersticken, und der jähe Sprung des Reiters auf die oberste Stufe des Tores. Aufgerichtet stand er als ein dünner schwarzer Streif vor der weißbeschienenen Mauer, dann glitt er wie ein Schatten in den Flur. Mir zuckte es, wie ich so völlig erstarrt da stand, durch die Glieder: Da ist der Satan um Mitternacht zu dem Kaiser gekommen ... Dann zwang es mich gleich zu dem gestürzten Tier, aber wie ich mich darüber beugte, war es in Blut und Schaum verendet, und von dem Mondlicht, das in seinen gebrochenen Augen schimmerte, kam ein solches Grauen in mein Gemüt, daß ich erschreckt entfloh. Auf dem raschen Weg zur Herberge ward ich gepeinigt von einem Elend, das ich nicht kannte, dessen Nähe aber ich beklommen fühlte und ein Ahnen öffnete sich in mir wie eine frische Wunde, die schmerzhaft ist und blutet.

In meiner Stube aber war das kleine blonde Mädchen, das der Schnabel mir gesendet hatte. Die sparte mir das Alleinsein. Ich schloß sie erlöst in meine Arme, wie sie, als ich kam, nackend im Bette sich aufrichtete. Und ich ergötzte mich an ihr bis zum Morgen.

Der Schnabel weckte mich frühe.

„Heraus mit Euch!" schrie er und seine Augen lachten über mir. „Die ganze Armada ist auf den Beinen, wir marschieren!"

Schnell war ich vom Lager auf und nach und nach fiel mir erst wieder ein, daß ich in Augsburg sei, und was mir seit gestern alles begegnet war.

„Der Markgraf hat schon Botschaft von Granvella," erzählte mir der Schnabel unterdessen ich mich rüstete. „Er soll Euch aufnehmen. Na, Euch kann's nicht fehlen, wenn der Granvella Euer Gönner ist ..."

„Er ist mein Anverwandter ..." sagte ich stolz.

Mir fiel der schwarze Reiter wieder ein und ich erzählte dem Schnabel von dieser Erscheinung.

„Das ist der Alba gewesen ..." sagte er. „Der steht jetzt in Ungarn im Felde. Er hat ein junges Weib daheim in Spanien, und nun reitet er, wenn's der Krieg erlaubt, vierzehn Tage lang, um eine Nacht bei ihr zu schlafen."

Wir ritten durch enge Gassen und hatten Mühe genug, rasch vorwärts zu kommen. Von überall her liefen Soldaten zusammen, die Hörner wurden geblasen, die Trommeln allenthalben gerührt, und es war ein Rufen und Schreien und Waffendröhnen, welches mich mit Lust erfüllte.

Wie wir aufs freie Feld kamen, sah ich weithin überall Truppen, die sich sammelten und formierten. Die bunten Feldzeichen und Fahnen wimpelten hoch im Morgenwind. Der Himmel aber war tief von dunklen Wolken verhängt und die Luft rauh. Doch das kümmerte mich nur wenig, denn ich war dem kriegerischen Getümmel ganz dahingegeben.

„Dort stehen die Kulmbachschen Reiter!" meinte der Schnabel. Wir sprengten herzu und trafen gleich den Markgrafen, der sein Roß tummelte und nach allen Seiten Befehle erteilte.

„Herr Markgraf, hier ist der Rehberg!" rief der Schnabel.

Ich verhielt mein Pferd und zog den Hut.

„'s ist gut Herr, 's ist gut ..." rief mir der Markgraf kollernd zu.

Ich wollte meinen Gruß und Einstand nach Gebühr hersagen und tat den Mund auf.

„'s ist gut, Herr!" brüllte mich der Markgraf an, „haltet das Maul, ich werd' schon selber sehen, was Ihr könnt ..." damit warf er sein Perd herum, und ließ mich verdutzt, wie ich war, zurück.

Die Schwadronen stellten sich in Ordnung. Ich nahm meinen Platz vor der Front neben dem Schnabel. Wir sahen jetzt nichts vor uns als freies Ackerfeld, das sich bis zu den Mauern von Augsburg hinzog, und rechts und links von uns die anderen Truppen zu Fuß und zu Pferd in einigen Treffen aufgestellt. Ich war fröhlich, weil ja nun alles für mich erst seinen rechten Anfang nehmen sollte.

Auf einmal vernahmen wir von weit her Zurufe wie ein Brausen, die Trompeter fingen alle zu blasen an, die Trommeln und Pauken schlugen Wirbel.

„Der Kaiser!" sagte der Schnabel.

Und da kam er herangeritten, in großem Abstand hinter ihm sein Gefolge. Er ritt auf einem schlanken, braunen Tier, das unter ihm wie im Tanzschritt ging und seinen Reiter sanft zu wiegen schien. Indem er näher kam, sah ich die Bläße seines Gesichtes von einem ganz feinen Rosa-Hauch überflogen. Die Unterlippe klaffte freilich wiederum herab, so daß man seinen offenen Mund von weitem schon wahrnahm. Als er an unserer Front vorbeisprengte, ging ein leiser Regen an und ich sah, wie der Kaiser sein Barett abnahm, es unter dem Mantel verbarg und barhaupt weiter ritt. Ich verwunderte mich dessen, aber der Schnabel rief mir voll Munterkeit zu: „Seht, was für ein Filz! Da hat ihm der Fugger vor zwei Tagen das neue Barett aus Lyoner Samt verehrt und jetzt fürchtet er, es verdirbt, steckt's ein, als könne er sich keinen neuen Hut kaufen ..."

„Was redet Ihr da für Unsinn?" fuhr ich den Schnabel heimlich an.

„Unsinn?" gab er lachend zurück, „fragt wen Ihr wollt, er ist ein Filz, und macht's immer so ..."

Indessen war der Kaiser vorüber und nach einer Weile rückten wir ab. Der Regen hörte bald auf, aber der Boden war aufgeweicht und der Straßenkot spritzte uns bis an die Hüften. Das schwere Fuhrwerk, darauf die neuen Kanonen waren, zog dem Heere ganz voran. Dahinter kam das Fußvolk, zwölf Fahnen stark, das der Baron Madrizzi befehligte, nachher ritten wir von des Kulmbachs Kürassieren, uns folgten dann die übrigen Soldaten, der Kaiser mit Troß und Wagen und die Nachhut.

Ich ward gleich beim Ausmarschieren an des Markgrafen Seite befohlen. Er schien mir jetzt recht gnädig und meinte: „Wenn Ihr gehorsam seid und tapfer, Freund, dann will ich dem Herrn Granvella gern die Liebe tun und Euch befördern ..."

Ich dachte nun freilich bei mir, wenn ich gehorsam bin und tapfer, sollte ich

wohl ohne Granvellas Fürsprache zu Ehren kommen, unterfing mich aber nicht, dergleichen laut werden zu lassen und sagte nur: „Ich werd' mich schon zusammennehmen."

„Wenn wir abends rasten," sprach der Markgraf, „will ich Euch in Eid und Pflicht nehmen . . . 's ist gut, Herr!"

Ich wußte jetzt schon, was dieses „'s ist gut, Herr" bedeute, wollte mirs nicht noch einmal so schön erklären lassen, wie vordem, zog den Hut, und ritt an meinen Platz, zur Seite des Zuges.

Ein paar gute Stunden ging es nun vorwärts. Ich ließ meinem Pferd die Zügel, es ging im langsamen Trott mit den anderen, ich gab mich meinen Gedanken hin und lauschte auch wohl den Liedern, die unsere Reiter angestimmt hatten.

Die Kürassiere sangen:

„Der Kaiser hat viele Soldaten,
Er gibt ihnen Gut und Geld,
Er macht es wie's ihm gefällt,
Und läßt sie brav lustig marschieren,
Wohl durch die weite Welt."

Dann wieder sangen die Reiter:

„Ich weiß nicht, bin ich arm oder reich,
Oder geht es mit mir zum Verderben,
Oder komm ich noch einmal gesund nach Haus,
Oder muß ich vor dem Feinde sterben."

Es war eine nachdenkliche und milde Melodie und doch wie verhaltener Sturm darinnen. Hell und dunkel erschien mir das Lied, hob mein Gemüt hoch empor und umfing es doch wieder mit Beklommenheit.

Da plötzlich kam von hinten her ein Reiter vorbeigeprescht, ganz dicht am Straßenrand und fuhr wie das böse Wetter dahin, daß mein Tier erschreckt in die Hinterfüße stampfte. Und im Blitz des Vorbeisausens erkannte ich, daß es der Kaiser sei. Bis auf den heutigen Tag weiß ich nicht, was mich antrieb. War es die Erinnerung an den Schwarzgepanzerten von heute Nacht, der seinen Gaul zu Tode gejagt, die mich jetzt befiel, war es die Wut, die ich im vorübersausenden Kaiser verspürte und die mich mitriß, oder all die in mir angesammelte Erwartung, die jetzt mit einem Mal in mir zu sieden begann .. ich hackte die Sporen ein und galoppierte dem Kaiser nach. Hinter mir fegte das Lied her, das die Reiter sangen, vor mir stob der Kaiser dahin und es war, als müsse ich ihn erjagen. Ich wußte von nichts mehr. Mir klangs nur in die Ohren: „Ich weiß nicht, bin ich arm oder reich. Oder geht es mit mir zum Verderben." Und sonst konnte ich weiter nichts denken. Den Kaiser einzuholen, war ich nicht imstande, aber wie wir beim Fußvolk vorübersprengten, hörte ich ihn zu dem Obristen hinüberrufen: „Es geht all zu langsam. Das Fuhrwerk muß rascher fahren."

Jetzt waren wir bei den schweren Wagen, die in langer Reihe bedächtig dahin-

zogen und Mühe hatten im tiefen Kot nicht stecken zu bleiben. Jetzt sah ich, wie der Kaiser über einen Kutscher herfuhr, der neben seinen Gäulen fürbaß schritt. Jetzt sah ich des Kutschers Hand, wie sie auf dem Hinterteil des einen Zugpferdes auflag, diese breite, rote, große Hand .. ich erkannte sie in der Sekunde: Das war der Kaspar Dinckel, den ich vergessen hatte. Wie ein Feuer gings mir jetzt auf, und zugleich auch, daß ein Unheil bevorstehe. Eine furchtbare Beschämtheit und eine eiskalte Angst schnürten mir im Nu die Kehle. Ich spornte mein Pferd wie rasend. Jetzt hatte ich Eile, jetzt auf einmal hatte ich Beflissenheit und Drang und Begier, dem Kaspar Dinckel mein Wort zu halten.

Aber ehe ich ihn noch erreichen konnte, war alles schon vorüber.

Ich hörte das breite vlämisch gequetschte Deutsch, womit der Kaiser ihn anschrie: „Treib Deine Gäule an, Bursch, es geht all zu langsam ..“

Er rührte sich nicht, zog seine Hand nicht vom Schenkel des Pferdes, ließ sie breit darauf liegen wie vorher. Unbekümmert schritt er dahin, den blonden Kopf zwischen die breiten Schultern geduckt, mit schleppenden Schritten. Ich sah, daß er widerspenstig war. Ich trieb mein Pferd, daß es schnaubte. Ich stellte mich in den Bügeln auf. Wenn ich dazu komme, wenn er mich erkennt, dann ist alles gewonnen. Rascher als ein Funken aufstiebt, jagte die Angst mir solches Erwägen hervor.

„Hörst nicht, Kerl!“ schrie der Kaiser und seine Stimme schnappte. Der aber ging, die Hand auf dem Pferde liegend, als höre er nichts, als sähe er niemanden.

„Kaspar ..!“ wollte ich rufen, denn nun war ich nahe.

Aber der Kaiser hatte seinen Stecken erhoben und schlug zu. Ich sah den Streich auf die breite Schulter herabzucken, ein kleiner, schwächlicher, boshafter, rasch hinschnalzender Streich: „Da hast ..“ kreischte der Kaiser, „da hast ..!“

Da reckte sich der Fuhrknecht auf. Mir stockte der Atem wie ers tat. Wie er dastand, das gute Angesicht von einem jähen Zorn lodernd und bös zusammengefaßt, wie er ausholte mit dem Arm .. Und im weiten Bogen pfiff seine Peitsche, pfiff und schmitzte dem Kaiser übers Haar, über die Stirn, mitten über das kleine, blasse, entsetzte Antlitz.

„Daß dich spanischen Bösewicht Gott's Element schänden möge!“ rief er mit seiner schweren, langsamen Stimme. Und stand noch aufrecht mit freier wutbrennender Stirn und schimpfierte den Kaiser noch mit den funkelnden Augen.

Er kennt ihn nicht, durchfuhrs mich, kennt den Kaiser nicht und dabei durchfuhr mich die unerklärliche Zuneigung, die ich für den Burschen hatte, durchfuhr mich der Jammer über sein Elend, durchfuhr mich die Pracht seiner Gebärde, die frische Kraft seines ausschwingenden Armes und zugleich auch durchfuhr mich Geringschätzung gegen den schwächlichen, kleinen Mann, der da verkauert im Sattel hing und von dem jungen Kutscher gepeitscht worden war.

Mit Gewalt riß ich mich aus dem Zwang dieses Augenblicks, ließ mein Pferd noch ein paar Sprünge tun und befand mich an des Kaisers Seite. Jetzt erst

ersah mich der Kaspar Dinckel. Zu spät. Wäre er auch nur um zwei Atemzüge früher meiner gewahr geworden, ich hätte ihn noch retten können. Seine grimmig gestrafften Züge lösten sich im Nu. Das Gesicht wurde ihm gleich ganz hell. Er lächelte mir entgegen und senkte doch wieder rasch in Beschämung die Augen. Ich wollte ihn anreden, aber da hörte ich den Kaiser zischen und pfauchen und wie ich mich gegen ihn wandte, deutete er nur immer mit fuchtelndem Arm wie rasend auf den Kaspar, indessen sein Mund keuchend offen stand und ihm der Schaum über die Lippen trat. Seine Stimme war von Wut, von Schmerz und Krampf völlig verhängt, jeder Ton zugeschnürt, und vom Schnappen des Atems zerpreßt! „Henken ..!" kreischte er .. „Henken ..! stracks .. an den nächsten Baum!" Seine Augäpfel verdrehten sich, er stieß nur ein kurzes Heulen noch heraus, das umkippte ehe die Zunge es erwischen und ein Wort daraus machen konnte. Dann sank er nach hinten über, als sei er von einem Lanzenstoß aus dem Sattel gerannt.

Es hatten sich etliche Leute schon herumgesammelt, von denen einige den Kutscher auffingen. Andere legten allbereits Hand an, um Kaspar zu fahen.

„Das ist der Kaiser gewesen, dem Du so mitgespielt hast .." rief ich nun laut. „Laßt ihn los, er hat den Kaiser nicht gekannt .."

Die Männer gaben ihn frei und Kaspar Dinckel bekreuzte sich! „Dann sei Gott meiner Seele gnädig .." sagte er.

Wir sahen einander traurig in die Augen, und mir preßte eine solche Pein das Herz zusammen, daß Kaspar es wohl merken mußte: „Ich hab wirklich geglaubt, es sei nur so einer .. von den spanischen Windhunden .." Und weil ich schwieg, setzte er hinzu: „Die wollen immer nur die Gäule schinden .."

„Wirf Dich zu des Kaisers Füßen, Kaspar .." rief ich und fühlte wohl, wie meine Lippen dabei zitterten.

„Ach nein," sagte Kaspar mit sanftem Trotz in den Augen. „Nun ist es getan, nun sollen sie mir auch den Strick drehen .."

„Bitt um Dein Leben, Bursche!" Ich wollte streng sein, wollte daß es ein Befehl werde, aber es klang wie ein angstvolles Bitten und es schauten alle erstaunt zu mir her.

„Dem Kaiser ist sehr übel .." sagte einer von den spanischen Rittern, die nach und nach herbeigekommen waren. Ich sah hinüber, den Kaiser von den Seinigen umringt, halb im Sattel sich wieder aufrichtend. Seine Augen waren noch verdreht und wie gebrochen und sein Kopf wackelte hin und her.

„Was gibts da, was war da?" rief eine schmetternde Stimme vor mir, die ich kannte. Es war der Hauptmann Rosenzwick, der um sein Fuhrwerk bekümmert, an den Kreis sprengte.

„Der Knecht da .. hat den Kaiser ins Gesicht gehaut .."

„Mit der Peitschen .."

„Nein, mit der Faust .."

Die Leute schrien durcheinander.

„Er soll gehenkt werden, hat der Kaiser befohlen."

„Sogleich an den nächsten Baum .."

Der Rosenzwick schielte von der Seite her zu der Gruppe hinüber, wo der Kaiser war, und ich meinte zu bemerken, wie ein leises Schmunzeln unter seinem weißen Schnurbart zuckte.

„So! So!" knurrte er. „Dann henkt ihn nur gleich auf."

Schon ward Kaspar wieder an der Schulter ergriffen.

Aber ich warf mich dazwischen: „Herr Hauptmann vergönnt mir ein Wort .." Ich ritt ganz nah an seine Seite. „Der Bursch da ist ohne Schuld. Hat den Kaiser nicht erkannt. Ich bitt Euch, Herr, laßt ihm Zeit, und ich werfe mich dem Kaiser zu Füßen. Ich bitt Euch, ich bitt Euch! ich bitt Euch!" Halb von Sinnen schrie ich ihm das zu. Er sah mich an.

„Was wollt Ihr junger Mann?"

„Laßt mir den Burschen .. ich steh mit meinem Kopf für ihn. Gebt eine Stunde Frist .." Und die Frage in seinem Auge erspähend, antwortete ich vorweg: „Ich bin der Junker Wenzel auf Rehberg, stehe bei dem Markgrafen von Kulmbach .. und ich bitt Euch .. ich bin in das Schicksal dieses Burschen verstrickt .."

„Es ist viel gewagt, Herr Junker."

„Ich wage alles," schrie ich auf. „Alles wage ich."

„Nehmt ihn also auf eine Stunde .."

„Ich danke Euch, Herr Hauptmann .." Und eilig befahl ich, daß Kaspar hinweggeführt werde, zu meinen Reitern.

„Erst bindet ihn," befahl der Rosenzwick, „er muß gebunden werden .."

„Ich mags nicht leiden .." rief der Bursche wie toll. „Bin mein Lebtag nicht gebunden worden .. sollen mich lieber gleich aufhängen .."

„Kaspar ..." redete ich ihn an. Da bot er willig seine Hände dar und lächelte noch nach mir zurück, als sie ihn fortbrachten.

„Zum Kaiser jetzt," sagte ich mir, riß mein Pferd herum und lenkte es ins Gras, wo seitab vom Wege das Gefolge noch immer um den Herrn bemüht war. Sie hatten seinen Gaul gewendet, daß er nun mit dem Rücken gegen die Straße stand, auf der die Truppen langsam vorbeizogen.

Es war ein dichtes Getümmel um den Kaiser, denn alle Personen von Rang waren herbeigesprengt, weil es im Flug durch die Armada geeilt war, der Majestät sei ein Unglück geschehen.

Den Markgrafen von Kulmbach, der auch mit dabei war, ging ich sogleich um seine Fürsprache an. „Laßt mich zufrieden mit eurer Narrheit," schrie er mir in die Augen. „Der Kerl soll baumeln!"

„Herr Markgraf," drang ich auf ihn ein, „des Burschen Blut kommt über mich ..."

Er brüllte. „Was geht's mich an? Lamentiert nicht so um solch ein Vieh ... es wird so schad nicht sein ..."

„Erlaubt Herr Markgraf," sprach da der Rosenzwick dazwischen, „es ist ein

kreuzbraver Geselle, der den Kaiser nur in aller Unschuld geschlagen hat.. und" — er schien wieder zu schmunzeln — „aus Haß gegen die Spanier..."

„Er hat nicht gewußt, daß es der Kaiser war," begann ich wieder.

Der Markgraf wurde ruhig und nachdenklich. Das benützte ich und fing nochmals von vorne an und stellte ihm den ganzen Hergang dar.

„Schließlich," sagte der Rosenzwick, „was braucht er sich um mein Fuhrwerk zu kümmern?... Was braucht er meine Kutscher schlagen... zum Teufel mit dem ganzen Unwesen, dem spanischen!"

„Jawohl!" schrie der Markgraf plötzlich heraus, „henken... henken... bei uns nur immer henken, spießen und rädern... Wegen solch einer verdammten Dummheit einfach henken...!"

Indessen ward in dem Getümmel eine Gasse frei und der Kaiser kam langsam hindurchgeritten. Er war noch sehr bleich und blickte wie im Traum.

„Sitzt ab und kniet..." flüsterte mir der Markgraf zu.

Wie der Blitz waren wir alle von den Pferden und ich lag auf dem Boden. Der Kaiser hielt an und hinter mir hörte ich den Markgrafen sprechen: „Dieser Junker da, wenn es Euer Majestät nicht mißfällt, bittet um Gnade für den armen Fuhrknecht..."

Der Kaiser verzog das Gesicht, schaute umher, als spähe er an den Bäumen und sprach mit erwürgter Stimme: „Noch nicht gehenkt?"

„Der Junker da bittet um Gnade," fuhr der Markgraf unbekümmert fort.

„Henken! Henken!" schrie der Kaiser.

„Es ist ein ehrlicher Mensch!" knurrte der Rosenzwick. „Schenk Euer Majestät ihm das bißl Leben... ein braver Kerl."

Auf den Knien liegend, das Haupt gesenkt, hörte ich über mir des Kaisers Stimme, breitgequetscht, überschnappend, zornig: „Henken! Henken!"

Ich sprang auf, denn ich mochte es nicht länger leiden im Staube vor ihm zu liegen. Nun wollte ich sprechen, sann darüber nach, womit ich ihn wohl bewegen könnte, aber wie ich ihn so vor mir erschaute, ganz blaß und armselig und mit giftiger Miene umherlauernd, meinte ich ihn zu ertappen, wie er sich inwendig freute, uns zu quälen, wie es ihn nach unseren Bitten gelüstete und da ging mir eine schallende Rede im Kopf herum, die ich nicht wegbrachte, sie ward lauter und lauter und schlug mir beinahe zum Mund heraus: Daß dich spanischen Bösewicht Gotts Element schänden möge! Ich wandte die Augen von ihm, sah an ihm vorbei zur Straße hinüber, wo all die Soldaten dahinzogen. Die läßt er alle marschieren, mußte ich denken. Das Lied sprang in mir auf. „Er macht es wie's ihm gefällt." Ist alles ringsumher nur für ihn, und das zwang mich wieder, ihn anzuschauen.

„Er hat des Kaisers hohe Person nicht gekannt," sagte eben der Markgraf. Aber es kam kein Bescheid. Wir standen umher, wußten nichts zu sagen und mir fiel plötzlich wieder ein, was ich tags zuvor hatte denken müssen: Daß wir alle um ihn herumstanden, wie um ein fremdartig Tier. Jetzt war es mir genau wiederum

so. Dort saß er zu Pferd, blickte spähend, mit Angst und Wut, mit Haß und Schadenfreude auf uns. Hier standen wir und schauten mit Angst und Neugierde auf ihn, und lag eine unermeßliche Weite zwischen uns wie von Ufer zu Ufer des Meeres, wie von einer Welt zur anderen.

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen, aber als ich zu reden anfing, ward ich staunend gewahr, daß ich gar keinen Mut mehr nötig hatte. Alle Scheu war von mir gewichen und ich sagte laut: „Ich biete mein eigenes Leben für das des Knechtes..." in mir selbst aber ging eine andere Rede weiter: Daß Dich spanischen Bösewicht Gotts Element schänden möge!

Der Kaiser blinzelte mich an. Ich schwieg. Zwei-, dreimal wollte ich anheben und weiter reden, er aber blinzelte mich wißbegierig an, wie man einen Menschen betrachtet, der den Veitstanz hat, oder dem sonst sehr übel ist. Und ich schwieg unter diesen blinzelnden Augen. Ich haschte in meinem Herzen nach der Courage, die mir entgleiten wollte; es half nichts, sie schwand mir dahin und hätt' ich mich gleich zu Tode geschämt, sie war mit einem Male fort, irgendwo in mir verkrochen, von den Blicken des Kaisers verscheucht und kam erst langsam wieder hervor, als nun ein anderer zu reden begann.

Das war der Markgraf. Indessen schaute ich auf den Striemen in des Kaisers Antlitz. Er lief aus dem Haar hervor, die Stirne abwärts, sprang von den Brauen zur Wange und stürzte sich, ein dünner brandroter Faden, in den schütteren Bart.

Plötzlich hörte ich den Rosenzwick sagen: „Es ist mein Kutscher, gnädiger Herr, laßt ihn mir, ich will ihn schon strafen. Nur gehenkt soll er nicht werden, denn er ist brav und hat's nicht verdient."

Der Kaiser wandte seinen Blick zu mir, als wolle er mich auffordern, weiter zu bitten. Von beiden Seiten stießen mich der Markgraf und der Rosenzwick an: „Ich flehe um Euer Majestät Gnade. Es ist ein so lieber Bursche, ich wollt' ihn in meine Dienste nehmen, Majestät, ich bin schuld daran, Majestät... mein Herz hängt an dem Gesellen."

Der Kaiser lächelte. So überraschend war dieses Lächeln, daß ich fassungslos zu sprechen aufhörte. Da stieß mich der Rosenzwick an, daß ich erwachte: „Kniet nieder und dankt dem Kaiser... Euer Bursche ist begnadigt..."

Ich warf mich flüchtig zur Erde, hielt die Hand vor den Mund, damit das Jauchzen in mir nicht laut hervorschmettern solle, und dann murmelte ich irgend ein Zeug ohne Sinn, stotternd... Majestät... und wieder... Majestät. Wie ich aber zu Pferde sprang, fing ich einen seltsamen Blick auf, den mir der Kaiser nachsandte. Es war wie ein kaltes Staunen, und als ob er mir's nicht gönnen wolle, daß ich nun meinen Willen hatte. Im Abreiten spürte ich ihn noch im Rücken hinter mir herstechen, diesen Blick, und alle meine Freude war davon wie verschüchtert. Da ich jedoch nach kurzem Traben den Kaspar begegnete, den sie gefesselt hinter unserer Schwadron einherführten, war ich doch des Glückes voll, weil nun alles so gut abgelaufen schien. Ich winkte ihm zu, lächelte, und schrie: „Gebt ihn los Ihr Leute, der Mann ist frei!"

Kaspar schwieg still. Doch während sie ihn dann abseits des Weges im Grase die Stricke lösten, schauten wir einander an, und mir war so warm zu Mute, als hätte ich einem verlassenen Kinde Gutes erwiesen.

Sowie Kaspar der Bande ledig war, hob er mit einem singenden Schrei die Arme hoch in die Luft, warf die Hände, und trieb es fröhlich genug. Alle lachten. Ich lachte auch, und am meisten der Kaspar.

Dann trat er zu mir, und den Hals des Pferdes streichelnd, sagte er: „Es ist derselbe Fuchs, den Ihr gestern hattet..."

„Und von heut' ab sollst du ihn pflegen," meinte ich.

Kaspar schaute lachend zu mir auf: „Jetzt muß ich schon Euch gehören, gnädiger Herr, denn Ihr habt mich ja gradaus vom Galgen geholt."

„Was bist du auch so dreist?" schalt ich ihn.

Er aber meinte: „Ich bin gar nicht dreist, Herr Junker, mich hat's nur wegen der Pferde verdrossen..."

Indessen sprengte einer von den spanischen Offizieren heran. Er hielt am Wegsaum, wie er uns auf der Wiesen erspähte, kam dann zu uns, und an sein Hütchen greifend, fragte er mich: „Ist das dort der Schuft, der dem Kaiser mit der Peitschen ins Gesicht gefahren ist?" Und ohne meine Antwort zu erwarten, rief er die Soldaten an: „Heda! Hole einer von Euch den Profosen. Aber schnell!"

„Was wollt Ihr?" rief ich zornig. „Der Kaiser hat ihm gerade das Leben geschenkt."

Da meinte der Spanier höhnisch: „Das Leben freilich. Das will ich ihm auch nicht nehmen. Aber seine Nasen und seine Ohren wird er mir schon hergeben müssen."

Kaspar sah mich erstaunt an und ich wurde zornig: „Kein Haar werdet Ihr dem Burschen da krümmen..." schrie ich dem Spanischen ins Gesicht.

„Ihr werdets nicht hindern..." erwiderte er mir langsam.

„Herr!" ich hob mich dabei in den Bügeln, „ich rat Euch, treibt Eure Possen anderswo..."

„Ich treibe keine Possen. Ich komme vom Kaiser." Er sprach immer langsam und wie mir schien verächtlich.

„Er ist begnadigt... in Teufels Namen..." sagte ich erbost.

„Da habt Ihr Recht," rief in diesem Augenblick der Leutnant Schnabel, der eben herangaloppiert kam. „Da habt Ihr Recht... in des Teufels Namen begnadigt. Gebt Euch zufrieden Rehberg, es ist wie der Hauptmann sagt."

Nun wurde mir plötzlich Angst. „Was meint Ihr denn?" fragte ich den Schnabel, „der Kaiser..."

Der Schnabel lachte verlegen: „Den Galgen hat ihm der Kaiser geschenkt... ja... freilich... aber ungestraft läßt er seine Keckheit nicht."

Weil er nun merkte wies mich angriff, redete er mir im Ernste zu, und berichtete mir genau, was des Kaisers Wille sei: „Ihr habt Euch zu rasch davon gemacht, Junker Rehberg. Der Kaiser folgte Euch lange mit den Augen, ward dann

nachdenklich und befahl zuletzt, was ihr vom Spanier gehört habt. Es soll ein Signum sein, sagte der Kaiser, daß der Bursch sich an kaiserlich römischer Majestät Person vergriffen hat. Schaut nicht so wild und faßt Euch. Es ist nichts mehr dran zu ändern ..."

„Und hat niemand", fragte ich verzagt, „hat niemand von Euch ein Wort darüber geredt?"

„Das hat der Rosenzwick sich erlaubt." Schnabel lachte wieder. „Der hat ja immer ein loses Maul."

„Und was sagte er dem Kaiser?" drängte ich.

„Er meinte, nun habe der Junker Rehberg sich vergeblich gefreut, und es sei doch nur eine halbe Gnade."

„Weiter nichts!" fuhr ich empört heraus, „weiter hat er ihm nichts gesagt ...?"

Schnabel war erstaunt: „Noch mehr? Wißt Ihr denn, was der Kaiser darauf erwidert hat? Wer hieß den Junker sich freuen, meinte er. Und dann: wenn ihm der Bursch gar so lieb ist, wird er ihn auch ohne Nasen und Ohren behalten ..."

„Gewiß", rief ich aus, „ich will ihn halten und pflegen und er soll mir nicht geringer sein, weil ihn der Henker geschändet hat."

Und plötzlich, ich wußte selbst gar nicht warum, brach ich los: „Was hab ich denn dem Kaiser getan, daß ihn meine Freude verdrießt?"

„Besinnt Euch", meinte der Schnabel scharf, „der Kaiser weiß nichts von Euch, er kennt Euch nicht ..."

In diesem Augenblick sprach mich Kaspar an. Er hatte während dieser Wechselreden immer nur mich voll Zuversicht angeschaut. Jetzt stand er neben meinem Bügel und redete zu mir: „Ist es wahr, gnädiger Herr, daß ich solchen Gräuel erleiden soll?"

„Es ist wahr, mein armer Kaspar ... leider Gottes ..." Ich vermochte seinen Blick nicht auszuhalten.

Da faltete er die Hände, und seine Stimme klang seltsam verändert, wie aus einem Abgrund zu mir herauf: „Gnädiger Herr, das nicht ... um mein Leben hätte ich nie gebeten ... aber laßt das nicht an mir geschehen ... ich bitte Euch."

„Kaspar", antwortete ich ihm, „bei Gott, ich kann dir nicht helfen. Ich will gern alles für dich tun, was du nur verlangst, aber ..."

Er fiel mir ins Wort: „Ist das Euer Ernst, daß ihr alles für mich tun wollt?" Und seine Augen trafen mich mitten ins Gesicht, als suchten sie nach meinem guten Willen.

„Ich schwöre es dir, Kaspar," sagte ich in diesen Blick hinein, „was du verlangst, will ich tun."

Er spähte rasch zur Seite nach dem Spanischen und dem Schnabel, die sich miteinander unterhielten. Dann flüsterte er auf die Pistole in meinem Sattel deutend: „Da habt ihr etwas, was mir helfen kann."

„Kaspar," rief ich leise. „Du bist ein Mann, wirst es verschmerzen und noch lange leben ... bei mir leben."

„Nicht bei Euch und nicht anderswo. Ich ertrag's nicht, gnädiger Herr. Verzeiht mir, aber das leid ich nicht. Haltet Euer Wort, und alles wird sein, als hätt mir der Kaiser nicht das Leben geschenkt ... besser noch, denn der Henker wird mich nicht angerührt haben ..."

Ich schaute, während er mit festem Tone also redete, in sein helles Gesicht, darauf die Jugend blühte, und auch mir wars unerträglich, daß er von Blut und Wunden sollte entstellt, unkenntlich und verstümmelt werden. Ich war auf einmal beinah froh und wie getröstet, weil der Kaiser damit um seinen Willen kam und ganz sachte flüsterte ich ihm zu: „Nimm Dir, was du willst ..."

„Nein", entgegnete er mit einem unbeschreiblichen Lächeln. „Ich selbst darf es nicht tun, um meiner Seele Willen" und dabei drang er mit seinen Augen in mich ein.

„Kaspar ..." sprach ich, „... Freund ..."

„Macht schnell ..." flüsterte er mir zu, „jene werden nicht mehr lange warten, und der Spanier soll mich nicht haben."

„Nein", gab ich zurück, als lenke er meine Worte in mir, „der Spanier soll Dich nicht haben ..."

Er lachte frisch auf und trat näher heran.

„Kaspar ..." fing ich an, „vergib mir die Schuld, die ich um Dich trage ..."

Er streichelte die Mähne meines Pferdes: „Gnädiger Herr, ich hab nichts zu vergeben, vielmehr müßt ihr mir verzeihen, ... und laßt Euch danken, weil ihr so barmherzig zu mir seid."

„Kaspar", sagte ich noch einmal, aber er hatte seine Wange auf den Hals meines Pferdes gelegt. So stand er vor mir und sah zu mir herauf, und ich hörte, wie seine Hand die Brust des Tieres klopfte, damit es ruhig bleibe.

Da zog ich das Pistol hervor und während wir uns in die Augen schauten, setzte ich ihm den Lauf an die Schläfe. Wie dann der Schuß fiel und der erschrockene Gaul ein paar Schritte tat, sah ich Kaspars lächelndes Antlitz unter mir versinken und sah noch, wie es im Abgleiten von der ersten Blässe des Todes überflogen ward.

Jetzt gab ich meinem Tier die Sporen und sprengte im Bogen auf die Straße zurück. Rascher als vor kurzer Frist der Kaiser an mir vorbeigesaust war, galoppierte ich die Reihen entlang bis ich den Markgrafen ersah, inmitten seiner Offiziere. Stracks redete ich ihn an: „Herr Markgraf, vergönnt mir, daß ich Abschied nehme."

Der wilde Kulmbach sah mich verdutzt an und die an seiner Seite waren, horchten auf.

„Was gibts, was wollt Ihr?" fragte der Markgraf.

„Abschied von Euch nehmen, Exzellenz," sagte ich ruhig.

„Ihr seid wohl toll geworden?" brüllte er los.

„Das bin ich keineswegs, Herr Markgraf. Ich war es gestern und heut vielleicht, aber in dieser Stunde bin ich wieder bei Sinnen."

„Ich versteh Euch nicht!" schrie der Markgraf erbost. „Laßt mich in Frieden, ich mag das Geschwätze nicht. Macht, daß Ihr auf Eueren Platz kommt!"

„Mein Platz, edler Herr, ist nicht hier, und deshalb will ich Urlaub nehmen."

Ein junger Leutnant mengte sich ein. „Gewiß ist es die Sache mit dem Fuhrknecht, die Euch verdrießt. Macht doch nicht so viel Wesens um solch einen Kerl."

Bevor ich ihm aber antworten konnte, wetterte mich der Markgraf an: „Ich weiß es schon! Da habt Ihr wider des Kaisers Mandat verfahren, Herr. Seid froh, daß ich Euch nicht schwer drum büße."

„Ihr könnt mich gar nicht büßen, Herr Markgraf, denn noch habt Ihr mich nicht in Eid genommen. Ich aber will auch gar nicht mehr zu des Kaisers Fahnen schwören."

„Habt Ihr gestern so gewollt und heute so? Seid Ihr ein kleines Kind, oder habt Ihr mich zum Besten? Wißt Ihr, daß es gradaus in den Krieg geht, und macht Euch unterwegs davon?"

Der Junge lachte höhnisch.

„Herr Leutnant," antwortete ich seinem Lächeln, „wenn Ihr mit mir dort auf die Wiesen wollt, da möcht ich Euch schon zeigen .."

„Der Teufel wird mit Euch auf die Wiesen!" tobte der Markgraf, „wer die Sache des Kaisers verläßt, ist ein Schelm und mit Schelmen ficht kein ehrlicher Soldat! .. Macht, daß Ihr fortkommt!" fuhr er mich an, als ich ihm entgegnen wollte.

Langsam wandte ich mein Pferd und langsam ritt ich querfeldein, bei Tag und bei Nacht, bis ich wieder zu Hause war, in Böhmen.

Und es sind viele Jahre verflossen seit jenem Tag. Kaspar, dachte ich damals .. Er war gerechter gegen das liebe Vieh und milder, als der Kaiser gegen ihn gewesen. Der Kaiser, dachte ich weiter. So ist dies alles geschehen: Weil ich nur in seine Nähe kam hat mich die Hoffahrt ergriffen, daß ich dem armen Burschen, der mir am Platz zu Augsburg die Zügel hielt, gleich meinen Dienst verhieß. Und dann hat mich dies Treiben so weit von meinem Worte fortgerissen, daß ich seiner nicht mehr gedachte. Wie geht das zu, dachte ich, was für eine Luft weht da, daß ich so schlecht werden mochte, solch ein Prahler, und so von Eitelkeit und von Untreue ergriffen? Neben mir stand der Rosenzwick in jenem Saale, wo die nackten Dirnen tanzten. Hätte ich ihn angeredet, mit wenig Worten nur gebeten, dann wär der Kaspar nicht mehr beim Fuhrwerk gewesen, sondern bei mir, der Kaiser hätte ihn nicht angeschrien und mit dem Stecken geschlagen, und er hätte dem Kaiser nicht die Peitschen ins Gesicht geschmitzt. Dann läge er jetzt nicht dort, als ein Toter auf dem Anger bei Augsburg, sondern könnte sich seines Lebens und seiner Jugend freuen noch viele Jahre. Ein Wort damals von mir, nur eines. Nicht einmal den Fuß hätte ich rühren brauchen, nicht einmal den Kopf wenden, nur den Mund auftun, so dicht stand der Rosenzwick an meiner Seite. Aber ich war in Völlerei,

war in Wollust versunken, in schnöder Gier nach Rang und Ehre und hab' des armen, aufrichtigen Burschen vergessen. Und weiter ist es geschehen, weil diese Schuld auf mir lag, daß mein Herz jauchzte, als ich den Peitschenhieb gegen des Kaisers Antlitz erblickte. Es ist geschehen, daß dieser geringe Bursche, dem ich die Treue gebrochen, vor mir den Arm erhob und gleichsam den Schleier von des Kaisers Angesicht herabriß, also daß er mir als ein kleiner und elender Mensch plötzlich enthüllt ward. Es ist geschehen, daß ich ihn keuchend boshaft, mit Schaum vor dem Mund in all seinem Jammer erschaute, daß ich den feigen Blick aus seinen Augen ertappte und daß ich in meinem Gemüte vergeblich suchte nach der frommen Ehrfurcht vor dem Gesalbten des Herrn. Was war aus mir geworden von einem Tag auf den andern seit ich in Augsburg eingeritten voll Andacht und Achtung und voll Begier, dem Kaiser mein Schwert zu weihen? Es hatte sich also gewendet, daß ich ihn, wie ein Verräter, heimlich einen spanischen Bösewicht gescholten, und daß mein Arm als Rebell nach dem Schwert gezuckt hatte, um es gegen meinen Herrn zu ziehen. Es hatte sich also gewendet, daß mir jener niedere Knecht der unter meines Pferdes Hufen veratmet hatte, teuerer war, als Kaiser Karls Majestät.

Und es sind viele Jahre verflossen seit jenem Tag. Nun aber ist mir die Kunde geworden, Kaiser Karl habe vor wenig Monden all seine Kronen von sich abgetan, sei in ein spanisch Kloster gegangen, und ein Mönch geworden. Ist ihm doch auch nicht wohl gewesen, und ich hab ihn am Ende doch nicht gekannt. Was wußte der Kulmbach von mir, und was konnte er denken, da ich ihm so davonging. Und was weiß ich vom Kaiser, als daß er in jener Unglücksstunde zornig gewesen. Einen Schelm hat mich der Markgraf geheißen, aber das ist leicht gesagt. Die Menschen reden und wissen nichts voneinander, und man kann es ihnen auf keine Art beweisen, wie sie Unrecht tun. Und die Welt ist so geworden, daß der Kaiser des Kaisers Sache verläßt. Ich bin kein Schelm. In Gottes Namen.



Die Jahrhundertausstellung/ von Hugo von Tschudi



ewiß hätte man die Jahrhundert-Ausstellung auch anders machen können. Es wäre ein leichtes gewesen, mit ihr eines der Handbücher der deutschen Kunst zu illustrieren, jeden Namen mit ein paar Werken. Es wäre ein leichtes gewesen und es wäre sehr dankbar gewesen. Alle Koryphäen hätten in dem Glanze ihres traditionellen Ruhmes gestrahlt und keiner der Ehrenmänner hätte gefehlt, die sich einer Lokalberühmtheit erfreuten. Jedermann würde befriedigt die gerechte Objektivität der Veranstaltung gepriesen haben. Die aus Bequemlichkeit oder Beruf mit ihrem Urteil Schnellfertigen, denn sie hätten nichts umzulernen gebraucht, und alle die Söhne, Neffen und Enkel malender Vorfahren, weil nun deren Bedeutung für die Ewigkeit festgelegt schien.

Es ist kein Zweifel, daß das Publikum eine solche Ausstellung erwartet hatte und sich zunächst in seiner Ordnungsliebe verletzt fühlte. Viele, die sich schon ungemein aufgeklärt gegeben hatten, entdeckten nun auf einmal ihr Herz, in dem die Neigung zu diesem oder jenem Modemaler schlummerte. Mit Schmerz oder Entrüstung wurde das Fehlen oder die ungenügende Vertretung von Künstlern empfunden, denen man noch kurz zuvor den Anspruch auf dauernde Schätzung nicht zugebilligt hätte. Und dann kamen die ganz Gründlichen und verlangten im Interesse der historischen Wahrheit einen Platz auch für die schlechten Musikanten, da diese nun doch einmal gelebt und gemalt hätten und die Vortrefflichkeit der guten nur in um so helleres Licht gerückt haben würden.

Ein derartig mechanisches Vorgehen lag nicht in der Absicht der Veranstalter der deutschen Jahrhundertausstellung.

Den ungewollten oder absichtlichen Mißverständnissen gegenüber erscheint es nötig, die Grundsätze darzulegen, nach denen bei der Sichtung des Materials und seiner Anordnung verfahren wurde.



as Jahrhundert deutscher Kunst, das vorgeführt werden sollte, ist von den Daten 1775 und 1875 umschlossen. Diese Begrenzung ergab sich ganz ungezwungen. Auf der einen Seite steht der Bruch mit dem Rokoko, der sich unter dem Einfluß der Antike durch die Aufnahme einer vereinfachten Formensprache vollzieht. Die andere Grenze bildet der Eintritt der impressionistischen Kunstanschauung. Obwohl diese die letzte schon historisch gewordene Phase in der Entwicklung der modernen Malerei bedeutet, sprachen doch mancherlei Erwägungen dafür, mit der Ausstellung an ihrer Schwelle Halt zu machen. Es sprachen dafür nicht nur die Nähe dieser Produktion, die dem Streit der Tagesmeinung kaum überall entrückt ist, sondern auch die Vertrautheit des Publikums mit ihr und nicht zum wenigsten die Beschränktheit der zur Verfügung stehenden Räume, die eine Konzentration auf das Wichtigste nötig erscheinen ließ.

Dieses Wichtigste aber war das Unbekannte oder das wenig Bekannte.

Eine Jahrhundertschau der deutschen Kunst stand ganz andern Schwierigkeiten gegenüber, als sie die Centennale der französischen Malerei zu überwinden hatte. In der Tat wurden 1900 in Paris Entdeckungen von prinzipieller Bedeutung kaum gemacht. Einige wenige vergessene Maler, die an die Oberfläche kamen, bereicherten wohl das Bild der Jahrhundertproduktion, ohne ihm neue Akzente zu geben.

In Frankreich hat sich die Entwicklung im Licht einer großen Zentrale vollzogen. Mit unwiderstehlicher Macht zog die Hauptstadt alle Talente an sich, die Förderung fanden bei Gleichstrebenden und Stärkung im Kampf gegen den Unverstand der Menge und akademische Unduldsamkeit, die auch hier nicht fehlten. Keine wirkliche Begabung brauchte zu verkümmern. Und es ist nicht zu vergessen, daß für die Malerei des 19. Jahrhunderts Frankreich der klassische Boden ist, wie für die der Renaissance Italien, und Holland für die Malerei des 17. Jahrhunderts. Es gibt kaum ein Problem der modernen Kunst, das in Frankreich nicht gestellt und seiner endgültigen Lösung zugeführt worden wäre. Eine Fülle von Anregungen strömt von hier aus nach allen Kulturländern. Von einem seltenen Reichtum originaler Talente getragen, steigt der stolze Bau der französischen Malerei empor, in der Mannigfaltigkeit seiner Erscheinung, in der prachtvollen Konsequenz seiner Entwicklung selbst einem Kunstwerk vergleichbar.

Freilich war diese Erkenntnis bis noch vor kurzem nicht etwa in den öffentlichen Galerien der Hauptstadt zu gewinnen. Hier wie anderwärts im 19. Jahrhundert zeigten sich die staatlichen Sammlungen gegenüber den bleibenden Werten der Gegenwartskunst von einer Ahnungslosigkeit, deren Korrektur dem Volke enorme Summen kostete und die ihm überdies die frischesten Quellen künstlerischen Genusses verstopfte. Aber Paris hatte immer einen Stab kultivierter Sammler, die in hohem Maße die Feinfühligkeit besaßen, die den offiziellen Sammlungsleitern abging. So brauchten die Veranstalter der Centennale nur in die Schätze der Pariser Kunstfreunde zu greifen, um für jede Entwicklungsstufe der französischen Malerei die glänzendsten Beispiele zu finden.

In all diesen Punkten lagen die Verhältnisse für das deutsche Unternehmen sehr viel ungünstiger.

Es fehlte in Deutschland der natürliche Mittelpunkt, nach dem alle Talente gravitierten. Hier trugen sich die Dinge so zu. Entweder blieben die Maler an der Scholle haften und verkamen in einer mehr oder weniger kunstfremden Umgebung, ohne den Rückhalt an Gesinnungsgenossen, indem sie sich dem Geschmack des Publikums anbequemten. Oder sie zogen, um der Gefahr zu entgehen, in eine der zahlreichen Akademiestädte und gerieten so aus der Scylla in die Charybdis. Denn die Kunstakademien haben sich in diesem Jahrhundert jedem gesunden Fortschritt feindlich gezeigt, dagegen aber durch die leichte Zugänglichkeit und die schablonenhafte Ausbildung das Künstlerproletariat ins Ungemessene gesteigert. Erfolgreiche Ausnahmen (Waldmüller in Wien, Ramberg und Piloty in München) waren in der Person der Lehrer begründet, nicht in dem System. Auch Paris hatte seine

Akademie und das System war dort ebenso schlecht. Die ganze Entwicklung der französischen Malerei hat sich abseits von der Akademie, ja im Gegensatz zu ihr vollzogen. Keiner der Meister, die wir heute als die größten verehren, hat an ihr gelehrt. Aber der schädliche Einfluß, der von ihr ausging, verflüchtigte sich in der künstlerischen Atmosphäre der reichen Stadt, die den aus dem ganzen Land zusammenströmenden Begabungen die breite Basis eines empfänglichen Publikums bot. Eine viel größere und weit schlimmere Rolle spielten die Akademien in den deutschen Kunststädten, wo das Gegengewicht einer freien Künstlerschaft fehlte und das Bedürfnis der Genießenden noch nicht geweckt war; gewiß kam kaum ein junger Maler nach München, Dresden oder Düsseldorf, der nicht der Akademie verfiel, und wie selten mag ein Bild von den Bewohnern dieser Städte erworben worden sein. Etwas besser dürfte es in Wien bestellt gewesen sein und ebenso in Berlin, wo sich die drei Hauptmeister der Zeit, Chodowiecki, Krüger und Menzel unberührt von der Akademie entwickeln konnten. Immerhin, die weitaus überwiegende Mehrheit der deutschen Künstler ging durch die Akademie und durch die Akademie ging sie zugrunde oder kam zum mindesten zu Schaden. Die schwächeren Naturen, die mit einem bescheidenen Kapital von Originalität anständig hätten wirtschaften können, wurden erbarmungslos nivelliert und die stärkeren Begabungen sahen sich wenigstens aufgehalten und werden sich in den seltensten Fällen der akademischen Lehrjahre mit Dankbarkeit erinnert haben.

Dieser schädliche Einfluß entsprang den verschiedensten Ursachen. Bald, wie um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, war es der trockenste Formalismus, dem alle Empfindung für die Erscheinungen der Natur verloren gegangen war, der die Akademie beherrschte. Bald war es eine in die Gestalten einer fremden Kulturwelt gekleidete, blutlose Gedankenkunst, wie sie von Cornelius und den Seinigen zur Geltung gebracht wurde. Vielleicht war diese Periode die gefährlichste, da sie die jungen Maler auch der Grundlage alles künstlerischen Schaffens, der Herrschaft über die technischen Mittel, beraubte. Der Rückschlag dagegen bestand in dem von Frankreich über Belgien importierten malerischen Virtuosentum, das in Darstellungen von falschem Pathos und echten Kostümen schwelgte. Alle diese Richtungen hatten als Gemeinsames die Abgewandtheit von dem pulsierenden Leben der Gegenwart, die mangelnde Fühlung mit der lebendigen Natur und die Interesselosigkeit gegenüber den Problemen der Erscheinung. Darin bestand das Akademische. Und da in Deutschland die Akademien fast unbedingt herrschten, so war auch das Bild der deutschen Kunst im wesentlichen von diesen Richtungen bestimmt.

Dieses Bild war aber ein falsches, zum mindesten unvollkommenes, denn es fehlte ihm der gesundeste und lebensvollste Teil der künstlerischen Produktion.

Dieses Bild zu vervollständigen, war die Aufgabe der Jahrhundertausstellung.

Einzelne große Begabungen, die abseits von der Akademie standen, oder nach ihrer Überwindung sich selbst gefunden, hatten schon immer dem Publikum, das eine solche Erkenntnis freilich meist mit Gleichgültigkeit, oft mit Hohn quittierte, gezeigt, daß wahres Künstlertum in der selbständigen Gestaltung einer persönlichen

Naturanſchauung beſteht. Aufmerkſamern Beobachtern war nicht entgangen, daß eine Strömung, die auf die Gewinnung eines lebendigeren Verhältniſſes zur Natur abzielte, allerorten in der Tiefe trieb, wenn ſie auch nur ſelten das akademiſche Oberwaſſer in beunruhigender Weiſe kräuſelte.

Die Werke all jener Beſcheidenen und Vergeſſenen, die Werke aus der aufrechten Jugendzeit jener, die ſpäter im Kampf um die Kunſt und die Gunſt verdarben, und jener Stärkeren, die ſich mühſam wieder auf ſich ſelbſt beſannen, um die wenigen Großen, die erhobenen Hauptes ihrem Ziele zuſtrebten, zu ſammeln, ſchien eine wichtige Aufgabe von nationaler Bedeutung. Man durfte ſo hoffen, eine Vorſtellung der geſunden Kräfte zu geben, die unter günſtigeren Bedingungen der deutſchen Kunſt wohl zu einer glänzenden Wirkung verholfen haben würden, deren ſtille und redliche Arbeit aber doch nicht ohne Anteil an dem Erfolg der Auserwählten war.

Die Löſung dieſer Aufgabe bot ernſtliche, vielfach unüberwindliche Schwierigkeiten. Vorarbeiten waren nur in beſcheidenem Maße vorhanden. Die retroſpektiven Ausſtellungen der letzten Jahre hatten mit ihren Zufallsergebniſſen mehr angeregt als befriedigt. Die Muſeen hatten eben erſt angefangen ſich intenſiver um die ältere ſchon verſchollene heimatliche Kunſtübung zu kümmern. In ſyſtematiſcher Weiſe war die Arbeit wohl nur in Hamburg durchgeführt worden. Bedeutende Privatſammlungen für die in Frage kommende Periode fehlten in Deutſchland faſt völlig und wo ſie vorhanden waren, beſchränkten ſie ſich ebenſo wie die öffentlichen Galerien auf die akademiſche Produktion. Nur München brachte einen Sammler großen Stils hervor, den Grafen Schack, der hoffnungsvollen Talenten, die ihre eigenen Wege gingen, die Hand reichte. So mußte mühſam und vielfach auf gut Glück bei Privaten, die oft ſelbſt nicht wußten was ſie beſaßen, nach Ausſtellungsgut geſucht werden. Daß eine ſolche Forſchertätigkeit in einem Jahr kein abſchließendes Reſultat ergeben konnte, liegt auf der Hand. So ſchwierig das Finden war, nicht minder ſchwierig war oft das Erlangen des Gefundnen. Viele Privatbeſitzer hatten eine erklärliche Scheu, ſich für Monate von ihren Bildern zu trennen. Galerien beriefen ſich auf unerbittliche Hausgeſetze. Am zugeknöpfteſten waren einige Schweizer Muſeen (während die Bundesregierung ihre wertvolle Hilfe lieh), allen voran die Baſeler ſtädtiſche Kunſtſammlung, was ſich bei der Vorführung des frühen Böcklin ſchmerzlich fühlbar machte; um ſo ſchmerzlicher, als auch die Schackgalerie ihre Schätze nicht hergeben konnte. Die Repräſentation der Frankfurter Künſtler litt unter dem ablehnenden Verhalten des Städelſchen Inſtituts.

Immerhin waren das vereinzelte Ausnahmen. Das lebhafteſte Intereſſe brachten die deutſchen Bundesfürſten, an ihrer Spitze der König von Preußen, dem nationalen Unternehmen entgegen. Staatliche und ſtädtiſche Sammlungen ſteuerten in freigebiger Weiſe bei. Zu größtem Danke verpflichtete das außerordentliche Entgegenkommen, mit dem ausländiſche Fürſten und Regierungen, in erſter Linie die Kaiſer von Öſterreich-Ungarn und Rußland, die Ausſtellung unterſtützten.

Eine solche Fülle bedeutungsvollen Materials strömte zusammen, daß sich die Räume der vom Kaiser zur Verfügung gestellten Nationalgalerie und vier Säle des Neuen Museums als unzureichend erwiesen. Manches Stück, das bei der Auswahl an Ort und Stelle wichtig erschienen war, aber nun im Zusammenhalt mit Gleichartigem an Schlagkraft verlor, konnte unbedenklich ausgeschieden werden. Werke, die durch die Stelle, an der sie hingen, oder durch frühere Ausstellungen allgemein bekannt waren, mußten unbekannteren weichen und es erschien lehrreicher, vergessene oder verkannte Meister, die in irgend einem Betracht von Wichtigkeit waren, in dem Umfang ihres Schaffens zu zeigen, als eine möglichst große Zahl gleichgültigerer Künstler vorzuführen.

So galt es vor allem die Zeit von 1775 bis gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, die der heutigen Generation schon fremd geworden und zum Teil in unverdiente Mißachtung gefallen war, wieder lebendig zu machen. Hier war es nötig, auch auf Maler von geringerer Bedeutung zurückzugreifen, um eine Vorstellung von der Intensität des heimatlichen Kunstbetriebes zu geben, der still auf verlorenem Posten oder im Kampf mit dem internationalen Akademismus sich betätigte.

Für die letzten 25 Jahre unserer Periode, deren Schöpfungen der Gegenwart noch vertrauter sind, durfte auf eine gleich umständliche Vorführung der einzelnen Künstler verzichtet werden. Der Nachdruck war auf die starken Begabungen zu legen, die über das Niveau ihrer Umgebung hinaus wuchsen und der Kunst unserer Tage die Wege wiesen.

Die nachfolgenden Auseinandersetzungen erheben nicht den Anspruch, eine erschöpfende Behandlung des reichen Materiales zu geben, noch wollen oder können sie die Erkenntnisse vorwegnehmen, für die die Jahrhundertausstellung zwar den Grund legt, zu deren Ausbau es aber noch einer weiteren eingehenden Forscherarbeit bedarf.

Auf der Schwelle der Jahrhundertschau begegnen wir als der ausdrucksvollsten Erscheinung Daniel Chodowiecki mit der fast vollständigen Reihe seiner Bilder und vielen Zeichnungen. Er kommt aus einer andern Zeit und schreitet gradwegs und ohne Schwanken in die Welt der neuen Kunst hinein. Es gab bessere Maler um ihn herum, aber keinen, in dessen Schaffen solche Entwicklungskeime enthalten waren. Mit Bildern im Stil der Watteauschule beginnt er, er schildert dann bürgerliche Interieurs ganz ohne Koketterie und von guter malerischer Haltung, er gibt schlichte, etwas nüchterne Porträts und erreicht sein Bestes in der knappen scharf beobachteten Darstellung alltäglicher Vorgänge. Er stärkt dem größten Künstler seiner Zeit, Gottfried Schadow, das Rückgrat im Kampf gegen den konventionellen Klassizismus und reicht seine Hand Menzel, der erst 14 Jahre nach Chodowieckis Tod geboren wurde. An seinem gesunden Sinn ging die durch Öser mehr theoretisch als praktisch vertretene Lehre von der Vorbildlichkeit der Antike spurlos vorüber, die noch ein so starkes Talent wie Carstens, der wirklich die Kraft der

Empfindung gegen den leeren Formalismus einsetzen wollte, zur Sterilität verdammte.

Eine verwandte Natur, aber stärkerer Könner, ist der Schweriner Wilck. Sein Porträt eines alten preziös gekleideten Herrn, der mit zierlich gesetzten Füßen über einen Platz schreitet, steht durch seine lebendige Malweise, die Schärfe der Charakteristik und die aparte Koloristik außerhalb des Landesüblichen, wie es durch eine Reihe anderer sehr respektabler Talente wie Lampi, Grassi, die Tischbein, Graff vertreten wird. Von diesen sind der erste und der letzte die Interessantesten, zugleich die Schilderer zweier ganz verschiedener Lebenssphären. Der Südtiroler J. B. Lampi hat an den Höfen von Wien, Petersburg und Warschau gemalt und verfügt in seinen Porträts aus der vornehmen Welt über die ganze Pracht der Aufmachung und ein gut Teil der Geschicklichkeit der französischen Barockmaler. Ein glänzendes Beispiel dieser Hofkunst ist das Porträt der Kaiserin Katharina von Rußland. Bescheiden bürgerlich erscheinen daneben die Bildnisse des Schweizers Anton Graff, selbst wenn er einmal den König Friedrich Wilhelm II. oder die Königin Friederike Luise von Preußen zu malen hat. Seine hauptsächlichen Modelle aber sind Gelehrte, Dichter, Künstler und die Frauen dieser Kreise. Es lohnte sich schon, diesen Leuten tiefer in die Augen zu schauen und der geistigen Individualität nachzugehen. Er tut das mit voller Natürlichkeit ohne das Psychologische einseitig zu unterstreichen. Dabei sind seine Bildnisse technisch meist ausgezeichnet, von geschlossener oft sehr geschmackvoller Wirkung, aber man hat nicht das Gefühl, daß er in jedem Falle großen Wert auf die Lösung der besonderen malerischen Aufgabe gelegt hätte. Eine Eigentümlichkeit, die übrigens die meisten Nichts-als-Porträtmaler teilen.

Hier muß auch H. F. Füger erwähnt werden, dessen Haupttätigkeit sich in Wien abspielt. Seine frühesten Arbeiten waren Porträtminiaturen, nach langer Vergessenheit wird er mit Recht jetzt als der beste deutsche Künstler auf diesem Gebiet geschätzt. Aber mag er auch als Maler großer historischer oder allegorischer Kompositionen „vor dem Forum der Kunstgeschichte ein unrettbar verlorener Mann" sein, die Porträts der Ausstellung zeigen ihn von einer besseren Seite. Dem schwäbischen Pastorssohn, dem Enkelschüler von Mengs und Schüler von Öser, war doch so viel von der lebensfrohen Anmut der Kaiserstadt angeflogen, daß sich der trockne Klassizismus seiner Vorbilder zu einer spielenden Empiregrazie verfeinert. Das lebensgroße Bildnis der Fürstin Galitzyn gibt in der zierlichen Haltung wie in dem Bernsteinglanz der Farbe eine hohe Vorstellung seines Vermögens. Weit weniger gut ist einem andern Schwaben die klassizistische Heilslehre bekommen. Gottlieb Schick hat sich bei David in Paris ein treffliches Können angeeignet. Seine Porträts der Schauspielerin Fossetta, des Bildhauers Danecker und seiner Gattin sind überraschend gute selbständig geschaute Arbeiten, das letzte sogar von ungewöhnlicher koloristischer Kühnheit. Mit seiner Übersiedlung nach Rom wird das mit einem Schlage anders. Die große „Eitelkeit" hält sich noch an gute Vorbilder des italienischen Seicento, mit dem „Apollo unter den Hirten" gerät er in die Formenleere und Farbenhärte der Mengsschen Kunst.

Seine gute technische Schulung verläugnet er freilich auch da nicht ganz und wo ihm eine dankbare Aufgabe gestellt wird, wie in den Porträts der Gattin und der Kinder Wilhelms von Humboldt, des damaligen preußischen Gesandten in Rom, da schafft er wenigstens annehmbare Bilder.

Rom war unterdessen das Ziel der Sehnsucht für die deutschen Künstler geworden, unwiderstehlich zog es alle hin, die aus der Enge bürgerlicher Verhältnisse, aus der Routine des akademischen Betriebes heraus zu einer freien Betätigung ihrer Kräfte inmitten der Anregungen einer neuen schönen Welt kommen wollten. Die einen lockte die Antike, andere die Kunst der italienischen Renaissance, wieder andere die Großzügigkeit der Landschaft. Die Landschafter hatten den Anfang gemacht. Dem älteren Hackert waren Reinhart und Koch gefolgt. Der Tiroler Josef Anton Koch war der stärkste von ihnen. Durch seine Kunst ebenso wie durch seinen gesunden derben Humor und die werktätige Teilnahme gewann er großen Einfluß auf die junge Generation der Romfahrer. Die Ausstellung bietet ein umfassendes Bild seiner Tätigkeit als Landschaftsmaler. Um den mächtigen Eindruck zu würdigen, den Carstens, den er schon in Rom traf, auf ihn gemacht hat, muß man freilich seine Zeichnungen zu Ossian und zu Dantes göttlicher Komödie heranziehen. Doch liebt er es auch, seine Landschaften mit bedeutenden Figuren zu staffieren, wobei er, wie in dem Macbeth mit den Hexen, selbst Anregungen der Trecentomeister nicht verschmäht. Aber das Wesentliche liegt doch darin, wie er die großen Formen der südlichen Natur, die klare Struktur des felsigen Gebirges, den stolzen Rhythmus der Linien herausarbeitet. Die Beeinflussung durch die Poussin ist dabei ebensowenig zu verkennen, wie die durch Pieter Breughel in dem entzückenden kleinen „Berner Oberland", das er während seines dreijährigen Aufenthaltes in Wien (1812—15) malte. Die atmosphärischen Vorgänge verwertet er lediglich zur dramatischen Steigerung des Effektes, die Reinheit der Kontur, die Schärfe des landschaftlichen Bildes wird dadurch nicht getrübt.

In einem merkwürdigen Gegensatz hierzu steht der um weniges jüngere Martin Rohden, dessen Bekanntschaft wir Bernt Grönvold verdanken. Es ist keine Frage, daß in seinen Bildern eine der frühesten Äußerungen modernen landschaftlichen Empfindens vorliegt. Zu gleicher Zeit etwa erstrebt dasselbe im fernen Norden ein andrer deutscher Maler, Kaspar David Friedrich. Rohden schafft schon im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts Landschaften von einer Zartheit der Luftstimmung, von weichem schimmernden Licht durchflossen, wie wir ihnen erst zehn Jahre später bei Corot wieder begegnen. Und was seine Tat noch erstaunlicher macht als die Friedrichs, ist, daß ihm nicht eine der künstlerischen Darstellung frisch entdeckte Natur die Freiheit des Blickes erleichtert. Sein Auge sieht die neuen Phänomene vor einer Natur, für deren Wiedergabe sich ein ganz bestimmter Stil ausgebildet hatte. Eben der Stil, den Koch ererbt hat. Wie dieser malt er die Campagna mit der feinen Linie des Sabinergebirges und die Wasserfälle von Tivoli, aber eine Kluft trennt die beiden Anschauungen. Hier scheiden sich sichtbar die beiden

Wege, von denen der eine zu Böcklin, der andere zu den Impressionisten führt. Doch hatte Rohden zunächst keine überzeugten Nachfolger, obwohl manche seiner Sensationen in den italienischen Landschaftsstudien des Berliner Franz Catel weiterschwingen. Herr der Situation blieb Koch. Bei ihm holten sich die jungen Deutschen, die nun in rascher Folge nach Rom kamen, Rat und Anregung. Am engsten schlossen sich ihm wohl der früh verstorbene Karl Philipp Fohr an, von dessen starker Begabung eine große etwas theatralisch aufgebaute und hart kolorierte, aber persönlich gesehene Landschaft eine gute Vorstellung gibt und der zahmere Ludwig Richter, dessen Lorbeeren freilich nicht auf italienischem Boden wuchsen.

Daß das Neue, was in Rohdens Kunst lag, den Römlingen keine Anregung bot, ja vielleicht kaum ihnen recht bewußt wurde, hatte seinen besondern Grund. Als die jungen Norddeutschen Overbeck und Pforr, dem unfruchtbaren Formalismus der Wiener Akademie entflohen, waren sie nicht nach dem Süden gekommen, um Rettung bei der allheilenden Natur zu suchen, sondern sie erholten sich in der Nachahmung der herben Reize der vor- und frühraffaelischen Malerei. Mit ihnen bildeten die Cornelius, Wilhelm Schadow, Philipp Veit, denen sich Julius Schnorr und später Führich neben einer Reihe minderer Begabungen anschlossen, die Gruppe der spöttisch sogenannten Nazarener, die, um ganz im Geist ihrer Vorbilder schaffen zu können, auch deren Religion annahmen und katholisch wurden. Die klassische Leistung dieser Vereinigung waren die Fresken, die ihnen der preußische Generalkonsul Bartholdy in Auftrag gab und die nach Abbruch seines Hauses in die Berliner Nationalgalerie überführt wurden. Die Keime einer neuen Kunst, die hier verborgen liegen, sind nicht zur Entwicklung gelangt. Die Schätzung von Cornelius und den Seinen wird in dem Maße wachsen, als wir es wieder zu einer großzügigen dekorativen Malerei bringen werden. Cornelius hätte wohl das Zeug dazu gehabt, er scheiterte daran, daß er den Alten nicht das Prinzip, sondern die Form ihrer Darstellung absah, den gedanklichen Inhalt überschätzte und das Technische vernachlässigte. Alles was hier entstand, blieb im Grund nur eine Kunst aus zweiter Hand, mit unzureichenden Mitteln ins Werk gesetzt. So erwuchsen aus den Bemühungen dieser Akademieflüchtlinge doch nur wieder die Ansätze zu einer neuen Akademie und es ist kein Zufall, daß Cornelius und W. Schadow später die intransigentesten Akademiepäpste wurden.

Was uns heute von der Kunst der Nazarener noch lebendig anspricht, ist das Landschaftliche und das Bildnis. Obwohl auch hier die Anlehnung an die Quattrocentomeister unverkennbar ist, überwiegt doch die Forderung der Naturnachahmung. Aber einer Naturnachahmung, die sich in der Landschaft in der Richtung Kochs bewegt und im Porträt über eine strenge, etwas trockene Formendurchbildung nicht hinauskommt. Gute Beispiele bieten hierfür die Hintergründe auf den Schnorrschen religiösen Bildern, besonders der entzückende Ausblick auf Rom, der sich hinter den Verkündigungsfiguren öffnet, und die Bildnisse Overbecks und Veits. Dennoch wirkt ein Malertalent wie Eduard von Heuß, der freilich einer jüngern Generation angehört, durch den kühnen Strich und die koloristische Vor-

nehmheit seiner Porträts von Overbeck und dem alten Reinhart in diesem Kreise zaghafter Imitatoren wahrhaft befreiend.

Mit dieser Gruppe hängt eine Reihe von Wiener Malern vor allem durch ihre romantische Gesinnung zusammen. Führich und der jüngste von ihnen, Steinle, traten in Rom noch in unmittelbare Beziehung zu Overbeck. Durch ihr wärmeres Temperament bringen sie in die nazarenische Stilstrenge einen Zug weiblicher Anmut. Führich ist wohl der malerisch begabteste der ganzen Gruppe und der Gang Marias über das Gebirge eine ihrer schönsten Schöpfungen. Dagegen wirkt Steinle als Madonnenmaler schon weichlich, glücklicher ist er als Zeichner und Aquarellmaler mit seinen Märchenszenen und Illustrationen zu Shakespeareschen Lustspielen. Auf der Ausstellung überrascht er durch das Porträt seines Töchterchens, das in der Farbe zwar stumpf und unerquicklich ist, in dem er aber einen kindlich-trotzigen Charakter in sehr origineller Weise zum Ausdruck bringt.

Julius Schnorrs älterer Bruder, Ludwig Schnorr, hatte den Weg über die Alpen nicht mitgemacht. Aber er war noch während Pforrs und Overbecks Aufenthalt in Wien mit diesen und den Brüdern Olivier auf das Studium der in der Belvederesammlung vertretenen alten deutschen und italienischen Meister gewiesen worden. Auf der Ausstellung finden sich von ihm zwei Landschaften mit eigentümlich weiträumiger, wenn auch nicht ganz organischer Gebirgsszenerie. Er war der Lehrer Schwinds, der später noch einmal, als ihn der Ruf des Cornelius nach München zog, in den Bannkreis der Nazarener trat. Nicht zu seinem Heil. Seine frühesten Bilder zeigen ihn noch im Besitz eines Malenkönnens, das sich unter dem Einfluß der Cornelianischen Kartonkunst rasch verflüchtigt. Aber sein entzückendes Erzählertalent, die poetische Stimmung seiner Märchen und Reisebilder werden für das gut deutsche Gemüt, dem es auf die malerische Qualität nicht ankommt, immer ihren Reiz behalten. Wie dürftig in dieser Richtung selbst ein mit Fug so gerühmtes Bild wie die Morgenstunde ist, lehrt schon ein Blick auf Friedrichs Mädchen am Fenster, geschweige denn auf die technisch so vollendeten, in der malerischen Anschauung außerordentlichen Interieurs von Kersting. Als seltnen Gast beherbergt die Ausstellung Schwinds frühesten Märchen-Zyklus vom Aschenbrödel. In der Erfindung sind die vier großen und eine Unzahl kleinerer Darstellungen voll sprudelnder Einfälle, in der monochromen Wiedergabe müssen sie eine reine Freude gewähren, die Farbe der einzelnen Bilder ist erträglich, durch deren Zusammenstellung aber wirkt sie disharmonisch und doch flau, ohne Rhythmus und Akzent. Das schlimmste jedoch ist die von Schwind dazu komponierte Umrahmung, deren kümmerliche Stillosigkeit den Eindruck des Werkes beherrscht.

Ein Künstler, der noch in diesen Kreis gehört, obwohl seine Hauptwerke die Zugehörigkeit zur Observanz der Nazarener nicht verraten, ist Fr. Wasmann. Sein Lebenslauf aber war programmatisch nazarenisch. In Hamburg geboren, kam er früh nach München, wo er bewundernd zu Cornelius aufblickte. Über Südtirol, das ihn längere Zeit festhielt, zog er nach Rom, um sich dort Overbeck anzuschließen. Er wurde katholisch und blieb bis an sein Lebensende der Heimat fern.

Die Selbstbiographie, die davon erzählt, hat Bernt Grönvold veröffentlicht, der auch die Werke des Malers aus der Vergessenheit hervorzog. Die Jahrhundertausstellung hat sie zum erstenmal einem größeren Publikum vorgeführt. Es sind lediglich Jugendwerke, meist aus der vorrömischen Zeit. Ein religiöses Bild findet sich nicht darunter, nichts als Landschaften und Porträts. Die Landschaften wirken überraschender, sie stehen auf einer Stilstufe, die man in dieser Zeit (um 1830) nicht erwartet. Sie teilen mit denen der frühen Hamburger die ehrliche unakademische Art der Naturwiedergabe, nur ist Wasmanns Technik weniger ängstlich, ja manchmal geradezu impressionistisch locker und farbig. Dagegen haben seine Bildnisse etwas Primitives, nicht in dem Sinn einer Nachahmung der primitiven Meister wie bei Overbeck, seine Zaghaftigkeit scheint vielmehr derselben Quelle zu entspringen wie bei jenen, dem Bewußtsein, einer ungewohnten aber wichtigen Aufgabe gegenüberzustehen. In dem Streben einer möglichst intensiven Charakteristik der Persönlichkeit wird ein leichter Zwang in der Haltung der Hände, in der Stellung der Augen, die oft geradeaus blicken, auch wenn das Gesicht sich nach einer andern Richtung wendet, fühlbar. Diese Befangenheit hat Martin Rohdens Sohn Franz völlig abgelegt. Seine zwei Porträts, die einzigen, die von ihm existieren sollen, zeigen bei einer gleichen Intensität der Menschenschilderung eine große Ungezwungenheit der Anordnung. Wie die Hände der jungen Frau wiedergegeben sind, das könnte Ingres kaum schöner machen, wobei nicht zu vergessen ist, daß dieser damals als Direktor der französischen Akademie in Rom weilte.

Nazarener reineren Wassers sind die gleichfalls in Hamburg geborenen Victor Emil Janssen und der frühgestorbene Erwin Speckter, der seinen Jugendgenossen als der genialste erschien. Beide kamen über München-Cornelius nach Rom. Des ersteren Darstellung eines guten Hirten gibt mit der trefflichen Modellierung des Nackten eine hohe Meinung von seinen Fähigkeiten. Sie müssen ungewöhnliche gewesen sein, wenn ihm wirklich die Aktstudie nach einem Freunde, die auf der Ausstellung noch unter Wasmanns Namen ging, angehört. Dieses 1829 gemalte Bildchen verrät eine Größe der Formanschauung und eine Empfindung für die koloristischen Reize des von Licht und Luft umspielten nackten Körpers, die damals noch niemandem abgesehen werden konnte. Von Speckters Bildern vermögen nur seine kleinen Porträts zu interessieren, deren asketische Blutleere ihn für das Nazarenertum prädestiniert erscheinen läßt.

Diese zuletzt genannten Künstler leiten auf Hamburg über. Sicher ist es berechtigt, bei einer Vorführung der deutschen Kunst im 19. Jahrhundert die örtliche Zusammengehörigkeit in den Vordergrund zu stellen. Eine solche Einteilung wird natürlich so wenig wie irgend eine andere restlos aufgehen. Bei der Freizügigkeit der Künstler kann von einer strengen Lokalisierung nicht die Rede sein. Aber diese Einteilung hat doch den Vorteil, ein lebendiges Bild der wirklichen Verhältnisse mit ihren vielfach durcheinanderspielenden Beziehungen zu geben. Und außerdem sind ge-

wisse Erscheinungsformen der künstlerischen Betätigung wieder mehr oder weniger stark an bestimmte Kunstzentren gebunden. So bildete für das Nazarenertum, mag es auch nach allen Seiten Deutschlands ausgestrahlt haben, Rom den Mittelpunkt. Die übrigen Hauptgruppen sind durch die Akademiestädte gegeben, die ja nicht nur die Lernenden anzogen, sondern auch die fertigen Künstler festhielten. Eine Sonderstellung nahmen die beiden großen und reichen Städte Frankfurt und Hamburg ein, die, obwohl sie keine Akademien besaßen, doch ein eingesessenes Künstlertum von einigermaßen lokaler Färbung ernährten. Hamburg kam auf der Ausstellung, dem tatsächlichen Zustand vielleicht nicht ganz entsprechend, besser zur Geltung, da hier schon ganz zielbewußt gesammelt worden war und die Kunsthalle ihr reiches Material bereitwillig herlieh.

Von allen Hamburger Künstlern ist Ph. Otto Runge jedenfalls der merkwürdigste — eine problematische Natur. Er ist Mystiker und schreibt eine wissenschaftliche Farbenlehre, jede Blume, jede Farbe hat ihm eine symbolische Bedeutung und er sieht in der Darstellung von Luft und Licht und bewegendem Leben die Aufgabe der Malerei, er spricht von der neuen Kunst und malt mit den Mitteln und in den Anschauungen der alten. Die Legende, daß er der Vorläufer der Freilichtmalerei war, kann nur durch einzelne Sätze seiner Schriften entstanden sein, denen freilich wieder solche entgegenstehen, wie: man sollte nicht so sehr darauf sehen, wie einer etwas sagte, sondern daß er auch wirklich etwas sagte. Damit aber schafft man keine neuen Ausdrucksmöglichkeiten. Seine Werke wissen denn auch nichts von Neuerungen. In den besten von ihnen, dem Porträt der Eltern und dem Selbstporträt mit seiner Frau und seinem Bruder spricht sich ein intelligenter Künstler von starker Empfindung aus, sie ermangeln sogar nicht einer monumentalen Größe; aber das Malwerk ist nicht nur unbehilflich, es fehlt ihm jeder Reiz der Farbe und was es in der Wiedergabe von Luft und Licht leistet, das ist überkommenes Erbgut. Er hat die Probleme der neuen Malerei in Worten formuliert, aber in seinen Werken hat er sie nicht gelöst. Neben Runge interessiert am meisten Julius Oldach, der kleinere Künstler, aber bessere Maler. Wie jener ist er jung gestorben und man muß, um sie nicht ungerecht einzuschätzen, sich gegenwärtig halten, daß wir von beiden nur Jugendwerke besitzen. Er ist ein frühreifes Talent. Beinah ein Knabe noch, schafft er die Bildnisse seiner Eltern und Tanten, die durch die treue Beobachtung zu den lebendigsten Dokumenten der Zeit gehören. Ein Aufenthalt in München, wo er in den Kreis des Cornelius kommt, desorientiert seine kleinbürgerliche Begabung, doch scheint es, als hätte er die Kraft gehabt, sich wieder zu sich zurückzufinden. Unter seiner Firma geht das beste Bild des Hamburger Saals, der alte Müller, vor dem jedem der Name Leibls auf die Lippen kommt. Indes ist dieses Bildnis kaum von Oldach und wahrscheinlich nicht einmal in Hamburg entstanden.

Eine bedeutende Rolle spielt die Landschaftsmalerei in Hamburg. Das früheste Beispiel wohl (um 1810) ist das Panorama der Binnenalster von Christoffer Suhr. Rein künstlerisch genommen, ein mäßiges Werk, aber es finden sich da

Uferpartien mit Häusern zwischen Baumgruppen, die durch die frische, ganz unkonventionelle Art, wie das gesehen ist, überraschen. Suhr war der Lehrer von Oldach, dessen ängstlich gemaltes Bildchen der Petrikirche ein Beleuchtungsproblem hübsch behandelt, und von Christian Morgenstern, dem eine Reihe kleinerer fein beobachteter, stimmungsvoller Landschaften angehören. Die breitere Art des Vortrags verdankt er wohl seinem Aufenthalt in Kopenhagen. Suhrs Einfluß scheint auch bei Hermann Kauffmann, der später in München verflacht, bei Vollmer, bei Valentin Ruths, der dann den Düsseldorfer Einfluß ohne starke Schädigung ertrug, und bei andern nachgewirkt zu haben. Doch hat es keiner dieser wackeren Künstler zu der Freiheit und Kraft der Wasmannschen Naturschilderungen gebracht.

Der ernsten norddeutsch nüchternen Hamburger Kunst gesellte sich auf der Ausstellung als Gegenstück die weit weniger tiefgründige, aber sinnlich frohe im farbigen Abglanz der Dinge schwelgende Wiener Malerei. Auch die mit dem ursprünglichen und dem abgeleiteten Nazarenertum in Beziehung stehenden Meister haben ihrer Lebensfreudigkeit keine allzu großen Opfer gebracht. Diese gesunde, temperamentvolle, sich naiv an der Schönheit der Natur ergötzende Art hat in Ferdinand Waldmüller ihren glänzendsten Ausdruck gefunden. Er war der geborene Maler. Die Farbe hat für ihn keine ausgeklügelte, jenseits des sinnlichen Reizes liegende Bedeutung. Obwohl er selbst Akademieprofessor ist, sind seine Bilder so wenig akademisch als möglich. Er verliert in keinem Augenblick die Fühlung mit der Natur, ja er hat einen großen Schritt vorwärts getan in der Bewältigung ihrer Erscheinungen. Seinen Wienern freilich, die für seine pausbackigen Bauernkinder schwärmten, kam das nicht zum Bewußtsein. Erst unsere Zeit, die ihr Auge für die Lösung malerischer Probleme geschärft hat, erkannte in ihm den Bahnbrecher. Er ist einer der Vorläufer des Pleinairismus, der entschiedener als andere die im starken Sonnenlicht leuchtenden Farben wiederzugeben suchte. Wenn er dabei zuweilen zu einer harten Buntheit kam, so lag das daran, daß er, der einen feinen Sinn für die duftige Erscheinung der Ferne hatte, nicht in gleichem Maße die Lufttöne auf den Farben des ersten Planes beobachtete. Dieser Mangel an Toneinheit wirkt besonders dann empfindlich, wenn er den Vordergrund, wie er gerne tut, mit grellfarbig angetaner Bauernjugend staffiert. Waldmüller hatte so wenig wie Menzel das koloristische Problem der Freilichtmalerei erfaßt, obwohl jener an einem Übermaß von Farbigkeit und dieser an Farblosigkeit leidet. Vortrefflich ist Waldmüller auch als Porträtmaler. Den äußerlich wenig reizvollen Damen der norddeutschen Ebene, den Tanten, Schwestern und Bräuten der jungen Hamburger setzt er die feschen Wienerinnen entgegen, denen noch im Alter die Lebenslust aus den Augen blitzt. Jene wie dieser schildern ihre Modelle mit echter Natürlichkeit, ohne den geringsten konventionellen Zug. Selbst die Ausdrucksmittel scheinen sich dem Typus der Dargestellten anzupassen. Bei Oldach und Genossen ein ernster, schwerer Ton, nur hier und da eine schüchterne Farbe wie ein verlorenes Lächeln und eine

mühsam zögernde Vortragsweise, Waldmüller aber schwelgt in den Farben bunter Schale, schillernder Seidenstoffe und bauschiger Mädchenkleider und wie liebkosend gleitet sein leichter, geschmeidiger Pinselstrich über die Formen. Sein schönstes Porträt ist aber doch das eines alten Herrn, des russischen Gesandten am Wiener Hof, Grafen Rasumoffsky, es ist so vollendet wie ein Holbein, an den es auch durch die Meisterschaft erinnert, mit der das letzte Detail behandelt und dennoch der schlagenden Wirkung des Kopfes untergeordnet ist. Manche der Wiener Porträtisten kommen Waldmüller nahe, wie der süßlichere Daffinger, wie Danhauser, Eybl, der junge Pettenkofen und Amerling, der von seiner englisch-französischen Schulung eine neue Note beibringt, die sich besonders in der Wahl raffinierter Lichtführung äußert. Erreicht aber hat ihn keiner, ebensowenig wie in der Landschaft, obwohl Pettenkofen, der in der Welt herum kam, seiner Schilderung ungarischen Hirten- und Zigeunerlebens eine internationale Farbenkultur zugute kommen ließ, die dem originelleren Waldmüller noch fehlt. Viel Charme hat auch die vormärzliche Genremalerei der Schindler, Danhauser, Fendi, Treml, deren leichte Sentimentalität, weiche Grazie und fröhliche Farbigkeit eng mit dem Boden der Kaiserstadt verwachsen ist. Das Bildchen von E. Engert, der Hausgarten, erinnert an die trauliche Kleinstadtpoesie, von der Schwind ausgegangen ist, übertrifft ihn aber an Feinheit der malerischen Darstellung.

Es ist wohl keine Frage, daß in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, was Stärke und Eigenart der Begabungen betrifft, Berlin an der Spitze der deutschen Städte steht. Zwar hatte Chodowiecki seinen Stift eben aus der Hand gelegt. Aber Gottfried Schadow lebt bis ans Ende der Periode und wenn er auch als Bildhauer sich grollend zurückzieht, so schafft er doch noch mit dem Blei die köstlichsten Zeichnungen und steht beobachtend und kritisierend als künstlerisches Gewissen hinter der heranwachsenden Generation. Aus dieser ragen Franz Krüger und der 18 Jahre jüngere Menzel als die bedeutendsten empor. Krügers Arbeitskraft war enorm. Die Ausstellung zeigt außer zahlreichen Pastellen und Zeichnungen 34 Bilder von ihm, darunter Riesenleinwande wie die Paraden und die Huldigung. Aber ungezählte Bilder befinden sich noch im Winterpalais und in Zarskoje Sselo, in Hannover, in den königlichen Schlössern, in den Kasinos der Garderegimenter und sonst im Privatbesitz. Eine öffentliche Sammlung scheint sich außer der Nationalgalerie nie um ihn gekümmert zu haben. Und doch ist er ein wahrer und großer Maler, wenn auch die Anforderungen, die durch die Repräsentationsbilder an ihn gestellt wurden, ihn manchmal zu einem etwas äußerlichen Betrieb nötigten. Doch besticht auch da noch die Vornehmheit der Auffassung, die Sicherheit der Zeichnung und das tüchtige, selbst glänzende Malwerk. Als Kraftprobe stehen seine Paradebilder obenan. Die Parade auf dem Opernplatz von 1829, die Krüger im Alter von 32 Jahren schuf, und die vor dem Stadtschloß in Potsdam von 1840, auf denen beiden Nikolaus I. sein Kürassierregiment dem König Friedrich Wilhelm III. vorführt und die wieder in unzugänglichen Gemächern des Petersburger

Winterpalais verschwinden werden, übertreffen in der Verteilung der Massen, der Weiträumigkeit des Stadtbildes und der Einheitlichkeit und Schönheit der Tonwirkung die ähnlichen Bilder aus königlichem Besitz. Aber auch hier bietet die Versenkung in das Einzelne einen unerschöpflichen Genuß. Das Berlin der damaligen Zeit ersteht in voller Lebendigkeit. Das militärische Schauspiel, dem die Aufgabe galt, ist in den Mittelgrund gerückt, um übersehen werden zu können und doch sind die kleinen Figürchen mit einer impressionistischen Treffsicherheit gegeben, daß von den fürstlichen Teilnehmern jeder mit Namen benannt werden kann. Im Vordergrund aber stehen in lockerem Gedränge die Vertreter des geistigen Berlin (das Menzel merkwürdigerweise nie festgehalten hat), die Künstler, den alten Schadow in ihrer Mitte, Schriftsteller, Gelehrten, Diplomaten, Schauspieler und Schauspielerinnen. Ein Dokument von höchstem historischen Wert durch die außerordentliche Porträtähnlichkeit der Dargestellten. Doch nicht minder bedeutend als künstlerische Leistung durch die freie Sicherheit, mit der die Figuren hingestellt sind, die bei aller Kleinheit breite malerische Behandlung, die Meisterschaft, mit der das Stoffliche behandelt ist. Es dürfte wenige deutsche Bilder der Zeit geben, bei denen man mit gleicher Freude sehen würde, wie es gemacht ist. Dabei ist die Schönheit des Pinselstrichs durchaus nicht Selbstzweck, er ist schön als knappster Ausdruck für die lebendige Erscheinung. Diese Eigenschaften kommen in vollstem Maße in Krügers kleineren Bildern zur Geltung, dem Ausritt des Prinzen Wilhelm, dem Prinzen August, der Fürstin Liegnitz, seinen Schwiegereltern und dem schönsten unter allen, dem Porträt eines jungen, klug in die Welt blickenden Mädchens, das einen Feldblumenstrauß in der Hand hält. Pferde und Hunde, die zu den Ausstattungsstücken seiner Paraden gehören, hat Krüger auch gern einzeln behandelt, es dabei aber selten zu einer glücklichen Bildwirkung gebracht, obwohl ihm die Wiedergabe der Tiere keinerlei Schwierigkeit bereitet. Nur ein paar kleine Darstellungen, „Ausritt zur Jagd" und „Heimkehr", zeichnen sich durch eine feine winterliche Stimmung aus. Daß Krüger auch als Landschaftsmaler in erster Reihe steht, hat schon die Potsdamer Parade bewiesen, er gibt aber auch auf einem Porträt Friedrich Wilhelms III. am niederen Horizont einen Blick auf Berlin mit dem Kreuzberg und einen darüber hingleitenden Sonnenstreifen mit breiter Sicherheit. Diese Sicherheit, die Krüger von dem ersten bis zum letzten Bild (soweit wir sie kennen) begleitet, die Unbeirrtheit von fremden Einflüssen, die Unbedenklichkeit, mit der er jeder Aufgabe zu Leibe geht, ist das Charakteristische an ihm. Vielleicht ist es gerade das — ein Mangel an innerer Anteilnahme —, was ihn verhindert, ein ganz großer Künstler zu sein.

Weniger von dem Maler als von dem Zeichner Krüger geht eine gerade Linie zu Adolf von Menzel. Auf der Ausstellung tritt neben die besten der Friedrichsbilder und das Walzwerk eine Auswahl der köstlichen Jugendwerke, die uns heute so viele für den Künstler wie für die deutsche Kunst unerfüllt gebliebene Hoffnungen enthüllen. Eine fesselnde, wenn auch beunruhigende Erscheinung ist der frühverstorbene

Landschafter Karl Blechen. Er malt einen Blick auf Hausgärten und Dächer wie Menzel, doch vor ihm, eine Fabrik mit rauchendem Schlot, wie sie damals noch niemand malte, badende Nymphen und lungernde Faune mit Böcklinscher Poesie, er sieht in den kiefernumstandnen Ufern der Havelseen die große Form, er findet Farben von ungewohnter Stärke für die versengte italienische Sommerlandschaft und wagt im Palmenhaus der Pfaueninsel die feinsten Abstufungen von Grün und zarte blaue Schatten. Neben diesem beweglichen Künstler, der es noch zu keinem Stil gebracht hat, obwohl ihm das Streben nach Stil im Blute liegt, schafft in ruhiger Sicherheit Eduard Gärtner seine Architekturbilder. Schüler von Gropius, hat er seine Hauptanregung doch wohl von Krüger erhalten, ja, vielleicht ist erst durch dessen bestellte Paradebilder den jungen Berlinern die malerische Schönheit ihrer Stadt aufgegangen. Von Roch, Brücke, Hintze, Ahlborn besitzen wir Berliner Ansichten, doch ragt keiner an Gärtner heran. In seinen großen Bildern des Schloßhofs mit den breiten klaren Schattenmassen und der lebendigen Staffage, könnte man noch an Belotto denken, doch schon die Hauptwache, die sich mit dunkler Silhouette gegen den klaren Abendhimmel abhebt, ist ganz selbständig gesehen und in dem großen, von der Werderschen Kirche aus aufgenommenen Panorama, wo ihn keine Rücksicht auf konventionelle Bildwirkung stört, findet er Töne von verblüffender Wahrheit. Die Jahreszahl 1835, die das Panorama trägt, ist von Wichtigkeit, wenn man bedenkt, daß Menzel seinen Bauplatz mit den Weiden erst um ein Jahrzehnt später gemalt hat. Auch Hummel, der der Entstehung und Aufstellung der großen Granitschale vor dem Schinkelschen Museum vier Bilder widmet, zeigt wenigstens in deren bestem, wo seine nüchterne Genauigkeit zu feiner Tonwirkung abgestimmt ist, daß für Menzels Verismus der Boden wohl vorbereitet war.

Unter den Bildnismalern, die neben Krüger in Berlin tätig waren, wie Karl Begas, Wach, Magnus, Gustav Richter, und die ihre Schulung meist in Paris empfingen, ist der erstere wohl der fruchtbarste und ein Künstler von sehr soliden Qualitäten. Trotz der unterstrichenen Charakterisierung wirkt das Gruppenbild mit seinen Eltern, Geschwistern und Kindern frisch und lebendig. Hier mag Winterhalter angeschlossen werden, der fashionable Porträtist der europäischen Höfe, von dem ein Bildnis der Kaiserin Augusta als Prinzessin von Preußen durch den vornehmen Geschmack der Farbe, weißes Kleid mit schwarzem Spitzenschleier durch ein paar blaue Flecken belebt, auffällt. Das streng gezeichnete Bild einer jungen Russin von liebenswürdigster Schlichtheit muß seiner Jugend angehören, während das Porträt der schönen Fürstin Worontzoff die ganze konventionelle Pracht des Modemalers aus der Zeit Napoleon III. entfaltet.


Ludwig Knaus, der mit ein paar trefflichen Porträts, dem wohlbekannten des Sammlers Ravené und dem gänzlich unbekannten des Galeriedirektors Waagen und der noch in Paris entstandenen Katzenmama, bis zu dieser Zeit zurückreicht, mag den Übergang zur Düsseldorfer Schule vermitteln. Auch Gottfried Schadows

Sohn Wilhelm, der dort Akademiedirektor war, wird zu dem regeren Verkehr zwischen den beiden Plätzen beigetragen haben. Aber während in Berlin die stärksten Begabungen Autodidakten sind und auch als Lehrer keine Rolle spielen, zeigt Düsseldorf gewissermaßen die Akademie in Reinkultur. Noch aus älterer Zeit ragt Heinrich Kolbe herein, der ein schlechtes Goethebildnis, aber sonst ungemein lebensvolle Porträts aus der bürgerlichen Gesellschaft seiner Heimat gemalt hat. Von seiner Pariser Lehrzeit bei Gérard bringt er ein ansehnliches technisches Können und einen Empiregeschmack mit, der in der provinziellen Umgebung etwas verbauert.

Der ernsthafteste Künstler, der an der Düsseldorfer Akademie gelernt hat, ist der allzu früh verstorbene Rethel. Seine frühen Ölmalereien sind trotz der kleinen Formate noch leer, das Porträt seiner Mutter, das in der Reproduktion durch eine primitive Schlichtheit besticht, enttäuscht durch die lehmige Farbe. Aber in den Kartons zu den Aachener Wandbildern wächst er über die blutlose Idealkunst seiner Lehrer zu wirklichem Leben. Die einfachen posenlosen Kompositionen, das starke Empfinden, das in ihnen pulsiert, waren ein sichtbarer Protest gegen das Akademische und wurden als solcher auch aufgenommen.

Was sonst noch während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Düsseldorf entstanden war, bot nichts, was auf der Ausstellung als Überraschung wirken konnte, vielleicht den einzigen Leutze ausgenommen, dessen Porträts ein angenehmes diskretes Kolorit und eine nicht gewöhnliche Charakterisierung zeigen.

Auch daß Dresden für die deutsche Kunstgeschichte dieser Zeit von Belang ist, verdankt es weniger seiner Akademie, aus der Vogel von Vogelstein, von dem die Ausstellung ein etwas hartes Bild bringt, das David d'Angers in seinem Atelier vorstellt, und die Bildnismaler Große und Pohle, deren sympathische Porträts schon einer späteren Zeit angehören, hervorgingen, als zwei zufällig aus dem Norden zugewanderten Künstlern, dem Greifswalder Kaspar David Friedrich und dem Norweger J. C. C. Dahl, die beide in Kopenhagen ihre akademische Lehrzeit überstanden hatten. Friedrich gehörte keineswegs zu den ganz Unbekannten. Die Nationalgalerie hat in ihrem alten Bestand zwei Bilder und ein drittes wurde vor wenigen Jahren dazu gekauft, auch für die Hamburger Kunsthalle wurden in der letzten Zeit mehrere Werke von ihm erworben und ein andres, eines der schönsten, hängt seit langem im Weimarer Museum. Aber sie sprechen eine so leise Sprache, daß das eilige Galeriepublikum achtlos daran vorüberging. Erst jetzt, wo all diese bekannten mit vielen unbekannten Bildern aus Privatbesitz vereinigt wurden, kommt sein Wort zur Geltung und mit Staunen vernehmen wir einen Künstler, der Vieles und Ungewöhnliches zu sagen hat. Freilich ist das, was zu uns spricht, nicht gerade das, was seine Zeitgenossen heraushörten: der melancholische Grundton, die mystischen Erregungen, die Kreuze auf Bergspitzen geben, von einer Aureole von Sonnenstrahlen umspielt, die Gefühlsschwelgerei der Freunde, die im Walde das geheimnisvolle Weben des bleichen Mondscheins oder zwischen Felskuppen die roten Flammen des

Nordlichts anschwärmen, oder die Ossianstimmung jener einsamen Gestalt, die auf dem hellen Dünensand stehend, in die Unendlichkeit des tiefschwarzen Meeres hinausträumt, dessen Brausen die weißen Wellenkämme künden. Diese ganze Romantik, die vielleicht auch dem Künstler selbst die Hauptsache war, tritt für uns zurück vor dem Neuen, das sich hier dem sehenden Auge an landschaftlicher Schönheit erschlossen hat. Was Philipp Otto Runge als Kunst der Zukunft vorschwebte, die Schilderung der Landschaft unter dem ewig sich wandelnden Spiel von Licht und Luft, tritt jetzt zum erstenmal auf deutschem Boden in die Erscheinung. Alle Konventionen der älteren Landschaftsmalerei, die auf der Betonung der festen Naturformen basierten, verschwinden hier. Da das Wesentliche die Wiedergabe des atmosphärischen Lebens, der Natur im Wechsel der Jahres- und Tageszeiten ist, so treten ganz neue Motive in den Kreis des Darstellbaren, die von dem nur für das Formale geschulten Auge nicht beachtet wurden. Der braune Acker, über dem das Abendrot leuchtet, die einsame Ebene, die sich in die blaue Dämmerung ferner Berge verliert, die feuchten Wiesen, über die Wolkenschatten streifen, das leicht bewegte Hügelland, auf dem der Silberduft eines blassen Frühlingstages liegt, die flachen Wellen des böhmischen Gebirges, zwischen denen die Morgennebel wallen, das ist der Inhalt der Friedrichschen Bilder, in denen wir die Anfänge einer bis in unsere Tage ansteigenden Entwicklung erkennen. Diese Anfänge sind schüchterner ihrer Ausführung als ihrer Tendenz nach. Die Malerei ist dünn und fast zaghaft, es fehlt ihr etwas die Lebensfülle des unmittelbar geschauten. Man versteht das, wenn man hört, daß Friedrich nie ein Bild vor der Natur gemalt hat, daß er mit einer genauen Vorzeichnung begann und dann in langsam fortschreitender sorgsamer Arbeit die Farbe aus der Erinnerung auf die Leinwand brachte. Auf einem Bilde seines Freundes Kersting sehen wir ihn in seinem Atelier, blond, blauäugig, in grauem Wams, die Füße in Filzpantoffeln, wie er über einen Stuhl gebeugt, sein Bild, das auf einer Staffelei steht, prüfend betrachtet, an der kahlen Wand hängt eine Palette und ein Winkelmaß. Man denke an Manets Bild „Das Atelier von Monet", der dargestellt ist, wie er in greller Sonne unter einem Zeltdach im Kahne sitzend malt.

Dieses träumerische Zarte ebenso wie die verfeinerte Beobachtung fehlen den Landschaften Dahls, die vielmehr Bilder im hergebrachten Sinne sind, wenn auch sehr gute. Mehr Interesse erwecken seine kleinen Studien, die flüchtige Naturstimmungen lebendig wiedergeben. Eine eigentliche Entwicklung in der Richtung auf eine intensivere Anschauung oder gesteigertes Ausdrucksvermögen scheint er so wenig wie Friedrich erfahren zu haben, obwohl beide alt wurden. Seine Birke im Sturm, ein mit Recht berühmtes Bild aus der späteren Zeit, zeigt dieselbe spitzpinselige Behandlung und etwas falsche Farbe wie seine frühern Sachen.

Von den Künstlern, die sich in Dresden diesen beiden Meistern anschlossen, sind noch der Norweger Fearnley, der, dank seiner vielen Reisen, ein ziemlich wechselvolles Gesicht zeigt und die Sachsen E. F. Oehme und der Arzt Karl Gustav

Carus zu nennen. Dieser letztere ist für die Kunstgeschichte wichtiger denn als Maler durch seine Briefe über Landschaftsmalerei, die wertvolle Aufschlüsse über die künstlerischen Anschauungen des Kreises geben.

Georg Friedrich Kersting wurde schon bei dem Bild, das er von dem Atelier seines Freundes Friedrich gemalt hat, genannt. Neben diesem gehört er vielleicht zu den größten Überraschungen der Jahrhundertausstellung. Wie Friedrich stammt er aus dem höchsten Norden Deutschlands, wie dieser besuchte er die Kopenhagener Akademie und zog wie dieser nach Dresden. Wie konnte es nur geschehen, daß die Dresdner Gemäldegalerie nicht ein einziges Bild dieses Künstlers besitzt? Denn er steht um nichts den meisten der holländischen Kleinmeister nach, die dort in Masse vertreten sind, und er war ein Deutscher und er hat in Dresden gemalt, an der Porzellanfabrik von Meißen sogar in staatlicher Anstellung. Und wie ist es möglich, daß von diesem Maler, der 64 Jahre alt wurde, nur knapp sieben Bilder bekannt sind? Und seine Art war doch so, daß sie niemand vor den Kopf stoßen konnte, höchste Vollendung und ein stilles, bescheidenes Wesen. Das Neue, was darin lag, gewisse zarte, noch nie gesehene Farbenverbindungen, eine schmeichelnd die Dinge umspielende, alle Schatten durchleuchtende Atmosphäre wurde sicher von den meisten nicht, jedenfalls nicht störend empfunden. Er malt Interieurs, immer nur mit einer Figur darin, die meist vom Rücken gesehen ist. So wie Friedrichs Mädchen am Fenster, das kräftiger wirkt, aber nicht dieses letzte an Durchführung hat, wo man wirklich nicht mehr ahnt, wie es gemacht ist und auch nicht darnach fragt. Beide aber haben die Anregung zu solchen Werken wohl in Kopenhagen erhalten. Man wird an die ähnlichen dänischen Bilder von Bendz bis Hamershoj erinnert. Das Bild, das diese Qualität am reinsten zeigt, der Künstler in seinem Zimmer vom Rücken gesehen (auch der Delfter Vermeer hat dieses Motiv gemalt), trägt das Datum 1811.

Hier muß noch eines Malers gedacht werden, an dem die Kunstgeschichte bisher völlig achtlos vorbeiging. Ferdinand von Rayski scheint an der Dresdner Akademie gelernt und bis zu seinem erst 1890 erfolgten Tod in Sachsen gearbeitet zu haben. Er malte für die adligen Familien, auf deren Besitzungen er freundschaftlich verkehrte, Porträts und Jagdbilder. Von 1843 stammt ein lebensgroßes männliches Bildnis in ganzer Figur. Die Charakteristik des vornehmen, mit eleganter Knappheit gekleideten Herrn, der selbstbewußt, leicht posierend sich auf die hohe Lehne eines Stuhles stützt und der — aber vielleicht ist das Täuschung — ein leiser Zug von Ironie beigemischt erscheint, ist vortrefflich, noch vortrefflicher aber ist der Geschmack, mit dem in die Harmonie schwärzlicher Töne die violetten Lichter des Samtüberzugs des Stuhls hineingestimmt sind und die ganz freie, leichte Pinselführung. Man kann sich ein derartiges Werk schlechterdings nicht denken, ohne das Vorbild englischer Meister, wie Lawrence etwa, so viel künstlerische Kultur steckt darin, in der deutschen Kunst fehlt jede Anknüpfung. Ein großes, wesentlich später entstandenes Bild, brechende Wildschweine, hat, möglicherweise nur dank seines unfertigen Zustandes, eine breite dekorative Wirkung.

Unter den kleineren mittel- und süddeutschen Kunstzentren hat am meisten Frankfurt eine Produktion von örtlichem Gepräge. Zwar hatte sich das Nazarenertum hier in der Person der Maler Ph. Veit und Steinle niedergelassen und wurde später durch die Düsseldorfer Genremalerei eines Jakob Becker verdrängt. Aber die Städelsche Schule, an der diese lehrten, besaß doch nicht die Autorität der großen Akademien, um die lokale Tätigkeit in ihren Bann zu zwingen. Von A. W. Goebel zeigt die Ausstellung außer dem charakteristischen Porträt Schopenhauers noch die Gruppe einer Bettelfrau mit ihrem Kind, die für das Entstehungsjahr 1858 eine auffallend malerische, etwas saucige Behandlung zeigt. Von M. Oppenheim sind tüchtige Porträts aus den zwanziger Jahren da, das einer jungen Dame und eines von L. Börne. Als Landschafter tun sich durch intime Beobachtung Peter Becker und J. F. Dielmann hervor. Der letztere wird dann Chef der Kronberger Schule, wo sich Burger, der Orientmaler Schreyer und der von der Schule von Barbizon beeinflußte Burnitz zusammenfinden, doch gehört die Haupttätigkeit dieser koloristisch nicht unbegabten, aber etwas kraftlosen Maler schon der neueren Zeit an. Hier darf noch der Hanauer Fr. K. Hausmann genannt werden, der in seinen Skizzen aus dem Beginn der fünfziger Jahre ein beachtenswertes, an belgischen und französischen Mustern gebildetes koloristisches Talent offenbart.

Wenig oder nicht gekannt waren bisher die Landschafter H. Schilbach aus Darmstadt, dem eine überraschend frisch gesehene Ansicht des Wetterhorns von 1835 gehört, Christian Köster und G. W. Issel, die beide in Heidelberg malten, wo schon Ernst Fries tätig war. Man hat das Gefühl, daß in jenen Gegenden wenn der Privatbesitz erst einmal systematisch abgesucht wird, noch manche feine Begabung gefunden werden dürfte. Ganz autochthon sind freilich auch die Genannten nicht. Fries hängt mit den römischen Landschaftern zusammen, Köster hat sich an Claude Lorrain gebildet und der stille, so gemütvoll deutsch wirkende Issel hat in Paris gelernt. Sein bestes Bild stellt die drei Kirchen auf der Höhe des Pantheons dar.

Preller in Weimar zeigt sich nur in seinen Naturstudien als Landschaftsmaler von selbständiger Empfindung, mit seinem frühesten Bild „der Künstler und seine Freunde beim Schlittschuhlaufen" steht er ganz unter altholländischem Vorbild, die Skizzen zu den Fresken aus der Odyssee sind abhängig von den klassizistischen Anschauungen der Weimarer Kunstfreunde. Doch hat die Weimarer Kunstschule diesen Einfluß bald überwunden. Nach der resultatlosen Episode Böcklin-Lenbach-Begas zu Anfang der sechziger Jahre wurde sie durch Theodor Hagen zur Lehrstädte für eine Reihe tüchtiger Landschafter, ohne daß sie ihnen den Mut und die Lust, der allgemeinen Entwicklung zu folgen, verkümmert hätte.

In Karlsruhe konnte sich neben der von Düsseldorf genährten Akademie, für die J. W. Schirmer und K. Fr. Lessing den Ton angaben, eine selbständige Kunst nicht behaupten. Feuerbach wußte davon zu erzählen.

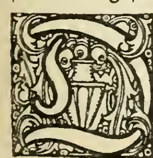
Ein eigentümlicher Sittenschilderer ist der in Stuttgart tätige Pflug von Biberach. Die schwäbische Wochenstube von 1828 und der Pfarrer, der einem Bauer den Verkündschein übergibt, lassen mit ihrer leicht karikierenden Art an Hogarth denken, an den freilich die dünne reizlose Malerei nicht von ferne heranreicht. Wilhelm Schnizer ist ein Zeitgenosse von Krüger und dem Münchener Kobell. An deren strenge Wirklichkeitsschilderung wird man vor seinen Schlachtenbildern aus den Freiheitskriegen erinnert, die indes viel unbeholfener, glatt und bunt sind, aber in dem landschaftlichen Hintergrund trotz der zu scharfen Klarheit viel Naturempfindung verraten. Theodor Schüz zeigt sich in seinem, übrigens mäßigen Bild von 1861, auf dem Erntearbeiter in dem blauen Schatten eines großen Baumes Mittagsrast halten, während die Landschaft ringsum in greller Sonne liegt, als Pleinairist in der Art des späten Waldmüller.

Die Schweizer, die sich alle im Ausland, an den deutschen Akademien, meist aber in den Pariser Ateliers ihre Bildung holten, haben kaum etwas außerhalb des Gegenständlichen liegendes Gemeinsames. Merkwürdig ist die Ansicht von Partenkirchen aus dem Jahre 1794 von J. J. Bidermann durch die kräftige, weder an die Rokokomalerei, noch an die römischen Landschafter erinnernde Darstellung. Von den Schweizer Nazarenern ist L. Vogel zu erwähnen, der in der „Gartenlaube" ein poetisches, in der „Tellenfahrt" ein kulturhistorisch amüsantes Bild liefert, und Eduard Steiner, dessen Selbstporträt vor der Staffelei den Typus jener hochgespannten, zu Cornelius' Füßen sitzenden Künstlerjünglinge gut veranschaulicht. R. Koller, der später so konventionell wurde, überrascht durch ein paar saftig grüne Naturstudien von einer an Courbet gemahnenden Kraft.

Aehnlich wie in Berlin bestand auch in München, nur nicht von gleich starken Talenten getragen, neben dem durch Cornelius mit großer Autorität vertretenen Akademismus eine Richtung, der vor allem die malerische Erfassung der Natur am Herzen lag. Ihr gehören die Pferde- und Schlachtenmaler A. Adam, J. A. Klein, P. Heß, dann H. Bürkel und andere an, von denen manche noch Schüler von Cornelius' Vorgänger P. v. Langer waren, der, zum Unterschied von jenem, Wert auf das Handwerkliche der Malerei legte, ferner die Landschaftsmaler J. J. Dorner, M. J. Wagenbauer, H. Heinlein, F. v. Kobell, die Architekturmaler D. Quaglio und M. Neher. Sie alle überragt W. v. Kobell durch die Stärke und Entwicklungsfähigkeit seiner Begabung. Noch im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts und im Beginn des 19. malt er stattliche Landschaften mit lebensvoller kräftiger Tierstaffage, gute Bilder, die aber über die holländische Tradition nicht wesentlich hinausgehen. In dem Pferderennen zu München, das von 1810 auf 1811 entsteht, geht er schon ganz naiv in der Schilderung dessen, was er vor Augen sieht, auf. Er ist dem neuen und schweren Vorwurf noch nicht überall gewachsen, aber er fragt keinen alten Meister um Rat und müht sich redlich, das bunte und bewegte Treiben auf der weiten von Wolkenschatten überflogenen Oktoberwiese wiederzugeben. Die volle Lösung der Aufgabe ist erst den französischen Impressionisten geglückt. Künstlerisch

noch höher stehen die Schlachtenbilder, von denen die Belagerung von Kosel (1807) aber möglicherweise früher zu datieren ist. Es ist Morgenstimmung, die im Vordergrund auf einer Anhöhe haltenden Reiter werfen lange Schatten in das Bild hinein. In der Ferne sieht man die befestigte Stadt, noch ganz in die Frühnebel getaucht, die unter den Strahlen der aufsteigenden Sonne in Fluß geraten. Auf dem Treffen bei Bar sur Aube (1814) bewegen sich vorn zwischen den kahlen Stöcken eines Weinbergs einzelne Soldaten (es sind Baiern mit dem Raupenhelm wie auf der Belagerung), weiterhin schlängeln sich geschlossene Züge, den Falten des Geländes folgend, man sieht nur die graue Masse der Bajonette, die plötzlich silbrig leuchten, wenn die Abteilungen aus der Dämmerung, die schon die Tiefe bedeckt, wieder auftauchen. In dunkler Silhouette stehen die Hügelzüge des Hintergrundes gegen den Abendhimmel. Es sind die Licht- und Luftprobleme, die ihn beschäftigen wie im Norden Friedrich. Und wie anschaulich ist das alles gegeben und wie überzeugend im Vergleich mit dem späteren Schlachtenbilderschema, das auf den theatralisch zugespitzten historischen Moment komponiert ist. Die Jahrhundertausstellung hat diesen wichtigen zu Unrecht vergessenen Maler wieder zu Ehren gebracht. In München hat man sich nur an das Gegenständliche seiner Bilder gehalten. Das Pferderennen hängt im Historischen Museum der Stadt, die Schlachtenbilder unterbrechen die Trophäenwände im Armeemuseum, andre sehr schöne befinden sich kaum beachtet im Treppenhaus eines Offizierskasinos. Muther, der doch sein Buch in München schrieb, tut Kobell mit einem Satz ab, während er für einen Maler wie Bürkel acht Seiten übrig hat. Gurlitt erwähnt ihn in seiner später erschienenen Geschichte der deutschen Kunst im 19. Jahrhundert überhaupt nicht.

Über diese Zeit hinaus führt der köstliche K. Spitzweg, dem ein ganzes Kabinett eingeräumt wurde. Mit ihm tritt zum erstenmal der Einfluß der Schule von Barbizon in die Münchener Kunst und an einem Stoffgebiet, für das er am wenigsten geeignet schien. Man denke: das Kolorit von Diaz und der Humor und die Dachkammerpoesie des deutschen Biedermeiers, wie soll sich das vertragen! Aber es verträgt sich ausgezeichnet, denn Spitzweg ist ein so vortrefflicher Maler, daß die Freude an der farbigen Gestaltung zunächst alles überwiegt. Sie wird auch nicht getrübt durch den manchmal allzu anekdotischen Inhalt, aber am vollsten ist die Wirkung doch da, wo der Inhalt restlos in der dekorativen Erscheinung aufgeht wie in dem Flötenkonzert, dem Pfarrer, der seine Kakteen betrachtet, und dem für ihn ganz ungewöhnlichen Frauenbad in Dieppe, das mit seinen feinen durch alle Nuancen geführten grauen Tönen, auf denen die wenigen starken Farben so lebendig stehen, beweist, daß er hier einmal nach der Natur gemalt hat.


ieses Malenkönnen, das Spitzweg bei den Franzosen erwarb, wurde denn auch in München akademiefähig, als die Ära Cornelius der Ära Piloty wich. Auch Piloty hatte sein Können aus Paris, teils indirekt über Antwerpen, teils direkt von Delaroche bezogen. Damit war indes im Prinzip nichts Neues gegeben. Seit

jeher hatten fast alle bedeutenden Maler, die an der Berliner Akademie wirkten, ihre Ausbildung in Pariser Ateliers gefunden. Durch das ganze Jahrhundert waren deutsche Künstler, denen es mit ihrer Vervollkommnung Ernst war, nach Paris gewandert, teils um in den Ateliers berühmter Lehrer zu arbeiten, teils um in die Nähe eines verehrten Meisters zu kommen, oder auch nur, um die besondere künstlerische Atmosphäre zu atmen, in der neben der strengen, in ihrer Tradition nie unterbrochenen Schulung eine freie Beweglichkeit der malerischen Anschauung gedieh. Wer dabei seine Persönlichkeit einbüßte, hatte wohl nicht viel zu verlieren, er dürfte aber doch immer eine solide Technik profitiert haben. Die starken Begabungen, auf die einzig es in der Kunst ankommt, sind reicher und besser ausgerüstet zur Betätigung ihrer schöpferischen Kräfte zurückgekehrt.

Pilotys dauernder Ruhm ist, ein guter Lehrer gewesen zu sein. So einseitig Cornelius war, so sehr respektierte Piloty die Individualität seiner Schüler. Nur auf das Lernbare erstreckte er seinen Einfluß. Talente von ganz verschiedener künstlerischer Physiognomie haben bei ihm ihre Ausbildung gefunden, wie Marées, Makart, Max, Defregger, Lenbach, Leibl. Ihm im wesentlichen hat München es zu danken, wenn es in den zwei letzten Jahrzehnten unserer Periode die Führung in Deutschland übernimmt. Fast alle bedeutenden Maler dieser Zeit haben sich, auch wenn sie nicht seine Schüler waren, wenigstens vorübergehend in München aufgehalten. Die stärkste, wenn auch äußerlichste Reaktion gegen die Cornelianische Formenstrenge war der Makartsche Farbenrausch. Ganz altmeisterlich, ohne die geringste Beziehung zur lebendigen Natur, haben seine Bilder doch manchmal den Reiz einer schönen geheimnisvoll leuchtenden Materie. Die kleine Skizze der Raczynskisammlung repräsentiert ihn darin weit glücklicher als ein lebensgroßes Porträt und das Prunkstück der Katharina Cornaro. Viel feiner ist Gabriel Max in dem kleinen Bildchen der Schwestern und dem größeren Frühlingsmärchen, die den leisen Klang seiner blassen Farben ohne den maladiven Zug der spätern Werke zeigen. Der robuste weibliche Akt mit dem großen Strohhut verrät, daß auch Max einmal in den Bannkreis Courbets kam. Die Pinzgauer Bauernstube und der Saal in Runkelstein von Defregger haben eine Raumpoesie, die von der historischen oder humoristischen Anekdote seiner berühmten Bilder vernichtet wird, ohne daß diese einen Ersatz für sie bietet. Überraschend ist auch die tiefe Tonschönheit seiner Almlandschaft. F. Lenbach ist mit den Werken seiner frühen Zeit vertreten. Die zahlreichen Naturstudien entschädigen, so lebendig sie sind, nicht für das Fehlen des sich sonnenden Hirtenjungen und der Alhambra, eine der geistreichsten Landschaften der deutschen Kunst, die sich beide bei Schack befinden. Dagegen zeigen ihn das so vornehm zurückhaltende Porträt der Frau von Muchanow und die Bildnisse des Herrn von Hornstein und des Kupferstechers Geyer mit ihrer intimen Durchmodellierung von seiner besten Seite. Das Bildnis eines Künstlers aus der frühsten römischen Zeit hat in der Vereinfachung der Form und der Art, wie der blasse Kopf mit dem schwarzen

Haar gegen den weißen Grund gesetzt ist, eine von ihm nie wieder erreichte und wohl auch nicht angestrebte dekorative Wirkung.

Das Höchste aber, was die Pilotyschule, was München überhaupt hervorgebracht hat, ist Leibl. An malerischer Qualität ist auch in ganz Deutschland nichts besseres geleistet worden. Die Vollendung, mit der die leisesten Schwingungen der Form, die Kraft der spannenden jugendlichen Haut, unter der man das Blut pulsieren sieht, und die welke, runzlige eines alten Gesichts, die Stofflichkeit eines Wollkleides, das Metall des Schmuckes und das gemaserte Schnitzwerk eines Kirchenstuhls wiedergegeben ist, und das nicht etwa mit einem weichlichen oder gar zaghaften, sondern durchaus lebendigen Pinselstrich, erscheint unbegreiflich. Das alles bezieht sich auf die „Frauen in der Kirche", aber anderes ist vielleicht noch köstlicher, wie die luftumspielten Hände und der starke Klang von Schwarz und Rot auf dem wolkigen Grau der Wand bei den „Dachauerinnnen", oder die Sicherheit, mit der mit breiten Pinselhieben der Kopf des „Bürgermeisters" zusammengezimmert ist, oder die unvollendete „Tischgesellschaft" mit ihren Versprechungen und einigen entzückenden Erfüllungen.

Kein Bild ist da, das nicht schon wiederholt gesehen worden wäre, aber noch nie hatte man die Gelegenheit gehabt, so viele beisammen zu sehen. Sonst hätte sich wohl die Fabel nicht erhalten, daß die Deutschen nicht malen können. Denn das Merkwürdige ist, daß Leibl, obwohl er in München von Courbet so stark berührt wurde, daß er ihm nach Paris folgte und dort längere Zeit arbeitete, doch einen bestimmenden Einfluß von der französischen Malerei nicht erfahren hat. Courbets Vorbild liegt bei einer Reihe anderer Deutschen klar zutage, bei Leibl läßt es sich nicht nachweisen, obwohl die Kunstgeschichten davon erzählen.

Auch der engere Leiblkreis zeigt keine Spuren davon, weder Sperl, von dem die Ausstellung eine gute Landschaft und ein paar seiner koloristisch so geschmackvollen Bauernhäuschen brachte, noch das treffliche Atelierbild von Th. Alt, oder das feine, etwas weichliche Schuchporträt von Hirth du Frênes, oder dessen flotte Segelbootskizze. Nur die schönen Stilleben Schuchs, vor allem das mit den roten Äpfeln auf dem weißen Tischtuch lassen den Einfluß Courbets erkennen, aber der hatte ihn aus erster Hand, als er mit Trübner zusammen Paris besuchte.

Von der Karlsruher Akademie war Trübner über Stuttgart, wo er bei Canon arbeitete (von dem die Ausstellung ein kräftiges Porträt des Karlsruhers F. W. Schirmer enthält), nach München und in den Leiblkreis gekommen. Er hat sowohl die Einflüsse Leibls wie diejenigen Courbets, die namentlich in einigen Stilleben erkennbar sind, zu einer persönlichen starken Note verarbeitet. Gerade bei ihm sieht man, was man von den Franzosen lernen konnte, die dekorative Wirkung, die lückenlose Tonfolge, den sonoren Klang der Farbe und was Leibl nicht gelernt hat. Erstaunlich ist, welche Fülle reifer Werke der junge Künstler zwischen seinem zwanzigsten und fünfundzwanzigsten Jahre geschaffen hat. Porträts, Landschaften, Stilleben, die köstlichen kleinfigurigen Bilder, den meisterhaften verkürzten Christus, noch erstaunlicher aber, daß sich damals in Deutschland kein Mensch, geschweige denn ein

Galeriedirektor um diese Sachen gekümmert hat. Daneben haben die Werke der anderen Courbetnachfolger wie Scholderer und Viktor Müller einen schweren Stand, doch ist des ersteren Violinspieler am Fenster eine ernste, ihrer Zeit vorauseilende, und des letzteren Schneewittchen mit den Zwergen (besonders die Skizze) eine ungewöhnlich graziöse Leistung.

Selbst Thoma verliert neben der ausgeglichenen Sicherheit der Trübnerschen Arbeiten. Und obwohl seine Jugendwerke die malerisch besten sind und es sind vortreffliche darunter, wie die balgenden Buben, die Hühner, die Schwarzwaldweide mit den Ziegen, so lag doch seiner Begabung, die zur Erreichung ihrer Wirkungen sich auf rein malerische Mittel nicht beschränkt, Courbet nicht eigentlich. Er ist wohl am besten da, wo er sich am weitesten von ihm entfernt, wie in dem auch gut gemalten Rhein bei Säckingen, wo die etwas flaue, silbrige Stimmung eines deutschen Frühlingstages überzeugend geschildert ist.

Ein Schüler des Krügerschülers Steffeck, bei dem auch Marées begonnen hat, ist Max Liebermann. Er steht aber mit dem Leiblkreis durch Munkaczy in Verbindung, hat in Paris durch Millet die einfache Geberde der Landarbeiter kennen gelernt und dann durch Israels die Schönheit von Frans Hals und die malerischen Reize Hollands entdeckt. Es ist sehr lehrreich, in der Sammlung früher Liebermannschen Bilder zu sehen, wie ein starkes Temperament sich diese verschiedenartigen Einflüsse zu einem persönlichen Ausdruck assimiliert. Wie er von dem Kellerlicht des ungarischen Malers über die verschleierte Farbigkeit der „Dorfstraße" zu der farbigen Helligkeit des „Altmännerhauses" und der „Waisenmädchen" fortschreitet. Man freut sich, in diesen ersten konsequenten Schritten die Anfänge einer mit stetiger Sicherheit zur impressionistischen Farbenpotenz hinführenden Entwickelung zu erkennen und man freut sich, schon in diesen Anfängen die große auf das Wesentliche sich konzentrierende Charakterisierungskunst zu finden.

Böcklin, Marées und Feuerbach teilen das Schicksal, von ihrer Zeit nicht verstanden und erst nach ihrem Tode (wovor den erstgenannten nur sein hohes Alter bewahrte) anerkannt worden zu sein. Alle drei haben sich nach Italien zurückgezogen, wo sie ganz auf sich gestellt nur im Verkehr mit der schönen Natur und der großen Kunst der Vergangenheit des Landes ihre Werke schufen. Gewannen diese auch durch die Ruhe inneren Ausreifens, so behielten sie doch etwas von der Unkraft schöner Treibhausblüten, die nicht in Licht und Luft des freien Tages sich erschlossen. Man kann sich nicht denken, daß einer der führenden Meister der französischen Malerei das geworden wäre, was er ist, wenn er fern von der Heimat, losgelöst von den lebendigen Kräften der Gegenwart und ohne die Stütze und Stärkung durch gleichgesinnte Weggenossen sein Werk vollbracht hätte. Alle drei wurden nie oder fast nie vor eine Aufgabe gestellt, die ihrem Wesen entsprach. Während sich Jahr für Jahr in Deutschland die Wände der öffentlichen Gebäude mit den Leistungen des schlimmsten Akademismus bedeckten, waren diese genötigt, ihre großen Formgedanken in den engen Rahmen der Staffeleibilder zu zwängen.

Am schwersten litt Marées darunter, am leichtesten hat sich Böcklin damit abgefunden, der von den Dreien am wenigsten Stilgefühl, aber vor ihnen voraus die leicht quellende Erfindungsgabe und unerschöpfliche Gestaltungskraft hatte. Er ist durch alle Phasen seiner Tätigkeit, von der frühesten Zeit bis zum Anfang der achtziger Jahre, durch gute, zum Teil durch seine besten Bilder vertreten. Der Bacchantenzug, ein köstliches Werk von frischester Bewegung und leuchtend-warmen Tönen steht noch unter dem Einfluß seines Lehrers J. W. Schirmer. Von großem Charakter bei wahrer Naturempfindung ist eine Landschaft aus der ersten römischen Zeit. Von den Porträts ragen durch die vornehme Farbenhaltung dasjenige der Donna Clara und durch die pleinairistische (das Pleinair des Piero della Francesca) Auffassung, das des Bildhauers A. Kopf hervor. Diesen selben sechziger Jahren, in denen sich als Reaktion gegen den altmeisterlichen Ton der vorhergehenden römischen Zeit seine Palette zusehends aufhellt und seine Landschaften in sonnigem Schimmer leuchten, gehört das reizende Bildchen mit den vor einem goldenen Kornfeld im blauen Schatten eines Gebüsches badenden Nymphen, der große duftige Frühlingsreigen und die in strahlender Klarheit aus dem lichtblauen Meer auftauchende Venus anadyomene. Um 1870 etwa, gerade als in Frankreich die Freilichtmalerei ihre ersten programmatischen Werke schafft, vollzieht sich bei Böcklin die Umwandlung zu einer „Luft und Licht" ignorierenden tiefen Lokalfarbigkeit, deren starken, manchmal gewaltsamen Kontraste, getragen von einer in diesem Sinne erfundenen phantastischen oder religiösen Staffage eine besondere poetische Stimmung auslösen sollen. Die klassischen Beispiele für diese Entwicklungsstufe sind die große Kreuzabnahme und das Meeresidyll. Hierher gehören auch die beiden Selbstporträts, das mit dem fiedelnden Tod und das andere, wo hinter dem dunkeln Kopf des Künstlers die Säule und der Lorbeer sich gegen den hellen Himmel absetzen.

Nach gerade entgegengesetzten Zielen entwickelte sich die Kunst Hans von Marées'. Er begann als Schüler Steffecks in Berlin und kam dann nach München in den Kreis Pilotys. In den Bildern aus dieser Zeit spielt das Pferd eine große Rolle. Er malt eine Reiterattacke, die Schwemme in der Schackgalerie, die rastenden Kürassiere und Pferde, die zur Tränke geführt werden, beide Bilder in der Ausstellung. Namentlich die drei letztgenannten sind nicht ohne koloristische Feinheit in den etwas verschleierten Tönen und zeigen einen Sinn für Weiträumigkeit. An gleichzeitige Münchnerische Sachen erinnern sie nicht, man möchte eher an Einflüsse der Schule von Barbizon denken. Hier entsteht auch das lebendig modellierte, in der Farbe sehr geschmackvolle Porträt Haegers.

Seit 1864 lebt Marées beinahe ununterbrochen in Rom. Bilder aus den ersten Jahren scheinen nicht erhalten zu sein. Vielleicht gehört hierher das in der Schönheit seiner Malerei unübertreffliche Doppelporträt von Marées und Lenbach, das Porträt Hildebrands ist von 1867—8, das Doppelporträt Hildebrands und Grants von 1871, von etwa 1872 die Bildnisgruppe für die Neapeler Fresken. Diese Arbeiten stehen in der stillen Geschlossenheit ihrer Wirkung in der deutschen

Kunst jener Tage ohne Rivalen da. Aus derselben Zeit stammen die Römische Landschaft und die Römische Vigna, die einzigen noch dem modernen Leben angehörenden Kompositionen (mit Ausnahme des eines Freskos in Neapel). Doch denkt man nicht daran, daß sie moderne Gegenstände behandeln, so aller Erfahrung entrückt erscheint die tiefe mysteriöse Färbung, aus der bleiches Fleisch und leuchtend rote Gewandstücke aufblitzen. Ähnliche koloristische Tendenzen herrschen in den religiösen Darstellungen: Philippus mit dem Kämmerer, dem hl. Martin, dem hl. Georg.

Dazwischen treten Entwürfe auf, die immer sichtbarer zu dem überleiten, in dem Marées den eigentlichen Ausdruck seines künstlerischen Verhältnisses zur Natur sieht. Was nicht rein künstlerischer, formaler Inhalt ist, verliert jegliches Interesse für ihn. Er vermeidet jeden auch nur entfernt novellistischen oder historischen Stoff. Nackte Menschen, die sich in Hainen bewegen, oder ruhen, oder Früchte pflücken, sind jetzt der stets wiederkehrende Vorwurf. Aus diesen Elementen, den Vertikalen der Bäume, zu denen sich oft als belebendes Motiv noch architektonische Formen gesellen, den Horizontallinien der Landschaft und den mit diesen Hauptrichtungen sich kreuzenden und schneidenden Formen des bewegten menschlichen Körpers sucht er eine zugleich klare und reiche räumliche Vorstellung der Natur zu entwickeln. Der künstlerische Genuß besteht in der Erkenntnis der einfachen Gesetzmäßigkeit dieser Bildungen. Dagegen verliert bei ihm die Farbe alle Bedeutung als raumgestaltendes Element, zu der sie sich im Pleinairismus eben im höchsten Maße gesteigert hatte. Das altmeisterliche Kolorit dient ihm bloß zum Schmuck und trägt, wie die farblose Reproduktion zeigt, in keiner Weise zur Verdeutlichung der Vorstellung bei.

Es war Marées nicht gegeben, eine seiner Kompositionen zur Vollendung zu bringen. Die Absicht, die Raumillusion durch äußerste Formdurchbildung auf die höchste Höhe zu treiben, und das Ungenügen an dem Erreichten verhinderten ihn stets an einem befriedigenden Abschluß der Arbeit. Doch können wir auch der fragmentarischen Form seiner Werke unsere Bewunderung nicht versagen.

Zur selben Zeit etwa wie Manet saß auch Anselm Feuerbach in Paris in Coutures Atelier (doch ist es vielleicht ungerecht, zu verschweigen, daß er mit der Düsseldorfer Akademie anfing). Mit Dank hat er sich zu dem bekannt, was er hier gelernt. Sein Vorbild ist noch deutlich in den Werken, die hier entstanden, dem Hafis vor der Schenke und dem Tod Aretinos, geschickten Arbeiten, die eine große Beherrschung des Metiers zeigen, aber sich nicht wesentlich über die „Décadence des Romains" erheben. Was er hier gelernt, lehrt am deutlichsten ein Vergleich des vor dem Pariser Aufenthalt entstandenen weichlichen Porträts Cannstadts und dem 1853 in Heidelberg gemalten des Professors Umbreit mit dem prachtvoll monumentalen, wie aus Stein gehauenen Gelehrtenkopf. Die Jahre in Venedig (54 und 55) vergehen ihm mit Kopieren nach Tizian und anderen. Aber hier zum erstenmal findet man in den Landschaftsstudien, die er bei einem Ausflug nach Castel Toblino malte, und bei der gewaltigen, in ihrem Stil gewaltigen, Ansicht aus den Bergen von Carrara die eigentümlich gedämpfte wie verstaubte Farbenharmonie

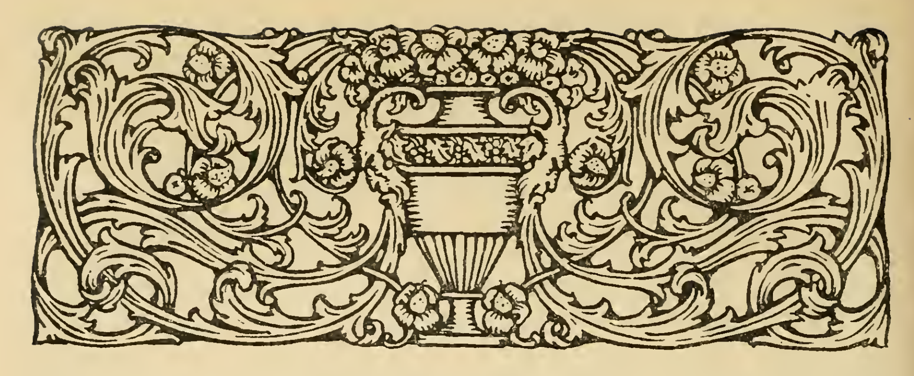
Feuerbachs. Aus den ersten römischen Jahren stammen die noch unter dem Eindruck der venezianischen Meister geschaffenen Kinderbilder und die schöne Madonna.

Ein Jahr später datieren die ersten Bilder, zu denen ihm Nana, die Schustersfrau, die sein Modell wurde, gesessen ist. Überraschend tritt es auf der Ausstellung zutage, wie nun die stolze Schönheit dieses römischen Weibes seine Phantasie erfüllte. Sie erlöst ihn aus der Abhängigkeit von der alten Kunst, und stellt ihn auf seine eignen Füße. An ihr entwickelt sich sein Formenideal zu jener plastischen Einfachheit, die nun ganz den Bildgedanken bestimmt, die Farbe erhält den besonderen Charakter kühler vornehmer Zurückhaltung und die Landschaft wird zur Hintergrundkulisse. Neben Bildnissen der Nana, die nichts als solche sein wollen und in ihrer stillen Größe an Sebastiano del Piombo gemahnen, treffen wir sie in der Verkleidung als Virginia, als Lesbia, als Mirjam, auf dem Familienidyll „der Mandolinenspieler" als glückliche Mutter, dem Selbstporträt des Künstlers gesellt und endlich inspirierten ihre königlichen Formen Feuerbach zu den Iphigenien und Medeen, in denen seine Kunst vielleicht ihren reinsten und reifsten Ausdruck findet. Hier auch wird es besonders deutlich, welche Kluft sein Gestaltungsprinzip, in dem eine, wenn man so sagen kann, reliefartige Herausarbeitung der Körper angestrebt wird, von den Schöpfungen Marées trennt, für den die menschliche Gestalt nur eines der Elemente zur Verdeutlichung der allgemeinen Raumvorstellung ist. Wie merkwürdig, daß die drei Deutschen, die gleichzeitig auf italienischem Boden weilten und sich kannten, sich gegenseitig fast gar nichts gaben.

Einem kurzen Besuch in Heidelberg danken die beiden Frühlingsbilder, Damen im Freien musizierend, ihre Anregung und es gibt zu denken, daß aus seiner Berührung mit dem modernen Leben Werke entstehen, deren Verwandtschaft mit der Kunst Manets nicht zu verkennen ist.

Von seinen späteren Schöpfungen finden sich das Urteil des Paris, die riesenhafte, in der Bewegung wie erstarrte Amazonenschlacht, zu der die Nationalgalerie die lebensvolle Skizze besitzt, das Gastmahl des Plato, dessen stimmungsvollere Karlsruher Fassung leider nicht dem allzureichen Berliner Bild gegenübergestellt werden konnte, der Entwurf zu der Gigantomachie, der gewaltigsten Schöpfung des Meisters, der nur zögernd der Plafond in der Aula der Wiener Akademie, für die sie bestimmt war, eingeräumt wurde, und als letztes das Konzert, ein monumentaler Bellini, das infolge des plötzlichen Unterganges der venezianischen Sängerinnen, die ihm als Modell dienten, unvollendet blieb. Zwei Jahre vor seinem Tode malte Feuerbach das wundervolle Bildnis seiner Stiefmutter mit dem früh gebleichten Haar, des guten Genius dieses tragischen Künstlerlebens, dem Unverstand und Mißgunst der Mitwelt fast jede dieser Schöpfungen, der wir heute edelsten Genuß verdanken, zu einer Quelle des Kummers oder der Verzweiflung werden ließ. Es erschien den Veranstaltern der Ausstellung eine schöne Pflicht, von der Größe dieses Schaffens, das in dem Jahrhundert einzig dasteht, der Gegenwart eine Vorstellung zu ermöglichen.





Göttliches und Menschliches/ Erzählung von Leo Tolstoi



s war in den siebziger Jahren, als in Rußland der Kampf zwischen den Revolutionären und der Regierung am wildesten tobte.

Der Generalgouverneur der südlichen Provinzen, ein vierschrötiger Deutscher mit herabhängendem Schnurrbart, einem strengen Blick und ausdruckslosem Gesicht, saß in seinem Waffenrock mit einem weißen Kreuz (dem Orden des heiligen Georg) um den Hals am Abend vor seinem Studiertisch, der von vier Kerzen mit grünen Schirmchen erleuchtet war, und las und unterzeichnete Akten, die ihm sein Sekretär dagelassen hatte. „General Soundso" schrieb er in einem fort mit langem Schnörkel, während er ein Dokument nach dem andern beiseite legte.

Unter diesen Dokumenten befand sich auch der Hinrichtungsbefehl eines Doktors der Universität Odessa, Anatol Swetlogub, der zum Tode durch den Strang verurteilt war, weil er sich an einer Verschwörung gegen die bestehende Regierungsform beteiligt hatte. Der General runzelte bedeutungsvoll die Stirn und unterzeichnete auch dieses Schriftstück. Mit seinen weißen, zarten Händen, die vom Alter und von vielem Waschen zusammengeschrumpft waren, glättete er sorgsam die Ecken der Akten und legte sie beiseite.

Das folgende Dokument betraf die Zahlung von Rechnungen über Proviantlieferungen an die Truppen. Er las dies Papier aufmerksam durch und fragte sich, ob die Summen wohl richtig gerechnet seien, als er sich plötzlich einer Unterredung mit seinem Gehilfen über den Fall Swetlogub erinnerte.

Der General war der Ansicht, daß das Dynamit, das man in Swetlogubs Besitz gefunden, noch nicht seine verbrecherische Absicht beweise. Der Gehilfe dagegen betonte die Tatsache, daß außer dem Dynamit noch viel Beweismaterial vorliege, aus dem hervorgehe, daß Swetlogub das Haupt einer Bande sei. Und als dies dem General wieder einfiel, begann er nachzudenken, und unter seinem wattierten Rock mit Aufschlägen, die steif wie Pappe waren, schlug sein Herz unregelmäßig,

und er atmete so schwer, daß das große, weiße Kreuz, der Gegenstand seiner Freude und seines Stolzes, sich auf seiner Brust bewegte. Noch ist es nicht zu spät, den Sekretär zurückzurufen, und das Todesurteil kann, wenn nicht aufgehoben, doch wenigstens verschoben werden.

‚Soll ich ihn zurückrufen? Oder soll ich nicht?'

Sein Herz klopfte unregelmäßig. Er läutete. Der Gehilfe trat mit schnellem, geräuschlosem Schritt herein.

„Ist Iwan Matwejewitsch schon fort?"

„Nein, Exzellenz, er ist im Bureau."

Das Herz des Generals blieb bald stehen, bald zuckte es rasch. Er erinnerte sich der Warnung des Arztes, der vor ein paar Tagen sein Herz untersucht hatte.

‚Vor allen Dingen', hatte der Arzt gesagt, ‚hören Sie auf zu arbeiten, sobald Sie fühlen, daß Sie ein Herz haben, und zerstreuen Sie sich. Aufregung irgendwelcher Art ist Ihnen schädlich. Sie dürfen das unter keiner Bedingung zugeben.'

„Darf ich ihn hereinrufen?"

„Nein, es ist nicht nötig", sagte der General. ‚Jawohl,' sprach er zu sich selbst ‚Unschlüssigkeit regt mich mehr als alles andre auf. Es ist unterzeichnet und damit fertig. Wie man sich bettet, so liegt man,' — er wiederholte sich dies sein Lieblingssprichwort. ‚Außerdem geht es mich nichts an. Ich bin das Werkzeug eines höheren Willens und sollte über alle solche Rücksichten erhaben sein', fügte er hinzu und zog die Stirn zusammen, um sich zu jener Grausamkeit zu bringen, von der sein Herz nichts wußte.

Und hier fiel ihm seine letzte Begegnung mit dem Kaiser ein. Der Kaiser hatte einen strengen Ausdruck angenommen, seinen glasigen Blick auf ihn gerichtet und gesagt: ‚Ich vertraue auf Sie. Wie Sie sich nicht im Kriege geschont haben, so werden Sie mit gleicher Entschlossenheit in dem Kampf gegen die Radikalen handeln. Sie werden sich nicht täuschen und nicht einschüchtern lassen. Leben Sie wohl.' Und der Kaiser hatte ihn umarmt, indem er ihm seine Schulter zum Kusse darbot. Der General rief sich dies ins Gedächtnis zurück und wie er dem Kaiser geantwortet hatte: ‚Mein einziger Wunsch ist, mein Leben dem Dienste meines Herrschers und meines Vaterlandes darzubringen.'

Und indem er sich an das Gefühl salbungsvoller Servilität erinnerte, das er damals gehabt hatte, im Bewußtsein seiner selbstaufopfernden Anhänglichkeit an seinen Herrscher, verbannte er den Gedanken, der ihn einen Augenblick beunruhigte, unterzeichnete die übrigen Akten und läutete ein zweites Mal.

„Ist der Tee serviert?" fragte er.

„Sogleich, Exzellenz."

„Schön, Sie können gehen."

Der General seufzte tief auf, rieb die Stelle, wo sein Herz lag, und ging mit schweren Schritten hinaus in die große leere Vorhalle und über deren frisch gewichsten Parkettboden in den Salon, aus dem Stimmen drangen.

Die Frau des Generals hatte Besuch: der Gouverneur mit seiner Frau war

da und eine unverheiratete Prinzessin, eine glühende Patriotin, sowie ein Gardeoffizier, der mit der jüngsten Tochter des Generals verlobt war.

Seine Gemahlin, eine schmächtige Frau mit dünnen Lippen und kaltem Gesichtsausdruck, saß an einem kleinen, niedrigen Tisch, auf dem das Teeservice stand nebst einem silbernen Kessel über einer Spirituslampe. Mit einer geziert traurigen Stimme erzählte sie der Frau des Gouverneurs, einer dicken Dame, die sich möglichst jugendlich kleidete, von ihrer Angst um die Gesundheit ihres Gatten.

„Jeden Tag enthüllen neue Berichte Verschwörungen und alle möglichen schrecklichen Dinge ... und all das lastet auf Wassili. Er hat alles zu regeln."

„Ach, sprechen Sie nicht davon," sagte die Prinzessin, „je deviens féroce quand je pense à cette maudite engeance."

„Ja, ja, es ist schrecklich. Wollen Sie es glauben, er arbeitet zwölf Stunden am Tag bei seinem schwachen Herzen! Ich habe wirklich Angst ......"

Da sie ihren Gatten eintreten sah, beendete sie den Satz nicht. „Ja, Sie müssen ihn sich auf alle Fälle anhören. Barbini ist ein wundervoller Tenor", sagte sie und lächelte der Frau des Gouverneurs freundlich zu. Sie sprach so natürlich von einem vor kurzem angekommenen Sänger, als ob sie gerade eben davon angefangen hätten.

Die Tochter des Generals, ein hübsches Mädchen von kräftigem Gliederbau, saß mit ihrem Bräutigam in der entfernten Ecke des Salons hinter einem chinesischen Wandschirm. Sie erhoben sich und traten auf ihren Vater zu.

„Lieber Himmel, wir haben uns ja heute noch nicht gesehen", sagte der General, küßte seine Tochter und schüttelte dem jungen Manne die Hand.

Nachdem der General die Gäste begrüßt hatte, setzte er sich an das Tischchen und begann mit dem Gouverneur eine Unterhaltung über die letzten Neuigkeiten.

„Nein, nein, sprecht nicht vom Geschäft, das ist verboten", sagte die Frau des Generals und unterbrach den Gouverneur mitten im Satz. „Ah, da kommt ja Kopjew; der wird uns was Lustiges erzählen."

„Guten Abend, Kopjew."

Und Kopjew, der für seinen Witz und Humor bekannt war, erzählte ihnen wirklich die neueste Anekdote, die alle zum Lachen brachte.

Swetlogub war seit mehr als einem Monat in Einzelhaft und hatte während dieser Zeit eine große innere Entwicklung durchgemacht.

Von Kindheit an hatte Swetlogub unbewußt das Unrecht gefühlt, das in seiner privilegierten Stellung als reicher Mann lag, und wenn er auch dies Gefühl zu ersticken suchte, so fühlte er sich doch beschämt, wenn er die Hilfsbedürftigkeit des Volkes bemerkte und wenn er zu Zeiten selbst ganz glücklich und froh war und seine Stellung mit der der Bauern, der alten Leute, der Frauen und Kinder verglich. Sie wurden geboren, wuchsen auf und starben, nicht nur all jener Freuden bar, die er genoß, ohne sie zu würdigen, sondern sie schmachteten in unablässigem Frondienst und Mangel. Nachdem er seine Universitätsstudien beendet hatte, richtete er, um das Bewußt-

sein dieses Unrechts los zu werden, auf seinem Gut eine Musterschule ein, einen Konsumverein mit Warenlagern und ein Heim für die Mittellosen und Bejahrten. Aber so seltsam es scheinen mochte: während er sich mit diesen Dingen abgab, fühlte er sich dem Volke gegenüber noch tiefer beschämt als früher, wenn er mit seinen Freunden in der Stadt geschwelgt oder für kostspielige Reitpferde Geld ausgegeben hatte. Er fühlte, daß all dies nicht das Rechte sei; und schlimmer noch: daß etwas Schlechtes, etwas moralisch Abstoßendes darin liege.

In einer dieser Perioden der Ernüchterung ging er nach Kiew und traf dort einen seiner besten Universitätsfreunde. Dieser Mann wurde drei Jahre später in den Kasematten der Festung Kiew hingerichtet.

Er war ein leidenschaftlicher, schwärmerischer Mensch von großen Fähigkeiten und überredete Swetlogub, einer Gesellschaft beizutreten, die den Zweck hatte, das Volk aufzuklären, ihm das Gefühl für seine Rechte einzuflößen, es zu Massengruppen zu organisieren und aus der Gewalt der Grundbesitzer und der Regierung zu befreien.

Der Verkehr mit diesem Menschen und seinen Freunden diente dazu, das, was Swetlogub bisher nur unbestimmt empfunden hatte, zu größerer Klarheit zu bringen. Er begriff jetzt, was er zu tun habe. Er kehrte aufs Land zurück, und dort begann, während er seine Verbindung mit diesen neuen Freunden aufrecht erhielt, ein ganz neuer Lebensabschnitt. Er wurde Schullehrer, organisierte Fortbildungsklassen, las ihnen Bücher und Broschüren vor und erklärte den Bauern ihre Lage. Daneben veröffentlichte er verbotene Schriften und spendete aus seinem Einkommen, soviel er ersparen konnte, ohne seine Mutter irgendwie zu berauben, für die Organisation ähnlicher Zentralstellen in andern Dörfern.

Bei Beginn dieser neuen Tätigkeit stieß Swetlogub auf zwei unvermutete Hindernisse: das eine war, daß die Mehrzahl der Leute sich nicht nur seiner Propaganda gegenüber gleichgültig verhielt, sondern ihn geradezu mit Verachtung behandelte (nur in seltenen Fällen verstanden und sympathisierten einzelne mit ihm, und gerade diese waren oft von zweifelhaftem Charakter); das andre Hindernis bereitete ihm die Regierung. Seine Schule wurde verboten, die Polizei durchsuchte sein und seiner Freunde Häuser, und seine Bücher und Zeitungen wurden konfisziert.

Swetlogub schenkte dem ersten Hindernis — der Gleichgültigkeit des Volkes — nicht viel Beachtung, da er über das zweite: die Verfolgungen der Regierung, so sinnlos und beleidigend sie waren, zu empört war. Dieselbe Erfahrung machten seine Kameraden bei ihrer Tätigkeit an andern Orten, und das Gefühl des Zorns gegen die Regierung, das sie gegenseitig nährten, erreichte einen solchen Grad, daß die Mehrheit der Gruppe den offenen Kampf mit der Regierung beschloß.

Das Haupt der Gruppe war ein gewisser Meschenezki, der bei allen als ein Mann von unbeugsamem Willen und unbezwinglicher Logik galt und sich der Sache der Revolution völlig gewidmet hatte.

Swetlogub unterwarf sich dem Einfluß dieses Führers und stellte sich mit der-

selben Energie in den Dienst der terroristischen Propaganda, mit der er früher unter den Bauern gewirkt hatte.

Diese Tätigkeit war gefährlich, aber gerade die Gefahr lockte Swetlogub.

Er sagte sich: „Entweder Sieg oder Märtyrertum, und selbst wenn es zum Märtyrertum kommt, auch das bedeutet den Sieg der Sache in der Zukunft." Und das Feuer, das in ihm geglüht hatte, ging keineswegs während der sieben Jahre seiner revolutionären Tätigkeit aus, sondern nahm, von der Liebe und Achtung derer, unter denen er wirkte, angefacht, an Heftigkeit zu.

Er legte dem Umstand keine Bedeutung bei, daß er fast sein ganzes Vermögen — den Teil, den er von seinem Vater ererbt — für diese Sache geopfert hatte; ebensowenig den Mühen und Plagen, die er oft bei seinem Werke auszustehen hatte. Nur eins schmerzte ihn: der Kummer, den er durch diese Tätigkeit seiner Mutter bereitete und der jungen Dame, ihrem Mündel, die bei seiner Mutter lebte und ihn liebte.

Neuerdings hatte ihn ein Genosse der terroristischen Partei, den er nicht mochte, ein unangenehmer Mensch, dem die Polizei viel zusetzte, gebeten, Dynamit in seinen Zimmern zu verbergen. Swetlogub gab umso bereitwilliger seine Zustimmung, weil er diesen Kameraden nicht leiden konnte, und am nächsten Tag unternahm die Polizei einen Streifzug nach seiner Wohnung, wo das Dynamit entdeckt wurde. Auf alle Fragen, wie und woher er es sich verschafft habe, gab Swetlogub keine Antwort.

Und so hatte das erwartete Märtyrertum angefangen. Eine Zeitlang vorher, als so viele seiner Freunde hingerichtet, eingekerkert und verbannt worden waren, als so viele Frauen gelitten hatten, wünschte sich Swetlogub beinahe das Märtyrertum, und während der ersten Zeit seiner Verhaftung und seines Verhörs fühlte er sich sehr erhoben, ja geradezu froh.

Das Gefühl verließ ihn nicht, als er entkleidet, durchsucht und in seine Zelle gebracht und die eiserne Tür hinter ihm verschlossen wurde. Aber als ein Tag verging, noch einer, ein dritter, eine ganze Woche, noch eine und wieder noch eine Woche, die er in der schmutzigen, feuchten, von Ungeziefer wimmelnden Zelle in erzwungener Müßigkeit verbringen mußte, und als seine Einsamkeit nur durch die Mitteilung seiner Mitgefangenen in den Nachbarzellen, die ihm durch Klopfen lediglich schlechte und traurige Nachrichten übermittelten, unterbrochen wurde und manchmal durch das Kreuzverhör strenger, feindlicher Männer, die sich bemühten, ihm Beweismaterial gegen seine Kameraden zu entwinden: da gab seine moralische wie seine physische Kraft allmählich nach — er wurde ganz niedergeschlagen und sehnte nur noch, wie er sich selbst sagte, das Ende dieser unerträglichen Lage herbei. Zu seiner Angst kam noch der Zweifel an seiner Selbstbeherrschung, der in ihm aufgestiegen war. Während des zweiten Monats ertappte er sich bei dem Gedanken, die ganze Wahrheit angeben zu wollen, um freizukommen. Er war über seine Schwäche entsetzt und fand in sich nicht mehr seine gewöhnliche Kraft, sondern haßte und verachtete sich und empfand noch größere Angst.

Und das Allerschrecklichste war, daß er im Gefängnis dahin gelangt war, seine junge Kraft so zu bedauern und die Freuden, auf die er so leicht verzichtet hatte, solange er frei war, und die ihm jetzt so verlockend erschienen, daß er bereute, was er für gut gehalten hatte, ja sogar manchmal an seiner ganzen früheren Tätigkeit Zweifel hegte. Gedanken tauchten in ihm auf, wie glücklich er in der Freiheit hätte leben können, auf dem Lande oder im Ausland unter geliebten und liebenden Menschen; wie er sie oder vielleicht eine andre' hätte heiraten und mit ihr ein glänzendes, einfaches, freudenreiches Leben hätte führen können.

An einem dieser peinlich eintönigen Tage im zweiten Monat seiner Kerkerhaft gab der Gefängnisdirektor während seines gewöhnlichen Rundgangs Swetlogub ein kleines Buch, das auf seinem braunen Einband ein vergoldetes Kreuz trug, mit den Worten, die Frau des Kriegsgouverneurs habe einige Neue Testamente dagelassen, die er unter den Gefangenen verteilen dürfe. Swetlogub dankte ihm und legte mit leichtem Lächeln das Buch auf das an die Wand geschraubte Tischchen.

Nachdem der Direktor hinausgegangen war, verständigte sich Swetlogub durch Klopfen mit seinen Nachbarn über den Besuch des Direktors, der ihm keine Neuigkeiten überbracht, sondern nur eine Bibel gegeben hatte, und der Nachbar antwortete, daß ihm das Gleiche zu teil geworden wäre.

Darauf öffnete Swetlogub das kleine Buch, dessen Blätter infolge der Feuchtigkeit zusammenklebten, und begann zu lesen. Er hatte das Neue Testament noch nie wie ein gewöhnliches Buch gelesen. Alles, was er davon wußte, war das, was der Religionslehrer in der Schule durchgenommen und was die Priester und Diakone in der Kirche näselnd vorgelesen hatten.

Kapitel 1: „Dies ist das Buch von der Geburt Jesu Christi, der da ist ein Sohn Davids, des Sohnes Abrahams. Abraham zeugte Isaak. Isaak zeugte Jakob. Jakob zeugte Juda ..." las er. „Und Serubabel zeugte Abiud ..." las er weiter. All das erwartete er eben: seltsames, verworrenes, unnützes Zeug — Unsinn. Wäre er nicht im Gefängnis gewesen, er hätte nicht eine Seite beenden können, aber hier las er weiter um des Lesens willen. Er las das erste Kapitel, das die Geburt von einer Jungfrau erzählt und die Prophezeiung, die darin besteht, daß der eine Sohn Immanuel heißen sollte, das ist verdolmetschet: „Gott mit uns". ‚Wo erfüllt sich diese Prophezeiung?' dachte er und las weiter. Er las auch das zweite Kapitel von dem wandernden Stern und das dritte von Johannes, der sich von Heuschrecken nährte, und dann das vierte, wo ein Teufel oder sonst wer Christus eine gymnastische Vorstellung von einem Dache herunter vorschlägt. So uninteressant erschien ihm all das, daß er trotz der Langeweile im Gefängnis schon das Buch schließen und seine gewöhnliche Abendbeschäftigung anfangen wollte, die darin bestand, daß er das Hemd auszog, um Flöhe zu suchen, als ihm einfiel, wie er bei der Prüfung für die fünfte Klasse eine der Seligpreisungen Christi in der Bergpredigt vergessen hatte, und wie der Priester mit dem roten Gesicht und dem lockigen Haar plötzlich ärgerlich wurde und ihm eine schlechte Note gab. Er

konnte sich jetzt nicht besinnen, welche Seligpreisung es war; deshalb las er sie durch. „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr", las er.

‚Das kann sich auf uns beziehen', dachte er. „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen" . . . „Seid fröhlich und getrost . . . denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind". „Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man's salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten."

‚Das trifft ganz auf uns zu,' dachte er und las weiter. Nachdem er das fünfte Kapitel gelesen hatte, hielt er inne. „Zürnet nicht — ihr sollt nicht ehebrechen — sollt dem Übel nicht widerstreben — liebet eure Feinde."

‚Ja, wollten alle so leben,' sann er nach, ‚dann brauchten wir keine Revolution.'

Indem er weiter las, drang er immer tiefer in die Bedeutung jener Stellen ein, die verständlich waren. Je mehr er las, desto mehr hatte er den Eindruck, daß sich etwas besonders Bedeutungsvolles in diesem Buche finden ließe: etwas, das zugleich tief, schlicht und rührend war, etwas, das er nie zuvor gehört hatte, aber mit dem er sich seit langem vertraut fühlte.

„Da sprach Jesus zu seinen Jüngern: Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir."

„Wer sein Leben findet, der wird es verlieren; und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden."

„Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?"

‚Ja, ja, das ist es,' rief er mit Tränen in den Augen. ‚Das ist genau, was ich tun wollte; ja, das ist es, was ich wollte: meine Seele darbringen, sie nicht bewahren, sondern aufgeben. Darin ist Freude, darin ist Leben. Ich habe vieles in den Augen der Menschen des Ruhmes wegen getan, nicht des Ruhmes der Menge wegen, aber für den Ruhm, bei denen in gutem Rufe zu stehn, die ich achtete und liebte: bei Natascha, Dmitri Schelomow — dann kam der Zweifel, und ich fühlte mich unbehaglich. Ich war nur ruhig, wenn ich handelte, einfach weil meine Seele es verlangte, wenn ich mich zu opfern strebte, mich ganz zu opfern . . ."

Fortan verbrachte Swetlogub den größeren Teil seiner Zeit damit, dies Buch zu lesen und über das nachzudenken, was darin stand. Dies rief in ihm nicht nur einen bußfertigen Seelenzustand hervor, der ihn über seine Umgebung hinaustrug, sondern auch eine geistige Regsamkeit, wie er sie nie zuvor gekannt hatte. Er fragte sich, warum die Menschen, alle Menschen nicht so lebten, wie es in diesem Buche stand. ‚So zu leben ist gut, nicht nur für einen Menschen, nein für alle. Wollten die Menschen so leben, es gäbe weder Kummer noch Not, es gäbe nur Seligkeit. Wenn dies nur erst vorüber wäre, wenn ich erst wieder in der Freiheit leben könnte!' dachte er manchmal. ‚Sie müssen mich ja eines Tages herauslassen oder in die Bergwerke überführen. Es ist alles ganz gleich, überall

kann man so leben. Und ich will so leben. Es ist möglich und nötig; nicht so zu leben ist Wahnwitz.'

An einem solchen Tage, als er sich in seliger, gehobener Stimmung befand, betrat der Gefängnisdirektor zu ungewöhnlicher Stunde seine Zelle und fragte, ob er sich wohl fühle und ob er irgend etwas verlange. Swetlogub war erstaunt; er verstand nicht, was dieser Wechsel zu bedeuten habe, und bat um Zigaretten, war jedoch auf einen abschlägigen Bescheid gefaßt. Aber der Direktor versprach, ihm unverzüglich welche zu senden, und der Wärter brachte ihm tatsächlich ein Päckchen und Streichhölzer.

‚Irgendwer hat wahrscheinlich Fürsprache für mich eingelegt,' grübelte Swetlogub. Er steckte sich eine Zigarette an, begann in seiner Zelle hin und herzugehn und sann über die Bedeutung dieses Umschwungs nach.

Am nächsten Tage wurde er vor Gericht geführt. Vor Gericht, wo er schon verschiedene Male gestanden hatte, verhörten sie ihn nicht; aber einer der Richter, der ein Papier in der Hand hielt, erhob sich, ohne nach ihm hinzusehn, von seinem Stuhl — so taten alle andern — und las mit lauter, unnatürlicher, ausdruckloser Stimme vor.

Swetlogub hörte zu und sah den Richtern ins Gesicht. Sie vermieden es alle, ihn anzuschaun, und hörten einfach mit feierlich düsterer, erwartungsvoller Miene zu.

In dem Dokument hieß es, Anatol Swetlogub sei revolutionärer Umtriebe mit dem Ziele, die herrschende Regierung in naher oder ferner Zukunft zu stürzen, überführt und zum Verlust aller seiner Rechte und zur Todesstrafe durch den Strang verurteilt.

Swetlogub hörte zu und verstand die äußere Bedeutung der von dem Offizier verlesenen Worte. Die Ungereimtheit der Worte: „in naher oder ferner Zukunft" fiel ihm auf und wie sinnwidrig es sei, einen Mann seiner Rechte zu berauben, der zum Tode verurteilt ist, aber die wirkliche Bedeutung dessen, was man ihm vorgelesen hatte, erfaßte er durchaus nicht.

Erst als man ihn hatte gehn heißen und er zusammen mit einem Gendarmen auf die Straße hinaustrat, begann er zu ahnen, was ihm verkündet worden war.

‚Da ist etwas verkehrt, etwas nicht in Ordnung . . . unsinnig! Es kann nicht sein,' sagte er sich auf der Rückfahrt ins Gefängnis.

Er fühlte in sich solche Lebenskraft, daß er sich den Tod nicht vorstellen konnte, er konnte nicht das Bewußtsein seines Ich mit dem Tode in Verbindung bringen, mit der Abwesenheit seines Selbst.

Nachdem Swetlogub ins Gefängnis zurückgekehrt, setzte er sich auf sein Bett, schloß die Augen und suchte darüber klar zu werden, was ihm bevorstand, aber er vermochte es nicht. Er war völlig außer stande, sich das Fehlen seiner eigenen Person auszumalen oder die Tatsache, daß ihn die Menschen zu töten beabsichtigen konnten.

‚Mich, jung, freundlich, glücklich, der von so vielen geliebt wird,‘ dachte er und rief sich die Liebe seiner Mutter, Nataschas, seiner Freunde zurück, ‚mich zu töten, zu hängen! Wer will das und warum? Und was wird sein, wenn ich nicht mehr bin? Es kann nicht sein.‘

Der Direktor trat herein. Swetlogub hörte ihn zuerst nicht.

„Wer ist da? Was wollen Sie?“ fragte Swetlogub, ohne ihn zu erkennen. „Oh, Sie sind's. Nun also, wann wird es sein?“ fragte er.

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Direktor. Er stand einige Sekunden schweigend da und sagte plötzlich mit einer heimtückischen, weichen Stimme: „Der Kaplan ist da, er möchte Sie gerne vorbereiten ... er möchte Sie gerne besuchen ...“

„Es ist unnötig, es ist unnötig. Ich brauche nichts. Gehn Sie!“ schrie Swetlogub.

„Möchten Sie nicht an irgend jemand schreiben? Es ist gestattet,“ sagte der Direktor.

„Jaja, schicken Sie mir, was nötig ist. Ich will schreiben.“

Der Direktor ging hinaus.

‚Also offenbar wird es morgen früh sein,‘ dachte Swetlogub. ‚Das ist das Gewöhnliche. Morgen früh werde ich nicht mehr sein ... Nein, es kann nicht wahr sein, es muß ein Traum sein.‘

Aber der Wärter kam, der wirkliche, bekannte Wärter, und brachte ihm zwei Federn, Tinte, Schreibpapier und einige bläuliche Kuverts und stellte den Stuhl vor den Tisch. All das war ganz wirklich und kein Traum.

‚Ich darf nicht denken, nicht denken. Jaja, ich will an Mutter schreiben,‘ sagte Swetlogub. Er setzte sich an den Tisch und fing sogleich zu schreiben an.

„Geliebteste Mutter,“ schrieb er und begann zu weinen. „Vergib mir, vergib mir all den Kummer, den ich Dir bereitet habe. Ob ich nun im Unrecht war oder nicht, ich hätte nicht anders handeln können. Um eins bitte ich dich: vergib mir.“ ‚Aber das habe ich ja schon gesagt,‘ dachte er. ‚Nun, es kommt nicht darauf an, ich habe keine Zeit, den Brief noch einmal anzufangen.‘ „Ängstige Dich nicht um mich,“ schrieb er weiter. „Ein bischen früher oder später ... es ist ganz gleich. Nicht wahr? Ich habe keine Angst und bereue nicht, was ich getan habe. Ich hätte nicht anders handeln können. Nur verzeihe mir — und grolle ihnen nicht, grolle denen nicht, mit denen ich gearbeitet habe, und denen nicht, die mich hinrichten. Sie haben beide nicht anders handeln können. Vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun —— Ich darf diese Worte nicht auf mich beziehen, aber sie sind in meiner Seele und erheben und trösten mich. Leb wohl, ich küsse Deine lieben, runzeligen, alten Hände.“ Zwei Tränen fielen nacheinander aufs Papier und verwischten die Schrift. „Ich weine, aber nicht aus Kummer oder vor Schmerz, sondern weil ich zerknirscht bin im Angesicht des erhabensten Augenblicks meines Lebens und auch, weil ich dich liebe. Verdamme meine Freunde nicht, sondern liebe sie. Besonders Prochorow eben deswegen, weil er die Ursache meines Todes war. Es ist solche Seligkeit, einen zu lieben, der, ich will nicht sagen zu

tadeln ist, aber den man verdammen oder hassen könnte. Einen solchen Mann zu lieben — seinen Feind —, ist eine solche Freude. Sage Natascha, ihre Liebe sei mein Trost und meine Freude gewesen. Mir ist dies nicht ganz zum Bewußtsein gekommen, aber in der Tiefe meiner Seele habe ich es geahnt. Es war leichter zu leben und zu wissen, daß sie da war und mich liebte. Nun habe ich alles gesagt. Leb wohl."

Er faltete den Brief, steckte ihn in ein Kuvert, setzte sich auf sein Bett, legte die Hände auf die Knie und verschluckte seine Tränen.

Er konnte noch immer nicht glauben, daß er sterben müsse, und fragte sich stets aufs neue, ob er nicht schlafe, doch er bemühte sich umsonst zu erwachen.

Dieser Gedanke regte einen andern in ihm an: daß alles Leben auf dieser Welt vielleicht nur ein Traum ist, dessen Erwachen der Tod sein wird. Und wenn das so ist, ist dann vielleicht nicht das Bewußtsein vom Leben dieser Welt das Erwachen aus dem Schlaf eines früheren Lebens, an dessen Einzelheiten man sich nicht erinnert, so daß das Leben hier nicht der Beginn, sondern nur eine neue Form ist. Ich werde sterben und in einen neuen Zustand übergehn.

Diese Idee gefiel ihm, aber als er sich darauf ausruhen wollte, fühlte er, daß dieser Gedanke, ja daß Denken irgendwelcher Art uns im Angesicht des Todes nicht mit Furchtlosigkeit erfüllen kann. Endlich wurde er müde. Das Gehirn arbeitete nicht mehr; er schloß die Augen und saß lange Zeit da, ohne nachzudenken.

Er las seinen Brief noch einmal durch, und als er Prochorows Name gegen den Schluß hin bemerkte, durchfuhr es ihn, daß der Brief gelesen werden könnte, sicher gelesen werden würde und daß dies Prochorows Untergang bedeutete.

‚Mein Gott, was habe ich getan!' rief er, zerriß den Brief in lange Streifen und verbrannte sie sorgfältig über der Lampe. Als er zu schreiben begonnen hatte, war Verzweiflung in seinem Herzen, und jetzt fühlte er sich ruhig, fast beseligt.

Er nahm einen neuen Bogen und begann unverzüglich einen andern Brief. Die Gedanken strömten ihm zu.

„Meine innigst geliebte Mutter," schrieb er, und seine Augen wurden wieder feucht, und er mußte die Tränen mit dem Rockärmel hinwegwischen, um sehn zu können, was er schrieb.

„Wie wenig kenne ich mich und die ganze Größe der Liebe und Dankbarkeit, die ich stets in meinem Herzen für Dich hegte. Jetzt kenne ich und empfinde ich sie, und wenn ich mich unserer kleinen Meinungsverschiedenheiten entsinne, der unfreundlichen Worte, die ich an Dich gerichtet habe, fühle ich Schmerz und Scham und kann es kaum fassen, wie ich damals so habe handeln können. Vergib mir und denke nur an das Gute — wenn solches in mir war. Der Tod hat keine Schrecken für mich. Um Dir die Wahrheit zu sagen: ich verstehe ihn nicht, glaube ihn nicht. Wenn es einen Tod, eine Vernichtung gibt, ist es nicht belanglos, ob man dreißig Jahre oder dreißig Minuten früher oder später stirbt? Gibt es keinen Tod, dann ist es ganz dasselbe, ob er früher oder später eintritt."

‚Aber warum philosophiere ich?‘ dachte er. ‚Ich muß sagen, was in dem andern Brief stand — etwas Gutes zum Schluß. Jawohl.‘ „Verdamme meine Freunde nicht, sondern liebe sie, besonders den einen, der die unabsichtliche Ursache meines Todes war. Küsse Natascha von mir und sage ihr, daß ich sie immer geliebt habe.“

‚Wie nun? Was wird sein?‘ wiederholte er. ‚Nichts? Nein, nicht nichts. Aber, was dann?‘

Mit einem Male wurde es ihm ganz klar, daß es für einen Lebenden keine Antwort auf diese Fragen gab und geben konnte.

‚Warum lege ich mir dann diese Fragen vor — warum? Ja, warum? Man darf nicht Fragen stellen, man muß leben — so wie ich lebte, als ich eben den Brief schrieb. Schließlich ist jeder zum Tode verurteilt seit langem schon, immer, und doch leben wir. Wir leben ein schönes, freudiges Leben, wenn ... wir lieben. Ja, wenn wir lieben. Als ich hier den Brief schrieb, da liebte ich und war glücklich. So sollten wir leben. Es ist möglich, so zu leben, überall und immer, in der Freiheit wie im Gefängnis, heute, morgen und bis zum letzten Tage.‘ —

Er spürte das Verlangen, auf der Stelle liebend sich mit irgend jemand zu unterhalten. Er klopfte an die Tür, und als der Wärter hereinsah, fragte er ihn, wieviel Uhr es sei und ob er bald erlöst werden würde. Aber der Wärter gab keine Antwort. Da bat er ihn, den Direktor zu rufen. Der kam und fragte, was er wünsche.

„Ich habe hier einen Brief an meine Mutter geschrieben, bitte lassen Sie ihn bestellen,“ sagte er, und seine Augen füllten sich mit Tränen bei dem Gedanken an seine Mutter.

Der Direktor nahm den Brief, versprach ihn abzuliefern und war schon im Begriff zu gehn, als ihn Swetlogub zurückhielt.

„Sie sind doch ein freundlicher Mann. Warum versehn Sie diesen grausamen Dienst?“ fragte er weich und berührte den Direktor am Rockärmel.

Der Direktor lächelte unnatürlich, ließ aber sein Mitleid durchfühlen; er senkte die Augen und sagte: „Nun, man muß doch irgendwie leben.“

„Sie gäben besser diesen Dienst auf. Man kann immer eine Stelle finden, und Sie sind ein so freundlicher Mensch. Vielleicht darf ich ...“

Der Direktor schluchzte plötzlich, wandte sich jäh herum, ging hinaus und schlug die Tür zu.

Seine Erregung rührte Swetlogub noch mehr. Er drängte Freudentränen zurück und begann in seiner Zelle auf und abzuschreiten; er empfand keine Furcht mehr, sondern nur einen seligen Zustand, der ihn über die Welt hinaushob.

Dieselbe Frage: ‚Was wird mit mir nach dem Tode geschehn?‘ die er so erfolglos sich zu beantworten versucht hatte, erschien ihm jetzt gelöst, und zwar nicht durch irgend eine auf Vernunft begründete Antwort, sondern durch das Bewußtsein des wahren Lebens, das in ihm war.

Und er erinnerte sich der Worte des Evangeliums: „Wahrlich, wahrlich ich sage

euch. Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte." ,Ich falle also hier in die Erde. Ja, wahrlich, wahrlich — —' dachte er.

,Wenn ich nur schlafen könnte — sagte er sich —, daß ich später nicht schwach werde.' Er legte sich auf das Bett, schloß die Augen und verfiel sofort in Schlaf.

Er erwachte um sechs Uhr in der Frühe mit dem Eindruck, einen leuchtenden, glücklichen Traum zu haben.

Er sah sich im Traume mit einem kleinen hellhaarigen Mädchen zwischen den sich breitenden Zweigen einiger mit schwarzen, reifen Kirschen bedeckten Bäume hinansteigen und die Kirschen in eine große Metallschale einsammeln. Sie fallen daneben, zu Boden, und irgendwelche seltsamen Tiere — beinah wie Katzen — fangen die Kirschen auf und werfen sie nach oben und fangen sie wieder. Und wie das kleine Mädchen das sieht, schreit es vor Lachen, und sein Lachen hat etwas so Ansteckendes, daß auch Swetlogub im Traume froh einstimmt, ohne selbst zu wissen worüber. Mit einem Mal fällt die Messingschale dem Mädchen aus den Händen, Swetlogub versucht sie zu fangen, aber er ist nicht flink genug, und die Schale, die mit klirrendem Klang gegen die Zweige stößt, fällt zu Boden. Lächelnd wacht er auf und lauscht noch immer dem Geräusch der Schale. Dieser Klang tönt von dem Öffnen der eisernen Riegel im Korridor. Man hört Schritte den Gang entlang kommen und das Klappern der Gewehre. Plötzlich erinnert er sich wieder an alles. ,Ach, wenn ich nur wieder schlafen könnte,' denkt Swetlogub, aber es ist nicht mehr möglich. Schon haben die Tritte die Tür erreicht. Er hört den Schlüssel nach dem Schloß suchen und das Quietschen der Tür, da sie geöffnet wird.

Ein Gendarmerieleutnant, der Direktor und eine Eskorte treten herein. ,Tod? Und wenn er es ist? Ich will gehn. Es ist gut. Alles ist gut,' denkt Swetlogub, und er hat aufs neue das rührend beseligende Gefühl, das ihn am Tage zuvor beherrscht hatte.



n demselben Gefängnis lag mit Swetlogub ein alter Bauer, ein Sektierer des „Alten Glaubens", der das Vertrauen zu seinen Lehrern verloren hatte und nach dem wahren Glauben fahndete. Er verwarf nicht nur die Kirche seit Nikäa, sondern auch die Regierung seit der Zeit Peters, den er für den Antichrist hielt; die Macht des Zaren nannte er „Tabakherrschaft", drückte unerschrocken seine Ansichten aus und schmähte die Priester und Regierungsbeamten, wofür er verurteilt, in Haft gehalten und von einem Gefängnis zum andern geschleppt wurde. Daß er nicht mehr frei war, sondern im Gefängnis, daß ihn die Wärter beschimpften, daß er in Ketten gelegt wurde, daß seine Mitgefangenen ihn verspotteten, daß sie alle, wie die Behörden, Gott leugneten und sich gegenseitig beschimpften, indem sie auf jede Art das Ebenbild Gottes in sich besudelten — das berührte ihn weiter nicht; all das hatte er überall in der Welt erlebt, als er frei war. All das war, wie er wußte, die Folge davon, daß die Menschen den wahren Glauben verloren haben

und allesamt in die Irre gegangen sind, wie blinde junge Hunde, die sich von ihrer Mutter entfernen. Und doch wußte er, daß der wahre Glaube existiere. Er wußte es, weil er diesen Glauben in seinem Herzen fühlte; und er suchte überall nach ihm, vor allem hoffte er ihn zu finden, wie er in der Offenbarung Johannis beschrieben ist:

„Wer böse ist, der sei immerhin böse; und wer unrein ist, der sei immerhin unrein; aber wer fromm ist, der sei immerhin fromm; und wer heilig ist, der sei immerhin heilig. Und siehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir, zu geben einem Jeglichen, wie seine Werke sein werden." Und er las beständig dies rätselvolle Buch und erwartete jede Minute den Messias, der nicht nur „einem Jeglichen geben, wie seine Werke sein werden," sondern auch Gottes Wahrheit den Menschen offenbaren würde.

Am Morgen von Swetlogubs Hinrichtung hörte er das Geräusch der Trommeln; er kletterte zu seinem Fenster empor und sah durch die Stäbe, wie ein Karren herangefahren wurde und wie ein junger Mann mit welligen Locken, glänzenden Augen und lächelnd aus dem Gefängnis heraustrat und den Karren bestieg. In seinen schmalen, weißen Händen hielt er ein Buch, das er ans Herz drückte. Der Sektierer erkannte darin die heilige Schrift, — und der junge Mann nickte den Gefangenen an den Fenstern zu und tauschte lächelnd Blicke mit ihnen aus. Die Pferde zogen an, der von einer Eskorte umgebene Karren mit dem strahlenden Jüngling, der darin saß, bewegte sich zum Gefängnistor hinaus und rasselte über die Steine.

Der Sektierer kletterte von seinem Fenster herab, setzte sich aufs Bett und sann nach. „Der da hat den Glauben gefunden," sagte er. „Die Schergen des Antichrist werden ihn mit einem Strick erdrosseln nur aus dem Grunde, weil sie ihn verhindern wollten, seinen Glauben irgend jemand zu enthüllen."

Es war ein trüber Herbstmorgen. Die Sonne war unsichtbar, und ein feuchter, lauer Wind wehte vom Meere herein.

Die frische Luft, der Anblick der Häuser, der Stadt, der Pferde und der Menschen, die ihn beobachteten: all das war für Swetlogub eine Zerstreuung. Er saß auf einer Bank in dem Karren, mit dem Rücken nach dem Wagenlenker zu, und prüfte unwillkürlich die Gesichter der Soldaten, die ihn begleiteten, und der Stadtleute, die an ihm vorübergingen.

Es war eine frühe Morgenstunde. Die Straßen, durch die die Fahrt ging, waren fast leer, und nur Arbeiter waren zu sehn. Einige kalkbespritzte Maurer in ihren Schürzen, die hurtig die Straße entlang kamen, blieben stehn und wandten sich um, als sie den Wagen einholten. Einer von ihnen sagte etwas, winkte mit der Hand den übrigen zu, worauf sie umkehrten und nach ihrer Arbeitsstelle zurückgingen. Fuhrleute mit Ladungen laut klappernder Eisenstangen lenkten ihre schweren Pferde zur Seite, um dem Karren Platz zu machen, blieben stehn und blickten mit teilnahmvollem Staunen nach ihm. Einer von ihnen nahm seine Kappe ab und bekreuzigte sich. Eine Köchin in weißer Haube und Schürze mit

einem Korb am Arme trat aus einem Tor; wie sie aber den Karren sah, eilte sie in den Hof zurück und kam dann wieder mit einer andern Frau zum Vorschein; sie standen mit offenem Munde da und folgten mit glotzenden Augen dem Karren, soweit sie ihn sehn konnten. Ein jammervoll gekleideter, unrasierter Mann mit grauen Haaren stritt sich unter lebhaftem Gebärdenspiel mit einem Packträger herum und wies mit ersichtlicher Mißbilligung auf Swetlogub. Zwei kleine Jungen trotteten heran, bogen die Köpfe nach dem Karren hin und marschierten, ohne vor sich zu blicken, an seiner Seite auf dem Pflaster dahin. Der ältere rückte mit schnellen Schritten auf; der kleine ohne Mütze, der sich an dem andern festhielt und ängstlich nach dem Karren hinsah, hielt nur mit Mühe gleichen Schritt, während er auf seinen kurzen Beinchen dahinstolperte. Swetlogub nickte dem Kinde zu, als er seinem Blick begegnete. Diese Bewegung von Seiten des schrecklichen Mannes, der da in dem Karren fuhr, brachte den Knaben so aus der Fassung, daß er mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde schreien wollte, als ihm Swetlogub eine Kußhand zuwarf und liebevoll zulächelte. Und wider Erwarten dankte ihm der Knabe mit einem freundlichen, gütigen Lächeln.

Auf der ganzen Fahrt beeinträchtigte die Kenntnis dessen, was ihm bevorstand, in keiner Weise Swetlogubs ruhig feierlichen Seelenzustand.

Erst als sie sich dem Galgen näherten, als er von dem Karren herabgeholt wurde und die Pfosten sah mit dem Querbalken, von dem herab der Strick leise im Winde hin und herschwankte, fühlte er gewissermaßen einen Stich im Herzen. Es wurde ihm übel, aber das währte nur einen Augenblick. Um das Gerüst herum sah er dunkle Reihen Soldaten mit Gewehren, und die Offiziere bewegten sich vor ihnen auf und ab. Sobald er von dem Karren heruntergestiegen war, wurde plötzlich ein Trommelwirbel gerührt, der ihn zusammenfahren ließ. Hinter den Reihen der Soldaten sah Swetlogub Wagen mit feinen Herren und Damen, die gekommen waren, dem Schauspiel beizuwohnen. Der Anblick alles dessen setzte Swetlogub im ersten Moment in Erstaunen, aber er hatte nur Mitleid mit diesen Menschen, die nichts davon ahnten, was er jetzt wußte. ‚Aber sie werden es wissen: ich werde sterben, aber die Wahrheit wird leben. Sie werden es wissen, und alle, nicht bloß ich, können und werden glücklich sein.'

Wie Swetlogub während der Verkündigung des Todesurteils sich nicht vorzustellen vermochte, was das alles für ihn bedeutete, so konnte er auch jetzt die volle Bedeutung des Moments nicht erfassen, und er blickte staunend auf den Henker, der rasch, geschickt und aufmerksam sein schreckliches Geschäft versah. Das Gesicht des Henkers war das Durchschnittsgesicht des russischen Arbeiters, nicht grausam, aber zusammengekniffen, wie man es bei denen findet, die eine nötige, verwickelte Aufgabe möglichst sorgsam zu erfüllen suchen.

„Noch ein bischen mehr nach der Seite ..." sagte der Henker mit heiserer Stimme, während er ihn näher an den Rand stieß.

Swetlogub bewegte sich. „Herr, hilf mir, hab' Erbarmen mit mir," murmelte er.

Swetlogub glaubte nicht an Gott und hatte sogar oft über die gelacht, die an ihn glaubten, und selbst jetzt glaubte er nicht an Gott, weil er ihn weder auszudrücken noch in Gedanken zu erfassen vermochte. Aber was er jetzt mit dem Einen, den er anredete, umschloß, das war — er fühlte es — das Wirklichste von allem, was er kannte. Er wußte auch, daß dieser Anruf notwendig und wichtig war — weil er ihn alsbald stärkte und beschwichtigte.

Der Henker hatte vollendet, was er sich vorgenommen. Aber es war ihm nicht leicht geworden. Swetlogubs Worte: „Tut es Ihnen nicht leid um mich?" wollten ihm nicht aus dem Sinn. Er war wegen Mords verurteilt worden, und die Stelle des Henkers bot ihm eine gewisse Freiheit und Behaglichkeit, aber von diesem Tage an weigerte er sich, das Amt zu versehn, das er übernommen hatte, und in derselben Woche vertrank er nicht nur das Geld, das er für diese Hinrichtung empfing, sondern auch den Wert seiner verhältnismäßig guten Kleider und gelangte in einen solchen Zustand, daß er in eine Zelle gebracht und von da ins Krankenhaus überführt wurde.

Einer der Führer der revolutionären Terroristenpartei, Ignatij Meschenezki, der, welcher Swetlogub in diese Tätigkeit hineintrieb, wurde aus der Provinz, wo er verhaftet worden war, nach St. Petersburg gebracht. In demselben Provinzgefängnis, in dem er Rast machte, wurde auch der alte Sektierer festgehalten, der Swetlogubs Abfahrt zum Richtplatz mit angesehen hatte. Er sollte binnen kurzem nach Sibirien geschickt werden. Unaufhörlich dachte er an den wahren Glauben, wie und woher er alles darüber in Erfahrung bringen könne, und manchmal erinnerte er sich des strahlenden Jünglings, der mit seligem Lächeln in den Tod geschritten war.

Als der Sektierer hörte, daß in demselben Gefängnis einer seiner Jugendgefährten lag, ein Mann, der seinen Glauben teilte, war er entzückt und brachte den Oberwärter dahin, ihm eine Unterredung mit diesem zu gestatten.

Meschenezki hatte trotz der Strenge der Gefängnisordnung nicht aufgehört, die Verbindung mit seiner Partei aufrecht zu erhalten, und erwartete von Tag zu Tag Nachricht über eine Mine, die er ersonnen und fertig gemacht hatte, um den Zug des Zaren in die Luft zu sprengen. Er besann sich jetzt auf einige Einzelheiten, die er übersehen hatte, und bereitete das Nötige vor, sie seine Mitarbeiter wissen zu lassen. Als der Oberwärter in seine Zelle kam und ihm vorsichtig mit leiser Stimme sagte, einer der Gefangenen wünsche ihn zu sehn, da freute er sich in der Hoffnung, daß ihm diese Unterredung den Verkehr mit seinen Freunden erleichtern könne.

„Wer ist es denn?"

„Ein Bauer."

„Was will er?"

„Er will mit Ihnen über den Glauben sprechen."

Meschenezki lächelte.

„Nun, lassen Sie ihn kommen," sagte er. ‚Die Sektierer hassen auch die Regierung. Vielleicht kann er nützlich sein,' dachte er.

Der Wärter ging hinaus, und ein paar Minuten später öffnete sich die Tür und herein trat ein altes, zusammengeschrumpftes Männchen mit dickem Haar, einem dünnen, grauen Bart und mit freundlichen, müden, blauen Augen.

„Was willst du?" fragte Meschenezki.

Der alte Mann blickte ihn an, senkte rasch die Augen und streckte ihm eine kleine, bewegliche, trockene Hand hin.

„Was willst du?" wiederholte Meschenezki.

„Ich möchte mit dir ein Wort reden."

„Worüber?"

„Über den Glauben."

„Welchen Glauben?"

„Sie sagen, du hast denselben Glauben wie der junge Mann, den die Schergen des Antichrist mit einem Strick in Odessa erdrosselt haben."

„Welcher junge Mann?"

„Nun der, der letzten Herbst in Odessa erdrosselt wurde."

„Du meinst wahrscheinlich Swetlogub?"

„Das ist er. War er dein Freund?" Der alte Mann prüfte bei jeder Frage eifrig Meschenezkis Gesicht mit seinen gütigen Augen und blickte dann sofort wieder zu Boden.

„Ja, er stand mir sehr nahe."

„Und hatte denselben Glauben?"

„Offenbar," sagte Meschenezki lächelnd.

„Darüber möchte ich mit dir sprechen."

„Was willst du nun eigentlich?"

„Mich über deinen Glauben vergewissern."

„Unser Glaube ... nun setz dich," sagte Meschenezki achselzuckend. „Unser Glaube besteht darin: wir glauben, daß sich einige die Gewalt widerrechtlich angeeignet haben, die das Volk quälen und betrügen, und daß man, ohne sich zu schonen, mit diesen Menschen kämpfen sollte, um das Volk zu befreien, das sie terrorisieren — Meschenezki gebrauchte dies Fremdwort aus Gewohnheit — quälen," fügte er sich verbessernd hinzu. „Deshalb muß man sie vernichten, sie töten, und sie sollten getötet werden, bis sie sich eines Besseren besinnen."

Der alte Sektierer, die Augen zu Boden gerichtet, seufzte unablässig.

„Unser Glaube besteht darin, die despotische Regierung zu stürzen, ohne uns zu schonen, und eine freie nationale Volksvertretung einzurichten."

Der alte Mann seufzte schwer, stand auf und ließ sich, indem er die Falten seines Rockes glättete, auf die Knie; er streckte sich zu Meschenezkis Füßen aus und schlug mit der Stirn gegen den schmutzigen Fußboden.

„Was bückst du dich?"

„Täusche mich nicht! Sag' mir, was dein Glaube ist," sprach der Alte, ohne aufzustehn oder auch nur den Kopf zu erheben.

„Ich hab dir ja gesagt, was er ist. Aber steh auf, sonst rede ich nicht mit dir."

Der alte Mann stand auf.

„Und das war auch der Glaube des jungen Mannes?" fragte er. Er stand vor Meschenezki und blickte ihm von Zeit zu Zeit mit seinen gütigen Augen ins Gesicht und senkte sie dann wieder.

„Das war sein Glaube, und dafür wurde er gehängt; und mich schickt man jetzt aus demselben Grund in Einzelhaft."

Der Alte machte eine tiefe Verbeugung mit dem Oberkörper und zog sich schweigend zurück.

‚Nein, das war nicht sein Glaube,' dachte er. ‚Er kannte den wahren Glauben, während der da sich nur damit groß tut, daß er denselben Glauben hat, oder ihn nicht offenbaren will ... Nun, ich muß weiter suchen. Hier und in Sibirien. Gott ist überall, und Menschen gibt es überall. Bist du erst unterwegs, frage nach dem Weg,' dachte der Alte. Er griff wieder zu seiner Bibel, die sich von selbst bei der Offenbarung aufschlug, setzte seine Brille auf, rückte sich einen Stuhl ans Fenster und fing an zu lesen.

Abermals verstrichen sieben Jahre. Meschenezki hatte seine Einzelhaft in der Peterpaulsfestung beendet und wurde ins Zuchthaus überführt. Er hatte viel während dieser sieben Jahre durchgemacht; aber seine Meinungen hatten sich nicht geändert und seine Tatkraft war nicht geschwächt. Während des Verhörs vor seiner Einkerkerung in der Festung erstaunte er den Staatsanwalt und die Richter durch seine feste, verachtungsvolle Haltung gegenüber denen, in deren Gewalt er sich befand. In der Tiefe seiner Seele verursachten ihm seine Gefangenschaft und die Unfähigkeit, die Aufgabe, die er begonnen hatte, durchzuführen, großen Schmerz, aber er zeigte ihn nicht. Sobald er mit andern in Berührung kam, stieg ein wilder Trotz in ihm auf. Die ihm vorgelegten Fragen beantwortete er nicht und sprach nur, wenn sich eine Gelegenheit bot, die, welche ihn verhörten, zu ärgern — den Gendarmerieoffizier oder den Staatsanwalt.

Als man ihm mit der gewöhnlichen Erklärung kam, er möge durch ein offenes Geständnis seine Lage erleichtern, lächelte er verächtlich und sagte nach einem Schweigen:

„Wenn Sie hoffen, mich durch Vorteile oder Einschüchterung zu zwingen, daß ich meine Kameraden verrate, dann beurteilen Sie mich nach Ihrem eignen Maßstab. Können Sie sich wirklich vorstellen, ich sei nicht auf das Schlimmste gefaßt gewesen, als ich das Werk vorbereitet habe, weswegen ich abgeurteilt werde? Sie können mich durch nichts in Erstaunen setzen oder einschüchtern. Fangen Sie mit mir an, was Sie wollen, was Ihnen beliebt, aber ich werde nicht sprechen."

Und es machte ihm Spaß, zu sehn, wie sie sich gegenseitig verwirrt anstarrten.

Als er nach der Peterpaulsfestung in eine kleine feuchte Zelle gebracht wurde, der eine dunkle Glasscheibe hoch oben als Fenster diente, da begriff er, daß es nicht für Monate, sondern für Jahre sei, und wurde von Entsetzen übermannt. Schrecklich war das genau eingeteilte, leblose Schweigen dieses Ortes und das Bewußtsein, daß er nicht allein hier eingekerkert war, sondern daß hinter diesen undurchdringlichen Mauern auch andre Gefangene saßen, die zu zehn, zwanzig Jahren verurteilt waren, die Selbstmord begingen, hingerichtet wurden, dem Wahnsinn verfielen oder allmählich der Schwindsucht erlagen. Hier gab es sowohl Frauen wie Männer und vielleicht Freunde ... ‚Jahre werden vergehn, und auch du wirst verrückt werden oder dich erhängen oder sterben, und keiner wird etwas davon erfahren,‘ dachte er.

Und in seinem Herzen stieg ein Haß auf gegen alle Menschen und besonders gegen die, welche die Veranlassung seiner Gefangenschaft waren. Dieser Haß dürstete danach, sich an seinen Gegenständen zu betätigen, dürstete nach Bewegung und Lärm. Aber hier gab es nur leblose Stille und die sanften Schritte schweigender Männer, die auf keine Frage antworteten, das Geräusch der sich öffnenden und schließenden Türen, das Bringen des Essens in regelmäßigen Zwischenräumen, die Besuche schweigender Wesen und durch das trübe Glas das Licht der aufgehenden Sonne, Finsternis und dasselbe Schweigen, dieselben sanften Schritte und dieselben Laute. So war es heute, morgen ... Und der Haß, der keinen Abfluß fand, fraß ihm am Herzen.

Er versuchte durch Klopfen Mitteilungen zu machen, erhielt aber keine Antwort, und sein Pochen lockte wieder dieselben sanften Schritte herbei und die ruhige Stimme eines Mannes, der ihn mit der Dunkelzelle bedrohte.

Nur der Schlaf brachte ihm Frieden und Erfrischung, aber danach war das Erwachen schrecklich. In seinen Träumen sah er sich immer in Freiheit und meistens von Interessen in Anspruch genommen, die er für unvereinbar mit seinem revolutionären Leben hielt. Entweder spielte er auf irgend einer merkwürdigen Fiedel, machte jungen Damen den Hof, ruderte, ging auf die Jagd, oder eine ausländische Universität verlieh ihm für eine seltsame wissenschaftliche Entdeckung den Doktorgrad, und zum Dank dafür hielt er bei dem Festessen eine Rede. Diese Träume waren im Gegensatz zu der langweiligen, eintönigen Wirklichkeit so lebendig, daß die Erinnerung daran sich nur schwer von seinem tatsächlichen Zustand unterscheiden ließ.

Das Peinliche der Träume war, daß er in den meisten Fällen gerade in dem Augenblick erwachte, wenn sich etwas ereignete, wonach er trachtete, was er begehrte. Plötzlich ein Herzkrampf, und alle freundlichen Gebilde verschwanden, nur die schmerzliche ungestillte Sehnsucht blieb zurück, und wieder fiel das Licht einer kleinen Lampe auf die graue Wand mit feuchten Flecken, und unter sich fühlte er die harten Bretter, da sich das Strohlager auf einer Seite in die Höhe geschoben hatte.

Der Schlaf war seine beste Zeit. Aber je länger seine Gefangenschaft dauerte,

umso weniger war er imstande zu schlafen. Er suchte den Schlaf als das größte Glück, und je mehr er ihn herbeiwünschte, desto wacher wurde sein Geist. Er brauchte nur zu sagen: ‚Werde ich schlafen?‘ und der Schlaf war verscheucht.

In seiner Zelle herumzulaufen und zu springen verschaffte ihm keine Linderung. Durch diese Anstrengung wurde er nur müde und regte seine Nerven noch mehr auf. Er spürte am Wirbel einen Schmerz, und wenn er die Augen schloß, erschienen auf einem dunkel gesprenkelten Hintergrunde unheimliche Gesichter mit flatterndem Haar oder kahl, mit großen, verzerrten Mündern, eines immer fürchterlicher als das andre, und alle schnitten die greulichsten Fratzen. Danach erschienen sie ihm auch, wenn seine Augen offen waren, und nicht allein Gesichter, sondern ganze Figuren, und sie huben an zu sprechen und zu tanzen. Er war vor Schreck gelähmt, sprang auf, rannte mit dem Kopf gegen die Mauer und schrie, aber dann öffnete sich nur der kleine Schieber in der Tür, und eine langsame, gleichmäßige Stimme sagte:

„Schreien ist verboten.“

„Rufen Sie den Direktor!“ schrie Meschenezki.

Er bekam keine Antwort, und der Schieber schloß sich.

Und eine solche Verzweiflung erfaßte ihn dann, daß er nur noch eins ersehnte: den Tod.

Als er sich einmal in solcher Verfassung befand, beschloß er, sich das Leben zu nehmen. In der Zelle befand sich eine Luftklappe, daran ließ sich ein Strick mit einer Schlinge befestigen, man konnte auf das Bett steigen und sich erhängen, aber er hatte keinen Strick. Da zerriß er sein Hemd in schmale Streifen, doch es erwies sich, daß es nicht genug waren. Nun beschloß er, sich zu Tode zu hungern, und zwei Tage lang aß er nichts, aber am dritten wurde er so schwach, daß ihn ein heftiger Fieberanfall heimsuchte. Als ihm sein Essen gebracht wurde, lag er mit offenen Augen, bewußtlos am Boden.

Der Arzt kam, ließ ihn zu Bett bringen und gab ihm Rum und Morphium, worauf er in Schlaf verfiel.

Als er am nächsten Tag erwachte und sah, wie sich der Arzt kopfschüttelnd über ihn neigte, da schwoll in ihm wieder der alte, erfrischende Haß empor, den Meschenezki so lange nicht gekannt hatte.

„Wie kommt es, daß Sie sich nicht schämen, hier Dienst zu tun?“ fragte er den Arzt, während dieser mit gesenktem Kopfe auf seinen Puls horchte. „Warum behandeln Sie mich, wenn Sie mich doch nur wieder quälen wollen? Es ist dasselbe, wie wenn man mit ansieht, daß einer geprügelt wird und den Akt noch einmal wiederholen läßt.“

„Seien Sie so gut und drehen Sie sich auf den Rücken,“ sagte der Arzt unerschütterlich, ohne ihn anzusehn, und zog sein Stethoskop aus einer Seitentasche.

„Die andern Ärzte haben die Wunden geheilt, um mir weitere fünftausend Streiche beizubringen. Scheren Sie sich zum Teufel!“ schrie er plötzlich und schleuderte die Beine aus dem Bett. „Gehn Sie! Ich kann auch ohne Sie sterben.“

„Das ist nicht klug, junger Mann; für Unverschämtheiten haben wir unsere Gegenmaßnahmen."

„Zum Teufel mit Ihnen, zum Teufel!"

Und Meschenezki wütete so sehr, daß sich der Arzt beeilte, hinauszukommen.

Ob es nun die Folge der Medizin war oder davon, daß er die Krisis beschleunigt hatte, oder vielleicht, daß ihn die Wut auf den Arzt geheilt hatte: jedenfalls beherrschte er sich von dieser Zeit an und begann ein ganz andres Leben.

„Sie können und werden mich nicht ewig festhalten," sagte er. „Eines Tages werden sie mich freilassen. Vielleicht, das ist das allerwahrscheinlichste, wird sich die Regierungsform ändern — die unsrigen sind ja beständig am Werke — und deshalb soll man sich am Leben erhalten, damit man gesund herauskommt und seine Arbeit wieder aufnehmen kann."

Er dachte lange Zeit über das Leben nach, das seiner Absicht am besten entsprach, und kam zu folgendem Entschluß: er ging um 9 Uhr zu Bett und zwang sich, darin bis 5 Uhr früh auszuharren, ob er nun schlief oder nicht. Dann stand er auf, wusch und kleidete sich an, machte körperliche Übungen und ging dann, wie er es nannte, seinem Geschäft nach. In Gedanken spazierte er in St. Petersburg umher, vom Newskijprospekt bis zur Nadeschdenskaja, und versuchte sich auszumalen, was er unterwegs sehn würde: Ladenschilder, Häuser, Schutzmänner, Wagen und Fußgänger. Auf dem Nadeschdenskajprospekt betrat er das Haus eines befreundeten Mitarbeiters, und dort besprachen sie mit andern Kameraden, die sich eingefunden hatten, ihre zukünftigen Pläne. Erörterungen und Kontroversen fanden statt. Meschenezki sprach sowohl für sich wie für andre. Manchmal sprach er so laut, daß der Wärter ihn durch den Schieber ermahnte, aber Meschenezki achtete nicht auf ihn und setzte in der Phantasie seinen Petersburger Tag fort. Nachdem er zwei Stunden im Hause seines Freundes verbracht hatte, kehrte er nachhause zurück und aß, erst nur in seiner Einbildung, dann in Wirklichkeit, nahm das Mahl ein, das ihm hingestellt wurde, und aß stets mäßig. Dann blieb er zuhause und studierte entweder Geschichte oder Mathematik und manchmal, an Sonntagen, Literatur. Seine historischen Studien bestanden darin, sich zuerst einen besonderen Zeitabschnitt und ein besonderes Volk auszuwählen und sich der Tatsachen und der Chronologie zu entsinnen. In seinen mathematischen Stunden löste er Rechen- und geometrische Probleme (das war seine Lieblingsbeschäftigung). An Sonntagen nahm er Puschkin, Gogol, Shakespeare wieder vor und verfaßte selbst Kleinigkeiten.

Vor dem Schlafengehn machte er in der Phantasie noch einen kleinen Ausflug: er führte mit seinen Kameraden, Männern und Frauen, bald heitere, bald ernste Gespräche, die entweder wirklich stattgefunden hatten oder sonst von ihm für den Zweck erfunden wurden. Und so trieb er es fort bis in die Nacht hinein. Ehe er zu Bett ging, machte er in Wirklichkeit zweitausend Schritte in seinem Käfig, um sich zu bewegen; dann legte er sich nieder und schlief gewöhnlich ein.

Am nächsten Tage wiederholte sich das Gleiche. Bisweilen unternahm er eine Reise nach dem Süden, um die Bevölkerung aufzustacheln, oder zettelte eine Verschwörung an, vertrieb im Bunde mit dem Volke die Grundbesitzer und verteilte ihr Land unter den Bauern. All das dachte er jedoch nicht auf einmal aus, sondern nach und nach mit allen Einzelheiten. In seiner Phantasie triumphierte die Revolutionspartei überall, die Macht der Regierung wurde geschwächt, und sie sah sich gezwungen, eine gesetzgebende Versammlung einzuberufen. Die kaiserliche Familie und alle Unterdrücker des Volkes verschwanden von der Bildfläche; eine Republik wurde eingesetzt und er — Meschenezki — zum Präsidenten gewählt. Manchmal ging ihm dies zu schnell; dann fing er wieder von vorn an und gelangte auf andern Wegen zum Ziel.

So lebte er eins, zwei, drei Jahre, lenkte mitunter von seiner strengen Lebensführung ab, kehrte aber meistenteils wieder zu ihr zurück. Da er seine Sinne in der Gewalt hatte, machte er sich von Zwangsvorstellungen frei und hatte nur selten unter Schlaflosigkeitsanfällen und schrecklichen Gesichten zu leiden; dann betrachtete er die Luftklappe und entschied sich, wie er den Strick befestigen, die Schlinge knüpfen und sich aufhängen wollte. Aber er kam über diese Anfälle hinweg, und sie dauerten nicht lange. So verbrachte er beinahe sieben Jahre. Als die Zeit seiner Einzelhaft um war und er zur Zwangsarbeit abgeführt werden sollte, war er ganz wohl, frisch und im vollständigen Besitz seiner geistigen Fähigkeiten.



Er wurde als ein ganz besonders wichtiger Verbrecher allein transportiert und durfte nicht mit den andern verkehren. Erst im Gefängnis zu Krasnojarsk fand er Gelegenheit, einige andre politische Gefangene, die gleichfalls der Zwangsarbeit entgegengingen, zu sprechen. Es waren ihrer sechs: zwei Frauen und vier Männer. Sie waren alle junge Leute der neuen Schule, von der Meschenezki nichts wußte. Es waren Revolutionäre der Generation nach ihm, seine Nachfolger, und sie interessierten ihn deshalb besonders. Meschenezki nahm an, daß sie in seinen Fußstapfen fortwandeln würden und daher all das, was von ihren Vorgängern, namentlich von ihm, getan worden war, vollauf würdigen müßten. Er wollte sie liebevoll und gönnerhaft behandeln. Aber zu seiner Verwunderung und seinem Verdruß sahen diese jungen Leute in ihm keineswegs ihren Vorläufer und Lehrer, sondern behandelten ihn gewissermaßen herablassend und gingen über seine veralteten Ansichten mit Worten der Entschuldigung hinweg. Diesen neuen Revolutionären zufolge war all das, was Meschenezki und seine Freunde getan hatten, eine Reihe von Irrtümern: alle ihre Versuche, die Bauern aufzuwiegeln, und namentlich ihr ganzes terroristisches System und die Ermordung Krapotkins, Mesenzews und des Kaisers Alexanders II. All das habe bloß zu jener Reaktion geführt, die unter der Regierung Alexanders III. geherrscht und das Land beinahe in den früheren Zustand während der Leibeigenschaft zurückgeworfen habe. Das Heil des Volkes lag der neuen Lehre gemäß in einer ganz andern Richtung.

Fast zwei Tage und Nächte dauerten die Disputationen zwischen Meschenezki und seinen neuen Bekannten. Einer, der Führer der übrigen, Roman, wie sie ihn bei seinem Vornamen nannten, reizte Meschenezki besonders durch die anmaßende Entschlossenheit, mit der er die Richtigkeit seiner Ansichten verteidigte und durch seine herablassende, ja sarkastische Verurteilung der gesamten Tätigkeit, die Meschenezki und seine Genossen in der Vergangenheit entfaltet hatten.

Roman zufolge war das Volk ein roher Haufe; mit der Bevölkerung in ihrem jetzigen Entwicklungszustand lasse sich nichts anfangen. Alle Versuche, die russische Bauernbevölkerung zu erheben, glichen dem Bemühen, einen Stein oder einen Eisblock in Brand zu stecken. Das Volk müsse unterrichtet, zur Solidarität erzogen werden, und dies könne nur durch das Anwachsen großer Industrieplätze und als die Folge davon durch eine sozialistische Organisation des Volkes erreicht werden. Grundbesitz sei für das Volk unmöglich, ja Grundbesitz mache es konservativ und abhängig. So verhalte es sich nicht nur in Rußland, sondern in ganz Europa, und er zitierte aus dem Gedächtnis die Meinungen von Autoritäten und statistische Belege. Das Volk solle von dem Grundbesitz befreit werden — je eher, desto besser; je mehr sie ein Fabrikleben führten und je mehr die Kapitalisten sich ihren Grundbesitz aneigneten und sie unterdrückten, desto besser. Despotismus und vor allem der Kapitalismus könne nur durch die Solidarität der Arbeiter abgeschafft und diese Solidarität könne durch Verbände und Arbeitervereinigungen gesichert werden, das heißt nur, wenn die Volksmasse aufhöre, Grundbesitz zu haben, und zum Proletariat werde.

Meschenezki ereiferte sich bei den Diskussionen. Er wurde besonders durch eine der Frauen in Harnisch gebracht, eine hübsche Brünette mit dichtem Haar und glänzenden Augen; sie saß auf dem Fenstersims und beteiligte sich nicht direkt an der Unterhaltung, warf aber von Zeit zu Zeit ein paar Worte ein, die Romans Beweisgründe erhärteten, oder rümpfte über Meschenezkis Bemerkungen einfach die Nase.

„Ist es möglich, die ganze Ackerbau treibende Bevölkerung in Fabrikarbeiter umzuwandeln?" fragte Meschenezki.

„Warum nicht?" hielt ihm Roman entgegen. „Es ist ein allgemein gültiges nationalökonomisches Gesetz."

„Und woher wissen wir, daß das Gesetz allgemein gültig ist?"

„Lies doch Kautsky", warf die Brünette verächtlich lächelnd dazwischen.

„Selbst wenn man gelten läßt," sagte Meschenezki, „— ich lasse es nicht gelten —, daß das Volk zum Proletariat wird, woher wißt ihr denn, daß sie die Form annehmen werden, auf die ihr euch im voraus geeinigt habt?"

„Weil es wissenschaftlich bewiesen ist", äußerte die Brünette mit einem Blick ins Zimmer.

Aber als das Gespräch zu dem Punkt der aktiven Betätigung gelangte, die zur Erreichung dieser Ziele nötig sei, war ihre Meinungsverschiedenheit noch größer. Roman und seine Freunde betonten, daß es unerläßlich sei, das Heer der Fabrik-

arbeiter umzuformen und ihre Hilfe bei der Umwandlung der Bauern in Fabrikarbeiter und zur Förderung der sozialistischen Sache unter dem Volke zu gewinnen. Und sie sollten sich nicht nur des offenen Kampfs gegen die Regierung enthalten, sondern diese zur Erreichung ihrer Ziele benutzen.

Meschenezki sagte, es sei notwendig, offen gegen die Regierung zu kämpfen und sie zu terrorisieren, die Regierung sei stärker und schlauer als sie. „Ihr werdet nicht die Regierung täuschen, die Regierung wird euch täuschen. Wir sind für die Propaganda unter dem Volke und für den Kampf gegen die Regierung eingetreten."

„Und was habt ihr schon viel ausgerichtet?" bemerkte ironisch die Brünette.

„Ja, ich halte den offenen Kampf mit der Regierung für unnütze Kraftvergeudung", sagte Roman.

„Der 1. März — Kraftvergeudung?" rief Meschenezki. „Wir haben uns geopfert, unser Leben, während ihr ruhig daheim sitzt, euch gütlich tut und bloß predigt."

„Wir — uns gütlich tun", sagte Roman ruhig, blickte auf seine Kameraden im Kreise und lachte triumphierend in seiner unverdorbenen, bestimmten, selbstsicheren Art.

Die Brünette schüttelte den Kopf und lächelte verächtlich.

„Da ist nichts von Gütlichtun," sagte Roman, „und wenn wir hier sitzen, verdanken wir das der Reaktion, und die Reaktion ist die Folge eben von dem 1. März."

Meschenezki schwieg; ihm war, als ersticke er vor Erbitterung, und er ging auf den Gang hinaus.



Um sich zu beruhigen, schritt Meschenezki auf dem Korridor hin und her. Die Türen der Schlafräume wurden offen gelassen, bis die Abendglocke läutete. Ein schlanker Gefangener mit blondem Haar und einem Gesicht, dessen Gutmütigkeit durch seinen halb rasierten Kopf nicht beeinträchtigt wurde, trat an Meschenezki heran.

„Ein Gefangener in unserm Schlafraum hat Sie gesehn und mich gebeten, Sie hereinzurufen."

„Was für ein Gefangener?"

„Wir nennen ihn mit Spottnamen ‚Tabakherrschaft'. Es ist ein alter Sektierer. ‚Holt mir den Mann', hat er gesagt. Sie meint er damit."

„Nun, wo ist er?"

„Hier in unserm Schlafraum. ‚Ruft mir den Herrn', hat er gesagt."

Meschenezki trat mit dem Gefangenen in einen engen Schlafraum; teils saßen, teils lagen die Gefangenen auf den Betten.

Auf der bloßen Diele am Ende der Reihe lag unter einem grauen Mantel derselbe alte Sektierer, der vor sieben Jahren zu Meschenezki gekommen war, um sich nach Swetlogub zu erkundigen. Das bleiche Gesicht des alten Mannes war ganz eingeschrumpft, aber sein Haar war noch ebenso dick, die dünnen Bartansätze ganz weiß und strubblig. Der Blick seiner blauen Augen war gütig und gespannt. Er

lag auf dem Rücken und fieberte offenbar, denn auf seinen Backen war eine krankhafte Röte.

Meschenezki näherte sich ihm.

„Was gibt es?" fragte er.

Der alte Mann erhob sich mit Mühe auf seinen Ellenbogen und streckte seine kleine, zittrige, eingetrocknete Hand hin. Da er zu sprechen versuchte, atmete er schwer, als ob er unschlüssig wäre; dann sagte er, nach Atem ringend, mit weicher Stimme: „Du hast es mir damals nicht enthüllt, Gott verzeihe dir, aber ich offenbare es allen."

„Was offenbarst du?"

„Von dem Lamm ... von dem Lamm ... der junge Mensch hatte das Lamm; und es steht geschrieben: das Lamm wird sie überwinden, wird alle überwinden ... und die mit ihm sind, das sind die Auserwählten und Getreuen."

„Ich verstehe nicht", sagte Meschenezki.

„Du mußt im Geist verstehn. Die Könige haben mit dem Tier die Gewalt bekommen. Das Lamm soll sie überwinden."

„Was für Könige?" fragte Meschenezki.

„Es gibt sieben Könige, fünf sind gefallen, und einer ist und der andre ist noch nicht gekommen; und wenn er kommt, muß er eine kleine Zeit bleiben ... und dann wird er schon alle überwinden ... Verstehst du?"

Meschenezki schüttelte den Kopf und dachte, der alte Mann phantasiere und seine Worte seien irr. So dachten auch die Gefangenen im selben Zimmer. Der Gefangene mit dem rasierten Kopf, der Meschenezki gerufen hatte, trat an ihn heran, berührte ihn mit der Schulter, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln, und blinzelte nach dem alten Mann hin.

„Er plappert in einem fort ‚unsere Tabakherrschaft',“ sagte er, „aber er sagt, er weiß selbst nicht."

So dachten Meschenezki und des alten Mannes Stubengenossen. Aber der alte Mann wußte wohl, was er sagte, und es hatte für ihn eine klare, tiefe Bedeutung. Es bedeutete, daß das Übel nicht lange zu herrschen hat, daß das Lamm durch Gerechtigkeit und Sanftmut alle überwindet ... daß das Lamm jede Träne trocknen und daß es Weinen, Krankheit und Tod nicht mehr geben wird. Und er fühlte, daß dies schon vollendet sei — in der ganzen Welt vollendet, weil es in seiner von dem nahen Tode verklärten Seele sich erfüllt hatte.

„Ja, komm schnell! Amen! Ja komm, Herr Jesus! Komm!" flüsterte er mit bedeutungsvollem und, wie Meschenezki dünkte, irrem Lächeln.

So steht es mit ihm, einem Vertreter des Volkes, dachte Meschenezki, als er von dem alten Manne kam.

‚Das ist einer der besten unter ihnen, und was für eine Finsternis. Sie (er meinte damit Roman und seine Freunde) sagen: mit einem solchen Volke läßt sich nichts anfangen.'

Meschenezki war ehedem mit revolutionärer Arbeit unter dem Volke beschäftigt

und kannte die ganze „Trägheit" des russischen Bauern. Er hatte sich auch den Soldaten zugesellt, den aktiven und entlassenen, und kannte ihre hartnäckige Treue, ihren Glauben an den Eid, an die Notwendigkeit des Gehorsams und wußte, wie unmöglich es sei, sie durch Vernunftgründe zu beeinflussen. All dies war ihm gegenwärtig, aber er hatte nie den natürlichen Schluß daraus gezogen. Die Unterhaltung mit den neuen Revolutionären beunruhigte und ärgerte ihn.

‚Sie sagen, alles, was wir getan haben, was Chalturin Kibatschitsch, die Perowskaia getan haben, war unnötig, ja sogar schädlich; das habe die Reaktion unter Alexander III. hervorgerufen; dank ihnen sei das Volk überzeugt, daß die revolutionäre Tätigkeit von den Grundbesitzern ausgehe, die den Zaren getötet haben, weil er sie der Leibeignen beraubte. Wie lächerlich! Was für eine Verständnislosigkeit und wie unverschämt, so etwas zu sagen!' dachte er, während er seinen Spaziergang auf dem Korridor fortsetzte.

Alle Schlafräume waren verschlossen bis auf den einen, den die neuen Revolutionäre einnahmen. Als sich ihm Meschenezki näherte, hörte er das Lachen der Brünette, die er verabscheute, und die schneidend scharfe, zuversichtliche Stimme Romans. Offenbar sprachen sie über ihn. Meschenezki blieb stehn und lauschte. Roman sagte gerade:

„Da sie die nationalökonomischen Gesetze nicht verstanden, kam ihnen nicht zum Bewußtsein, was sie taten. Und es gab hier eine Menge . . ."

Meschenezki konnte und wollte nicht hören, wovon es eine Menge gab; es gelüstete ihn gar nicht, das zu wissen. Der Ton der Stimme allein verriet die völlige Verachtung, die diese Leute ihm gegenüber fühlten — ihm, Meschenezki, dem Helden der Revolution, der zwölf Jahre seines Lebens für sie geopfert hatte.

Und in Meschenezkis Seele stieg ein fürchterlicher Haß auf, wie er ihn nie zuvor gekannt hatte. Ein Haß gegen jedermann, gegen alles, gegen diese ganze sinnlose Welt, in der nur Menschen, die den Tieren glichen, leben konnten, wie der alte Mann mit seinem Lamm und ähnliche halbvertierte Henker und Wärter und die frechen, eingebildeten, totgeborenen Theoretiker.

Der diensttuende Wärter kam und führte das Frauenzimmer nach der weiblichen Abteilung. Meschenezki zog sich zum andern Ende des Korridors zurück, um ihm nicht zu begegnen. Dann kam der Wärter wieder, verschloß die Tür hinter den neuen politischen Gefangenen und hieß Meschenezki in seine Stube gehn. Meschenezki gehorchte mechanisch, bat aber, ihn nicht einzuschließen.

Er legte sich aufs Bett, mit dem Gesicht nach der Wand zu.

‚Ist es möglich, daß wirklich mein ganzes Leben vergeudet worden ist: meine Tatkraft, meine Willensstärke, mein Genie (er hielt sich allen an geistiger Begabung überlegen) umsonst geopfert?'

Er erinnerte sich, daß er vor langer Zeit, als er schon auf dem Wege nach Sibirien war, einen Brief von Swetlogubs Mutter erhalten hatte, die ihm in einer, schien ihm, albernen, weibischen Art Vorwürfe machte, weil er ihren Sohn ins Verderben gestürzt, dadurch daß er ihn für die terroristischen Umtriebe

gewonnen habe. Als er den Brief empfing, lächelte er nur verächtlich: was konnte diese törichte Frau von den Zielen verstehn, die ihm und Swetlogub vorgeschwebt? Da er jetzt wieder an diesen Brief und an den gütigen, vertrauensseligen, leidenschaftlichen Swetlogub dachte, begann er zuerst über diesen und dann über sich selbst nachzusinnen. ‚Ist es möglich, daß mein ganzes Leben ein Irrtum gewesen ist?‘ Er schloß die Augen und versuchte einzuschlafen, aber plötzlich spürte er voll Entsetzen die Anfälle wieder, die er während des ersten Monats in der Peterpaulsfestung gehabt hatte. Wieder der Schmerz im Kopfe, wieder grauenvolle Gesichter mit Riesenmäulern, mit flatterndem Haar, gräßlich, auf dem dunkel gesprenkelten Hintergrunde und wieder Gestalten, die dem offnen Auge sichtbar waren. Dazu kam noch ein Verbrecher in grauen Hosen mit rasiertem Kopf, der über ihm baumelte. Und indem er wieder der Gedankenverbindung nachgab, suchte er nach der Luftklappe, an der er den Strick befestigen konnte.

Ein unerträglicher Haß, der Betätigung erheischte, verzehrte ihm das Herz. Er konnte nicht still sitzen, konnte sich nicht beruhigen, nicht seine Gedanken bannen.

Schon legte er sich die Frage vor: ‚Wie, wenn ich mir eine Pulsader aufschneide? Ich werde das nicht fertig bekommen. Mich aufhängen? Natürlich, es ist das Einfachste.‘

Da fiel ihm ein, daß um ein Bündel Holz, das auf dem Korridor lag, ein Strick gebunden war. ‚Soll ich auf das Holz oder auf einen Stuhl steigen? Im Korridor läuft der Wärter herum. Aber er wird zu Bett oder hinausgehn. Ich muß ihm auflauern und, wenn sich die Gelegenheit bietet, den Strick in meine Stube holen und an der Klappe befestigen.‘

Meschenezki stellte sich an seine Tür und lauschte auf die Tritte des Wärters im Gang; von Zeit zu Zeit, wenn der Wärter nach dem andern Ende ging, blickte er durch die offene Tür, aber der Wärter ging nicht fort und schlief auch nicht ein. Mit scharfen Ohren lauschte Meschenezki auf das Geräusch seiner Schritte und wartete.

In diesem Augenblick ereignete sich in dem Schlafraum, wo der kranke, alte Mann in der von einer rauchenden Lampe spärlich erleuchteten Finsternis mitten unter Atmenden, Brummelnden, Schnarchenden und Hustenden lag, das Größte auf der Welt. Der alte Sektierer starb, und seinem geistigen Auge enthüllte sich all das, was er während seines ganzen Lebens so leidenschaftlich gesucht und erstrebt hatte. In blendendem Lichte sah er das Lamm in der Gestalt eines strahlenden Jünglings, und eine große Menge Volkes aller Völker stand in weißen Gewändern vor ihm, und alle waren hochbeglückt, und es gab kein Übel mehr auf der Welt. All das hatte sich — das wußte der alte Mann — in seiner Seele und in der ganzen Welt vollzogen, und er empfand große Freude und Frieden.

Was sich jedoch für seine Stubengenossen ereignete, das war folgendes: der alte Mann keuchte laut, mit dem Todesröcheln im Halse, und sein Nachbar wachte auf und weckte die andern. Als das Geräusch aufhörte und der alte Mann still und kalt wurde, klopften seine Gefährten an die Tür.

Der Wärter öffnete die Tür und trat herein. Etwa zehn Minuten später trugen zwei Gefangene den Leichnam hinaus und schafften ihn in die Totenkammer. Der Wärter folgte ihnen und verschloß die Tür hinter sich. Der Korridor blieb leer.

‚Schließ ab, schließ ab,' dachte Meschenezki, der von seiner Tür aus alle Ereignisse verfolgte. ‚Du wirst mich nicht hindern, all dies sinnlose Grauen hinter mir zu lassen.'

Meschenezki empfand nicht mehr diese innere Wut, die ihn zuvor gepeinigt hatte, er wurde vollständig von dem einen Gedanken erfüllt, wie er es verhüten könne, daß man ihn an der Erreichung seines Zieles hindere.

Mit klopfendem Herzen trat er an das Bündel Holz heran, band den Strick auf, zog ihn hervor und schleppte ihn, sich vorsichtig umspähend, in seine Stube. Dort stieg er auf den Stuhl und schlang den Strick über die Klappe. Nachdem er beide Enden zusammengeknüpft hatte, machte er, indem er den Strick verdoppelte, eine Schlinge. Die Schlinge war zu tief. Er machte noch einen Knoten in den Strick, maß die Höhe für seinen Hals ab, lauschte ängstlich und blickte sich nach der Tür um; dann stieg er auf den Stuhl, steckte seinen Hals durch den Strick, legte ihn richtig um, stieß den Stuhl weg und hing in der Luft . . .

Erst auf seinem Morgenrundgang sah der Wärter Meschenezki mit gebeugten Knien an dem umgestürzten Stuhl hängen. Er wurde aus der Schlinge genommen, der Direktor eilte herbei, und als er erfuhr, daß Roman Arzt sei, ließ er ihn rufen, damit er dem Erhängten Beistand leiste.

Alle die gewöhnlichen Wiederbelebungsversuche wurden angestellt, aber Meschenezki kehrte nicht mehr zum Bewußtsein zurück.

Sein Körper wurde in die Leichenkammer gebracht und dort neben den alten Sektierer auf die Dielen gebettet.



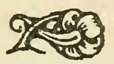
Sonette/ von Rudolf Alexander Schröder

Als Tristan krank lag — ach, wem sag ich dies?
Fuhr übers Meer Isolde, ihn zu heilen,
Wie sie ihn einst geheilt. Doch das Geschick
Lächelt wohl einmal; und ein ander Mal

Kehrt es sich ab, verneinend. Aber dies
Ist nichts für solches Ohr und solchen Blick,
Die noch mit Hoffnung auf der Ferne weilen,
Und lauschen, oder warten auf den Strahl,

Der alle die Versprechungen erfülle,
Mit denen jeder Tag sich neu erhebt.
— Und also schweige ich von allem stille,

Das etwa nicht mehr ganz vertrauend lebt,
Und sage nur: Ein und ein ander Mal
Erleuchte dich des Glücks erwünschter Strahl!



Der Baum hat nun die Früchte hergegeben,
Und Blätter fallen auch. — Ein Niederschweben
So unbeschreiblich still, so ohne Klagen,
Daß wir uns auch nichts mehr zu wünschen wagen.

O unbeschreibliches und mildes Leben! —
Auch im Verlassen, arm Sein, von sich Geben
Hast du so viel des Süßen, daß Entsagen
Besitztum wird, wenn wir es recht ertragen.

Ein jeder Augenblick ist ganz erfüllt,
Und trägt mit sich ein wundervolles Bild,
Das immer lächelnd ist und immer gleich,

An Form und Farbe mannigfaltigst reich.
Und eins noch: Wenn wir klagen, wenn wir weinen,
Das ist nicht Unglück, will nur Unglück scheinen.





Politik

Haben Sie das neueste Buch über den kommenden Weltkrieg gelesen?

Meinen Sie das mit dem verrückten Titel: Seestern 1906?

Jawohl, mein gnädiges Fräulein.

Sie sind Schiffsarzt?

Ja.

Bitte, sagen Sie mir nicht gnädiges Fräulein! Ich bin Doktor phil. Seltsam, nicht?

Gar nicht seltsam. Welches Hauptfach?

Staatswissenschaften. Aber ich sage Ihnen das nicht, um eine komische Figur zu werden, und es ist nett von Ihnen, daß Sie nicht einmal lächeln. Herren lächeln sonst immer, wenn sie den Witz nicht finden, den sie gern formulieren möchten. Also Sie sind Arzt!

Ja.

Schade. Mit Ihnen hätte ich nicht grob werden sollen. Vor Ihresgleichen habe ich Angst. Ich war Zeit meines Lebens blutarm, und Ärzte sind so brutal.

Wir haben nur die Möglichkeit dazu; wir müssen es nicht sein.

Aber sie glauben einen immer zu durchschauen, und wir glauben es noch mehr.

Das allerdings.

Sehen Sie, jetzt lächeln Sie auch. Pfui, Sie sind gerade so wie die andern. Ich rede keinen Ton mehr, wenn Sie nicht anfangen.

Haben Sie nun eigentlich das Buch über den kommenden Weltkrieg gelesen?

Ach Gott, richtig, das Buch! Jawohl, ich hab's gelesen, wenn Sie das glücklich macht. Hier auf dem Schreibtisch meiner Freundin muß es noch liegen. Der süße Unverstand kauft solche Sachen.

Donner —! Pardon, mein Fräulein. Sonst haben Sie nichts darüber zu sagen?

Nein. Nur wenn Sie der Verfasser sind, Herr Doktor, dann hätte ich die eine Bitte an Sie, ein halbes Jahr lang statt der Schriften über Weltkriege die über die Heimarbeit in Deutschland zu lesen. Das ist ärztlich sehr interessant.

Für meinen Beruf interessiere ich mich eigentlich nicht besonders. Ich habe in diesem Winter meine fünfzehnte Seefahrt gemacht und habe kaum noch einen einzigen lohnenden Patienten gehabt. Wie denken Sie sich denn, daß Deutschland auf dem Weltmarkt besteht, wenn wir die Flotte nicht ausbauen?

Sie sprechen vom Weltmarkt, Sie meinen also die Handelsflotte?

Der Witz trifft mich nicht unerwartet. Man wird ja in Deutschland noch immer scherzhaft, wenn von überseeischen Machtfragen die Rede ist. Man wird vor allem noch immer sauersüß angesehen, wenn man vom Ausland nach Hause kommt und etwas für seine Nation gelernt hat. Für die Nation, wie sie der Ausländer versteht. Right or wrong, my country!

Einen Augenblick! Lassen Sie diesen Brustton der Überzeugung, der so wohlig klingt, noch in mir nachwirken. Ich finde Sie wundervoll, Herr Doktor, als Luftveränderung für müde Nerven. Aber ich finde auch, daß ihr teutschen Herren erst so beunruhigend für die Vernunft geworden seid, seitdem ihr in den Kolonien das bißchen Englisch in Wort und Sitte erlernt habt. Seitdem ihr das Aus-

land kennt, seid ihr nationalistisch, und so tückisch ist die Leidenschaft in moderne Formen und in Weltbürgertracht gekleidet, daß euch nie mehr beizukommen sein wird. Nun werde auch ich rhetorisch.

Zur Anregung für die müden Nerven!

Ach nein. Die Liebenswürdigkeiten, die ich Ihnen sage, gehören zu dem Wenigen, was ich wirklich glaube. Ich will sogar von jedem Urteil absehen. Einfach als Erscheinung erblicke ich den Gegensatz vor mir, den Patrioten von früher, der an seinem Stammtisch blieb, gegen das Fremdländertum polterte, die Gabel in der rechten Hand hielt, und den von heute, der statt die Faust zu schwingen die manikürten Finger an das Weinglas führt, der in der Gesellschaft des Auslandes beobachtend zu Gaste war, der als Muster kühler Naturforscherart, beinahe ein Realist, nach Hause kommt und nur das Lächeln im blonden Bart nicht verbirgt, das ein Franzosenfreund — der selige Kielland — das Sedan-Lächeln der Deutschen genannt hat. Der Mann ist der gleiche; der äußere Typ nur hat sich geändert. Heute spricht er nicht mehr in Volksversammlungen, die Phrase von einst schleift er zu einer eleganten Pointe zu, und mit allen Instrumenten raffinierter Welt- und Seelenkunde (Kenntnis möchte ich nicht sagen) macht er aus den alten Stammtisch-Sentiments scheinbar nüchterne Wahrheiten. Das ist der Unterschied gegen früher und das die Gefahr von heute. Die Volkskrankheit der upper ten ist es, die bei uns in der Luft liegt. Ein Buch wie Ihr „Seestern" muß von einem solchen Manne geschrieben sein. Hätte ich's gerade bei der Hand, dann könnte ich Ihnen im einzelnen genauer zeigen, wie unheilbar eine nationale Leidenschaft wird, die sich so geschickt hinter realistischen Darstellungsmitteln verbirgt.

Eine Leidenschaft? In einfachen strategischen Schlachtenberechnungen? In Schilderungen, die ohne Tendenz und nur um der Wahrscheinlichkeit willen geschrieben sind? Ist das Ihr Ernst?

Jawohl, Herr Doktor; ich sage Leidenschaft! Seeluft macht immer pathetisch und uns Deutsche vor allem und heute mehr als früher und unsere braven Herren Kapitäne, wenn sie schriftstellern, leider auch schon.

Kennen Sie eigentlich unsere Marine?

Eigentlich nicht. Ach!

Bitte, halten Sie sich auf dem Stuhle fest, ich kenne nämlich auch das Meer nicht. Ich hatte in Freiburg belegt, und da gebietet Ägir nicht den Wellen; in Pforzheim, wo ich die Stahlindustrie studierte, stehen auch nicht die Gestade von Deutschlands Flottenherrlichkeit; nicht einmal im neuen Marinemuseum war ich noch. Bodenlos, was? Wenn ich trotzdem zu reden nicht aufhöre, so geschieht es einfach, weil ich trotz alledem recht habe. Zu Lande und zu Wasser recht! Das gibt es; das hat, glaube ich, mit dem Besuch eines Seebades nichts zu tun.

Dann gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Bewunderung wortlos ausdrücke. Oder darf ich auch eine bescheidene Bemerkung —? Sie sprechen nämlich immer von Krankheit und Gesundheit in der Politik, und gerade das hat einmal auch ein anderer getan. Ich glaube, er hieß Bismarck, und ungefähr wenigstens hat er gesagt: Im politischen Wettkampf der Völker ist die Teilnahme einzelner Deutschen für die fremde Nation nichts anderes als eine Krankheitsform. Das war vielleicht die richtigere Diagnose.

Hm. Jedenfalls eine sehr zielbewußte. Bismarck brauchte als Diplomat, als Künstler, als Gewaltmensch die patriotische Aufzucht, da verlangte er sie einfach, und so geschickt verlangte er sie, daß der Reichspatriot bald glauben konnte, er sei um seiner selbst willen da. Im Reich liegt das Ideal; alles andere ist unnatürlich und gemein. Alle Welt sagt es heute, und ich werde mich wohl hüten, Ihnen meine Gefühle über das alte Deutschland zu bekennen. Es hat keinen Sinn, daß wir uns gegenseitig für verrückt erklären. Mein herrlicher alter Vischer, der geschrieben hat, die deutsche „Art Idealität" ruhe nicht auf Glück und Größe, sondern „auf Sehnsucht", hätte unter preußischen Geheimräten vielleicht auch nicht frei herumlaufen dürfen, da es in solchen Fällen nicht auf die Logik ankommt, sondern auf den Standpunkt. Und eine Uniform hat die deutsche Wissenschaft in jener schrecklichen Zeit nicht getragen!

Spricht nun aus Ihnen die Leidenschaft oder die Logik?

Beides. Sie können mich nicht mit meinen Waffen schlagen. Sie vergessen, daß ich nur abzuwehren und zu korrigieren habe, da die Forderungen doch in Ihrer Rolle, nicht in meiner vorkommen.

Welche Forderungen?

Irre ich, oder haben wir wirklich einmal vor dunkler Zeit von einem Buch über den Zukunftskrieg und von der deutschen Seemacht gesprochen?

Ich freue mich, daß Sie sich dessen erinnern. Nun und? Soll ich Ihnen meine Ansichten über jenes militärische Seemannsbuch sagen oder darf ich hier ohne Umschweife gleich die Flottenvorlage mit einer Rede begründen? Was ziehen Sie vor?

Das wäre beides nicht genug. Denn was ich begreifen möchte, ist etwas anderes, ist der Enthusiasmus, der hinter beiden steht. Sie verlangen Logik, mein verehrter Gegner; bitte, bleiben wir einmal ganz streng bei ihr. Ist Politik, äußere oder innere, etwas anderes als Nützlichkeitskunst?

N—ein.

Was also will das berühmte Sehnen des deutschen Volkes von heute, seine Weltpolitik?

Sein Dasein will es sichern!

Wahrhaftig? Noch immer? Ist das eine Empfindung, die auf dem Boden der Nützlichkeit wächst, daß ein Volk von so enormer Sachlichkeit in seinem Fleiß wie das deutsche seiner selbstverständlichen Existenz nicht traut und sich ruhmkündende, herausfordernde Denkmäler errichtet, um sich zu beweisen, daß es da ist? Denkmäler und — Kriegsschiffe?

Halten Sie das für dasselbe?

Beinahe. Überschätzen Sie diese Dinger? Ich kann nicht glauben, daß Sie so gläubig sind. Kriegsschiffe sind dazu da, um den Krieg zu erleichtern, ihm entgegenzukommen, voilà. Erinnern Sie sich an das Einleitungskapitel im Seestern? Ich kann es jetzt nicht hervorsuchen, aber Sie erinnern sich sicher. Wie da im Hafen einer Samoainsel ein englischer Dampfer Mannschaft ans Land schickt und ein deutscher ihr seine eisernen Feuerzigarren nachschleudert. Man weiß in der Eile gar nicht wieso. An einer Schiffskanone entzündet sich der Weltkrieg. Donnerwetter ja! Die Marine kann stolz sein.

Aber England fängt an.

Wie denn auch nicht! Natürlich fängt England an. Wie liebenswürdig von ihm, daß es anfängt. In den Köpfen unserer auswärtigen Politiker wäre es am Ende so leer wie in der Kasse des deutschen Flottenvereins, wenn England nicht die Rolle des Landes angenommen hätte, das nun einmal „anfängt". Sagt man nicht John Bull? Also, John Bull schlägt los, und Frankreich schmiegt wie ein lüsternes Weib sich an ihn, und der deutsche Michel steht allein und dehnt seine stachlige Haut und kämpft sich durch bis zum halbwegs rühmlichen Ausgang. Die großen Erfolge hat schließlich Amerika und Ostasien. Wissen Sie, was an dem Buch sehr hübsch und amüsant ist?

Das Titelbild?

Schrecklich! Nein, die unerschütterliche Charakteristik der Staaten nach vorgefaßten Urteilen. England bitter und wild, glänzend in den Operationen seiner überlegenen Flotte, dabei kalt und nie ohne den Hintergedanken: Was kann man erreichen, wenn man das und das zu wollen vorgibt? Frankreich ohne Stimmung, ohne Führer, mit teuren und schwerfälligen Schiffen, die immer stranden. Deutschland entschlossen, tugendhaft, beinahe unbesiegbar. Nur einige Dutzend Panzerschiffe fehlen ihm. Habe ich das nicht richtig verstanden? Monsieur le docteur! Sie hören mir ja überhaupt nicht mehr zu.

Doch, doch.

So! Dann muß es Sie sehr interessieren, daß ich die Deutung dieser drei politischen Rollen doch noch etwas anders sehe. Bitte, lassen Sie sich das noch erklären. Deutschland ist doch als letzte Großmacht in den heutigen Kreis getreten. Die andern haben sich die Hörner abgelaufen, wir sind jung. England denkt an rechnerische, Frankreich an politische und nur das gute, dumme Deutschland an kriegerische Entscheidungen der Dinge. Die andern wissen bereits, daß Ideale bloß Mittel zu einem Zweck sind, und nur wir drohen die Entwicklung auf jenen Punkt zurückzuschrauben, wo man das wieder vergißt, und wo die Volksphrase, die immer nur den Gegner Chauvinisten nennt, um ihrer selbst willen herrscht.

Ach!

Wissen Sie, daß England ein Freihandelsregime hat und Frankreich ein halb sozialistisches Ministerium und nur Deutschland eine nationale Regierung? Wissen Sie, was das bedeutet? Daß die Gegner den Ballast der Selbstverherrlichung wenigstens zeitweise abstoßen und nur wir, die Barbaren, an ihm nicht irre zu machen sind. Mit dem von Herrschaften abgelegten Flitterwort Gloire schmücken wir unsere Sonntagskleider, und die Vorstellung, daß uns alle Mächte bedrohen, ist dem Volke schon so geläufig geworden wie unseren Staats- und Kriegsmännern, die davon leben. Habe ich nicht recht?

Natürlich!

Denn schließlich, was sind Flottenanlagen! Zahlenexempel. Werden gegeneinander in Rechnung gebracht und könnten darum gegeneinander durch Abstriche vereinfacht werden. Und was nützen sie am Ende den Schwächern! Wer keine Panzerschiffe hat, dem können sie nicht zusammengeschossen werden; hätten wir keine, so müßten unsere Kaufleute fürchten, daß Werte von Hunderttausenden vielleicht gekapert werden — nun da wir sie haben, sind wir wenigstens sicher, daß wir Millionen verlieren können. Was würde der Seestern dazu sagen? Sie lachen und sehen nach der Uhr? Warum haben Sie mich so lange reden lassen? Man wird so müde und leer davon und überzeugt niemanden.

Nicht einmal sich selbst.

Oh doch! In der Politik erhalten wir uns am ehesten naiv.

Alfred Gold

Besuch aus Moskau

An jedem Abend saß Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko links in einer Orchesterloge, während seine Truppe Alexis Tolstoi, Tschechow, Gorki, Ibsen spielte. Zwar ein kultiviertes Äußere, doch zugleich das bärtige Gesicht jemandes, der nicht viel redet. Ihm steht gegen die ausgewählten Stücke ein Veto zu, . . . im übrigen ist er Regisseur.

Stanislawski ging am ersten Abend in den Pausen durch die Korridore, nicht allzuweit von seiner Loge. Schritt durch einen Teil des Korridors, ein jugendlich-weißköpfiger, ganz langer Mensch von einer fabelhaften, trocken-schwermütigen Eleganz. Schwermütig ist noch zu viel: eine trocken-resignierte, selbstverständliche, nicht laute Eleganz. Irgend etwas Begreifend-Anständiges im schlichten Blick, das der Hochherzigkeit doch wohl näher kommt als der strammen Zuverlässigkeit; es wirkt eine tiefe, selbstverständliche Sympathie beim ersten Sehen. Man wird ihn kaum hinreißend nennen; etwas Trocken-Hinreißendes hat er, wie man dies Wort vom Champagner braucht.

Ich sah ihn so am ersten Abend. Später einmal, mit traulicheren Abstufungen, als wir zu zweien waren: von einer bescheidenen Freundlichkeit, von einer leisen ethischen Grazie. Es ist nicht die germanische Freundlichkeit, der Mann hat nichts „Goldiges". Er ist nur wie vor sich hin freundlich, . . . auf eine lautlose Art reizvoll.

Ich seh' ihn ein drittes Mal vor mir. Hauptmann hatte sie, die zwei Männer, die Witwe des Dichters Tschechow, und die Lilina (sie ist mit Stanislawski verheiratet, spielt junge Gattinnen oder junge Mädchen) mit etlichen Freunden in einem Zimmer, am Potsdamerplatz, versammelt. Es war eine hell-gedämpfte Mittagsstimmung, das Märzlicht drang mir in die Augen . . . ich sehe noch die Biegung des Körpers der Lilina, als sie fortgingen, . . . und Stanislawskis liebes Lächeln unterhalb der Wimpern, als er sich erhoben hatte und ein paar Worte sprach . . . er rief zuletzt mit lautloser Anmut zu der Witwe Tschechow hin, sie solle ihm weiterhelfen . . . ich habe das Gefühl, daß man sich an diese Mittagsstimmung und dies Beisammensein, wenn man fünfzig Jahr sein wird, sehr gern und lächelnd wie an etwas Verwehtes erinnern wird.

Also diese Leute hatten . . . ich will zuerst sagen, daß sie am Schluß mit der Darstellung des Volksfeinds scheiterten . . . gleichviel: sie hatten in vier russischen Stücken eine unerhörte, auf diesem Feld einzige Kunst des Zusammenspiels gezeigt; Dinge, die in ihrer Selbstverständlichkeit etwas ganz Großes bedeuten . . . Man soll nicht rechten; unsere Kenntnis des Möglichen ist durch ihr Zusammenspiel erweitert worden: sie brachten die Pausen des Lebens, das Verdämmernde, die Daseinsver-

gänglichkeit selber in dieser Slaven-Welt auf eine nie zu vergessende Art. Sie haben nicht Shakespeare gespielt, ... aber wenn Stanislawski, der bei Gorki den Ssatin gab, einschlief und verschollenes Hundegebell irgendwo herüberdrang: so war das Shakespeare. Ich finde keine andern Worte als nach dem ersten Hören.

Den Brahm streifen sie nicht ... mit seiner seltenen Kunst für den Ausdruck hoher, jetzt lebender Einzelmenschen.

Aber sie geben doch auf einem andern Feld etwas unsagbar Menschliches. Und für den bisherigen Stand des Zusammenwirkens in einer tönenden Stimmung Neues.

Kerr

So leben wir

Die literarische Kritik ist bei uns durch den Verkehr mit Frankreich und die Vorbilder der Romantik längst auf der Höhe der Aufgabe. Die musikalische Kritik beginnt sich eben zu gestalten. Die malerische ist in einem fortreißenden Aufschwung begriffen. Freilich würde sie ohne den Verkehr mit dem Ausland noch mehr verlieren als gewinnen. Denn sie ist in der leibhaftigen Kunst begründet. Diejenigen, welche allgemeinere kulturelle Probleme mit Glück verfolgen, sehen sich gern bei der Skepsis der englischen präraffaelitischen Schriftsteller um, die uns näher stehen, als die Bilder und Dichtungen ihrer Gruppe. Die aber, die aus den Instinkten der Malerei diese als Flächen- und Farbkunst fühlen, übertragen das fanatische Paris. Delacroix und Fromentin als Schriftsteller sind jetzt eingebürgert. Stevensons Velasquez ist von Bodenhausen übersetzt und mit einer Vorrede versehen, die fast noch lebendiger und stimulierender ist als das Buch. Selbst in harmloseren Werken, wie Marius' Geschichte der neuen Holländer, ist die Kultur des Sehens und Schreibens fühlbar. Ja selbst in akademischen Schriften ist sie vorhanden. Wölfflins neuestes Werk über Dürer hat Menschliches. Wölfflin ist Italiener und Cinquecentist, er findet an Dürer das Scharfzeichnende, Plastisch-modellierende, Formbewußte, Farbenunsichere und den Drang nach dem Süden als wesensverwandt, das Nordische aber als ein fremdes Wesen fast mystischer Größe. Daraus ergibt sich ein Seelenkampf im Buche, zwischen den Zeilen. Es ringt jemand mit seinem Stoff und will sich wandeln. An einzelnen leuchtenden Punkten führt dies zur Schönheit. Und man kann das Buch lesen, außer einer Führung durch Dürers Werke, als ein keusches Erröten eines modernen Menschen. Insofern ist es dürerscher, als wenn es irgend ein Beamter der Kunstwissenschaft geschrieben hätte.

Meier-Graefe gab zwei neue Werke heraus: „Corot und Courbet", und „der junge Menzel". Muther war die Anwendung der Literatur auf die Malerei, Gurlitt die der Menschlichkeit, Heilbut die des Amateurtums, Meier-Graefe die der Malerei selbst. Mit allen Anschlüssen und allen Ausschlüssen. Der Impressionismus in der Quadratwurzel. Gedankliche, genrehafte, erzählende, stoffliche, dekorative, poetische, musikalische Tendenzen schließt seine Wertschätzung aus, alle jene Königreiche der Seele, die um die Malerei herumliegen und zu so wundervollen problematischen Unionen künstlerischer Kultur führen. Dafür hat er sein eigenes Problem, das Problem jedes Impressionismus: Einheiten, Maße, Gesetze und Wissenschaften sich zu suchen, die nur momentan für ihn existieren können, deren Beruhigung er aber in seinem animalischen Dasein braucht. Es gibt keinen besseren Niederschlag des Impressionismus als die Meier-Graefeschen Bücher. Sie sind nach denselben Trieben komponiert. Von fabelhafter Anregung, bisweilen elegant und damenhaft, wie die Monetgruppe, bisweilen männlich stark, wie van Gogh. Von allen Reflexen moderner Kunst scheinen sie die lebensvollsten. Man nehme sie nicht als Kritik, ich möchte sagen auch nicht als Erziehung, sondern als Geistesimpression suggestivster Kraft: wie er Vermeer aus den Niederländern herausholt, die Düsseldorfer verarbeitet, Corot und Courbet als rein malerische Entwicklungen schildert, Menzels junge Größe erkennt, die Kuglervignetten mit den Friedrichbildern vergleicht, das „Theatre Gymnase" und das „Interieur" einreiht, indem er auf ein Wort hin — daß Menzel Constable gesehen — ganze

Raketen von Entwicklung losläßt, den philologischen Menzel der späteren Jahre beklagt — alles das sind sprühende Antworten auf bestimmte Reize, die er von einzelnen Bildern empfing, während er gegen viele andere stumm bleibt, und die ganze Ketten von Empfindungen und Betrachtungen in ihm auslösen. Wie die Impressionisten macht er Lust, zu reisen, zu sehen, zu schaffen, das Leben jubelnd zu preisen und die Kultur (freilich nur unserer selbst) zu verbessern. Seine Polemik aber erscheint immer mehr als eine notwendige Farbe seiner Palette.

Mit welcher Seelenbalance liest man zwei Autoren unserer Zeit, wie Wölfflin und Meier-Graefe nebeneinander. Jener ein Analytiker, dieser ein Impressionist. Jener ein Eiferer der Vollständigkeit, dieser ein Reagent auf Reizpunkte. Dort die Sattheit an Kultur, hier der Kulturhunger. Dort die Erzogenheit, hier das Erziehertum. Dort der Wille, seine innere Form zu vollenden, hier seine Form aufzuzwingen. Dort die strenge Sachlichkeit, hier das Spiel der Intelligenzkräfte. Dort Geistigkeit und Formalität, hier Sinnlichkeit und Farbe. Dort die Kunst, hier der Künstler. Leben wir so?

O. B.

Der Immoralist von André Gide*

Der Immoralist kennt nur ein Erlebnis: die deutliche Empfindung, die in die Resonanz des Ichbewußtseins austönt. Er ist Sensualist, weil das Element seiner Weltbetrachtung die sinnliche Anschauung ist, aber er ist weit davon entfernt, sein Lebensziel in Genuß, Wohlleben und Schönheit zu setzen. Seine Instinkte bauen einzig an der persönlichen Kraft und Gesundheit und sind anarchisch gegen alles sie Eindämmende gewendet, gegen die Pflichten und Bedürfnisse von Kultur und Gesellschaft, die nur den Schwachen schützen und um seinetwillen bestehen. Man darf den „Immoralisten" nicht mit dem „Künstlermensch" verwechseln, denn sie verbindet nur das, was die scheinbare Gemeinsamkeit der Antipoden ausmacht. Jeder ist ein Gipfel, ein Ende, aber die Wurzeln eines jeden treiben in einem völlig getrennten Erdreich. Der Künstlermensch ist unpolitisch, nicht antipolitisch, er ist unsozial, nicht antisozial, er ist nicht gegen die Kultur, sondern er ist die Kultur selber. Da sie beide an Grenzpunkten stehen, ist über beiden der Horizont der Grenzenlosigkeit, der Gesetzlosigkeit, der Freiheit. Beide taumeln aus der umfriedeten Ruhe allgemein gebilligter und anerkannter Lebensregeln in das Sterne und Ungeheuerlichkeiten gebärende Dunkel der sich selbst behorchenden Persönlichkeit. Im Künstler finden sich der Immoralist und der Mystiker zusammen. Das Kunstwerk ist beider erlösende, auflösende „Tat". Ohne die Tat muß der Mystiker dem Wahnsinn, der Immoralist dem Verbrechen verfallen, für beide gibt es nur diesen oder jenen Weg.

André Gide legt in diesem Buch den Fall eines jungen Mannes dar, der aus tödlicher Krankheit ins Leben zurückkehrt und mit der Gesundheit die Einsicht neuer Daseinswerte gewinnt. Eigentum, geordnete Lebensführung, die Wissenschaft, in der er noch als halber Knabe Lorbeeren errungen hat, werden ihm schal, schließlich widerwärtig. Ein geheimnisvoll unwiderstehliches Schicksal macht ihn sein Vermögen verschleudern, seine Arbeitskraft untergraben, die Bedingungen seiner bürgerlichen Existenz vernichten, und sein Weib, die an derselben Krankheit wie er, an Schwindsucht, erkrankt, bewußt, unbewußt dem Tod zuführen.

Die Situationen, in denen diese Erzählung sich entfaltet, sind lufthafte Bilder von malerisch geschautem scharfen Umriß, und immer zugleich Darstellung eines Stadiums der seelischen Entwicklung. Die Umkehr des jungen Mannes, das aufkeimende, neue Innenleben ist in den zartesten seelischen Punkten erfaßt, nicht minder geistvoll die grausamen Instinkte gegen das erkrankte Weib dargestellt und die Konzeption des Außengeschehens so glücklich gefunden, daß dieses Erleben nicht pathologisch als Einzelfall, sondern regelrecht typisch wirken

* Vom Autor genehmigte und von ihm durchgesehene deutsche Übertragung von Felix Paul Greve. Minden in Westf. J. C. C. Bruns' Verlag.

muß. Die Gewähltheit der Sprache ist von zarter zeichnerischer Schärfe und vornehm leuchtender Farbenschönheit. Die Prosa ist zugleich schlicht und rhythmisch, gebaut aus der klaren Logik wissenschaftlich analytischen Seelenstudiums und der traumhaften Durchsichtigkeit eines Hymnus.

Wenn der eine Künstler seinen Stoff wie auf üppiger Krume emporschießen läßt, jener ihn wie einen Diamanten schleift und feilt, so scheint es mir, daß André Gide ihn wie eine kostbare Topfpflanze zugleich wachsen gelassen und beschnitten hat. Man wird nie von der schwebenden Sicherheit verlassen, mit der man bei einer mathematischen Berechnung Spiel und Gesetz zugleich empfindet, und man ist nicht imstande zu trennen, was von dem Dichter schärfer ins Auge gefaßt wurde: die Durchführung der Idee oder das sinnliche Detail. Zwar vergißt man nie, daß der zähe Wille der Idee die Konzeption bedingt hat. Aber das Kristallene des Buches wird nicht als Armut an Wärme, sondern als überaus große Helle empfunden. Dies Helle liegt über dem ganzen Buch, bestrickt die Phantasie des Helden, erweckt ihn und treibt ihn an.

Vielleicht ist es kein spielerischer Vergleich, wenn man die ganze künstlerische Artung André Gides mit der Trunkenheit und Grelle der Wüste in Beziehung setzt. Seine Wahrheiten sind grausam wie die reißenden Tiere dort, zuweilen ist in ihrem Aufbrüllen der tiefste kreatürliche Urton, der aus den Abgründen einer grenzenlosen Einsamkeit kommt. Aus dieser Einsamkeit ist die flimmernde, blendende, wollüstig grelle Atmosphäre geschaffen, in der das Leben gleichsam nur als Trugbild vor die Augen kommt, einer Fata Morgana gleich, in der anschaulichen Blütenhaftigkeit des Details, aber zugleich mit dem Unglauben behaftet, die der Wurzellosigkeit entspringt.

Die plastischen, erzählerischen und epischen Qualitäten André Gides sind nicht anzutasten. Die Einfälle seiner Situationen und Motive machen keineswegs den Eindruck mühsamer Erfindung oder gar der Gequältheit und sind eher von einer leichten triebhaften Gesundheit. Wenn diese Bilder, dieses ganze Kunstgebilde dennoch den Eindruck der Wurzellosigkeit macht, so meine ich, daß das Blut dieses Künstlers ohne einen Tropfen des einzigen Lebenssaftes, des Humors, ist. Humor ist Güte, Mystik, Mitleben, ist das sozusagen vegetabilische Element eines Kunstwerkes, durch das seine Wesen in die Atmosphäre unsrer tiefsten Existenz gestellt werden. Es kann ein Kunstwerk die feinste artistische Organisation haben und „wurzeln", und ein anderes mag im sinnlich Anschaulichen überschwellen, und wenn der schöpferische Geist nicht mit „Humor" bestellt ist, hängen seine Menschlichkeiten im Luftdunst. André Gides Geist hat gallischen „Esprit", Witz, Perspektive, Ironie, vielleicht Satire, er hat den Schwung, das Schwelgende, die Größe des Künstlergenius. Alles, was das Auge, der Geist, der Geschmack, die Kultur der Sinne und des Verstandes geben kann, gibt sein Buch. Aber wenn wir eben noch glaubten, den Schrei bitterster Glückstragik zu vernehmen, bricht es ab, wie eine Anekdote, deren Feinheit darin besteht, keine Pointe zu haben.

Das lebendige Buch, ich meine das wurzelnde des gütigen, Humor besitzenden Genius, bricht nicht ab. Es ist rund wie die Weltkugel, und wenn jenes mit einer Dissonanz abreißt, so ruht dieses gleichsam in einem Ring von Harmonien.

Julie Speyer

Erziehung

Die Kinder sollen erzogen werden! Das heißt die Eltern geben zu: Wir, deine Eltern, die wir verlangen, daß ihr uns achtet, sind zu dumm oder zu bequem, deiner Seele nachzuspüren, sie sich entwickeln zu lassen. Übrigens — wo willst du diesen Anspruch herleiten? Wir haben diese Ansprüche nicht gestellt, also brauchst du es auch nicht. Du bist unser Kind. Also mußt du sein wie wir. Wo willst du es denn sonst herhaben? Wir stecken dich also in eine Art Maschine hinein, wo du so lange zurecht geknetet wirst, bis du mürbe bist, wie wir zurechtgeknetet wurden, so lange, bis wir mürbe wurden. Dann wirst

du fähig sein, die gewünschte Form erhalten zu können und solchergestalt in die Gesellschaft einzugehen. Solltest du uns einmal darüber Vorwürfe machen — was nicht anzunehmen ist, da man dir bis dahin die Kraft dazu hoffentlich ausgesogen haben wird — so bist du eben einfach ein ungeratenes Kind. Sieh dich um, es geschieht allenthalben so — also, basta.

Am wilden Wachsen hat ja niemand Freude! Es ist ja so viel einfacher. Ein Kind wild wachsen lassen! Wem fiele das ein!? Und Freude daran haben? Wo ist da die Schönheit? Nur das als einzige Aufgabe betrachten: schützend die Hand darüber halten! Allen Reichtum aufblühen lassen! Den Blick des Kindes klarer, seliger, froher machen, ihn erhalten, wie er war. Bewußt froher, als der meine zu seiner Zeit war. Das ist nichts Sentimentales. Auch ich bin. Und nicht Selbstaufgabe lenkt mich, sondern höchste Selbstbehauptung, die will, daß alles um sie in voller Jugend und Kraft lebe! Und mit all diesem will ich auch leben. Ich habe meine stolzeste Freude daran! Nicht meinen Untergang im anderen will ich, sondern ein doppeltes, dreifaches, tausendfaches Leben!

Nur etwas nicht: die Rangfolge, das Urteil. Ist es ein Wunder, wenn die eine Generation immer der Feind der vorhergehenden ist? Wenn Kinder ihre Eltern verlassen, sich mit letzter Anstrengung von ihnen losreißen, als letzte Explosion des Hasses? Müssen die Kinder solche Eltern nicht instinktiv hassen! Und — wenn sie sehend werden — verachten? Wie lange dauert es, bis das Kind hier die Fäden sieht, von denen die Eltern gelenkt wurden. Sie — die Eltern — waren, als Einzelne, vielleicht unschuldig. Ja — auch dies weckt Leben! Ein Leben. Tausend gehen unter. Erstarren. Sterben ab. Würde nicht — unter besserem Himmel — ein noch besseres Leben erstehen!? Leicht ist die Trennung, wenn Herz und Herz nichts bindet. Furchtbar wird der Kampf, wenn die Herzen gebunden sind und der Wille nach einer anderen Richtung strebt. Doch ist es Naturbedingung, daß diese Loslösung vollzogen wird. Die zweite Geburt. Immer ist sie gut, da sie notwendig ist. Mag fallen dabei, was fallen will. So erst lebt die Einzelexistenz ihr Leben. Es ist besser, dies nicht verhindern wollen, — eine leichte Einsicht, wenn man tiefer sieht. Denn erst der Widerstand gegen dieses Natürliche, wo also der Einzelne sich und seine bedingte Existenz über das Ganze und dessen Geschehen stellen will, diese Verkennung eines obersten Grundsatzes, schafft die heillose Verwirrung, deren Begleiterscheinungen Unglück und Trauer sind. Und doch fehlt nur ein Funken Erkenntnis — und die Tragödie löst sich auf. Vielleicht bestehen noch geheime Fäden, die Eltern und Kinder verbinden. Vielleicht zerreißt diese zweite Geburt erst das letzte Band, das wir gar nicht wahrnehmen. Diese geistige Geburt geht unter Schmerzen vor sich, wie die körperliche. Aber sie ist Naturbedingung für die geistige Existenz, wie die andere Vorbedingung für die körperliche Existenz. Unter Blut und Tränen vollzieht sich diese Loslösung. Dies sind noch dunkle Gebiete.

Nur das Eine: Zur Stelle sein mit meinem ganzen Mut und ganzer Entsagungskraft! Wenn das Kind mich ruft! Nicht wie es jetzt ist, wo die Eltern zur Stelle sind, wenn das Kind nicht ruft und es im Stich lassen, wenn es sie sucht. All das, was mir schön und gut erscheint, zeige ich ihm von ferne. Ohne daß das Kind eine Absicht merkt, lasse ich all das an ihm vorüberziehen. Und habe an dem Blick des Kindes, an seinem Werden meinen Lohn, meine Freude. So bin ich es, der in dem Kind sich auferstehen fühlt, zu einem neuen Leben. Ohne Zwang, ohne Fessel. Und haltet die Kunst fern! Sie ist schwer zu handhaben. In ihrem Schoß schlummert viel Unglück. Und schwer sind hier die Wege zu finden.

Nicht so soll es sein: die Welt außer mir einschränken, sie vereinfachen, daß sie mich nicht mehr drücke. Welcher Weg immer eingeschlagen wird. Sondern das Kind, den Menschen mutiger, zuversichtlicher zu machen, daß er standhält. Daß er allen Reichtum, der auf ihn eindringt, — dem er nicht Formeln aufzwängt — erträgt! Und siegt! Und allem, das ihm Wunden beibringen, ihn töten will,

mit Gift oder ehrlichen Waffen, sein Wort entgegenschleudert: Trotzdem! So werden dem stockenden Blut wieder wilde Säfte zugeführt. Es rolle und tobe wie zum Urbeginn!

Ernst Schur

Heinedenkmal

Bis Ende März gingen über 12 000 Mk. ein; seitdem weitere Spenden. Dazu kommen 5000 Mk., gesammelt in Hamburg durch die Literarische Gesellschaft, deren Wunsch es ist, das Denkmal in ihrer Stadt und die Sammlungen vereinigt zu sehen. — In Darmstadt hat sich, durch Hermann Schmalenbach angeregt, ein Sonderausschuß für Heines deutsches Denkmal gebildet, dem Olbrich und Arnold Mendelssohn angehören. — Unter den neueren Gaben befinden sich Beiträge von der Prager Konkordia, deren Leiter (Emil Factor, Hugo Salus, Louis Weinert) die Deutschen Prags zu einer schönen, von ernster Hingebung erfüllten Feier am vierten März versammelten; Beiträge von drei literarischen Vereinigungen Breslaus (Vortrag von Dr. Hermann Hamburger); von Mainzer Volksschullehrern und -lehrerinnen; von Kunstbeflissenen; von Vereinen in Hagen, Wien, Metz, Jena, Berlin. Ein Beitrag kam aus Saloniki, einer aus Fort Wayne (Indiana), einer stammt von tschechischen Studenten; ein Berliner Arbeiter und seine Frau sandten 5 Mk. Dankenswerte Verdienste um das Sammeln von Beiträgen hat namentlich Lou Andreas-Salomé erworben.

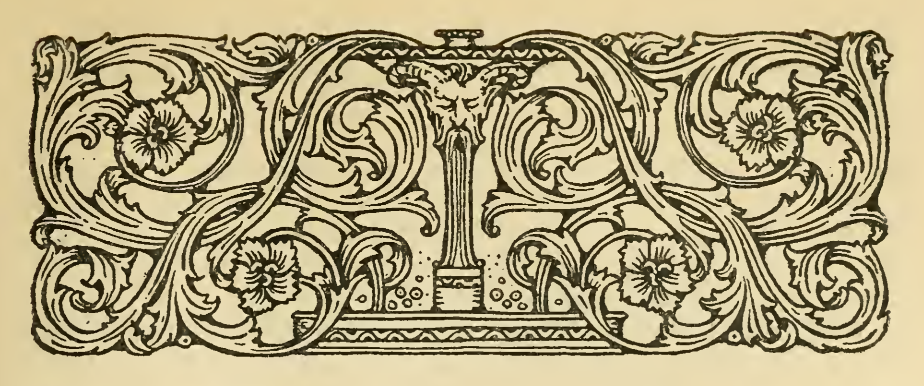
In einem anschaulichen Brief an den Ausschuß schildert Eugen Binder in Mainz, dem vor Jahren die für Düsseldorf gesammelten Gelder zur Verfügung standen, seine Kämpfe mit den „Finsterlingen und Kienrußmaklern" im Magistrat seiner Vaterstadt, und er warnt nach jenen Erlebnissen: cave canem.

Die Antwort heißt: canis caveto!

K.



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.



Der neue Stil/ von Henry van de Velde



m Laufe der vergangenen 19 Jahrhunderte haben wir nichts Logisches oder Vernünftiges erkannt, angenommen und erworben, es sei denn mit Gewalt und Kampf. Was wir heutzutage besitzen, ward uns mehrere Male entrissen, nachdem wir es schon teilweise besessen!

Eine atavistische Abhängigkeit, die deutlich vom Gefühl gekennzeichnet war, von einem Glauben und einer Moral des Gefühls drang bis in diejenigen Künste, deren ureigenstes Wesen ihnen verbietet, sentimental zu sein, drang bis in die Architektur und bis in das Kunstgewerbe!

Je weiter die Architektur ihre Entwicklungskurve ausdehnt, je mehr sucht sie, sich der Logik, mit der sie die antike Tradition durchdrungen hatte, zu entledigen und sich rückhaltlos der Welt sentimentaler Phantasien hinzugeben.

Die logische Struktur der frühgotischen Kunst sucht allmählich zu verschwinden oder wenigstens, sich zu verstecken. Und wir werden in der Baukunst schnell die Periode erreichen, wo das Kapitäl z. B. und die Basis der Säule nicht mehr Kapitäl und Basis sind, sondern das Bestreben haben, ihre Bestimmungen zu verbergen. Wo sie vielmehr Grasbüschel, Früchte und menschliche Wesen sind und auch als solche angesehen werden wollen!

Wo die Säule nicht mehr sie selbst ist, nicht mehr danach strebt, einfach ihre Funktion zu verdeutlichen, sondern wo sie den Glauben erwecken will, daß sie sich ihrer entledigt, indem sie sich zu winden, anzulehnen, einzunisten, sich zu koppeln oder zu gruppieren scheint.

Zum äußersten gesteigert, griffen diese Mißbräuche die eigentlichste Bedeutung der architektonischen Elemente, eine nach der anderen, an. Der Elemente, die man bald nicht mehr zu der Funktion anwenden wird, die man noch kurz vorher von ihnen verlangte, wohl aber noch zu den verschiedenen Darstellungen, die sie sich allmählich angeeignet hatten.

Die Renaissance entdeckte eine Menge neuer architektonischer Elemente, die sie

übrigens keineswegs um des Organischen willen, das die Antike in ihnen erkannt hatte, schätzte, sondern um der noch nie dagewesenen sentimentalen Darstellungen willen, die an ihnen hafteten.

Und die fortschreitende Ausscheidung jeder Logik wird sich bis zu dem Augenblick steigern, wo wir die beiden Stile Barock und Rokoko erreicht haben werden.

Beide werden ihre Abneigung gegen Logik ganz öffentlich kundtun; sie streben nach ganz anderen Zielen! Sie treiben eine wahre Verschwendung mit den prunkvollsten und prächtigsten Ornamenten, die je unsere Augen erblickt haben und suchen dadurch unsere Sinnlichkeit zu erregen.

So haben wir einen Weg eingeschlagen, auf dem uns keine Macht der Welt vor dem verhängnisvollen Zusammenbruch hätte bewahren können, weil keine Logik — Maßhalten und Selbstbeherrschung — ausübte.

Man weiß, wohin die ausschließliche Anwendung der Gefühle und Empfindungen führen kann und die Stile sind ebenso gezwungen, sich nach der Vernunft zu richten, wie wir — arme Sterbliche!

Und wäre nicht die französische Revolution hereingebrochen, und hätte sie nicht das, was von Barock und Rokoko übrig geblieben war, mit einem Schlage brutal beiseite gestoßen, so wären sie beide zum unvermeidlich erbärmlichen Ende gelangt. Das, was die französische Revolution ihnen entgegenzustellen vermeinte, kam erst unter der Herrschaft des Empire zu charakteristischem Ausdruck!

Und es ist wichtig, daß wir uns darüber aufklären, was eigentlich der Empirestil war, denn neuerdings zeigt das Publikum wieder großes Interesse für ihn und seine Ausläufer.

Der Empirestil war eine wirkungsvolle und heilsame Kur, indem er dem öffentlichen Geschmack eine strenge Disziplin aufzuerlegen suchte. Es bedurfte der ganzen Anziehungskraft der Idee des Kaiserreichs und der Rolle des Imperators, um den Geist und den Geschmack der Menschheit zu einer weniger gefühlvollen, nüchternen Auffassung der Dinge zu führen, zu Schaffensregeln, die insofern Heilung brachten, als sie kalt und überlegt waren und eine logische Auffassung des architektonischen und kunstgewerblichen Schaffens voraussetzten.

Auch konnten die symbolischen und römischen Elemente, deren sich der Empirestil bediente, nicht lange verbergen, was sie in Wahrheit waren: schmarotzerhaft, untauglich und ganz unzeitgemäß. Sie waren diesem schlichten und durchdachten Stil buchstäblich ebenso unorganisch angeklebt, wie die vergoldeten Embleme und Beschläge den Möbeln, die vergoldeten Kapitäle den Säulen der Stutzuhren und Wäscheschränke.

Und als Napoleon von der Weltbühne verschwand, und mit ihm das Vorbild von Eigenschaften der Kraft und des Willens, die, hätten sie ihren Einfluß länger ausüben können, die Ankunft des neuen Typ „Mensch" beschleunigt und damit bewirkt hätten, daß wir durch diesen Korsen „Amerikaner" geworden wären: als Napoleon von der Weltbühne verschwand, da zerfielen die Ornamente, deren Symbole sinnlos geworden, von selbst.

Es blieb ein Stil, von einer Schlichtheit, einer Demut, einem ruhigen Intellekt, der uns ebenso rührt, wie der Anblick eines neugeborenen Tieres!

Man kann gar keinen Stil ehrlicher, biederer und kleinlicher ersinnen! Auf ihm lastet der Druck schauerlicher Revolutionserinnerungen, die lähmende Angst vor der Strafe, die all' denen drohte, welche einigen Luxus entfalteten, all' denjenigen, welche Neigung hatten, sich durch seine verschiedenen sinnlichen Genüsse locken zu lassen.

So wie die Nachwüchse des Empirestils uns heutzutage erscheinen, geben sie uns den Beweis, daß schwache Intelligenzen unter gewissen Umständen nicht davor zurückschrecken zu der Logik ihre Zuflucht zu nehmen, — daß sie an ihr einen momentanen Stützpunkt finden; aber dennoch unfähig sind, sich durch sie befruchten zu lassen. So kann die Liebe wohl die blassen Wangen eines bleichsüchtigen jungen Mädchens röten; aber das bedingt noch nicht die feierliche Entwicklung zur Mutterschaft!

Die Vernunft machte die Wangen des Biedermeierstils erröten; aber sie ließ ihn unbefruchtet. Die wirksame Berührung blieb aus.



Bis dahin hat noch nichts die Macht des Logisch-Konzipierens erweckt und das Bewußtsein, daß in ihm eine Kraft, der Keim zu einem neuen Stil liegt. Der Begriff dessen, was die Architektur und ein Kunstgewerbe sein muß, verwirrt sich mehr und mehr und gegen Mitte des 19. Jahrhunderts sind wir beim vollständigen Blödsinn gelandet!

Zu der Stunde, da wir auftraten, jung und ungeduldig, unsere Schaffenskraft zu betätigen, ungeduldig von den Älteren die Kunst zu erlernen, wie wir unsere Kräfte verdoppeln könnten, wie wir mit ihnen haushalten könnten, um sie dauernd zu erhalten — zu der Stunde hörten wir, daß niemand daran dachte, ein neues Schaffen in dem Bereich der Architektur und des Kunstgewerbes, von wem es auch kommen mochte, zu erwarten. Wir hörten, es sei gar nicht nötig, unsere Schaffenskräfte zu verdoppeln, da doch schon seit langer Zeit niemand mehr Gebrauch von ihnen mache, daß es daher auch ganz unnötig sei, mit Kräften haus-zuhalten, die man ja gar nicht zu besitzen brauchte!

„Es genügt, nachzuahmen und zu kopieren", sagten unsere Lehrer. — „Man muß nachahmen und kopieren" — sagten nach ihnen ihre Schüler, die zu wenig Unbefangenheit besaßen, um zu erkennen, daß durch diese gemeinschaftlichen, elenden Feigheiten sowohl die Architektur als auch das Kunstgewerbe dem Blödsinn verfallen waren.

Die Menschen meiner Generation haben zu Beginn ihres Mannesalters diesen Alp gekannt, unter Menschen von getrübter Intelligenz geführt zu werden, die mit den organischen Elementen der Architektur spielten, wie Kinder mit Bauklötzen, die Säulen und Bögen, Giebel und Gesimse aufeinandersetzten, ohne irgend welchen Sinn, ohne irgend welchen Grund, ohne irgend welche Konsequenzen.

Wir empfinden noch heute das Grauen, in einem Irrenhaus geweilt und der

stumpfsinnigen Beschäftigung der Leute zugeschaut zu haben, deren Gehirn gelähmt war und die eigensinnig — wie nur Irre eigensinnig sein können, darauf bestanden, auf alles, was ihnen unter die Finger kam, eine Fülle und Überfülle von nackten Frauen und Blumen anzubringen.

Es ist das Grauen vor einem solchen Alp, vor solchen Frauenleibern und vor solchen Blumen; es ist das Grauen vor einer solchen Kunstrichtung und die Angst vor einer solchen Zukunft, der auch wir entgegensahen, die uns dazu trieb, Fenster und Türen aufzureißen und nach Vernunft zu schreien, auf daß sie uns befreie!

Auf der Geburt der Menschen meiner Generation liegt eine Schande — die Schande, das Licht der Welt unter einem solchen Wust von Häßlichkeiten erblickt zu haben, dessen gleichen noch keine Generation gesehen hat. Im allgemeinen weiß das Publikum nichts von dem Drama unserer Kindheit und unserer Jugend.

Auf unserer Kindheit lastet die düstere Langweile der Häuser, drinnen wir aufwuchsen, in denen auch nicht ein einziges Stück die Fähigkeiten und Eigenschaften besaß, welche den Dingen die Macht verleihen, ebenso wie lebende Wesen ein Fluidum von Sympathie und Zuneigung auszustrahlen.

Auf unserer Kindheit lastet die lähmende Überfülle von Dingen, von denen auch nicht ein einziges uns fröhlich stimmen konnte — von denen uns kein einziges spontan und selbstverständlich diente, mit derselben Selbstverständlichkeit, mit der uns unsere Eltern mit Fürsorge, Liebe und Naschwerk überhäuften und mit der unsere Dienstboten die Speisen regelmäßig und einfach auf den Tisch setzten.

Das drückt auf unsere Kindheit, daß die Dinge nicht danach strebten, uns ihren Sinn und ihre Bestimmung zu enthüllen; daß wir sie nie wie Freunde oder treue Diener angesehen haben, denen wir eine tiefe und unendliche Dankbarkeit hätten widmen können, hätten sie uns je das Gefühl eingeflößt, daß sie uns liebten, daß sie etwas Unentbehrliches und Nützliches für uns ausmachten.

Auf unserer Jugend lastet unausgesetzt die Häßlichkeit der Schulsäle und Wohnungen, eine Häßlichkeit, die nagt und zehrt wie das Laster; eine Häßlichkeit, die Herz, Gehirn und Fleisch anfrißt; eine Häßlichkeit, die uns ebenso anwidert, wie der Schmutz der Großstädte, der uns am Fleisch, am Herzen und am Gehirn haftet. Und so machten wir uns befleckt und besudelt auf den Weg. Die elterliche Fürsorge hatte uns wohl vor gewissen Krankheiten geschützt; aber die der Häßlichkeit hatte man uns unbarmherzig eingeimpft!

Es ist gleichsam ein Wunder, daß wir uns aus den Trümmern einer Religion herausgearbeitet haben, die mit berechnender Demut die Vernichtung all unserer Sinne bewirkte und zur Verneinung des irdischen Glückes, zur Verneinung der Augenfreude und der Schönheit des menschlichen Körpers führte.

Es ist ein Wunder, daß wir uns von den Trümmern einer Moral befreiten, die sich hinter eine Religion verschanzte, die kundgab, man könne sich nach Schluß der Abrechnung von allem Bösen loskaufen.

... daß wir uns aus den Trümmern einer unbarmherzigen und grausamen

Gerechtigkeit herausgearbeitet haben — „einer Tochter des Zorns und der Furcht" — wie Anatole France sagt.

... aus den Trümmern einer auf Hypothesen und metaphysischen Zerlegungen aufgebauten Wissenschaft.

... aus den Trümmern einer bis zur Perversität degenerierten Kunstauffassung, die ausgesucht für solche Malerei und solche Skulptur eine Vorliebe hegte, denen gerade die unentbehrlichsten Qualitäten fehlten: die Qualitäten des Materials, der Form, Linie, Farbe und des Rhythmus!

Eine Kunstauffassung, die eine Vorliebe hegte, für all das, was in der Literatur eine mit Schachteln voll sentimentaler Erinnerungen, Puderbüchsen und Musikdosen ausgefüllte Seele umschmeicheln konnte.

... eine Vorliebe für all das, was in der Musik das schwächliche endlose Schmachten spießbürgerlicher Leidenschaften den Lippen und den Fingern des bleichen Pensionsmädchens entlocken konnte.



wischen der jetzigen und der vorangegangenen Periode herrschen absolute Meinungsverschiedenheiten in bezug auf die fundamentalsten Begriffe: Religion, Moral, Recht und Gericht.

... absolute Meinungsverschiedenheiten über das eigentliche Wesen der Kunst und der Genüsse, die wir von ihr erwarten.

Die erste Bedingung scheint mir also bereits erfüllt, durch die ein neuer Stil ins Leben gerufen wird, die Bedingung, welche von den Menschen neue moralische und physische Eigenschaften verlangt.

Die Gefühle bedingten die Moral der vorangegangenen Periode — was sie in der Kunst genoß, war das Gefühl!

Die Logik und die Vernunft bedingen die Moral der modernen Periode.

Das, was sie in der Kunst genießt, besteht in dem logischen und vernünftigen Gebrauch des Materials und der Mittel, die jeder Kunst eigen sind. Und diese beiden verschiedenen Richtungen sind einander so entgegengesetzt, wie Osten zu Westen, die Endziele einander so ungleich, wie der Orient dem Okzident.

Die Bedingungen des materiellen Lebens haben sich so ungeheuer geändert, daß es nicht mehr glaubhaft ist, daß ein Wesen, welches vor knapp hundert Jahren gelebt hat und welches jetzt plötzlich auferstände, sich auch nur einen Tag lang der neuen Atmosphäre anpassen könnte.

Die modernen Erfindungen, die Anwendung von Dampf und Elektrizität brachten mehr als eine allmähliche und oberflächliche Umwälzung, sie bewirkten einen plötzlichen und fundamentalen Umsturz. Und durch die neue Atmosphäre, die die modernen schöpferischen Ideen hervorgerufen hatten, ebenso wie durch die fundamentale und logische Umwandlung der Art und Weise, unsere materiellen Bedürfnisse zu befriedigen, wurde ein neuer „Typ" Mensch geboren. Ein Typ, der so grundverschieden ist von demjenigen der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts, daß ich um die Erlaubnis bitte, die beiden Typen näher benennen zu dürfen: moderner Mensch und premoderner Mensch!

Der moderne Mensch wäscht, badet, kleidet und wärmt sich anders, als der premoderne Mensch; er liest, arbeitet, geht und reist anders und sucht sich auf andere Art zu zerstreuen. Der premoderne Mensch badete, aß und arbeitete sentimental, indem er es liebte, ein hygienisches Sprichwort auf seinem Handtuch oder seinem Badeteppich zu lesen — ein lustiges Distichon auf seinem Bierseidel, provozierende Reime auf seinem Ofen — gemalte Blumen auf seinem Tischgeschirr und moralische Sprüche in seinem Arbeitszimmer.

Der premoderne Mensch arbeitete sentimental — weil er die Arbeit, als eine Buße auffaßte —; er reiste sentimental, weil ihm die abgemessenen und langsamen Fortbewegungsmittel, die ihm zur Verfügung standen, Mußestunden genug ließen, um sich lyrischen Herzensergießungen hinzugeben.

Auch seine Zerstreuungen waren sentimental, weil er in allem, was er las, in allem, was ihm auf dem Theater oder an anderer Stelle geboten wurde, immer das heraussuchte, was ihm die großen Leidenschaften an möglichst unlogischer und belangloser Romantik darboten.

Der moderne Mensch wäscht, badet und kleidet sich vernünftig, insofern als er alle Utensilien und Instrumente, die er zu seiner Toilette braucht, im Sinne der angemessensten und logischsten Form vervollkommnet hat — er ißt vernünftig, denn er verbannt systematisch die Gläser in Form von Blumen oder Vögeln von seinem Tisch; die Jardinieren in Form von Schwänen, Amorettenreigen oder Tänzerinnen — er verbannt den gefühlvollen, zoologischen Fruchtaufsatz, der eine oder mehrere Giraffen vorstellt, die alle ihre langen Hälse vergebens nach den Früchten recken, die hoch oben zwischen Palmenblättern hängen...

... er verbannt ebenso sorgfältig die Auswüchse des gemalten Porzellans als die Messer und Gabeln, deren Griffe uns schon die zu erwartenden Genüsse vor Augen führen.

Der moderne Mensch kleidet sich vernünftig, was man auch dagegen sagen mag, und seit kurzer Zeit trägt die Frau entsetzliche Säcke, weil sie im Grunde vernünftiger konstruiert sind, als die Kleider, die die Mode und die Schneiderinnen bevorzugen.

Der moderne Mensch reist vernünftig, weil er dabei weniger Zeit verliert, weil er nicht durch Hunger und kaum von Müdigkeit zu leiden hat in den Zügen, die ihm Gelegenheit geben, in einem Speisewagen zu essen und in einem Bett zu schlafen.

Der moderne Mensch sucht mit Vorliebe vernünftige Zerstreuungen, denn er sucht in den Büchern, die er liest — in dem, was ihm auf dem Theater oder an anderer Stelle geboten wird immer die psychologischen Probleme, deren Endresultate ebenso herausgearbeitet sind wie das Verfahren einer lebendigen passionierten, meisterhaften Mathematik.

Könnten wir uns alle die Dinge vorstellen, die dem Menschen dazu dienen, seinen Körper zu pflegen, sich auszuruhen, sich zu nähren und zu kleiden, zu reisen und sich zu zerstreuen; könnten wir der modernen Zahnbürste die premoderne

Zahnbürste gegenüberstellen; könnten wir den Nagelpolierer, die Kämme, die Waschschüssel, die Badewanne, das Bett, das Tischgeschirr, die Gabel und den Löffel, die Pfeife, den Spazierstock und die Schlittschuhe, die Wagen, die Kleider, die Möbel und das Haus des modernen Menschen mit denselben Gegenständen des premodernen Menschen vergleichen, so würden wir sehen, daß man die Formen aller dieser Gegenstände gar nicht mehr miteinander vergleichen kann. Sie rufen zwei verschiedene Welten hervor, die wenig Grund haben, einander aufzusuchen und die im Gegenteil viele Gründe haben, einander zu bekämpfen.

Ist es nicht besser, daß man sich deutlich darüber ausspricht und daß dann jedermann je nachdem seine Stellung einnimmt, je nachdem ob er die Überzeugung hat, daß sich alles nach den Gesetzen des Gefühls regelt und erklärt und rechtfertigt, oder ob er die Überzeugung hat, daß sich alles nach den Gesetzen der Vernunft und nach Vernunftgründen richtet?

Momentan muß man kategorisch sein, die Krankheit ist gar zu schlimm und wir wollen uns von ihr heilen.

Später, später können wir sehen, ob es möglich ist, weniger streng zu sein.



Es war ungewöhnlich, daß wir der Entstehung eines neuen Stils ein dringendes Gefühl der Auflehnung entgegenbrachten; soviel Überlegung, soviel gewissenhafte Anstrengung und fleißiges Studium, als ob es sich um eine Sache handelte, deren Aufkommen nur von ihnen abhinge.

Diese Überlegung und diese Gewissenhaftigkeit haben Zweifel aufkommen lassen, daß es sich wirklich um einen Stil handelt.

Es ist nicht bewiesen, daß nicht auch ein großer Teil von Gewissenhaftigkeit zum Aufblühen der vorangegangenen Stile beigetragen habe und mir scheint es leicht, den Beweis des Gegenteils zu erbringen. Und was unsere Empörung betrifft, unser Verlangen nach einem neuen Stil, so erklärt sich das aus den ungewöhnlichen Umständen, in die wir gerieten. Indem wir den Zustand einer Häßlichkeit, wie sie noch nie in der Weise existiert hatte, erkannten, regte sich in uns der Wunsch, aus diesem Zustand herauszukommen.

Bis jetzt konnten die Stile aufeinander folgen, ohne daß der, welcher seinen Teil als Neuankommender beanspruchte, seinem angeblichen Vorgänger den Vorwurf der Häßlichkeit hätte machen können. Und infolgedessen konnte der Kampf weder so überlegt, noch so bitter und erbarmungslos sein!

Ich stelle mir die Umwandlung des Barock zum Rokoko ohne jeden Stoß und wie eine ganz harmonische Entwicklung vor und ich glaube z. B. nicht, daß die Pietät, welche die Väter und Mütter der Rokoko-Generation für die Möbel ihrer Eltern hegten, ihre Kinder zur Empörung reizte.

Trotzdem waren die Kinder nicht ehrfürchtiger und ihren Eltern nicht mehr ergeben als wir.

Aber die Barockmöbel waren eben nicht ohne Schönheit für sie, während die Möbel, die unsere Eltern liebten, für uns ohne jede Schönheit sind.

Auf Abscheu kann man auch weiterbauen! Und sobald er sich unseres Wesens bemächtigt hat, bewirkt er, je nachdem unser Geschmack und Charakter mutig oder feige sind, daß wir gezwungen werden, uns entweder vorwärts oder rückwärts zu wenden.

Um der Gegenwart zu entfliehen, der gegenwärtigen Häßlichkeit, zogen Ruskin und Morris unsere Blicke auf die Schönheit alter Dinge und damit begrenzten sie die Nutzanwendung ihrer Vorschläge und die Wirkung ihrer Schöpfungen, die nur von den jungen Leuten der englischen Gesellschaft, die wie Ruskin und Morris in Oxford erzogen worden waren, verstanden und genossen werden konnten; nur von denjenigen, die wie sie auf den Genuß und das Verständnis dessen vorbereitet waren, was die Umgebung und das Leben der englischen Universitäten ihnen an Auserlesenem und Verblichenem zu genießen boten.

Um der Häßlichkeit zu entfliehen, zog Viollet-Leduc unsere Blicke auf die Schönheit alter Dinge. Man muß sich den vollständigen Verfall des französischen Geschmacks während der Herrschaft des zweiten Kaiserreichs ins Gedächtnis rufen und die krankhafte Geistesabwesenheit für alles, was nicht Lustbarkeiten oder Tuilerien war, um zu verstehen, wie wenig Aussicht er hatte, gehört zu werden, wie wenig Aussicht, einige Autorität über die Geschmacksrichtung zu bekommen, und wie wenig Aussicht, den Geschmack in eine absolut entgegengesetzte, als die zur Zeit herrschende Richtung leiten zu können.

Man muß sich die Tendenz des deutschen Geschmacks vorstellen und das Niveau, auf das die Kunst in Deutschland zu der Zeit gesunken war, als Semper gegen den herrschenden Geschmack Stellung nahm und seine Theorien entwickelte, um sich den geringen Widerhall, den seine Lehre fand, erklären zu können.

Sein Geschmack, sein Charakter und ein vollkommenes Gleichgewicht der Anziehungskräfte, die ihn nach vorwärts und rückwärts zogen, hat ihn nicht vom Fleck kommen lassen.

Doch von dort, wo er stand, konnte er die Zukunft und den neuen Stil übersehen. Er verkündete das Prinzip, das wir heute in allen Äußerungen des modernen Geistes und des modernen Wesens erkennen.

Das fundamentale Prinzip von der unvermeidlichen Notwendigkeit aller Konstruktionen, aller Formen, aller Gegenstände; das fundamentale Prinzip der modernen Auffassung, die nichts zuläßt, was nicht so wäre, wie es sein muß, was nicht als das erschiene, als was es erscheinen muß!

Die Formen, die überzeugend sind, weil sie so sind wie sie sein müssen; neu, weil sie vernünftig und überlegt sind; die selbstverständlichen und bestimmten Formen einer rationellen und konsequenten Architektur und eines Kunstgewerbes, das nach absoluten Formen und Konstruktionen sucht, diese Formen hat Semper trotz seines Versprechens der Welt nicht geben können.

Sie sind in jedem Gehirn verborgen, in jedem Gehirn, dessen Mechanismus nicht gestört ist und nicht gehemmt durch die Einwirkungen zu eingehender archäologischer Kenntnisse und zu starker phantastischer Vorstellungen.

Werfe man das schwächste Andenken an alte architektonische Elemente, die geringste Sentimentalität in das Uhrwerk des Gehirns und sofort wird dasselbe unfähig sein, normal und logisch zu funktionieren.

Das Gehirn, das auf der Suche nach absoluten Formen ist, kann sich ebensowenig durch sentimentale Erinnerungen und Anregungen zerstreuen oder beeinflussen lassen, wie dasjenige, das wissenschaftliche Endlösungen sucht.

Es handelt sich also um absolute Formen — genau so absolut wie mathematische Lösungen.

Zu ihnen zieht uns unser Verlangen! Ein naives und mächtiges Verlangen, — ein Verlangen, das ursprünglich und kindlich, aber empfindsam für all das ist, wodurch es entstand — empfindsam für all das, was danach strebt, es zu befriedigen und was imstande ist, es zu erfüllen — empfindsam, wie jemand, der freudetrunken dem Raunen der Waldesstimme lauscht und dem Plätschern des Wassers, das sich am Felsen bricht.

Dieses Verlangen steckt in uns und währt ewig — es schläft ein und kann aufgeweckt werden — aber es bedarf des Anstoßes, um ihm einen neuen Aufschwung zu geben.

Es steht nicht in Frage, daß sich diese Befreiung von Sentimentalität durch die Einwirkung zweier mächtiger Anstöße vollzog, zweier Anstöße, die gegen Ende des vorletzten Jahrhunderts die Welt in ihren Fugen erschütterten. In Europa schuf die französische Revolution einen neuen Typ Europäer — in Amerika fanden sich durch die Befreiungskriege die verschiedensten Elemente beisammen; Temperamente, Charaktere, gute und schlechte Eigenschaften — welche durch die gewaltigste, tragischste und fruchtbringendste Gebärde des Säemanns auf die neue Welt ausgestreut worden waren.

Ich will mich jeder weiteren Erklärung über die französische Revolution enthalten — jeder weiteren, geschichtlichen oder philosophischen Abhandlung — die Sie auch gar nicht von mir verlangen — und mit Recht! — ich kann jede weitere Auseinandersetzung unterlassen und will mich nur an die halten, die alle Ursachen der französischen Revolution charakterisiert, und die die Folgen, die sie nach sich zog, rechtfertigt: Die Menschheit wurde von dem Verlangen ergriffen, von nun an vernünftiger zu leben.

Ich kann auch jede weitere Erklärung in bezug auf den amerikanischen Charakter unterlassen und brauche nur zu sagen, daß er so durch und durch frei von Sentimentalität ist, daß wir davon ganz betroffen waren, so betroffen, daß wir eine lange Zeit hindurch unfähig waren, einen anderen Charakterzug der Amerikaner zu erkennen — und daß wir uns noch heutzutage darin gefallen, diesem Nichtvorhandensein von Sentimentalität die Überlegenheit zuzusprechen, die der Amerikaner auf dem Gebiet des Handelswesens, des Sports und des materiellen Lebens über uns hat.

Diese doppelte Erklärung definiert die Verwandtschaft zwischen den beiden Typen.

Während der amerikanische Typ sich frei entwickeln konnte wie ein junger Baum, der seine Wurzeln in frisches, fruchtbares Erdreich senkt und der Licht, Luft und Raum hat — mußte sich der Typ des „neuen Europäers“ (wie ihn Johannes Schlaf in seinem Essai über den belgischen Dichter Emile Verhaeren nennt) seinen Platz und seine Daseinsberechtigung erkämpfen. Seine atavistische Belastung steht ihm im Wege und er ist gehindert dadurch, daß er sich niemals ganz und gar von der Herrschaft sentimentaler Erwägungen und Anregungen befreien wird. Er vermag es nur selten, Meister seiner spekulativen Neigungen zu sein und er hat vielmehr die Tendenz, seine Gelüste nach neuen Taten, nach Luft, Raum und Freiheit in sich aufzuzehren.

Statt tatkräftig zu wirken, hält er sich bei Worten auf, weil an ihnen noch Sentimentalität haftet!

Es wird noch Generationen dauern, ehe der Typ des neuen Europäers auf dem Kontinent ebenso vorherrschen wird, wie er es schon zurzeit in England tut.

Der Engländer hat sich ihm leichter angepaßt und hat schneller Anteil an seinen Eigenschaften und Vorzügen genommen.

Durch diese Charakteranlage hat er die ausgedehnteste Herrschaft der ganzen Welt erlangt, ohne daß dadurch seine Inferiorität in bezug auf die Kunst herbeigeführt worden wäre — ganz im Gegenteil —!

Es ist bezeichnend, daß die Erkenntnis einer präzisen und wahrhaftigen Auffassung der Dinge den Engländern erlaubt hat, den Künsten, die sie ausübten, eine Stil-Überlieferung zu erhalten, wie sie keine andere Nation aufrecht zu erhalten fähig war.

Diese Feststellung allein hätte genügen können, unseren Glauben zu festigen und die Richtung zu bestimmen, in der wir auf der Suche nach Größe, Schönheit und Poesie gehen müßten.

Ich sage absichtlich, daß der Typ des neuen Europäers grade in den realen Dingen, Größe, Schönheit und Poesie erkennt, denn man ist sehr geneigt, ihn als radikalen Materialisten hinzustellen und so eine Verschiedenheit zwischen dem alten und dem neuen Typ herbeizuführen, die tendenziös und unrichtig sein würde, die das Monopol der Künste dem alten Typ, dem premodernen Menschen übertragen würde, um es auf immer dem neuen Typ, dem modernen Menschen vorzuenthalten.

Der Unterschied liegt wo anders, der moderne Mensch ist ganz und gar nicht gesonnen, Schönheit und Poesie entbehren zu wollen, nur besteht für ihn eine neue Schönheit, eine neue Poesie, die er dem als solchen anerkannten Grundbegriff der Dinge verleiht, der Dinge, die unter den neuen Bedingungen einer realen, zeitgenössischen Atmosphäre bestehen. Unsere abweichenden Ansichten in bezug auf Schönheit und Poesie versetzen das Publikum in Aufregung und die Richtung, die wir ihnen geben, flößt ihm Mißtrauen ein.

Es scheint, das Publikum merkt nicht, daß wir einen zuverlässigeren Weg verfolgen, der uns schneller zu all dem führen wird, was die Menschheit an Bedeu-

tendstem und Höchstem auf allen Gebieten ihrer Tätigkeit errungen hat — einen Weg, der uns neues Verstehen so vieler Dinge verspricht, die falsch aufgefaßt und mißbraucht worden sind, weil sie nur von einem Standpunkt aus betrachtet worden waren — nur vom Standpunkt der Gefühle.

Betrachtet man die antike Kunst nur von diesem Standpunkte aus, entzieht man ihr ihren logischen, sinnreichen und vernünftigen Aufbau, so läuft man Gefahr, zu sehen, wie ihre Schönheit in sich zusammensinkt, wie ein Handschuh aus dem man die Finger herauszog.

Die akademische Kunst hat sich so in das Gewand der antiken Kunst gehüllt und die Nachbildung ist so langweilig, so erbärmlich, daß man unwillkürlich dabei an die Fabel vom Esel in der Löwenhaut denken muß.

Hieße das wirklich die Kunst in die Enge treiben, wenn man die Zeit des Künstlers grade solange in Anspruch nähme, um sich über die Grundbestimmung der Elemente und über die Natur der Materialien, die er gebraucht, zu unterrichten, um ihn zu fragen, warum er sie anwendet und warum er sie so, und nicht anders verwendet?

Ich gestehe, daß ich keinen Grund einsehe, warum derjenige, der danach streben würde, alle Probleme auf dem Gebiete der Baukunst und des Kunstgewerbes mittels der Vernunft zu lösen, in einer Sackgasse enden müßte.

Jede vernünftige und überlegte Sache trägt ihre Entwicklung und ihre Endlösung in sich.

Worauf es ankommt, ist, daß derjenige, der sich einer solchen Disziplin unterworfen hat, außerdem noch mit Sensibilität und Erregbarkeit, die den Künstler auszeichnen, begabt ist.

Es ist nicht gesagt, daß der Weg, der strikt vorgezeichnet und ohne Abwege ist, notwendigerweise in eine Sackgasse führen muß.

Die Höhen, die das Tal einschließen, leiten den Gebirgsbach zum reichen breiten Strom; und der Strom muß seinen Weg durch eine Reihe der verschiedensten Landschaften nehmen — durch liebliche und feierliche, durch lachende und ernste, durch ebene und steinige, ehe er die mächtigen Wasser des Meeres erreicht!

Und so ist es mit dem künstlerischen Schaffen und mit der künstlerischen Empfindung, die von Prinzipien geleitet sind, von Prinzipien, die sie durch fortgesetztes Verfolgen derselben Richtung zum Stil gelangen lassen.

Noch vor 10 oder 12 Jahren hatten wir keine Ahnung von dem, was wir heute „den modernen Stil" nennen, und der Wunsch, einen modernen Stil zu besitzen, hatte sich auch noch nicht sehr intensiv gezeigt.

Wenn auch einige unter uns auf den inferioren Zustand aufmerksam machten, in dem wir uns — den vorangegangenen Jahrhunderten gegenüber — befanden, so lag in diesem Vorwurf eine Naivität, aus der hervorging, daß jedes Jahrhundert seinen eigenen Stil besitzen müsse.

Wir hatten uns daran gewöhnt, von einem Stil des 17. Jahrhunderts, von

einem Stil des 18. Jahrhunderts zu sprechen; und wir schienen es zu entbehren, nun nicht die Serie fortsetzen zu können.

Da wir am äußersten Ende des 19. Jahrhunderts angelangt waren, war keine Zeit mehr zu verlieren und von denen, die die Idee eines neuen Stils beschäftigte, wurden diejenigen, die bis dahin keinerlei Ungeduld gezeigt hatten, auf einmal unruhig und fieberhaft erregt.

Die Eisenkonstruktionen, die Forth-Brücke, die große Maschinenhalle der Pariser Ausstellung von 1889, der Eiffelturm, profitierten von dieser Ungeduld und wurden seither für das angesehen, was sie in der Tat sind: Äußerungen einer neuen Architektur.

Der Streit, der in bezug auf sie und in bezug auf die neu angeregte Idee einer neuen Architektur entstand, hatte eine ganz falsche Richtung eingeschlagen.

Das Publikum und die Ästheten, die gegen die Eisenkonstruktion Stellung nahmen, beschäftigten sich ebenso wie diejenigen, die die Eisenkonstruktion verteidigten, nur mit der einen Idee, zu wissen: ist es möglich, die Eisenkonstruktion schön zu gestalten oder nicht?

Es schien, daß alle die Vorstellung hatten, es hinge von dieser einzigen Bedingung ab, ob sie uns dazu verhelfen würde, einen neuen Stil zu schaffen oder nicht.

Übrigens ist die Schönheit nicht absolut Bedingung für die Idee des Stils.

Stil und Schönheit sind zwei klar voneinander getrennte Begriffe, sie hängen nicht voneinander ab — ja, sie können sich sogar gegenseitig ausschließen.

Nach Schönheit trachten, heißt nicht nach einem Stil trachten! Schöne Dinge schaffen, heißt noch nicht einen Stil schaffen.

Um zu einem Stil zu gelangen, bedarf es eines verbindenden Elementes und einer einheitlichen Richtung.

Der Stil behält sich alle die Eigenschaften, die eine Familie besitzt, vor, es gibt schöne Familien und es gibt häßliche Familien, es gibt schöne Stile, aber es gibt auch ebensogut häßliche Stile.

Schließlich ist der Streit, ob ein Ding, ob ein Werk schön oder häßlich sei, immer erfolglos.

Es gibt keine Worte, die Schönheit zu definieren, kein Argument, sie nachzuweisen und der Streit in bezug auf die Eisenkonstruktion, der sich nur um die Frage: Ist sie schön oder nicht? drehte, verursachte so, daß man das übersah, worauf es im Grunde am meisten ankam, das heißt, daß sie von einem neuen Konstruktionsprinzip, von einem neuen Gesetz durchdrungen war.

Wir waren auf dem Weg, der uns zu einem Stil führen mußte, lange ehe wir erkannt hatten, in welcher Richtung er uns führte.

Solche Werke, wie sie uns die Eisenkonstruktion vorführte, hätten uns die Augen öffnen müssen über das Prinzip, das sie mit einer Klarheit offenbarte, wie es noch kein anderer Stil in so überzeugender Weise getan hatte.

Die Eisenkonstruktion ließ wirklich die logische Auffassung und den Sinn der

Konstruktion zutage treten, die sich seit der Dorischen Kunst noch nie so nackt, so mächtig und so schön vor unsern Blicken gezeigt hatten.

Und beide — die logische Auffassung und der konstruktive Sinn erscheinen mir seitdem wie zwei schöne griechische Körper, die in wundervoller Nacktheit emporsteigen aus der abgelegten Hülle der Sentimentalität, die zu ihren Füßen niederfiel . . .

Aber seit dem Beginn der christlichen Ära war ihr Anblick unseren Augen entzogen.

Die Wißbegierde und das Verlangen, das die Renaissance kundgab, war keine naive Begierde, kein naives Verlangen.

Mit dem Beginn der modernen Ära und mit der Entdeckung der Eisenkonstruktion wurde unsere Wißbegierde und unser Verlangen in bezug auf Architektur und Kunstgewerbe naiv und mächtig!

Die Hingabe eines nackten Körpers bedeutet die Hingabe von Kräften, aus denen selbst ein Greis neues Leben schöpfen kann, und unserer Menschheit wird eine solche Hingabe dargebracht! Eine Hingabe von Begriffen — die uns in ihrer Nacktheit so herrlich erscheinen, daß es ein Verbrechen wäre, die niedergefallenen Gewänder aufzuheben! Diese wunderbaren Geschöpfe wollen frei auf neuen Bahnen wandeln!

Und wäre es nicht wirklich ein Verbrechen, diejenigen zurückzuhalten, die nach der Zukunft trachten, deren Natur es ist, zu ihr hinzustreben und die dazu ausersehen sind, ihren Körper und ihre Formen frei und schön zu entwickeln?

Die Eisenkonstruktion erschien absolut frei von dem, was die Archäologen mit dem „Nachleben" bezeichnen und was wir „Rudimente" nennen und der menschliche Verstand ist so langsam und so unfähig, sich grade von diesen nachlebenden Formen loszumachen, daß, trotzdem uns das Eisen so deutlich offenbart hatte, daß es von allen sentimentalen Abirrungen frei bleiben wolle, wir es doch nicht unterlassen konnten, Säulen mit korinthischen, byzantinischen und gotischen Kapitälen aus Eisen zu gießen und aufzustellen.

Der Streit in bezug auf die Frage: „Ist die neue Architektur schön?" zog sich unglaublich in die Länge und verhinderte dadurch, daß wir erkannten, wie wir allmählich zu einem Stil gelangten, der als der erste nicht von der Erbsünde belastet war.

Man soll nicht die Rolle überschätzen, die die Eisenkonstruktion in der Entwicklung der Architektur gespielt hat und man soll nicht behaupten, daß sie allein die Architektur der Zukunft begründen wird.

Vielmehr gibt es zu viel Fälle, wo immer noch Stein und Holz vorzuziehen sind; aber es wäre ganz ungerechtfertigt, wollte man nicht die unendlichen Folgen anerkennen, die das rationelle Prinzip der Eisenkonstruktion nicht nur für das haben wird, was wir mit dem neuen Material schaffen werden, sondern auch für Holz, Stein usw., die wir bisher so unrationell anwandten!

Es ist nicht mehr daran zu denken, sein Joch abzuschütteln oder eine andere Richtung als die, welche dies Prinzip uns vorschreibt, einzuschlagen.

Es setzt dem menschlichen Gehirn bestimmte Grenzen und dieses wird sich zufrieden geben müssen, nicht über sie hinaus zu suchen.

Es setzt unsere Erfindungskraft wie einen Eisenbahnzug auf Schienen in Bewegung.

Und sie liefe dieselbe Gefahr wie ein Zug, wollte sie von ihren Gleisen abweichen und gleich ihm bedarf sie der Gleise, um zum Endziel zu gelangen.

Man hat uns den Vorwurf gemacht, daß wir das Dogma der „rationellen Schönheit" erlassen hätten.

Es ist mit diesem Vorwurf wie mit so vielen anderen; er hält keiner gründlichen Untersuchung stand.

Wir haben unstreitig alle nur möglichen Anstrengungen gemacht, um die Auffassung der Nützlichkeit aus dem Mißkredit und der Verachtung, in die sie gefallen war, herauszuholen.

... wir haben sie unstreitig gegen den Hochmut und gegen die Art und Weise verteidigt, die die Sentimentalität ihr gegenüber angenommen hatte.

... wir haben unstreitig mit innigem Behagen die Bilanz der Sentimentalität gezogen, ihren Bankerott konstatiert und den Vorschlag gemacht, dem rationellen Schaffen das Amt zu übertragen, das die Sentimentalität so schlecht ausgefüllt hatte.

Aber was die Behauptung anbetrifft, wir wären der Ansicht, daß alles was vollkommen nützlich, auch vollkommen schön sein würde, so liegt zwischen dieser Behauptung und unserer wahren Ansicht der ganze Unterschied, der zwischen dem liegt, was wir wirklich sind, und dem, was unsere Gegner aus uns machen möchten.

Der vollkommen nützliche Gegenstand, der nach dem Prinzip einer rationellen und folgerichtigen Konstruktion geschaffen wurde, erfüllt die erste Bedingung der Schönheit — erfüllt eine unentbehrliche Bedingung der Schönheit — und dadurch, daß wir diese unentbehrliche Bedingung forderten, bestimmten wir allerdings den Unterschied zwischen der modernen Schönheit und der premodernen und mittelalterlichen Schönheit.

Mir erscheint es unmöglich, daß wir noch heutzutage einem Gegenstand Schönheit zusprechen können, der sichtlich nicht die seinem Gebrauch entsprechende Form hat, dessen Form sich nicht von all dem freigemacht hat, was sie verhindern könnte, ihr eigentlichstes Sein und ihre Bestimmung auszudrücken.

Und wenn wir öffentlich bekennen, daß diese Eigenschaft ein „conditio sine qua non" der modernen Schönheit ist, so sind wir doch nicht so blind, um nicht zu fühlen, daß die moderne Schönheit um wirklich Schönheit zu sein, auch auf Sensibilität sich stützen muß.

Auf diese Art von Sensibilität, die ihre Wirkung beim Betrachten der Linien und ihrer Verhältnisse — der Farben und ihrer Verhältnisse zueinander, ausübt — beim Betrachten der Verhältnisse nebeneinander oder gegenübergestellter Materialien von gleicher oder verschiedener Natur.

Die Gesetze und die Bedingungen der Schönheit währen ewig — die Verhältnisse der Linien zueinander, der Farben zueinander und des verschiedenen Materials zueinander kann man verschiedenartig empfinden. Aber die Natur dieser Sensibilität bleibt dieselbe.

Sie schöpft aus dem Mächtigsten und Reinsten, was in uns ruht — aus der Wollust, mit der wir uns selbst in direkte Verbindung mit dem setzen, was das innerste Wesen aller Dinge ausmacht — mit dem Rhythmus.

Durch die Wollust, mit der wir die Verhältnisse der Linien, der Farben und des Materials empfinden, sind wir zum Begriff der Schönheit der Architektur gelangt, wie weit sie auch von der modernen Architektur entfernt war.

... durch die Wollust, mit der wir die Verhältnisse der Töne und Worte — ihre Akzente und ihre Folge empfinden, sind wir zur Schönheit der Musik und der Poesie gelangt, wie weit sie auch von der modernen Musik und Poesie entfernt war.

Und wir haben niemals das Gefühl der Befremdung und des Entferntseins empfunden, wie wir es im Bereich der Gefühle verspürt hätten.

Auf dem Wege der Gefühle hätten wir niemals die antike Kunst, die heidnische Seele gefunden; wir hätten niemals die Schönheit gefunden, der wir als moderner Schönheit huldigen.

Die Gefühle, die die Menschen des alten Ägypten und Griechenlands handeln ließen, sind für uns wenig zugänglich.

Die Sensibilität der Ägypter und der Griechen war im Gegenteil keiner Epoche so verwandt und so ähnlich, wie der der Modernität; und ich denke, es ist keine Übertreibung, wenn ich behaupte, daß die antike Kunst erst seit kurzer Zeit wahrhaft verstanden und geschätzt wird.

Man muß das Gefühl gekannt haben, das einen beim Anblick der Linie jenes eisernen Schiffsschnabels erbeben ließ, den Krupp im Jahre 1902 in Düsseldorf ausstellte — um dieses selbe Beben beim Anblick der Profillinie des Rhamses-Kolosses, der im Wüstensand von Memphis ruht, zu verspüren. —

... man muß den Reiz der fieberhaft erregten Linie der Grisetten von Guys, der Tänzerinnen von Degas und der geisterhaften Erscheinungen Lautrec's genossen haben, um die fieberhaft-sinnliche Erregung der Linien der Silhouetten zu genießen, die in Flachrelief in langer Folge einherschreiten auf den Steinwänden der unterirdischen Gräber des Mastaba von Ti zu Sakkara.

Man muß die aufrichtige gebietende Schönheit der einzelnen Teile der Maschinen tief empfunden haben —

... dieser riesigen Maschinen, die mit feierlicher, weihevoller Gebärde die elektrischen Akkumulatoren laden, um die göttliche Harmonie und den vollkommenen Rhythmus des Parthenon zu empfinden.

Unsere Sensibilität ist derjenigen der antiken Künste verwandt.

Es mag paradox klingen und noch paradoxer, wenn ich von moderner Heiter-

keit sprechen würde: aber Sie werden darüber nachdenken und da Sie wohl keinen Einwand finden werden, der gegen das Verlangen zu machen wäre, daß die Dinge so seien, wie sie sein sollten, so werden Sie bald selbst den Wunsch bekennen, nicht nur Dinge, sondern auch Menschen um sich herum zu sehen, die so sind, wie sie sein sollen.

Das würde die Kraft und die Schönheit der zukünftigen Welt und Gesellschaft ausmachen, wenn alle Personen, die auf der Weltbühne sind, urwüchsig, wahrhaftig und sensibel wären.



Nach alledem was wir soeben auseinandergesetzt haben, erscheint es klar, daß in bezug auf die Auffassung aller Werke der Architektur und des Kunstgewerbes der moderne Stil mit dem griechischen Stil seine Richtung im Sinne der Logik gemein haben wird — ebenso aber auch seine Fähigkeit, die raffinierteste Sensibilität zu erregen.

So hat das, was nur wie eine Vorliebe, wie eine vorübergehende Zuneigung erscheinen konnte, eine Daseinsberechtigung, die an die Basis und an die Grundprinzipien des modernen Stils reicht.

Wir haben Grund, uns auf diese Verwandtschaft vorzubereiten, denn wir werden uns auf der Suche nach Formen begegnen — wenn wir ähnliche Probleme zu lösen und ähnliches Material zu verwenden haben.

Es ist unvermeidlich, daß Operationen der Vernunft, die den gleichen Gegenstand behandeln, auch zu ziemlich gleichen Endresultaten führen müssen — und ich sehe nicht ein, durch was sich die Form einer Vase, eines Glases oder irgend eines anderen Gegenstandes, den die Antike ebenso gut kannte wie wir — und der nach den Gesetzen einer rationellen und konsequenten Konstruktion geschaffen war, — ich sehe nicht ein, durch was sich diese Form von der, welche wir schaffen, unterscheiden sollte, es sei denn durch die Sensibilität, die uns dazu treibt, andere Verhältnisse, andere Einbiegungen und Wölbungen der Linie zu wählen — die uns die Farben und die Ornamente anders wählen läßt, als die Künstler der antiken Welt.

Die Sensibilität ist von ausgesprochen veränderlicher Natur und das, wodurch diese Variationen entstehen, ist alles, absolut alles, was die Charakteristik des Menschen einer Epoche ausmacht; und was ihn von einer anderen Epoche unterscheidet.

Jede Epoche hat ihre Sensibilität für sich, die sich in allem ausspricht: in Politik, Wissenschaft und Kunst. — Jede Epoche hat einen Rhythmus, der sich in allem zeigt.

Ohne das ist es eben keine Epoche.

Man hat in unserer Sensibilität eine gewisse Erschöpfung, eine gewisse Müdigkeit erkennen wollen — in dem modernen Rhythmus eine gewisse Mattigkeit, eine gewisse Entkräftung. —

Nun — die Sache steht so:

Wir verlegen den Akzent der Linie an eine andere Stelle, den Akzent der Farbenfolge anders, als die vorangegangenen Epochen.

Die Hand, die die Linie zieht, überschreitet den Moment des normalen, vollkommen abgewägten Akzents, wie ihn die Antike anwandte.

Das moderne Auge versetzt den Moment des normalen Akzents der Farben-Aufeinanderfolge, ebenso wie das moderne Ohr das zu genießen neigt, was man noch lange „Dissonanzen" nennen wird. Die Hand und das Auge verlegen den Akzent weiter und tiefer, als man ihn bisher zu setzen gewohnt war.

Es ist alles, absolut alles, was das moderne Leben ausmacht, das den neuen Rhythmus und neue Harmonien bestimmt. Der neue Rhythmus bedingt ebenso die Stellungen der Herren, die im Salon die Arme tiefer kreuzen und die tiefer ausgeschnittene Westen tragen, als die Haltungen der Damen, die die Büste und die Taille tiefer tragen und so den akzentuierten Teil ihrer Silhouette verlegen; den ich ebenso in den Gegenständen und Blumen fühle, die uns unser Raffinement wieder auffinden, oder neu entdecken ließ — weil wir in ihnen dieselbe Nuance des Akzents fanden: die Narzissen und Jonquillen, von denen Oskar Wilde in seinen „Intentionen" sagt, daß sie „griechische Objekte aus der besten Zeit seien", die Alpenveilchen, die Iris, die Orchideen.

Der Flachbogen der Eisenkonstruktion, der Flachbogen der Brücken, der Bahnhofs- und Ausstellungshallen ist über unserer Epoche ausgespannt. Er bedingt die Möglichkeiten des modernen Rhythmus ebenso wie der Parallelismus der geraden Linie den Rhythmus der griechischen Kunst bedingte — und der Bogen und der Spitzbogen den Rhythmus der romanischen und der gotischen Kunst!

Wir, die wir das Gesetz aufstellten, daß „die Linie eine Kraft ist", konnten das nicht übersehen . . .

Ich glaube, daß wir von nun an einen modernen Stil besitzen, ebenso gut wie ich glaube, daß wir von nun an eine moderne Schönheit besitzen; aber ich muß hinzufügen, daß wir bis jetzt nur wenige sind, die sie erkennen — und daß wir bis jetzt nur wenig einig sind in bezug auf das, was der neue Stil sein wird, in bezug auf das, was die moderne Schönheit ist!

Wenn wir gewissen Kunstschriftstellern glauben wollten, so hätten wir heutzutage die Wahl zwischen mehreren modernen Stilen —; das hieße: „Nehmen" oder „Lassen" und das würde genau die Wichtigkeit der Suprematie von einer politischen Partei über die andere haben — oder von Pferden, die sich um die Gunst des sportliebenden Publikums streiten.

Am Start! Jugendstil, Sezessionsstil, Belgischer Stil, Wiener Stil.

Am Ziel: Die Kunstschriftsteller und Industriellen, alle aus den verschiedensten Gründen unruhig und erwartungsvoll.

Das Rennen findet aber nur in den Kunstzeitschriften und in der Phantasie der Kunstschriftsteller statt; denn es gibt gar keinen Jugendstil, keinen Belgischen Stil und keinen Wiener Stil!

Diejenigen, die das Wort „Stil" gebrauchen, um diese verschiedenen Erschei-

nungen zu bezeichnen, von denen jede eine der wesentlichsten Eigenschaften einer Nation wiederspiegelt mit denen man deswegen rechnen muß, weil sie eine wichtige Rolle bei der Gestaltung des Charakters der heutigen Menschheit spielen;

... Diejenigen, die das Wort „Stil" gebrauchen, um diese Kundgebungen zu erklären, haben gar keine Ahnung von dem, was in Wahrheit ein Stil ist; sie erfassen weder die Bedeutung noch die Weite dieses Begriffes.

Es ist kein Stil, den der verstorbene Otto Eckmann Deutschland darbrachte, weil er den englischen Präraphaeliten ihre Vorliebe für lange Haare, für Dornen, Linien und für die langen Falten nicht enden wollender Gewänder entlehnte; wohl aber ist es ein Hinweis auf die Tendenz, neue Möglichkeiten zu schaffen, um die Darstellungen der so geliebten Legenden wieder aufzufrischen; die Möglichkeit, die altgewohnten Mittel durch polypenartige Bäume, Schwäne und Zwerge und mystisch verborgene Schlösser zu bereichern.

Es ist kein Stil, den die Wiener Künstler: Hoffmann und Kolo Moser, Österreich darbringen, indem sie eine systematisch-rechtwinklige Ornamentik auf den Dingen anbringen, die sie der englischen Architektur entlehnen und jener Schule der englischen Dekoration entlehnten, die durch die Weichlichkeit, die Krankhaftigkeit und den Rhythmus der Gestalten Aubrey Beardleys beeinflußt und beherrscht war.

Aber beide Künstler streben danach, ein Bedürfnis nach leichter, reizvoller, zarter Sinnlichkeit der österreichischen Nation zu befriedigen. Der seltene, unerschöpfliche Findergeist, mit dem sie die Rechtecke, d. h. das geist- und ausdrucksloseste ornamentale Element, was man sich denken kann, verteilen, befriedigt eine Sinnlichkeit, die man mit Nadelstichen reizen kann.

Es ist kein Stil, den meine belgischen Landsleute und ich selbst Belgien dargebracht haben; aber man sollte doch anerkennen, daß sich in unseren Werken die wichtigste Ureigenschaft der Linie offenbart hat. Wir erkannten in ihr eine Kraft, die wie jede Kraft, wirkt, feststehende Gesetze und Konsequenzen hat.

Diese Gesetze und Konsequenzen haben die Ornamentik ganz und gar umgewandelt und haben sie denselben Gesetzen und denselben Konsequenzen wie der Konstruktion untergeordnet.

Ein Prinzip und ein Rhythmus haben die neuen Formen und die neue Ornamentik durchdrungen.

Man darf in dem heutigen Kampf zwischen dem, was das Publikum irrtümlicherweise noch „Jugendstil" nennt, dem Sezessionsstil und dem Wiener oder belgischen Stil nur einen Konflikt verschiedener Tendenzen sehen. Und man müßte sich freuen, daß der Kampf ein ziemlich erbitterter ist und daß jede Tendenz ihre Anrechte, an der Bildung der Stile teilzunehmen, mit gewisser Heftigkeit verteidigt, daß jede Tendenz danach strebt, sich den größtmöglichsten Anteil zu verschaffen.

Diese Tendenzen sind die Immer-Gleichen, es sind die Richtungen, die alle Stile mit fortgerissen haben.

Sie haben die drei Richtungen erkannt: die Vernunft, das Gefühl und die Sensibilität.

Die Vernunft liegt in der Richtung „grade aus"; zu beiden Seiten liegen die Richtungen des Gefühls und der Sensibilität.

Zwischen dem magnetischen Punkt, den die Vernunft inne hat und den Himmelsgegenden: Gefühl und Sensibilität gibt es viele Gradationen. Auf Seiten der Sensibilität unter anderen die Sinnlichkeit, auf Seiten des Gefühls alle die aufeinanderfolgenden Abstufungen.

Es ist die Kurve, die von dem gesunden und natürlichen Lyrismus zum überschwenglichen und unersättlichen Pathos reicht.

Die Vernunft vermag die beiden Richtungen, die ihr zu beiden Seiten nahe sind, zu durchdringen, aber sie kann nicht zu den äußersten Abstufungen gelangen.

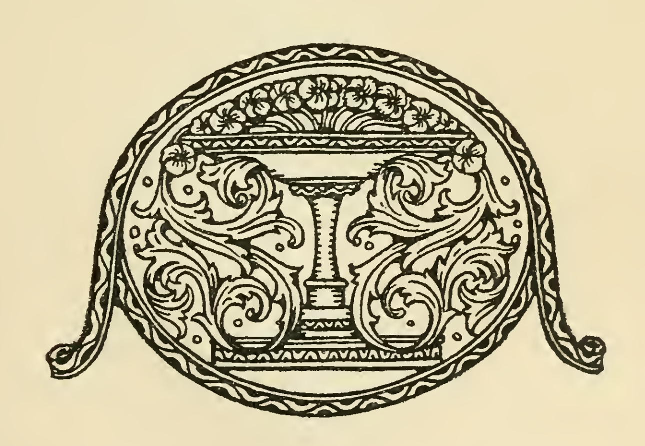
Und genau an der Stelle, an der ihre Kraft des Durchdringens aufhört, fängt das Abirren ebensowohl der Stile, die sich nach der Sensibilität, als der Stile, die sich nach dem Gefühl richten, an.

Jenseits dieser Stelle lauert Schwindel und Zusammenbruch!

Die Sensibilität ebensogut wie das Gefühl führen, sobald sie sich selbst überlassen sind, zum Nichts, in dem alle Konzeptionen, die sich von der Vernunft losgelöst haben, scheitern.

Der moderne Stil hat seinen Kurs grade auf die Vernunft genommen. Er hat anfänglich kalte gefahrlose Gewässer durchkreuzt, jetzt hat sich sein Kurs gemildert und er nimmt mit großer Zuversicht die Richtung der Sensibilität. Die Gewässer sind warm und mild, die Ufer verführerisch und voll Sonnenschein!

Wir segeln mit der zauberhaften Vorstellung, wir könnten nach der erlösenden Reise um den neuen Erdteil einen ungekannten, traumschönen, griechischen Archipel entdecken!



Dolores/ Erzählung von Johannes V. Jensen

. . . as yet the contradiction of a lie is some kind of belief;
but the lie with its contradiction once swept away, what will remain?
Carlyle.



ie Stadt liegt am Flußufer mitten unter der allmächtigen Sonne — ein Haufen zusammengekalkter Zellen, ein knochenweißer Kuchen von Häusern und Löchern, gleich dem Skelett eines gestrandeten Fabelschwammes — Sevilla. Wie der Name zwitschert! Sevilla ist berühmt und besungen wie die Liebe, ist von Träumen umsponnen wie die Stirn eines jungen Weibes von dunklem Haar. Seine Seele ist wie eine Sehnsucht nach zwei unsagbar rätselhaften Augen im Weltenall.

Ich kam mit der Eisenbahn in Sevilla an. Wiehernd und ungestüm fuhr sie in die Station ein und schnaufte wie ein junger, selbstgefälliger Hengst. Einige Hotelkutscher faßten mich gleich bei meiner Unwissenheit und schleppten mich mit sich fort — man betrog und belog mich wie geschmiert — genug davon.

Kaum hatte ich mir eine Unterkunft gewählt, als ich mich auch schon nach Sevillas schönen Frauen umsah. Ich ging durch eine fremde Straße, durch eine zweite, ich blieb vor den Schaukasten der Photographen stehen ... ich nahm eine Droschke und ließ mich zu der großen Tabaksfabrik hinausfahren, wo ich wußte, daß viele Hunderte von Andalusierinnen auf einem Fleck versammelt sein würden.

Es kostete nicht viel. Der Inspektor führte mich durch die Reihen.

Die Wärme war schwer, die Bekleidung leicht. Ich nahm hier einen vorläufigen Überblick. Mit jedem Schritt befestigte sich mein Eindruck — das Sonnenlicht lag in Streifen in der dunstigen Halle — Tisch stand an Tisch — ein Heer von Frauen, die bei der Arbeit saßen ... welche Haufen von Tabak! Es waren feine dunkle Geschöpfe darunter, vielleicht hundert an der Zahl. Den Rest konnte man unbeschadet zu tausenden nach Holland zur Ausbesserung der Deiche verschicken.

Ich mietete mir ein Zimmer auf der anderen Seite des Guadalquivir in dem uralten Bêtis. Meine Stube war gewölbt und bekam vom Hof her Licht. Gelbgekalkte Säulen, schwere Mauerbögen ... hier erwarteten mich sicher eigenartige, tiefe Tage. Als es Abend geworden war, zündete ich mein Licht an und wanderte in dem dumpfen Loch auf und nieder. Ich betrachtete die Binsenstühle, die rohen Mauern — eine kühle und freundliche Dunkelheit umfing mich nach der Lichtgeißel des Tages. Meine Füße berührten feuchte Ziegelfliesen, und wenn ich still stand, krochen Ameisen an mir herauf. Obgleich es in dem gewölbten Zimmer recht kühl war, dampfte ich vor Wärme. Alle meine Sinne schwirrten hungrig durch den Raum.

Als ich am nächsten Vormittag durch den Hof ging, sah ich einen Teil der Bewohner des Hauses draußen an der Gitterpforte sitzen. Indem ich vorbeiging, folgten sie mir neugierig mit den Augen. Mein Blick umfaßte sie alle. Auf einem Schemel saß ein junges Mädchen.

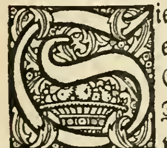
Die Kirchenglocken läuteten, La Giralda zeichnete sich drüben über der Stadt gegen den weißen Himmel ab. Längs des Flusses wurden Kohlen ausgeladen. Ich ging bis zur Trianabrücke und schlug den Weg zur Stadt ein.

Während der ersten Tage sprang ich des Morgens so blindlings und frisch aus dem Schlaf wie ein Raubvogel, der die Luft über einem Abgrund durchmißt; ich schnürte meine Stiefel — so wie Jubal an jenem Tag seine Sandalen band, an dem er die Trompete erfand.

Eine neue Stadt bot sich mir dar, und es zeigte sich, daß sie berauschend unordentlich, unerschöpflich abwechslungsreich war. Ich konnte stundenlang umherstreifen und fast ohne tieferen Eindruck bleiben. Es gab nichts, das sich fest einprägte, und doch sah ich viele seltsame Dinge. Hinterher erinnerte ich mich, daß ich einen Esel jämmerlich schreien gehört oder König Hermenegildes Haus gesehen hatte. Im Vorbeigehen hatte ich meine Finger über die Rillen in alten Mauern hinstreichen lassen und ich hatte in sonnenbeschienene Höfe hineingeblickt. Alles was ich sah, veranlaßte mich, mich naheliegender oder ferner Systeme von anderen Dingen zu erinnern. Ich bekam es niemals satt, zu nehmen und zu vergessen — zu gaffen und zu schlucken. Und die Sonne stand mir bei, sie schien und wärmte. Zur Mittagszeit stand sie fast im Zenit; die Strahlen erhitzten meine Schultern, so daß ich mich wie ein Hund am Ofen krümmte. Dieses Land gefiel mir. Die Sonne zeigte ihre Zähne — die Sonnenfackel wurde von einem Windhauch bewegt, die weißen Flammen lohten und wehten mir heiße Zipfel ins Gesicht. Solange die Sonne schien, freute ich mich ihrer; brach die Dunkelheit herein, verschlang ich die kühle Luft.

Der Guadalquivir fließt längs der Steinkais, das Wasser glitzert träge und gelb im Licht. Hin und wieder, hier und dort kommen helle Schlammwolken an die Oberfläche und verbreiten sich zu großen Flächen, wie die Fußballen eines Riesen, der seinen Kopf in den Grund wühlt. — In der Mitte des Stromes sieht man gewöhnlich einige runde schwarze Köpfe; es sind Knaben, die sich dort draußen tummeln. Sie treten unaufhörlich Wasser, immer an derselben Stelle. Aber entdecken sie einen Fremden auf der Brücke, dann kommen sie herbei, um einige Münzen durch Hereinspringen zu verdienen. Sie treten von der hohen Brücke ruhig in die Luft hinaus. Und dort stehen sie eine Sekunde mit geschlossenen Beinen und ausgestreckten Armen wie Statuen von ägyptischen Göttern — blank und braun im Sonnenraum. Plötzlich schießen sie herab und durchschneiden das Wasser.

Eine Reihe von Tagen, eine Woche hielt meine ganz elementare Stimmung an. Dann begann ich wieder mich selbst zu duzen und mir intime Spitznamen zu geben — ich bedurfte eines ereignisreicheren Lebens.



Sierpes heißt eine Straße in Sevilla; sie ist sehr schmal und lang — ein Spalt in der Stadt. Der Boden ist mit Fliesen belegt wie eine Stube, und hoch oben sind große Segel quer darübergespannt. Diese Segel sind aus Streifen zusammengenäht, so daß es aussieht als wölbten sie sich gegen Taue, als blähten sie sich. Die ganze Straße

gleicht einem Luftschiff in den Wolken. Die Sonne bescheint unsere vollen Segel, so daß sie über uns leuchten. Hin und wieder ist es, als wenn unser ganzes Schiff schwankt, während wir unentwegt durch die stille Luft weitersegeln.

Ich kam eines Tages in die Sierpes, nachdem ich viele Stunden lang umhergestreift war und das Licht und die Wärme genossen hatte. Die Cafés sind nach der Straße zu offen und ich nahm irgendwo Platz. Um mich herum summte das Gespräch, und die Straße wogte von Menschen. Lange saß ich und verfolgte all die kleinen Begebenheiten, die sich in einem Café und auf einem Fußweg abspielen können; ich las eine Zeitung, rauchte Tabak und ließ die Zeit verstreichen.

Da hörte ich plötzlich etwas — lauschte. Was war das? Jetzt wieder — ich sah mich um und umfaßte mit einem Blick alles auf der Straße und im Café, die Säulen, die Decke — ich sah die leuchtenden Segel über der Straße ... aber durch den näselnden Lärm hindurch ahnte ich langgezogene, klare Musiklaute — von hoch oben kamen sie her. Hatte niemand außer mir sie gehört? Nein — und jetzt konnte auch ich den fernen Klang nicht mehr unterscheiden. Aber gleich darauf schärfte mein Gehör sich wieder und ich vernahm von neuem Töne über mir — Stimmen, Flöten. Es klang dumpf — was mochte es sein! — schauerlich klagend war es anzuhören. Wie der Gesang eines Menschen, der mit dem Kopf nach unten aufgehängt ist. Ich saß ganz still und hörte die singende Klage herabrieseln. Wie wild bewegt sie klang!

Indem ich noch einen Grad angestrengter lauschte, kannte ich die Melodie. Über dem Café, in einer der Etagen schien jemand zu spielen. Ich weiß nicht, wie das Stück heißt; aber ich kenne es. — Gleich darauf hörte es auf. Ich hatte förmlich ein Gefühl von Schwäche in den Knien.

Einige Tage darauf saß ich in demselben Café. Es war nachmittags und die Wärme war im Abnehmen. Plötzlich wurde ich wieder unruhig und spähte umher. Ich fühlte eine Veränderung — was war geschehen? Im selben Augenblick wurden die elektrischen Ventilflügel an den Säulen sichtbar, indem sie plötzlich stehen blieben. Es war das Aufhören dieses Geräusches, das mir ins Bewußtsein gedrungen war; das Schnurren der Flügel war in dem allgemeinen Lärm verstummt.

Hm! dachte ich.

Hm! dachte ich wieder. Sollte es Töne hier in der Welt geben, die wir erst hören, wenn sie aufhören?

Ich grübelte tief darüber nach und trank in Gedanken vertieft meinen Kaffee. Und ein Gefühl überkam mich, als stünden mir große Dinge bevor. Das Unbeschreibliche war mir näher gerückt als je.

Nach und nach wurde ich mit den Bewohnern des Hauses in Bêtis näher bekannt. Die Mehrzahl der Männer löschte Kohlen auf dem Fluß, ein Teil der Frauen war drüben in der Tabaksfabrik beschäftigt. Von all diesem erzählte Rubio mir, wenn wir des Abends zusammen draußen am Kai saßen. Rubio war Besitzer des Hauses, er hatte es durch Heirat erworben. Auf der einen Seite des

Eingangstores hatte er eine Weinstube, die andere Seite hatte er als Zigarrenladen vermietet — und bei alledem war er erst 24 Jahre alt.

Rubio erklärte mir alles mögliche und gab jedem, was ihm gebührte. Er erteilte mir nützliche Winke über die Damen, die in der Dunkelheit vorbeigingen; Rubio und ich verstanden einander.

An solchen Abenden aber hatte ich meine Augen auf das Tor gerichtet. Ob Dolores sich nicht zeigen würde? Kam sie, dann forderte ich Rubio auf, ein Glas Wein mit mir zu trinken, und wir schlenderten hinüber und setzten uns im Torweg zu den Frauen.

Wenn Dolores ging, wurde alles farblos. Ich wußte es wohl.

Eines Morgens war es mir klar geworden, daß Dolores gleich beim ersten Mal, als ich sie sah, einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte — ohne daß es mir bewußt geworden war. Dolores saß auf einem Schemel am Gittertor, beide Ellenbogen auf die Knie gestützt, und indem ich vorbeiging, erhob sie ihren sechzehnjährigen Kopf und sah zu mir auf. Im selben Augenblick fühlte ich die große und klare Selbstfolge — ich sollte natürlich ein Wunder in Sevilla finden. Aber mein Bewußtsein schloß sich augenblicklich wieder, die Überraschung verbarg sich... mein Gehirn beeilte sich zu verwischen und zu reduzieren — nichts von Bedeutung! sagte es. So wird der Jäger von einer halb schmerzlichen Lust zu zögern ergriffen, wenn er das Wild sieht. Ich ging gleichgültig vorbei. Und meine innerste schlaue Seele hatte mich wirklich zur Gleichgültigkeit überredet, denn das Ganze war im selben Augenblick vergessen gewesen.

Später, eines Morgens begriff ich, daß dieser Augenblick mit starker geheimnisvoller Macht über mich hingegangen war. Ich erinnerte mich der jungen Dolores, als eines unvergänglichen Bildes, Dolores wie sie auf dem Schemel gesessen und mir ihr Antlitz mit einem Ausdruck zugewandt hatte, wie man eben einen Fremden vorbeigehen sieht. All der anderen entsann ich mich nicht mehr.

Es lohnt sich, es ist notwendig, Beichten zu veröffentlichen — freiwillige Auslieferung erfordert Achtung; Persönlichkeiten sind selten. Kann man zudem noch andere außer sich selbst ausliefern, ist es wohl der Mühe wert, sich zum beichten zu bereiten. — Auch ich bin ein Schuft, ich bekenne, ich bekenne. Die Knaben in Sevilla waren eine schreckliche Bande — weshalb soll ich es nicht eingestehen. Sie plagten und peinigten mich von morgens bis abends; ich konnte mich ihrer nicht erwehren. Ihre Ausdauer reichte länger als meine gute Laune. Zuletzt entschloß ich mich zu schweigen und sie als bloße Erscheinungen zu behandeln. Aber hätte ich sie mit Dynamit in die Luft sprengen können ....

Scharenweise belagerten sie mich auf der Straße, manchmal zwanzig bis dreißig Stück auf einmal...

Die Knaben wollten Geld und Tabak haben, gleichzeitig aber machten sie sich, ehrlich gestanden, über mich lustig. Sie drängten sich um mich und traten mir auf die Füße.

Eines Tages geriet ich in einen großen Haufen und konnte nicht durchkommen. Ich betrachtete alle die jungen, verdorbenen Gesichter um mich herum, die harten Knabenaugen, die mich anblickten und ich erkannte meine moralische Ohnmacht. Ich wartete. Gerade vor mir stand ein langer, magerer Bursche; er hielt meinem Blick mit unerschütterlicher Frechheit stand; er fuhr fort, mich zu verspotten und gleichzeitig zu betteln — hartnäckig und gleichförmig.

Da entdeckte ich, daß er ein großes, kirschbeerrotes Muttermal auf der einen Seite des Halses hatte — ich streckte einen Finger aus und wies schweigend darauf hin. Er wich zurück, der Haufe löste sich von selbst auf. Aber über das stumpfe Knabengesicht ging ein Schatten, als würde er tödlich verletzt, seine Augen leuchteten vor Haß, und die Lippen erschlafften. Er glich in diesem Augenblick einem Affen, dem ein Pfeil in die Brust gedrungen ist und der mit beiden Händen den Schaft gepackt hält.

Ein andermal hatte ich einen Zusammenstoß mit einigen Jungen vor der Stadt. Ich war landeinwärts spaziert und war lange gegangen. Der Tag war weiß und heiß. Die Aloehecken sandten einen schwachen, trockenen Duft aus. Eine Karre schwankte in dem aufwirbelnden, tiefen Staub vorüber, ein Reiter trabte vorbei, schweigend, betäubt. Was raschelte im Gras — Mistkäfer, die in großer Geschäftigkeit paarweise ihre Kugeln davonrollten. Von den Häusern am Wege erklang kein Laut. Die Uhr war eins oder zwei.

Schließlich wurde ich müde und von der Wärme erschöpft. Ich setzte mich auf den staubigen Grabenrand. La Giralda ragte über der fernen Stadt empor und glotzte mit ihren Gucklöchern herüber.

Wer doch für eine kurze Weile Frieden haben könnte, dachte ich. Wem es doch erspart bliebe, mitzuspielen, wenigstens so lange, bis man mal tief aufgeatmet hätte ... Hier bin ich vor den Jungen sicher. Ach, wie sitzt es sich hier angenehm und friedlich!

Im selben Augenblick tauchten drei böse Buben auf mit einem Esel und einem Eselsfüllen — von allen Seiten sah ich mich umringt. Ich blieb ganz fromm sitzen und rauchte meinen Tabak. Nicht eine Fiber rührte sich in meinem Gesicht, während sie über mich herfielen. Es verging eine gute Viertelstunde, während sie Tabak verlangten. Senor, un Cigaretto, das wiederholten sie eine geschlagene Viertelstunde lang. Ich schwieg und sah sie unverwandt an. Und langsam, mit vielen Nebengedanken, scherzhaft widerlegte ich mich selbst wie ich hier saß. Ich wendete das Gefühl, Ausländer zu sein, hin und her, ich weidete mich an dem Eindruck, den ich machte.

„Ihonny — mucho money!"

Ich sah die drei bedauernswert häßlichen Bengel fest an ... aber mein Blick hatte nicht die geringste Macht über sie. Zum Teufel, nun mußten sie doch bald annehmen, daß ich taubstumm oder blödsinnig sei — aber nein, sie wurden nicht vom geringsten Argwohn ergriffen. Ich schnitt eine schweigende Teufelsgrimasse — umsonst.

„Hombre — sss! sss!"

Da ich mich immer noch nicht rührte, steckte der größte seine Hände mit einem Grinsen in die Hosentaschen und spreizte die Beine —

„Jankee!" rief er.

Sie lachten alle drei. Dies neue Wort erklang während mehrerer Minuten. Ich fing an mich zu langweilen.

Aber jetzt legte einer der Bengel seinen Arm um das Eselsfüllen und schleppte es vor mich hin. Und damit lockten sie mich in eine Falle.

„Bonito — muy fino!" sangen sie lockend einladend und strichen dem Füllen über den Bauch — ich sollte es auch streicheln. Und ich konnte nicht widerstehen. Das kleine Füllen war so weich und fein wie Binsenseide und Sonnenschein und Zephirwind — das ganze unbedeutende Füllen glich einem Engel; die Ohren konnten sehr gut als Flügel gelten. Die Augen waren noch milchig blau. Das Maul aber hatte einen verschlafenen Ausdruck ..... einen Rest von dem großen Schlaf vor der Geburt. Zwischen meinen Händen hielt ich das ureigenste Symbol der lebendigen Natur. Leuchtende Schuldlosigkeit, üppiger Tiefsinn.

Und das köstliche Tier ließ sich hochschätzen ohne Widerstand und ohne zu schreien.

Ich war mir sofort klar darüber, daß ich das Füllen behalten wollte. Ohne viele Umstände kaufte ich es und gab den Jungen dafür, was sie verlangten, fünfzig Pesetas. Ich zog es im Triumph mit mir zur Stadt und ließ einen kleinen Stall dafür in meinem Zimmer einrichten. Ich versorgte es des Morgens und des Abends. — Später, als ich fortreiste, nahm ich es mit mir, obgleich es mir nicht wenig Umstände machte. Aber ich bekam es glücklich mit nach Malaga und an Bord. Ich freute mich, mit meinem Esel heimzukommen — hatte ich bis dahin alle Schwierigkeiten überwunden, würde es wohl auch weiter gut gehen. Aber es ging nicht gut. Als wir in den Meerbusen von Biscaya kamen, gab es hartes Wetter. Eines Tages, als das Schiff stark schlingerte, sah ich plötzlich von der Kommandobrücke aus, wie mein Füllen, das auf dem Vorderdeck stand, sich losgerissen hatte und bei der Ankerwinde hin- und hergeschleudert wurde. Ich sprang hinunter und war mit einem Satze vorn. Im selben Augenblick legte sich das Schiff stark auf die Seite und das Füllen rutschte auf allen Vieren gegen die Seite des Schiffes. Ich sprang erschreckt hinzu, es gelang mir, das Füllen zu fassen und — das Gleichgewicht verlierend — stürzte ich mit dem Füllen im Arm kopfüber über Bord! Die Wogen schlugen über uns beide zusammen; das Brausen des Windes und des Meeres, jeder Laut wurde zu einem dicken Sieden, indem wir unter die Oberfläche sanken ...

So saß ich und dachte, während ich dem Füllen über das Fell strich. Da störten mich die Jungen —

„Peseta! Peseta!"

Drei schmutzige Hände streckten sich, ihr Recht fordernd, mir entgegen: das Streicheln kostete einen Peseta. Sie umstanden mich ruhig im Bewußtsein ihres guten Rechtes. Ich hatte das Füllen gestreichelt — Peseta!

Ich warf ihnen einen feindlichen Blick zu und hielt das Füllen fest, das sie mir entreißen wollten. Ich erhob mich und schaute mich um; kein Mensch war weit und breit zu sehen — dann wurde ich sehr ruhig, und fuhr fort das Fell des Füllens zu streicheln. Ich hielt es um den Hals gefaßt, als sei es mein Eigentum; ich nahm das Maul in meine Hand und glättete die seidenfeine Wolle der Ohren.

Und während die Jungen lärmten und mir auf den Leib rückten und mich an den Kleidern zerrten, kamen mir unzählige Kränkungen und Niederlagen ins Gedächtnis zurück — plötzlich sprang ich ohne ein Wort zu sagen auf und packte die drei Bengel im Nacken. Ich ließ mir reichlich Zeit, sie alle miteinander in der linken Hand zusammenzukoppeln. Und dann schwang ich meinen Stock. Sie schrien wie toll, denn es waren keine Theaterprügel, die ich ihnen verabreichte, sondern harte, knallende Schläge. Und nachdem ich sie eine Zeitlang geprügelt hatte, geriet ich in Ekstase und verdoppelte den Takt. Erst als ihr wütendes Geschrei in flehendes Weinen überging, ließ ich sie los.

Das Eselfüllen hatte sich inzwischen ein Büschel Gras gesucht, es stand und kaute und sah dem ganzen Auftritt himmelunwissend zu. Ich nahm noch einmal den samtzarten Kopf in meine Hände und streichelte Kiefer und Maul, dann ging ich zur Stadt zurück.


Bis jetzt war ich noch mit keinem der Bewohner in Bêtis näher bekannt geworden, außer mit Rubio. Wir hatten einander vermittels Tabaksympathie gefunden. Wenn er Zeit hatte, setzten wir uns aufs Bollwerk hinaus und rauchten. Dort saßen wir und ließen unsere Augen umherwandern, behaglich von unserer gegenseitigen Anwesenheit gebunden.

Der Strom floß bedächtig vorbei. In der Mitte des Flusses tummelten sich die Knaben unter atemlosem Geschrei, sie kamen wie Ratten aus den Kloakenmündungen und verschwanden wieder durch diese. Sobald der Angestellte drüben bei der Hafenbahn sich entfernte, kletterten sie auf den Kai hinauf und strolchten dort umher. Zeigte er sich wieder, dann stürzten sie sich in schreienden Scharen kopfüber in den Fluß.

Und die Sonne betäubte. Die Gedanken zerflossen in Träumereien. — Über der Stadt hingen Papierdrachen schwindelnd hoch in der weißen Luft. Sie bohrten und bohrten sich aufwärts wie wandernde Würmer und kamen doch niemals weiter. So verstrichen die Tage.

Ich konnte aus Dolores nicht klug werden. Erst nachdem ich es aufgegeben hatte, lernte ich sie verstehen. Sie war weder so noch so — sie war eben gar nichts. Sechzehn Jahre.

Dolores glich in ihrem Äußern der jungen Königin von Holland. Sie hatte ebenso wie diese Grübchen auf den Backenknochen gerade unter dem Auge und ein kleines Grübchen im Kinn. Diese feinen, köstlichen Vertiefungen gleichen dem Abdruck, den die vorsichtigen Fingerspitzen eines Bildhauers in dem fertigen, noch feuchten Ton hinterlassen haben, indem er versucht hat, das Bildnis zu rücken.

Dolores war die Tochter eines Tagelöhners und konnte weder lesen noch schreiben. Aber sie war von uraltem Adel. Dolores war ebensoviel wert wie ein Ja für einen Zweifler. Darum strebte ich danach, gerade dieses einen Wesens Geheimnis zu entschleiern. Ich wagte es. Das, wofür ich lange Jahre schwierige und zum Teil gelehrte Gründe gesucht hatte, das sollte Dolores durch ihre bloße Erscheinung beweisen können!

Im Torweg hatte ein junger Schuhflicker, Antonio, seinen Tisch. Wir begrüßten uns immer mit ausgesuchter Hochachtung. Antonio zeigte großen Eifer sich mir nützlich zu erweisen. Er konnte ein wenig englisch — sehr wenig, ich habe ihn nie etwas anderes wie yes sagen hören. Er war ein stattlicher, hübscher Bursche und fleißig wie eine Ameise.

Dolores, die gewöhnlich irgend ein Kind auf dem Arm herumtrug, stand häufig draußen vor seiner kleinen Werkstatt. Dann knüpfte ich ein Gespräch mit Antonio an und bot ihm Zigaretten.

„Viel zu tun!" sagte ich.

„Yes."

Mercedes, Rubios junge Frau, trat eines Tages zu uns. Sie schielte und war im großen ganzen wohl kaum so reell wie das Haus, das Rubio als Mitgift bekommen hatte. Als sie uns so vergnügt beisammen sah, meinte sie auch etwas zur Lustigkeit beitragen zu müssen. Sie sah von Antonio zu Dolores und schielte und lächelte —

„Ja, diese beiden! Hi gi gi gi!"

Mercedes nickte vertraulich und verging beinah vor geheimnisvollem Einverständnis.

Dolores sandte Mercedes einen Frauenblick und machte sich davon. Nachdem sie den Hof erreicht hatte, begann sie zu trällern und das Kindchen auf- und niederzuschwenken. Die Sonne stand gerade in den Hof hinein und beleuchtete sie blendend. Wie geschwind sie sich beugen und wieder aufrichten konnte!

„So?" sagte ich zu Mercedes und lächelte freundlich. Wir gingen zusammen zum Tor hinaus.

„Diese beiden?" ...

„Ja freilich," erzählte Mercedes mir jetzt mit mehr Würde, — eine völlig feststehende, wenn auch nicht offizielle Tatsache — Dolores und der junge Antonio seien für einander bestimmt. Sie sollten heiraten, sobald die Mittel für die Aussteuer geschafft seien. —

Nach diesem Tage benutzte ich eine jede Gelegenheit, um auf Dolores einzuwirken, suchte planmäßig die Luft um sie herum mit Beeinflussung zu füllen. Es sollte ihr gradweise klar werden, wieviel sie wert sei. Ob sie sich dann nicht von sebst dem zuneigen würde, der sie schätzte?

Es vergingen einige Tage. Eines Abends, als ich nach Hause kam, schien mir die untergehende Sonne in die Augen. Der rote Schein blendete, die Sonnenkugel hing dunkel am Horizont gerade am Ende der Straße. Ich sah vor mich

nieder und kniff die Augen zusammen. Die Luft über den rotglühenden Pflastersteinen tanzte von goldenem Staub; Fliegen schwirrten vorbei, merkwürdig sichtbar und im Lichte schimmernd.

Es kam mir jemand auf dem Fußsteig entgegen, ich beschirmte die Augen mit der Hand — es war Dolores. Die Sonne durchleuchtete ihre Kleider. Mit dem glühenden Himmel als Hintergrund, erschienen ihre Kleider wie ein grünlicher Schleier, durch den ihr Körper in schwachen Linien hervorschimmerte. Die Beine gingen, jetzt das eine, jetzt das andere voran; die Knie bewegten sich in runden Kurven. Ich sah den dünnen Kleiderstoff sich in bestimmten feinen Falten von der Schulter bis über die Brust ziehen — als würden sie aufgeblasen — und dieser schöne Ausdruck für eine lebende Form trat undeutlich im lichtstäubenden Schatten hervor. — Ich gedachte der Sierpes und der sonnenbeschienenen Segel ... und des Gesangs ...

Indem wir uns begegneten, sagte ich guten Abend und machte Miene stehen zu bleiben, ich trat zwischen die Sonne und Dolores und sah sie plötzlich aller Farbe beraubt, in ihrem weißen Kleid dastehen. Aber ich sah jetzt auch, wie matt und rein ihre Gesichtshaut war — dieselbe Weiße auf Stirn, Wangen und Kinn. Und da wurde mir ebenso schwindlig und matt zumute wie einem Matrosen, der nach einer mehrmonatlichen Reise zum ersten Mal an Land geht.

„Sie sind drüben in der Stadt gewesen?" sagte Dolores — um etwas zu sagen.

„Ja", antwortete ich und suchte nach Worten. „Sie ist — die Stadt — sie ist ... sehr antik."

Dolores beugte den Kopf. Ja, das mochte wohl so sein. Sie sah zur Seite und zog die Augenbrauen zusammen, als dächte sie tief über diese Sache nach.

Mein Herz arbeitete mühsam — ganz bis in den Rücken hinein. Indem Dolores aufblickte, als meine sie, daß wir dies Thema erschöpft hätten, heftete ich meinen Blick rettungslos auf sie. Ich fühlte mich zum Äußersten getrieben — sie mußte mich jetzt verstehen.

Aber mein Blick glitt spurlos von ihr ab. Dolores sah mich noch immer an, aber nur mit einem aufmerksamen Ausdruck — wollte ich noch eine Bemerkung machen? Sie stand da, ihres eigenen Daseins ebenso unbewußt wie eine Pflanze.

„Schönes Wetter!" sagte ich und schickte mich zum Gehen an. — Das schien gerade das zu sein, was Dolores zu hören erwartet hatte; ihre Antwort klang überzeugt und befreit, indem sie weiterging:

„Si, Senor!"

ubio und ich probierten die Fässer in der Schenkstube und stachen neue an. Nach und nach versammelte sich ein Teil durstiger Individuen aus der Nachbarschaft drinnen bei uns — Feststimmung bei allen — abends sollte eine große Prozession in der Straße stattfinden.

Diego, ein Bewohner des Hauses, kam auch herzu und goß sich einige Gläser die Kehle hinab. Er schob seinen breitrandigen Hut in den Nacken und versöhnte sich mit der Kehrseite des Lebens — noch ein Glas. Diego setzte sich auf einen der hölzernen Stühle und fing an zu singen. Er sang eines dieser weichen, geschnörkelten Lieder, wobei er selbst gerührt und wild wurde! Sein eigenes Gekräh entzückte ihn, so daß er immer lauter sang.

Die Lebensfreude verbreitete sich schnell, es entstand ein sinnverwirrendes Getümmel. Diego fuhr fort zu singen und jetzt stampfte er noch mit den Beinen dazu und fuchtelte mit den Armen durch die Luft. Er verrenkte Brust und Magen und gackerte wahnwitzig zur Decke hinauf.

Ein junger, scheuer Bursche kam herein, setzte sich neben die Tür und drehte seinen Hut furchtsam zwischen den Händen. Einige Minuten später sangen ihm vier Gläser Wein rasend aus dem Hals heraus, er übertäubte Diego. Noch eine Viertelstunde, und der furchtsame Gesell brüllte heiser gegen die Decke an, von leidenschaftlicher Rührung bis zum Äußersten getrieben.

Bald darauf trugen Rubio und ich ihn vorsichtig hinaus — quer über die Straße und setzten ihn mit dem Rücken gegen das Bollwerk. Kurz darauf setzten wir einen betäubten Bruder an seine Seite. Sie saßen dort mäuschenstill wie zwei hübsche Puppen. — Der Wein floß. Die Lage ließ sich nicht mehr überblicken.

Ich schlich mich in mein Zimmer und hielt ein halbstündiges Schläfchen.

Als ich wieder zum Vorschein kam, war es ganz dunkel geworden, roter Laternenschein überall, der Hof und die Straße wimmelten von Menschen im Festfieber. Die Schenkstube war jetzt eine brüllende Hölle. Ich ging zum Tor hinaus und setzte mich neben Madre. Anders wurde Rubios alte Schwiegermutter nie genannt. Zu ihr hatte ich ein unbegrenztes Vertrauen. Man konnte sich nichts Stärkeres denken als diese alte, unförmig dicke Frau. Ihr braunschwarzes Gesicht war warzig und uneben wie Krötenhaut, aber sie hatte noch ihre weißen, scharfen Zähne, und die barschen Augen konnten sehen. Madre saß immer, das Gehen fiel ihr schwer. Die Fliegen belagerten sie, mit einer gewissen vertraulichen Gemächlichkeit — irgend eine Schmeißfliege summte ihr gewöhnlich um den Kopf, die sie mit ihrer dicken Hand fortjagen mußte.

Jetzt saß Madre vor der Tür und hielt Ordnung. Ab und zu streckte sie den Arm aus und erteilte mit unerschütterlich zeigendem Finger einen Befehl. Sofort sollte es geschehen! Die rauhe Stimme drang durch. Und wenn Madre gehorcht worden war, zog sie den Arm wieder an sich.

„Wir haben ein Fest heut abend", sagte sie freundlich zu mir.

„Ja", antwortete ich. Mehr hatten wir uns nicht zu sagen.

Das Gedränge auf dem Fußsteig war groß. Ich sah ein unbekanntes Gesicht neben dem andern, Reihen von Gesichtern, Wogen von Menschen — weiße Kleider, Fächer — ein Hin und Her von Lampenlicht.

Dolores sah ich ab und zu. Sie hatte ein gesteiftes Kleid angezogen und sich

das Gesicht ganz blau gepudert. Sie huschte hierhin und dorthin mit einer Freundin — sie sahen zu mir hin — und weg waren sie wieder.

Während ich so unter Madres Schutz dasaß, war ich Gegenstand verwunderter Aufmerksamkeit. Ich saß sinnend da und kratzte mich im Gesicht; die Mückenstiche juckten brennend in der warmen Abendluft. Die Jungen wollten sich gern mit mir einlassen, aber sie wagten es Madres wegen nicht.

Es dauerte lange, bevor die Prozession kam. Nach und nach starb der Tumult in der Schenkstube hin; einer nach dem andern wurde bewußtlos hinausgetragen. Es saß jetzt eine ganze Reihe am Bollwerk.

Inzwischen veränderte sich die Stimmung. Die Leute sprachen leiser.

Und dann kam die Prozession. An der Spitze wurde die Mutter Gottes auf einer großen Plattform getragen. Unter den Decken gingen vier Männer und trugen sie, das Gottesbild wankte vorwärts. Das Bild war hübsch — lauter Seide und Silber und Filigran. Blumen! Die hohen Lampen zitterten auf spiralgedrehten Stielen — übermütig frohe Lampen. Das Bild lächelte und hielt ein Bukett in der Hand.

Die Männer nahmen ihre Hüte ab, die Frauen stammelten ergriffen. Jemand zupfte mich am Ärmel. Es war Mercedes.

„Ist sie nicht entzückend?"

„Ja, ja, ja", antwortete ich.

Fernando, der Schneider, stand wie gewöhnlich mit einem seiner Kinder auf dem Arm — wir hatten schon früher miteinander gesprochen — über ausländische Politik — jetzt wandte er sich zu mir.

„Sie ist sehr schön", sagte er still und insichgekehrt. „Habt Ihr so etwas in England?"

„Nein, wir sind Protestanten", antwortete ich.

„Ho ho, so, Protes . . ."

Und der Schneider vergaß mich und richtete seine seligen Augen auf die Jungfrau, die jetzt gerade an uns vorbeigetragen wurde.

Hinterher kamen die Priester mit ihren Emblemen und Schreinen. Der Zug arbeitete sich langsam, langsam durch die fröhliche Menge vorwärts. Licht und Schatten wechselten grotesk auf allen bunten Farben, auf allen weißen Gesichtern.

Von der Stadt her erklang das Pfeifen einer Lokomotive.

Der Himmel hing schwarz wie Samt und mit vereinzelten großen Sternen über all den Menschen und all der Vergeßlichkeit. Längs der Straße standen hohe Stative mit Feuerwerk, das später abgebrannt werden sollte. Standen sie in dem Leuchtkreis einer Laterne, traten sie wie Pfähle mit phantastischen Gerippen behängt aus der Dunkelheit hervor.

Und als die Prozession vorbei war, wurde das Feuerwerk abgebrannt. Es war wunderschön. Feuergarben und Räder sprühten durch die dicke, heiße Nacht — hitzige Feuerstrahlen bohrten sich himmelhoch in den Raum hinauf; und wenn sie schließlich mit einem fernen, erstickten Puff ermatteten und verlöschten,

sah man eine Sekunde beim Scheine der letzten Funken die graue Rauchwolke, die in der Dunkelheit hoch, hoch oben dahinzog.

Zuletzt ging der Meister zu dem großen Stativ, das gerade vor unserem Tor stand. Er hielt die Lunte daran, und Sisss! schoß das Feuer in die Höhe — Funken hagelten, Knall, Knall — und dort stand Maria Purissima mit großen, leuchtenden Buchstaben! Der Schein fiel auf den dunklen Fluß, auf das Wasser, das sich in flachen Wirbeln und Ringen dahinschlich; er flackerte über die Häuser und beleuchtete sie taghell. Ein letzter Knall, und die Lichtbuchstaben begannen herabzutropfen. Die Dunkelheit kehrte zurück.

Aber nachdem das Feuerwerk vorbei war, versammelte sich eine kleine Gesellschaft in dem großen Hinterzimmer hinter der Schenkstube — nur Leute aus dem Hause.

Gerade als wir hereinkamen, erwachte Diego, und als er seine Frau sah — ein zerzaustes, vernachlässigtes Ding — schwankte er im Branntweinübermut auf sie zu und küßte sie. Sie lächelte — wie eine Kranke. Und während Diego schwatzte und ihren Hals mit dem Mund suchte, hielt sie ihn mit beiden Händen an die Brust gepackt.

„Wein!"

Rubio stellte Gläser herum. Wir verbeugten uns vor einander und tranken.

Außer Carmen, Diegos Frau, waren Mercedes und Dolores anwesend. Und dann Madre. Schneider Fernando trank auch ein Glas mit, aber er blieb nicht lange. Bevor er ging, fiel ihm etwas ein. — Also ich sei Protestant — was das wäre?

„Wir glauben an nichts in der Welt", antwortete ich rasch, den roten Wein in meiner Hand.

Fernando senkte sein friedliches Antlitz und grübelte lange. Schließlich sah er mich mit seinen zirkelrunden Augen an und flüsterte kopfschüttelnd:

„Es impossible!"

... Nachdem Diego noch ein Glas getrunken hatte, wollte er tanzen, und ehe wir es uns versahen, war ein Fandango im vollen Gange. Wir anderen klappten den Takt, und Diego tanzte mit seiner Frau. Ihre viel zu kurze Oberlippe verschwand ganz, indem sie lächelte, ihre Augen glänzten demütig, wenn Diego beleidigend in unserer Gegenwart gegen sie antanzte.

Endlich fiel Diego um und konnte nicht wieder auf die Beine kommen. Carmen bettete ihn auf eine Bank. Ich sah, daß der Zigarettenstummel ihm noch hinterm Ohr saß; er hatte ihn getreulich während seiner desperaten Galopporgie begleitet.

Jetzt forderte Rubio Dolores zum Tanz auf. Antonio besann sich, dann schloß er sich mit Mercedes an. Madre, einige andere und ich schlugen den Takt dazu.

Die Zeit verging festlich, wir stachen ein extra Faß Malaga an. Es war sehr gemütlich in dem großen, kahlen Zimmer.

Da, in einer eingetretenen Pause sagt Madre plötzlich auf ihre trockene Art:

„Nun reist der Engländer bald nach Cadiz, kleine Lola — soll er dich mitnehmen?"

Es sollte eine Art Schelmerei sein, und alle lachten.

Ich aber richtete mich vom Stuhl auf — heiß vom Wein, aber nicht davon allein — und sagte sehr eindringlich: „Ja, ja!“ Ich starrte Dolores an. Und da mir nichts anderes über die Lippen wollte, griff ich Madres Worte auf und wiederholte sie:

„Wenn ich nach Cadiz reise, kleine Lola, willst du mich dann begleiten?“

Dolores beugte den Kopf tief und lachte gezwungen. Alle anderen schwiegen.

Im selben Augenblick konnte ich mich beherrschen, ich atmete schwer und war heftig bewegt.

Nachdem das Schweigen eine Weile gedauert hatte, sahen wir allesamt zur Bank hinüber, wo Diego lag und laut schnarchte. Wir lauschten den seltsamen Lauten, und Mercedes gab das Signal zum allgemeinen Gelächter.

Rubio trat vor und reckte sich. Es war schon spät. Ich sagte gute Nacht und ging.

Ein Fußboden von Marmor aus ungeheuren, sich kreuzenden Mustern zusammengesetzt — klafterdicke Säulen, die sich in die Höhe recken, lotrecht in gedämpftem Licht emporstrahlen und sich weit unter den Wölbungen verbreiten — versteinerte Flucht, lebende Ruhe!

Die Kathedrale in Sevilla wurde im Laufe von Jahrhunderten erbaut. Es wächst Gras in dem Steingitterwerk zwischen den Turmspitzen.

Innerhalb einer der Gitterpforten sitzt eine Reihe in Stein gehauener Löwen, die bis auf den heutigen Tag gleich hochfahrend und lächerlich dreinschauen. Manche Steinfigur steht in ihrer Nische in einer bitterlich peinlichen Stellung. Alles dies sind ganz gewöhnliche Bildhauerfehler. Aber die Fehler haben sich mit Gewalt durchgesetzt.

Ich saß in der Kathedrale und dachte an die leidenschaftliche Kraft der dahingegangenen Geschlechter. War ihr Glaube auch falsch und töricht, so war ihr Lebenswille doch fürchterlich echt. Sie begannen mit der Aussicht auf zehn Generationen zu bauen. Torquemada tötete zu Tausenden ... ein Priester in unseren Tagen bringt es höchstens soweit, Lustmord an seiner Haushälterin zu begehen.

Es waren ganze Menschen — Bedauernswerte durch und durch, Verrückte — aber bis zum Letzten. Kein Pardon. Sie richteten ihre Glocken mit Kontragewichten ein, damit sie ganz herumschwingen konnten — teuflisch erfunden — aber ein ganzer Schritt. Wenn wir Glocken machen, sollen sie meiner Seel' auch ganz herumschwingen.

... Still! Dort weit hinten gehen Pfaffen, buchstäblich in einer anderen Gegend der Kirche, so groß ist sie. Es kommen Leute herein und knien einsam betend vor den Wachskabinetten nieder.

— Es zog ein Luftseufzer durch den Raum, das Gespenst eines Getöses — als wenn ein Ton in einer großen Klaviatur von selbst anschlägt.

Nein, es war jemand, der in seinem ewigen Schlaf seufzte.

Die Zeit steht still. — Hoch oben hinter den Kapellengittern unter den verschleierten Wölbungen hängen maurische Fahnen ...

Ich sitze und hantiere mit Tiegel und Form und zischendem, heißem Metall; ich gieße meine Flüche und verwahre sie.

— Wenn ich mir's recht überlege, werde ich noch dazu kommen, die Kirche und das Geschlecht, das sie erbaute, zu verwerfen. Die Frage beschäftigt mich, da ich nun einmal ein Amateurrebell und Dilettantprophet bin. Es ist meine Profession zu reden — obgleich ich ein Sprachloser bin.

Die begrabenen Kirchenerbauer waren des Hasses wert, weil ihre Torheit unersättlich war; sie trotzten mit titanischer Stärke ihren Humbug durch.

Das Geschlecht, das jetzt lebt, fordert keinen Ernst heraus, sondern gemischte Gefühle. Es ist unmöglich, ihm einheitlich entgegenzutreten. Diese Abkömmlinge, die sich Restenkuchen backen aus den Brocken von dem Tisch der großen, saftigen Narren! Diese genügsamen Vettern, die Heuchelei schnapsen, wo die Alten Orgien von Fanatismus feierten!

O, aber es ist wenigstens gut, daß wir human sind. Das muß uns darüber hinweghelfen, daß wir Lebensgier entbehren ... traurig wäre es nämlich, wenn wir unser Wesen mit Gewalt durchsetzen würden.

Ist die Zeit, in der wir leben, nicht zusammenhanglos? Das Geschlecht, das große Tier, blickt sich um mit Facettaugen anstatt mit einem einzigen Paar Augen.

Wir besitzen kein gemeinsames Gefühl und keine tödliche Uneinigkeit! Unsere Gedanken sind eine Reihe Subtraktionsrechenstücke mit einem schwindelnden Fazit von Differenzen. Die Summe ist uns abgewöhnt worden.

Aber die Zeit bleibt nie stehen, sie ist barmherzig. Wir alle sollen sterben und verfaulen. Niemand soll sich unserer erinnern. Nur ich und meines Gleichen sollen dafür sorgen, daß wir verspottet und in den Staub gezerrt werden.

Verzeiht, entschuldigt, daß ich von Amts wegen mich selbst nenne (seid versichert, daß ich im Herzen ebenso schofel und servil bin wie Ihr anderen alle) — es ist ja mein Lebensunterhalt, neue Losungen zu verkünden. Und jetzt suche ich die ganze, viereckige Idee, die den Grundstein für das Haus eines neuen Jahrhunderts bilden soll. — Ich schlafe und träume von neuen Häusern, so daß mir schwindelt und ich dadurch erwache und noch immer schwindelt mir. Ich will sie finden.

Und wenn wir anfangen zu bauen, wollen wir, wie in alten Tagen, ein Tier lebendig unter die Schwelle des Hauses vergraben.

Tage vergingen — bald in Unruhe und bald in Stille. Aber die Reife der Zeit kam. Hatte ich Boten rings umher ausgesandt, so konnte ich sie jetzt fast alle auf einmal zurückerwarten. Und sie würden voraussichtlich schlechte Nachrichten bringen.

Alles kam mir zäh und unverschiebbar vor. Ich hatte das Gefühl, als würden die Verwicklungen, in die ich mich eingelebt hatte, eine weitläufige Lösung erfordern. Es ist leicht, sich zu verbreiten und Verzweigungen auszu-

strecken. Schwieriger ist es, alles wieder einzuziehen, die neue Veränderung seines Wesens zu finden.

— Als ich eines Tages nach Hause kam, merkte ich, daß etwas in der Luft lag; es war so still im Hof. Ich war noch nicht viele Minuten in meinem Zimmer gewesen, als Madre anklopfte. Sie kam auf eine eigentümlich vorsichtige Weise herein und fing an zu sprechen und zu erklären. Schließlich verstand ich, daß sie nach meinem Konsul fragte.

„Was soll der?"

Madre erklärte. Aber ich konnte sie nicht verstehen, sie sprach so überstürzt. Langsamer, bat ich. Das konnte Madre nicht; die Sprache war für sie nur im Zusammenhang da, einzelne Worte gab es für sie nicht. Sie wiederholte und wiederholte, aber immer gleich schnell. Wir mußten es aufgeben. Aber es mußte etwas geschehen sein, weil Madre ging. Ich konnte der Alten ansehen, daß sie es gut mit mir meinte.

Den ganzen Tag über merkte ich etwas. Gegen Abend setzte ich mich vors Tor. Antonio grüßte nicht. Antonio sagte nicht mehr Yes. Er war eine Beute der bekannten spanischen Eifersucht.

Nach und nach kamen mehrere in die Abendkühle hinaus. Aber sie hielten sich offenbar von mir fern. Ich tat, als beachtete ich es nicht und rauchte eine Zigarette nach der anderen.

Ein Polizist kam des Weges und es verbreitete sich ein peinliches Schweigen. Als er vorbei war, beugte Madre sich zu Mercedes und flüsterte — ich konnte es verstehen:

„Er ist nicht bange geworden."

— Erst als Rubio kam, wurde das Rätsel gelöst. Er sprach leise mit den anderen und schielte zu mir hin — und dann ging er geradeswegs auf die Sache los. Ob ich bei meinem Konsul gewesen sei?

Nein, was ich da sollte?

Einer von los secretos — Madre nickte schaudernd —, ein Geheimpolizist sei vormittags dagewesen und habe nach mir gefragt. Man meine, ich sei ein amerikanischer Spion. Es war ja während des Krieges.

„Hat jemand mich angezeigt?" fragte ich sofort und spähte umher. Von überall begegneten mir offene, ehrliche Augen. Aber innerhalb des Tores saß Antonio, er sah nicht auf. Er war auffallend fleißig — Schwupp! warf er eine Sohle in den Weichkübel — Klatsch! legte er das Leder wieder auf das Brett über seinen Knien. Und jetzt schnitt er langsam und bebend eine neue Sohle zurecht.

Ich wandte bedächtig meinen Blick wieder fort.

— Nein, ich sei kein Spion! Ich holte meinen großen akademischen Bürgerbrief herbei und las die lateinische Schrift vor. Madre nickte übermäßig befriedigt — hatte sie nicht die ganze Zeit meine Partei ergriffen!

Als der Geheimpolizist am nächsten Tage wiederkam, schlug ich ihn in Gegenwart aller mit meinen Papieren und Siegeln aus dem Felde.

... Die Boten kamen jetzt einer nach dem andern mit Nachrichten heim. — Meine innerste gute Bauernvernunft hatte in der Stille gearbeitet und war zu einem Resultat gekommen. Eines Tages konnte ich mir ohne Beschönigung sagen, daß Dolores sich nicht von mir bezaubern ließe. Nein.

Ich ersparte mir unnötige Aufregung und ließ mich schweigend von der Höhe herabplumpsen, zu der ich hinaufgeklettert war. Ich fiel hart und stieß mich an einer Stelle.

Inzwischen sollte Antonio sich nicht unbedingt als Sieger fühlen. — Ich ging eines Morgens in der Frühe zu ihm. Als er sah, daß ich auf ihn zukam, maß er mich — und sein Antlitz bekam jenen krankhaften Zug, der dem Spanier eigen ist, wenn er gereizt wird.

Ich hatte einen alten Dolch drüben in der Stadt gekauft, eine gefährliche Toledoklinge mit maurischem Schaft — den zeigte ich Antonio und erklärte ihm, daß ich ihn gekauft hätte.

Ein gutes Exemplar — er könne selbst sehen! Ich nahm einen Korkblock, den er zu irgend einem Zweck auf dem Tisch stehen hatte, legte ein Geldstück darauf und spaltete es mit einem einzigen Schlag in zwei Teile.

Stahl! — Aber ich hätte keine Scheide. Ob Antonio mir eine nähen könne? Und wieviel sie kosten solle?

„Soll geschehen," antwortete Antonio mürrisch. Auf drei Realen würde sie sich stellen.

Bevor ich ging, bot ich Antonio eine Zigarette. Er bedachte sich. Aber dann nahm er eine. Es waren feine Zigaretten.

Dolores — sie hatte noch nicht einmal etwas Sonderliches gemerkt. Aber sie fuhr fort, mir gleich jung und verlockend zu erscheinen, nachdem ich mir selbst eingestanden hatte, daß ich mit meinem Äußeren keinen Eindruck auf sie machen könne. Die Sache nahm nun eine peinliche Wendung. Mein Sinn wurde gemischt und unrein. Und als ich es als eine Pflicht gegen mich selbst empfand, abzubrechen, und nicht abbrechen konnte, da — ja, da war ich in Not. Ich hatte gar zu oft Veranlassung, schlechte Laune festzustellen.

Unter diesen Verhältnissen wurde Sevilla mir bald zur Last. Ich war mit der beschwingten Hoffnung hergekommen, die ganze Tabaksfabrik einzunehmen, und nun war ich nicht einmal imstande, dieses eine ganz unpersönliche Mädel zu beugen.

Ich fühlte mich niedergeschlagen und unrein zumute. Und eines Tages, als ich in Alcazar war, wurde die Lage mir verhaßt. Ich sah das Bad der Mauren, ein Bassin und eine Grotte im Freien. Mitten in der Grotte stand eine Marmorfigur bis zum Gürtel im Wasser — eine plumpe Frauenfigur, die mit beiden Händen Wasserstrahlen aus ihren Brüsten drückte. In dem arsenikgrünen Wasser des Bassins schwammen fleischfarbige, träge Fische. Da fühlte ich eine Mystik die auf mich selbst gemünzt zu sein schien, da wurde ich meiner selbst tief überdrüssig.

Was wollte ich noch in dieser Stadt, wo die Insekten mich auffraßen? „Torre del Oro“ irritierte mich. Die Kathedrale mit ihrem Gitterwerk von Türmchen und Rosetten erinnerte mich an einen mächtig großen gußeisernen Ofen oder Herd. Diese halbe Million Tons, die für alle Ewigkeit der Erde auf der Brust lag! Und ihr Inneres langweilte mich ebenso schmerzlich, wie alle Staubwedel von Palmen, die auf den Marktplätzen standen. Ich sah ein, daß dieser ganze Kirchenstil nichts anderes sei als ein Palmenplagiat — entimblättriger Stil.

Nein, ich richtete mich auf und verleugnete. Wenn ich demnächst abreiste, sollte dieser ganze Wirrwarr mich nicht verändert haben. Ich würde als derselbe abreisen, als der ich gekommen war, denn ich hatte mich selbst mitgebracht.

Der letzte Abend ... ich ging in ein Café auf der anderen Seite des Flusses, gerade dem Hause in Bêtis gegenüber. Dort setzte ich mich an einen der Tische auf dem Fußsteig.

Die Dunkelheit brach schnell herein. Als ich es bemerkte, sah ich nach oben — der Himmel war dicht mit strahlenden Sternen besetzt. Reisegestimmt wie ich war, rührte es mich nicht; ich fühlte mich verlassen und wollte mit niemand und mit nichts etwas zu schaffen haben.

Aber trotzdem habe ich seither nicht die klaren, kühlen Sterne jenes Abends vergessen können.

Dort drüben auf der anderen Seite lag das gelbe Haus, das mir so wohl bekannt war. Wenn die Gaslaterne über dem Tor angezündet war, wurde die Fassade dadurch eigenartig beleuchtet. Leute, die ins Haus wollten, verschwanden, bevor sie das Tor erreicht hatten, der Schatten verschlang sie vorher. — Die Entfernung war zu groß, als daß ich jemand erkennen konnte. Es war auch unnötig. Selbst wenn ich Dolores weißes Kleid auf den lautlosen Abstand hätte sehen können, würde es mich weder froh noch beklommen gemacht haben.

Der Fluß trieb vorbei, verschlossen und dunkel unterm Sternenlicht. Noch rollte hin und wieder ein Wagen über die Trianabrücke.

Die Luft lag in tiefer Stille. Der Abendfrieden wirkte besänftigend — die Angelusglocken hatten erst kürzlich ihr Gezank und Gekeife eingestellt.

Eine Stunde verging. Als ich meinen Kaffee trinken wollte, war er kalt geworden. Diese kalte Tasse Kaffee machte mich vor mir selbst gering. —

„Kellner, eine Flasche Wein!“

... Nein, Dolores, mir wurde es nicht vergönnt, deinen küssenden Mund zu küssen.

Aber wenn du wüßtest, wie ich mich deinetwegen bereitet hatte, wie schimmernd neu, wie glücklich bang mein Sinn dich erwartete!

Bei deinem bloßen Anblick ging mir ein Stich durch die Brust, der noch lange nachher schmerzte. Der Schimmer deines Haares allein konnte mich so erwärmen, daß ich mein Geschäft vergaß und der ganzen Welt große Summen erließ.

Weshalb konnte dein Instinkt dir nicht sagen, daß ich der rechte Mann für dich sei — der einzige, der es vermochte, dein Wesen voll und leuchtend in dich selbst zurückzuspiegeln. Ich sah, daß du von Kopf bis zu Fuß ohne Fehl warst — ich

versteh mich auf dergleichen, ich habe soviel Fehlerhaftigkeit gesehen. Ich kannte dich ... eine Tochter der Erde, eine fertige Form! In meinen Armen hätte ich dich zum Leben erwecken wollen, ich hätte dir stolzer geschmeichelt als irgend einer Königin — ich hätte dein Haar, deine Wangen, deine Ohren, deine Knie für ewig ausgezeichnet.

Weshalb ahntest du es nicht? Ich verstand doch gleich, daß nur der höchste Egoismus eines Mannes dein Glück werden könne. Ich glaube, ich wäre würdig gewesen, dein Schuhband zu lösen. — Aber ich bin auch eine Art Mensch — ich wollte dich nur, wenn du dich selbst durch mich suchtest — ich wollte deinem blinden Ego begegnen.

Weshalb konnte es mir nicht gelingen, dich zu bewegen nur ein einziges Mal die Augen niederzuschlagen — das hätte mir genügt. — Du begegnetest meinem begehrenden Blick mit Augen, die ebenso unwissend und fern waren wie Sterne.

Prost, Dolores, dumme Dolores!

... Du solltest wissen, wie ich mich nach dir gesehnt habe bis zum heutigen Abend. Ich habe mich gesehnt ... Lola ... du!

Ach, Dolores, wen soll ich jetzt lieben? Was soll aus mir werden? Und du gehst dort drüben, du lebst noch.

Hier sitze ich reisefertig ... Prost, alle unerreichbaren Sterne!

Hier sitze ich wie ein Ding, dem alle Teile fehlen — selbst der Name ...

Wie eine Rundung ohne eine Erde ...

Prost, Dolores!

Cadiz drei Wochen später.

Welcher Tag und welches Datum, das wußte ich nicht. Ich verschlief die meiste Zeit. Übrigens fehlte mir nichts. Aber ich litt an einer Ungeduld, die mit jedem Tage heftiger wurde. Ich konnte mich nicht dazu zwingen, etwas zu tun. Meine Ohnmacht erfüllte mich mit Bekümmerung, Ruhelosigkeit, Selbstanklage. Was wurde nun aus meinen Werken? Wie sollten künftige Kulturhistoriker sich ohne die Quellenschriften behelfen, die mir im Magen lagen!

Außerdem war ich in Cadiz alt geworden. Hatte alles dort gesehen und unmaßgeblich beurteilt, es gab keinen Stoff mehr für meine Gedanken. Wenn ich neu denken soll, muß ich neu empfinden. — Aber ich blieb in Cadiz, weil es mir nicht einfiel fortzureisen.

Schließlich wurde ich krank.

Tage- und nächtelang lag ich auf dem Rücken. Mein Gemüt war in einen dicken Knoten von Verleugnung und Halsstarrigkeit verschlungen.

Was spürte ich eines Tages — wo kam das her — es war ein häßlicher Gestank in der Luft! Er kam aus mir selbst, ich roch aus meinem eigenen Hals, wie eine alte leere Flasche. Ich hatte einen Geschmack im Munde, als läge mir eine Kupfermünze auf der Zunge ... das Fährgeld für Charon!

Ich hatte angefangen, bei lebendigem Leibe zu riechen.

Jeden Morgen untersuchte ich meine Gemütsverfassung und sah ein, daß der Tag keine Rettung bringen würde.

So verging eine lange Zeit.

Hin und wieder, des Nachts oder am Tage verbrannte ich in einem Feuer von Ingrimm. Weshalb war mein Magen verdorben, weshalb hatte ich morsche Eingeweide geerbt, wenn ich danach begehrte, im Zirkus aufzutreten und Blechabfall und alte Nägel zu fressen? Ich klagte meine Eltern an, ich verfluchte sie — weshalb mußte ich Magenschmerzen haben, weil sie Gott anbeteten? Weil meine Ahnen am Fasten starben, sollte ich auf fette Speisen verzichten! Jetzt lagen sie in der Erde, die Narren, die entsagten, während sie lebten, und ihr Vieh zum Opferfeuer für die Nase des Himmels hingaben. Weil sie ungesäuertes Brot aßen, lag ich mit hohlen Zähnen da und verpestete die Luft. Ich klagte zweitausendjährige Geschichte an, ich verleugnete sie — es gab gar keine Weltgeschichte, es gab nur ein talentloses Epos, das von traurigen Helden handelte, eine langweilige, endlose Messiade.

Und nun gingen die Leute draußen auf der Straße und verfaßten Anmerkungen, die kein Mensch lesen mochte — Kommentare, Inhaltsverzeichnisse ... die nie gelesen werden würden, nie und nimmer! All diese Lebenden waren mit Recht zur Vergessenheit verdammt.

Ich stellte mir vor, wie sie draußen spazierten, die Köpfe aus den Kleidern hervorgesteckt ... dieser überflüssige Kopf. Was sollte der? Kein Wunder, daß unser tiefster Instinkt darauf ausgeht, ihn uns gegenseitig abzuhauen. Unser Kopf hätte auch anständiger am Körper verteilt werden können. Es ist Grund genug da, ihn zu verbergen — das Ohr, dieser widerwärtige, nackte Knorpel! — Der Nabel bliebe ja trotzdem unser Mittelpunkt, und unsere Seele sitzt — in der Hose.

Nächte und Tage.

Eines Abends bei Sonnenuntergang saß ich im Park von Cadiz. — Die Sonne erreichte den Horizont des Meeres und verschwand hastig dahinter. Als der letzte kurze Feuerstab zusammengeschrumpft und zu einem Punkt geworden war — und dann nichts mehr — lag das Meer plötzlich ganz allein und leer da.

Ich war so allein, so verlassen.

Meer und Himmel und Sonnenuntergang konnten meinen schweren singenden Drang nicht lösen. Mein Wille war und blieb heimatlos, meine Sehnsucht verschmähte ein jegliches Objekt. Meine Sehnsucht, die lebte! Meine Seele, die vor Allmacht schwoll und vor Rhythmus überfloß!

Aber solange ich gefunden habe, habe ich verleugnen müssen. Es ist mir seltsam ergangen. Als ich anfing, falsche Lebenspoesie zu verfolgen, um sie auszurotten, wurde ich selbst zum Dichter. Während ich Werte suche, verliere ich alle Werte. Beethoven — so tragisch erging es dir — du wurdest taub, während du deine Musik schufest!

— Die Dämmerung brach herein. Palmen und Büsche wiegten sich leise im Winde. Jedes Wellenplätschern unten gegen die Mauer erneute das Schmerzbewußtsein in meinem Kopf. Mir war schlecht zumute. Die Unmöglichkeit, Hilfe zu schaffen, brachte mich auf untröstliche Gedanken, meine Unruhe wurde von Müdigkeit genährt. Alle Gedanken, die ich mir machte, wollten diese rettungslose Niedergeschlagenheit erklären und konnten es nicht.

Ich ging ein Stückchen und setzte mich wieder auf eine andere Bank — wie man im Bett seine Lage verändert, um die Atemnot zu erleichtern.

Als ich noch nicht lange gesessen hatte, hörte ich eine gedämpfte Stimme in meiner Nähe. Zwischen den Palmen entdeckte ich zwei, die auf einer Bank saßen, ein Mann und ein Mädchen. Er hielt ein Taschentuch in der Hand und trocknete ihr das Gesicht. Er tröstete sie geduldig — die Stimme summte milde durch die Dunkelheit —, er beugte sich herab und küßte ihr Ohr. Aber sie fuhr fort zu schnupfen und zu weinen ...

Das linderte meinen Schmerz, das tat mir wohl. Ich wurde während einiger Minuten so von diesem armen, fremden Kummer erfüllt und gefesselt, daß die qualvolle Spannung meines Gemütes nachließ.

... Der Nachmittag war so klar, daß das dunkle, blaue Meer wie ein Ring unterm Himmel lag. In weiter Ferne zogen zwei Dampfer dahin, nur die Masten und Schornsteine waren zu erkennen. Das Schiff, auf dem ich stand, machte eine Beule in das Meer, als ob wir die runde Form der Erde etwas eindrückten. Das Schiff pflügte sich vorwärts, stampfte und schien den Kopf zu schütteln — drückte hin und wieder den Bug nach unten und spaltete das Wasser.

Die Sonne stand im Westen auf einem niedrigen, goldenen Dreifuß. Die Möven strichen in schweigendem Flug dicht über das Wasser hin.

Und als die Sonne untergegangen war, zog das Schiff durch die klare, grünliche Luft dahin ... wie ein Greis, der seine hohe, blanke Stirn hebt und seine blinden Augen aufwärts wendet. Bald strahlte der Mond — die gelbe Kugel hing frei im Raum, ohne zu leuchten.

Das Wasser höhlte sich und plätscherte lind ums Schiff, die Wogen spielten Häuschenvermieten. Und weiter hinten schlüpften die kleinen Wellen gülden und still durch den Mondstreifen hin und her.

Und da — in weniger als einer Sekunde — fiel ein Meteor vom Zenit — er strahlte lotrecht herab, hing wie ein Klöpfel in der Himmelsglocke — und war verschwunden.

Das Schiff wanderte getreulich weiter, und die beiden großen Windkoppen oben am Schornsteine streckten die Hälse, öffneten das Maul und glotzten, glotzten je nach einer Seite in die Dunkelheit hinaus.

Nachts begann es zu stürmen, das Schiff legte sich unruhig von der einen Seite auf die andere. Der Wind sang hartnäckig und biegsam durch die Takelung. Irgendwo pfiff der Wind durch ein hohles Stück Eisen. Die See ging hoch.

So sangen das Meer und der Sturm die ganze Nacht hindurch. Es war, als

ob ein alter und hartköpfiger Organist unablässig in den höchsten Registern variierte. Wenn die Wolken sich teilten, kam der Himmel zum Vorschein und die meilenhohen Säulen, die silberweißen Pfeifenbündel ... und der Organist fuhr fort, die Töne zu halten und mit beiden Händen in die kleinsten weißen Pfeifen hineinzugreifen.

Beefsteak mit Kartoffeln und Wein aus Valdepenas!

Mein Kellner freute sich, als er mich wiedersah. Er unterhielt mich, den Finger gegen die Tischplatte gestützt. Ob ich verreist gewesen sei?

Ja, ich sei in Tanger gewesen.

„Ach so!" Der Kellner lächelte. „Solo?" fragte er schmeichelnd bedeutungsvoll.

„Sie haben das Salz vergessen!" antwortete ich grimmig warnend. Er verschwand geknickt.

Solo! — Danach fragte meine Wirtin mich auch. Was sind das für Sitten und Gebräuche hierzulande!

Ich aß, solange etwas zu essen da war. Dann rollte ich mir eine Zigarette, drückte sie liebevoll flach und zündete sie an. Hah! Ich trank und schluckte den Rauch, ich schmeckte mit allen inneren Wänden, und schließlich blies ich halberstickt zwei Strahlen durch die Nase. Oho! Der Wein füllte mich, ich schaute mich mit Behagen um.

Mein Café lag etwas entlegen in der Stadt. Es pflegten gewöhnlich einige wortkarge Paare in den Ecken zu sitzen und irgend ein Sakrament zu genehmigen, Eis, Wein oder süße Kuchen. So auch heut abend.

Ich bestellte mir auch Vanilleeis und begann zu grübeln, während ich es aß. Solo! Ja, ich war allein, und wollte es bis zum letzten Tage bleiben. — Das Eis war kalt, kalt, aber diese eisige Kälte ging Hand in Hand mit einer delikaten Süßigkeit. Ich dachte mit großem Ingrimm an mancherlei und befand mich doch unendlich wohl dabei. Es würde schon alles gut werden, ohne Zweifel, dachte ich, aber inzwischen sollte aller Welt ein Unheil geschehen. — So saß ich und vermittelte und suchte Versöhnung, und die Zeit verstrich.

Aber die gute Laune schlich mir davon, während mein Kummer zu schlafen schien. Und als mein Kummer erwachte, befand er sich allein im Dunkeln. Ich wurde mir selbst unerträglich. Nichts wollte helfen.

Als ich nach Hause gekommen war, begann ich in meinem Zimmer auf und ab zu gehen und zu singen: Ein alter, schleppender Psalmgesang war mir eingefallen — just einer von den Gesängen, die die schreckliche Klage von Jahrhunderten enthalten. Sie mußten schaffen oder sterben, bauen, bauen ... die Erde abgrenzen, um Häuser darauf zu bauen ...

Und während ich auf und ab schritt und sang, kam mir unwillkürlich eine Erscheinung in den Sinn. Es war ein großer Mann mit einem weißen Bart — etwas gelblich, als wäre er rot gewesen, bevor er weiß wurde. Er war sehr alt — seine Finger waren weißlich vor Alter, sie sahen aus wie abgebrühte Würste. Korra schien er zu heißen.

„Hier bin ich nun!“

Wie leise und schlicht er sprach.

„Willst du dich nicht bald ruhig verhalten? Weshalb singst du vor Schmerz? Weshalb stürmst du vergeblich? — Du sollst auf das Leben warten — das Glück kommt zu dem Geduldigen.“

Ja, er hatte Recht. Er war selbst still geworden und wußte es ... aber im selben Augenblick stellte ich mir diesen hohen Kopf gegen eine Mauer gedrückt vor, während er mit dem Ende eines Balkens über die Steine hinaus gequetscht wurde.

Nein! Nein! Ich sang, und mein Text war ein einziges Nein. — Das wäre zu leicht und billig! Außerdem konnte ich mich ja erschießen, wenn ich wollte. Fort, alle alten Bettler!

Im Laufe der Nacht begann es zu stürmen. Es wurden ganze Wolken von scharfem Staub gegen die Fenster gefegt. Ich konnte das Meer knurren hören. An Schlaf oder Ruhe war nicht zu denken und die Nacht war sengend heiß. Ich aber legte mich unbeweglich auf den Rücken, schlug meine Verstocktheit wie einen Mantel um mich und schloß die Augen.

— Wie ich so dalag, dachte ich an Dolores. Sie beunruhigte mich nicht mehr.

Aber sonderbar genug schweiften meine Gedanken von ihr zu einer ganz anderen Frau, die ich auch nicht besitzen konnte, denn sie war vor vielen hundert Jahren gestorben; es war die Königin Berengaria, an die ich dachte. Ich habe einmal ein Bild ihres Kraniums gesehen. Sie war schön. Bengerd, die einzige Frau, die ich hätte lieben können.

An sie dachte ich die ganze Nacht und sehnte mich. Ich beschloß, ein Buch über Bengerd zu schreiben. So stark war meine Sehnsucht nach dieser meiner toten Frau, daß die vergangenen Zeiten auferstanden und mich wie eine Dunkelheit angähnten. Ich fühlte mein Herz knistern, während ich mich an das Unmögliche, das Tote klammerte.

Ich blieb den ganzen nächsten Tag zu Hause. Der Sturm schwoll draußen in dem weißen Sonnenschein, die Decke und die Türen seufzten, und hinter dem Tapetenpapier staubte Kalk herunter. Der Wind war so heftig, daß er das Wasser aus den Eimern der Träger auf die Straße herabriß und in der Luft verstreute. Cadiz' Schwalben suchten Schutz hinter den weißen Mauerkronen, kämpften und kreuzten von Dach zu Dach vorwärts.

Aber trotz des Sturmwetters war der Tag seltsam still.

Spät am Abend ging ich aus. Es war sehr dunkel, und heiße, trockene Luft jagte durch die Straßen, wogte gewaltsam um alle Ecken.

Auf den offenen Plätzen innerhalb der Ringmauer tanzten hohe Staubwolken; man konnte sie eben, eben durch die Dunkelheit unterscheiden. Bisweilen waren es zwei wilde Figuren, die sich begegneten, einander um den Hals wirbelten und mit einem Satz gen Himmel stoben.

Das aufgebrachte Meer brandete gegen die Mauer und zog sich wieder zurück. An einer Stelle, wo die Mauern einen Winkel bildeten, rasten Wasser und Steine

gegeneinander; es war, als ob Kronos seinen Todesspuk im Rachen auf und nieder röchelte.

Die Nacht aber war öde wie zu den Zeiten, als noch kein Vieh auf Erden lebte. Der Sturm und der Staub belustigten mich nur. Was kümmerten mich Nacht und Meer. Ich ging aus, weil ich es für hygienisch richtig hielt. Mein Gemüt brannte wie die Hölle. Ich kam nach Hause und legte mich schlafen. Aber gegen Morgen riß meine physische Geduld. Ich erwachte plötzlich und schüttelte die geballte Faust in der Luft. Vorbei! Vorbei!

Es ist merkwürdig, daß es Menschen gibt, für die alles spekulativ wird ... obgleich doch alles nur sozusagen eßbar ist. Wir bilden gewiß eine Kaste für uns.

Nachdem ich nichts geringeres als ein Erdbeben verursacht hatte, fand ich Rettung, indem ich eine kleine Portion abstrakter Gedanken zur Welt brachte. Wir gewinnen den Weltraum ein! — das fiel mir in jener Nacht ein. Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telephone ...

Diese Einsicht aber ließ mir alles in einem anderen Licht erscheinen — ebenso wie ein einziger kleiner Tropfen Säure eine Lösung umfärben kann.

Nachdem ich diese großartige Entdeckung gemacht hatte, erholte ich mich. Ich ging zum Barbier, ließ mich schneiden und hübsch machen, ich fühlte die allerhöchste Zufriedenheit. Meinen hohlen, unheilbaren Zahn ließ ich ausziehen. Meine Haut schelferte ab, ich mauserte und wurde wie neu. War ich es überhaupt gewesen, der getrauert hatte? Und ich fing an, ein großes Buch zu schreiben; mein Kopf strahlte und floß über von gangbarer Literatur, wie ein Haus während einer Sturmflut.

Ich mischte mich jetzt auch wieder unter die Leute. Das erste, was ich vornahm, war ein Besuch in der Kathedrale.

Der Küster sprach nicht schlecht deutsch — er machte mich also zu einem Deutschen. Und ich ließ es geschehen. Während er mich umherführte, sparte ich nicht an „Entzückung".

Hier solle ich nur sehen, die Kirche sei neuerdings restauriert worden — neue Säulen — Marmor zu hundert Mark per Kubikfuß. Was ich zu diesen großartigen Kirchenstühlen sage! funkelnagelneu ...

Wundersch ... plötzlich fixierte ich den Mann scharf. Nachdem ich den Ausdruck in seinen Augen gesehen hatte, sagte ich mit erwachender Entrüstung:

„Sehr schön, mein braver Mann! Aber wo sind die weltberühmten Bilder — Murillo, Palmavecchio?!

Er schwieg und schrumpfte zusammen. Jetzt sah ich erst, daß der Küster ein magerer und verkümmerter Mensch war. Aber ich setzte ihm scharf zu, ich hatte ihn in eine Ecke gedrängt. Er flötete und sang, aber bekennen mußte er. — Die Kathedrale in Cadiz besitzt weder Bilder von Murillo noch Gebeine von St. Peter, sie hat weder Risse in den Wölbungen aus der Zeit der Freiheitskriege noch Fresken, die viele Jahre überkalkt gewesen sind. Sie ist rein heraus modern.

Ich fragte den Küster, wie er es möglich mache, seinen Unterhalt zu ver-

dienen ... es war sein Pech, daß er sich aufs Deutsche verlegt hatte! Aber ich wolle sehen, ob ich ihm helfen könne, sagte ich.

Und ich griff in meine Westentasche und nahm den Zahn hervor, der mir vor kurzer Zeit ausgezogen worden war. Es war ein großer Backenzahn, wie ein Dreifuß geformt und sehr hohl — den bot ich ihm. Ich pflege allerdings meine hohlen Zähne zu gebrauchen, um Abhandlungen darüber zu schreiben .... aber einerlei, er sollte ihn haben.

„Bitte, nehmen Sie nur. Eine Kathedrale ohne Reliquien empört meiner Seele Tiefe. Eine Kathedrale ohne... da empfinde ich zum erstenmal das ‚Ding an sich'."

„Nun, nun — schon gut! — spenden Sie dem Höchsten diese dankbare Zähre! Her mit der Hand — da!" Und sprach's und ging.

Und ich reiste von dem stürmischen Cadiz ab und kam an einem erdrückend heißen Juliabend in Granada an. Der Zug lief unter der Sierra Nevada dahin, die 45 Grad des Himmels verdeckte. Die Gipfel standen hoch oben mit bläulichen Eisblicken, der ewige Schnee starrte wie die Augen eines Erfrorenen. Aber tief drinnen in dem schwarzgrünen Tal lugten, blitzten die Lichter von Granada.

Es erging mir hier nicht besser als in Sevilla. Ich fragte nach dem Hotel de la Paz, aber man fuhr mich offenkundig nach einem ganz anderen Hotel. Das ist hier so Sitte, Widerstand nützt nichts. Ich ließ mich mitschleppen und bekam ein Zimmer angewiesen.

Der Oberkellner kam mit dem Fremdenbuch und ich schrieb meinen Namen, Jensen, Handelsreisender in Anthropologie, Copenhague. Der Kellner verschwand mit dem Buch. Aber wenige Minuten nachher kam der Wirt. Er begann mit wortreichen Umschweifen:

Ich dürfe es ihm nicht übel nehmen, wenn er mich auf einen Irrtum aufmerksam mache ... aber ob ich nicht eigentlich ins Hotel de la Paz gewollt hätte? Mißverständnis von seiten des Kutschers ... Gott bewahre, er kenne mich, er könne wohl behaupten, daß man mich kenne, wo ich auch hinkäme — ich wäre sehr bekannt in Spanien! Nicht, daß er persönlich etwas gegen mich hätte, es sei Prinzipsache, Prinzipsache und die Rücksicht auf die anderen Gäste, und — äh ... der Wagen hielte unten. Es solle mich nicht das Geringste kosten vom Hotel irgendwo anders hingefahren zu werden, wohin ich wolle. Und ehrlich gesagt, ich möchte mich ein bißchen tummeln! Denn hier würden die Gäste nicht hinausgeworfen, die meisten pflegten soviel Bildung zu besitzen, von selbst zu gehen ... aber wenn ich kein spanisch verstünde, dann würde er gern den Hausknecht heraufrufen, damit er es mir verdolmetschen könne ...

Auf diese Weise kam ich doch ins Hotel de la Paz.

Dort geriet ich gleich in einen fürchterlichen Wortstreit mit dem Kutscher, der mein Gepäck heraufgetragen hatte. Schließlich gelang es mir, ihn hinauszuwerfen. Die Hitze war entsetzlich. Ich warf meine Kleider ab und schöpfte alles Wasser, was zu finden war. Die Reise hatte mich tüchtig steif gemacht und ich ergriff eine lange Eisenstange, die bei der Tür stand und machte Turnübungen damit.

Im selben Augenblick erschien ein Kellner. Als er mich mit der hochgeschwungenen Eisenstange sah, ergriff er einen Wandschirm, der in der Nähe stand, und ihn wie einen Schild vor sich ausgestreckt haltend, wich er schreiend rückwärts zur Tür hinaus. Ich hörte ihn die Treppe hinunterpoltern und um Hilfe rufen — und unwillkürlich übersetzte ich mir selbst sein Spanisch — ein tobender Deutscher auf Nr. siebenundzwanzig!

Was Granada anbetrifft, so kann ich beschwören, daß die Alhambra dicht dabei liegt. Aber diese alten, rostigen Türme geben weder morgens noch abends einen Ton von sich, wie die Memnonsäule. Ich war im Patio de Leones. Die Löwen dort erinnern an die Pfeifenpferde von gebranntem Ton, wie wir sie als Kinder auf dem Jahrmarkt kauften. — Es gefiel mir in Granada.

Manche Nacht wachte ich auf und hörte das Wasser in den Eisenröhren des Hotels sausen und singen — ich empfand meine Identität mit der Welt und schlief weiter. Abends, wenn ich im Bett lag und las, konnte ich ganz schwache Abstufungen in der Leuchtkraft meiner Glühlampe unterscheiden — just solch unbedeutendes Steigen und Fallen wie in dem Kolbenschlag einer Dampfmaschine zu spüren ist. Und ähnlich so war meine Seele — ein empfindsames Licht, das jeden Atemzug, den die Welt tat, mitempfand.

Ja, und ich hatte mich selbst in der Hand, konnte zu meinem Schicksal Marsch! oder Stillgestanden! sagen. Während vieler Tage tat ich nichts anderes, als meine Willensfreiheit zu genießen.

Eines Abends fühlte ich mich einsam und mußte an Dolores denken.

Ich löste ein Billett nach Sevilla und reiste die ganze Nacht hindurch. Zeitig am nächsten Vormittag fuhr ich vom Hotel nach Bêtis hinüber. Aber ich hielt mich dort kaum eine halbe Stunde auf.

Die erste, die ich sah, war die alte Madre, sie „saß" im Hof. Ich wußte, daß ich mich an keine andere als an sie zu wenden hatte — sie besaß jene abgekühlte und zugleich strenge Lebensanschauung, die Vernunft mit Autorität zu umgeben vermag.

Ich gab Madre zu verstehen, daß ich unter vier Augen mit ihr sprechen wollte — mimisch — sie verstand mich sofort. Als wir aber sprechen wollten, ging es nur mit großer Mühe. Es fielen etwa folgende Worte:

Madre: „Sie sagen, Sie wollen ..."

Ich: „Ja, ich will für Dolores Aussteuer sorgen."

Madre: „Sie wollen für Dolores Aussteuer sorgen?"

Ich: „Ja, ich ..."

Madre (heftet den Blick durchdringend auf mich): „Also Sie wollen für die Aussteuer sorgen ..."

Ich: „Ja, ich will für Dolores Aussteuer sorgen."

Madre: „Herr, sagen Sie, daß Sie ..."

Ich: „Ich sage."

Madre: „Oho! Sie wollen für die Aussteuer sorgen ..."

Ich: „Ja, ja."

Madre: „Für Doloros. Oho!"

Ich konnte meine Sache nur gebrochen führen. Meine schmutzigen Geldscheine aber sprachen klar und fließend. Sie schwiegen redegewandt. Madre und meine Scheine schwiegen miteinander.

Plötzlich schien Madre alles als ganz unmöglich abtun zu wollen. Gleichzeitig aber sah sie mir wie ein Mann in die Augen und erklärte in einem ganz alltäglichen Ton, daß ich wohl einige Stück Wäsche vergessen hätte, als ich abreiste. Ob sie mir ins Hotel gebracht werden sollten?

„Ja, danke." Ob ich sie gleich bezahlen dürfe, dann ...

„Man bezahlt beim Empfang," sagte Madre und lachte, daß es nur so schallte. „Wir pflegen uns auf Leute zu verlassen, besonders auf Engländer. Die Wäsche wird heut abend gebracht werden und die Rechnung ebenfalls."

Damit verabschiedete ich mich. Aber als ich durch das Tor ging, rief Antonio mich an — er war dabei, Stiefel zu besohlen. — „He! Pst!"

Die Scheide ... ich hätte wohl die Scheide vergessen. Aber sie sei fertig. „Bitte!"

Ich bezahlte die drei Realen und bot Antonio eine von den guten Zigaretten. Wir schieden im höflichsten Einverständnis.

Abends kam Dolores mit meinen blendend reingewaschenen Hemden ins Hotel.

Und am nächsten Tage fuhr ich über Berge und Täler, durch Tunnel und über donnernde Brücken nach Granada zurück.

An einem frühen Morgen machte ich mich auf den Weg, um den Mulhacén zu besteigen.

Ich blickte nicht zurück, bevor ich die erste freie Höhe erreicht hatte — es war inzwischen Mittag geworden. Das Tal lag unter mir; tief unten am Fuß des Berges lag Granada und sah wie ein großer Steinbruch aus. Es war ein mächtiges Panorama, das sich meinem Blick bot — Land und Berge — ein Luftraum von vielen Kubikmeilen.

— Wenn dieses Land mal unser wird, dachte ich, werden wir etwas ganz anderes daraus machen. Zuerst wird es ja einige Verluste mit sich führen, da wir alle die falschen Wechsel, die die Mystiker, Dichter und Jesuiten in Spanien in Umlauf gesetzt haben, mit übernehmen müssen. Dieses Land ist immer eine Tasche gewesen, aus der Lügner sich Münzen holen konnten. Sie brauchten nur das richtige Gepräge zu haben, die Münzen ...

Nun gut. Ein großer Teil der mißlichen Papiere sind ja auch in Europa in Umlauf — und wir denken nicht daran sie einzulösen. Mag der Verlust den Gierigsten teuer zu stehen kommen — mag mancher betriebsame Jobber aus dem Sattel fliegen! Es wird einen Chok geben ... ich höre Zähne wie Kastagnetten klappern. Fallit, Fallit!

Laßt uns einmal sehen ... ich setze den Fall, daß wir die Alhambra und den Dom von Sevilla vernünftig administrieren, solange sie zusammenhalten ... später können wir sie niederreißen und durch Verkauf an Museen und an deutsche

Privatleute zu Geld machen. — Mag das Geschäft während der ersten Jahre auch etwas flau sein — sobald wir in den Besitz von barem Gelde gekommen sind, lassen wir ein Schabeisen über das Land hingehen — von den Pyrenäen bis Gibraltar — und mahlen das ganze alte Mauerwerk zu Staub. Und wenn wir das Land planiert haben, beginnen wir mit den neuen Bauplänen ...

Ich wandte mich wieder dem Berg zu und begann höher zu steigen. Nachdem ich eine Kluft passiert hatte, kam ich auf eine weite, steilabfallende Steinebene.

Hier herrschte Einsamkeit. Ich weiß nicht, wieviel Zeit verging; aber die Sonne kam von hinten und brannte mich stark im Nacken.

Zwischen den spitzen, von der Sonne mürbe gebrannten Steinen wuchs hier und da ein Büschel Timian und duftete trocken und kräuterig. Farblose Grashüpfer schwirrten in die Höhe und fielen mit einem kleinen Plumps an einer anderen Stelle nieder. Hin und wieder sah ich eine große, behaarte Spinne, die zu ihrem Loch eilte und sich in Sicherheit brachte.

Die Mittagszeit war vorüber und die Ebene wollte kein Ende nehmen. Ich ging auf einem ziemlich ebenen und harten Felsenboden, der so von der Sonne erhitzt war, daß er durch meine Sohlen brannte. So geschah es, daß ich über die Erde schritt, obgleich sie glühend war.

Als ich fast das Ende der Ebene erreicht hatte, zeigte es sich, daß noch eine breite und tiefe Kluft vor den Schneegipfeln lag. Ich setzte mich mutlos auf einen Haufen Steine, eine Warte, die irgend jemand dort oben errichtet hatte. — Der Schweiß floß mir über die Augenbrauen, und ich hörte mein Blut sieden und klopfen.

Der Sonnenschein flimmerte phosphorisierend über das einsame Steinfeld herab; das Tal lag tief, tief unten. Und plötzlich wich das Steinfeld seitwärts zurück, das Tal und die Berge vor mir wanderten lautlos nach rechts. Die Besinnung verließ mich, und als ich mich aus der gebeugten Stellung aufrichtete, wich alles was ich sah mit einem Satz nach oben — es dunkelte mir vor den Augen.

Ich kroch in den Steinkranz hinein, rollte mich auf die Seite und legte mich in das bißchen Schatten, das da war.

Das Übelbefinden wich sofort, ich war nur zu lange in der Sonne gegangen. — Aber ich blieb liegen und wunderte mich über die große Einsamkeit und Stille. Ich fühlte, ohne mich zu rühren und ohne den Mund zu öffnen, daß, wollte ich rufen, der Laut einige hundert Meter weiter spurlos dahinsterben würde. Die Sonnenwärme brannte mir in der Seite; ich wußte mit geschlossenen Augen, daß die Sonne schweigend und glühend am Himmel stand, schweigend wie seit Jahrtausenden.

— Nachdem ich eine Weile geruht hatte, stand ich auf und maß das Land unter mir.

... Wir waren unserer drei, die sich gemeinsam auf eine Expedition begaben. Wir wußten nicht, was wir mit unserer Reise bezweckten — aber es fehlte uns etwas, und das wollten wir suchen.

Der eine meiner Freunde war ein merkwürdiger Gesell. Er war bis zu seinem zwanzigsten Jahr blind gewesen und hatte dann durch eine Operation seine Seh-

kraft erlangt. Während der ersten Zeit sah er alle Dinge umgekehrt — aber er sah, alles war ihm neu und teuer. Seine Stimme schlug um vor Entzücken. Er wünschte ebenso wie Nero, daß aller Menschen Köpfe auf einem Hals säßen — damit er ihnen allen auf einmal um den Hals fallen könne.

Mein anderer Freund und Waffengefährte hatte von der Natur scharfe Augen und ein übernatürlich feines Gehör bekommen, und sein Gefühlssinn war so fein, daß er Haare mit seinen Fingerspitzen zählen konnte. Deshalb erfaßte er alle Schäden in der Welt vielfältig — er sah scheel vor Groll, mit schwarzgekleideter Seele.

Als wir Drei eine Zeitlang zusammen gereist waren, wurden wir uns einig, daß wir uns trennen wollten, jeder sollte allein seines Weges weiterziehen. Hier auf der Sierra Nevada nun trafen wir wieder zusammen.

Mein froher, lebenslustiger Freund kam zuerst. Er schleppte sich vorwärts mit gesenktem Haupt, von Kummer erdrückt, von Enttäuschungen niedergebrochen. Mein anderer Freund, der düstere, kam in vollem Lauf. Hin und wieder blieb er stehen und hielt sich den Magen vor Lachen — dann lief er weiter und fuchtelte mit den Armen durch die Luft. Er schäumte vor Lachen, als er ankam, schwitzte vor Grinsen.

Wir sprachen nicht miteinander, kein Wort wurde gewechselt; meine beiden Freunde legten sich auf den Rücken und fielen in Todeskrämpfe. Der erste weinte sich in den Schlaf, der andere lachte sich einen kolossalen Bruch an.

Und als sie nun tot waren, bettete ich die Leichen und setzte mich gedankenvoll daneben.

Die Sonne schien senkrecht auf die beiden Totenmasken nieder und zeigte die mißhandelten Züge. Die regelmäßigen, vertrauensvollen Linien des einen Gesichtes waren zerstört wie eine Schrift, die mit einem Nagel zerkratzt worden ist. Der redliche Trotz des anderen Gesichtes war von Lustigkeit gesprengt, mit Süßlichkeit übergossen, von zynischem Plunder verzerrt.

Ich war allein — ich wendete mich wieder dem Gipfel des Berges zu. Als ich eine Strecke gegangen war, begegnete mir Satan. Wir begrüßten uns überrascht und kamen ins Gespräch. „Du reist soviel umher," sagte der Lahme. „Du solltest dich lieber irgendwo zur Ruh setzen." „Dazu ratest du mir?"

„Ja. Sieh mich an, ich bin seßhaft geworden und steh mich gut dabei. Das Geschäft geht flott ... weißt du schon, daß ich die ganze Geschichte gegründet habe? Willst du einen Anteil haben? Wir geben schon Dividende. Geschäft und Seligkeit sind zweierlei, Jensen — ich verkaufe Aktien an die Engel! Dann und wann werde ich mal eine Aktie bei einem Dichter los — nimm nur eine — neulich verkaufte ich einem Dichter eine Aktie und erhielt sein neues Buch als Gegenzahlung. Das fing so an: Nu will is ein Gesichte ersählen, tommt, dann tönnt ihr hören! Na, ich nahm die ganze Auflage, meine Seelen unten können jede ein Exemplar bekommen. — Willst du übrigens zum Gipfel hinauf?"

„War meine Absicht," sagte ich. „Aber es ist noch weit und ich habe nichts zu essen und zu trinken mitgenommen. Ich glaube, ich warte, bis eine Zahnradbahn angelegt wird."

Satan lachte. — „Du kannst ja mit mir fliegen," sagte er, „komm nur mit."

Gut, ich flog also mit ihm hinauf.

Und nachdem wir die Aussicht genossen hatten, zeigte Satan mir in einer Vision alle Länder der Welt und ihre Herrlichkeiten. Er bot mir alles an ... unter gewissen Bedingungen. Ich dachte an Faust und an andere, die schwere Bedenken gehabt hatten. Aber ich war bald entschlossen. Der Grund und Boden war seit damals fabelhaft im Preis gestiegen, die Erde war mindestens das Doppelte wert. ... „Gut, ich schlage zu," sagte ich. Satan drückte mir warm die Hand.

Dann unterschrieben wir die Schlußnote — das ganze Geschäft war im Handumdrehen gemacht.

Satan geleitete mich darauf höflich zu der Steinebene zurück, und ich begann den Niederstieg, um mein neues Eigentum in Besitz zu nehmen.

— Ein Stückchen weiter unten begegnete mir Zarathustra, der mir mit dem Adler, mit der Schlange und dem Löwen entgegenkam. Ich blieb stehen und zeigte ihm mitten auf die Brust.

„Gut, daß ich dich treffe! Du gehst hier und weißt von nichts. Ich kann dir die Versicherung geben, daß du unten durchschaut bist. Es ist eine bekannte Tatsache, daß du eine unheilbare Verwirrung von Buddhismus und weiblichem Katholizismus bist, von Flugprosa und vom alten Testament. Weißt du nicht, daß es eine mosaische Reminiscenz von dir ist, hier oben auf dem Berge in Donner und Blitz herumzustolpern? Du bist ein falscher Wechsel, meine ehrwürdige Figur, du bist entdeckt, wir lösen dich nicht ein. Dein Selbsterhaltungstrieb greift ins Leere, wir haben dich kassiert. Wir verzeihen niemand — mag er hinterher auch tot, gekreuzigt oder verrückt sein. Die, die wir eine kurze Zeit am höchsten gestellt haben, die ziehen wir nachher am tiefsten in den Staub, damit sich das Wort in der heiligen Schrift erfülle!"

Zarathustra warf den Kopf in den Nacken und blies auf die hochfahrende Weise alter Herrn den Mund auf und sog ihn wieder ein — aus und ein, aus und ein ...

Ich ging weiter. Und als ich fast unten angelangt war, traf ich eine große Schar, die darauf wartete, daß jemand vom Berge zu ihnen herabsteigen würde. Sie betasteten mein Gesicht mit ihren Augen, stellten mir ein Bein, zögerten und fragten schließlich: „Bist du der Antichrist, der kommen soll?"

„Nein," antwortete ich. Und ich konnte meine Verachtung nicht unterdrücken. O, wie gut ich diese Leute kannte. Ihr Rücken juckt von der Peitsche, und sie rufen nach dem großen Spötter. Aber kommt er einmal ...

Ich hätte am liebsten jedem einen Fußtritt versetzt. Aber ich antwortete ihnen in einem rauhen Ton: „Nein — erwartet lieber einen andern. Ich bin ein Verkünder, ich taufe. Platz da, Gesindel, laßt mich unters Volk kommen."



Mein lieber, teurer Georg! [Berlin], den 24. November 1842.

Du wirst herzlich lachen, daß ich schon heute meine Schreiberei anfange, wo Du uns kaum verlassen, aber wem das Herz so voll ist wie mir, dem fehlt die Geduld zum Warten; wirst schon mitten in dem bewegten Treiben einen Augenblick für Deinen Schatz finden, den du ihm gern gibst. Ich bin fortwährend mit Dir, daß die Traurigkeit gar nicht bis zu mir gelangen kann. Die Freude, Dich endlich gefunden zu haben, und all' meine besten Kräfte Dir widmen zu dürfen, gibt mir eine solche Ruhe und Fassung, daß es nur einer guten Nachricht von Dir bedarf, um mich heiter zu erhalten. Hast Du erst die Reise überstanden, werde ich um vieles froher sein. Wie glücklich werden die Königsberger sein, Dich dort zu haben, und wie stolz ich, wenn bei all dem Großen was Dich wieder neu erregt, mir es doch so klar im Gemüte steht, daß einen Teil Deines Herzens Deine Liebe ausfüllt.

Jetzt, nun Du fort bist, komme ich erst allmählig zur Besinnung; bis gestern Abend, wo wir von einander schieden, war ich noch wie im Rausch. Du glaubst nicht, wie die Liebe mich verändert hat. — Es steht wie eine Offenbarung in meinem Herzen, so reich, so weit, so groß! Das alles danke ich Dir. Ich weiß jetzt wozu ich lebe und daß ich lebe, und ob mein Leben sich jetzt zur Sonne oder zur Nacht wendet, — ich trage einen Schatz in mir, den niemand mir zu verkleinern imstande ist. —

Meine Liebe steht über jedem äußeren Einfluß, sie ist meine Religion. Schreibe mir, wenn Du sonst genug Muße findest, wie Königsberg, wie jeder einzelne dort von den bekannten Kämpfern Dir gefällt. Die Zeitung berichtet viel, aber leider fast nie das Wahre. Ich bin überzeugt, du wirst dort mehr echte Gesinnung und weniger Redensarten finden, die Dich hier anwidern mußten. Der Berliner Liberalismus ist nur eine Livree, als bunter Plunder den Bedientenseelen übergehängt, ein einziger Anlaß und die Maske fällt. Jetzt ist das Tagesgespräch Deine Unterhaltung mit dem Könige; wohl vier verschiedene Personen haben mich heute schon um nähere Notizen befragt, die ich ihnen leider, unter dem Vorwand, nicht näher unterrichtet zu sein, versagen mußte. Die Leipziger Zeitung meldet heute als neueste Weltbegebenheit unsere im Mai bevorstehende Hochzeit. Bezeichnet dies nicht auf eine klassische Weise die Armut der Interessen?

Morgen vormittag fange ich meine Zeichenstudien an, es ist das beste Mittel, mir Deine Entfernung erträglich zu machen, wenn ich das treibe, was Dich noch einst irgend erfreuen kann. Ich möchte Riesenkräfte haben, die Beste, Liebenswürdigste, Schönste sein, nur für Dich, um Dich dereinst ganz beglücken zu können. Glaub's mir, mein einziger Schatz, so könnte keine Zweite Dich lieben, einen stolzern, kühneren Einzug hat nie ein Held gehalten, als Du in meinem Herzen. Noch fünfzehn Tage, dann habe ich

Dich wieder. Bleib' mir gesund und denk' an mich. Der alte „Zaunkönig" und alle lassen Dich grüßen. Deine Emma.

Berlin, den 25. November 1842. Nach Mitternacht.

Ich mag meinen Tag nicht beschließen, mein geliebter Georg, ohne Dir eine gute Nacht durch die Ferne zu rufen. Im Hause schläft alles, ich allein bin wach und mache die kalte Reise mit Dir. Wäre ich heute ebenso heiter gewesen, wie gestern, hätte ich wieder einen Brief an dich abgeschickt, aber der gute Mut hatte viel nachgelassen, und an seine Statt zog die Sehnsucht nach Dir, mein herzallerliebster Schatz, von allen Seiten ein. Ich weiß wahrlich nicht, wie es werden soll. Seit Du fort bist, will's mit keiner Sache gehen, es scheint, daß alle Kräfte sich dem Herzen zugewendet haben. — Lieben kann ich bis zur Meisterschaft — darin sitzt nun alle Klugheit und der ganze Plunder meiner kleinen Gelehrsamkeit. Mit dem Zeichnen bei Holbein hat's auch nicht gehen wollen, Du standest mir zu lebhaft vor Augen, wie ich zum letztenmal vor Dir gesessen. Abends war der Dr. Ebert da, Fanny unterhielt viel und ich war recht glücklich, still dabei sitzen zu können. Hast du nicht gemerkt, daß ich bei Dir gewesen? Während allerhand Gleichgültiges besprochen wurde, habe ich an die Zukunft gedacht, wie schön es sein wird, wann wir beide fortfliegen in die weite Welt und uns um all' die Nichtigkeiten und Kleinlichkeiten der Leute nicht kümmern wollen. Dein Gedicht von der Lerche lese ich wohl dreimal des Tags, und sitze ich allein, dann sage ich es mir. Es ist eine Glut d'rin, wie in keinem andern, Du hast es mit Deinem Herzblut geschrieben. Mein Schatz, dann, wann es tagen wird und die große Völkerdämmerung anbricht, dann folge ich Dir mit in den heiligen Kampf, und selbst sollte ich Dich verlieren, ich will es, wenn Du zum Besten der großen Sache stirbst. — Und doch, ohne Dich in der Welt, mich durchschaudert's, wenn ich es ausdenken will; lebe ich doch jetzt eigentlich nur in Dir und durch Dich. Hätte ich nur erst Nachricht, wie Du die Nachtreisen überstanden, in drei Stunden kannst Du in Königsberg sein. Das wird einen Jubel geben! unter den Frauen nicht minder. Werden viele sein, die Dich gleich der Frau Voigt lieben und achten. Es dämmert schon, ich will nur für heute das Schreiben aufgeben. Was wollt' ich geben, könnt' ich eine Minute Dir in die lieben Augen sehen! mein Schatz!

Den 26.

Vor wenigen Stunden habe ich einen Brief aus Polen von meiner Freundin erhalten, sie ist ganz glücklich in dem Gedanken, bald Deine persönliche Bekanntschaft zu machen und dankt Dir innig für Deine Namensunterschrift in dem Buche. Habe ich Dich nur erst wieder, dann können wir gemeinsam das Für und Wider dieser Reise erwägen. — Was ich eigentlich dort soll, weiß ich nicht recht, Du nimmst mir dergestalt Herz und Kopf ein, daß ich nur alles in Beziehung auf Dich verstehe und sehe, folglich zu jeder Unterhaltung untauglich bin; die eben

nicht Dich zum Anfang oder Ziele hat. Ein Mädchen kann viel lieben, das magst Du glauben. Ich möchte Dir meinen Geist leihen, aber Dein Herz zu mir nehmen, es sollte tief wie im Meergrund geborgen sein. Ich bin recht begierig, welchen Eindruck Dir die Ostsee machen wird, für mich gibt's kein Element, diesem Einen vergleichbar. Wieder ein Tag vorbei, kann ich bald sagen, aber die Tage werden gar lang ohne Dich, die Sehnsucht dehnt sie gewaltig aus.

Ich habe heute Abschied von den belgischen Bildern genommen, morgen wird die Ausstellung geschlossen. Es sind doch großartige Schöpfungen, man muß sich nur erst hineinsehen, um sie richtig zu erfassen. Hast Du keinen Bekannten in Berlin, dessen Porträt Dir Freude machen würde? Besinn' Dich einmal, mein Schatz, damit ich Dir doch etwas zuliebe tun kann. Ich bin mir nie ärmer an Talenten vorgekommen, als gerade jetzt, wo ich einen unerschöpflichen Born von inneren Reichtümern besitzen möchte, Dein Leben damit zu schmücken. Vielleicht kommt er mir über Nacht, hab' nur Geduld. — Ich fühl's, daß ich Dich glücklich machen werde, wenn sonst die Allgewalt der Liebe dauernd befriedigen kann. Was fände in ihr aber nicht seinen Ursprung? Ist denn das wahre Erglühen Deiner Seele für die Freiheit der Völker etwas anderes? Wüßtest Du, wie ich Deinen Brief ersehne! Adieu! Deine Emma.

Königsberg, Samstag früh 9 Uhr, 26. November 1842.

Meine gute Emma, mein lieber Schatz!

Endlich, vor einer Stunde bin ich hier angekommen, beinahe aber nicht, denn die Weichsel ging gestern so stark mit Eis, daß man kaum übersetzen konnte; über die Voga waren fußbreite Bretter gelegt, die man bei stockfinsterer Nacht kaum sah. Gesprochen habe ich hier noch niemand, kann Dir also eigentlich nichts erzählen, ich will erst gegen Mittag zu Voigt steigen und den Morgen zur Ruhe benützen. An Voigt adressiere Deine Briefe; Ihr Frauen habt mehr Talent, Briefe zu schreiben, als wir Männer, auch wenn ihr uns eben nichts Besonderes zu sagen habt. Melde mir wenigstens so schnell als möglich, daß Du mich nicht vergessen und noch so lieb hast wie bisher. Dasselbe will auch ich Dir hiemit gemeldet haben. Ich verstehe mich auch aufs Briefschreiben — gelt?

Natürlich träumte ich auch von Dir, mein Schatz, und von unserer künftigen kleinen Haushaltung. Die erste Nacht war ich in meinen Träumen etwas geniert durch vier Strohköpfe von Gutsbesitzern, die mit Schnaps und Kartoffeln renommierten. Die zweite Nacht ging's schon besser, da fuhr ich nur in Gesellschaft eines haarigen Juden, der mich beharrlich nach der Hauptstadt der Schweiz fragte. Die dritte Nacht war ich ganz, ganz allein mit Dir zusammen und habe Dir prächtige Geschichten und tausend stolze Pläne erzählt, die Du mir nicht zu Wasser machen darfst. Zwischen Marienburg und Elbing hatte ich meinen Spaß mit einem Studenten, der meine Gedichte gelesen hatte und sehr enthusiasmiert war. Ich gab mich als Landsmann des Georg Herwegh zu erkennen und machte Deinen Schatz fürchterlich schlecht. Der Student wurde ganz verblüfft und hätte mich,

glaube ich, gern geprügelt. In Elbing endlich löste sich wider meinen Willen das Rätsel durch den Esel von Kondukteur, der mich beim Namen rief. So — jetzt, was hast Du erlebt? Baust Du rüstig weiter an unsern spanischen Schlössern? Sag' einmal, Schatz!

Meine Liebe wird nicht kalt, aber der Kaffee, auf den ich mit Schmerzen wartete. Darum erlaube mir, zu schließen und Dich herzlich, recht herzlich zu küssen. Ich kann Dir meine Seligkeit nicht weiter schildern, da ich sie selbst nicht begreife.

Grüße Deine Eltern, Deine Schwestern und Deinen Bruder und vergiß mir nicht, den kleinen Zaunkönig abzuküssen.

Ich habe Dir Deinen Willen getan und sogleich geschrieben. Laß mich nun auch nicht lange warten. Dein Georg.

[Königsberg], Sonntag, 27. November.

Guten Morgen, mein liebes Kind!

Ein Tag wäre denn herum! Der Brief, den Du Donnerstag früh in Berlin auf die Post gegeben, kam zugleich mit mir in Königsberg an. Hätte ich Voigt eine halbe Stunde später aufgesucht, so hätte ich denselben schon nicht mehr zu Hause angetroffen. Er war eben im Begriff, mit Jacoby, Walesrode, Crelinger u. a. mir bis Elbing entgegenzufahren, da man mich erst Samstag abend erwartete. Ich logiere übrigens nicht bei Voigt, sondern bei dem Justizrat Crelinger, einem Bruder des Berliner Crelinger, aber das komplette Widerspiel desselben. Mein Quartier ist recht freundlich und elegant und ich fühle mich recht wohl unter den braven Leuten hier, die von meiner Verlobung mit Dir natürlich schon Kunde hatten, ja sogar bereits wußten, daß meine Braut eine sehr kühne Reiterin ist. Hörst Du, das Reiten darfst Du mir im heiligen Ehestand nicht aufgeben, Du mußt in allen Stücken das kühne heroische Mädchen bleiben, das Du jetzt bist. Nicht wahr? Die gute Frau, die mich liebt und achtet, habe ich auch gesprochen, hast aber nichts von ihr zu fürchten, mein guter Schatz. Die übrige Königsberger schöne Welt habe ich noch nicht kennen gelernt, will Dir übrigens nach Einsicht derselben getreulichen Bericht erstatten. Etwas, was ich an allen Liberalen unserer Zeit vermisse und auch bei den Königsbergern, ist ein gewisser idealer Anflug. Sie sind alle klug, brav, munter, rührig — ja sie sind nobel, was man so unter nobel versteht, aber sie besitzen doch nicht jene Noblesse, jenen Adel, jenes Ehrfurchtgebietende, wonach mein Gemüt wenigstens überall verlangt. Ob Du mich begreifst, weiß ich nicht, vielleicht kann ich Dir das einmal mündlich klar machen an Deinem eigenen kleinen Persönchen, das Deinem Schatz in der ersten Stunde so imponierte und Gott weiß womit allen Deinen Freunden und Freundinnen eine Art von Scheu einflößt. Sieh, so eine Art stiller Größe, die sich wie eine Atmosphäre um den Menschen legt — das meine ich eigentlich. Aber, ich werde albern, wenn ich weiter räsoniere.

Zehn Tage werde ich wohl zum mindesten hier bleiben müssen. Morgen oder übermorgen wollen meine Freunde zu Schlitten mit mir an die See fahren. Ich

freue mich wie ein Kind, denn ich sehe das Meer, wie Du weißt, zum erstenmal. Die Seele muß einem so recht weit werden; ich möchte wohl einmal ein Vierteljahr mit Dir auf dem Meere oder an dem Meere zubringen.

Noch etwas: Seit dem Besuche beim Könige bin ich viel stolzer geworden, das heißt viel freier. Das Königtum ist tot, mausetot für mich und wird gar keine Zauberkraft mehr auf die Welt ausüben können. Wie klein, wie unendlich klein und ordinär ist mir der Mann erschienen! Ich fange an, Mitleid mit den gekrönten Häuptern zu bekommen. Sie spielen eine mehr als armselige Rolle.

Gott, wie freue ich mich, mein Leben mit einem Mädchen teilen zu können, das für eine Sache schwärmt, und dem ich nicht anders gefallen kann, als wie ich den Besten meiner Zeit gefalle. Du wirst mir viel, sehr viel sein; ich fürchte nur, daß Du Deine Forderungen zu hoch stellst. Liebe nicht allein den Poeten in mir, er möchte, soviel Mut und Kraft er in sich fühlt, die Welt zu erobern, Deinen Erwartungen nicht entsprechen können. Liebe mich so sehr, daß Du auch mit wenigerem, als Du in Deinen Träumen von mir begehrst, zufrieden sein wirst.

Dein Georg.

Noch habe ich keinen Brief von Dir, warum läßt Du mich solange warten?

Berlin, den 28. November 1842.

Es ist eine schöne Sache um die Hoffnung, mein lieber Georg; seit sieben Uhr bin ich ganz trunken in der Aussicht, daß jeden Augenblick ein Liebeszeichen von Dir zu mir hereinfliegen kann. Ich zähle wie Ingeborg jedweden Morgen und Abend, wann mein Geliebter endlich heimkehren wird, und kürze mir auf diese Art die Stunden ohne Dich. Am Sonntag waren hier viel Gäste, als aber die Stunde kam, in der ich vierzehn Tage zuvor Deine Braut geworden, habe ich mich auf mein kleines Zimmer geflüchtet, um recht allein, ganz allein mit Dir zu sein; unten hätten tausend Fragen mich doch fortwährend gestört. Ein Herr Mayet, von dem ich Dir schon erzählt, ein gesinnungsloser Bube, sagte mir an jenem Abend, ich solle mich sehr in acht nehmen, Bräute und junge Frauen wären ihm stets gefährlich gewesen, worauf meine Antwort: sollte die Braut eines Republikaners Ihnen gefährlich sein können, ich zweifle sehr, — mich seinen ferneren Unterhaltungsformeln entzog. Ich kann es Dir nicht beschreiben, wie diese preußischen Beamtenseelen mir verhaßt sind. Wenn der Himmel nicht gar so hoch wäre, möchten sie einen Schleier vor die Sonne ziehen, damit ihre Strahlen gemäßigt auf den ewig gebeugten Rücken fallen möchten. Ein starrer Aristokrat ist mir, wenn ich wählen muß, zehntausendmal lieber, als diese fahle Brut.

Nein, ich möchte Dich um alle Freuden der Welt nicht ruhiger als Du bist; nur wo Bewegung ist Fortschritt, nur in fortwährenden Kämpfen Glück. Ich weiß, daß uns keine idyllische Zukunft winkt, ich weiß, daß unsere Charaktere sich noch arg aneinander reiben müssen, um ungehindert dieselbe Bahn zu verfolgen, aber diese Erkenntnis gibt mir Mut und Freudigkeit, statt Besorgnis. Solchen Mann habe ich mir gewünscht, nur solchen konnte ich lieben, — und liebe ich.

Was liegt doch für ein Himmel in diesem Bewußtsein. Könnte ich es Dir doch recht aussprechen, was Du mir bist, und ich durch Dich. Lieber ein kurzes Leben, als ein langes behagliches. Die Behaglichkeit, das ist die Schmarotzerpflanze unserer Zeit. Alles muß abgewartet werden — die Freiheit auch. Wenn sie über Büchern sitzen, denken sie, daß ihnen dereinst als Belohnung für eifriges Studieren die Freiheit als Prämie gereicht werden wird. Wir wollen es anders machen, lieber Georg, die große und kleine Republik werden ihre Zeit treiben helfen, statt sich treiben zu lassen. Jeder Mensch sollte ein Flügel seiner Zeit werden, aber die meisten sind Blei. Ich glaube, ich fange an zu philosophieren, nimm's nicht übel, lieber Schatz, das helle Wetter und die liebe Aussicht auf Deinen Brief machen mich übermütig. Du bekommst heute auch einige Zeilen von mir, ich wollte nicht allein Freude haben und Dich auf eine sanfte Art zwingen, mein zu gedenken, trotz aller Zerstreuungen und Anregungen in Königsberg. Seit Du fort bist, hat sich ein Dr. Tropus aus Leipzig, Bekannter von Mosen und Dir — wie er sagt, bei uns eingeführt. Dich hat er erst am Tag Deiner Abreise mit Mosen besucht, ist also sicherlich einer der Quälgeister gewesen, die Dich an jenem Morgen so unwirsch gemacht. Er gehört, wie es scheint, den gemäßigst Liberalen an, treibt's mehr scheinbar als Handwerk, und wird, wenn's damit nicht geht, wohl mit der Zeit sich auf ein anderes Fach legen. — Diesen Eindruck hat er mir gemacht, ich kann mich freilich irren. Leb' wohl, mein Schatz, auf eine kleine Zeit, mein Roß erwartet mich und wiehert schon gewaltig im Stall, ich folge dem Rufe und lasse mich auf eine Stunde forttreiben. Wenn's doch bis zu Dir eilte, aber wer weiß, den Herren Jacoby u. a. käme ich vermutlich sehr ungelegen — vielleicht auch Dir? Das letzte glaub' ich nicht, selbst wenn Du es mir einreden wolltest; würde denken, mein Schatz kennt sich selber nicht. — Hast mich lieb, mein Herzensjunge? Kannst mir's immer mal schreiben, werde nie überdrüssig der Wiederholung. Eben fliegt ein Kuß zu Dir, leider gar symbolisch, — fange ihn auf und bringe ihn mir wieder.

Die gute Laune hat sich empfohlen. Der heiß ersehnte Brief ist ausgeblieben. Wenn Du nur nicht krank bist. Dieser Gedanke tritt wie ein Gespenst zwischen mein Glück. Wenn man so wie ich sich mit allen Fasern der Seele an ein Wesen gekettet fühlt und muß um dies eine in Sorge sein — das ist wohl schrecklich. Nun steht mein Hoffen fest auf morgen, denn selbst wenn Dein Unwohlsein zugenommen, darf ich ja denken, daß Du einem andern den Auftrag, mir zwei Worte zu schreiben, gegeben haben wirst. Du weißt ja zu gut, daß ein Verschweigen aus Schonung mir gegenüber eine große Härte wäre. Ich will nicht nur der Gefährte Deines Glückes sein, ich will und muß alles mit Dir teilen. Nur wen wir gering schätzen, laden wir allein zum Freudenmahle ein, die geliebten Personen sind lebenslänglich zum Geleite angenommen. Ich tue gewiß besser, wenn ich mein Geschreibsel einstelle, damit der heitere Brief ohne trüben Schluß zu Dir gelangt. Die Königsberger Zeitung, von der ich Nachrichten über Deinen Empfang erwartete, ist auch noch nicht hier. Alles geht verdreht! Heute Abend kommen

Duncker und seine Braut. Was soll ich nun mit den Leuten reden in meiner Sorge um Dich? Wenn ich ehrlich bin, empfange ich sie gleich mit den Worten, daß ich sie zu allen Teufeln wünsche. Lieber, lieber Georg, was hast Du aus mir gemacht? Von europäischer Liebenswürdigkeit ist gar nicht mehr die Rede, ich will, ich denke, ich fühle nur Dich, sonst nichts — aber in Dir alles. Leb' mir wohl, mein einziger, teurer Schatz, halt Dich wacker und verlerne nicht das Lieben, ich wüßte sonst nicht, was ich noch sonst auf der Welt sollte.

Da Du bis nächsten Mittwoch in Königsberg zu bleiben gedenkst, kann ich Dir getrost nach dorthin schreiben. Die Eltern und Geschwister, auch der Zaunkönig, grüßen Dich herzlich. Meine Seele grüßt Dich immer, immerzu. Adieu!

Deine Emma.

Königsberg, Montag, 28. November 1842.

Nur noch guten Abend will ich Dir heute sagen, meine teure Emma; da ich nicht den Trost habe, etwas von Dir zu lesen, so will ich wenigstens den Trost haben, Dir zu schreiben und mich auf diese Weise ein paar Augenblicke mit Dir zu unterhalten. Seit ich hier anwesend bin, ist die Post erst einmal von Berlin angekommen; der Übergang über die Weichsel scheint schwieriger geworden zu sein.

Eben war eine kleine Deputation von Studenten in Gala bei mir, um mir zu erklären, daß man von seiten der Behörden einer etwaigen Demonstration bereits zuvorgekommen sei. Es ist gut, daß nicht viel Leute nach Königsberg reisen; in der Ferne und aus der Ferne flößt auch das mehr Respekt ein, als in der Nähe betrachtet; man denkt sich die Anzahl freisinniger Männer viel größer, als sie in der Tat ist; und unter diesen Freisinnigen selbst hat es wieder sehr bescheidene Exemplare. Politisches Geschick ist hier so selten, wie überall in unserm guten Vaterlande; noch ungemein viel Vertrauen auf den guten König; Republikaner sind spärlich gesät. Die Bürgerschaft indifferent; die Frauen besser als die Männer. Poesie fehlt.

Jacoby und Crelinger gefallen mir am besten. Der erste wird mit der Zeit noch weit gehen und flößt mir Zutrauen ein. Auch stehen wir, wie mir scheint, recht herzlich zusammen. Die Berliner können ihn übrigens auf zehn Jahre verurteilen, und es wird sich keine Hand für ihn regen. Mit der liberalen Bourgeoisie werden wir nie siegen, wir müssen die Sympathie der Massen suchen, sonst geht es nicht, und wird ein Sieg immer nur ein momentaner sein. Mein Dichten und Trachten ist nun, etwas hinaus zu schleudern, was die Menge packt und ergreift. Ein gelungenes Lied wäre hinreichend; warum kann ich keine Marseillaise schreiben?

Ich bin ein hübsches Stück von einem Bräutigam; ich politisiere mit meinem Schatz. Aber ich weiß, was mein Schatz an mir liebt, und will ruhig sein. Ja, die Welt soll erfahren, daß Du mich nur gehoben, nicht gefangen hast, wie so viele nun glauben werden. Auch Deine Gesundheit wurde gestern bei einem Mittagessen ausgebracht, und ich habe tüchtig darauf getrunken.

Heute abend will ich einen Besuch bei Schön machen, mit dem sie auch wichtiger tun, als er verdient. Doch — ich werde sehen.

Wie bringst Du jetzt Deine Abende zu? Könnte ich mich nur auch Freitag oder Samstag hier losmachen. Mich verlangt nach Dir. So ein bißchen Sehnsucht ist ja verzeihlich.

Schreibe mir auf diesen Brief Danzig poste restante, da ich spätestens heute über acht Tage von hier Abschied nehme. Wenn Du aber glaubst, daß ich noch einen Brief hier erhalten kann, so adressiere nach Königsberg (Justizrat Crelinger). Schreibe mir viel, recht viel, über Gegenwart und Zukunft. —

Die Leipziger Zeitung weiß nun heute schon wieder, daß ich Dich im Mai heimführen werde. Ich glaube gar, der Korrespondent ist euer Hausfreund. Grüße und küsse Dein ganzes Haus, Vater, Mutter, Bruder und Schwestern. Das versteht sich immer von selbst, wenn ich über Dir es auch zu schreiben vergessen sollte.

Adieu, mein Kind! Dein Georg.

Berlin, den 30. November 1842. Mitternacht.

Mein teurer, herzallerliebster Schatz!

Heute ganz in der Frühe, als die Traumgötter noch Beratung mit mir hielten, kam Dein Brief zu mir. Ein schöneres Erwachen hatt' ich bis jetzt noch nie gehabt, d'rum treibt's mich auch, vor Tagesabschluß Dir noch aus Herzensgrund zu danken. Also hast Du mich wirklich lieb, so recht aus voller Seele — glaub' mir's, es tut mir auch not, hängt doch mein ganzes Leben an dieser einzigen Überzeugung. Heut steht von dem Rohmerschen Prozeß in der Zeitung, daß Follen auf drei Tage verurteilt worden und Dein Erkenntnis bisher noch nicht entschieden. Was wollen denn die Züricher von Dir? Vergiß nicht, mir darüber zu schreiben, oder komm' lieber bald und sage es mir. Der Zaunkönig, den ich ohne Gnade heute für Dich abgeküßt, hat auch gesagt: „Zaunkönig soll bald wieder kommen", und vielleicht rührt Dich dies Kinderstimmchen mehr als die meine. Heute Nachmittag habe ich meine zweite polnische Stunde genommen, nachdem bin ich mit Anna und Fanny zu einem Kaffee für kleine Kinder gebeten worden. Seit ich Dein Schatz bin, meinen sie, wäre ich kindisch geworden und passe am besten in die junge Gesellschaft. Dein Witz mit dem Studenten hat mich höchlich amüsiert. Du bist doch ein arger Schelm; aber weniger erfreulich ist mir der Eisgang der Weichsel. Sei doch nur vorsichtig, mein lieber Georg, denke hübsch, daß meine ganze Existenz von der Deinen abhängig ist, und verzögere nicht unnütz die Rückkehr. Wirst du von Danzig nach Stettin zu Wasser oder Lande gehen? Die Nacht, wo Du allein im Postwagen gewesen und stolze Pläne gemacht hast, war dieselbe, in der ich klar fühlte, daß Deine Gedanken mit mir waren. Ich werde Dir Deine schönen Träume nicht stören, fürchte nicht. Was Du auch ersinnen magst, liegt die Ausführung irgend in meiner Macht, und Liebe ist allmächtig, muß es uns werden. All' meine schönsten, süßesten Zukunftsbilder,

die ich in früherer Zeit oft in mir auftauchen sah, scheinen mir jetzt, wo ich Dich kenne, fahl und kleinlich. Wir wollen leben wie kein anderes Paar unter Gottes Sonne, lieben wir uns doch mehr, als alle Liebenden zusammen. Glaubst Du es nicht auch? Manchen Augenblick ist mir's, als müsse der Körper zusammenbrechen von der Macht des Gefühls. Es gibt eigentlich, seit ich Dich gesehen, für mich kein Gewesenes und Zukünftiges, alles scheint mir ein gegenwärtiger Moment der Liebe. Es ist spät, ich tue besser, für heute zu enden. —

Wenn wir erst beisammen sein werden und in hellen Mondnächten durch die Gefilde von Spanien streifen können. Mit Dir in Spanien! Darin liegt ein Meer von Seligkeit. — Ich wollt' Dir noch sagen, liebster Schatz, daß ich nicht leide, daß die dumme Züricher Behörde Dich einsperrt. Du bist gewiß noch unter Bekannten und bringst Toaste aus. Gute Nacht, Herzliebster!

[Königsberg], Mittwoch, den 30. November 1842.

Meine liebe, liebe Emma!

Heute endlich kommt nach drei Tagen wieder eine Post hier an und bringt mir zwei Briefe zumal von Dir. Wie habe ich sie verschlungen! Darfst mir's glauben. Sie trafen ein, als ich eben einen energischen Brief an Seine Majestät begonnen hatte, über die Schändlichkeit und Niederträchtigkeit seiner Minister, in bezug auf Preßangelegenheiten. Ich will ihm die volle ganze Wahrheit sagen, wie er sie noch nie gehört. Zuerst aber will ich nun diesen Brief an Dich zu Ende bringen.

Hier treiben sie's auch toll genug. Der Oberpräsident Bötticher hat den Studenten bei Strafe der Relegation verboten, mich auch nur auf meiner Wohnung zu besuchen, geschweige denn, mir ein Ständchen zu bringen. Die Studenten aber trotzten, und auf die Erklärung des Polizeipräsidenten, eines braven Mannes, daß er dem Herrn Oberpräsidenten für nichts gut stehe, wenn er ein etwaiges Ständchen verhindere, begnügte oder mußte sich der Oberpräsident mit der Aufforderung begnügen, nur wenigstens dafür zu sorgen, daß bei dem Ständchen keine Exzesse vorfallen. Das Ständchen werde ich nun heute abend um 10 Uhr zu genießen haben. Freitag ist ein großes Festmahl, und ich kann mich der Partei wegen solchen Geschichten nicht entziehen, da dieselbe bei Gelegenheiten der Art zugleich imstande ist, die Böcke von den Schafen zu sondern. Mit Jacoby befreunde ich mich immer mehr; ich hatte gestern eine lange Unterredung mit ihm, während welcher er mir sein ganzes politisches Glaubensbekenntnis ablegte. Er ist weitaus der tüchtigste und idealste. Nach ihm aber kommt gleich Dr. Jachmann.

Jacoby gestand mir offen, daß er für mich gefürchtet, als er gehört, ich wolle mich verheiraten; ich habe ihn aber durch die Schilderung Deines Wesens, mein lieber Schatz, vollkommen und für immer beruhigt. Er selbst erklärte mir, nie heiraten zu wollen. Jacoby ist einer der seltenen Menschen, die Opfer zu bringen wissen.

Schön werde ich heute sprechen.

Guten Morgen, mein Herz, und bleibe mir zugetan! Ich bin's Dir für immer

und mit ganzer Seele, das weißt Du, und wirst Dir keine Sorge machen. Ein Besuch hindert mich, weiter zu schreiben. Ich küsse Dich und Dein ganzes Haus, absonderlich aber Dich, versteht sich. Dein Georg.

Sei doch so gut und gib unmittelbar nach Empfang dieses Briefs etwa 15 Exemplare meines Porträts auf die Post; ich habe schon alle weggeschenkt, die ich mitgenommen habe. Lege aber dem Paket keinen oder nur einen versiegelten Brief bei, da ich nicht gewiß weiß, ob mich dasselbe noch hier antrifft. —

[Berlin], 1. Dezember 1842.

Eben wollte ich mich auf mein Roß schwingen, da kommt Dein Brief, und ich lasse den stolzen Rappen warten und fliege erst zu Dir. Wie ist mir doch jedes Deiner Worte so klar, so lieb, so heimatlich. Fürchte nicht, daß ich Dich nicht verstehe, wenn mir die Gabe des Ausdrucks auch fehlt, ich begreife Dich so ganz und gar, denn das Gefühl ist wundertätig in mir. Was Du über die Liberalen sagst, über den Mangel des Adels in der Erscheinung — finde ich auch, und hinge damit nicht auch ein innerer Mangel im Zusammenhang, würde es wenig schaden. Es kommt aber eben daher, daß sie mehr nach dem Tüchtigen, Materiellen, aber nicht nach der Verwirklichung und Verkörperung der ideellen Freiheit streben. Meine Bekannten haben mir oft den Vorwurf gemacht, daß ich zu viel auf Repräsentation gebe — ich finde jedoch, daß der Inhalt die Form notwendig bedingt, und daß eine harmonisch entwickelte, edle Natur fortwährend einen stillen Zauber tragen muß. Die gesellschaftliche Grazie ist Putz — die innere ist der unbewußte Adel, der sich auf jedes Wort, auf jede Bewegung überträgt. Daß Du davon in mir gefunden, freut mich, wenn es eben wirklich vorhanden; ich muß Dir ehrlich bekennen, mein Schatz, daß ich selbst den Zwiespalt der Natur und ihre Äußerung nie schmerzlicher empfunden, als gerade in mir. Du hast das Meer gesehen, wie freut mich das! — Ich weiß, es muß Dich ganz begeistert haben; vielleicht hast Du Dich dabei meiner Worte erinnert: Lieber am Meer, als im Gebirg, wenn beides nicht zugleich sein kann. Ich werde nie jene Nächte an der Nordsee vergessen, wenn die Mondscheibe glutrot über den Wellen stand, kein Mensch am Strande, der Himmel tausend Sterne ausgesandt, unter den Wellen es leuchtete und dazu aus der Tiefe die Meereshymne heraufbrauste. Damals wußte ich noch nichts von dem Gefühl, was mich heute durchbebt, und dennoch war mir schon so groß, so weit, so schöpferisch! Laß uns auf dem Meer reisen, dort geht unsre Welt erst auf. Es scheint mir, als läge noch die ganze Urschöne der Schöpfung auf den Wellen ausgebreitet. — Fürchte doch nicht, daß ich Dich des Poeten wegen liebe, oder irgend einer Ursache halber, ich liebe Dich, weil es mein innerster Beruf, Dich zu lieben, weil — ach, weil es eben nicht anders geht, ich muß, es ist eben mein Leben, und daß ich lebe, macht Dich doch nicht ängstlich. Unfrei kannst Du nicht werden, und Du bist mir das verkörperte Bild der Freiheit, nach der ich, solange ich lebe, mich gesehnt, darum gekämpft, ihr nahe zu treten. Ich kann jetzt nicht annehmen, daß vor Dir mir eine Seele nahe gestanden. Du bist's, und nichts

anderes kann es sein. Woher wissen die Königsberger, daß ich reite? Gewiß durch Crelinger. — Es ist mir lieb, daß der Königsberger seinem Bruder unähnlich. Der hiesige ist kein Mann. Er ist ein Mischmasch von Ästhetik, Politik, Salonwesen und Popularität. — Alles, alles Kanonenfutter, nichts weiter. — Tust recht, die Könige zu bemitleiden, es sind wandelnde Mumien, deren Kronen von den entmarkten Köpfen der Völkersturm schon treiben wird. Ich muß auf mein Roß, adieu!

[Berlin], den 1. Dezember, abends, 1842.

Bald hättest Du mich nicht wiedergefunden. Mein Rappe war übermütig und sank unter mir zusammen, glücklicherweise blieb ich ganz fest im Sitz und half dem armen Tier mit den Zügeln auf. — Ottilie ist soeben bei mir gewesen, wir haben von Dir gesprochen, es ist ein liebenswürdiges Mädchen! Wo Du doch heute sein magst? — Das ist das Schmerzliche der Entfernung, daß sie es uns unmöglich macht, dem Geliebten mit den Augen zu folgen. Ein liebes Mädchen, von der ich heute ein Glückwunschschreiben erhalten, sagt in ihrem Briefe: „Dein ganzes voriges Leben, Dein ganzer Entwicklungsgang ist nur Vorbereitung zu diesem Ziele, war doch von jeher die Verheißung Deiner jetzigen Bestimmung tief in Dein Wesen gelegt." An einer anderen Stelle schreibt sie: „Wäre Herwegh immer in der Schweiz geblieben und Du in Berlin, er hätte und kein anderer Dich am tiefsten zur Verehrung anregen müssen." Die das schreibt, kennt mich seit meiner Kindheit, liebt mich und mit allen meinen Fehlern, und darum glaube ich ihr so leicht und so gern, selbst wenn es weniger klar in mir stünde. Wann kommst Du nun, mein Schatz? Morgen schreibe ich noch einmal, und dann muß ich erst auf Deinen Bescheid warten, ob nach Königsberg, Stettin oder Danzig. Gefällt's Dir dort denn gar so gut?

Nun grüße mir Deine Freunde Jacoby, Crelinger und Walesrode; sie sind mir lieb wegen ihrer Gesinnung und weil sie Dir wert. Gestern hab' ich die Rezension über „Walhallas Genossen" mit Lust gelesen. Sie leidet an einigen Längen, ist aber doch sehr gut abgefaßt.

Wieder ein Tag vorbei. Wann geht meine Sonne auf? Leb' wohl, Herzliebster, und denk an mich.

Deine Emma.

Mein lieber Schatz! [Königsberg], 1. Dezember 1842.

Die Post hier könnte mich rasend machen, sie hat mir heute keinen Brief von Dir gebracht. Du hast doch einen geschrieben? Oder bist Du faul gewesen?

Was ich Dir schreiben soll, weiß ich so eigentlich nicht. Ja — die Studenten haben mir gestern das Ständchen gebracht, der Pedell ging umher, wie ein brüllender Löwe, und heute ist bereits eine Untersuchung eröffnet worden. Ich habe einige Worte an die Studenten gerichtet, die Gott weiß wer nachgeschrieben hat, denn sie zirkulieren bereits handschriftlich. Das ist doch auch eine Armut der Interessen!

Meine Unterredung mit dem Könige wird nun auf eine Weise ausgebeutet, die mich anfängt, zu ärgern. So auch unsere Heirat. Dem Strauß verargen sie, daß er eine Schauspielerin geheiratet, mir, daß ich überhaupt heiraten will. Daß das Lumpenvolk doch erst Dich sähe und spräche, mein gutes Kind!

Ad vocem Lumpen fällt mir Liszt ein, der mir heute halb deutsch halb französisch geschrieben und sich sehr über die Lumpen beklagt, die ihm die Komposition meines Rheinweinliedes aufgemutzt haben. Er hat nun, wie er schreibt, auch das Reiterlied komponiert, und die beiden Kompositionen sollen nebst einem dritten Liede von mir im Februar im Druck erscheinen.

Schön habe ich gestern gesprochen; man kann aufrichtig mit ihm sein, er hört alles an, und erschrickt vor keiner Ansicht, wenn es auch nicht die seinige ist. Er hat nur eine Grille, und die betrifft die Person Eurer Majestät, von der er noch alles mögliche erwartet, obschon sie ihn selbst am gröblichsten mißhandelt, da sie nicht gewagt, ihn an die Spitze der Angelegenheiten zu berufen. Ich werde noch einen Abend bei ihm zubringen.

Auch vom Zensor, dem Polizeipräsidenten, habe ich einen Besuch erhalten. Du wirst lachen. Aber die Liberalen halten große Stücke auf ihn, er soll ein Ehrenmann sein, und er hat wenigstens freimütiger über die preußische Regierung zu mir gesprochen, als irgend ein Liberaler in Berlin. Doch — ein Zensor! Das Handwerk bleibt ewig infam.

Gestern wohnte ich einer Vorlesung des Dr. Alexander Jung (über höhere Geselligkeit) bei. Der Mensch sieht aus, wie ein ausgeblasenes Licht, ist eine gutmütige, aber höchst unpraktische Haut, die nur mit Gott im Himmel lebt. Er begrüßte mich in der Vorlesung durch ein Wortspiel: „Auch der deutsche Bote aus der Schweiz fand seinen Herweg (h) zu uns."

Das sind meine Abenteuer, und wenn morgen das Fest- und Zweckessen vorüber, will ich mich glücklich preisen.

Treu lieb' ich Dich mein Schatz, doch nicht allein,
Du wirst mich ewig mit usw.

Ich werde abermals unterbrochen, und wollte Dir nur noch sagen, daß die Frauen diese Strophe zu meiner Entschuldigung zitieren.

Donnerstag, abends 6 Uhr.

Sonntag abend bin ich fest entschlossen, abzureisen, mich einen Tag in Elbing, einen Tag in Danzig, einen, vielleicht auch zwei Tage in Stettin aufzuhalten, bin also Montag über acht Tage bei Dir, mein Herz, wenn ich nicht nach Hamburg entwische, was eine Verzögerung von acht Tagen ausmachen würde.

Antworte mir nun auf diesen Brief poste restante Stettin. Denke recht viel an mich und lasse Deinen guten Geist mit mir sein, wie mein schlimmer ewig bei Dir ist.

Grüße, wer nach mir fragt, d. h. Dein ganzes Haus, und küsse mir den Zaunkönig tüchtig ab. Dein Georg.

Du mein herztausiger Schatz! Berlin, den 2. Dezember 1842, abends.

Ich möchte jetzt den ganzen Tag verträumen, nur um immer wie in den letzten Morgenstunden durch Deinen Gruß geweckt zu werden. So einen herzigen Brief wie dieser, den ich heut empfangen, schreibt kein anderer, als mein Schatz, ach, ich hab' Dich auch so lieb, so unaussprechlich lieb dafür, daß Du von Glück sagen kannst, fern zu sein, ich glaub', ich drückte Dich zu Tode. Zehn Tage bist Du nun fort, das ist lange, und doch welch eine kurze Zeit im Verhältnis zu den vier vollen Monaten der Trennung, die uns bevorstehen. Dazwischen liegt freilich ein Wiedersehn, so sonnig, so schön, daß ich mich selbst darum beneiden könnte. Was Du mir über Königsberg schreibst, interessiert mich umso mehr, als ich bis jetzt vergebens in der Königsberger Zeitung nach einigen Worten über Dich gesucht hab'. — Wenn Du mir so schreibst wie heute über Deine heiligsten Interessen, dann gefällst Du mir am allerbesten. Wenn ich es jedem Deiner Worte anfühle, daß Du Mann bist, Mann des Volkes, der Freiheit! ich wollte, man könnte bei uns das eine gleichbedeutend dem andern finden. Nein, ich werde Dich nicht hemmen, ich könnte es nicht, denn Du bist ein Schweifstern, dessen Lauf ein Weib nicht hindern könnte; sei auch unbesorgt, Du wirst eine Marseillaise finden, wenn Du willst, und mehr als diese. Einer von uns beiden schreibt sie, wenn nicht Du, so ich! Sieh mal, wie das kleine Persönchen sich breit macht, aber mir scheint's, ich könnte, seit ich Dich liebe, alles, mein Inneres ist jetzt so unbändig, da sieht man, daß der Liebeszustand der naturwahrste ist, denn er macht revolutionär. Die andern meinen, unsere Liebe gleiche der Schöpfung, die auch am siebenten Tage vollendet gewesen — vollendet ist sie aber noch nicht, o, es muß noch ganz anders werden, sie muß noch Taten erwecken — laß mich nicht denken, daß es bei Dir ein Schwächerwerden geben kann. Was wäre das für Liebe, die durch Gewohnheit beruhigt oder irgend beeinflußt würde. Ich hab' mich nie der Gewohnheit untertänig gemacht, sie hat in keiner Beziehung auf mich einwirken können, wird's und kann es nie zwischen Dir und mir. Ich bin diesen Morgen vor dem Zeichnen bei einer Braut gewesen, die eben getraut worden und dann nach dem Rhein reisen sollte, um dort zu bleiben. Die Braut war krank und sehr traurig. — Sie heiratet ihren Schwager. Mir machte dies alles einen schrecklichen Eindruck, ich dachte unwillkürlich an uns, ob Du wohl, wenn ich stürbe, Dir eine andere Frau nehmen würdest. Fort mit den Gedanken. —

Im Mai, im Mai, mein Schatz, wenn Frühlingsauferstehen ist, dann holst Du Dein Mädchen ins Alpenland, und wäre es bis ans Ende der Welt, ich folgte Dir mit tausend, tausend Freuden. Heute abend wird wohl Duncker mit der Braut kommen, und nachher muß ich tüchtig Polnisch lernen, weil morgen wieder Stunde ist. Gingen die Posten regelmäßiger, schriebe ich nach Königsberg, aber bei dieser Ungewißheit kann ich es nicht wagen. Dein bißchen Sehnsucht, so wenig es auch sein mag, ist mir sehr lieb gewesen, und merkwürdig dazu. Ich glaub', außer meiner Freundin bist Du der erste Mensch, dem es etwas bange wird nach mir. Wann kehrst Du heim, mein Schatz? Vielleicht morgen über acht Tage?

Schreib's mir ja zuvor, überrasche mich nicht, Du weißt, ich bin glücklicher in der Vorfreude.

Nun hast Du schon die See gesehen, und vielleicht gar im Sturm, denn dies ist die Zeit. — Ich liebe das Meer am meisten, wenn es aufgeregt ist. Bewegung ist sein Element, Ruhe seine Krankheit. Gleicht's nicht auch Dir? Wenn Du Dich ganz vergißt über der Idee, wenn Dein Herz ein weitgeöffnet Feld für die leidende Menschheit, jeder Atemzug einer Träne gleicht um Dein gefesselt Volk, jedes Wort einem flammenden Befreiungsschwerte — dann, dann bist Du meine Welt, mein Schatz, dann möcht ich vor Dir knien, und diese Lust kommt mir sonst nie, weil Du mir wie die sichtbare Freiheit erscheinst. Ich vertiefe mich wieder, und es ist Zeit, zu schließen, wenn sonst dieser Brief noch auf die Post soll. Leb' wohl, leb' wohl, mein einzig Lieb, leb' wohl auf kurze Zeit! Kennst Du das Lied? Ach, daß ich Dich eine Sekunde hier hätte, daß Du mir's anfühlen könntest, wie Du mein alles, alles bist. Auf Wiedersehen, mein Schatz! Deine Emma.

Mein bester Schatz! [Königsberg], 4. Dezember 1842.

Ich komme hier kaum zur Vernunft, zur Gesundheit gar nicht. Glaube mir, ich werde froh sein, wenn ich wieder ein paar Tage ruhig bei Dir zubringen kann. Daß es nur ein paar Tage sind! Daß man erst die verfluchten Pfaffen und tausend andere Geschichten nötig hat, um sich heiraten zu dürfen. Warum soll ich Dich nicht gleich mit mir nehmen? Ist auch Verstand darin? Es wird keine zehn, keine drei Jahre mehr dauern, und es wird eine Menge kleiner Gemeinden geben, die offen ihren Austritt aus dem Christentum und Judentum erklären werden, und, da sie nicht länger Heuchler sein wollen, Taufe, Abendmahl und kirchliche Ehe abschwören. Ich kenne z. B. hier schon die Menschen, die das in kürzester Frist zu tun entschlossen sind.

Vorgestern fand mir zu Ehren und zum Schrecken des hiesigen Oberpräsidenten der in allem Ernste glaubte, sein Schloß solle gestürmt werden, ein großes Festmahl (von zirka 150 Personen, soviel eben Platz hatten) statt, an dem anfänglich auch die Frauen teilnehmen sollten und wollten, was jedoch später unterblieb.

Verse und Prosa die Menge, im ganzen ein guter Geist und der Philister hingerissen. Crelinger begrüßte mich mit einer guten furibunden Rede, Professor Lengerke mit einem Gedichte. Die Musikanten in königlicher Uniform spielten die Marseillaise und die Patrioten sind sehr zufrieden. Es soll dies das erste politische Diner gewesen sein, und als solches ist es wirklich gut ausgefallen. Die Polizei hat Respekt bekommen und befohlen, während meiner Anwesenheit niemand zu arretieren, wenn es auch Exzesse geben sollte. Auch Dein Schatz hielt eine Rede und trug die Lerche vor; man war höchlich erbaut und begeistert. Auf Dich fielen gleichfalls Toaste: den besten lege ich Dir bei, und habe Auftrag, Dich von dem Verfasser bestens zu grüßen. Wie es mich freut, daß man überall auch Deiner gedenkt! Tausenderlei Gerüchte zirkulieren nun natürlich über dieses Diner.

Jacoby brachte einen Toast auf den Bund der freien Männer, und nun wollen die Esel schon von einer geheimen Verbindung etwas wissen.

In Danzig finde ich hoffentlich einen Brief von Dir poste restante vor. Morgen will ich an die See. Mittwoch reise ich von hier und bin Samstag in Stettin, wo ich ebenfalls einen Brief vorzufinden hoffe, poste restante. Vielleicht schreibe ich Dir Mittwoch noch einmal von hier aus, jedenfalls aber von Stettin, um Dir den Tag meiner Ankunft in Berlin zu melden. Von Zürich habe ich Briefe erhalten, noch enthalten dieselben aber keine Antwort auf meinen letzten Brief, denn sie sind zehn Tage unterwegs geblieben. Allerlei Vermutungen dagegen und Anspielungen.

Laß mich in Danzig und Stettin nicht vergebens nach einem Brief fragen.

Bleibe mir gut, behalte mich lieb!

Grüße alle! Dein Georg.

Sonntag früh. Kann ich besseren Gottesdienst halten, als Dir schreiben?

Berlin, den 4. Dezember 1842. Mitternacht.

Mein geliebter Georg!

Endlich finde ich eine ruhige Stunde, Dir zu schreiben; den ganzen Tag war ich wie ein gejagtes Reh, morgens von Visiten, mittags von einem Diner und abends wieder von Besuchen dergestalt heimgesucht, daß ich Mühe hatte, meinen Unmut zu bergen. Inmitten all' dieser Sonntagsunruhe trafen Deine beiden Briefe zu gleicher Zeit ein und ich schickte mich augenblicklich an, die 15 Exemplare Deines Porträts unter Crelingers Adresse nach Königsberg zu befördern. In wie tausendfältige Stimmungen Deine Nachrichten mich diesmal versetzt, kann ich Dir kaum beschreiben. Die erste war eine unendliche Freude, denn mich dürstete nach einem Worte von Dir, so sehr, wie bisher noch nie. Ich glaube, wäre ich ohne diese Zeilen geblieben, ich wäre ganz melancholisch geworden. Wohl zehnmal hab' ich sie an die Lippen gedrückt, kamen sie doch von Dir. Als ich nun endlich las und wiederholte, konnte ich mich eines tiefen schmerzlichen Gefühls jedoch nicht erwehren. Du ahntest nicht, wie viel Bitteres es für mich hat, zu wissen, daß Du von allen Seiten wegen Deiner Verbindung mit mir leiden mußt, oder Dich einer schiefen Beurteilung aussetzest. Verdenken kann ich es den Leuten nicht, wenn sie an mich den gewöhnlichen Maßstab anlegen, wodurch hätte ich denn ein günstigeres Urteil mir schon verdient, und sind nicht die meisten Frauen eher Blei als Flügel für die Männer? Du mußt deshalb auch gerecht sein und es ihnen nicht verargen, wenn alle, die ihr Hoffen bis jetzt auf Dich gesetzt, diesen Schritt nicht gut heißen. Glaube es mir, Georg, wäre meine unermeßliche Liebe und die innerste Teilnahme an denselben Interessen mir nicht eine Bürgschaft dafür, daß ich Dich der Welt noch schöner erhalten werde, ich sagte Dir noch heute: vergiß mich — laß jede Nebenrücksicht schwinden, denk' nicht zurück an das, was Du zurückläßt und wie es zurückbleibt. Was ist denn auch das Geschick des einzelnen gegen den Mord, den Du an Deinem Volke begehst? Ich schreibe Dir dies, damit

es Dir Erleichterung sein mag, wann selbst Dich ein Zweifel, ob Du gut getan, durchbeben sollte. Kommt er, und wäre er noch so leise, dann schicke mir diesen Brief, und ich werde Dich noch im tiefsten Grunde meines Herzens segnen, daß Du mich verstanden und nicht geglaubt, ich wolle Dich für mich, sondern mich ganz hingeben, damit die Welt Dich um so reicher besitzen möchte. Ein Weib kann viel, unendlich viel, wenn es liebt, und Deine Emma kann lieben, magst es schon glauben, mein Georg. Laß durch nichts in der Welt Dich binden, als durch Deine höchste innere Wahrheit — führt die Dich zu mir, glaubst Du durch mich ihr näher — dann bleib' bei mir bis zur letzten Stunde; entferne ich Dich von Deinem Ziel und wär' es nur um eines Zolles Länge — so schicke mich fort.

Meine Liebe bleibt dir, die kannst Du nicht mehr entfernen, Du müßtest mich denn zuvor erst töten und selbst dann, denke ich mir, müßte sie wie ein Phönix aus der Asche erstehen. Verzeih', wenn ich so aufgeregt schreibe, aber ich kann nicht anders, ich bin es und mag Dir's nicht verbergen. —

Was Du von Königsberg schreibst, übertrifft wahrlich jede ordentliche Vorstellung von Dummheit und Infamie. Also nicht einmal ein Ständchen! Bald werden sie es von Regierungswegen verbieten, einander zu lieben und zu hassen; aber es ist ganz gut, ich wollte, es käme noch ganz anders, damit endlich die alten, festgepanzerten Nachtmützen ihnen von den devoten Köpfen fielen. — Das ist ein Lumpenpack! Dein Besuch beim König fängt mich übrigens auch schon an zu ärgern, denn man wird ihm andere Motive unterlegen. Ist es denn nicht ein alltäglich Ding, daß selbst liberale Leute von der Pest der Hofluft angesteckt werden? Wie viele werden nicht aussprengen, daß Du nicht der guten Sache halber, sondern weil dich die Gunst des Königs gerührt, dorthin gegangen. Schlag' Dir's übrigens aus dem Sinn, mein Schatz, das Reden dauert eine Weile, bis etwas Neues die Aufmerksamkeit fesselt. Liszt, der im Februar erwartet wird, hilft Dein Andenken bei der Menge schon verdrängen. Übrigens ist er wieder neu dekoriert worden in Weimar. Auf die Komposition Deiner Lieder freue ich mich. Ich habe heut abend Dein Reiterlied, von Krüger komponiert, mit Leidenschaft gesungen. Hätt' ich Dich nur erst wieder, ach, mir bangt ganz unbeschreiblich nach Dir!

Ob Du doch nach Hamburg reisen wirst? Warum kann ich Dich nicht begleiten? Nur zweimal hätte ich Dich jeden Tag sprechen mögen, ehe Du von Besuchen gefoltert, und dann, wenn alles fort und du den langen Tag in der stillen Nacht noch einmal an Deiner Seele vorüberziehen ließest. Du sagtest einmal im Scherz zu mir: Du bist Hypochonder! Ich glaub', Du hast recht, wenigstens heute, darum tue ich wohl besser, eine Pause zu machen, Dich nicht noch mehr zu verstimmen, als Du ohnehin es bist. Jacoby möchte ich kennen und würde viel darum geben; kommt er nicht nach Berlin? — Gestern war hier eine Gesellschaft von Studenten bei Gustav, wollte Gott, sie hätten einen vernünftigen oder unvernünftigen Toast ausgebracht. Anekdoten und dummes Zeug figurierten, zum Schluß wurde bis zum Morgen gesungen: Integer vitae – Gaudeamus usw. Ich hörte noch bis in den Traum hinein die Bierstimmen. Wie wenige unserer jungen Leute haben

Leidenschaft, oft könnte ich weinen, so schmerzt mich diese Schlaffheit. Dieses so ganz Durchglühtsein von einer großen Idee, und Gut und Blut dafür opfern, wie selten! Alles treiben sie wissenschaftlich. Jacoby also will sich nie verheiraten? Ach, laß mich heut enden, es zieht wieder finster auf! Schlaf mir wohl, mein Schatz, der bleibst Du immer, wie's auch kommen mag, wenn ich selbst nicht die Deine bleiben dürft' — ich kann nicht weiter.

Den 5. Dezember.

Guten Morgen, mein Herz! Dein Bild hat tüchtig durch meinen Traum gespukt. Es war, als sollte unsre Hochzeit sein, Du ließest Dich aber statt mit mir mit Fanny trauen und ich blieb allein zu Hause. Wie findest Du den Unsinn?

In einer halben Stunde will ich reiten, später muß ich das Porträt von Marie Ebert anfangen, was wohl alle hellen Stunden in Anspruch nehmen wird. Jedenfalls schreib' ich Dir regelmäßig jeden Tag nach Stettin, denn das ist ja mein einziger Trost. Die Königsberger Zeitung meldet gar nichts von Dir, wohl aber von dem gefährlichen Übergang über die Weichsel. Daß ich Christophorus wäre und Dich hinübertragen könnte! Ich mag, was ich gestern nacht geschrieben habe, nicht wieder durchlesen, es wird gewiß sehr aufgeregt sein, denn mein Herz schlug, als sollte es zerspringen. Mag es Dich nicht zu sehr verstimmen, nimm es, wie es zu nehmen ist. Der Vesuv schleudert seine Lavamassen ohne Rückhalt aus, so auch ich vor Dir die meinen. Ich will nicht für ein Ideal von Dir gehalten, noch als etwas Besseres von Dir geliebt werden, als ich bin. — Was wäre denn Liebe, wenn sie um dieser oder jener Eigenschaft wegen erstürbe? Gestern habe ich von einem Theologen eine Friedenshymne, uns beide betreffend, erhalten. Der gute Mensch freut sich, daß nun das Schwert in die sanfte Zither verwandelt wird. Das ist ein arger Irrtum! Ich kann Dir's nicht genug aussprechen, wie lieb es mir ist, in die Schweiz zu kommen und all' dies Philistervolk zurücklassen zu können. Mir liegt Berlin auch schon wie Ballast auf dem Herzen. Ja, laß uns fort in das Alpenland. Zuweilen, wenn meine gute Stunde aufgegangen und ich mich mit Dir vereint träume, unser Leben nur Du und ich, dann wird mir so groß, so überselig, das ganze Glück überflutet mich. Wir wollen vereint die Blitze in die Welt schleudern, ach, und ich will ihnen beweisen, was eine Frau tun kann, wenn sie ihr eigen Ich beiseite setzt, mit andern Worten ist das wohl gleichbedeutend mit dem einen — wenn sie liebt! Gestern in der Gesellschaft wollte mir ein Herr Liebert ein Empfehlungsschreiben für Dich geben, im Falle Du nach Hamburg gingest. Ich habe es entschieden abgelehnt, da die Person durchaus uninteressant und Du höchstens ein langweiliges Diner dadurch mehr zu verdauen gehabt hättest. Ohnehin denk' ich, hast Du mehr als zuviel Bekannte dort und bedürftest nicht eines Zettels, um Dich wo Du wolltest einzuführen. Der kleine Zaunkönig hat mich gestern mit den Worten: „Die Lerche war's, nicht die Nachtigall, die eben am Himmel geschlagen," empfangen. Er läßt Dich grüßen und wiederholt dieselbe Bitte, Du möchtest bald wieder kommen! Diese Vorlesungen über höhere Geselligkeit denke ich mir unerträglich! Gewiß ist das ein

Ästhetiker. Ich weiß nicht weshalb, aber ich habe jetzt eine starke Antipathie gegen die Schöngeister, gewöhnlich sind es so entmarkte Gesellen. Außerdem kann ich Vorlesungen für Frauen und Männer nicht leiden! — Es ist selten was Kluges, es ist immer von allem ein wenig, ich habe genug von dieser Art genossen. Bertha Stich wohnt in Hamburg; wirst Du die auch aufsuchen? Sie ist eine hübsche, aber wenig bedeutende Erscheinung. Du bist doch ein Engel, daß Du mir so oft schreibst, ich hätte es Dir wahrlich nicht zugetraut, daß Du so viel Lust und Muße finden würdest. Ich hoffte, in der Zeitung Deine an die Studenten gerichteten Worte zu finden, aber alles schweigt. Heute werd' ich nun wohl nichts mehr von Dir hören, als was ich mir selbst erzähle. — Leb' denn wohl! All' meine Gedanken sind mit Dir, wo sollten sie auch anders sein. Ein junger Schweizer, der unsere Verlobungsnachricht bekommen, hat mir gestern einen ganz seligen Brief geschrieben, worin er unter anderem schreibt: Ich wagte nach der Nachricht zuerst gar nicht auszugehen, in der Furcht, allen Leuten vor Freude um den Hals zu fallen. — Die Jugend ist zufrieden, aber Deine Freunde! Wenn ich es doch erst beweisen könnte, ich brenne danach.

— Vergiß mich nicht, mein Leben hängt an Deinem treuen Gedenken.

Deine Emma.

Mein lieber Schatz! Berlin, den 6. Dezember 1842. Nach Mitternacht.

Was ich Dir schreiben will, weiß ich noch nicht, wohl aber, daß ich Dir schreiben muß, obschon die Sehnsucht nach Dir all' meine Gedanken lähmt. Wie bleibst Du noch lange! — Morgen abend hab' ich Dich vierzehn Tage nicht gesehen, so kleine Zeit für Glückliche, so unerträglich lang, wenn man sie getrennt von seinem Lieb zubringen muß. Was Heimweh heißt, hab' ich in dieser kleinen Vergangenheit erfahren. Wohl muß des Schweizers Sehnsucht nach seinen Alpen groß sein, größer aber ist die nach einem geliebten, fernen Wesen. — Dein Herz ist meine Schweiz, Deine Liebe ist mein Alpenland, von dem ich weit, weit hinaus ins Alpenland schaue. Wenn ich bei Dir bin, dünkt mich alles größer, freier — hier, ohne Dich, verdumpfe ich. Mach', mein Schatz, daß ich meine Höhen bald erklimmen kann. Du willst nach Hamburg, bist vielleicht schon gar unterwegs mit irgend einem russischen Dampfboote von Elbing aus dorthin abgesegelt. Zwei Tage habe ich keine Nachricht von Dir, weiß also nicht, ob Du Deinen Entschluß schon ausgeführt. Solltest Du aber bis Stettin reisen und vielleicht den Plan haben, von dort durch Mecklenburg nach Hamburg zu gehen, dann rate ich Dir entschieden ab; dieser Weg soll entsetzlich sein und Dir weit mehr Zeit nehmen, als wenn Du durch Berlin kämest. Einer unserer Bekannten hat ihn vor nicht langer Zeit gemacht und kann nicht genug von den Widerwärtigkeiten des Weges erzählen. Chaussee ist nur stellenweis in Mecklenburg, wo außer den Ochsen nichts gedeiht; tu' mir's also zulieb und wähle nicht diese Straße, wo Du auf drei Meilen oft acht Stunden in der Kälte zubringen mußt. Erzählen kann ich Dir nichts. Mein Leben ist von außen her ziemlich einförmig, desto reicher aber von innen, nur schade,

das, was es hellt und ihm ewigen Wechsel gibt, läßt sich schwer in Worte fassen. Für die höchsten Seelenstimmungen genügt ja aber selten der Ausdruck, nur die auf gleicher Höhe stehen, in demselben Wärmekreise, verstehen einander auch ohne Worte. Ich denke, Du bist in der Nähe, mein Georg — ich muß es denken, wenn ich ruhig bleiben will. Könnte ich mich doch in diesen Brief verwandeln, der so frei zu Dir kann. Auf meinem Erkerstübchen finde ich eben das Gedicht von Prutz an Dich: Wilde Rosen. Du zeigtest es mir eines Tages vorm Abschiede. Damals gefiel es mir wenig, ich fand viel gute Absicht, auch Wärme, aber keinen Schwung darin. — Dies alles fehlt mir heute auch, aber Gott weiß, ob ich genügsamer durch Deine Entfernung geworden, oder ob es nur deshalb mich fesselt, weil es an Dich innig gerichtet, es beschäftigt mich ein wenig. Schlaf' wohl, mein liebes Herz, morgen fahre ich fort. Im wunderschönen Monat Mai! Das wird ein Leben geben, mein herzinniger, lieber Schatz. Wir wollen zeigen, was zwei Leute können, die zu derselben Fahne schwören, es ist keines Menschen Kraft zu gering, um das gewaltige Rad in Bewegung zu setzen, und die Begeisterung hat Riesenkräfte; oder weckt Riesenkräfte auch in den Frauen.

Wenn ich Dich nur ganz glücklich mache!?

Mein liebster Schatz! Berlin, den 8. Dezember 1842. Abends 6½ Uhr.

Zwei prächtige Briefe, der eine von Follen, der andere von Frau Schulz, sind eben bei mir eingelaufen. Der Morgen brachte mir einen von Dir; also welch ein Sonnenaufgang nach so langer, schwerer Dämmerung von drei Tagen. Beide Züricher Briefe schließen tausend Grüße für Dich ein, und hätte mir die Lust gefehlt, Dir dorthin zu folgen, sie wäre mir durch Follens Zuruf geworden. Die Bahn wäre nun gebrochen; jetzt heißt es, das Feld behaupten, und dazu mag mir Gott und meine Liebe verhelfen, was ja im Grunde eins ist. Follen hat Angst, ich könne ihm die freie Rennbahn ritterlichen Streites zwischen Dir und ihm versperren wollen — davor mag mich der Himmel bewahren — nur wo Streit ist, ist Leben, nur wo Leben, Fortschritt, und vor dem Rückschritt wie vor dem Frieden wird uns schon die Zukunft bewahren; nicht so, mein lieber Schatz? Also Samstag in Stettin, und wann bei mir? Lauert die Hamburger Reise immer noch wie ein Gespenst im Hintergrund? Oder gibst Du sie auf und bleibst über das Fest bei mir? Denke an vier Monat Trennung, so recht denk' daran, und dann mach' erst Deine nächsten Pläne. Du bist ein grausamer Schatz! Wenn Du aber irgend hoffen darfst, nützen zu können in jener goldaristokratischen, unfreien Stadt, dann geh' in Gottes Namen, und kehr' Dich weder an mein Verlangen, noch an Deinen leisen Wunsch, und die Götter, die Dich glücklich in jene Freiheitsruinen geleiten, werden Dich doch endlich auch in meine Arme zurückführen. Wüßte ich übrigens, wo das Zauberkraut wächst, dessen Saft die Sehnsucht nach der Geliebten bewirkt, so sehr ich Feind aller Hexenmittel und der blassen Romantik bin, ich tröpfelte Dir bei Nacht heimlich etwas davon ein, denn daß ich eine gehörige Dosis unschuldigerweise davon zu mir genommen, ist mehr als sicher. Du hattest Dir einen

Brief nach Stettin bestellt, und erhälst drei, nimm's nicht übel, mein Herzliebster. Der Toast von Walesrode macht mir Freude, hab' Dank für die Abschrift, ich möchte, die guten Leute kämen alle zu unserer Hochzeit. Follen mußt Du mir mitbringen; Dir tut er ja alles zuliebe. Was das unselige Warten auf die pfäffische Weihe betrifft, so magst Du nur glauben, daß sie mir ebenso entbehrlich für uns scheint, als Dir, aber es geht diesmal nicht anders, später wollen wir's nach eigenem Fürsehn halten, mein Herz. Was übrigens den einzelnen Firlefanzerei erscheint, kann deshalb der Menge noch nicht entzogen werden, nur sollte es jedem freistehen, seine Ehe kirchlich oder auf weltlichem Wege zu vollziehen, der Zwang ist das Abgeschmackte. Steht mir der Sinn danach, schreibe ich morgen noch einmal, geht's weder mit Laune noch mit Zeit, so wird Dir dieser Brief wohl den Freudenruf meines Herzens, der unserem Wiedersehen gilt, laut entgegentragen. Zum Lieben fehlt mir aber weder Zeit noch Stimmung. Dies eine aber halte fest, und magst es nie verlieren. Deine Emma.

Danzig, Sonnabend [wahrscheinlich den 10. Dezember 1842].

Meine liebe Emma!

Heute früh bin ich endlich in Danzig angekommen, wo ich's jedoch nur bis heute abend um 7 Uhr auszuhalten im Sinn habe. Kaum bleibt mir in einem Kaffeehaus soviel Zeit, um diese Linien Dir zu senden, die Dir melden sollen, daß ich Mittwoch mit dem letzten Eisenbahnzug, der mit der Post konkurriert, von Stettin aus in Berlin eintreffen werde. Erkundige Dich, wenn Du Lust hast, wie es sich mit dieser Geschichte verhält und erwarte mich, wenn Du Lust hast, im Bahnhofe, der, soviel ich mich erinnere, nicht sehr weit vom Schloßplatze entfernt liegt. Die See habe ich gesehen, will Dir aber nichts darüber schreiben. Ich habe nun doch eine Art Heimweh nach Dir bekommen und muß meine Reise beschleunigen.

Behüt' Dich Gott! Auf Wiedersehen. Dein Georg.



Gespenster/ von Lafcadio Hearn



Das Hokkekyo erzählt von einem Buddha, der selbst die Gestalt eines Kobolds annahm, um solchen zu predigen, die nur durch einen Kobold bekehrt werden konnten. Und in eben dieser Sutra findet sich die Verheißung des Meisters: „Wenn er einsam in der Wüste weilt, werde ich Kobolde in großer Zahl dahin entsenden, ihm Gesellschaft zu leisten." Das Verblüffende dieser Verheißung wird einigermaßen modifiziert durch die Versicherung, daß auch Götter dorthin entsendet werden sollten. Aber wenn ich je ein Heiliger werden sollte, möchte ich mich wohl hüten, mich in der Wüste niederzulassen, denn ich habe japanische Kobolde gesehen, und sie haben mir durchaus nicht gefallen.

Kinjuro, der Gärtner, zeigte sie mir gestern abend. Sie waren zum Matsuri unseres Ujigami (dem Tempel unseres Sprengels) zur Stadt gekommen, und da es am Abend des Festes mancherlei kuriose Dinge zu sehen gab, machten wir uns bei Anbruch der Dunkelheit auf den Weg zum Tempel, Kinjuro mit einer angezündeten Papierlaterne, auf der mein Abzeichen gemalt war.

Es hatte am Morgen stark geschneit, aber jetzt war der Himmel und die scharfe, stille Luft diamantklar. Indem wir so auf dem festen Schnee dahinschritten, der unter unseren Füßen angenehm knirschte, kam es mir in den Sinn, zu fragen: „Sage, Kinjuro, gibt es einen Schneegott?"

„Ich weiß es nicht", erwiderte Kinjuro. „Es gibt viele Götter, die ich nicht kenne, und niemand kann die Namen aller Götter kennen. Aber es gibt die Yuki-Onna, die Schneefrau."

„Und was ist die Yuki-Onna?"

„Sie ist die weiße Frau, die die Gesichter im Schnee macht. Sie tut niemandem etwas zuleide, aber sie macht die Menschen bange. Bei Tage hebt sie nur sachte den Kopf und erschreckt die einsamen Wanderer, aber bei Nacht streckt sie sich oft höher empor als die Bäume, blickt darauf eine kleine Weile um sich und fällt dann in einem Schneeschauer zu Boden."

„Wie sieht denn ihr Gesicht aus?"

„Über und über weiß, — es ist ein ungeheures Gesicht — und es ist ein einsames Gesicht."

(Das von Kinjuro angewendete Wort war samushii, dessen gewöhnliche Bedeutung „einsam" ist. Aber eigentlich wollte er wohl sagen „unheimlich.")

„Hast du sie je gesehen, Kinjuro?"

„Nein, Herr, ich selbst sah sie nie, aber mein Vater erzählte mir, daß, als er einmal in seinen Kinderjahren über den Schnee in des Nachbars Haus laufen wollte, um dort mit einem anderen kleinen Jungen zu spielen, er unterwegs ein großes, weißes Gesicht aus dem Schnee auftauchen sah, das unheimlich um sich blickte. Laut schreiend floh er heim. Alle Hausgenossen liefen hinaus, um nach

dem Gesicht zu schauen, aber es war nichts da als Schnee, und nun wußten sie daß er die Yuki-Onna gesehen hatte."

„Und sehen sie die Leute auch jetzt noch manchmal, Kinjuro?"

„Ja, die Leute, die die Pilgerfahrt nach Yabumura machen, in der Periode, die Dai-Kan heißt und die die Zeit der größten Kälte ist, bekommen sie manchmal zu sehen."

„Was ist dort in Yabumura, Kinjuro?"

„Dort ist der Yabu-jinja, der ein uralter und berühmter Tempel des Yabu-no-Tenno-San ist, — des Gottes der Erkältungen, Kaze-no-Kami. Er liegt hoch oben auf einem Hügel fast neun Ri von Matsue. Und das größte Matsuri dieses Tempels wird am zehnten und elften Tage des zweiten Monats abgehalten. Und an diesem Tage kann man gar seltsame Dinge sehen, denn jeder, der sich eine böse Erkältung zugezogen hat, betet zu der Gottheit von Yabu-jinja, sie zu kurieren und tut ein Gelübde, nackt und bloß eine Wallfahrt nach dem Tempel zu machen."

„Nackt?"

„Ja; die Pilger tragen nur Waraji (Strohsandalen) und ein kleines Tuch um die Lenden. Und eine Menge Männer und Frauen gehen nackt durch den Schnee zum Tempel, obgleich der Schnee um diese Zeit sehr tief ist. Und jeder Mann trägt als Gabe für den Tempel ein Bündel Gohei (Papierschnitzel) und ein blankes Schwert, und jede Frau einen Metallspiegel. Und im Tempel empfangen sie die Priester und vollziehen seltsame Riten. Denn nach einer alten Sitte ziehen sich die Priester an wie Kranke, legen sich nieder und stöhnen und ächzen und schlucken Tränklein, die nach chinesischen Vorschriften aus Pflanzen bereitet wurden."

„Aber sterben nicht manche Pilger an den Folgen der Kälte, Kinjuro?"

„Nein; unsere Landleute in Izumo sind abgehärtet. Überdies laufen sie so schnell, daß sie ganz warm bei dem Tempel anlangen, und vor ihrer Rückkehr ziehen sie dicke warme Kleider an. Aber manchmal sehen sie unterwegs die Yuki-Onna."

Wie zum Miya führende Straße erstrahlte zu beiden Seiten im Lichtglanz einer Zeile von Papierlaternen, die mit heiligen Symbolen bedeckt waren. Der ungeheure Tempelhof war in eine Stadt fliegender Zelte, Verkaufsbuden und Schaubühnen umgewandelt worden. Trotz der Kälte war das Gedränge sehr groß. Es schien, als ob zu all den üblichen Attraktionen eines solchen Matsuri noch eine Anzahl ganz besonderer Überraschungen in Aussicht wäre. Unter den gewöhnlichen Lockmitteln vermißte ich bei diesem Feste nur das Mädchen mit dem Obi (Gürtel) aus lebendigen Schlangen, — offenbar war es für die Schlangen zu kalt geworden. Aber da wimmelte es von Wahrsagern und Spaßmachern, Akrobaten und Tänzern, — da gab es einen Mann, der Figuren aus Sand machte und eine Menagerie mit einem Emu aus Australien (neuholländischer Strauß), und ein paar ungeheure Fledermäuse von den Loo Choo-Inseln, — dressierte Fledermäuse, die allerlei Kunststücke machen konnten. Ich bezeigte den Göttern meine Ehrfurcht, kaufte einige merkwürdige Spielsachen, und dann begaben wir uns zu den Kobolden.

Man hatte sie in einem großen Gebäude untergebracht, das bei bestimmten Anlässen solchen Unternehmern überlassen wurde.

Das in kolossalen Schriftzeichen gemalte Schild „Iki-Ningyō", deutete den Charakter der Ausstellung an, denn Iki-Ningyō („Lebende Bilder") entsprechen ungefähr unserem Wachsfigurenkabinett. Aber die ebenso realistischen japanischen Schöpfungen sind aus weit billigerem Material hergestellt. Nachdem wir zwei hölzerne Billette für einen Sen gekauft hatten, traten wir durch den Vorhang und befanden uns in je einem langen, mit Buden besäumten Korridor, oder eigentlich in mattenbedeckten Gelassen, etwa in der Ausdehnung kleiner Zimmer. In jedem solchen, dem Zweck entsprechend szenisch dekorierten Raum, befand sich eine Gruppe lebensgroßer Figuren. Die Gruppe zunächst dem Eingang, — zwei Samisen-spielende Männer und zwei tanzende Geishas, schien mir keine rechte raison d'être zu haben, bis ich durch Kinjuro aus dem Anschlagzettel erfuhr, eine der Figuren sei lebendig. Vergeblich spähten wir nach einem verräterischen Atemhauch oder einer sonstigen Regung. Plötzlich aber lachte einer der Männer laut auf, schüttelte den Kopf und begann zu spielen und zu singen. Die Täuschung war so vollkommen, daß man an seinen Augen hätte irre werden können.

Die übrigen Gruppen, vierundzwanzig an der Zahl, waren jede in ihrer Art von außerordentlicher Wirkung; die meisten veranschaulichten berühmte Volkssagen oder heilige Mythen: Überlieferungen von feudalem Heroismus, dessen Erinnerung jedes japanische Herz im tiefsten bewegt; Legenden kindlicher Pietät, buddhistische Mirakel und Geschichten der Kaiser waren zumeist die Themen. Manchmal jedoch war der Realismus brutal wie z. B. in einer Szene, wo eine Frauenleiche, deren Hirnschale von einem Schwerthieb zerschmettert war, in einer Blutlache lag. Für diesen grausigen Anblick wurde man nicht einmal durch die wundersame Auferstehung der Toten im anstoßenden Gelasse entschädigt, wo man sie sehen konnte, wie sie in einem Nichiren-Tempel Dankgebete an die Götter richtete und an ihrem Mörder, der sich durch eine glückliche Fügung zu gleicher Zeit an demselben Ort eingefunden hatte, das Bekehrungswerk vollbrachte.

Am Ende des Korridors hing ein schwarzer Vorhang, hinter dem Wehgeschrei ertönte. Und über dem schwarzen Vorhang war ein Plakat angebracht, mit einer Inschrift, die jedem eine Belohnung verhieß, der auf dem Wege durch die Schreckensgeheimnisse keine Furchtanwandlung verraten würde.

„Herr," sagte Kinjuro, „da drinnen sind die Kobolde."

Wir schoben den Vorhang zurück und befanden uns auf einer Art Wiese zwischen Hecken. Und hinter den Hecken sahen wir Grabstätten, — wir waren auf einem Friedhof. Da waren wirkliche Pflanzen und Bäume und Sotobas und Hakas (Grabsteine) und die Wirkung war ganz natürlich. Da überdies der Plafond sehr hoch war und durch eine sinnreiche Gruppierung der Lichter unsichtbar blieb, schien oben alles Dunkelheit. Und dies gab einem die Empfindung, in der Nacht im Freien zu sein, ein Gefühl, das durch die frostige Luft gesteigert wurde. Hie und

da konnten wir unheimliche Formen unterscheiden, zumeist von übermenschlichen Dimensionen; einige schienen an nebelhaften Orten zu warten, andere über den Gräbern zu wallen. Ganz nahe von uns, über die Hecke zur Rechten hinausragend, stand ein buddhistischer Priester, der uns den Rücken zukehrte.

„Wohl ein Yamabushi, ein Teufelaustreiber?" fragte ich Kinjuro.

„Nein", sagte Kinjuro. „Sehen Sie doch, wie groß er ist. Nein, ich glaube, es muß ein Tanuki-Bozu sein."

Der Tanuki-Bozu ist die Priestergestalt, die der Kobold-Dachs (Tanuki) annimmt, um zur Nachtzeit verspätete Reisende ins Verderben zu stürzen. Wir traten näher heran und blickten ihm ins Gesicht. Es war ein Nachtalp, — dies sein Gesicht.

„Es ist wirklich ein Tanuki-Bozu", sagte Kinjuro. „Was geruht der Herr darüber zu denken?"

Statt zu antworten, sprang ich entsetzt zurück, denn das grausige Ding hatte plötzlich über die Hecke hinausgegriffen und mich mit einem Stöhnen gepackt. Dann fiel es kreischend und schwankend zurück. Es wurde durch unsichtbare Schnüre bewegt.

„Ich glaube, Kinjuro, dies ist ein widriges, abscheuliches Ding.... Aber nun kann ich wohl nicht mehr Anspruch auf den Preis machen."

Wir lachten und gingen weiter, um einen dreiäugigen Mönch (Mitsu-me-Nyudo) anzusehen. Auch der dreiäugige Mönch lauert zur Nachtzeit dem Unbesonnenen auf. Sein Gesicht ist sanft und lächelnd wie das Antlitz Buddhas, aber er hat ein tückisches Auge an der Spitze seiner Tonsur, das man erst sehen kann, wenn es schon zu spät ist, sich gegen ihn zu wehren. Der Mitsu-me-Nyudo holte nach Kinjuro aus und erschreckte ihn fast ebenso wie mich der Tanuki-Bozu.

Dann schauten wir die Yama-Uba an, die Bergamme. Sie fängt kleine Kinder und füttert sie eine Zeitlang, um sie dann zu verschlingen. Ihrem Antlitz fehlt der Mund, aber sie hat dafür einen an ihrer Schädelspitze unter den Haaren. Diese Yama-Uba streckte ihre Hand nicht nach uns aus, weil sie mit einem niedlichen kleinen Knaben beschäftigt war, den sie gerade im Begriffe war, zu verzehren. Das Kind war um die Wirkung noch zu erhöhen, entzückend hübsch gemacht.

Dann sah ich das Gespenst einer Frau in der Luft über einem Grabe schweben. Da dies in einer kleinen Entfernung war, konnte ich es gelassener beobachten. Es hatte keine Augen. Das lange Haar hing lose herab, das Gewand wallte so leicht wie Rauch. Mir kam ein Aufsatz einer meiner Schüler in den Sinn, in dem er feststellte: „Das Eigentümlichste an ihnen ist, daß sie keine Füße haben." Dann prallte ich entsetzt zurück, denn ich sah, wie das Ding ganz lautlos, aber sehr schnell durch die Luft auf mich zusteuerte.

Unsere weitere Reise zwischen den Gräbern war eine fortgesetzte Folge ähnlicher Erlebnisse, nur etwas heiterer gestaltet durch das Gekreisch von Frauen und das Gelächter von Leuten, die, früher selbst erschreckt, sich nun an dem Schreck der anderen ergötzten.

on den Koboldsen begaben wir uns in eine kleine Theaterarena, um zwei Mädchen tanzen zu sehen. Nachdem sie eine kleine Weile getanzt hatten, zog eines der Mädchen ein Schwert heraus, hieb damit der anderen den Kopf ab, stellte ihn auf den Tisch, wo er seinen Mund öffnete und zu singen begann. All dies war sehr hübsch ausgeführt, aber ich war noch ganz im Banne der Kobolde und fragte Kinjuro:

„Kinjuro, jene Kobolde, von denen wir die Ningyos sahen, glauben jetzt noch die Leute, daß sie wirklich existieren?"

„Nein, jetzt nicht mehr," antwortete Kinjuro, „wenigstens nicht die Stadtleute, — vielleicht ist es auf dem Lande anders. Wir glauben nur an den Herrn Buddha, wir glauben an die alten Götter und wir glauben auch, daß die Toten manchmal zurückkehren, um eine Grausamkeit zu rächen oder einen Akt der Gerechtigkeit herbeizuführen, aber wir glauben nicht all das, was früher geglaubt wurde. Herr," — fügte er hinzu, als wir eben zu einer anderen seltsamen Ausstellung kamen, „es kostet nur einen Sen, zur Hölle zu fahren, wenn es dem Herrn beliebt?"

„Sehr wohl, Kinjuro," sagte ich, „zahle zwei Sen, damit wir beide in die Hölle kommen."

nd wir traten hinter den Vorhang in ein weitläufiges Gemach, das von seltsamem lauten Sausen, Klirren und Klappern widerhallte. Diese Geräusche rührten von unsichtbaren Rädern und Scheiben her, die eine Schar von Ningyos auf breiten, etwa brusthohen Wandbrettern in Bewegung setzten. Diese Ningyos waren nicht Iki-Ningyos, sondern sehr kleine Püppchen, sie veranschaulichten alle Dinge der Unterwelt.

Die erste, die ich erblickte, war Sozu-Baba, die alte Frau des Gespensterflusses, die die Kleider der Seelen fortnimmt. Die Kleider hingen auf einem Baum hinter ihr. Sie war unheimlich groß, rollte ihre grünen Augen und knirschte mit ihren langen Zähnen, während das Schauern der kleinen weißen Seelen vor ihr wie Schmetterlingsbeben war. Mehr gegen den Hintergrund zu sah man Emma Dai-O, den großen König der Hölle, grimmig nickend. Zu seiner Rechten auf ihrem Dreifuß sah man die Köpfe der Zeugen, Kaguhana und Mirume, wirbelnd auf einem Rade kreisen. Zu seiner Linken war ein Teufel damit beschäftigt, eine Seele entzwei zu sägen. Daneben sah man Darstellungen aller Torturen der Verdammten. Ein Teufel war eben im Begriffe, einem an einen Pfosten festgebundenen Lügner die Zunge auszureißen. Er tat es langsam, kunstgerecht, ruckweise, — die Zunge war schon länger als der Körper des Gequälten; — ein andrer Teufel zermalmte eine andere Seele in einem Mörser und übertönte durch das Geräusch des Stoßens das Klirren aller Maschinen. Etwas weiter weg sah man einen Mann, der lebendig von zwei Schlangen mit Frauengesichtern verschlungen wurde. Eine Schlange war weiß, die andere blau. Die weiße war seine Frau gewesen, die blaue seine Konkubine. Alle im Mittelalter in Japan bekannten Torturen wurden von Schwärmen von Teufeln kunstgerecht angewandt. Nachdem wir all das Grausige gesehen, besuchten wir die Sai-no-Kawara und sahen Jizo mit einem Kind in

seinen Armen, umringt von einer Kinderschar, die vor Teufeln mit verzerrten Gesichtern und geschwungenen Keulen zu ihm flüchteten.

Die Hölle erwies sich jedoch als furchtbar kalt und während ich mir über die Unangemessenheit der Temperatur Gedanken machte, fiel es mir ein, daß ich in den verbreiteten buddhistischen Bilderbüchern über das Jigoku nie eine Darstellung von Höllenqualen durch Kälte gesehen hatte. Der indische Buddhismus erzählt allerdings von kalten Höllen. Es gibt beispielsweise eine, wo die Lippen der Sünder so gefroren sind, daß sie nur „Ah-ta-ta!" sagen können, — weshalb die Hölle Atata genannt wird. Und man erzählt von einer andern, wo die Zunge anfriert und wo die Sünder nur „Ah-baba!" aussprechen können, weshalb sie Ababa genannt wird. Und da ist auch die Pundarika, oder große weiße Lotoshölle, wo der Anblick der von der Kälte bloßgelegten Knochen „wie das Blühen weißer Lotosblumen" ist. Kinjuro glaubt, daß es dem japanischen Buddhismus zufolge, kalte Höllen gibt, aber er weiß nichts Gewisses. Und ich zweifle, ob die Idee dieser kalten Hölle für die Japaner etwas Furchtbares haben könnte. Sie äußern allgemein eine Vorliebe für Kälte und schreiben chinesische Gedichte über die Lieblichkeit von Eis und Schnee.

Von der Hölle führt uns unser Weg zu einer Laternamagica-Vorstellung, die in einem noch größeren und noch kälteren Raum stattfindet. Eine japanische Laternamagica-Vorstellung ist fast immer in mehr als einer Hinsicht interessant, aber hauptsächlich als Illustration der außerordentlichen nationalen Fähigkeit, westliche Erfindungen dem östlichen Geschmack anzupassen. Eine japanische Laternamagica-Vorstellung ist wesentlich dramatisch. Es ist eine Handlung, in der der Dialog von unsichtbaren Personen gesprochen wird, wobei der Schauspieler und die Szenerie nur leuchtende Schatten sind. Deshalb eignen sie sich ganz besonders für alles Spukhafte und Gespenstische, und Stücke, in denen Geister figurieren, sind die allerbeliebtesten.

Da es in der Halle bitterkalt war, hielt ich nur solange aus, bis eine Vorstellung vorüber war. Ihr Inhalt war folgender:

Erste Szene: Ein schönes Bauernmädchen mit ihrer bejahrten Mutter daheim hockend. Mutter weint krampfhaft, gestikuliert verzweiflungsvoll. Aus ihren abgerissenen, von Schluchzen unterbrochenen Worten erfahren wir, daß das Mädchen dem Kami-Sama irgend eines verödeten Tempels im Gebirge als Opfer geschickt werden muß. Dieser Gott ist ein böser Gott. Einmal jährlich schießt er einen Pfeil in das Strohdach eines Bauernhauses, zum Zeichen, daß er von der Lust angewandelt ist, ein Mädchen zu — essen! Schickt man das Mädchen nicht sofort hin, vernichtet er die Saaten und das Vieh. Mutter geht weinend und wehklagend ab, ihr graues Haar raufend. Auch Jungfrau geht ab mit gesenktem Kopf und dem Ausdruck lieblicher Resignation.

Zweite Szene: Vor einer Herberge an der Straße Kirschbäume in Blüte. Herein kommen Kulis, eine große Kiste wie eine Sänfte tragend, in der man das Mädchen vermutet. Deponierung der Kiste. Mitteilung der Geschichte an geschwätzigen Wirt. Edler Samural mit zwei Schwertern tritt ein. Fragt nach dem Inhalt der Kiste.

Vernimmt Geschichte von Kulis, wiederholt von redseligem Wirt. Ausbruch unwilliger Entrüstung. Beteuert, Kami-Sama seien gut, — verzehren keine Mädchen. Bezeichnet den sogenannten Kami-Sama als einen Teufel, — bemerkt, Teufel müssen getötet werden. Befiehlt, Kiste zu öffnen. Schickt Jungfrau heim. Steigt selbst in die Kiste und befiehlt Kulis bei Todesstrafe, ihn sofort zum Tempel zu tragen.

Dritte Szene: Kulis mit Kiste nahen dem Tempel durch Nacht und Wald. Kulis voller Furcht lassen die Kiste fallen und entfliehen. Kiste bleibt im Dunkel. Verschleierte Gestalt, ganz weiß, tritt ein. Ächzt jämmerlich — stößt entsetzliches Geheul aus. In der Kiste rührt sich nichts. Gestalt schlägt den Schleier zurück und zeigt ihr Gesicht. — Ein Totenschädel mit phosphoreszierenden Augen. (Publikum stößt einstimmig den Ruf aus: „Aaaaaa!") Gestalt zeigt ihre Hände, — grausig, äffisch, mit Klauen. (Abermalige Rufe der Zuhörer „Aaaaaa"!) Gestalt nähert sich der Kiste — berührt die Kiste — öffnet die Kiste! Heraus springt edler Samurai. Kampf — Trommelwirbel wie bei einer Schlacht. Edler Samurai appliziert kunstgerecht ritterliches Jiujutsu — wirft Dämon zu Boden — trampelt triumphierend auf ihm herum — trennt ihm den Kopf vom Rumpf ab. Kopf vergrößert sich stracks — wächst zum Umfang eines Hauses — versucht den Kopf des Samurai abzubeißen. Samurai zerspaltet ihn mit seinem Schwert, Kopf rollt feuerspeiend auf den Boden und verschwindet. Finis. Exeunt omnes.

Kinjuro," sagte ich auf unserem Heimweg, „ich habe viele japanische Geschichten gehört und gelesen von der Wiederkehr der Toten. Und auch du hast mir ja gesagt, man glaube noch immer, daß die Toten zurückkehren und weshalb; aber nach dem, was ich von dir gehört und was ich gelesen habe, ist die Rückkehr der Toten nichts Wünschenswertes. Sie kehren entweder aus Haß zurück oder aus Neid, oder weil sie aus Kummer keine Ruhe finden, — aber wo steht etwas verzeichnet von denen, deren Kommen nicht von Übel ist? Die Geschichte der Geister gleicht sicherlich der, die wir heute abend gesehen: Vieles, was schrecklich ist und vieles, was abscheulich ist und nichts, was schön und wahr wäre."

Nun, dies sagte ich nur, um ihn zu reizen, und er antwortete mir, wie ich es wünschte, indem er folgende Geschichte erzählte:

„Vor langer Zeit in den Tagen eines Daimyo, dessen Name vergessen ist, lebte in dieser alten Stadt ein junger Mann und ein Mädchen, die sich sehr liebten. Ihre Namen sind nicht bekannt, aber ihre Geschichte lebt fort. Von Geburt an waren sie verlobt gewesen und als Kinder spielten sie miteinander, denn die Eltern waren Nachbarn. Und als sie heranwuchsen, gewannen sie sich nur noch lieber.

Noch ehe der Jüngling zum Manne geworden war, starben seine Eltern, aber er durfte in den Dienst eines reichen Samurai treten, eines Offizieres von hohem Rang, der ein Freund seiner Angehörigen gewesen war. Sein Gönner faßte große Vorliebe für den Jüngling, da er ihn so höflich, gescheit und in der Übung der Waffen so anstellig fand. So hatte also der junge Mann allen Grund zu hoffen, sehr bald in eine Lebenslage zu kommen, die es ihm ermöglichen würde,

seine Verlobte heimzuführen. Aber im Norden und Osten brach Krieg aus, und ganz unversehens befahl ihm sein Herr, ihm auf das Schlachtfeld zu folgen. Ehe er fortreiste, konnte er noch das geliebte Mädchen sehen, und sie tauschten in Anwesenheit der Eltern den Treuschwur, und er versprach, so er am Leben bliebe, in einem Jahr, von diesem Tag an gerechnet, zurückzukehren, um sich mit der Geliebten zu verbinden. Nach seiner Abreise verging lange Zeit, ohne Nachricht von ihm zu bringen. Denn dazumal gab es keine Post wie heutzutage. Und dem Mädchen war so bang ums Herz, wenn sie an alles dachte, was im Krieg geschehen konnte, daß sie ganz bleich und abgezehrt wurde. Dann endlich hörte sie von ihm durch einen Boten, der von der Armee geschickt war, um dem Daimyo Nachricht zu bringen, und dann aber kam keine Nachricht mehr. Gar lang ist ein Jahr, für den, der wartet, und das Jahr verging, und er kehrte nicht zurück. Andere Jahreszeiten kamen und gingen, und noch immer kehrte er nicht zurück. So dachte sie, er sei tot. Und sie verzehrte sich vor Gram, ward immer kränker und starb und ward begraben. Ihre armen alten Eltern, die kein anderes Kind hatten, trauerten unsäglich über ihren Verlust, und es litt sie nicht länger in ihrem freudlosen Hause. So beschlossen sie, all ihre Habe zu verkaufen und sich auf das Sengaji zu begeben, — die große Wallfahrt zu den Tausend Tempeln der Nichirensekte, deren Vollendung viele Jahre erfordert. Sie verkauften also ihr kleines Häuschen mit allem, was es enthielt, mit Ausnahme der Ahnentäfelchen und der heiligen Dinge, (die nie verkauft werden dürfen), und des Ihai ihrer Tochter. Alle diese Familienreliquien wurden, wie es üblich ist, wenn man im Begriffe steht, seinen Geburtsort zu verlassen, in dem Familientempel verwahrt. Die Familie gehörte zu der Nichirensekte, und ihr Tempel war der Miokoji.

Doch sie waren kaum vier Tage fort, als der Jüngling, mit dem ihre Tochter verlobt gewesen war, in die Stadt zurückkehrte. Er hatte alles aufgeboten, rechtzeitig sein Versprechen einzulösen, aber die Provinzen, die er auf seiner Reise passieren mußte, befanden sich im Kriegszustand, alle Wege und Pässe waren von feindlichen Truppen besetzt, und auch mancherlei andere Zwischenfälle hatten sein Kommen verzögert. Als er die Kunde von seinem Unglück vernahm, warf der Gram ihn nieder, und er blieb tagelang starr und empfindungslos und wußte nichts von sich und der Welt. Als er wieder ein wenig genas, kam der Schmerz der Erinnerung über ihn, und er wehklagte, daß er nicht gestorben war; und er beschloß, sich auf dem Grabe seiner Braut zu töten. Sobald er sich unbemerkt fortstehlen konnte, nahm er sein Schwert und schlich sich auf den Friedhof, wo das Mädchen begraben worden war. Der Friedhof von Miokoji ist ein gar einsamer Ort. Dort fand er endlich ihr Grab, kniete davor nieder, betete und erzählte ihr flüsternd, was er nun tun wollte. Da vernahm er plötzlich ihre Stimme, die ihm sagte: „Anata!" (Du) und er fühlte ihre Hand auf seiner Hand, und als er sich umwendete, sah er sie neben sich knien, lächelnd und schön, wie er ihr Bild im Herzen trug, nur ein wenig bleicher. Da bebte sein Herz in dem sprachlosen Staunen der Freude und des Zweifels dieses Augenblicks. Aber sie sagte:

„Zweifle nicht — ich bin es wirklich — ich bin nicht tot. Es war alles ein Irrtum. Man begrub mich zu früh, und meine Eltern hielten mich für tot, und nun haben sie sich auf die lange Pilgerfahrt begeben. Aber du siehst, ich bin nicht tot — bin kein Gespenst. Ich bin es — zweifle nicht daran! Und ich habe in dein Herz geschaut und dies hat mich für alles Warten und allen Kummer entschädigt. Aber nun laß uns gleich in eine andere Stadt wandern, damit die Leute nichts davon erfahren und uns nicht mit ihrem Gerede belästigen, denn sie halten mich alle für tot."

Und sie machten sich unbemerkt auf den Weg und kamen in das Dorf Minobu in der Provinz Kai. Denn dort ist ein berühmter Tempel der Nichirensekte und das Mädchen hatte gesagt: „Ich weiß, daß meine Eltern im Verlauf ihrer Pilgerfahrt sicherlich dieses Minobu besuchen werden, so daß wenn wir uns dort niederlassen, sie uns finden und wir alle wieder vereint sein werden."

Und als sie nach Minobu kamen, sagte sie: „Lasse uns einen kleinen Laden einrichten", und sie eröffneten einen kleinen Lebensmittelladen auf dem weiten Wege, der zur heiligen Stätte führt. Und dort boten sie Kuchen und Spielzeug für Kinder feil und Nahrungsmittel für die Pilger. So verbrachten sie zwei Jahre, ihr kleines Geschäft gedieh und sie wurden durch die Geburt eines Söhnchens erfreut.

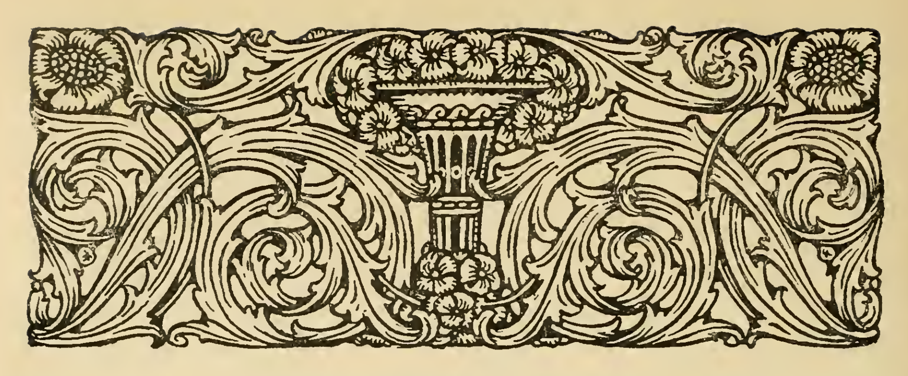
Als das Kind ein Jahr und zwei Monate geworden war, kamen die Eltern im Verlauf ihrer Pilgerfahrt nach Minobu und machten vor dem kleinen Laden Halt, um sich zu laben. Beim Anblick des Verlobten ihrer Tochter brachen sie in Tränen aus und bestürmten ihn mit Fragen. Er bat sie, ins Haus zu treten, neigte sich vor ihnen, und sie trauten ihren Ohren nicht, als er sagte: „Glaubet, es ist die lauterste Wahrheit, die ich euch sage, eure Tochter ist nicht tot — sie ist meine Frau — und wir haben ein Söhnchen — und eben jetzt hat sie sich mit ihrem Kindchen zur Ruhe gelegt. Suchet sie doch auf, ich bitte euch, und erfreuet sie mit eurem Anblick, denn sie verzehrt sich in Sehnsucht, euch wiederzusehen."

Während er sich damit beschäftigte, alles für ihr Behagen herzurichten, betraten die Eltern behutsam und leise das Wohnzimmer, — die Mutter zuerst. Sie fanden das Kind schlafend, — aber die junge Frau war nicht da. Es schien aber, als hätte sie sich eben erst entfernt, — denn ihr Kissen war noch warm. Lange warteten sie vergebens auf ihre Rückkehr, dann suchten sie sie und forschten überall nach ihr, aber sie war nirgends zu finden. Endlich fanden sie unter der Decke, die die junge Mutter und das Kind bedeckt hatte, etwas, was sie sich erinnerten, vor Jahren im Tempel Miokoji zurückgelassen zu haben, — ein kleines Sterbtäfelchen — das Ihai ihrer verstorbenen Tochter. Nun begriffen sie den Zusammenhang und es wurde ihnen alles klar." —

Ich mußte wohl sehr versonnen ausgesehen haben, als Kinjuro geendet hatte, denn der alte Mann sagte: „Dem gnädigsten Herrn kommt diese Geschichte wohl recht töricht vor?"

„Nein, Kinjuro — o nein — die Geschichte ist in meinem Herzen."





Erinnerungen an Eduard Grisebach / von Max Liebermann

er Dichter des „neuen Tannhäuser" war im bürgerlichen Leben kaiserlich deutscher Konsul, aber er sah weder wie ein Dichter, noch wie ein Beamter im auswärtigen Amte aus: eher hätte man einen Gelehrten in ihm vermutet. Der hochgewachsene, hagere Mann mit dem kleinen Kopfe war wohl darauf zugeschnitten, sich elegant und vornehm zu präsentieren, aber er hatte einen höheren Ehrgeiz als durch den korrekten gutsitzenden Rock den gewesenen Diplomaten herauszubeißen.

Er war überhaupt nicht ehrgeizig und ich habe nie jemanden kennen gelernt, der weniger Streber war als er.

Zwar hätte er für alle Schätze Indiens nicht seinen Dichterruhm hergegeben und die Popularität seines Tannhäusers erfüllte ihn mit höchster Freude. Seine Augen funkelten vor Wonne, wenn auf einer Soiree jemand einen Vers aus seinen Gedichten zitierte und wenn der Jemand eine Dame und die noch dazu hübsch war, so war er für den ganzen Abend glücklich.

Er war naiv wie ein Kind oder wie — ein Dichter. Allerdings war der Dichter längst in ihm gestorben, als ich Grisebach vor etwa zwanzig Jahren kennen lernte, aber die kindliche oder — was dasselbe ist — göttliche Naivität war ihm bis zum letzten Atemzuge geblieben. Er handelte stets ganz instinktiv und ich glaube, er hat sich nie in seinem Leben bei der Arbeit gequält, weder er noch sein Bruder Hans, der geniale Architekt. In beiden war derselbe Mangel an Energie, wie schon der Bau ihrer Köpfe zeigte: Beide hatten dasselbe kleine, zurückweichende Kinn, das ihnen zu dem mächtigen Schädel mit der breiten Stirne das kindliche Aussehen verlieh. Natürlich war dieser Mangel an Energie für beide Brüder von großem Nachteil gewesen: vielleicht hätten sie bei ihrer eminenten Begabung noch viel mehr leisten können. Andrerseits aber blieben sie auch davor bewahrt — was heutzutage besonders hervorgehoben zu werden verdient —, daß sie ihr Talent überspannten.

Eduard Grisebach war — wie Goethe von sich behauptete — ein Gelegenheitsdichter.

Er machte keine Gedichte, er erlebte sie und als ich ihn einst fragte, warum er keine Gedichte mehr schriebe — und ich glaube, er hat die letzten dreißig Jahre seines Lebens kaum noch einen Vers geschrieben —, antwortete er mir: „weil ich mein Leben nicht mehr erlebe." Allerdings hat er an seinen Gedichten immer wieder gefeilt und korrigiert, aber mir scheint, daß die Verbesserungen durchaus keine waren. Und als die Verse ihm nicht mehr zuflossen, begnügte er sich mit der bescheidenen Stellung des Herausgebers.

Ist das nicht die Bescheidenheit des echten Künstlers? Überhaupt war die Echtheit der Grundzug seines Talentes und seines Charakters — was vielleicht beides nur eins ist —: er gab sich, wie er war und er wollte nicht mehr sein, als er war, allerdings auch nicht weniger. Und der wäre schlecht angekommen, der es gewagt hätte, seinem berechtigten Stolze zu nahe zu treten. Jeder Vers, den er geschrieben, ist wahr und deshalb sind seine Gedichte, mögen sie auch noch so sinnlich und erotisch sein, nie unkeusch.

Die Wahrheit sichert seinen Gedichten Bestehn. Sie drücken in vollendeter Form die Gefühle der Jugend aus: was jeder von uns erlebt hat und was unsre Enkel erleben werden. Weil seine Natur sinnlich war, deshalb sind seine Verse sinnlich.

Jedes Kind weiß, daß Moral nichts mit Kunst zu tun hat, aber wenn ein Professor der Kunstgeschichte auf seinen Wandervorträgen verkündet, daß es eine Entweihung der Kunst sei, einen nackten Körper nach der Natur und vor der Natur zu malen, muß man leider derartige Binsenwahrheiten immer von neuem wiederholen. Ein Student im ersten Semester sollte wissen, was Kant bereits vor anderthalb Jahrhunderten gelehrt hatte, daß Ethik nichts mit Ästhetik zu tun habe und daß es in der Kunst nicht auf schöne Gefühle ankomme, sondern auf den Ausdruck der Gefühle. „In einem wahrhaft schönen Kunstwerke soll der Inhalt nichts, die Form aber alles tun," sagt Schiller und „darin besteht das eigentliche Kunstgeheimnis des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt".

Die Moral des Künstlers beruht einzig und allein in Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit seiner Gesinnung der Kunst gegenüber und man kann ein höchst moralischer Künstler sein, wenn man die an sich unmoralischsten Stoffe behandelt, während nichts für die Moral des Dichters bürgt, mögen seine Verse auch von den tugendhaftesten Gesinnungen überfließen.

Seiner Wahrhaftigkeitsliebe entsprang der Zorn gegen die heuchlerische Allerweltsmoral und in seinem Haß gegen sie erinnerte er mich manchmal an den alten Fontane: freilich hatte er nicht dessen liebenswürdigen Zynismus. Bezeichnend für Grisebach ist seine Vorliebe für Bürger und Grabbe, er liebte Bürgers Balladen, vor allem „des Pfarrers Tochter von Taubenheim".

Er verachtete die sogenannten „geheiligten Ansichten", die im Grunde höchst unheilige Vorurteile sind und nichts war ihm mehr zuwider als das heuchlerische,

fromme Getue. Er wollte, daß man das Kind beim rechten Namen nenne: ein Stück von China annektieren, à la bonheur! Aber nicht unter dem Vorwande, das Christentum und die Zivilisation nach China zu tragen, nach dem Lande, in dem seiner Meinung nach die reinste Religion und die höchste Kultur schon zu einer Zeit geherrscht hatten, als Deutschland noch in Barbarei gesunken war. Er hatte den Stolz, seine Meinung zu haben und er, Eduard Grisebach, zu sein: das genügte ihm. Und darin war er entschieden seinem vergötterten Idol Schopenhauer über, aus dessen Gezeter über die Philosophieprofessoren man nur zu oft den Ärger heraushört, daß er selber keiner war.

Vielleicht hatten die Götter ihm dieses schöne Selbstbewußtsein in die Wiege gelegt, als sie ihn als Sohn des berühmten Göttinger Botanikers auf die Welt kommen ließen. Sein Vater war ein Duzbruder Bismarcks, der den blutjungen, damals schwerkranken Referendar der preußischen Gesandtschaft in Florenz überwies, weil der große Chirurg Langenbeck, der Grisebachs Oheim war, ihm einen längeren Aufenthalt in Italien zur Herstellung seiner Gesundheit verordnet hatte. Wenn er sich nun aus solch einer Kinderstube heraus vielleicht leichter als „auch einer" fühlte, so lag doch andrerseits die Gefahr nahe, daß ihn der Glanz seiner Umgebung blenden würde. Aber weder Uniform, noch Ordensstern und Titel hatten den geringsten Reiz für ihn. Er liebte und schätzte die Unabhängigkeit. Er wollte nach seiner Fasson selig werden. Er quittierte den Staatsdienst, um aus der Landeskirche zu treten, denn er wollte nicht etwas zu glauben scheinen, was er nicht glaubte.

Diese Wahrheitsliebe machte ihn auch zu dem unübertroffenen Herausgeber von Schopenhauer; er wollte den Autor unverfälscht und unverwässert zu Worte kommen lassen und mit hingebendster Liebe und pietätvollstem Fleiße arbeitete er auf der königlichen Bibliothek, verglich die Handschriften mit den Drucken und wieder die verschiedensten Editionen miteinander, bis er den Text in seiner ursprünglichen Gestalt hergestellt zu haben glaubte.

Aber offen und vor aller Welt gestand er auch sein Unrecht ein, wenn er sich geirrt hatte oder wenn er im Laufe der Jahre zu einer andren Überzeugung gekommen war. In einem seiner Bücher über deutsche Literatur hatte er sich nicht grade liebevoll über Heine geäußert, vielleicht angesteckt von den chauvinistischen Ideen, die nach dem Kriege in Deutschland herrschten, vielleicht auch, weil Grisebach zu jener Zeit viel mit Herrig verkehrte und unter dem Einflusse von dessen „teutschen" Gesinnungen war. 1891 erschien „das Goethesche Zeitalter der deutschen Dichtung", worin er über Heine mit Scherers Worten endigt: „Und so wird man die Namen Goethe und Heine immer nebeneinander aussprechen müssen, wenn es sich um deutsche Lyrik handelt." Und er schließt: „was endlich nach Heine in deutscher Dichtung hervorgetreten ist, lehnt sich vielfach an ihn an. An erster Stelle wäre zu gedenken ...... sowie Eduard Grisebach, der Verfasser des „neuen Tannhäuser" und „Tannhäuser in Rom".

Man hätte vermuten können, daß ein so geistreicher Mann, der wie wenige durch

seinen Beruf in der Welt herumgekommen war von Mailand nach Bukarest, von Petersburg nach Haiti, ein glänzender Erzähler gewesen wäre. Aber er wollte nicht durch seinen Geist glänzen, dazu war er zu gebildet. Er war kein „Blender" und man mußte ihn schon näher kennen lernen, um zu merken, was für ein Kerl in ihm steckte.

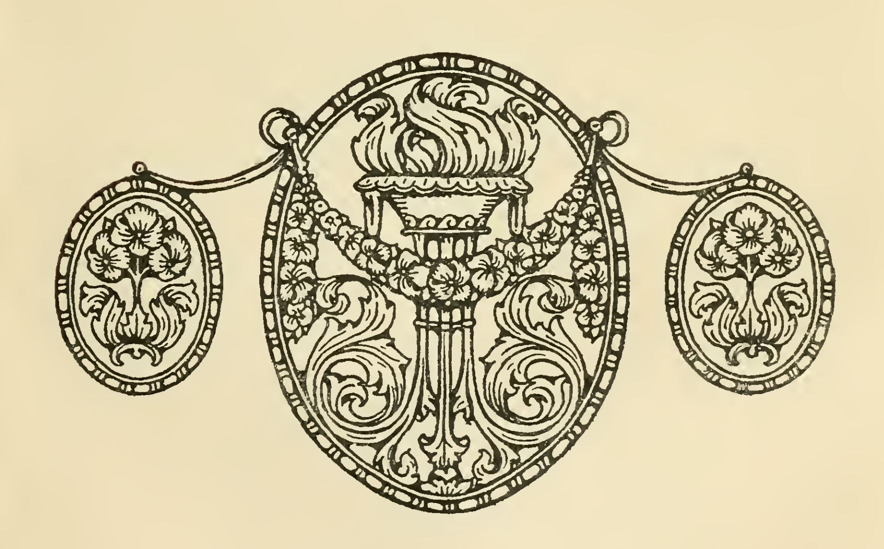
Erst als Fünfziger hatte er sich verheiratet und das Heranwachsen seines Sohnes war ihm höchste Freude. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er sich zu der Fontaneschen Philosophie, sich zu bescheiden, durchgerungen und deren Weisheits-Schluß darin besteht: bei Josty zu sitzen, im Tiergarten zu spazieren und die kleinen Mädchen mit dem Mozartzopfe anzugucken.

Der Tod ist ihm als Freund genaht: während des Abendessens ist er, umgeben von den Seinen, plötzlich ohne vorhergegangene Krankheit zusammengebrochen.

Er hatte sich in seinem letzten Willen jede kirchliche Feier an seinem Sarge verbeten.

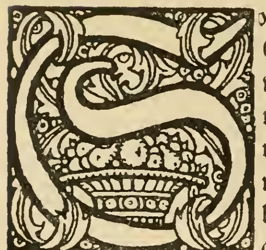
Er wollte „kein pfäffisches Geleite". Seine Leiche sollte verbrannt werden.

„Laßt in reiner Flamme uns verlodern
Nicht in blutgetränkter Erde uns vermodern,
Flammen brachten Buddha einst zur Ruh.
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht
Eilen wir Nirwana zu."



Die Mechanik des Geistes/ von Max Verworn

„Πολλα τα δεινα κ'οὐδεν ἀνθρωπου δεινοτερον πελει“



So singt der alte Dichter, und er hat Recht. Was gäbe es Gewaltigeres im Kosmos als des Menschen Geist? Gewaltig, nicht wie der himmelragende Fels oder das unermeßliche Meer durch seine massive Brutalität, gewaltig und furchtbar durch die unendliche Feinheit seiner Kombination. Diese Feinheit ist seine Macht, und welche entsetzliche Macht! In prometheischer Furchtlosigkeit raubt er den alten Göttern ihr Werk! Er hat die Elemente gebändigt! Er hat den Blitz vom Himmel geholt und in seinen Dienst geknechtet. Er hat des Feuers Gewalt zu seiner Sklavin gemacht. Er hat das Wasser zur Fronarbeit gezwungen. Er hat der alten Erde die ängstlich gehüteten Schätze entrissen. Kennt er denn Schranken? Man hat ihm mit mächtiger Stimme ein Halt zugerufen, man hat ihm ein Reich gezeigt, in dem ein ewiges „Ignorabimus“ herrscht. Es kümmert ihn nicht. Unbeirrt geht er weiter. Ganz recht! Er kennt nur eine Schranke, eine einzige, eiserne, unbeugsame Gesetzmäßigkeit, sein eigenes Gesetz, das er im Kosmos wiederfindet, denn er ist selbst Geist von jenem Geist. Aus dieser einen Gesetzmäßigkeit schöpft er seine furchtbare Macht. Wer auf ein „Ignorabimus“ stößt, der hat eine falsche Frage gestellt.

Ich setze mir vor, vom menschlichen Geiste zu sprechen, als Physiologe in physiologischer Weise. Es mag niedrig erscheinen, wenn man etwas Hohes zerpflückt, wie der Physiologe es tut, aber es ist in Wahrheit nichts Kleines, es ist die Methode, durch die der menschliche Geist selbst groß und mächtig geworden ist, die Methode der wissenschaftlichen Analyse. Man muß die komplexen Dinge bis in ihre letzten Elemente zerlegen, wenn man sie ganz verstehen will. Aber nicht genug, man muß ihre Teile messen und zählen. Erst wenn das geschehen ist, kann man den Komplex synthetisch rekonstruieren und in mathematischer Form zum Ausdruck bringen. Der mathematische Ausdruck ist die vollkommenste Darstellungsmethode moderner Wissenschaft und überall ihr letztes Ziel.

Aber läßt uns dieses Rüstzeug nicht bei der Erforschung der geistigen Tätigkeit völlig im Stich? Wer will sich vermessen, die feinen Gedankenwege des Goetheschen Genius, die gewaltigen Leidenschaften der Shakespeareschen Muse, den Adlerflug Napoleonischer Pläne in trockenen Zahlen und Kurven zum Ausdruck zu bringen? Würde er nicht dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen, und müßte er nicht fürchten, die spöttische Kritik des Mephistopheles über sich herauszufordern:

„Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Teile in der Hand,
Fehlt, leider! nur das geistige Band.“

Dennoch hat die wissenschaftliche Forschung sich nicht abschrecken lassen, auch auf

die geistigen Vorgänge die mathematische Darstellungsweise mit Maß und Zahl anzuwenden und zwar mit wertvollem Erfolg.

Es war ein glücklicher Augenblick, als der bekannte Astronom Bessel 1814 bei seinen Bestimmungen der Durchgangszeit eines Sternes durch das Gesichtsfeld des Fernrohres die Tatsache fand, daß die Angaben zweier verschiedener Beobachter stets um eine konstante Zeit voneinander abweichen. Diese merkwürdige Tatsache führte zur Entdeckung der bei verschiedenen Personen verschieden langen Reaktionszeit, die zwischen dem Moment eines Sinnesreizes und der darauf folgenden Reaktion vergeht und wurde der Ausgangspunkt für die zahlenmäßige Messung des zeitlichen Ablaufs von psychischen Vorgängen. Es war dann weiter ein nicht minder wichtiger Schritt, als Ernst Heinrich Weber 15 Jahre später die mathematische Beziehung zwischen der Intensität eines Reizes und der durch ihn hervorgerufenen Empfindung ermittelte. So war in der Tat ein großes Gebiet geistiger Vorgänge, wenn auch zunächst nur einfacher Art, der zahlenmäßigen Erforschung erschlossen und Theodor Fechner konnte wenige Jahrzehnte später bereits ein großes Lehrgebäude der Psychophysik auf dieser Grundlage errichten. Seitdem haben die psychophysiologischen Untersuchungen eine ungeheure Ausdehnung gewonnen. Die Schulen von Wundt, Ebbinghaus, Elias, Müller, Mosso, Münsterberg und vielen anderen haben eine Fülle von wertvollen Erfahrungen über die mathematischen Gesetzmäßigkeiten im Ablauf geistiger Vorgänge geliefert. Alle größeren Universitäten haben heute eigene Laboratorien für diese Untersuchungen, die nicht bloß ein rein theoretisches Interesse, sondern eine tief in das praktische Leben einschneidende Bedeutung besitzen. In der Tat, es wäre von unabsehbaren Folgen, wenn es gelänge, ein absolutes Maß für die geistige Arbeit zu gewinnen, wenn es möglich wäre, die geistigen Leistungen der Menschen zu messen wie die Temperatur mit dem Thermometer oder wie die Elektrizität nach Ampères und Volts. Die Zuverlässigkeit unserer Menschenkenntnis stände auf einem ganz anderen Niveau, unser Examenwesen gewänne einen anderen Charakter. Aber davon sind wir weit entfernt, weil das, was wir als geistige Arbeit bezeichnen, ein wunderbar kompliziertes Ding ist. Um den geistigen Arbeitswert eines Menschen in einer mathematischen Formel auszudrücken, wäre eine gewaltige Menge von einzelnen Werten erst experimentell zu bestimmen, darunter Faktoren, die vorläufig jeder exakten Ausmessung spotten. Dennoch hat man auch hier schon die ersten Schritte getan.

Die ungemein interessanten Versuche des Münchener Psychiaters Kräplin haben für einfachere geistige Leistungen bereits zahlenmäßig darstellbare Gesetzmäßigkeiten ergeben. Kräplins Methode ist sehr einfach. Er stellt den Versuchspersonen z. B. Rechenaufgaben, indem er sie ohne Unterbrechung zum Teil stundenlang in eigens dazu gedruckten Heften Zahlen addieren läßt. Nach je 5 Minuten gibt ein Glockensignal den Versuchspersonen das Zeichen, den jeweiligen Stand ihrer Rechenaufgabe durch einen Strich unter der zuletzt addierten Zahl zu markieren. So kann man die Leistung in einer bestimmten Zeit und ihre Veränderung im weiteren

Verlaufe verfolgen. In anderen Versuchsreihen werden andere geistige Operationen geprüft. Dabei haben sich einige praktisch höchst wichtige Tatsachen ergeben.

Abgesehen von ganz enormen individuellen Unterschieden weist die Methode bei ein und derselben Person zahlenmäßig den Einfluß der Übung, der Ermüdung, der Erholung, der Zerstreuung, der Nahrungsaufnahme und vieler anderer Faktoren auf die geistige Arbeit nach, deren Kenntnis, bei jedem, der geistige Arbeit verrichtet, das größte Interesse verdient. Wer viel geistig arbeiten muß, will wissen, wie er seine Arbeit am zweckmäßigsten einrichten soll. Da geben diese Untersuchungen eine Menge Anhaltspunkte. Die Zeit der größten geistigen Leistungsfähigkeit am Tage liegt zweifellos morgens, nach erquickendem Schlaf. Reichliche Mahlzeiten setzen für einige Stunden die Leistungsfähigkeit herab. Daher ist es vorteilhaft, die Stunden nach der Mittagsmahlzeit zur Ruhe zu verwenden und die zweite und leichtere Hälfte der Tagesarbeit erst nach dieser Pause zu beginnen. Bei andauernder Anstrengung der geistigen Konzentration macht sich sehr bald eine Ermüdung bemerkbar, die eine Erholung erfordert. An 12 jährigen Schülern hat Burgerstein schon nach viertelstündig-ununterbrochener Aufmerksamkeit die ersten Zeichen der Ermüdung bemerkt. Nach diesen Erfahrungen würde die heutige Methode des Schulunterrichts, wenn sie das erreichen könnte, was sie beabsichtigt, den jugendlichen Geist ganz zweifellos durch Überanstrengung zugrunde richten. Aber, bemerkt Kräplin humorvoll dazu: „Zum Heile für unsere heranwachsende Jugend hat die gütige Natur ihr ein Sicherheitsventil gegeben, dessen Wert nicht hoch genug gepriesen werden kann — das ist die Unaufmerksamkeit." In den Momenten der Unaufmerksamkeit erholt sich der Geist. Auch der Geist des Erwachsenen hat eine sehr begrenzte Leistungsdauer, wenn er auch nicht so schnell ermüdet wie der kindliche Geist. Der Wert der Arbeit leidet unter der Dauer. Darwin arbeitete nie mehr als zwei Stunden in einer Sitzung, und seine Arbeit hat genügt, die gesamte geistige Welt zu erschüttern.

Ich möchte diese Betrachtungen nicht weiter ausspinnen. Alle diese Untersuchungen haben gezeigt, wie es möglich ist, auch das Getriebe der geistigen Arbeit rechnend und messend zu behandeln. Aber machen wir uns klar, was wir auf diesem Wege erreichen. Wir stellen eine Reihe von äußerlichen Gesetzmäßigkeiten fest, die den Ablauf von geistigen Vorgängen beherrschen. Das ist zwar schon viel, aber wir wollen noch mehr. Wir wollen tiefer in die Grundlagen der geistigen Vorgänge eindringen. Offen gesagt, wir möchten gern wissen, was für Prozesse es sind, die sich bei geistiger Tätigkeit im Gehirne abspielen.

Das ist ein kühner Wunsch und es ist keine Frage, daß wir seine volle Erfüllung nicht mehr erleben werden. Aber der menschliche Geist ist kühn. Er stellt sich hohe Aufgaben und läßt nicht ab, wenn er weiß, daß eine Möglichkeit existiert, und sei es erst nach Jahrtausenden mühsamer Arbeit, das Ziel einmal zu erreichen. Vor den Problemen der Wissenschaft schwindet die kurze Spanne des individuellen Lebens. Die Wissenschaft schätzt die einzelne Person nicht so hoch wie der kurzlebige Mensch, sie vergißt den Namen und kennt nur die Leistung als Glied in der unend-

lichen Entwicklungskette des menschlichen Geistes. Wehe dem eitlen Forscher, der das übersieht! So ist auch der Weg zu unserm Ziele unabsehbar lang, mühselig, dornenvoll. Nur auf den größten Umwegen, die scheinbar weit abführen vom Ziel, bringt er uns schrittweise näher. An eine mathematische Behandlung dieses Problems ist vorläufig gar nicht zu denken. Aber es wäre auch verkehrt, wenn man glauben wollte, daß nur das ein Objekt wissenschaftlicher Forschung sein dürfe, was mathematisch behandelt werden kann. Das wäre sehr kurzsichtig geurteilt und hieße den Zweig, auf dem man sitzt, selbst absägen. Was wäre die heutige Naturwissenschaft, wenn man alles herausnähme, was ohne Mathematik gefunden ist! Sie würde der mathematischen Behandlung keine Objekte mehr bieten. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die wertvollsten Erkenntnisse, vor allem die grundlegenden Anschauungen, die ein Gebiet der Naturwissenschaft aufhellen, in der Regel nicht auf mathematischem Wege gefunden werden. Besonders in der Biologie ermitteln wir die wesentlichen Tatsachen fast immer nur durch kritische Beobachtung und Experiment. Erst wenn eine Gesetzmäßigkeit qualitativ erkannt ist, können wir bisweilen daran denken, sie auf die prägnanteste Weise, d. h. mathematisch zu formulieren. Die Mathematik ist viel weniger eine ideale Forschungs- als eine ideale Ausdrucksmethode, und wir dürfen ihren Wert für die Forschung nicht überschätzen.

Daß grade das Gehirn auf das Engste mit den geistigen Vorgängen verknüpft ist, war schon den Alten bekannt. Zwar galt ursprünglich das Herz oder das Zwerchfell als Sitz der Seele und selbst bei Aristoteles, der das Gehirn lediglich als eine Kühlvorrichtung betrachtete, begegnen wir noch einmal einem Rückfall in die alte homerische Anschauung. Aber die Väter der empirischen Medizin, Hippokrates und Galen, die ihre Kenntnisse nicht aus Spekulationen schöpften, sondern aus Beobachtung und Experiment, wußten ganz genau, daß die geistigen Leistungen an das Gehirn gebunden sind. Trotzdem hat es mehr als zwei Jahrtausende gedauert, bis man etwas feiner zu differenzieren begann. Ich übergehe die aus dem Dogma von der Einheit der Seele entsprungene Idee des Descartes, daß die Seele in dem einzigen unpaarigen Teile des Gehirns, in der Zirbeldrüse ihren Sitz habe. Der Erste, der den Gedanken begründete, daß die Großhirnrinde der eigentliche Sitz der geistigen Funktionen sei, war ein Mann, der viel geschmäht worden ist und dessen allerdings sehr verschiedenartigen Leistungen erst die neuere Zeit gerechter zu werden beginnt, es war Gall, der Schöpfer der Phrenologie. Der wissenschaftliche Kern der Gallschen Lehre, die Behauptung, daß die Großhirnrinde der Gehirnteil sei, der aufs engste mit den geistigen Vorgängen verknüpft ist, und daß die verschiedenen Teile der Großhirnrinde zu ganz verschiedenen geistigen Funktionen in Beziehung stehen, hat sich, wenn auch in einer von seinen speziellen Ideen abweichenden Form doch glänzend bestätigt. Das physiologische Experiment am Tier hat unter wechselvollen Kämpfen um die Deutung seiner Ergebnisse hier den ersten Grund zu einer wissenschaftlichen Prüfung der Frage

gelegt, aber erst die klinische Erfahrung am Menschen konnte auf dieser Grundlage den gesicherten Nachweis erbringen. Der Kliniker allein ist ja in der Lage, Experimente am Menschen zu sehen, die niemand anders als die Natur selbst ungestraft anstellen darf. Und die klinische Beobachtung von lokalisierten Rindenverletzungen und Rindenerkrankungen des Großhirns hat uns gezeigt, daß in ganz gesetzmäßiger Weise mit der Schädigung oder Zerstörung bestimmter Rindenpartien auch ganz bestimmte Geistesfunktionen verschwinden. Wird ein bestimmtes Gebiet der Rinde des Hinterhauptlappens zerstört, so tritt die Erscheinung der Seelenblindheit auf. Die Patienten vermögen ihre Gesichtseindrücke nicht mehr zu deuten. Bekannte Gegenstände, bekannte Personen werden nicht mehr durch den Gesichtssinn erkannt. Dagegen können andere Sinneswege, das Tastgefühl, das Gehör usf. ihr Erkennen vermitteln. Bei Zerstörung anderer Partien der Großhirnoberfläche fallen andere geistige Vorgänge aus: die Fähigkeit, Gehörs- oder Tasteindrücke zu deuten, die Fähigkeit zu sprechen, willkürliche Bewegungen mit einzelnen Körperteilen auszuführen und anderes mehr. Kurz, die Gesamtheit der physiologischen und klinischen Erfahrungen hat ergeben, daß auf der Großhirnrinde Felder lokalisiert sind, die mit den bewußten Empfindungen aller Sinnesgebiete und mit den willkürlichen Bewegungen aller Körperteile in untrennbarer Beziehung stehen und deren intakte Verbindung untereinander allein den normalen Ablauf unserer Assoziationen von Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Gefühlen, kurz unseres geistigen Lebens bedingt. Das alles sind heute bekannte Tatsachen und es ist klar, daß unter diesen Umständen die feinere Erforschung des Gehirns für die Analyse der geistigen Vorgänge die allergrößte Bedeutung besitzt. Damit werden wir auf einen Weg gewiesen, der von einer ganz anderen Seite in das Studium der geistigen Vorgänge führt als der Weg des psychologischen Experiments. Es fragt sich nur: wie wird dieser Weg gangbar?

Die anatomische Forschung ist hier wie immer der physiologischen als unentbehrliche Führerin vorangegangen und man muß sagen, daß besonders die mikroskopische Methode auf diesem Gebiete Staunenswertes geleistet hat. Seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wußte man bereits, daß das Gehirn sowie das ganze zentrale Nervensystem im wesentlichen aus zwei Arten von mikroskopischen Strukturbestandteilen aufgebaut ist, aus Ganglienzellen und Nervenfasern. Aber die ungeheuren Massen von Zellen und Fasern erschienen so innig verfilzt, daß man es als völlig aussichtslos ansehen mußte, das unabsehbare Gewirr jemals zu lösen. Und dennoch hat die Anatomie diese mikroskopische Riesenaufgabe bewältigt. Sie hat uns durch unsagbar mühevolle Untersuchungen gezeigt, daß das gesamte Nervensystem einen wunderbar fein geordneten Bau von Ganglienzellen und Nervenfasern vorstellt, die in gesetzmäßiger Weise untereinander verknüpft sind. Freilich harren auch hier im einzelnen noch viele Fragen der Antwort — aber wir wissen doch jetzt in den wesentlichen Zügen, wie die einzelnen Felder der Großhirnrinde mit den Sinnesorganen und mit den Muskeln, wie sie untereinander und mit dem Rückenmark in bestimmten

Verbindungen stehen, wir kennen den Verlauf der Nervenfasern zwischen allen wichtigeren Gruppen von Ganglienzellen, und wenn ein Reiz durch ein Sinnesorgan eine Empfindung hervorruft oder wenn ein Willensimpuls zu einer Muskeltätigkeit führt, so steht vor unseren geistigen Augen ein ganz bestimmtes Bild von Nervenbahnen und Ganglienzellstationen, auf denen der Vorgang sich abspielt. So hat die anatomische Forschung der physiologischen ihre Grundlage geschaffen.

Hier ist der Punkt, wo das Problem den Gipfel des Interesses erreicht, denn hier tritt jedem die Frage auf die Lippen: Was passiert nun in der Nervenfaser, was geht in der Ganglienzelle vor, wenn eine Empfindung entsteht? Und gerade hier, wo die Spannung ihren Höhepunkt erreicht hat, wo die Lösung des Problems fast greifbar vor unseren Augen zu liegen scheint, bricht wie in einem spannenden Roman plötzlich der schnell fortschreitende Gang der Erfahrungen ab und knüpft an ein scheinbar weit abgelegenes Thema an. Auf vielverschlungenen Wegen muß die physiologische Forschung wandeln, bis sie wie der tapfere Ritter in den Abenteuer-Geschichten des Mittelalters endlich wieder das Ziel etwas näher vor Augen erblickt.

Was geht vor in Ganglienzelle und Nerv?

Beim Nerven sind wir verhältnismäßig günstig daran. Der Nerv ist physiologisch dem Experiment direkt zugänglich und so wissen wir denn seit alter Zeit, daß er der Leitung nervöser Vorgänge dient.

Ganz anders steht die Sache bei der Ganglienzelle. Die Ganglienzelle liegt unzugänglich versteckt und geborgen im Inneren der Centra. Man kann sie nicht aus ihrem intakten Zusammenhange herausnehmen, um mit ihr zu experimentieren und man kann sie nicht lebendig, wie ein Bakterium oder Infusorium unter das Mikroskop legen, um sie zu beobachten. Aus ihrem Verbande gelöst, geht sie augenblicklich zugrunde. Was ist da zu tun?

Noch vor einem Jahrzehnt schien gar keine Möglichkeit zu bestehen, in die Geheimnisse einer Ganglienzelle einzudringen. Inzwischen hat sich das etwas geändert. Die erste Hilfe kam hier von der allgemeinen Zellphysiologie.

Als die Bedeutung einer tieferen Erforschung des Zelllebens für die Behandlung der physiologischen Probleme vor kaum zwei Jahrzehnten zum ersten Male mit Nachdruck betont wurde, da fanden diese Stimmen auf Seiten der zünftigen Fachphysiologie nur wenig Verständnis. Man sah nicht das Ziel, man sah nur das zufällige Objekt dieser Studien, und das lag vielfach weit ab vom traditionellen Gedankenkreise der Physiologie. Die heiligen Tiere der Physiologie, an die sich der Überlieferung gemäß jeder Versuch anklammern mußte, waren sehr begrenzt an der Zahl. Was über den Hund, das Kaninchen, das Meerschweinchen und den Frosch hinausging, galt nicht mehr als Physiologie. Soweit ging die Beschränkung in der Lehre vom Leben! Bei dieser Sachlage mußte es Kopfschütteln erwecken, wenn ein Physiologe an den niedrigsten einzelligen Organismen, an Infusorien und Rhizopoden experimentierte. Das war ja Zoologie! Von dem

vergleichend-physiologischen Denken der klassischen Zeit des großen Johannes Müller war nichts mehr geblieben. Und doch mußten für jeden weiterblickenden Sinn die einzelligen Organismen zur Erforschung der physiologischen Probleme des Zelllebens in vielen Fällen die günstigsten Versuchsobjekte liefern, da sie ja im Gegensatz zu den Gewebezellen ohne besondere Vorkehrungen beim Versuch unter normalen Lebensbedingungen gehalten werden können. Das machte zwar das Studium der Gewebezellen nicht überflüssig, aber es gab ihm die notwendige Ergänzung. In der Tat hat denn auch durch dieses vergleichende Studium der allgemeinen Vorgänge des Zelllebens die heutige Physiologie einen ganz anderen Gesichtskreis gewonnen. Es ist der große, unschätzbare Nutzen der allgemeinen Zellphysiologie, daß sie für die Erforschung jedes speziellen physiologischen Problems immer die erste und grundlegende Orientierung gibt, denn überall, wo wir auch Lebenserscheinungen sehen, überall sind sie an Zellen gebunden.

So bietet uns die allgemeine Zellphysiologie auch die Hand zur ersten Einführung in das Lebensgetriebe der Ganglienzelle, und der Umweg, auf dem wir hier wieder zu unserem Problem zurückkehren, hat sich gelohnt. Auf Grund unserer allgemeinen Erfahrungen über die Lebensprozesse in der Zelle, über ihre Abhängigkeit von den Lebensbedingungen und über die Wirkungen der Reize können wir uns jetzt ein allgemeines Bild machen vom Leben in der Ganglienzelle.

Wir wissen, daß die Ganglienzelle ihren Stoffwechsel hat wie jede Zelle, indem ihre lebendige Substanz sich fortwährend zersetzt und regeneriert. Im ungestörten Zustande der Zelle halten sich diese Zerfalls- oder Dissimilations- und diese Aufbau- oder Assimilationsprozesse das Gleichgewicht. Die Assimilation ergänzt mit Hilfe der durch das Blut und die Lymphe zugeführten Nahrungsstoffe alles, was durch den dissimilatorischen Zerfall an lebendiger Substanz verloren geht. So besteht ein ununterbrochener Wechsel der Stoffe und im ungestörten Zustande decken sich Ausgaben und Einnahmen der Zelle. Anders wird das, wenn Reize von außen her auf die Zelle einwirken. Dann wird das Stoffwechselgleichgewicht in der Zelle gestört. Das kann in sehr verschiedener Weise geschehen. Bei allen kurz dauernden Reizen, wie sie im normalen Lebensgetriebe des Organismus die Hauptrolle spielen, handelt es sich aber immer nur um quantitative Veränderungen des Stoffwechsels. So kann z. B. ein Reiz die dissimilatorischen Prozesse steigern, sodaß mehr lebendige Substanz sich zersetzt, als durch die Assimilation neu gebildet wird. Dann haben wir eine dissimilatorische Erregung. Oder ein Reiz kann die assimilatorischen Prozesse herabsetzen, dann haben wir eine assimilatorische Lähmung. Jede Phase des Stoffwechsels, jedes Glied dieser Kette von chemischen Prozessen kann erregt oder gelähmt werden. Daraus resultieren mannigfaltige Störungen des Stoffwechsels. Aber die einzelnen Glieder des Stoffwechselchemismus hängen auf das innigste untereinander zusammen. Wie in einem komplizierten Uhrwerk, wo ein Rad in das andere greift, beeinflußt die Störung eines einzelnen Gliedes gleich das ganze Getriebe. In dieser Hinsicht ist namentlich die Abhängigkeit der

beiden Stoffwechselphasen, der Assimilation und der Dissimilation von einander bedeutsam. Es besteht zwischen beiden ein kompensatorisches Verhältnis. Hat z. B. ein Reiz die dissimilatorische Zersetzung gesteigert, so steigt von selbst auch die Assimilation und wenn der Reiz aufgehört hat zu wirken, so überwiegt die Assimilation so lange, bis aller Stoffverlust wieder gedeckt ist. Dann ist das ursprüngliche Stoffwechselgleichgewicht wiederhergestellt. Diese Selbstregulierung des Stoffwechsels, die auf den Gesetzen der chemischen Gleichgewichtszustände beruht, ist eine ungemein wichtige physiologische Einrichtung, denn sie besorgt die Erholung nach andauernder Anstrengung immer von selbst.

Das alles sind Kenntnisse über die Vorgänge in der Ganglienzelle, die wir ohne weiteres aus den Erfahrungen der allgemeinen Zellphysiologie schöpfen können. Aber wir sind nicht damit zufrieden. Wir wollen die eigentümlichen Vorgänge in der Ganglienzelle studieren. Wir wollen uns nicht bloß mit diesen allgemeinen Vorstellungen begnügen, wir wollen tiefer in das spezielle Getriebe des zentralen Nervensystems blicken.

Wenn es nicht möglich ist, die Ganglienzellen aus ihrem Zusammenhang herauszulösen, dann müssen wir ihr Leben innerhalb ihres Verbandes untersuchen. Das Unternehmen ist zwar schwierig, aber es geht. Allerdings müssen wir vorläufig bescheiden sein. Die Physiologie geht nur langsam und schrittweise vor. Wir dürfen nicht gleich zu viel verlangen. Wir werden zufrieden sein, wenn wir, anstatt die Vorgänge in den Rindenzellen eines genialen Denkers sichtbar zu machen, vorläufig nur die Prozesse im Rückenmark eines Frosches ermitteln.

Es ist ein altes, bewährtes Prinzip der Naturforschung, einen Vorgang, den sie untersuchen will, zunächst in seiner einfachsten Form zu studieren. Wissen wir erst, was in den einfachen Zentren des Rückenmarks vorgeht, so kennen wir auch das wesentliche Prinzip des Geschehens in den komplizierten Zentren des Gehirns. Das geeignetste Versuchsobjekt aber ist in diesem Falle der Kaltblüter, weil seine Centra viel widerstandsfähiger sind als die äußerst hinfälligen Centra der warmblütigen Tiere und daher selbst lange dauernde Versuchsreihen sehr gut vertragen. Wie in allen Zellen unseres Körpers, so wird auch in den Ganglienzellen der Stoffwechsel unterhalten durch die Zirkulation des Blut- und Lymphstromes. Das Blut führt den Zellen die Nahrungsstoffe zu, die sie brauchen, und das Blut spült die Produkte ihres Stoffwechsels wieder hinweg. Damit ist der Weg gegeben, auf dem wir an das Leben der Rückenmarkszellen herankommen können. Wenn es gelingt, auf diesem Wege die Zellen unter beliebige Lebensbedingungen zu setzen, wie es das Experiment erfordert, dann haben wir die größte Schwierigkeit überwunden. Und das gelingt.

Man kann das Blut verdrängen durch gewisse Salzlösungen, die an sich nahezu indifferent sind, und kann, wenn man will, diesen Lösungen verschiedene Stoffe, vor allem einzelne Nährmaterialien hinzufügen, um ihre Bedeutung für das Leben der Ganglienzellen zu prüfen. So erhält man Tiere, in deren Adern statt Blut eine künstliche Salzlösung fließt, die ein künstliches Pumpwerk an Stelle des

Herzens im Rhythmus des Pulses durch alle Organe hindurchtreibt. Damit eröffnet sich ein weites Feld der experimentellen Erforschung der Centra, denn es ist klar, daß man nun durch planmäßige Zufuhr geeigneter Stoffe den Stoffwechsel der Centra auf diesem Wege experimentell analysieren kann. Freilich verlangen solche Versuche die vorsichtigste Kritik zur Vermeidung von Fehlerquellen, die auf Schritt und Tritt sich eröffnen.

Bei diesen Untersuchungen hat sich sehr bald ein Faktum ergeben, das in erster Linie das gesamte Lebensgetriebe der Ganglienzelle beherrscht, das ist ihre geradezu sklavische Abhängigkeit vom Sauerstoff. Man kann nach den bis heute vorliegenden Ergebnissen sagen, daß fast jedes Ereignis im Leben der Ganglienzelle immer unmittelbar den Sauerstoffwechsel betrifft. Ununterbrochen verbraucht die Ganglienzelle Sauerstoff zur Oxydation von organischen Stoffen. Damit unterhält sie ihr Leben. Aber während sie an organischem Material einen unter physiologischen Bedingungen unerschöpflichen Reservevorrat besitzt, ist ihr Sauerstoffvorrat nur klein, um so kleiner, je höher die Temperatur ist, unter der das Tier lebt. Bei den Warmblütern ist daher der Sauerstoffvorrat in den Ganglienzellen besonders gering. Warmblüter ersticken bei Sauerstoffabschluß sehr schnell, Kaltblüter bleiben lange am Leben. Beim Warmblüter treten bereits wenige Sekunden nach Sauerstoffabschluß die ersten Störungen im Leben der Centra ein. Bald folgen starke Erregungs- und Lähmungserscheinungen. Das Bewußtsein schwindet. Krämpfe schütteln den Körper.

Besonders deutlich zeigt sich der Sauerstoffverbrauch der Centra, wenn sie durch dissimilatorisch erregende Reizimpulse zu stärkerer Tätigkeit angeregt werden. Jeder Impuls ruft in der Ganglienzelle eine kleine Entladung hervor, die den Sauerstoffvorrat vermindert. Schaltet man die Centra von der Zirkulation vollständig aus und läßt man sie andauernd arbeiten, so kann man hier die Erscheinungen der Ermüdung und Erschöpfung gewissermaßen in konzentriertester Form und kürzester Zeit zur Entwicklung bringen. Die Leistungen der Ganglienzelle werden immer geringer und bald vermögen selbst die stärksten Reize keine Entladung mehr in ihr zu erzeugen. Die Ganglienzelle ist arbeitslahm. Eine Analyse dieser Arbeitslähmung hat uns ganz analog wie beim Muskel zwei Komponenten ergeben, die Ermüdung, eine Lähmung durch Anhäufung von Stoffwechselprodukten und die Erschöpfung, eine Lähmung durch Verbrauch des Sauerstoffvorrats der Zelle. Beide Momente entwickeln sich nebeneinander, lassen sich aber experimentell streng von einander differenzieren. Richtet man es dagegen so ein, daß den Centren eine sauerstoffhaltige, im übrigen aber nährstofffreie Salzlösung genügend Sauerstoff zuführt; und zugleich ihre Stoffwechselprodukte herausschwemmt, so kann man die Centra viele Stunden lang arbeiten lassen. Das zeigt, wieviel organisches Reservematerial die Ganglienzellen enthalten. So gewinnen wir durch diese Versuche einen tieferen Einblick in die so ungemein wichtigen, dem psychologischen Experiment nur äußerlich zugänglichen Erscheinungen der Ermüdung.

Allein auch andere funktionelle Zustände der Ganglienzelle sind jetzt der physiologischen Analyse geöffnet. In unserem Nervenleben spielen ja nicht bloß die Vorgänge der Erregung eine wichtige Rolle, sondern auch die entgegengesetzten Zustände, die Zustände der Ruhe.

Eine ermüdete und erschöpfte Ganglienzelle erholt sich von selbst unter physiologischen Bedingungen durch Selbstregulierung des Stoffwechsels. Im gesunden Organismus geschieht das im Schlaf. Wenn wir die Sinnesreize des Tages ausgeschaltet haben, klingt die dissimilatorische Erregung, die sie unterhielten, in unseren Ganglienzellen ab. Das Bewußtsein erlischt. Das Blut spült die Ermüdungsstoffe heraus, indem es zugleich den Sauerstoffvorrat und weiterhin auch den Bestand an organischen Reservematerialien wieder ergänzt. Am Morgen sind dann die Ganglienzellen von neuem bereit zur Arbeit. Aus diesem Grunde ist die beste Arbeitszeit morgens, die schlechteste abends.

Seit den Tagen, da die zauberkundigen Priesterinnen der Hekate betäubende Zaubertränke zu brauen verstanden, hat man den geheimnisvollen Zustand der Narkose fast immer mit dem natürlichen Schlaf identifiziert. Selbst in ärztlichen Kreisen ist diese Auffassung verbreitet. Aber sie ist falsch. Gewiß: in beiden Fällen ist das Bewußtsein erloschen. Aber diese Übereinstimmung ist eine rein äußerliche. Das Studium der Ganglienzelle hat gezeigt, daß es sich in beiden Fällen um völlig verschiedene Vorgänge handelt. Im Schlaf schwindet das Bewußtsein, weil wir bei gesunkener Erregbarkeit der Ganglienzellen die erregenden Sinnesreize des Wachzustandes beseitigen. Wir wissen das aus zahlreichen Erfahrungen. Schneiden wir einem Frosch alle sensiblen Nervenbahnen durch, so bleibt er in einem schlafartigen Zustande bewegungslos sitzen. Am lehrreichsten ist vielleicht der viel zitierte Fall von Strümpell. Strümpell hatte einen Patienten, der bis auf ein Auge und Ohr am ganzen Körper unempfindlich war. Jedesmal, wenn das sehende Auge verdeckt und das hörende Ohr verschlossen wurde, verfiel der Patient nach wenigen Minuten in Schlaf. Das Bewußtsein erlischt also, weil den Ganglienzellen der Großhirnrinde keine Erregungen mehr von außen zufließen. Damit ist der Erholung durch Selbstregulierung des Stoffwechsels der Boden geebnet. Ganz anders bei der Narkose. Hier erlischt das Bewußtsein, weil der Sauerstoffwechsel der Ganglienzellen gelähmt ist. Der Zerfall der lebendigen Substanz geht ungehindert weiter, aber der Ersatz an Sauerstoff hält nicht gleichen Schritt damit. Also gerade das wertvolle Moment des Schlafs, die Erholung, fehlt in der Narkose. Und darauf beruht die Gefahr einer zu tiefen Narkose und die Gefahr einer dauernden Anwendung von künstlichen Schlafmitteln. Nur unter der sorgsamen Hand des Arztes kann im gegebenen Fall das Narkotikum sich als ein Segen der Heilkunst erweisen.

Noch eine Gruppe von Tätigkeitsunterbrechungen im Leben der Ganglienzelle verdient unsere Aufmerksamkeit. Das sind die Hemmungserscheinungen. Man kann sagen, daß die momentane Hemmung von Erregungen für das Zustandekommen der geistigen Tätigkeit nicht minder wichtig ist wie die Erregungen selbst.

Von frühster Jugend an sucht die Erziehung auf die Erlernung von Hemmungen hinzuwirken. Ob das Kind seine Triebe und Affekte beherrschen lernt, ob der Bursch auf der Mensur seine Reflexbewegungen meistert, ob der Diplomat geschickt den Ausdruck seiner wahren Gedanken verbirgt: es ist immer dasselbe Prinzip, die Erlernung von Hemmungen. In der Tat unterliegt der Ablauf von Hemmungen genau so der Übung wie der von Erregungen, und unser gesamtes logisches Denken entwickelt sich unter dem Einfluß dieser Übung. Allerdings ist eine große Fülle von Hemmungsmechanismen schon von vornherein vorhanden. Wir vermögen z. B. nicht zwei Sinnesempfindungen oder zwei Vorstellungen gleichzeitig in unserem Bewußtseinsfelde zu halten. Stets löscht die folgende jede vorhergehende aus. Mit ununterbrochener Aufmerksamkeit gleichzeitig ein schönes Musikstück zu genießen und ein spannendes Buch zu lesen, bringt niemand zustande. Aber es ist auch ebenso gewiß, daß der Ablauf von Hemmungen, genau so wie der von Erregungen in hohem Grade durch Übung erziehungs- und variationsfähig ist. Jeder Vorgang in unserem Gehirn hinterläßt eine Spur derart, daß er durch den gleichen Impuls jedes folgende Mal leichter reproduziert werden kann. Vielleicht handelt es sich dabei um ähnliche Veränderungen wie bei der Übung der Muskeln, die auch bis zu einer gewissen Grenze mit jeder Beanspruchung leistungsfähiger werden. Jedenfalls können wir durch Gewöhnung den Ablauf von Erregungs- wie Hemmungs-Impulsen auf bestimmten Bahnen und Stationen des Nervensystems systematisch einüben. Darauf beruht das „Ausschleifen der Bahnen", darauf beruht das Gedächtnis, darauf das logische Denken. Die Erziehung zum logischen Denken läuft im Prinzip darauf hinaus, die assoziative Verknüpfung ganz bestimmter Vorstellungen und die gleichzeitige Hemmung von anderen methodisch einzuüben. So werden gewisse Bahnen „ausgeschliffen", die dann leicht immer wieder ansprechen. Dabei ergibt sich individuell eine sehr verschiedene Dauer der Nachwirkung, d. h. ein verschieden gutes Gedächtnis. Es gibt Leute, die eine einmal abgelaufene Assoziation ihr Leben lang festhalten, und die aus den ausgefahrenen Geleisen nie wieder herauskommen und es gibt Leute, bei denen selbst die Erfolge andauernder Übung sehr bald wieder verwischt sind. Vielleicht ist für die geistige Produktion die letztere Anlage die glücklichere. Wenigstens kann man, abgesehen von einzelnen, besonders begnadeten Menschen, bei dem Durchschnitt einen gewissen Antagonismus von Wissen und Produktion beobachten. Menschen, die Kenntnisse sammeln wie Briefmarken und Käfer, sind in der Regel weniger produktiv und Menschen, die geistig viel produzieren, verfügen momentan gewöhnlich nur über ein beschränktes Wissen. Johannes Müller, der Physiologe, war von letzterer Art. In der bekannten Gedächtnisrede auf den großen Meister erzählt sein Schüler Du Bois-Reymond, wie Müller einst im Sommer nach seiner Vorlesung von einem Studenten um einen Punkt aus der menschlichen Anatomie befragt, antwortete: „Das weiß ich nur im Winter". Er hatte die Gabe, nur das im Gedächtnis zu behalten, was er bei seiner Arbeit momentan brauchte. In der Tat, großes Wissen führt leicht zu zahllosen Assozia-

tionen, aber nicht so leicht zu einem einheitlichen Ziel, denn jeder zielbewußte Gedankengang wird fortwährend durch abschweifende Assoziationen gestört. Ein Museum von Kenntnissen erdrückt die geistige Produktion.

Aber zurück! Was geht bei den Hemmungsprozessen in den gehemmten Ganglienzellen vor? Hier sind unsere augenblicklichen Erfahrungen über das chemische Geschehen in der Ganglienzelle leider am Ende. Zwar sind auch hier bereits einzelne Wegweiser gefunden, aber sie stehen noch spärlich, um uns schon heute bis ans Ziel zu weisen. Nur eine wichtige Tatsache über die Hemmungserscheinungen sei noch erwähnt.

Bisher war nur von den Vorgängen in der Ganglienzelle die Rede. Allein die Ganglienzellen an sich würden mit all ihrem Lebensgetriebe niemals auch nur den einfachsten Bewußtseinsakt vermitteln können, wenn sie nicht durch gesetzmäßig geordnete Nervenfaserbahnen zu einem harmonischen Zusammenwirken verbunden wären. Die einzelne Ganglienzelle bringt kein Bewußtsein hervor. Lägen diese mikroskopischen Herde des geistigen Lebens überall in unserm Gehirn isoliert, so würde sich unser gesamtes Dasein vollkommen unter der Schwelle des Bewußtseins abspielen. Was wir Bewußtsein nennen, ist ein Komplex und nur durch gesetzmäßige Kombination der Ganglienzellentätigkeit in den verschiedenen Gebieten des Gehirns sind die Bedingungen für die Entstehung dieses Komplexes gegeben. Es muß eine Übermittelung der Vorgänge von Ganglienzelle zu Ganglienzelle, von Rindenfeld zu Rindenfeld, von Sinnesorgan zum Gehirn, vom Gehirn zur Peripherie durch lange Ketten von Zellen hindurch erfolgen, sonst ist die einfachste Assoziation ganz undenkbar. Und dazu dienen die Nerven.

Die einzige Rolle der Nervenfasern, die wir nachweisen können, besteht in der funktionellen Verknüpfung der Ganglienzellen für einen streng geordneten Verkehr. Es fragt sich nur, welche Vorgänge und Zustände der Ganglienzelle durch die Nervenbahnen auf andere Ganglienzellen übertragen werden können. In diesem Punkte besitzen wir heute vollkommene Klarheit und zwar hat sich hier ein sehr einfaches Verhältnis ergeben. Die Versuche haben gezeigt, daß die Nervenfaser nur eine Art von Vorgängen zu übertragen vermag, nämlich die dissimilatorische Erregung. Keine Lähmung, keine Hemmung, keine Ermüdung, keine Erschöpfung. Die Nervenfaser selbst ermüdet in unserem Körper niemals, auch wenn sie noch so sehr angestrengt wird. Wenn man schlechthin von nervöser Ermüdung oder Abspannung spricht, so sind es niemals die Nerven, sondern immer die Ganglienzellen, in denen die Prozesse der Ermüdung und Erschöpfung lokalisiert sind. Ja, man hat lange Zeit geglaubt, daß die Nervenfaser in der gesamten lebendigen Welt eine Ausnahmestellung einnähme, indem sie auch künstlich und außerhalb ihres natürlichen Zusammenhangs unermüdbar sei, denn alle Versuche, durch stundenlange Reizung einen Nerven zu ermüden, mißlangen. Erst in den letzten Jahren hat sich dieses paradoxe Verhalten erklärt. Der Nerv hat die Fähigkeit, den Verlust an Sauerstoff, der bei dem funktionellen Zerfall, also bei der dissimilatorischen Erregung seiner lebendigen Substanz entsteht, ganz erstaunlich schnell

aus seinem Vorrat wieder zu decken, so daß mehrere Tausend Erregungen in der Sekunde in ihm erzeugt werden können, ohne daß er die geringste Spur einer Erschöpfung verrät. Vermindert man aber seinen Sauerstoffvorrat bis zu einem gewissen Grade künstlich in einer Atmosphäre von reinem Stickstoff, so gelingt es, den Nerven schon durch 10 Reize in der Sekunde zu ermüden. Allein dieser Fall ereignet sich niemals in unserem Leben. In unserem Körper ist der Nerv faktisch durchaus unermüdbar. So ist er in jedem Moment bereit, jede dissimilatorische Erregung von Ganglienzelle zu Ganglienzelle zu leiten. Wie in einer Zündschnur der Funke, so verläuft von der erregten Ganglienzelle aus die Erregung durch den Nerv zu der mit ihr verbundenen Zelle. Von Querschnitt zu Querschnitt, von Molekül zu Molekül fortschreitend, läuft die Erregungswelle im Nerven dahin, mit einer Geschwindigkeit von mehr als 30 Metern in der Sekunde. Das ist der nervöse Impuls, der das ganze Geschehen im Organismus des Menschen beherrscht.

Da sich im Nerven nichts als dieser Vorgang der dissimilatorischen Erregung fortpflanzt, so ergibt sich zugleich von selbst, daß auch die Hemmungsvorgänge in den Ganglienzellen nur durch dieselben Impulse von den zuleitenden Nervenbahnen her ausgelöst werden können.

Damit vereinfacht sich unser Bild von dem Ablauf der geistigen Vorgänge ganz wesentlich. Wir gewinnen ein allgemeines und einfaches Schema, in das sich alle weiteren Erfahrungen über das spezielle Geschehen im Nervensystem eintragen lassen. Es ist ein rastloses Spiel von Erregungen und Hemmungen in den Zellen des Nervensystems. Hin und her weben die Erregungswellen ihre Empfindungen und Gedanken. Bald hier, bald dort blitzen dissimilatorische Erregungen auf und laufen auf den Assoziationsbahnen von Ganglienzelle zu Ganglienzelle, hier erregende, dort hemmende Wirkungen entfaltend. Wo sie auftauchen, stören sie das Gleichgewicht des Stoffwechsels einen kurzen Moment, dann sind sie schon wieder verschwunden, und während sich schnell das alte Gleichgewicht von selbst wiederherstellt, bleibt eine leise Spur ihrer Wirkung zurück, die oft erst die Zeit in langen Jahren verwischt. Das ist die Mechanik des Geistes.



Die Verhüllte/ Novelle von Robert Michel



ngefangen hat es auf der Neugebäudewache in Wien. Damals besuchte er mich dort — Hugues de Rêvignies, ein junger Franzose — er scheute den langen Weg nicht; er wollte den Unterricht, den wir uns gegenseitig in unserer Muttersprache gaben, nicht ein einziges Mal versäumen. Wir hatten unsere Hefte und Bücher mitgenommen; indessen kamen wir an diesem Tage nicht recht zum Lernen. Es war ein schöner lauer Sommernachmittag und ich ließ für uns eine Bank im Freien vor den Gewehrschranken aufstellen.

Den jungen Rêvignies interessierten meine bosnischen Soldaten. Er sagte, daß er sie früher nie so lange und von so nahe hätte betrachten können, und er versuchte bei jedem Einzelnen Zug um Zug das Orientalische seines Ausdrucks zu erklären. Dieses fortwährende Mustern machte die meisten bald sehr verlegen; manche wischten sich fast ununterbrochen den Mund mit den großen roten Händen und manche ließen in ihrer Verlegenheit die Hände ungeschickt an den Seiten herunterhängen oder legten sie mit ausgespreizten Fingern auf die Knie. Sie hatten aufgehört zu sprechen und schauten ihrerseits alle auf meinen Gast, nicht ohne eine Art staunender Neugier.

Allerdings war Rêvignies' Aussehen einigermaßen ungewöhnlich. Er hatte ein auffallendes, sehr lichtes Blondhaar und von solchem Reichtum, daß es wie eine Perücke aussah. Auch alles übrige im Gesicht war so licht, daß die hellen blauen Augen ganz dunkel zu sein schienen.

Schließlich gestand mir Rêvignies zum erstenmal seine große Schwärmerei für den Orient. Dann legte er mir seine Zukunftspläne auseinander, die mir übrigens etwas verworren vorkamen. Er erzählte eben, welche Reisen er nach seinen Studien in Wien zu machen gedenke, als die Sonne in ihren dunkelsten Farben mit ihrem untern Rand gerade den Horizont berührte. Während sie immer tiefer hinter den Laaerberg sank, wurden über der Stadt und der ganzen Landschaft leichte Nebel sichtbar, die sich bläulichrot färbten und alles in einen geheimnisvollen Schleier hüllten. Da erfaßte Rêvignies plötzlich meine Hand; und ich verstand gleich:

Die Sonne zeigte eben noch die obere Hälfte, die einer kostbaren Kuppel ähnlich am Horizonte stand. Zu beiden Seiten dieser Kuppel ragten, schlanken Minaretten gleich, hohe Fabriksschlote. Diese Moschee beherrschte mit ihrer Pracht das ganze Bild. Der übrige Horizont zeichnete sich nur in undeutlichen Umrissen, die der Einbildungskraft weiten Spielraum ließen, und die Stadt selbst lag im violetten Dunst, der einem abendlichen Meer zu entsteigen schien. In der Nähe das Neugebäude mit den runden Türmen störte durchaus nicht und noch weniger störten die Soldaten in Fez. Das war ein Stück Orient.

Als ich das nächste Mal auf die Neugebäudewache kommandiert wurde, kam

mich Rêvignies natürlich wieder besuchen. Der Himmel war klar; wir erwarteten den Sonnenuntergang. Diesmal kam es aber anders. Neben dem Kahlenberg tauchte eine Wolke halb aus dem Horizont und schob sich langsam gegen den Laaerberg. Als die Sonne in ihren Bereich gekommen war, nahm sie die Wolke rasch auf und vergoldete mit ihrem leuchtenden Gold ihren ganzen Rand. Zugleich wurden höher am Himmel noch zwei kleine Wolkenflocken in rosigem Schimmer sichtbar.

Nach und nach verblichen die Wolken und die großen Fabriksschlote blieben Fabriksschlote; ihre rauchigen Arme langten hoch in den Himmel und zogen alsbald die Nacht auf die Stadt herunter.

Bald darauf wurde ich nach Mostar transferiert. Der Abschied von Rêvignies war mir eigentlich nicht schwer gefallen, denn wir waren einander im Grunde nicht nahe gekommen; mir sagte sein verworrenes Wesen nicht recht zu. Damals auf der Neugebäudewache war es das einzige Mal, daß er zu mir wie zu einem Freunde gesprochen hatte.

Und doch konnte ich es mir nach den ersten Eindrücken in Mostar nicht versagen, Rêvignies aufzufordern, daß er mich besuche. Ich erwartete einen großen Genuß davon, wie diese sehr orientalische Stadt auf Rêvignies wirken würde, der für alles Orientalische so empfänglich war.

Rêvignies kam.

Ich war unglücklicherweise für den Tag seiner Ankunft als Kommandant der Konakwache bestimmt. Zu mittag mußte ich den Dienst antreten. So hatte ich gerade noch Zeit, Rêvignies auf dem Bahnhof abzuholen und ihn bis in meine Wohnung im Südlager zu geleiten.

Da hatte ich schon auf diesem ersten Wege meine Freude daran, wie Rêvignies alle Besonderheiten dieser merkwürdigen Stadt und ihrer Menschen sah.

Die Bora blies scharf und trieb die Schilder auf den Eisenstäben vor den Verkaufsläden, daß sie pendelten und eine grelle Musik machten. Wenn sie für einen Augenblick ruhig hielten, mußte man unwillkürlich hinsehn — eine grandiose und billige Reklame. Da die Bora so stark blies, waren gar keine europäisch gekleideten Frauen auf der Gasse. Wir sahen Serbinnen in weiten wallenden Pluderhosen, die der Wind von einer Seite glatt an den Körper schmiegte, während er auf der andern Seite mit dem leichten Stoff ein Spiel trieb wie mit Flammen; und Bäuerinnen in Hosen und Oberkleidern von dickem Schafwollstoff, denen der Wind ebensowenig etwas anhaben konnte wie den steinigen Bergen, von denen sie gekommen waren; sie kniffen nur die Augen zusammen und der Wind glitt durch die Fältchen an den Schläfen ab. Die Türkinnen hatten es schwerer gegen den Wind; sie waren in lange dunkle Mäntel gehüllt, die vom Kopf bis zu den Füßen reichten und in zwei eigentümlichen Tuchlappen über den Kopf ragten, so daß ihre ganze Erscheinung die Vorstellung erweckte, als wären sie aufrechtgehende Käfer. In diese Mäntel griff der Wind so fest, daß er den

weiten Vorderschlitz zu öffnen drohte und die Trägerinnen manchmal zwang, sich an die Häusermauern zu pressen, um sich so zu schützen. Wenn Rêvignies die vermummten Türkinnen anfangs am meisten auffielen, so widmete er ihnen später die wenigste Aufmerksamkeit, da in der gleichmäßigen Verhüllung eine wie die andere aussah und nicht einmal ihr beiläufiges Alter zu erraten war. Aber ein Zufall bewirkte, daß fürderhin sein ganzes Interesse gerade auf diese Vermummten gelenkt wurde.

Wir gingen durch die Hauptstraße und waren schon am Südende von Mostar, als hinter uns eine große Herde von Schafen daherkam. Wir blieben stehn, um die Herde vorbeiziehn zu sehn. Voran ging eine junge Hirtin; sie hatte über der Stirne in ihrem schwarzen Haar viele Silbermünzen, die im Gehn manchmal aneinanderschlugen, da sie den Kopf vorgebeugt trug, um besser auf ihre Strickarbeit zu sehn; sie schaute gar nicht auf. Hinter ihr drängten sich die Schafe, die ganze Gassenbreite einnehmend. Und rückwärts ging ein alter Bauer, der einen schwerbeladenen Esel hinterherzog. In der freien Hand hatte er eine Rute, mit der er die Schafe antrieb oder dem Esel eins versetzte, wenn er sich gar zu sehr ziehn ließ. Dabei hatte er für die Schafe und den Esel die verschiedensten Zurufe. Wäre vorne nicht das strickende Mädchen gegangen, so hätte man nach dem Gehaben des Alten und nach dem hastigen Trippeln der Schafe meinen können, die Herde sei auf einer Flucht. Die Schafe hielten sich so ängstlich aneinandergepreßt, daß der Offiziersomnibus, der eben vom Südlager herkam, stehn bleiben mußte, um nicht einige zu überfahren. Sie liefen den Pferden zwischen den Beinen hindurch und schlüpften unter den Wagen zwischen die Räder, als suchten sie dort Schutz vor irgendeiner Gefahr, so daß sie der Bauer mit Rutenhieben und heftigen Zurufen hervortreiben mußte. Dadurch wurde aber eines der vorgespannten Pferde so unruhig, daß es der lenkende Trainsoldat kaum zurückhalten konnte; zornig hieb auch er mit der Peitsche nach den Schafen, und als das letzte Schaf endlich draußen war, ließ er die Zügel etwas zu plötzlich nach; das unruhige Pferd setzte mit einem scheuen Sprung ein, so daß die Deichsel in ein Haustor zu stoßen drohte. Neben dem Tor war eine Türkin gestanden, die an die Mauer gedrückt gewartet hatte, bis die Gasse wieder frei wäre. In dem Schreck tat sie mit beiden Armen eine rasche Bewegung gegen das scheuende Pferd, durch welche sich ihr Mantel für einige Augenblicke weit öffnete. Aber Rêvignies war diese kurze Enthüllung nicht entgangen; und wäre die Türkin nicht gleich darauf in dem Tore verschwunden, so hätte er wohl getrachtet, noch einmal unter diesen häßlichen Mantel zu sehn. Jung war sie und schön; ihre Haut von einer Weiße und Durchsichtigkeit, wie sie wohl nur in der Verschlossenheit eines Harems gedeihen können. Aber auch ihr Gewand war schön; das Bruststück war mit leuchtenden Seiden gestickt und von Gold durchwirkt. Ich selbst hatte nicht so deutlich hingeschaut; und Rêvignies konnte sich nun nicht genug tun, das Bild zu schildern.

Auf dem weiteren Wege sprachen wir nur mehr über die mohammedanischen

Frauen. Rêvignies sagte, er hätte bisher die Art, wie die Frau bei den Mohammedanern gehalten wird, gleich andern Menschen als Rückstand in der Kultur betrachtet, trotzdem er stets eingesehn hätte, daß durch eine Änderung dieser Sitte der Orient stark einbüßen müßte an Poesie. Jetzt aber, nachdem er jene Frau gesehn hätte, sei er verlockt, für die Lebensweise der mohammedanischen Frau eine andere Erklärung zu geben: Nicht weil der Mohammedaner die Frau als tiefer stehend, als eine Art Sklavin ansieht oder als nicht tüchtig genug, es mit dem Leben aufzunehmen, sperrt er sie ein, und auch nicht aus niedriger Eifersucht; sondern er verwahrt sie in seinem Harem mit der Sorgfalt und unter dem Schutze, wie man das Kostbarste seines irdischen Besitzes bewahren muß. Und er verglich dann: So wie sich gleichsam das ganze Meer am Entstehn der Perle in der Muschel beteiligt oder wie alle geheimen und verborgenen Kräfte des Erdreichs am Werke sind bei der Bildung eines Edelsteines und Perle und Edelstein dadurch die köstlichsten Offenbarungen der Reiche des Wassers und der Erde sind, so mag die mohammedanische Frau die eigenste und wertvollste Offenbarung des Orients sein. Und endlich kam er zu dem etwas verblüffenden Schluß: Durch den vollständigen Besitz einer solchen Frau müßten einem alle tiefsten Geheimnisse des Orients wie mit Zauberschlüsseln mit einem Mal erschlossen werden.

Ich führte Rêvignies in das Zimmer, das ich ihm in der Offiziersbaracke des Südlagers hergerichtet hatte, und gab ihm noch verschiedene Ratschläge, wie er die vierundzwanzig Stunden, für die ich ihn allein lassen mußte, am besten verbringen könnte. Allerdings wußte ich im vorhinein, daß Rêvignies, den ich doch so weit kannte, sich durchaus nicht an die Ratschläge eines andern halten werde. Nun eilte ich zum Wachabteilen, um meinen Dienst anzutreten.

Den Nachmittag über dachte ich viel an Rêvignies und am Abend, als ich die Posten abging, blieb ich längere Zeit auf dem Wachturm des Konak, wo noch das alte türkische Geschütz steht, aus dem täglich der Mittagsschuß gegeben wird, und erwog, welch tiefen Zauber Mostar in dieser märchenhaften Beleuchtung auf Rêvignies ausüben müsse.

Es war wie ein Stück Märchenland, jenseits dessen Horizont vorläufig nur bläulicher Dunst ist, bis die satte Phantasie sich von hier abwendet und dort ein neues Land schafft. Das Bild war so geschlossen, daß der Sternenbogen genau auf dem Gipfel des Berges Hum anfing und von da sich über Mostar und die Talschlucht wölbte, um mit den letzten Sternen seinen leichten Bau auf den Gipfeln des Podvelež zu stützen. Über den kahlen grauen Bergen leuchteten die Sterne so scharf, als wären sie an den harten Karststeinen geschliffen. Der Mond stand weiter abseits, als sollte nicht er, sondern nur sein Licht dem Bilde gelten. Die eine Hälfte des Berges Hum war von diesem Lichte übergossen; sie war von der beschatteten Hälfte durch eine wunderliche Zickzacklinie geschieden, die vom Gipfel über den steinigen Hang bis zur Talsohle lief. Und die dunkle Hälfte breitete ihre schwarzen Schatten noch über einen Teil der Stadt. So wäre ein tiefer schwarzer

Fleck im Bilde entstanden; aber aus dem Dunkel ragten mondbeglänzte Minarette empor. Die andere Talseite stand im vollen Mondlicht. Von dem eigentümlichen Berg, der so aussieht wie ein schiefgestellter Tisch, fiel der kahle Hang einem orientalischen Teppich gleich; das unregelmäßige Muster war nach dem Schatten der großen Steine und Rinnen gezeichnet und nur grau und schwarz, als hätte sich hier der orientalische Geschmack seiner Farbenfreude geschämt; bloß der untere Saum war mit grünen Weingärten verziert, in die wiederum kleine graue Häuser gewoben waren und in der Mitte etwas zu auffällig eine Kirche. Zwischen diesen Talhängen lag das wirre Gemenge grauer Steindächer, aus dem sich mit ruhiger Schönheit einzelne Moscheekuppeln hoben und zahlreiche Minarette, die vom Mond einseitig beleuchtet nur noch schlanker wurden. Diese erstarrten Wogen grauer Steindächer wurden von einem tiefen Einschnitt geteilt, dessen Lauf die Windungen eines türkischen Buchstaben in die Natur zu übertragen schien. Unten in dem Einschnitt, von starken Felsenufern gefangen, glitt das Wasser der Narenta mit immer wechselnden Flächen, die das Mondlicht verschieden spiegelten oder sich plötzlich an einem Steine brachen; hinter den Steinen drehte sich das Wasser im tollen Wirbel, als wollte es sich ins Bodenlose verlieren. Dieses gleitende, wirbelnde, lebende Wasser bildete einen seltsamen Gegensatz zu der ruhigen Steinlandschaft. Und dort, wo die Radobolje mit zierlichen Wasserfällen einmündet, lag über den Abgründen der Narenta die alte kunstvolle Brücke wie ein versteinerter Halbmond.

Als ich am folgenden Tag von der Wache kam, übergab mir der Korporal vom Tage einen Brief; ich erkannte gleich zu meiner Verwunderung Rêvignies' Schrift.

„Mein sehr lieber Freund, ich würde Ihnen so gerne die Wahrheit schreiben, warum ich von Mostar flüchten muß; aber weiß ich denn selbst die Wahrheit? Und doch bin ich wohl verpflichtet Ihnen zu schreiben und nicht bloß, um Ihrer liebenswürdigen Gastfreundschaft mit Höflichkeit zu begegnen; meine Verpflichtung ist keine so angenehme: ich muß einstehn für alle Folgen eines Abenteuers, wenigstens so weit, daß nicht Sie selbst oder ein anderer Schuldloser in Verdacht kommen. Was soll ich Ihnen darüber schreiben? Vielleicht wissen Sie beim Lesen des Briefes schon Bestimmteres als ich. Bis dahin, wo es anfängt für mich ein Mysterium zu sein, kann ich es mit einem einzigen Satz erklären: Ich hab eine Türkin aus der Stadt ins Südlager entführt. Hélas, die Fortsetzung, die erlassen Sie mir. Wenn Sie von ihr schon mehr wissen als ich selbst, umso besser oder umso schlimmer; aber wenn ich es noch weiter erklären wollte, so könnte ich leicht eine böse Lüge sagen, denn ich würde von allen Möglichkeiten dieses Mysteriums wohl die für mich günstigste wählen. Wie immer es sich stellen mag, ich werde wohl kaum jemals wieder nach Mostar kommen —. Mein Gott, ich würde Ihnen eine ganze Reihe von Fragen stellen, damit ich aus diesem Labyrinth von Verwirrungen hinausfinde, aus dem mich auch meine Flucht nicht zu retten vermochte. Indessen bin ich heute nicht fähig dazu — im nächsten Brief!

Sobald Sie diesen Brief lesen, schaukle ich meine Seele auf den Wellen der Adria zur Ruhe. Auch meine Adresse werde ich Ihnen erst nächstens bekannt geben können.

Trotzalledem kann ich nicht anders, als Ihnen für die Einladung von ganzem Herzen danken und bleibe ...."

Es kam kein zweiter Brief.

Vielleicht zog es Rêvignies vor, seinen Aufenthalt nicht zu verraten, vielleicht war es ein weniger leichtfertiger Grund, der einen zweiten Brief unmöglich machte.

Ich hatte allerdings gleich in der nächsten Zeit die verschiedensten Gedanken darüber und erwog alle Möglichkeiten. Als ich aber einige Tage vergebens auf einen zweiten Brief gewartet hatte, steigerte sich mein Bedürfnis, wenigstens für mich einigermaßen Klarheit in diese Angelegenheit zu bringen. Ein tatsächliches Nachforschen war aus offenliegenden Gründen nicht recht möglich, so war ich auf die eigene Phantasie beschränkt. Ich begnügte mich nicht mehr mit unbestimmten Mutmaßungen: ich erfand einige Lösungen und vervollständigte sie bis in die kleinsten Einzelheiten. Diese erfundenen Abenteuer waren alle sehr verwickelt und zum größten Teile unwahrscheinlich. Aber gerade darin lag die große Möglichkeit der Übereinstimmung mit der Wirklichkeit, weil sie so am ehesten Rêvignies' Wesen entsprachen.

Es sind seither einige Jahre vergangen. Von Rêvignies hab ich noch immer kein Lebenszeichen. Und jene Abenteuer, die ich damals auf seine Rechnung erfunden hatte, sind mir teils abhanden gekommen, teils sind sie verblaßt und verwischt; nur eines ist meinem Gedächtnis eingeprägt geblieben, als wäre es die Wirklichkeit selbst gewesen. Ich will dieses Abenteuer hier aufzeichnen.

Nach dem Mittagessen mochte sich Rêvignies für einige Zeit niedergelegt haben, um die Müdigkeit von der Reise abzutun. Dann ging er wohl in die Stadt. Aber er ging bestimmt nicht auf der Straße, auf der ich ihn hinausgeführt hatte, sondern wählte einen andern Weg. Gewiß ging er über den Exerzierplatz bis zum Abhang des Podvelež und dann über den großen türkischen Friedhof.

Dieser Friedhof gefiel Rêvignies sehr. Er stellte sich vor, wie häßlich so ein Friedhof sein müßte, wenn er in europäischer Regelmäßigkeit angelegt wäre mit geraden Grabsteinen und gepflegten Wegen. Hier waren die Grabsteine nicht nur ganz unregelmäßig gesetzt, viele hatten sich mit der Zeit auch ein wenig geneigt, manche ganz tief und hie und da lag einer quer hingestreckt im Gras. Manchmal war eine Gruppe dieser schlanken Grabsteine dicht umwachsen von altem Efeu, als hätte er sich durch lange Jahre die Mühe genommen, die Denksteine derer, die seine Wurzeln befruchtet hatten, zu einem festen Strauß zu binden. Und einige standen ganz verborgen, umwuchert von wilden Rosen und anderem Gestrüpp, an dem ein alter Tuchfetzen hing, den der Strauch einem Vorübereilenden vom Leibe gerissen zu haben schien.

Schon war der Schatten des Berges Hum über den ganzen Friedhof gebreitet und kroch an dem sonnigen Abhang des Podvelež empor wie ein dunkler feuchter Fleck an einer rauhen Wand.

Rêvignies war bis jenseits zu der großen Moschee gekommen, als oben auf dem Minarett der Ausrufer seine Aufforderung zum Abendgebet erschallen ließ. Er war ein junger Mensch und seine Stimme schlug manchmal in die Fistel über und doch hatte es von dieser Höhe einen durchaus melodischen Klang. Und einmal schien er sich gerade an Rêvignies zu wenden, indem er, die Handflächen an die Ohren gepreßt, nochmals die schöne Melodie seiner unverständlichen Worte herniedersang. In den Pausen des Gesanges vernahm Rêvignies auch von den entfernten Minaretten den Aufruf zur Abendandacht. Da eilte er den Weg längs des Friedhofs bergan, damit er um so besser die gemeinsame Harmonie dieser Stimmen vernehmen könne. Zuerst hörte der nächste Ausrufer auf, dann zitterten noch eine Zeitlang von den weiteren Minaretten verschiedene Stimmen über die Steindächer herüber, bis schließlich eine nach der andern verstummte und eine tiefe Stimme ihren letzten Ton ausklingen ließ.

Rêvignies hatte einzelne Wörter so genau vernommen, daß es ihm leicht gewesen wäre, sie mit demselben Tonfall nachzusingen. Es hätte ihm indes gewiß Unbehagen bereitet, daß ihm kein einziges dieser Wörter verständlich war, aber die Poesie dieser orientalischen Musik über der steinernen Stadt hatte ihn so ergriffen, daß ihm dieser unverständliche Gesang wie ein schönes Rätsel erschien, wie ihrer ähnliche diese Stadt wohl noch viele bieten könnte.

Rêvignies ging nun weiter in den obern Stadtteil, der auf einer hohen vorspringenden Terrasse liegt und nur auf diesem Seitenwege zugänglich ist. Die Bewohner dieses Stadtteils sind nicht gewöhnt, Europäer in ihren Gäßchen zu sehn. Aber Rêvignies wurde wohl nicht viel beachtet, denn es war Freitag, der wöchentliche Feiertag der Mohammedaner. Die meisten Bewohner, besonders die älteren, waren bei ihrer Abendandacht; überdies begünstigte Rêvignies auch die zunehmende Finsternis.

Im Karste folgt dem Sonnenuntergang rasch die Nacht. Das Auge sieht den ganzen Tag die blendenden Berge, und wenn die Sonne aufhört zu scheinen, ist der Gegensatz zwischen dem früheren Sonnenlicht und dem Schatten fast ebenso groß, als anderswo der Gegensatz zwischen dem Tageslicht und dem Dunkel der Nacht. Schon dieser Umstand mag bewirken, daß einem der Übergang vom Tag zur Nacht rascher erscheint. Und anderswo wird wohl viel Sonnenlicht von der Erde aufgesogen und in den Kronen der Bäume bleibt es hängen und in den Gräsern und Blättern der Wiesen und Felder, und wenn dann die Sonne untergegangen ist, leuchtet die ganze Natur noch geraume Zeit von diesem eingefangenen Licht. Aber die kahlen Karstberge nehmen keinen einzigen Strahl auf; alles Licht strahlen sie zurück, und wenn die Sonne untergeht, nimmt sie auch all ihr Licht mit hinab. Indessen strahlen die kahlen Steine nur das Licht der Sonne zurück, ihre Wärme jedoch nehmen sie auf und halten sie bis tief in die Nacht.

Rêvignies war gewöhnt vom Schatten des Abends jene Kühlung zu empfangen, die beschwichtigt und zugleich neu belebt. Auf ihn hatte diese Wärme, die aus den Mauern und aus den Steinen des Bodens kam, eine fast betörende Wirkung, als wäre es der Hauch von liebeheißen Lippen. Und ihn erfaßte eine tiefe Sehnsucht, das Leben hier irgendwie mitleben zu können, das Leben der Menschen, der Häuser und der Steine. Einen jungen Burschen, der an ihm vorüberkam, verfolgte er mit neidischen Blicken, wie er durch eine Gartentüre schlüpfte und unter den niedrigen Ästen der Feigenbäume sich bückend bald im Dunkel verschwand.

Weiterhin fand Rêvignies einen jungen Menschen, der vor einer Haustür stand und sich gegen die schmalgeöffnete Türspalte preßte. Rêvignies schlich langsam näher, um besser zu sehn. Er kam gerade nahe genug, daß er beobachten konnte, wie eine Hand in der Türspalte zurückgezogen wurde, während sich die Tür vollkommen schloß. Erst glaubte er, daß seine Nähe bemerkt worden sei; aber der junge Bursch drehte sich gar nicht um, sondern sprach mit flüsternden Worten, aus denen es wie Flehen und Beschwören klang, gegen die verschlossene Tür. Rêvignies hörte durch das Holz der Türe gedämpft auch die Antworten einer Mädchenstimme. Endlich tat sich die Tür wieder ein wenig auf und das Mädchen streckte einen Finger hervor, den der junge Türke inbrünstig zwischen die Hände nahm, und nach einigem Flehen bekam er wieder die ganze Hand.

Rêvignies hätte hier die beste Gelegenheit gehabt, einen bezeichnenden Fall aus dem Liebesleben der türkischen Jugend zu beobachten; aber er vermochte nicht in Ruhe auszuharren. Die Türe erschien ihm wie der verhüllende Mantel jener Türkin am Vormittag in der Hauptstraße, und als sie sich noch weiter geöffnet hatte, um dem ganzen Arm Raum zu geben, stieg seine Erwartung bis ins Fieberhafte. Er schlich langsam noch näher. Schon hatte er das Leuchten der Augen durch die Türspalte gesehn und noch leuchtender den hüllenlosen Unterarm. Er vermochte sich nicht zurückzuhalten und wäre wohl so nah gegangen, daß er sein Gesicht neben das des Türken gegen die Türspalte gepreßt und mit seinen Händen die Hand des Türkenmädchens gesucht hätte. Aber da erklang ein leiser Schrei, die Tür wurde zugestoßen und der junge Bursch lief, ohne sich nach Rêvignies umzusehn, mit einem halb unterdrückten Fluch davon. Auch Rêvignies lief davon, obzwar er kaum wußte warum und wohin. Er übersprang einen Steinriegel, der ihm gerade im Wege lag, und hockte sich hinter ihm nieder. Dann wartete er, ob die zwei jungen Menschen noch einmal zusammenkommen würden — mit der unbestimmten Hoffnung, daß vielleicht das Mädchen allein kommen könnte.

Er wartete lange. Anfangs hatte er nur nach der Tür hingesehn und zwar mit einer Anspannung der Sinne, als müßte er es erzwingen, daß sie sich öffne. Aber später wurde seine Aufmerksamkeit immer mehr abgelenkt, denn im Nachbarhause erhellte sich eins der zwei hohen kleinen Fenster mit Holzgitter und das bunte Licht einer Ampel leuchtete hindurch. Manchmal erschien hinter dem dichten Holzgitter ein Schatten und entfernte sich gleich wieder. Plötzlich hörte Rêvignies

ein Geräusch, und als er über die Mauer in die Gasse schaute, erblickte er ganz nahe einen jungen Burschen, der auch nach dem beleuchteten Fenster sah. Im Fenster wurde wieder der Schatten sichtbar und jemand lehnte sich halb hinter den Vorhang verborgen an eine Fensterseite. Es wurde kein Gruß ausgetauscht und überhaupt kein Zeichen des Einverständnisses gewechselt. Der junge Bursch blieb ruhig stehn und schaute unverwandt nach dem Fenster. Rêvignies war erstaunt über die Ruhe dieses sonderbaren Liebespaares.

Erst nach längerer Zeit bewegte sich der Schatten im Fenster, der Vorhang wurde weiter zurückgeschlagen und Rêvignies konnte durch das Gitter deutlich die Umrisse einer Frauengestalt erkennen und das Weiße des Gesichtes. Da stand auch der junge Bursche nicht mehr ruhig; mit einer Bewegung, die voll Leidenschaft war, hockte er sich tief zur Erde, während er die Hände in die Falten seiner weiten Pluderhosen wühlte.

Gleich darauf wurde irgendwo in der Gasse eine Tür geöffnet und wieder geschlossen. Der junge Bursch eilte sofort davon und die Gestalt im Fenster verschwand. Rêvignies blieb noch in seinem Versteck, da er langsame Schritte durch die Gasse hörte. Es näherten sich drei Menschen, zwei alte Männer und zwischen ihnen eine verhüllte Türkin. Rêvignies wartete noch ab, bis sie sich wieder entfernt hatten, dann sprang er in die Gasse und ging der innern Stadt zu. Nach dem langen Hocken schmerzte ihn jetzt der Rücken; das ernüchterte ihn einigermaßen und er wäre am liebsten rasch davon aus diesem schwülen Bereich.

Mittlerweile war es völlig Nacht geworden. Er irrte noch ziemlich lange herum in den engen Gäßchen im oberen Teile von Mostar. Dieses lange Herumgehn in den seltsamen Gassen, das Begegnen von Menschen, das Schaun nach den beleuchteten vergitterten Fenstern, die Schönheit der Nacht, das fachte in ihm trotzdem allmählich wieder ein starkes Verlangen an nach Erleben.

Endlich hatte er eine steile Gasse gefunden, die jedenfalls in die innere Stadt führen mußte. Er sah schon die breite Hauptstraße mit dem stärkeren Licht. Er hatte dabei das Gefühl, als würde er aus einem Märchenland in die Wirklichkeit zurückkehren, und es versprach ihm gewissermaßen eine Erleichterung, wenn er endlich wieder europäisch gekleidete Menschen sehn würde. Sein Schritt wurde fester und sein Atem ruhiger.

Da sah Rêvignies einige Schritte vor sich eine dunkle Gestalt über die Gasse huschen. Es war so finster in der Gasse, daß er nicht zu unterscheiden vermochte, ob es ein Mann oder eine Frau sei. Über dem Tor, aus dem die Gestalt gekommen war, hing zwar eine Laterne, aber das Licht war so schwach, daß es kaum hinreichte, die schmutzigen blutroten Scheiben der Laterne selbst zu erhellen. In Rêvignies loderte wieder die ganze unbefriedigte Lust nach Erleben auf; aber er zwang sich, seine Schritte nicht zu beschleunigen, und hatte einen Augenblick lang sogar die Absicht, die Augen zu schließen und so bis hinunter in die Hauptstraße zu gehn. Er mußte über diesen Einfall fast lachen und auch darüber, daß er im Schritt so gleichmäßig Takt hielt mit der banalen Klaviermusik, die irgendwo in

der Nähe erklang. Die Komik seines Gehabens hätte ihn die frühere Erscheinung beinahe vergessen lassen. Als er aber zu der roten Laterne kam und an der Mauer gegenüber die Gestalt erblickte, die sich verbergen zu wollen schien, blieb er wie gelähmt stehn, denn in dem schwachen rötlichen Schimmer hatte er gleichzeitig erkannt, daß es eine Türkin sei. Und wie er deutlicher hinsah, glaubte er auch zu erkennen, daß sie den Schlitz des Mantels ein wenig öffne.

An diese kurzen Augenblicke mochte ihm für später keine andere Erinnerung bleiben als die eines rein physischen Kampfes: wie er mit aller Kraft die Fußballen und alle Zehen gegen den Boden stemmte, um nicht vorwärts stürzen zu müssen. — Als sich aber der lange Mantel noch weiter geöffnet hatte, ließ dieser Widerstand, den er sich selbst geboten hatte, gleich nach und mit einem Sprunge war er dicht an ihr. Ohne an die Gefahr zu denken, der er sich wohl durch eine solche Handlung aussetzte, riß er den Mantel auseinander und preßte sie an sich.

Obwohl sie sich erst willig zeigte, wehrte sie ihn gleich darauf wieder ab. Und plötzlich hatte sie sich geschickt entwunden und lief gegen die Hauptstraße. Da wurde sich Rèvignies dessen bewußt, daß er ein gefährliches Spiel trieb, aber er verfolgte sie doch auf einige Schritte Entfernung. Jenseits der Hauptstraße, in einem schmalen Quergäßchen, schlüpfte sie in einen geschlossenen Wagen und wollte eben durch die offene Tür dem Kutscher eine Adresse angeben, als Rèvignies herbeisprang und sie hineindrängte, während er selbst dem Kutscher zurief: „Südlager!“ und indem er die Wagentüre rasch zuzog, wiederholte er wie im Triumph mit starker Betonung der letzten Silbe: „Südlager!“

Der Kutscher hieb in die magern Gäule, daß sie gleich in Galopp einsetzten und der Wagen in der ruckweisen Bewegung ihrer Sprünge dahinrollte.

Rèvignies streifte den Mantel ganz zurück und küßte die Entführte immer wieder auf den Mund, daß sie kein Wort hervorbringen konnte, bis sie mit dem Gesicht nach seitwärts auswich und ein helles Lachen erschallen ließ. Ihre Fröhlichkeit gab Rèvignies die volle Zuversicht, daß er gesiegt hatte und daß sie nun sein war.

Er hielt sie während der ganzen Fahrt eng umschlungen. Was sie sprach, verstand er nicht. Aber auch er versuchte gar nicht, sich deutsch verständlich zu machen; das wäre in einem solchen Falle zu mühselig gewesen. Trotzdem war er nicht ruhig, sondern sprach fast unausgesetzt zu ihr. Was er da zu ihr sagte, war eine immerwährende Huldigung, eine ungeordnete Folge phantastischer Gleichnisse, flehender Fragen und Beschwörungen.

Manchmal verlor sich Rèvignies ganz in den wechselnden Vorstellungen und die, die er in den Armen hielt, drohte zu entschweben wie ein zufälliges Bild der Phantasie, so daß er keinen andern Ausweg finden konnte als sie zu küssen und wieder zu küssen, damit er ihre Lippen fühle und ihren jungen Leib in seinen Armen.

Als sie im Südlager bei der Offiziersbaracke angekommen waren, hob sie Rèvignies aus dem Wagen und trug sie in sein Zimmer.

Hier nahm er ihr den Mantel ab und konnte sie eigentlich erst jetzt ordentlich sehn. Ihr kindliches Gesicht lachte und unter dem leichten Gewand schien ihr ganzer Leib zu lachen. Und ihm kam es so vor, als würden ihre Augen im Verwundern über ihr eigenes Tun immer größer. Da überfiel ihn die Angst, daß sie ihm vielleicht wieder entfliehen könnte, sobald sie sich von ihrem Erstaunen erholt hätte, und diese Angst wurde noch größer, als er sich wie Rat suchend in dem gewöhnlichen Zimmer mit der Petroleumbeleuchtung umsah. Und gleich sagte er sich, daß er sie nicht zu sich kommen lassen dürfe, daß sie betäubt bleiben müsse im Rausche des Abenteuers. Er schloß sie wieder in die Arme und küßte ihr die Augen und das Haar und den Mund; und seine Hände suchten das leichte Kleid von ihrem Leibe zu streifen. Und das Kleid fiel und sie stand da in dem durchsichtigen bosnischen Hemd; und das Hemd fiel und Rêvignies nahm sie in die Arme und hob sie auf das Bett.

Rêvignies schreckte aus den Liebkosungen jäh empor, denn plötzlich wurde er inne, daß ihre Lippen seinen Küssen nicht mehr antworteten und daß nach einer krampfhaften Umschlingung ihr ganzer Körper in starrer Unbeweglichkeit blieb.

Er sprang auf und wich entsetzt bis in eine Zimmerecke zurück. Nicht weil sie bewußtlos oder gar tot dalag, kam so viel Schreck und Grauen über ihn — die Erinnerung an den eigentlichen Anstoß zu diesem Abenteuer ..... eine eigenste Offenbarung des Orients ..... hätte er eine geliebte Frau mit seiner Leidenschaft getötet — aber er hatte diese Frau um eines Wahnes willen an sich gedrückt und nun lag ihr Körper wie entseelt da und ihm dünkte, als hätte sein Verlangen ihr die Seele, die er in ihr gesucht hatte, geraubt. Indessen wehrte er sich, es so zu begreifen, wie es ihm seine Empfindung eingab, und er zwang sich dazu, den Fall nach seiner äußeren Erscheinung zu beurteilen und danach zu handeln: hier war rasche Hilfe nötig, ärztliche Hilfe, aber jedes Aufsehn mußte vermieden werden. Er selbst fühlte sich unfähig, irgendwelche Hilfe zu leisten, so entschloß er sich, in die Stadt zu eilen und dort einen Arzt zu suchen.

Als er in der Tür noch einmal zurückblickte, zog es ihn zu versuchen, ob er diesen schönen Leib nicht mit neuen Liebkosungen zu beleben vermöchte. Aber er schlug die Türe rasch ins Schloß und eilte davon.


ie Stadt war schon totstill und Rêvignies traf keinen Menschen. Erst in der innern Stadt fand er ein offenes Schanklokal. Er ging hinein und erkundigte sich nach der Adresse eines Arztes. Man nannte ihm den Namen einer Gasse, den er kaum zu behalten vermochte, und er eilte gleich in der angegebenen Richtung weiter.

Bald fand er die Straßentafel, aus deren Buchstaben er in der schwachen Beleuchtung jenen Namen zu lesen vermeinte, und in dieser Gasse suchte er das Haus mit der angegebenen Nummer. Er öffnete das Tor und ging über einen Hof geradeaus auf eine leuchtende Türspalte zu. Nachdem er angeklopft hatte, hörte er Laute, die er als Aufforderung zum Eintreten verstand. Er hatte aber kaum die Türe geöffnet, als er schon zwei Männer mit lauten Stimmen und erhobenen

Händen auf sich eindringen sah. Auf dem großen Teppich in der Mitte des Zimmers erblickte er noch drei Frauen, liegend und hockend, die ihr Gesicht gleich in den Händen verbargen. Er zog sich rasch mit einigen Entschuldigungen zurück und der eine der Männer ging ihm noch über den Hof nach und stieß das Tor hinter ihm mit einem lauten Fluch zu.

Dieser kurze überraschende Auftritt hatte Rèvignies mit einem Mal aus seiner Gleichgültigkeit aufgerüttelt. Das unbedingte Abweisen seitens jener Menschen, dieses Selbstverständliche im Ausschließen von jeglichem Anteil an ihrem Leben erregte ihn wie etwas, das ganz absonderlich lächerlich und grausam zugleich ist, so als wenn ein Herrscher im eigenen Lande verkannt und verhöhnt würde.

Während er nun in der dunklen Gasse stand und zu keinem neuen Entschlusse kommen konnte, begann die Ruhe um ihn sonderbar aufreizend zu wirken. Die Erinnerung des ganzen Tages ging durch seinen Kopf, langsam und schwül, nicht rascher als das Blut in seinem Laufe vom Herzen zum Herzen. Und in der Folge sah er auch das Zimmer im Südlager und auf dem Bett den entblößten Leib; aber seine Unbeweglichkeit hatte jetzt für ihn nicht mehr das Grauenhafte des Todes oder der Krankheit, sondern diese Unbeweglichkeit war wie die schöner Statuen, die so viel Seele und Leben haben, daß sie jedwede Bewegung entbehren können. In der Erinnerung nahm die Schönheit ihres Leibes solchen Glanz an, daß es ihn hinzog zu ihr, mit einer Gewalt, der zu widerstehn außer seiner Kraft stand, und daß er seine Absicht zu helfen ganz vergaß und nicht einmal zum Bewußtsein seines Tuns kam, während er durch die Stadt eilte, bis ihn das ferne Rollen von Steinen aufschreckte.

Er war eben bei dem großen türkischen Friedhof angelangt, in dem er nachmittag herumgegangen war, und er blieb betroffen stehn und horchte auf. Die Berge waren ganz schwarz und so nah, als würden sie sich über die Dächer von Mostar neigen, wie angezogen von den Steinen, die zum Decken der Dächer von ihnen genommen waren. Dieses Näherkommen der Berge erschien Rèvignies in diesem Augenblicke als der Ausdruck einer großen Liebe der Steine. Obwohl er doch darum wußte, daß in Wirklichkeit diese Annäherung nicht stattfand, fühlte er schon aus dem bloßen Schein die Liebe der stummen Dinge — die Steine, die vom Hum oder vom Podvelež herunterrollten, die waren irgendwie wankend geworden in ihrer Treue oder trieb sie eine unüberwindliche Sehnsucht ins Ungewisse und sie fielen haltlos in die Abgründe hinab.

Er blieb geraume Zeit stehn und es kam Scham über ihn, daß er in solcher Umgebung von einem Verlangen getrieben so hingestürmt war.

Das Rollen der Steine war verhallt und Rèvignies ging wieder weiter; er schämte sich noch mehr, daß er seinem Verlangen wieder nachgab, aber er ging. Es dünkte ihm das Gehn allein schon unnatürlich in dieser schweigsamen Landschaft, da sein Verlangen auf einen schönen unbeweglichen Körper gerichtet war, der in seiner Erinnerung alles menschliche Leben verloren hatte und der nichts war als stumme Schönheit. Hätte er da nicht wie die stummen Steine in ruhiger

Sehnsucht ausharren müssen? — Seine Schritte wurden verhalten wie die eines Verbrechers.

ls Rèvignies von der Straße in die Anlagen des Südlagers abgebogen war, wurde sein Schreiten immer hastiger; seine Sinne waren maßlos überreizt und er war einzig von dem dumpfen Verlangen beherrscht, das eigentlich immer unbestimmter wurde, während es an Kraft immer zunahm.

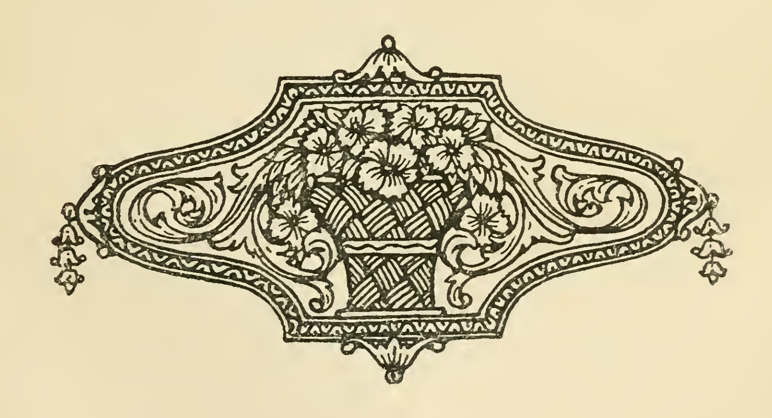
Das Zimmer war leer.

Obwohl es in seinem Verlangen unausgesprochen war, was er getan hätte, wenn er sie wieder so auf dem Bette gefunden hätte, wie er sie vor kurzem verlassen, so war das Verlangen indessen so mächtig gewesen, daß der Anblick des leeren Bettes ihn beinahe vernichtet hätte. Diese Wirkung kam wohl daher, daß ihn dieser unerwartete Umstand zum vollen Bewußtsein brachte und daß er erst in diesem Augenblick sein ganzes Handeln richtig übersah.

Er taumelte aus dem Zimmer hinaus, den Kopf zwischen die Hände gepreßt; denn er kam sich plötzlich von jedem Halte gelöst vor und glaubte, er müsse irgendwo hinabrollen ins Bodenlose. Er floh aus der Baracke, aus dem Lager und durch die Stadt und fühlte erst dann einige Erleichterung, als er beim Hotel Narenta über die Brücke gekommen war. Er eilte bis auf den Bahnhof, ging in den Wartesaal und ließ sich erschöpft auf einer Bank nieder.

Bald darauf brach der Morgen an; auf die Tischplatte vor ihm kam schwaches Tageslicht. Er schrieb noch rasch den Brief an mich und mit dem nächsten Zug fuhr er nach Metković.

In der Erinnerung des Mädchens, das niemals eine Türkin gewesen war, hinterließ dieses Erlebnis wohl nur ein leichtes Staunen; während es in Rèvignies Leben vielleicht tiefer eingeschnitten hat, als ich wagte mir vorzustellen.



Cäsar und Cleopatra/ von Alfred Kerr

I

Heute gibt es kein Erlösermonopol, die Erlöser verteilen sich; Shaw ist einer der wertvollsten ... Liest man wieder zwei Seiten von Bernard Shaw, sieht man zwei Szenen von ihm: so weiß man wieder, daß ein Befreier an der Arbeit ist, der Grundwerke kommender Tage gibt. Ein Fechter wider das dumme Raubgesindel, das die Kapitänsbrücke hält. Es ist ein Außenseiter: ein Ire, der ein ehrlicheres Recht heraufbringt. Shaws Krieger, die mit den Göttern verwandt sind; Shaws Cleopatra, die von der heiligen, weißen Katze abstammt: gleich einem Widerschein der heutigen Welt ist diese Bande von komischen Dummköpfen und Dummmachern; nur daß man am Nil einen Reiz hat, der im Norden fehlt... Shaw arbeitet für die Zivilisierung der Menschennatur. Er gehört zu den Wichtigsten und Nötigsten, die jetzt atmen. Als Dramatiker gibt er ein Ethos, das überkommenem Schwindel todbringend ist. Er scheint für die heutige Welt ein Stück Beaumarchais.

2



Cäsars ägyptisches Erlebnis, wie es ungefähr gewesen sein kann. Geschichte, wie sie ungefähr gewesen sein kann. (Mit einer Auslese von Momenten.) Shaw sucht Geschichte ohne Pathos. Als ein Revisor. Er glaubt nicht, daß Menschen von damals und Menschen von heut grundverschieden sind, . . . ganz wie Gerhart Hauptmann zu sagen pflegt, daß gleich dem schwach merklichen Wachstum der Stalaktiten im Grottengefels die Seelen der Menschen in Jahrtausenden nicht allzu merklich verändert seien... Außerhalb so einer Revisor-Sphäre sieht etwa Treitschke (ein bösartiger Theodor Körner). Shaws Art, vergangene Zeiten mit heutigem Auge zu betrachten, berührt sich gelegentlich mit Mommsens Art, wenn der von einem General Lentulus oder von Salonklatschereien in Rom spricht...

Ohne Jambik sieht Shaw den Cäsar. Als Paul Heyse vor mehr als einem Lustrum siebzig Jahr alt wurde, nahm ich zum Leitmotiv einen göttlichen Zug, den Mommsen nebenbei erwähne: daß der große Cäsar, um seine Glatze zu verdecken, einen Kranz trug ... Und die Menschen eines Zeitabschnittes sind so verbunden, daß dieser selbe Zug, als etwas tiefliegend Menschliches, dem Iren fast die Hälfte seines Dramas einflößt. Ein himmlisches Werk. Gefühlseruptionen bringt es nicht, aber nachdenkliche Stimmung ... und eine entzückende, verstehende Heiterkeit. Es ist kein Drama, was man bei Lessing, Dumas, Ibsen Drama nennt; nur: gereihte szenische Abenteuer. Das Beste liegt in Dem, was die Leute miteinander sprechen; gelegentliche Tateneffekte sind nur zum Abgewöhnen da und mißlingen. (Die künftige Bühne wird häufiger Nachdenk-

lichkeiten machen als Zusammenstürze; öfter Lebensperspektiven als Lebenskompressionen.)

3

Zwar knüpft Shaws Cäsar Beziehungen zwischen sich und dem einsamen Sphinxbild der Wüste: aber Shaw läßt ihn erhaben monologisieren, bloß um die romantische Ironie zu bringen, — die von der Sphinx her tönenden Worte: „Alter Herr!" Der Weltbeherrscher und Wüstenwandler kommt aus der Fassung ... Wie übrigens dieses Mädel nächtens auf einer Sphinxpfote sitzt ... und ihn bittet, heraufzukriechen und auf der andern Platz zu nehmen: das ist ein Genie-Akkord als Vorklang einer seltenen Sonate menschlichen Lächelns ... Wie Cäsar nachher einmal versucht, ins Pathos zu kommen, wird er gleich begossen, von seinem Hilfsarbeiter, der diese Nummer kennt; Shaw zwinkert: auch die Schlichtesten können solche Anfälle nicht unterdrücken ...!

Cäsar ist ängstlich, — wenn er noch nicht gegessen hat. Großmut und Leutseligkeit sind zur Hälfte freundliches Geblüt, zur Hälfte jedoch List. Er gibt Gefangene großmütig frei: nur weil ihre Verwahrung Kosten macht. Er gestattet den Ägyptern, die Bibliothek zu retten: nur um sie vom Leuchtturm abzuhalten. Er will seine römischen Gegner nicht verfolgen: nur weil es weniger zeitraubend ist sie zu versöhnen. Er duldet Vertraulichkeit der Untergebenen: nur um sie zu kennen. Er tut jedem Menschen Gutes: nur solange der sein Nebenbuhler nicht ist.

Hauptstärke bleibt ihm das Arbeiten. Genie ist Fleiß. Zweitstärkste Kraft: er kann nicht enttäuscht werden. Cäsar erwartet ja nichts, als was zu erwarten ist. Von vornherein blickt er hoffnungslos heiter. Er tut Gutes ohne Liebe ... und tötet ohne Haß. Er ist freundlich von Natur: doch er liebt und haßt nicht. (Nur die Untergebenen schäumen und rasen; die Untergebene der Cleopatra tötet den Untergebenen des Ptolemäus, und der Untergebene des Cäsar tötet wiederum sie ...) Cäsar kann nicht enttäuscht werden.

Der Mann ist von Trauer umwittert — nicht von Empfindsamkeit. Von einer fast schmerzfreien Glücklosigkeit des Erkennens und Wissens. Nicht ein Gram liegt auf ihm: aber der Widerschein eines Grams, mit Heiterkeit beträuft. Er trägt die Last einer Welt ... und sieht sein Leben schwinden. Auf Dolche bleibt er gefaßt, — aber der Haarausfall giftet ihn. Ein herrlicher Dichter hat dieses Stück geschrieben. Ein Kenner. Und einmal, im verlorensten Augenblick, spielt der Trockene, der Überlegene doch mit dem Plan: ins Unbekannte zu gehen; ins Abseitige; an den fernen Nilquellen ein fernes Königreich zu stiften ... dann aber bräche wohl die Weltenlast, die er schuftend auf lebensabgewandten Schultern trägt, ins Dunkle, sie kollerte wer weiß wohin? ... und er selber ...? er säße mythisch (und erlöst) an den Quellen des Nils. (Ein himmlischer Dichter hat dieses Werk geschrieben.)

... Er gründet kein fernes Königreich. Er scheidet, um sich totstechen zu lassen, — der weltumspannende Schlemihl.

Ein wahrer Dichter hat dieses Werk geschrieben.

4

Nicht das Historische ist der Kernpunkt davon. Sondern dies: die Distanz, die hier ein Mensch in der Behandlung andrer Menschen schmerzlicherweise, drolligerweise handhaben muß. Das ist das Tiefe des Stücks: diese notwendige Art des Verkehrs mit Menschen!

Cäsar erscheint ... zwar freier und leichter als der angegraute Goethe, doch gleich ihm „zweihundert Jahre alt", wie ihn die Rahel im Gespräch findet.

... Ist Cäsar Shaws Ideal? Ich kann es nicht glauben. Shaw ist zu groß und zu klug. Vielleicht zeigt er nur: selbst die günstigsten Fälle liegen so ...

Ich hoffe, Shaw ist auch hier ein Heldenzerleger. Doch klar liegt der Fall nicht; und ich vermisse Folgendes:

Shaw sagt nichts von der Konjunktur, die den Cäsar auf seinen Platz stellt. Nichts von dem Zufall, der den Aberglaubens-Begriff „Cäsar" schafft. Er sagt auch nichts davon, ob diese julianische Lebensführung seinem Auge zweckmäßig vorkommt.

Das aber ist der Punkt, der seit Jahren meinen Zweifel am stärksten nährt. Wenn hinter dieser Lebensarbeit doch gleich die scheuelhafte Kaiserzeit losgeht; wenn die Germanen ein paar Jahrhunderte danach die Welt besetzt halten: war dann dieses Herumwirtschaften, ... war dann eine julianische Lebensführung sehr geistvoll?

Hier liegt der Zweifel. Ich kenne schon eure Beschwichtigung: ein Held hat getan, was in seinen Kräften stand; das Bewußtsein gab ihm den Lohn. (Lohn für eine hastige, um ein Haar bornierte, fast nur durch Handlungen verschlungene Existenz!) Ich kenne die Beschwichtigung. Und ich halte sie bloß für ein Vertuschen, für eine fast theologische Tröstung, wie etwa die alltägliche: das irdische Dasein bleibt eine Vorbereitung für das herrliche Jenseits, wenn man um eine Antwort verlegen ist.

... Zweitens: ich glaube, daß hunderttausend Ungenannte dieselben Eigenschaften besaßen wie Julius Cäsar. Ich glaube, daß Millionen Ungenannte größer waren. Und daß sie in völlig verborgenem Leben geendet haben als völlig Namenlose. Und daß es immerhin eine Art Anbetung des Erfolges und des Zufalles ist, wenn Shaw überhaupt einen historischen Helden zum Gegenstand nimmt. Mit demselben Maß an Größe kann der Held ein bäuerlicher Besitzer sein oder ein Nathan der Weise mit blühendem Holzgeschäft, oder ein Tribun in Posemuckel. Mit denselben Eigenschaften! Das Hazardspiel, das ihn zu dem Weltenbegriff „Cäsar" umtäuscht, brauchte Bernard Shaw zwar nicht zu erklären; das wird nicht verlangt: doch er streift es nicht einmal. Er hält sich, auch er, an einen

Namen. Er mindert zwar den Aberglauben an die großen Nummern: doch er hilft ihn verbreiten (indem er eine davon zum Gegenstand nimmt.)

Ich finde hier einen Rest von Literatentum (das ich so hasse wie ich es liebe). Soll ich ein Gleichnis wählen? Ein absichtlich übertreibendes. Wie wenn ein Wanderer bei Berlin stände und vor diesem seelisch verzweigten, milliardenfältigen Räderwerk sagte: hier wohnt Wilhelm der Zweite! Als ob es nicht fast belanglos wäre, daß auf dieser Flut so eine Flocke schwimmt. Nur weil der die dickste Publizität hat! Gewiß ist Cäsar bedeutender als Wilhelm. Trotzdem gibt es (noch bei diesem übertreibenden Gleichnis) ein triftiges Tertium....

Notable Geschichtspersonen als Helden? Außerdem ist es immer ein Borg. Der Begriff Cäsar schafft nun einmal jedem Dichter einen Vorteil, der außerhalb seines Könnens wächst.

Die Probe auf den Wert eines historischen Dramas ist, wie ich glaube, dadurch zu machen, daß man die historischen Namen durch private Namen ersetzt und dann prüft, was noch bleibt. Tilgt man hier alles aus dem Gedächtnis, was aus der Schule von einem bellum gallicum und einer Nilschlange fortdämmert, so bleibt etwa: der kluge, nette, kahlköpfige Holzhändler und das Kamerunmädchen ... Das übrige macht die Geschichte.

... Und mit alledem ist es ein wunderbares Werk. Ein Klassikerwerk neuer Anfänge. Ein Grundwerk der Kommenden.

5

Mancher Zeitgenosse klagt, daß er bei eignen Erlebnissen immer an Stellen aus der Literatur sich erinnern muß oder an Bilder. Mir geht es häufiger umgekehrt: ich denke vor einem Dramenauftritt oder vor einem Bild an mein eignes Leben. Vor diesem ägyptischen Stück pochten an mein Tor meine kurzen ägyptischen Tage, vor dem Aufbruch nach der Stadt Jerusalem.

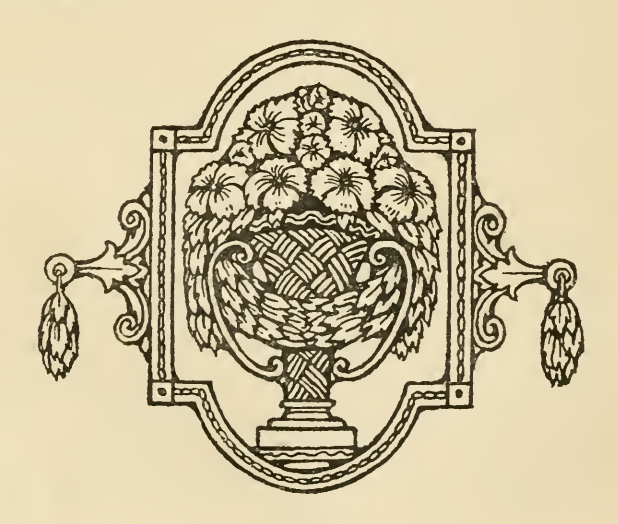
... Aber ich muß die Eysoldt erst vergessen, die Shaws (mäßige) Cleopatra durchaus nicht spielen konnte. Ich weiß die Gestalt, wie sie mein Auge sieht: eine afrikanisierte Griechin, ein Liebesweib, durch die lachende Blutschande der Jahrhunderte verfeint, emporgestuft, ein Seltenheitsgeschöpf; eins aus dem Vollen: am Südrand eines Südmeers; ihr Reich ein grüner, schwerer Fruchtstrich zwischen zwei gelben Ewigkeiten, den Wüsten ... und im Rücken hat sie greise Bau-Gebirge der Dämmermenschen, der Rätselmenschen, am Beginn der Todheit, des Gelben, des Gelbgrauen, eines glühgedörrten Meers ohne Tropfen, aber mit roten Kliffs ... Ich muß die Eysoldt vergessen; sie kopierte Bewegungen der Tanzkünstlerin Isadora Duncan aus griechischen Vasenbildern in die Papyroswelt hinüber. Eine mitteldeutsch temperierte Behendheit! Keine Bastardkönigin mit Wüstennähe. Sondern eine Nutte ... mit dem ägyptischen Duncangestus.

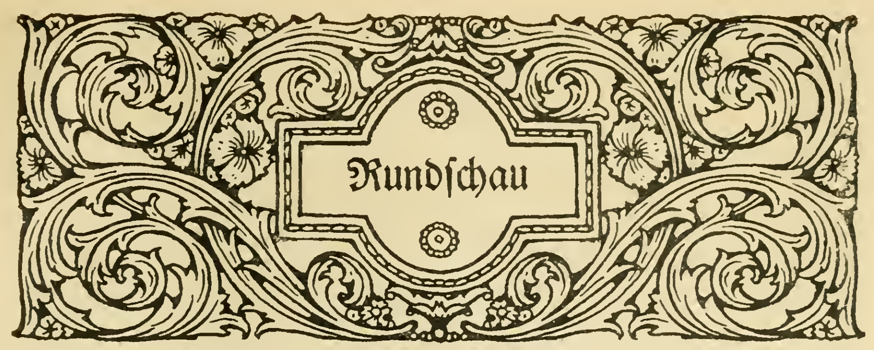
Lehmhäßlich ist dies Land. Geheimnisvoll. Gelblich; die Dörfer scheinen geschmiert, nicht erbaut. Aber die Kunst wirkt als die stärkste des Erdballs.

Mein Auge sah einen Pavian aus Stein, einen Königssohn, einen Schreiber, eine Katze, einen Amtmann, eine Gottheit ... und ich fand, daß die Griechen hiergegen Zückerlinge, Schönbolde, Holderiche sind. Warum ruft man das nicht in die Welt: Ägyptens Kunst ist das stärkste der Kunstwunder.

Ein komischer Schemen wird der Mensch selber in diesem Lande. Bei Vollmond reitet er verwundert auf dem Kamel immer um die Sphinx herum, immer um die Cheopspyramide herum, immer um Sphinx und Pyramide herum; immer herum. Die Architektur ist hier Gebirge ... und blieb doch Mathematik. Am nächsten Tage blickt man vom Pyramidengipfel. Die Sonne wälzt sich fallend goldstrahlend, blutstrahlend, rotglühend über dem gelben Nichts, im letzten Augenblick des Schwindens ist ihr letzter Schein grün-grün-glühend ... Nicht weit ab nachher eine blasse gelbe Mondsonne über Palmen (wenn man hinter Fellachendörfern an den nächtlichen Nil kommt) ... Und der Weg ins Pyramiden-Innere! Keine Pforte. Sondern ein Kriechen durch Grabeslöcher. Luftlos, ... mit dem trocknen, fernen Dunst alten Fledermausmistes. Eine Alpentour. Klimmungen in Höhen und Tiefen, — wie durch hängende Kluftgewölbe ohne Boden, mit Abstürzen; geleitet von gurgelnd schreienden Beduinen mit weißen Flattergewändern, bei einer Lichtfunze, ein Emporklimmen an Steinwänden, auf schmalen, schrägen Granitsteigen mit eingehauenen Fußdrücken hart am Abgrund, im fünftausendjährigen Dunkel unter dem kletternd schrägen Gestein dieser kletternden, mathematischen Gigantenhöhle ... Leuchtend war es, als man die Welt verließ; jetzt beim Herauskriechen starrt die Nacht über dem Nil, über der Wüste: in Schwarz und Bläulich ...

So ist das Land, dessen Königin eine Mitteldeutsche nicht spielen kann. So ist das häßliche Land, das dem Cäsar Staunen und Küsse, dem Antonius Glück, Schlaf und Sterben gab.





Eine neue Theogonie*

Kurt Breysig, der sich seit Jahren mit Mut, Geist und ehernem Fleiß um die Neuschöpfung einer Universalgeschichte, oder, wenn man will, einer Geschichtsphilosophie bemüht, in dem sehr notwendigen Bestreben, die zu immer ungefügeren, immer weniger übersehbaren Schlackenhalden anschwellenden Massen des bloßen historischen Rohmaterials unter einige allgemeine Gesetze zu bändigen, — — Breysig legt jetzt eine Frucht seiner Studien vor, die mich eine köstlichere Gabe dünkt, als seine umfangreiche Kulturgeschichte der Neuzeit. Es sind Ideen zur Entstehung des Gottesbegriffs und der Religionen, ein Buch, das nach seinen Quellen und seinem Inhalt jenem souveränen Wissensgebiet angehört, von dem die eigentliche Geschichtswissenschaft und die Wirtschaftslehre nur abhängige Provinzen darstellen, der Soziologie. Ich glaube, das höchste Prädikat zu vergeben, wenn ich sage, daß diese Breysigsche Studie neben das reifste und feinste Werk gestellt werden darf, das die deutsche Soziologie von den Universitäten erhalten hat, neben Karl Büchers „Arbeit und Rhythmus". Wenn dieses Monumentalwerk auf festerer, wissenschaftlicher Basis ruht, so liegt das am Stoffe selbst, der dem Beobachter sicherere Bausteine darbot, während Breysig gezwungen war, auf schwankendstem Grunde zu bauen. Aber er besitzt, wie Bücher, die Selbständigkeit des freien Umblicks, und an Feinfühligkeit der völker-psychologischen Intuition ist er ihm mindestens gleich. Hier liegt überhaupt, so will mir scheinen, die Wurzel seiner Kraft; während er nach meiner persönlichen Auffassung für die wesentlich durch ökonomische Kräfte vollzogene Evolution der rein staatlichen und politischen Völkergeschichte kein so scharfes Auge hat, verleiht ihm seine fast übergroße Empfindlichkeit für künstlerische Werte und seelische Wandlungen die Fähigkeit, ein Pfadfinder zu werden auf dem ebenso bedeutsamen Gebiete der Geschichte der „Ideologien": der Kunst, der Religion, vielleicht der Sprache. Das ließ sich bereits an seiner „Kulturgeschichte" erkennen, deren reizvollste Kapitel dem Werdegang der Kunst gewidmet waren. Hier hat Breysig, der ganz moderne Ästhet, dessen Geschmack an den Dichtern, Malern und Philosophen unseres jüngsten Rinascimento erzogen ist, der Verehrer Nietzsches, Stefan Georges und Böcklins, das Feld seiner Meisterschaft gefunden.

Die neue Theogonie, die er uns heute schenkt, ist auch darin dem Bücherschen Werke ähnlich, daß sie ihre leitenden Gedanken aus ethnologischem Material entnimmt. Die geistigen und materiellen Schöpfungen der Völker höherer Kulturstufe bilden ein allzu verwickeltes Gewebe aus gar zu vielen Fäden der verschiedenartigsten Herkunft, als daß auch das schärfste Auge den Faden der Hauptentwicklung herausfinden könnte, wenn es ihn nicht bereits bei seinem ersten Eintritt entdeckt hat. Und dazu kann nur eins befähigen: das genaue Studium der viel einfacheren, durch wirtschaftliche und politische Schöpfungen noch

* Kurt Breysig, Prof. a. d. Univ. Berlin: Die Entstehung des Gottesgedankens und der Heilbringer. Berlin (G. Bondi) 1905.

viel weniger komplizierten Verhältnisse und Vorstellungen der Völker niedrigerer Kulturstufe. So entdeckte Bücher im Arbeitsgesang einerseits, in der spielenden Darstellung der gesellschaftlichen Arbeit andererseits die tiefsten Wurzeln aller Dichtkunst und Musik — und so hat jetzt Breysig unsere Vorstellungen von dem Werdegang der stärksten und für die Allgemeingeschichte bedeutsamsten Ideologie, der Religion, mächtig vertieft und in der Tat zum ersten Male eine fast lückenlose Kette ethnologischer Tatsachen zusammengestellt, die wohl den Weg erkennen lassen könnte, auf dem die Menschheit von dem rohen Fetischismus der ältesten Stufen über Seelenkult, Ahnenverehrung, Henotheismus und Polytheismus zum Monotheismus gelangt sein könnte. Wenn ich mich hier so sehr hypothetisch ausdrücke, so werde ich nur dem Verfasser gerecht, der seine geistreichen Gedanken ausdrücklich nur als Ideen, als Möglichkeiten gibt; er will nichts mit Sicherheit behaupten, sondern will lediglich dazu anregen, das religionsgeschichtliche Material der Völkerkunde auf die von ihm entdeckten Zusammenhänge hin zu revidieren, um an einer viel größeren Summe von Tatsachen die von ihm vorläufig supponierte Gleichläufigkeit der religiösen Urvorstellungen entweder zu erhärten oder abzuweisen. Es wird sich namentlich darum handeln, die Religionen der hier noch sehr stiefmütterlich behandelten gelben Rasse daraufhin zu untersuchen, ob sich auch bei ihr die gleichen Urelemente finden, die Breysig bei der roten Rasse Amerikas, bei den Semiten und „Ariern" aufzufinden glaubt.

Nehmen wir selbst an, diese Nachprüfung, die gewiß nicht ausbleiben wird, falle ganz und gar negativ aus, so wird auch das nach meiner unmaßgeblichen Anschauung dem Werte der Gabe keinen Abbruch tun. Das Büchlein wird eine unendlich fruchtbare Anregung zu neuen Untersuchungen gegeben haben und wird, wenn es nur erfolgreichen Widerspruch weckt, für den Fortschritt der Wissenschaft vom Menschen unendlich mehr bedeuten, als die sauberste und unanfechtbarste Materialbearbeitung eines „Fachmanns" im Sinne Lövborgs, zu deutsch: eines Sitzfleischgelehrten. Geistreich bedeutende Fragen stellen ist eben häufig eine größere Leistung, als stumpfsinnig gleichgültige Fragen beantworten. Und hier handelt es sich, wie bereits gesagt, um eins der wichtigsten Probleme der gesamten Soziologie. Denn es scheint fast, als gebe es neben dem mächtigen ökonomischen Bedürfnis nur eine einzige, selbständige, geschichtsbewegende Kraft, nämlich das in religiösen Dichtungen sich entäußernde „wissenschaftliche", d. h. das kausale Bedürfnis der Menschheit. Womit die „materialistische" und sogar die bescheidenere „ökonomistische" Geschichtsphilosophie, wenn auch nicht widerlegt, so doch in ihre Grenzen verwiesen wäre.

Breysigs Studien gipfeln in zwei wichtigen Ergebnissen, einer negativ-kritischen Feststellung und einer Neuschöpfung.

Die Kritik wendet sich mit größter Schärfe gegen eine Lehrmeinung, die in der bisherigen Religionsphilosophie die beherrschende Stellung einnimmt, nämlich die Auffassung, daß alle Gottesbegriffe ihre letzte Wurzel in der Symbolisierung, der Verpersönlichung sozusagen, von Naturerscheinungen, insbesondere von Himmelserscheinungen habe. Breysig weist, m. E. mit vollem Recht, darauf hin, daß diese Theorie das Verstandesvermögen des Urmenschen ungemein überschätze; der ist zu solchen Abstraktionen gar nicht fähig und, wie seine durchaus realistische — nur wegen ihrer technischen Ungelenkheit häufig als stilisiert und symbolistisch mißdeutete — Kunstübung beweist, auch gar nicht geneigt. Die Symbolisierung ist durchaus Charakterzug einer verhältnismäßig viel höheren Kulturstufe, der „Altertumsstufe" in Breysigs Terminologie. Hier, auf der Grundlage einer meist erstaunlich genauen Kenntnis der Himmelserscheinungen, liebt es eine durch abstraktes Denken zum Grübeln erzogene Priesterschaft, die Religionsvorstellungen der „Vorzeit" symbolistisch umzudeuten und auszuweiten: aber es ist um so mehr falsch, diese späte Umwandlung an den Anfang zurückzuversetzen, als man den Vorstellungen und Dichtungen jener älteren Zeit geradezu Gewalt antun muß, um sie in die symbolistische Schablone einzufügen. Der Ursprung oder vielmehr die Ursprünge der religiösen Vorstellungen müssen in ganz anderen Dingen gesucht werden.

Für diesen zweiten, positiven Teil seiner Aufgabe schafft sich Breysig ein sehr wertvolles Rüstzeug, indem er scharf definierend zwischen den Begriffen „Seele", „Geist" und „Gott" Grenzlinien zieht. „Seele" ist das überlebende Lebensprinzip eines Verstorbenen, empfunden als persönliches Wesen von übermenschlichen Kräften, „Geist", ursprünglich wohl immer eine Seele, aber mit individuellen Zügen, sozusagen mehr Eigenpersönlichkeit. „Gott" eine Art von Geist, dem übermenschliche Eigenschaften und eine übermenschlich starke, „nicht mehr eine vorübergehende, sondern stetige Einwirkung auf die menschlichen Geschicke zugeschrieben werden, dem Anbetung und Dienst gewidmet werden, und dem ein sittlicher Einfluß auf das Verhalten der Menschen eingeräumt wird".

Durch diese dankenswerte Begrenzung der Begriffe macht Breysig es sich unmöglich, einer Verwirrung zu verfallen, die bisher wohl alle Religionsphilosophie abgelenkt hat. Man hat alle metaphysischen und kosmogonischen Dichtungen der Naturvölker schlechthin als „Religion" bezeichnet und ist auf diese Weise zu der alle theologischen Herzen befriedigenden Behauptung gelangt, daß kein Stamm, auch der niedrigsten Kulturstufe nicht, ohne „Gottesbegriff" sei. Diese Behauptung zerflattert sofort, sobald man an den Begriff des „Gottes" die klaren Mindestansprüche stellt, wie Breysig in seiner Definition. Denn dann unterscheidet man naturgemäß scharf zwischen den primitiven metaphysisch-kosmogonischen Dichtungen der Urzeit und dem entfalteten Gottesgedanken, und kann nun erst die Frage klarstellen, wie sich dieser, augenscheinlich nicht nur höhere, sondern auch spätere Begriff aus jenen Vorstufen entwickelt hat.

Wenn ich Breysig recht verstehe und es mir gestattet ist, seine Meinung hier, wo alle Kürze geboten ist, in einer Schroffheit hinzustellen, die auf alle Vorbehalte verzichtet, so erblickt er die Wurzel aller religiösen Vorstellungen mit Julius Lippert und der Mehrzahl der neueren Soziologen in der Beschäftigung mit dem Seelenproblem, das den Urmenschen auf das stärkste beschäftigt haben muß. Das Phänomen des Todes und des Leichnams, der unveränderten Körperform, der nichts zum Leben zu fehlen scheint, als der Atem, der unsichtbare Hauch, mußte die Vorstellung eines unsichtbaren Lebensprinzips erwecken, der Anima, des πνεῦμα, der „Seele", eine Vorstellung, die dann durch die mit ihr in Beziehung gesetzten Erfahrungen der Träume, Halluzinationen und Illusionen gewaltig an Kraft gewinnen mußte. Nichts natürlicher, als daß das Kausalitätsbedürfnis des Urmenschen für alle scheinbar einer greifbaren Ursache ermangelnden Erscheinungen, namentlich aber für die ihn treffenden Übel, diese unsichtbaren Wesen verantwortlich machte und sich gegen sie zu schützen oder sich ihres Wohlwollens zu versichern suchte. So entstanden in zwei Abzweigungen die ersten religiösen Handlungen, einerseits die „Fetisch-Verehrung", die Wahl einer irgend wohin domilizierten „Seele" als Schutzgeist, dem man die Kraft zutraute, die feindlichen Seelen zu überwinden, und andererseits der Totenkultus, der Seelendienst mit seinen merkwürdigen opferreichen Formen.

Daß die Fetisch-Verehrung sich fast überall mit Vorliebe auf Tiere erstreckte, kann nicht wunder nehmen. Der primitive Mensch steht dem Tiere noch sehr nahe; er treibt eine rein „okkupatorische" Wirtschaft wie das Tier, führt den gleichen Kampf ums Dasein und kennt es zu genau, um nicht zu wissen, daß es diesen Kampf mit kaum geringerer Intelligenz besteht, als er selbst. Dazu kommt wohl, wenn ich eine eigene Vermutung aussprechen darf, daß auf dieser Stufe der Mensch, der Angehörige einer kleinen Horde, den Mitgliedern der Nachbarhorden, deren Sprache er oft ebensowenig versteht, wie die Sprache der Tiere, mit ganz ähnlichen Empfindungen entgegentritt, wie den einzelnen Mitgliedern eines Rudels von Wölfen oder Wildhunden oder Antilopen. Die für unsere Kulturstufe schlechthin unmögliche Vorstellung, daß der Mensch in nächster Blutsverwandtschaft vom Tiere abstammen könne, hat hier nicht die mindeste Schwierigkeit, und um so weniger kann der Gedanke unglaublich erscheinen, daß die Seelen der Menschen und Tiere ihren Sitz tauschen können. So entsteht der „Tierfetischismus", dessen letzte Reste in den Wappentieren noch in unsere stolze Kulturwelt hineinragen.

Diese beiden Auszweigungen des Seelenkultus vereinigen sich nun, wenn Breysig richtig sieht, auf höherer Stufe wieder zu einem gemeinsamen Gedanken, nämlich dem Gottesgedanken in seinem strengen Sinne, und zwar bringt der Seelenkult das Element des Dienstes, vielleicht auch der Ehrfurcht, mit Betonung der zweiten Komponente des Wortes, herzu, während der Fetischismus die Elemente der stetigen, regelnden, übermenschlichen Einwirkung auf die menschlichen Geschicke, und vor allem das ethische Element hinzufügt. Und zwar geschieht das durch Vermittlung eines von Breysig neu für die Religionsphilosophie entdeckten Zwischengliedes, des „Heilbringers".

Der Heilbringer ist in seiner urtümlichsten Form, wie sie in den Sagen der amerikanischen Ureinwohner erscheint, regelmäßig ein übermächtiges Wesen, halb Übermensch, halb Übertier, der, vielfach ungeschlechtlich aus einem Weibe überirdischen Stammes gezeugt, nicht nur als der Stammvater seines Volkes, sondern auch als der Schöpfer seiner Welt und Gesetzgeber seines Lebens erscheint. Er erschafft die Erdveste aus der Urflut oder einer zweiten Flut, der Sintflut, fast überall nach siegreichen Kämpfen mit einem Wasserungeheuer, einem Drachen oder ähnlichem; er weist Sonne, Mond und Sternen ihre Bahn an, erschafft zuweilen Tiere und Pflanzen und schenkt den Seinen Feuer, Geräte, Künste und Gesetze. Je mehr die Kultur vorschreitet, um so mehr ihrer Segnungen werden ihm zugeschrieben, ihm, den das dankbare Volk als Geber alles Guten zu verehren gewöhnt ist; so ist es kein Wunder, wenn auf einer Stufe, die die Notwendigkeiten eines sozialen Zusammenlebens höherer Ordnung erkannt hat, der Heilbringer auch als Gesetzgeber und Wächter des „Guten", d. h. des sozial Notwendigen erscheint; und dann braucht sein Kult nur noch die übrigen Seelen- und Geisterkulte, nicht einmal sogleich zu verdrängen, sondern nur zu überstrahlen — und der eigentliche Gottesgedanke ist von seinen Eierschalen befreit: alle seine Elemente sind gegeben. Wie dann nach der Vereinigung vieler Horden oder Gaue, deren jeder seinen eigenen Stammesgott in den Verband einbringt, zu größeren Staatsverbänden sich die Entwicklung vom Henotheismus zum Polytheismus mit seiner verwickelten, mühsam abgestimmten Götterlehre, und von hier aus mit dem Überwiegen eines Stammgottes über seine Wettbewerber allmählich der Monotheismus entwickelt, das ließ sich schon vor Breysig mit Klarheit erkennen.

Um zu dem Heilbringer zurückzukehren, so ist in der Tat die Übereinstimmung der Flutsagen bis in ihre Einzelheiten bei Völkern ganz verschiedenen Wohnsitzes und ganz verschiedener Rasse, die in historischen Zeiten sicherlich keine Berührung gehabt hatten, äußerst auffallend und interessant. Selbst das Detail der dreimaligen Aussendung eines Tieres aus der „Arche" durch den Heilbringer findet sich, ganz wie in der Noahsage, auch bei der Mehrzahl der amerikanischen Fluterzählungen. Der Drachenkampf ist in der babylonischen Sage von Marduk und Tiamat klar geschildert; er findet sich ebenso unzweifelhaft in der Kosmogonie der Masai, die derjenigen der asiatischen Semiten so außerordentlich nahe verwandt ist und doch von ihr in vielen Einzelheiten allzusehr abweicht, als daß eine Übertragung wahrscheinlich wäre: das alles gibt Breysig ein unzweifelhaftes Recht dazu, einige augenscheinlich uralte Gesänge des Alten Testamentes (zweite Jesajas und Buch Hiob) dahin zu deuten, daß auch Jahwe, der Stammesgott der Juden, seinen Drachenkampf bestanden hat und sich dadurch, wie durch die Weltschöpfung, als echter „Heilbringer" kennzeichnet. Ob er nicht vielleicht zu weit geht, wenn er auch für Jahwe das einstige Stadium des Übertier-Fetischs in den Halbtiergestalten der Cherubim zu entdecken meint, bleibe dahingestellt. Es ist ein unwesentlicher Einzelzug in dem Bilde.

Eine schnelle Übersicht über einige arische Stämme zeigt auch bei Indern, Griechen und Germanen verwandte Flut-, Weltschöpfungs- und Heilbringersagen auf: die Sage von Odin und Ymir, heute unserer Jugend zum Glück ebenso bekannt, wie die Deukalion- und Noah-Märchen, ähnelt der Marduk-Tiamat-Sage außerordentlich; hier wie dort folgt auf den Kampf des Heilbringers unmittelbar die Weltschöpfung, und zwar derart, daß der Sieger aus dem ungeheuren Leibe des Besiegten Erde

und Himmel erschafft. Breysig hat gewisse Anzeichen dafür, daß ähnliche Vorstellungen auch in den Religionen der Japaner, Chinesen, Neger usw. eine Rolle spielen, und regt ausdrücklich zur weiteren Durchforschung des vorhandenen ethnologischen Materials nach den von ihm angegebenen Gesichtspunkten an.

Ich kann hier auf das ungemein reiche und geistvoll behandelte Material nicht näher eingehen, wie denn auch manche nicht bedeutungslose Einzelzüge in dieser summarischen Wiedergabe haben vernachlässigt werden müssen, wie z. B. die eigentümliche Erscheinung, daß dem Heilbringer überaus häufig ein Zwillingsbruder oder sonstiger naher Verwandter, bald nur als komischer Tölpel, bald als Gegner zur Seite steht, vielleicht die erste Andeutung jener dualistischen Spaltung in ein gutes und ein böses Prinzip, das die höheren Kulte zu beherrschen pflegt. Nur eins sei noch hervorgehoben, was mir der höchsten Beachtung wert erscheint.

Breysig glaubt, daß jene Heilbringer nichts anderes gewesen sind, als vergötterte wirklich lebende Menschen, „große Individuen", Heroen im Sinne Carlyles, Führer und Lehrer ihrer Stämme, deren abgeschiedene Seelen als wohl individualisierte „Geister" verehrt wurden, denen alles Gute immer aufs neue zugeschrieben ward; ihr Andenken bleibt überaus lebendig, weil ihr Leben immer als der unmittelbaren Vergangenheit angehörig betrachtet wird; denn das Zeitbewußtsein des Naturmenschen ist wenig entwickelt, seine „Vergangenheit" reicht kaum weiter als vier bis fünf Generationen rückwärts. Diese, für das Bewußtsein jedes neuen Geschlechts fast soeben erst abgeschiedenen Ahnengeister, in einen Tierfetisch, später mit Vorliebe in Sonne, oder Mond, oder den Himmel schlechthin domiziliert, sind es, von denen dem späteren voll integrierten Gottesgedanken jener Beisatz blutwarmer Persönlichkeit, entfalteter, liebender und hassender Individualität, zugeflossen ist, der die alten, starken Religionen so machtvoll wirken läßt, der zum Beispiel noch im „Hoheliede" Jahwes bei Hiob ihn so ganz jünglingshaft, siegfriedmäßig sich seiner Siege rühmen läßt. Niemals hätte, so glaubt Breysig, aus der bangen Furcht vor den den Menschen rings umlauernden unsichtbaren undifferenzierten Seelen ein so lebendiger, lebensfrischer Gottespersönlichkeitsbegriff sich entwickeln können; um es drastisch auszudrücken: aus Vampyren, Willis und Lemuren kann unmöglich Jahwe, Apollo, oder Odin entstehen. Derart läge der starken Persönlichkeit unserer Gottesvorstellung zugrunde: der Starke, der Mächtige, der Weise, der Milde, der Lehrer und Gesetzgeber; und so schuf der Mensch Gott nach seinem Ebenbilde, „als ein Bild, das ihm gleich sei".

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, hier daran zu erinnern, daß Carlyle eine ähnliche Theogonie aufgestellt hat, — freilich nur für einen heidnischen Gott, dessen Dienst ihm als eine rohe Ahnung des All-Ein-Gottes der großen Weltreligionen erschien. Nach Carlyle ist Odin einst ein „Heilbringer" gewesen, ein König, Gesetzgeber, Führer und Richter, und ist von den dankbaren Nachfahren vergöttert und zuletzt vergottet worden. Viele werden nicht einsehen, warum sie das gleiche nicht von Jahwe und Allah sollen annehmen dürfen.

Franz Oppenheimer

Algeciras

Isadora Duncan oder ein Pferderennen zu besprechen, oder schlimmstenfalls eine Philologen-Versammlung, wäre angenehmer. Die Tänzerin und die Pferde und die Gelehrten haben wenigstens ein Ziel, wissen einigermaßen, was sie wollen, und — die Hauptsache — meinen es ernsthaft. Die Konferenz dagegen war nicht seriös. Mundus vult decipi. Die Komödie hätte freilich zur Tragödie werden können. Es ist so ein Gemisch aus beiden geworden. Die Katastrophe ist ausgeblieben, es kam bloß ein ridiculus mus. Aber das Streiflicht, das blitzartig das Dunkel der Lage erhellte, offenbarte, daß wir an einem Abgrund stehen. Damit nicht genug: Das wahrhaft Tragische liegt darin, daß unsre Führer die Gefahr gar nicht erkennen, daß sie den Abgrund für eine Golfgrube ansehen. Die Konferenz ist vorbeigegangen wie ein schweres Gewitter, das die Luft verfinstert und die Gemüter bedrückt. Aber reinigend und befreiend hat das Gewitter

nicht gewirkt. Im Gegenteil. Es ist das Vorspiel weiterer Wetterschläge.

Wenn man früher ein Land erobern wollte, so nahm man einfach ein paar tausend Soldaten, und ging hin und besetzte eben das gewünschte Land. Wem das nicht gefiel, der konnte weggehen; wer was dagegen sagen wollte, der wurde halt totgeschlagen. Diese Methode ist noch nicht ganz außer Übung gekommen, siehe Transvaal. In der Regel jedoch geht man heutzutage anders vor. Man legt zunächst Kuckucksseier in das fremde Land in Gestalt von Fremdenkolonien in den Hafenstädten und einzelnen wichtigen Plätzen des Innern. Die Fremden genießen des Rechtes der Exterritorialität und mißbrauchen dieses Recht nach allen Kanten und machen sich überall madig, was dann zu fortwährenden Reibereien führt. Dann zwingt man den Beherrscher des Landes, eine Anleihe aufzunehmen, zu der er manchmal gar keine Lust hat — der Sultan von Marokko hat tatsächlich 62 Millionen Fr. zuerst ausgeschlagen. Tut nichts, das Geld wird ihm die Kehle hinabgestoßen: du mußt erwürgen oder verdauen. Ist einmal der Bissen die Gurgel hinab, so heißt es, brav Zinsen zahlen. Gewöhnlich ist, ehe noch eine Anleihe überhaupt dem beglückten Lande zufließt, ein Zehntel oder gar ein Fünftel in den Händen von Agenten, Kommissären und Bankiers geblieben; weitere zwei bis drei Fünftel verschwinden in den Taschen der Pascha und Günstlinge; der Rest wird zur Tilgung früherer Anleihen benutzt. So ist von jenen 62 Millionen fast nichts in die Hände des Sultans gelangt. Woher also Zinsen zahlen? Die logische Folgerung ist, daß neue Anleihen gemacht werden. So hat man schon einen besseren Griff, um die Kehle des Erstickenden ganz zuzudrücken. Das zum Sterben bestimmte Land wehrt sich aber immer noch. Europa ist jedoch schnell dabei, neue wirksame Mittel zu ersinnen. Man hat die internationale Gendarmerie in Mazedonien erprobt. Nun halst man sie auch den Marokkanern auf. Dazu noch ein paar probate Mittelchen: zwangsweise Zollverwaltung in einem oder mehreren, oder, wie in China, allen Häfen; Konzessionen und Konzessiönchen in Hafenbau, Minen, Eisenbahnen, und etwa noch, wie in Kairo und Konstantinopel, internationale Finanzverwaltung. Um jedoch dem Patienten den Garaus zu machen — eine Konferenz der Mächte. Wie es in dem Wiener Gstanzl heißt: „Noch ein paar Doktoren, — nun aber ist er verloren!“

Alle Welt weiß, daß Marokko nur ein Vorwand war. Man schlägt den Sack und meint den Esel. Es handelte sich um ein Duell. Aber nicht zwischen Barbaren und Zivilisation, sondern zwischen Deutschland und den um Frankreich geschaarten Mächten. Die Mensur wurde nicht ausgepaukt, wenn es auch Blutige auf beiden Seiten gab: sie wurde suspendiert. Der Groll der Paukanten ist geblieben. Fast scheint es, als müsse noch einmal gefochten werden, bis dann eine Abfuhr erfolgt. Insofern ist mithin Algeciras völlig nutzlos gewesen. Dagegen hat es einen ähnlichen Erfolg, wie das Pariser Pistolenduell, das Mark Twain in seinem tramp abroad beschreibt. Es war dichter Nebel. Die Gegner konnten sich nicht einmal sehen. Sie mußten Rufe ausstoßen, damit man ungefähr wisse, wo sie stünden. Hierauf: Los! Und ein Sekundant blieb getroffen auf dem Platze. Ähnlich ist es den Russen gegangen, die in Wahrheit so recht im Nebel tappten und die ihre trauliche Gesinnung für Frankreich durch einen Schuß ins Herz — ihrer Finanzen zu büßen haben. Deutschland hat der neuen Anleihe seinen Markt verschlossen. Auch sonst traf so mancher Schuß einen ganz anderen Mann als den, auf den er gerichtet war. Rouvier kämpft mit Bülow, und Holstein fällt. Dabei ist es eigentlich nicht einmal Rouvier, der schießt: der Schatten Delcassés hält ihm die Waffe. Und Delcassé replongera. Aber gerade die tüchtigsten Schützen, die am besten die Entfernungen schätzten, die am sichersten zielten, Tattenbach und Radowitz, wer spricht von ihnen?

Erreicht haben wir so gut wie nichts. Einige Kugeln trafen wohl und zerrissen dem Gegner das Hemd. Aber nicht mehr. Oder ritzten höchstens die Haut. Freilich, auch französische Blätter sind unzufrieden, die der Militärpartei, und behaupten, Frankreich sei blamiert. Allein was beweist das? Wenn einer übertriebene Ansprüche macht, so schimpft er, selbst wenn er die Hälfte davon erlangte. Wer aber so bescheidene Ansprüche stellt, wie die deutsche Regierung, der freut sich gleich dem Famulus

Wagner über jeden Regenwurm, so er findet. Glück ist individuell, ist lediglich Sache der Empfindung. Auch Selbstbescheidung und Zufriedenheit sind wechselnde Werte. „Du sprichst wie eine Taube", ruft Goethes junger Adler.

Marokko ist, wenigstens in seiner westlichen Hälfte, ein schönes und fruchtbares Land. Es ist wohl des Schweißes der Edlen wert. Allein trotzdem kann es der Macht, der die andern es gönnen, zum Danaergeschenk werden. Schon ist Muley Hafit bei Marrakesch zum Sultan ausgerufen worden; schon wird die Palastrevolution in Fes vorbereitet. Das heißt: der Kampf gegen Abdul Aziz, weil er ein Freund der Franken, der djihad unter die grüne Fahne des Propheten, der heilige Krieg gegen das Abendland steht bevor. In vielen Teilen des Landes kann ja der Europäer mit verhältnismäßiger Sicherheit sich bewegen; ich selbst habe auf drei Reisen in und um Marokko eigentlich nie eine sonderliche Fährlichkeit zu bestehen gehabt. Allein die bei weitem überwiegende Hälfte des Reiches ist beinah fortwährend im Aufstand begriffen. Und gegen die Christen ist der Haß bei Arabern wie Berbern groß. Der bedeutendste Marokkoforscher der Gegenwart, der Marquis de Segonzac, erklärte die Berber für la race la plus indomptable de la terre und meinte, eine Milliarde Geldes und mehrere Jahre lang hunderttausend Truppen würden zur Eroberung des Landes nötig sein. Wenn man bedenkt, daß die Handvoll Herero und Hottentotten uns soviel Blut und eine drittel Milliarde gekostet haben, so möchte man glauben, daß für die Bezwingung von acht Millionen Marokkanern, denen gegebenen Falls noch weitere Millionen kriegerischer Glaubensgenossen zur Seite stehen, noch bedeutend mehr Opfer gebracht werden müßten. Also wäre Frankreich nicht durchaus zu beneiden. Dabei hätten die Franzosen am Casablanca, wie ich einem Privatbriefe entnehme, wahre Freudenorgien gefeiert. Eine weitere Folge von Algeciras : die Zeiten des alten Fritz kehren zurück, deutsche Soldaten allein gegen eine Welt. Es ist vielleicht nicht gut, wenn man sich zu sehr auf Freunde, auf Bundesgenossen verläßt. Man strengt dann die eigenen Mittel nicht genügend an; übt und härtet sich selbst nicht so, wie es in der Not geschähe. So müssen wir denn aus der Not eine Tugend machen, müssen unser Schwert schärfen, und lernen, es hoch und mächtig zu schwingen, wenn es wieder einmal, aber dann in eigner Sache, heißt: Germans to the front!

Albrecht Wirth

Das Gefüge der Welt*

Ein Fanatiker des historischen Materialismus könnte, wenn sich sein Dogmatismus noch mit etwas Geist verträgt, sehr interessante und — billige Parallelen zwischen wirtschaftlicher und philosophischer Kultur aufzeigen. Er würde daran erinnern, daß der „klassische" deutsche Idealismus nur die Rache des Geistes an der dürftigen Sinneswelt war. Und der Zusammenhang der materialistisch-sensualistischen Philosophie mit dem in alle Poren des Volkskörpers eindringenden Kapitalismus scheint auf der Hand zu liegen. Heute würde nun unser Freund, wenn er feine Ohren hat, hören, wie eine neue Art zu philosophieren Mode wird, vielleicht parallel zu den Umbildungen unserer sozialen und ökonomischen Bedingungen. Dem neuen Geschlecht genügt es nicht, sich als Schöpfer seiner Welt zu wissen. Es fühlt sich zu bedingt, um glauben zu können, das Ich setzte das Nicht-Ich aus sich heraus. Auf der anderen Seite wird es unwillig, wenn man ihm vormachen will, die Welt sei ein Chaos von Räumen, Tönen, Wärmen, Farben, Drücken . . . und das Ich, das kurz vorher dem Universum seine Denkformen mit napoleonischer Geste aufgezwungen hatte, sei nur eine Perlenschnur, an der die Empfindungen sich aufreihten. Die neuen Philosophen wollen Distanz von den Dingen, und wollen doch mit ihnen im letzten Grunde eins sein. (Schließlich will das ja jede Philosophie; und doch muß sich jede das Programm neu erobern.) Sie sind vornehm und ge-

* Hermann Graf Keyserling: Das Gefüge der Welt. Versuch einer kritischen Philosophie. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München 1906.

statten sich nicht die Bequemlichkeit, mit der Identität von Natur- und Denkgesetzen zu beginnen, oder Stoff, Kraft, Leben so lange zu vertauschen, bis man an ihre Gleichheit glaubt, und sich dann von diesem „Monismus" atomistischer oder energetischer Observanz berauscht in die Arme zu sinken; — all diese unsympathischen Züge eines demokratischen Zeitalters, das alle Gegensätze in einen Volksküchenbrei zusammenrühren möchte, sind ausgelöscht. Sie sind stark genug zu einer echt philosophischen Spannung, die die materiale Verschiedenheit der Weltelemente hinnimmt und hoch über diesen Antinomien den Bogen des formalen Gesetzes, der platonischen Idee spannt. Diese Philosophie ist nicht neugierig und will nicht mehr hinter die Kulissen sehen, um dort das Ding-an-sich bei der Toilette zu überraschen, während es sich schminkt und die Bühnenkostüme der empirischen Realität noch malerisch verstreut umherliegen. Das Innere existiert für sie nur, soweit es Form geworden ist. Sie dreht die Achse der Weltbetrachtung um 90 Grad und hat es nunmehr nicht mit der erkenntniskritischen Antithese Subjekt-Objekt zu tun, sondern mit dem Gegensatz von Qualität und Quantität, der auch nur ein Einheitliches von zwei Gesichtspunkten zeigt. Verschieden sind nur die Wege, um zu der letzten Einheit zu gelangen. Die Mystiker kommen aus der Tiefe und erleben die Einheit und sehen in den Masken der Oberfläche Symbole der Tiefe. Der kritische Philosoph geht den umgekehrten Weg. Er erlebt nicht, er abstrahiert, flicht, gibt Schemata, Möglichkeiten, Rahmen, und all das nur „um wiederzukommen, wie Kassner es unvergleichlich sagt, um in der Begeisterung, der Leidenschaft, im Unfaßbaren, im Unvergleichlichen zum zweiten Male geboren zu werden, um in der Musik aufzuerstehen".

Zu diesen Versuchen, zu einer neuen kritischen Philosophie zu kommen, zählt das Buch des Grafen Keyserling, das Houston Stewart Chamberlain mit warmen Worten gewidmet ist. Es wäre Roheit, wollte man sorgfältig alle Fleischteile dieses wundervoll lebendigen Organismus ablösen, um das Skelett, den „Gedankengang" in seiner weißpolierten Langweiligkeit zu zeigen. Freilich könnte es einen schönen Beitrag zur Ästhetik der rhythmischen Künste geben, wenn man der Kette von Voraussetzungen, Beweisen, dialektischen Steigerungen, Ableitungen nachginge, das Spiel des Accelerando und Ritardando analysierte. Aber wesentlicher ist die Fülle von Anregungen, die an die verschiedensten Wissenschaften verschwendet wird: an Physik, Kosmologie, Biologie, Ästhetik, Psychologie, — all das Lebendige, oft Widerspruchsvolle und eben darum so Anregende, Fördernde. Denn „das Unwiderlegliche ist insofern unfruchtbar, als es nichts mehr voraussehen läßt", heißt es in der Vorrede. Und schließlich ist doch das „Unwiderlegliche" das einzig Wertvolle — nicht weil es bewiesen ist, sondern weil sich in ihm die Persönlichkeit spiegelt.

Seit Plato erkennen wir den Philosophen daran, daß er zu trennen und zu verbinden, das Einzelne im Ganzen und das Ganze in den Teilen zu sehen weiß. Alle großen Denker waren große Dramatiker. So hebt Keyserlings Buch mit der tragischen Spannung zwischen zwei Grundantinomien an, die sich aus der Enge der Physik zu weltweiten Dimensionen steigert. Aus dem Gegensatz von Kraft und Stoff, zwei Kategorien, die begrifflich nicht ineinander überzuführen sind, wird die Antithese Kontinuität — Diskontinuität. Sie wandelt sich und erscheint als Geometrie und Arithmetik und steht endlich als der Urdualismus von Sein und Werden vor uns; ewig für unser Denken geschieden; eins nur im Erleben für uns zwiespältige Wesen, zwischen Gott und Tier gestellt, unentschieden wie Botticellis Madonnen, „who are neither for Jehovah nor for his enemies", für uns Wesen des Übergangs. So bindet die dritte Grundkategorie: das Leben in sich Sein und Werden — als irrationale Zahl der Weltmathematik, wenn die Geometrie der Kraft, die Arithmetik dem Stoff entspricht. Und den Äther wagen wir als imaginäre Größe zu fassen ...

„Wie die Tragödie aus dem Geiste der Musik entsproß, so ist uns aus dem Geist der Mathematik das Drama des Universums aufgegangen."

Noch ist aber alles formloses Chaos. Die Mathematik gibt der Philosophie nur das Mögliche, nicht das Wirkliche. Hier und jetzt, in der Mathematik kehrt die Philosophie um und er-

kennt die Grenzen des Seienden und wird Rhythmik. Immer bricht sich das Kontinuum am Diskontinuum. Jedes Element, jeder Körper, jedes Weltensystem kann nur in bestimmten Grenzen bestehen. Und diese Grenzen sind die gleichen für die Bildung der Kristalle, für die Harmonie der Töne und Farben, für die Formen organischer Körper. Die gleichen Rhythmen leben auch im frei schaffenden Menschen und offenbaren sich am klarsten in der Kunst, die ganz Stil geworden ist, weil in ihr das Äußerste und das Innerste nicht zu trennen sind: in der Musik, in der sich für uns das Wesen der Welt am schönsten spiegelt: Die Welt als Symphonie . . .

Wir sind auf der Höhe angelangt. Unter uns liegen die unendlich verschlungenen und verworrenen Probleme der Erotik, des geistigen Schaffens, des Ichs, die uralten Fragen nach Freiheit und Notwendigkeit, nach dem Wesen der Wahrheit, nach dem Genie; und alle zeigen von diesem hohen und einsamen Standpunkt ein neues Gesicht und scheinen nur darauf gewartet zu haben, daß man sie von hier aus betrachte.

Wir fassen uns an den Kopf. Ist all das nicht ein Traum des Novalis oder jenes Größten, mit dessen seherischen Worten das Werk schließt, und der unter einer Skizze zum „Abendmahl" eine geometrische Aufgabe löste? Haben wir uns nicht fortreißen lassen von dem narkotisierenden Rhythmus leider falscher Schlüsse? Staunend blicken wir auf den Weg zurück, der uns hinauf geleitet. Keyserling sieht die Bedeutung seines Buches nicht in den ästhetischen Qualitäten des Aufbaus. Sein größter Ehrgeiz ist, eine kritische Tat vollbracht zu haben. Und sein Weg war die projektive Methode.

Süße alte Schulerinnerungen tauchen auf. Die Mathematikstunde ... Die meisten denken allerdings nur mit etwas perversem Vergnügen an trigonometrische Berechnungen und an das Ausziehen kubischer Wurzeln. Manche aber tragen noch in der Erinnerung den Rausch jener Stunden, da die projektive Geometrie tausend neue Wege zu weisen schien. Man sah die kompliziertesten Gestalten werden, sich wandeln und in andre übergehen. Figuren, die im Unendlichen lagen, konnten bequem untersucht werden, und selbst die mehrdimensionalen Räume wurden sehbar. In Keyserling sind viele dieser Blütenträume gereift. Die projektive Methode weist uns den Weg von den bekannten Gesetzen des menschlichen Geistes zu höheren „Funktionen", und wir erkennen schließlich in ihr die ursprüngliche Methode unseres Denkens. Kraft und Stoff sind uns ja nur als Projektionen auf das „Leben" bekannt, und alle Entwickelungen unseres Geistes hängen nach perspektivischen Gesetzen zusammen. „So ist denn die Methode unserer Philosophie die Methode des Menschengeistes, von innen besehen, selbst; wir tun nichts anderes, als den Weg fortzusetzen, den die Natur im Menschen, jenseits des Bewußtseins wandelt."

So ist es möglich geworden, das Objektive, Intelligible des Universums als Mathematik zu erfassen, alles Qualitative als Quantitatives, die Musik als Rhythmik, die Persönlichkeit als formales Gesetz. Und alle Inhalte unseres Weltbildes, die Begriffe, Farben, Töne, alle Qualitäten „sind bloß Gleichnisse nach ewigen Gesetzen fortrauschender Progressionen, die nur augenblicklich rasten, unaufhaltsam schwinden und nur im Vergänglichen ihr Sein bekunden."

Hier aber taucht der Dualismus unserer „gebrochenen" Übergangsnatur auf: der Bruch, den wir früher zwischen Kraft und Stoff, Kontinuität und Diskontinuität setzten, zwischen Sein und Werden — jetzt und hier sehen wir ihn zwischen Idee und Erfahrung als jenen tiefsten „Hiatus", über den Goethe und jeder echte Platoniker soviel gedacht. Die Philosophie spaltet sich hier in die Musik und die Maske, sie erlebt hier ihre letzte Spannung, ihr tiefstes Staunen und in ihm die letzte Einheit, die ihr das Denken nie geben kann. Doch es ist Zeit abzubrechen; denn anstatt ein paar Worte der Dankbarkeit über Keyserling, den kritischen Philosophen zu sagen, gerate ich in Versuchung, Kassner, den Mystiker abzuschreiben . . .

Kurt Singer

Kraft und Stil

Die Aktmalerei ist in der Kunst nicht bloß die erste Schule, sondern auch die letzte Formel geblieben. An der menschlichen nackten Figur konfrontiert sie sich am besten und am stärksten mit der Natur.

Hier zeigt sie das Können und bekennt sie das Schauen. Die Landschaft ist ihr zur weiteren musikalischen Fortbildung gegeben, das Stillleben zur Komposition und jedes Genre, das Stilleben mit Menschen ist. Im Akt treffen sich Farbe und Form. Die Schönheit des formalen Systems und die der assoziativen Farbe reizt beide Lager.

Wenn man in der neuen Berliner Sezessionsausstellung die Akte daraufhin ansieht, hat man die ganze Stufenfolge. E. R. Weiß malt einen kauernden Akt als Zeichnung, in der Ornamentik seiner natürlichen sich schneidenden und abgrenzenden Linien und Flächen. Linde-Walther stellt ihn in einer stumpfen Natürlichkeit hin, etwa in der dunklen Atmosphäre Courbets, mit dem leichten Glanz französischer Augen und einem grünen Tuchfetzen, dessen Bureaufarbe die Sachlichkeit des Fleisches nur erhöht. Kardorff legt ihn auf ein weißes Tuch mit der ruhigen Gelassenheit seines Temperaments, ohne Experiment, als Modell für einen Fleiß, dessen höchste Tugend die Aristokratie ist — denn es gibt auch einen plebejischen Fleiß. Tuch nimmt ihn als neuakademisches Material für die abstrakte Andeutung von Stimmungen, die sich rein formal durch das bloße Dasein von nackten Menschen übermitteln lassen, in Marées'schem Sinne, in Florentiner Erinnerungen, der Abend als Gedicht dreier nackter Menschen. Lichtenberger freut sich seiner als wollüstigsten Materials der Boudoirkunst: die nackte Frau, die nackte Frau im Pelz, die nackte Frau im Pelz mit dem Hund vor einem Leuchter. Block malt den alten dämmerigen weiblichen Atelierakt mit Spiegel. Curt Herrmann benutzt ihr Fleisch zur Übung des neoimpressionistischen Serpentintanzes der Farben. Purrmann schüttet die ganze Palette über ihren Körper. Bayer legt einer jugendlichen Kraft, die solistischen Pleinairtöne über die Haut zu gießen, keinen Zwang auf. Corinth aber zähmt die rustikale Wildheit durch eine gewisse Kultur der Tonnuance, wie sie jemand sich angewöhnt, der nicht mehr nötig hat, den grellsten Eindruck seines Auges aus Furcht vor der Nivellierung ohne Abzug hinzusetzen oder gar zu steigern.

Kraft und Stil heißen die beiden Stationen. In der Kunst dürfen sie uns reiner begegnen als im Leben. Im Leben gibt es fanatische Naturen, die nur ihrem Temperament und Glauben folgen, und Ruhemenschen, die nur in der Gesetzbildung, in der Subtraktion ihres Innern von den Konflikten existieren, die sich in dieser lieblosen Welt bilden. Das Leben täuscht uns wenigstens diese beiden Arten vor, denn in Wahrheit sind sie Ideale und leben fast mehr in den Augen derer, die sie verehren, als daß sie wirklich sich so rein kultivieren könnten. Aber die Kunst hat diesen Schein in ihrem Wesen und darum ist sie nicht nur ehrlicher als das Leben, sondern auch erziehlicher. Wenn ich einen Ruhemenschen im Leben verehren wollte, wie etwa Fontane, würde ich sehr bald sehen, daß ich mich blamiert habe. Wenn ich Fontanesche Romane lese, blamiere ich niemals. Hier ist das Fontanesche Kunst und bewußter Schein geworden und wirkt auf mich als elementare Kraft. Ich werde glücklicher, heiterer und zuversichtlicher. Und wenn ich eine schwarzhaarige Römerin von Feuerbach sehe, so steigern sich in mir Lebensgefühle, Dankbarkeiten und gewisse innere Engagements vor der Schönheit, die mir die wirkliche Schustersfrau Nana wahrscheinlich zerstört hätte. Und dasselbe finde ich auf der andern Seite: etwa bei Bismarck und den Webern Hauptmanns oder dem ersten Akt Pippa.

Liebermann hat auf der Ausstellung drei Porträts, die das Wunderbarste sind an Schönheitswerdung der Kraft, was man seit langem sah. Der Zufall fügt es, daß es drei Typen sind. Der Freiherr von Berger sitzt auf den Beschauer zu. Es ist ein Moment vor dem Lebendigwerden, wie ihn nur der Impressionismus fassen kann. Das unschön-ausdrucksvolle Gesicht ist kurz davor, zu sprechen. Es sitzt auf einem blauen Rock, der von rötlichen Tönen durchwebt ist, und auf einer weißen Weste, die wirklich weiß ist und in ihren weißen Strichlagen ein diskretes Spiel von Schatten modelliert. Die Hände sind toniger behandelt als das lebensprühende Gesicht mit seinen roten Temperamentsflecken, sie halten die Zigarre, die zur Charakteristik des Tempos eines Menschen immer noch ein gutes Requisit ist. Fürst Lichnowsky sitzt ganz im Profil

nach links (natürlich nach links — nach rechts würde unser Auge als Umdruck empfinden), er ist blaublütiger gehalten, also schattiger und gebundener in den Farben, graugelb, die Weste gelblich (wie löblich helle Westen sind, zeigen die Maler), der Nasenschatten, der bei Liebermann immer das Gerüst des Gesichts hält, stark herausgearbeitet, die Hände lang und nervös auf der Lehne. Endlich Dr. Strebel, wie Berger aus der Sammlung Hamburger Porträts: halb im Profil sitzend auf einem belederten Mahagonistuhl, in den Händen den Zwicker, leicht vorgebeugt, schwarzer Anzug, sehr kunstvoll nuanciert, ein kluger und bedächtiger alter Herr, dessen von den Jahren modelliertes Gesicht in seinen Wachsfarben gelb aufgemauert ist, vom blauen Schatten der Kravatte leicht kontrastiert. Diese drei Menschen kennen wir jetzt, weil wir sie durch das Auge eines Meisters sehn, der sie scharf faßte und dabei nichts von einer dekorativen Traumwelt besaß, in die er sie untertauchte. Gänzlich undekorativ und unstilisiert. Was er von sich selbst daran wendete, war nur die Kraft der Anschauung, nicht die Synthese einer Stimmung, die das Modell musikalisch verblaßt. Und diese Kraft setzt er in Technik um und die Technik ist die Anschauung. Mit Herrschergefühl zwingt er die Farben in ihre Erscheinung. Wir erkennen seine Hand in der geringsten Modellierung eines Muskels und eines Rockschattens. Und erkennen doch, daß diese Handschrift die volle Darstellung gibt. Heißhunger nach dem Leben fühlt man vor diesen Bildern. Sie elektrisieren unsere Bejahungsfähigkeiten, sie vermännlichen. Aus den sicheren und dennoch unverbrauchten Pinselstrichen gehen Erregungen in uns über, die uns so füllen, daß für einige Zeit das Zweifelsüchtige keinen Raum findet. Wir sind auf der fruchtbarsten Stelle der Erde: Persönlichkeiten durch eine Persönlichkeit geschaffen.

Wenn man von Liebermann zu Slevogt kommt, scheinen die Proportionen abzunehmen. Jener vergrößert die Menschen, dieser verkleinert sie etwas. Der Vergleich ist lehrreich, zumal Slevogt eine sehr beachtenswerte Fähigkeit besitzt, Porträts ohne Lüge zu malen. Als Menschenkenner und -schauer kommt er in dieser Ausstellung gleich hinter Liebermann. Aber er ist mehr „Maler" als dieser, er interessiert sich noch für Probleme. Bei der Dame in Blau ist das Blau, beim General in Weiß die roten Aufschläge und die bunten Orden ihm wichtig. Die Malerei will nicht in der Existenz des Modells aufgehn, sie bewahrt sich einen leisen dekorativen Rest. Wichtiger freilich als die Menschen ist es ihm nicht. Diese sieht er mit einer bewundernswerten plastischen Schärfe und in ihrem reinen Wachstum. Sogar in ihrem Tempo. Wie die blaue Dame schnell sitzt und der weiße General langsam sitzt, ist aus den Bildern ersichtlich.

Der Stil, entgegengesetzt, als formbildend, tritt bei Vuillard wunderbar hervor. Die Wirklichkeit ist in diesen dekorativen Panneaux ausgeschaltet, aber ihre Erinnerung bis in den letzten Realismus zurückgerufen. Das Leben ist tödlich, die Musik ist das Glück. Traumhaft schweben Gestalten durchs Zimmer, die mit Blumen, mit Handarbeiten beschäftigt scheinen. Paradiesisch bewegen sich Gestalten durch Gärten, die mit Lesen und Sprechen beschäftigt scheinen. Der wohlige Duft des Zimmers, rauchige Phantasien dämmerigen Mosaiks, und die heitere Luft des Gartens, weißgrüne Lieder von unendlicher Ruhe, geben Stoffe, Kompositionen, Farben. Jene wie aus Leder geschnitten, diese wie aus Fäden gewebt, Handarbeiten des musikalischen Gehirns. Alles wird Stil, Dekoration, Ruhe, und Form und Farbe sind Gesetze der Ewigkeit über allen Zufällen des rohen Lebens. Wolken und Gras und der Glanz der Kleider, blaue Sporthemden und grüne Changierreflexe auf roten Stoffen, Capes in ostasiatischem Braunrot, die Schichten der Bergabhänge, Latten der Jalousien, Fugen der Ziegel schweben als Ornamente um uns, die von einer äußersten Geschmackskultur geheißen sind, sich an die Wände zu flüchten, durch leise Klänge uns zu mahnen und durch die Ruhe, die ihnen geworden ist, uns fernzuhalten von der brutalen Sinnlichkeit. Dies ist die Macht des Stils.

Ist es die Größe Ludwig v. Hofmanns, daß er Kraft und Stil in einer seltenen, kaum glaublichen Mischung vereinigt? Aus den sonnigen Hainen stürzen die Tänzer im bacchantischen Parallelismus hervor, nach vorn zu

sich in Paare lösend, nach vorn zu in den Schatten, wo der nackte Knabe das Tambourin schlägt. Welches Feuer und welche heiße Kraft in den Gliedern, in den Farben. Das ist das Bild des Tanzes. Es tanzen die Menschen, es tanzen die Gräser und es tanzen die Farbenstriche der leichten Gewänder, die nicht nach der langweiligen und abstrakten Methode der Neoimpressionisten sich eigensinnig starr nebeneinander legen, sondern dem Rhythmus folgen, die Bewegung in Serpentinen wandeln, den Fluß der Reflexe in den dionysischen Zug hineinleiten. Alles, was wir heute vom Tanze ersehnen, den Rhythmus der neuen Kraft in Form und in Farbe, gibt dieses Bild. Das Paradies der Bibel ist ruhig und massiv, dies neue Paradies ist voller Bewegung, und voll Rhythmus in der Unruhe und Stil in der Kraft. Hofmann zeichnete für den Inselverlag eine Reihe seiner Tanzblätter, zu der Hofmannsthal die symphonische Einleitung schrieb. Zarte Bleistiftzeichnungen von seliger Freude an der Schönheit dieser bewegten Welt, der wirklich tanzenden und der heimlich tanzenden. Ich denke mir ein weißes Musikzimmer dazu und in die Panneele diese Blätter eingelassen. Es wäre köstlich, sie dauernd zu sehen. Denn ob wir die Kraft oder die Ruhe in ihrem Schein verehren, hier hätten wir immer ihr göttliches Bild, Natur und Hellas, Akt und Landschaft, Malerei und Musik, und gar die Möglichkeit, beides in einem sich schließen zu lassen.

O. B.

Ein neues Buch Arbeiterleben

Paul Göhre, der ehemalige Pastor, ist in der Literatur ein Stück Pfadfinder. Mit seiner Schrift „Drei Monate Fabrikarbeiter" hat er einer für Deutschland neuen Art sozialpsychologischer Monographien den Weg geebnet, und mit der Herausgabe der „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen" des Arbeiters Karl Fischer hat er den Grund gelegt für einen Literaturzweig, der, sofern sich nicht Spekulation auf das Sensationelle seiner bemächtigt, noch manche schöne Frucht tragen kann. Davon zeugt die soeben bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienene, ebenfalls von Göhre herausgegebene „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters," als deren Verfasser wir den 35 jährigen Arbeiter Theodor Bromme in Ronneburg-Friedrichshaide kennen lernen. Wie bei der so eindrucksvollen Autobiographie Fischers hat sich Göhre auch bei dieser, etwas weniger eigenartigen, aber dafür lebendigeren Lebensbeschreibung jedes retuschierenden Eingreifens enthalten und sich auf die mehr technische Redaktion beschränkt. Der Proletarier, der das geschilderte Leben durchlebt hat, spricht auf jeder Seite des Buches in eigenen Worten und Bildern selbst zu uns. Und auch ihm ist das Zeugnis auszustellen, daß seine Darstellung sehr wenig von Schminke merken läßt. Hier und da wittern wir die Rückwirkung kleiner menschlicher Schwächen, aber sie zeigen sich in so durchsichtiger Offenheit, daß das Buch im ganzen so wahr erscheint, wie Schilderungen eignen Erlebens überhaupt wahr sein können. Der Verfasser — sein voller Name ist Moritz William Theodor Bromme — weiß sehr anschaulich und lebhaft zu erzählen. Kann auch sein Buch, wie überhaupt Selbstbiographien dieser Art, sich in künstlerischer Anlage und Durchführung nicht mit jenen Meisterwerken der Erzählungsliteratur messen, bei denen, wie bei Gil Blas, Tom Jones, Martin der Findling usw., die Phantasie des Schöpfers frei walten durfte, so ist es dafür von den romantischen Einkleidungen und erkünstelten Sentimentalitäten frei, die uns in jenen Erzählungen heute so störend berühren. Bromme moralisiert nicht viel, er gibt seine Eindrücke, die heiteren wie die trüben, ohne Umschweife so wieder, wie sie in ihm leben. Und trotzdem er Göhres Weisung, streng bei der Wahrheit zu bleiben, als Bedingung für die Herausgabe des Buches einzuhalten hatte, zeigt er doch eine nicht geringe Fähigkeit, zu gestalten, zu packen und zu fesseln.

Theodor Bromme ist allerdings insofern kein ganz gewöhnlicher Proletarier, als er eine erheblich bessere Schulbildung erhalten hat, als sonst der Arbeiter. Er hat eine bürgerliche Mittelschule absolviert, und zwar, wie sein Buch zeigt, mit mehr als äußerlichem Erfolg. Trotz dieser besseren Schulbildung ist er jedoch

in den Niederungen der Gesellschaft geblieben oder unter der Ungunst der Verhältnisse jedesmal nach kurzem Aufschwung wieder in sie zurückgesunken. Und nicht nur ihm, der die Unvorsichtigkeit begangen hat, als Zweiundzwanzigjähriger zu heiraten und dem alle paar Jahre ein Neugebornes die zu ernährende Familie vermehrt hat, ergeht es so. Auch Arbeitskollegen von Intelligenz und Bildungsdrang bleiben mit ihm genau so im Proletariat, wie andre, die stumpfsinnig dahinleben und im Alkohol ihren Tröster finden. Eine merkwürdige Erscheinung, über die der Verfasser hier nicht weiter philosophiert, die aber umsomehr zum Nachdenken herausfordert, als sie nur wiedergibt, was derjenige, der Gelegenheit hat, sich viel unter Arbeitern zu bewegen, immer wieder beobachten wird. Er wird erstaunen, auf wieviel unverbrauchtes Talent und ungewürdigte Begabung er da stößt. Man fragt sich oft vergebens, welche persönlichen Eigenschaften es etwa sein könnten, die das Emporkommen des betreffenden Individuums verhindert haben, sofern uns nicht das Fehlen einer gewissen Rücksichtslosigkeit, das man bei Arbeitern nicht selten findet, beziehungsweise eine Abneigung gegen das Emporkommen über Kollegen, als genügender Erklärungsgrund erscheint. Dem Manchestermann wird es auch wohl genügen und ebenso dem Nietzscheaner, der die Sache in das Kapitel von der Sklavenmoral setzen wird. Aber nicht alle Welt ist so leicht zu befriedigen.

Es ist indes nicht nur diese Seite der Psychologie des Lohnarbeiters, auf die wir beim Überdenken des vorliegenden Buches, wie übrigens auch beim Lesen der Karl Fischerschen Denkwürdigkeiten stoßen. Brommes Buch ist durchaus nicht eine Nachahmung des Fischerschen. Es ist in ganz anderem Ton geschrieben, ein ganz anderer Geist weht uns aus ihm entgegen. Nicht nur ein anderer, wesentlich beweglicherer Volksstamm, auch eine andere, jüngere, unserem Denken näher stehende Generation spricht da zu uns. Und doch fällt uns beim Vergleichen als beiden gemeinsam ein gewisser Stoizismus auf, mit dem alle Schicksalsschläge, und wenn sie noch so hart fallen und noch so schwer empfunden werden, als quasi Alltäglichkeiten hingenommen werden. Eine begreifliche, aber darum doch nicht gleichgültige Folge der ganzen Daseinsweise des Lohnarbeiters, daß Schläge, die im Leben des Angehörigen der besser situierten Klassen Dramen bedeuten würden, hier nur den Wert von Episoden erhalten. Wie hart den Arbeiter ein mit Minderung seines Einkommens verbundener Wechsel der Arbeitsstelle treffen kann, wie viel Tränen er, und wenn es sich selbst nur um etliche Mark pro Woche handelt, namentlich beim verheirateten Arbeiter bedeutet, erfahren wir der Sache nach wiederholt bei Bromme. Aber es wird bei ihm, dem Verheirateten, von solchen und ähnlichen Schlägen fast ebenso ruhig gesprochen, wie bei Fischer, dem Junggesellen. Nichtsdestoweniger ist jedoch der Stoizismus Brommes ein anderer als der Fischersche. Dieser erscheint in der beschaulichen Darstellung Fischers als Symptom sozialer Indifferenz. Fischer sucht Verbesserung nur, wenn es ihm im Leben gar zu unerträglich gemacht wird. Bromme dagegen hat bald Verbesserung der ganzen Klassenlage als ideales Ziel vor sich. Für sie kämpft er, sie vor dem geistigen Auge, nimmt er es als zeitweilig unvermeidliches Schicksal hin, wenn er, sei es auf Grund dieses Kampfes oder infolge anderer Ursachen Verschlechterung seiner Lage erfährt. Kurz, er ist der moderne sozialdemokratische Arbeiter und als solcher mit seinem Loos so naturwahr geschildert, wie es ein Schriftsteller aus nichtproletarischen Kreisen schwerlich fertig gebracht hätte. Ein solcher würde versucht haben, den Typus nachzubilden, wobei dann gewöhnlich, sofern kein bloßes Schemen herauskommt, das Individuelle entweder über oder unter das Niveau herabgedrückt wird. Hier aber haben wir eine Persönlichkeit mit allen Besonderheiten, die aus ihr ein lebenswahres Individuum machen, und zugleich mit allen wesentlichen Eigenschaften, die den typischen sozialdemokratischen Arbeiter der Gegenwart kennzeichnen.

Es ist ein richtiges Vollbild vom Arbeiterleben. Die Arbeiterbudgets, welche von verdienstvollen Ökonomen aufgestellt worden sind, haben tiefe Einblicke in das Arbeiterdasein möglich gemacht, aber im letzten Grunde sind es eben doch nur Zahlen, die sie uns vorführen, sozusagen leblose Gerippe, zu denen der Leser

Fleisch und Blut hinzudenken muß. Hier haben die Zahlen in entsprechendster Weise ihre Ergänzung gefunden. Volles Leben pulsiert uns entgegen, in seiner sozialen Gleichmäßigkeit doch überaus wechselvoll, packend und gestaltenreich. Der moderne Arbeiter lernt sehr viel kennen, Menschen wie Zustände, daher der eigenartige, philosophisch gefärbte Humor, den wir so oft bei ihm antreffen und der zum Glück auch unserm Autor nicht fehlt.

Um auch etwas über die sozialpolitische Moral des Buches zu sagen, so hebt Göhre in der Einleitung mit Recht hervor, daß es erschreckend deutlich durchblicken läßt, wie wenig sich seit einem Menschenalter in der Lage der breiten Schicht der sogenannten ungelernten Arbeiter gebessert hat, während der Reichtum der sie umgebenden Gesellschaft so ungemein gestiegen ist. Der Geldlohn hat sich wohl gehoben, aber das andre? Gar manchen Lesers Jugenderinnerungen werden lebendig werden, wenn er bei Bromme von den Raubzügen liest, die dieser als Knabe mit Altersgenossen auf Obst usw. unternommen hat. Vergangene Zeiten! Unsere wachsenden Städte machen diese und ähnliche Ergänzungen des Budgets der Proletarierfamilie unmöglich. Heute muß alles gekauft werden, und wie teuer ist nicht gerade vieles von dem geworden, was die Älteren unter uns in der Jugend „für ein Butterbrod" bekamen. Als erfreuliche Erscheinung tritt uns in dem Bilde unter anderen die Figur des Fabrikinspektors entgegen, der dem Arbeiter im Kampf um das Recht auf Gesundheit, wie wir es nennen müssen, wirkungsvoll zur Seite steht. Auch den Nutzen der Arbeiterversicherung lernen wir erkennen, darunter nicht der geringste der Schutz, den der Arbeiter in seiner Organisation findet. Hier sehen wir ihn ohne propagandistische Anpreisung sich anschaulichst vor unseren Augen betätigen. Es ist viel über die allgemeine sozialpolitische Bedeutung der Arbeiterorganisation geschrieben worden; wer wissen will, was sie für den einzelnen Arbeiter bedeutet, dem sagt es diese Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters.

Eduard Bernstein

Die Solistin

Sie war fast eine ganz große Künstlerin, sie hatte fast die Dämonie der Sängerinnen, die einmal in jeder Generation erscheinen, geheimnisvoll in der Wolke des Ruhms, eine Qual und Verlegenheit aller feurigen Jugend, verführerisch durch die meisterhafte Keuschheit ihrer Kunst. Sie hatte ein unbändiges Herz und vergaß nicht, daß sie nur fast eine Zauberin war; man durfte sie ungestraft hören, man durfte sie loben, ihr Gesang bedrohte die Seelen nicht. O, man mußte sie in dem Konzert einer Rivalin gesehen haben, mit ihren horchenden, unruhigen Augen! Einmal in einer Pause kam eine Schülerin auf sie zugestürzt, knickste zusammen und küßte ihr die Hand. Sie sah auf das freudige, blonde, ethische Gesicht nieder, und ein Äußerstes von Ungeduld und Verachtung streckte ihre etwas gedrungene Gestalt; — sie wußte, daß die Kunst eine Sache auf Leben und Tod ist. —

Drei Teile der H-moll-Messe sind vorüber; wie lange sie gedauert haben, wer wüßte es zu sagen? Musik verwandelt das Gefühl der Zeit, und durch den Sturm der Chöre vermag die Erinnerung nicht mehr zu dringen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Erregung durch Müdigkeit dumpfer geworden ist, gereizter, hülfloser, wie durch Hunger. Die Luft im Saal ist schlecht geworden, und das Licht erscheint den empfindlichen Augen krank.

Aber der Chor Sanctus dominus Deus Sabaoth füllt wieder den großen Raum mit einer brandenden, dichten Einheit; wäre es ein schönerer Raum, er würde, meint man, mit seinem Inhalt mitfühlen, auseinandersinken und dem aufwärtsstrebenden Opfer seinen Weg zum Himmel frei geben.

Nach der Arie Benedictus drückt sich der Sänger unauffällig hinaus, und von den vier Stühlen der Solisten sind drei jetzt leer.

Ein gleichgültiger Herr, der Tenorist. Der Bassist trug einen Klappkragen und vermochte die Eitelkeit seiner entblößten Kehle kaum unter einer mittelmäßigen Diskretion zu verbergen. Nur die Kunst ist grausam, nicht die Natur; nur sie erniedrigt Menschen zur Materie; sie verfährt wie Cellini, der in die

Gußmasse zum Perseus nicht nur totes Metall, sondern fertige, feine, eigene Gebilde warf. Wieviel falsche Königinnen lassen sich photographieren und bieten den Stolz ihrer durch das Singen geweiteten und gewölbten Brust aus! Damit alle Jahr einmal das Werk eines vor sechs Menschenaltern gestorbenen Kantors aus seiner Merlinverzauberung ins Leben aufwache, muß ein Mann, einer Mutter Sohn und der auch einmal sterben wird, als der lächerliche Held seines Organs in Selbstgefälligkeit veröden. Oder hatte er von Haus aus nichts zu verlieren? Hat die Sopranistin etwas zu verlieren, die Meisterin, die man jedesmal wegen ihres Stils rühmt, wenn sie Bach gesungen hat? Eine lieblich dumme, göttlich seelenlose Stimme; die Stimme eines Engels, unversucht, rein, unangefochten von der Trübe des menschlichen, sterblichen, sehnsüchtigen Blutes.

Die Stühle dieser drei sind leer; und sie, die jetzt allein, dicht unter dem Stab des Dirigenten, auf dem Eckplatz sitzt, fühlt sich allein; sie ist kein Instrument mehr; sie wird nicht nur tönen, sie wird sprechen. Eine leis grauenhafte Freude rieselt ihr über die Kopfhaut; einen Augenblick lang fühlt sie ihre Kehle geängstigt von dem Übermaß des Willens in ihr. Sie erschrickt; sie fürchtet, die Präzision des Ansatzes zu verfehlen; sie erinnert sich, mit wie viel Kunst und Bewußtsein sie sich im ersten Duett neben der schwebenden Sopranstimme hat halten müssen. Es gibt noch kein Individuum bei Bach; sie hat entsagen müssen, um ihn zu singen. Die Angst in ihrer Kehle wächst, das Herz tut ein paar unrhythmische Schläge, eine flüchtige Bitterkeit ermattet sie. Der Chor rauscht um sie, als ob die Zeit stille stünde, qualvoll stille, erlösend stille. Er schweigt; es kommt wieder Bewegung in die Zeit, vom Orchester geordnet. Sie singt das Agnus Dei.

Einen Augenblick weiß sie es nicht, daß sie singt; dann hört sie sich. Weit, weit vor ihrer Beseligung vorbei, ganz draußen fließt die Arie dahin. Ihr Jubel drängt das fließende Lied immer höher; je menschlicher, je wollender er sie durchpulst, umso göttlicher und ferner fließt der Gesang.

Nun ist er zu Ende.

In ihr ist's nicht zu Ende. Wie könnte es denn zugleich mit der Melodie zu Ende sein, da sie ja mehr erlebt hat als eine Melodie! In diesem Saal, der so voll von Erleben ist, wo ein freudiger Riesenchor von Männern und Frauen und ein Orchester, die ganze Schar an einem Augenpaar hängend, fast die Bänke der Zuhörer zusammendrückt, wo Enthusiasten und Eitle andrer Art sitzen, Partituren lesen in der Selbstgefälligkeit dilettantischer Kennerschaft oder richterlich und schmerzlich die Brauen ziehen, wo Damen in einem plötzlichen Impuls, statt zu hören, sehen, wo Verwandte der Chormitglieder vor Eifer zappeln und rote Bäckchen bekommen, — in diesem Saal ist sie, in diesem Augenblick, allein und einzig. Sie hat nicht funktioniert, sie hat gekämpft. Sie hat ihre Kraft am festen Zügel geleitet, daß sie nicht selbstsüchtig ausströme; sie hat ihre Persönlichkeit so frei gemacht, daß sie sich weder aufdrang, noch schüchtern hielt: sie hat Persönlichkeit und Leidenschaft durch Bändigung gesteigert und wurde selbst Musik.

Und möchte weiter tönen, fort und fort. Es ist der Augenblick der höchsten Hingabe. Jetzt nur aufwärts, jetzt nur empfangen werden, umfangen werden! Von diesem Allgefühl könnte sie, zum ersten Mal, ins Einzelne, ins Menschhafte dringen, ohne es zu übertreiben und ohne es zu verflachen. Nur aufwärts jetzt, nur angenommen, hingenommen werden — in diesem Augenblick —! — — —

Aber sie setzt sich auf ihren Stuhl.

Nach der Sitte dieser Konzerte hat niemand applaudiert, und sie hat sich nicht verbeugt. Sie kann es nicht begreifen, daß nichts geschieht. Sie hat nicht einmal einen Nachbarn, dem sie ein freudiges oder ein blasiertes Gesicht zeigen könnte. Ein Kind, das seine Lektion gut aufgesagt hat, ist besser daran. Wenn sie jetzt hätte forteilen dürfen! Wenn der Beifall, der in allen Händen zuckte, sich hätte entladen dürfen! Man erstickte ihr ja den Triumph ihres Herzens. Hatte sie nicht gelebt, gelitten und gesiegt, wie nie in ihrem Leben? Nicht sie, sondern wieder triumphierte der Chor. Bach triumphierte, und gar der Dirigent triumphierte.

Die Zeit, waren es zwei oder drei Stunden, war dick geworden an diesem Abend; und als

das Konzert zu Ende war, wurde die Last dieser zwei, drei Stunden vom Beifallsjubel vieler hunderte von Menschen weggefegt. In Wahrheit wußte niemand mehr, was alles geschehen war.

Im Künstlerzimmer kamen ein paar freudige, zerstreute Menschen auf sie zu und machten ihr Komplimente. Offenbar schien es allen ein wenig lange her, daß sie gesungen hatte. Ihr selbst war es unendlich lange, ein ewig verschütteter Weg. Sie lächelte wie ein mißhandelter Mensch über jedes Wort und sah den Sprechenden geringschätzig in die Augen, ähnlich wie einst ihrer Schülerin in dem Konzert der Rivalin. Sie fühlte, daß sie nie mehr singen würde; sie fühlte, daß sie morgen wieder singen würde wie heute, vielleicht schlechter, vielleicht auch besser.

Sie fährt nach Hause. Ein Zufall, ein Gruß, ein Lichtblitz auf dem feuchten Straßenpflaster, der Anblick eines Stolpernden kann ihr die böse, vorwurfsvolle Ernüchterung aus dem Gemüt scheuchen. Es kann aber auch sein, daß sie mit den noch kalten Blicken einen Menschen sieht, den sie liebt, und das Geschenk zurücknimmt, die freiwillige Gabe, die auch den leidenschaftlich Besessenen noch zu einem freien Menschen macht.

Was bleibt einem leidenschaftlichen, unzufriedenen Herzen von seinen tiefsten, wahrsten Erregungen? Vielleicht nur eine mißtrauische Laune. Und was bedeutet eine Laune in einem ehrgeizigen Leben? Ein Schicksal vielleicht.

Tobias Fischer



Verantwortlich für die Redaktion: Prof. Dr. Oscar Bie, Berlin W 35.
Verlag von S. Fischer, Berlin. Druck von W. Drugulin in Leipzig.

